



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



Die Maje

0902
61
v.3

~~ANNALS~~



Library of



Princeton University.



Die Wase.

Ein Volksblatt

für

Alt und Jung im deutschen Vaterlande.

Herausgegeben

von

W. O. von Horn,

Verfasser der Spinnstube.

Dritter Jahrgang.

Mit zwölf Abbildungen.

Wiesbaden.

Verlag von Kreidel & Nibner.

1860.

Printed in Germany

Digitized by Google

(RECAP)

0902

.61

v 3 (1880)

I n h a l t.

	Seite		Seite
Abenteuer eines Fischers auf Hibdenssee. Mit einer Abbildung. Von Dr. L. Brehm	395	Menschenfresser	480
Bier und Bierrinken. Von H. Vogel	329	Merinos	239
Kur ein Bißlein. Von Dr. Meyer- Merian	178	Capitain Barry	240
Die Bonin-Inseln. Von Dr. G. Hartwig	166	Die wandernde Pflanze	384
Castalla und das Schlachtfeld von Castalla. Von E. Heusinger	397	Blagen	96
Ein Cavallerie-Regiment zur See. Von E. Heusinger	221	Von der Rist der arktischen Raben	480
Ein Tag auf Ceylon. Von B. D. v. Horn . Mit einer Abbildung	368	Der Riesenstint in Kasuren	93
Die australischen Colonien. Von Dr. G. Hartwig	471	Rio de Janeiro	432
Die Corallen-Inseln. Von Dr. G. Hartwig	305	Von den Santals	383
Dieß und Daß:		Der Scharfsinn der Indianer	336
Das Aderlaßmännlein	288	Die Schiffahrt unter dem Wasser	335
Das neuentdeckte Metall Aluminium	336	Die Schönheitsbegriffe der Menschen	480
Anekdoten	240.	Schutzmittel gegen Feuerßgefahren	431
Die künftige Aerndte vorauszubestimmen	288	Die öffentliche Sicherheit in Griechenland	48
Der Baobab	95	Der Erfinder der Streichhölzchen	240
Norwegisches Bauernleben. Ein Cyclus in 10 Bildern von H. Tidemand	143	Die Kermiten	575
Wo sind die höchsten Berge	335	Die Tiefe des Meeres	192
Der Biberfang	48	Die Lombola	287
Brasilien's wilde Biene	528	Unterschiede	191
Der Buchstabendienst in England	336	Der Vampyr	95
Copal Harz	240	Die Vermehrung der Nahrungsmittel für den Menschen	432
Was ein Dörnchen werden will, spizt sich frühe	431	Der Haber unter den Vögeln	48
In England	192	Wasserarmuth in Afrika	144
Das Erd-Essen der Indianer am Orinoco	384	Wasserfälle	288
Die Eplust	191	Ein Engländer, Dr. Wilson	576
Fische	576		
Ein deutsches Frauenurtheil von anno 1521	239	Andreas Doria und die Verschwörung Fiesko's. Von H. W. Stoll	216
Eine besondere Sitte der Fuchs-Indianer	192	Die Ehen der Vögel. Von F. S. Snell	137
Wunderbare Fähigkeiten	191	Die Elster. Mit einer Abbildung. Von Dr. L. Brehm	457
Die Hochzeitgebräuche	336	Englisches Leben in der Stadt und auf dem Lande. Aus einem Sommerauf- enthalte auf der Insel Wight. Von E. Heusinger	150
Die Empörung der Indier	239	Erzählungen:	
Der Kork	191	Anneli Engelberger. Von B. D. v. Horn	121
Von dem Leuchtkäfer	528	Ein Bild aus dem Volksleben. Von B. D. v. Horn	183
Die Lotterie oder das Lottospiel	479	Der Finger Gottes. B. D. v. Horn	385
Die Maskenja	383	Die weiße Frau. Von E. Döly	23
Der größte und der kleinste Mensch	431	Des Goldschmieds Tochter. Von E. Heusinger	433
Es gibt doch verwunderliche Menschen	576	Ich will vergelten, spricht der Herr. Eine Geschichte aus der Zeit vor 65 Jahren. Von B. D. v. Horn	141

	Seite		Seite
Eine Kaiserin. Geschichtliche Erzählung. Von E. Heusinger	337	Der Kaffeebaum und seine Frucht. Von A. W. Grube	228
Krieg u. Frieden. Von Althard vom Moos	429	Die Kamelschafe der südamerikanischen Andenketten. Von A. W. Grube	468
Ein Mittagsmahl bei Peter dem Großen. Von Emil Ohly	574	Der Lachs. Von A. W. Grube	131
Otto der Kühn. Von H. W. Stoll . Mit einer Abbildung	558	Künstliche Zucht der Lachse. Von A. W. Grube	183
Die Brämie. Eine Erzählung von Fer- dinand Schrader	289	Der Lämmergeier (Gelerabler). Von Dr. L. Brehm . Mit einer Abbildung	281
Seemannsgeschichten. Von W. D. v. Horn	97	Das Maisfeld. Von Dr. Wirtgen	505
Die Stadtmühle und die Wolkenbrüche. Von W. D. v. Horn	1	Menschenwohnungen in einfacher Form. Von A. W. Grube	372
Der Türkenhof oder Hans von Branden- stein. Ein deutscher Ritter des sechs- zehnten Jahrhunderts. Vom Verfasser des „Jahrhunderts der Umkehr“	49	Die Mönche von Haina. Von H. Stoll	477
Water Ulrich. Schweizerische Volksge- schichte. Von M. A. Fejerabend	197	Das Nordlicht. Von W. D. v. Horn	90
Eine schreckliche Verwechslung. Wahre Begebenheit. Von W. D. v. Horn	145	Der große Ocean. Von Dr. G. Hartwig	123
Eine Wette und ihre Folgen. Von D. W. v. Horn	481	Der Dichter Gottlieb Conrad Pfeffel. Ein Gedenkblatt. Von W. D. v. Horn	173
Der Felsblock. Von Dr. Meier-Merian	464	Die heidnischen Preußen und deren Be- kehrung. Von L. Strad . Mit einer Abbildung	319
Ferdinand VII. Heimkehr u. Don Raphael Niego. Von E. Heusinger	207	Die nützlichen und die schädlichen Raub- vögel. Von F. P. Snell	40
Die Fledermäuse. Von Dr. L. Brehm	186	Sicilien und seine Bewohner. Von E. Heusinger	562
Der Fürst Demetrius Augustin Gallizin. Der Missionär des Alleghanygebirges. Ein Lebensbild. Von E. Ohly	444	Die Steinkohlenlager in Großbritannien. Von Dr. G. Hartwig	570
Das Gewitter und seine Wirkungen. Von Dr. W. Köstle	517	Ein Stückchen deutscher Erde und deutschen Gewerbleißes. Von Dr. Dippel	420
Von Hamburg über Cap Horn nach Boldivia, Valparaiso, Callao nach den Guanoinseln. Von E. Heusinger	268	Der Tabak. Von A. W. Grube	413
Aus der Heimfahrt am Bord des englischen Transportschiffes „Bomona“ von E. Heusinger	80	Der chinesische Thee. Von A. W. Grube	313
Heinrich der Löwe. Von E. Heusinger	33	Der Torf als Brennmaterial. Von August Vogel	46
Helgoland. Skizze von E. Heusinger . Mit Abbildung	106	Die Ueberrieselungen und der gegenwärtige Acker-Culturzustand im Lüneburgischen. Von E. Heusinger	332
Graf Holzappel. Von H. Stoll	378	Ein Unglückstag der Stadt Mainz. Von H. W. Stoll . Mit einer Abbildung	163
Leben in Irland. Von E. Heusinger . Mit einer Abbildung	498	Gebelmnisse und Stimmen des Urwaldes. Von Dr. G. Hartwig . Mit einer Abbildung	27
		Die Wunder der Schöpfung. Von Dr. W. Köstle	233

Die Stadtmühle und die Wolkenbrüche.

Geschichten aus der Chronik von Bacharach am Rhein durch
Sebastian Fabian.

Rachzählt von W. D. von Horn.

I.

Ich brauch's Euch nicht erst zu sagen, hob eines Sonntagsnachmittags der Kürschnermeister Schmis an, als rings auf den Bänken unter der Linde am Fleischthörchen die befreundeten Bürger der guten Stadt Bacharach majeten, daß mir die Chronica des Meisters Sebastian Fabian dadurch so lieb ist, daß er immer seine Erzählungen an eine bekannte oder auch längst zerfallene Behauptung anknüpft. Aus der Abschrift, welche mein Großvater davon gemacht hat, hab' ich Euch schon manch' Stücklein erzählt und so will ich's auch heute einmal wieder thun, wenn's Euch genehm ist, Ihr Bürger?

Ein einstimmiges: Ja erfolgte sogleich.

bleib' mir aber bei der Leine, sagte Bräunches Willem, und fasete nur nicht rechts oder links in Hans' Aker. Es ist schon spät. Du wirst sonst, fürcht' ich, heute nicht fertig mit der Geschichte, wenn sie etwa langschößig sein sollte.

Sorg' nicht für ungelegte Eier, Willem, sagte der alte Guntrum ärgerlich. Fang du an, Schmis, ich will Ordnung halten; das Dreinschwäzen ist miserabel! Willem lachte heimlich, aber er schwieg, und Schmis hob an: — Das Jahr von 1711, erzählt Sebastian Fabian im Kapitel von selbigem Jahre, war ein schwer Jahr. Hatte schier des Regens mehr, als gut war, und eine grelle Sommerhize. Gewitter gab's im Sommer, und selbst bis in den Oktober hinein, beerdenweise, das heißt, zwei, und drei zusammen, und wo die sich hielten, da fielen Spähne. Unserer Gemarkung brachte selbiges Jahr bäßlich Unheil durch einen Wolkenbruch, wie er seit Menschengedenken nicht gefallen war, und große Ueberschwemmung. Die Stadtrecheneiffasse bekam eine Ohrkappe, die sie lange nicht vergessen hat, und die Bürger mußten in die Säckel hineingreifen, da außer Beedt, Rauchhafer, Bastardfall, Accis und allerlei Steuer, auch von jedem Stück Vieh, die Geissen nicht ausgenommen, und jedem Fuder Wein ein Erkleckliches mußte bezahlt werden — um Alles wieder herzustellen —

Wozu denn? fragte Bräunches Willem, und was denn? —

St! rief Guntrum. Es soll einmal nicht drein geschwaßt werden! Wart's ab, sagt der Jesuf.

Man meint, du wärst die alte Sturmfelsin aus der Fleischgasse, die, weil sie einmal ohnmächtig war, immer von ihrem ehemaligen Lode sprach, und niemals einen Christenmenschen ausreden ließ! zürnte Psaffe-Willem.

Solche Zurechtweisung von zwei Seiten wirkte. Er schwieg und der geduldige Schmis fuhr fort: Wofür? Wirft's gleich hören! Paß' nur einmal ordentlich auf! Der Sebastian Fabian sagt aber vorher noch Etwas, nämlich — er sagt: Grad wie damals, fiel ein Wolkenbruch anno 1719, und alle Weide trafen die Stadtmühle am Härtesten und beide Geschichten will ich erzählen, die von anno 1711 aber zuerst, wie es die Zeitfolge einer Chronica erheischt.

Jedermannlich weiß, daß das Stadthor, so gen Steeg führt, das Holzthor heißt, und auch warum. Ebenso weiß alle Welt, daß, wenn man zum Holzthor hinausgeheth, links hinunter der Weg zur Stadtmühle geht, die drüben am Schloßberg liegt, der auf selbiger Seite, der Nordseite, kahler ist und wächst schier nichts da als Ginster. Der Mühlenteich wird oben bei Rauheim, so gemeiner Hand Rawen genannt wird — hart vor der Münchrinne, dem köstlichen Brunnlein, oberhalb des Behrs, zur Seite der Ramener oder der Steinertsmühle, gefangen, läuft am Berge her und ist durch einen Damm hoch über dem Münzbach gehalten, und an selbigem Damme stehen dicht neben einander uralte Weiden-

köpfe bis zur Mühle herunter, und ist zwischen ihnen durch ein anmuthiger, kühler Pfad bis zur Münchrinne hinauf.

Gut gemacht! sagte Willem. Hab' da manch' Drosselneft ausgehoben!

Guntrum winkte ihm mit jornigem Gesichte. Ist doch selbst wie eine Drossel, die auch den Schnabel nicht halten kann, bis die Buben das Nest finden! rief er aus.

Laß' ihn nur, sprach Schmiß, wir kennen ihn ja 'mal, er kann's einmal nicht lassen! Nun liegen oben an dem Steeger Weg, ebenfalls links, aber hoch über der Mühle, zwei Gebäude, ein Haus und eine kleine Scheuer, darinnen die Pelzers seit Menschengedenken wohnen, die das Nachtwächteramt haben, und Stadtknechte zu aller Zeit, und beineben auch Pauder und Stadtpfeifer waren.

Die Stadtmühle war anno 1711 ein uralt, baufällig Gebäu, drauf ein Strohdach lag, das kein Mensch für ein Strohdach gehalten haben würde, sintemalen es von einer Moosdecke ganz überzogen war, die wunderbar grün, braunroth und braun drein schaute. Sie hatte Kautensfensterlein, anderthalb Spannen in's Geviert groß, und die uralten Mauern waren einerseits von Epheu, anderseits von Mauerraute, ganz überzogen. Die Mühle war aber die Dammühle der Stadt, wo jeder Bürger mahlen zu lassen gezwungen war; anders hätte keine Menschenseele bei dem alten Braun mahlen lassen, der einen heillosen Molter nahm, fluchte wie ein Türke, keinem Menschen ehrlich in's Angesicht blickte und so geizig war, daß er keinem Armen ein Stücklein Brot gab. Er wohnte allein in der Mühle mit seinem großen Hunde, den er, zum Aerger aller Leute, die Johannes hießen, Hannes rief. War eine abscheuliche Bestie, der manche Buchs zerriß, wenn seine Zähne nicht in's Fleisch gingen. Kam mancherlei Beschwerde über den bissigen „Hannes“ und gebot ihm der Rath der Stadt, er solle ihn abschaffen, aber der Braun sagte: Im November vorigen Jahres wollten Spitzbuben bei mir einbrechen. Da hat mich mein Hannes gerettet, denn durch sein Bellen und Beißen hat er sie fortgeschreckt. Wer allein wohnt, wie ich, der muß einen Hund haben, und die verfluchten Stadtbuben, die allerwegen Nichts taugen, haben ihn durch's Necken böß gemacht. Da ließ ihn der Stadtrath gehen und der Hannes bellte und biß und hielt ihn die Diebe vom Leibe, nach wie vor; mochte auch Jeder zusehen, wie er vorbeikam.

Der Braun war lebigen Standes, ein bärbeißiger Hagestolz, der sich selber fochte, und nur des Pelzers Rickelöschchen für ein Weniges im Dienst hatte, daß er ihm das Mehl in die Stadt brachte und das Korn mit den drei Eßeln abholte bei den Bürgern. Der Braun fragte nicht nach Gott und kümmerte sich nicht um die Leute, und den Rath und seine Gebote ließ er links liegen, wenn sie ihm nicht etwa einen Vortheil brachten. Wer's konnte, mied ihn und Mühle; und sie erzählten sich heimlich, er habe seine Seele dem Teufel verschrieben, drum stürbe er nicht und werde sicherlich hundert Jahre alt, denn darauf und auf's Geld laute der Pakt. —

Reich war er. Mit seinem Gewissen stand's nicht sauber, aber sein Geld hatte er, seit jenem Einbruch, an einem Weidenbaum am Mühlenteichdamme vergraben, an dem siebenten nämlich, rechts vom Damme, und wußte das Niemand zu selbiger Zeit. —

Woher weist du's denn? fragte Bräunches Willem.

Wart's ab, Willem, sagte Schmiß, das wird noch Alles sonnenklar, und noch mehr.

Der alte Braun stand fast mutterseelenallein in der Welt. Nur eine weitläufige Base von ihm war an den Verhardt Köwer verheirathet, einen Schlosser, der ihm aber niemals über die Schwelle kommen durfte, weil er ihn „Todenvogel“ nannte und den „bößen Hannes“ auf ihn hegte, wenn er einmal sehen wollte, ob der Wetter Braun nicht bald abgängig würde; denn er machte es ihm zu lange. — Und das wußte der Braun wohl — das ärgerte ihn daß. — Den Hund, der rabenschwarz war, hielten die Leute nicht für einen gewöhnlichen

Hund, sondern für den in eine Hundegestalt gefahrenen Gottseibeius! — Ob sie Recht hatten, weiß ich nicht, aber es war ein höllisch Thier, das ist wahr. Nun, sei's wie's wolle, sauber war der Braun nicht, dafür wird die folgende Geschichte Zeugniß geben.

Es war einmal, etwa ein Jahr früher, im hohen November. Damals lag Wochenlang ein fürchtbar dicker Nebel über Berg und Thal, also dick, daß man vom Holzthor die Mühle da unten nicht sah, und von der Mühle nicht Belzers Haus, in Summa schier keine Hand vor den Augen. Der Münzbach aber war fürchterlich groß, also daß er sich an dem Bogen in der Stadtmauer, wo er in die Stadt und zu den Gerbereien hinfließt, höchlich stauete und das Wasser sich zurückstellte beinahe über die steinerne Brücke, die zur Mühle hinüberführt.

So hoher Wasserstand war allemal für den Müller Braun eine schlimme Sache, denn er und der Müller Steinert zu Naven waren giftig auf einander von wegen des Brotneids, der tief in's Fleisch geht, wo er sitzt. Konnte Einer dem Andern einen Schabernack anthun, so liefen sie spornstreichs, um ihn auszuführen, und lachten im Herzen, wenn er gelang. Hinter des Steinerts Mühle war das köstliche Brunnlein Münzrinne, und grade etwas Weniges drüber hinaus, war das hohe Wehr, da der Mühlenteich der Stadtmühle sein Wasser fing. Da war eine Schleppe, damit man, wenn das Wasser zu stark und dick kam, es abweisen konnte, nach Sinn und Lust. Nun war der Steinert auch Einer, der nicht auf die Nase gefallen und nicht schief gewickelt worden, wohl aber mit allen Hunden gehegt war; denn er hatte braunrothe Haare, dazu das Sprüchwort sagt: Rothe Haare und Ellern Holz wachsen auf argem Boden. —

Die ganze Maje brach bei diesen Worten in ein schallendes Gelächter aus, denn der Rückenmacher Stübing, der ein großer Schalk und Erzschelm war, saß just neben Bräunches Willem, machte ein Schalksgeßicht, und fuhr, ohne daß es Willem merkte, mit der Hand gegen dessen rothe Haare, auf dem Rücken herauf, sagte aber Nichts. — Das war um so lächerlicher.

Der Schmitz hatte nichts gesehen und der Willem natürlich auch nicht, und so sahen sich denn Beide verwundert an, aber Bräunches Willem dachte an des Schmitz's Worte und an seine rothen Haare und ahnete, was geschehen war; wandte sich an Stübing und rief: Leutuger, hast du wieder Etwas gemacht? du Puderquaste!

Behüte! erwiederte der mit einem Gesichte, als könne er nicht drei zählen.

Da ging das Gelächter von Neuem los und Willem wurde roth, wie ein gefottener Krebs und fing an zu schimpfen, was er meisterhaft konnte: Puderquaste, rief er, ich —

Da warf sich Guntrum in's Mittel und ihm gelang es den Frieden und die Ruhe herzustellen, daß endlich Schmitz fortfahren konnte. Wie gesagt, hob er wieder an, der Stoffel Steinert war pffiffig, wie eine Aegel. Konnte er dann Braun Eins auswischen, so that er's und es war nicht selten, daß er ihm die Schleppe aufzog. Das war bei hohem Wasser eine arge Geschichte, denn das Mühlrad faste dann die Wassermenge nicht, und sie schoß in die Mühle und richtete entseßliches Unheil an. Das freute den Steinert.

Da nun der Mühlteich voll ging, und der Nebel so dicht war, so dachte Braun, du mußt Mal zusehen, ob der rothe Kanof dir nicht die Schleppe aufgezogen hat, daß du am Ende die Nacht in deinem Bette ersäuffst! Aber auf dem Mühlteichdamme kannst du bei dem Nebel nicht gehen, ritschest du aus, so fällt du in den Teich oder auf der andern Seite in den Bach und es ist Matthäus am Besten mit dir. Die Freude soll der Steinert nicht haben!

Er thut also seinen Hund in die Mühle, schließt die Thüre ab und will über die Brücke nach dem Steeger Weg gehen, um bei des rothen Steinerts Mühle vorbei zu schleichen und nach der Schleppe zu sehen, die er vielleicht wieder aufgezogen, zum Schabernack. — Raum tritt er vor die Thüre — der alte Belzer war schon in der Stadt und das Holzthor zugemacht — denn es war

längst zehn Uhr vorüber, — da hört er ein Pferd im Galopp gegen die Mühle herab kommen.

Was ist das? denkt er. Wie kommt um solche Zeit ein Gaul daher? — Er tritt eilings auf die Seite der Brücke, und ein stattlich Ros jagt an ihm vorüber gegen die Mühle, wo es plötzlich stutzt und wieder umwenden will. Da faßt er's fest am Zügel und das Thier steht, schnauft aber wie toll und kopfscheu. Der Braun sieht gleich, daß es ein Reitpferd ist, wenn auch nicht das Beste und Schönste; daß es aber keinen Reiter im Sattel, wohl aber einen Mantelsack hinten auf hat, und denkt: Laufft du mir in's Maul, so will ich dich auch nicht wieder hinaus lassen; führt's also schnell an die Stallthüre, wo seine Gsel stehen, macht sie auf, führt das Pferd hinein, bindet's an die Trauf und macht die Thüre wieder hinter sich zu. — Vor der Thüre aber bleibt er stehen und sagt zu sich: Ein Reitpferd hat auch einen Reiter gehabt; muß daher einmal sehen, wo der steckt! Eiligen Schrittes steigt er den Weg hinan und geht an Pelzers Haus vorüber, wo Alles im tiefsten Schlafe liegt, was noch im Hause ist, nämlich die Pelzerin und sein Gselstreiber, das Nifelöschchen, und schreitet dann weiter fort gen Naven hinauf. Den rothen Steinert und die Schleiße hatte er grundgänzlich vergessen. —

Der Nebel war fürchterlich dick. Er sah nicht eine Handbreit vor sich. Da stolpert er über einen Klumpen im Wege, fällt darüber hin und fühlt, daß das ein Mensch ist. Er richtet sich hastig wieder auf, und denkt: das ist der Reitermann! — Er faßt ihn an, rüttelt ihn und ruft halblaut in sein Ohr: Landsmann, redet doch! Was ist Euch passiert? — Wie heißt Ihr und wo seid Ihr her? — In dem Augenblicke aber regt sich in ihm der Teufel, der nicht satt wird und wenn er Ueberfluß hat, die Habsucht nämlich, und die Gier. Er fühlt im Sack eine Uhr, im Hosensack einen gespickten Geldbeutel — der Mensch redet nicht. — Er röthnt nur leise und blutet stark. Ha, denkt er, da ist Etwas zu machen! Er faßt den Menschen auf seine Schulter. Die Begierde steigert gewaltig seine Kraft und er rennt nach der Mühle, macht die Thüre auf und läßt den Menschen auf die Steinplatten fallen, daß er hätte den Hals brechen müssen, wenn er auch gesunden Leibes gewesen wäre und nicht etwa ihn schon gebrochen gehabt hätte. — Darauf holt er ein Licht; leuchtet ihm in's Gesicht und ruft: Es ist ein Jud'! — Er untersucht ihn. Zwar ist er noch warm, aber sein Gesicht ist bligebtau. — Das Blut strömt aus Mund und Nase.

Nun habt Ihr, liebe Mitbürger, wohl Alle gehört, sagte Schmis, wie gottlos man damals gegen die Juden gefinnt war. Man achtete sie kaum als Menschen. Gottlob, fuhr der wohlwollende Mann fort, in dem Stücke ist es doch seit 100 Jahren besser geworden, und die Menschen denken christlicher, gerechter gegen die Juden, achten sie und erfüllen ihre Bruderpflichten getreulich gegen sie. Damals war's anders, und der Müller Braun, in dem der Teufel der Habsucht jetzt herrschte und alles bessere Gefühl, Wissen und Gewissen erstickte, griff schnell nach Uhr und Geldbeutel, zog's heraus, trug's in die Tischschublade; nahm dann den Leichnam wieder und schleppte ihn an den tobenden Müngbach und warf ihn hinein. — Das wilde Wasser wallte hoch auf, bildete einen Wirbel und — von dem Juden war keine Spur mehr zu sehen.

Jetzt überließ's den Müller eiskalt. Wenn er hängen bliebe? sagte er zu sich. Wenn man ihn fände? Pah, rief er dann aus, dann gibt's Ausflüchte genug! — Pah! wie sollte das zugehen? Das Wasser rollt ihn fort in den Rhein und dann, glückliche Reise nach Holland! Aber der Frost stüttelte ihn doch von Innen heraus und es war doch nicht kalt. Der Teufel raunte ihm in's Ohr: Nach dem kräht kein Hahn mehr! Das beruhigte ihn. Es weiß und sah's kein Mensch! Nun gedenkt er des Mantelsacks; eilt in den Stall, schnallt ihn ab und trägt ihn in die Stube. Dort macht er die Läden zu an den Fensterchen und untersucht ihn. In dem Mantelsack lagen Tausend Gulden und ein Brief, darinnen stand, daß der Jude von Trier war, und auf die Weinprobe nach

Bacharach reiten sollte, wo die „Gabelung“ wie sie den Weinmarkt nannten, am 20. November sollte gehalten werden. Sein Herz hüpfte vor Freuden über den Schatz! Aber der Gaul? der Gaul? — der lag ihm auf der Seele, wie eine recht schwere Last. Was sollte er damit anfangen? Konnte er ihn so leicht loswerden, wie den Juden? — Zwar es kam Niemand in die Mühle. Sie war gemieden von Allen. Nur die Belzers fürchteten sich nicht vor ihr und ihm, der sie alleine bewohnte. Das Nifelöschen trieb die Esel und der Braun konnte den zehnjährigen Knaben recht gut außerhalb der Mühle sein Geschäft abthun lassen, sowohl das Auf- als Abladen; aber hörte man das Thier nicht wiehern? — Und was dann?

Endlich wurde er auch damit klar. — Das Pferd mußte fort. —

Eines Morgens kam er in Belzers Wohnung und sagte: Belzersvetter, wolltet Ihr nicht einen Tag Nacht geben auf die Mühle und die Esel füttern, und, wenn ich etwa eine Nacht ausbliebe, Eure Frau und das Nifelöschen drein schlafen lassen. Der „Hannes“ bleibt daheim; ich aber muß gen Bingen. Ich geb' Euch ein Simmer feines Mehl als Lohn für Eure Mühe, und ich denke, das wäre aller Ehren werth und ein gut Geschäft?

Der stirbt gewiß bald, weil er aus dem Hause geht und so freigebig wird! dachte der alte Belzer, und sagte dann: Warum nicht, Herr Nachbar. Wann soll's denn sein?

Morgen! erwiderte der Braun.

In dem Nebel? fragte Belzer verwundert.

Nach dem Nebel gibts Schneefall; dann komme ich nicht mehr dazu, war Braun's Antwort, und so war's gut und abgemacht. In der folgenden Nacht, als Belzer um drei Uhr Morgens zum letzten Mal geblasen und die Thore geöffnet, auch das warme Bett gesucht hatte, wickelte Braun alte Säcke um die Hufe des Pferdes, säumte es auf und führte es, ohne das Jemand es sah, glücklich durch die Stadt und zum Oberthore hinaus. Hier band er die Säcke los, setzte sich darauf, gab ihm einen Schlag und slog mit ihm den Weg dahin.

Naher der Clemenskirche begegneten ihm einige Juden.

Ku, ein schöner Gaul, sagte der Eine. Ist er feil?

Warum nicht? war des Müllers Antwort.

Ein Wort gab das Andre. In einer halben Viertelstunde waren sie einig. Belzer's verwunderten sich, daß er so schnell zurückkam, aber als er ihnen das Mehl gab, grübelten sie nicht länger nach. Das Geld, allezusammen, that er in einen alten wollenen Strumpf, steckte den in eine Rindsblase und begrub's an den alten Weidenkopf zu dem andern, und es lag da ein hübsches Sümmechen bei einander. Das Alles aber trug sich zu im November 1710.

Mit dem alten Braun aber stand's arg in selbigem Winter. Tag und Nacht hatte er keine Ruhe. War das Wasser im Münzbach groß, dann lag er im Fensterlein oder stand auf der Brücke, und starrte in das Wasser, wie ein Irrsinniger, brummelte unverständliche Worte in den Bart und schüttelte sich, als ob ein Fieberfrost in seinen Gliedern wühle; dann, wenn er hier nicht stand, lief er am Mühlenteich hinauf und hinab, oder im Hause treppauf, treppab.

Das sahen wohl Belzers, und meinten, das Gewissen müsse ihn beißen. Es war ein trostloser Zustand. Im Dunkeln hielt er's gar nicht aus und ein Licht die ganze Nacht zu brennen, das litt sein Geiz nicht; denn an Schlafen war gar nicht zu denken, bis er aus Erschöpfung zusammenbrach. Gerne hätte er das Nifelöschen zu sich genommen, um nur in der Menschennähe einigen Trost zu haben, aber dem Buben wurde es unheimlich, wenn er die Unruhe sah, die den Müller quälte. Am Tage half er ihm mahlen und lernte nach und nach das Mahlen, Schälen, Beuteln u. s. w., wie auch das Stellen der Mühle und das Steinscharfen; er war, bei seinen jungen Jahren, so kundig wie ein Mahlbursche, und — „er ist nicht so viel und fordert nicht so viel Lohn, wie ein Mahlknecht!“ sagte Braun, wenn er den Vortheil überschlug, den ihm das

Nifelöschchen brachte, wie er ihn noch immer nannte, obgleich der Knabe merkwürdig auseinander ging und stark wurde.

So gieng bis in den Spätsommer des Jahres 1711. Immer toller trieb's der Müller. Die innere Qual ließ ihm keine Minute Ruhe, und, wie er sich durch sein unkrätes, flüchtiges Wesen selbst quälte, so quälte er damit Andere.

Nifelöschchen sagte zu seinem Vater und seiner Mutter: Ich kann's in der Mühle nicht mehr aushalten. Mit dem Müller wird's alle Tage ärger. Der hat keinen Tag und keine Nacht mehr und dabei macht er Augen, daß es Einem Angstschweiß und Schrecken einsagt, und stöhnt und erschrickt vor jedem Geräusche. Ich bleibe nicht mehr bei ihm.

Vater und Mutter riefen ihm, zu bleiben und auszuhalten, und der gehorsame Sohn fügte sich dem Willen der Eltern, wie schwer es ihm auch wurde. Der Winter war endlich langsam und träge herumgegangen und der Sommer kam, der Sommer von 1711 mit den vielen schrecklichen Gewittern, die den Müller noch schrecklicher quälten. Wenn's donnerte und blizte, dann war er fast ganz von Sinnen und er rannte hinaus, wie arg auch der Regen und Sturm sein mochte.

Am 28. September 1711 war es, als sich ein Gewitter zusammenzog, das von „Hegelborn“ bis zu den „Fußlöchern“ hing, und dort mit seinem kohlschwarzen Gewölke nicht sich wendete, noch wich. Es donnerte, daß die Berge hallten und die Blitze fuhrn am Himmel herum, als ob es feurige Schlangen wären, die aus dem nachtdunkeln Schoß der Wolken herausführen nach ihrem Raube zu spähen, hierhin und dorthin, und ihn im Sprunge zu ergreifen. —

Der Müller rannte umher, wie ein Irnsinniger. Seine mehlsbestäubten Haare sträubten sich gräßlich; seine Augen traten ihm ordentlich vor den Kopf, und waren schauerlich anzusehen. Dann rief er ein Mal über das andere Mal: Jub', Jub', was verfolgst du mich? fahre hinweg! — In der Mühle rannte er treppauf, treppab, und dem Nifelöschchen wurde es so erschrecklich und grausam unheimlich, daß er sich aus dem Staube machte und hinauflief in seines Vaters Haus. Auch den Müller duldete es im Hause nicht. Er rannte fluchend und schwörend auf den Pfad des Mühlteiches. Dort stand er an dem Weidentopfe, wo er sein Geld begraben und suchte dem Mammon, der ihn so elend gemacht. Dann lief er hinauf gegen die Münchrinne, um die Schleusen nieder zu lassen, denn es fing an zu regnen, als würde es mit Rübeln vom Himmel herabgeschüttet. Das Regnen wurde aber immer schrecklicher. Das Wasser kam mit solcher Gewalt aus dem Steeger Thal; im Münzbach und Mühlteiche stieg es mit solcher Schnelligkeit, daß es aus dem Mühlteiche übertrat, den Damm des Teiches zerriß und an vielen Stellen wie ein reisender Wasserfall hinunter in den Münzbach stürzte, der schon so hoch stand, daß er das Thal ausfüllte bis an die Weinberge, und Pelzer's Haus da stand, vom grimmigen Gewässer umfluthet, wie die Pfalz im Rhein, wenn's Hochwasser im Rheine gibt.

Grade vor des Müllers Füßen war der Damm des Mühlteiches der Wassergewalt zur Beute geworden; es hatte in wenigen Augenblicken eine Grube gerissen, die nicht mehr zu überschreiten, ja nicht mehr zu überspringen war. Er wollte zurück — aber, welsch' ein Entsetzen! auch hier war der Damm gebrochen und durch eine ähnliche Kluft stürzte das Gewässer mit brausender Gewalt dem Münzbach zu, der zu einem Alles überfluthenden See geworden war, da ihm die Stadtmauer entgegenstand, und die ausgerissenen Bäume, die Hausstrümmern von Steeg und dergleichen, den Bogen, durch welchen der Bach in die Stadt floß, verstopft hatte und ebenso das Holzthor.

Zwischen dem Dammburche vor ihm und dem hinter ihm war nur wenige Schritte lang der Damm noch fest und auf dieser Stelle stand ein Weidentopf.

Seine Wurzeln halten den Damm! rief sich der verzweifelte Müller zu

und stieg hinauf in die dünnen Aeste, denn er war erst vor einem Jahre gerümmelt worden.

Da sah er in wilder Verzweiflung. Blicke er auf das wilde in sich wirbelnde Gewässer, dann mußte er sich sagen, daß bereits die Mühle bis zur Giebelstirne unter Wasser stand, denn Pelzers, deren Haus soviel höher stand, drüben am Berge, mußten schon auf den Speicher flüchten und das Nifelöschen sah zur Dachlücke heraus und rang die Hände.

In diesem Augenblicke hörte der Müller ein gräßliches Krachen — Jesus-Mariae-Joseph! rief das Nifelöschen — die Mühle stürzt zusammen! —

Hu! Hu! Jud' dein Fluch! Der Fluch des Betrugs! rief der Müller und raufte sein Haar. —

Er blickte unter sich und sah, wie immer gewaltiger die Fluth wurde; er hörte das immer näher heraufrückende Gewässer des gestauten Münzbaches — er fühlte, wie der Weidenkopf unter ihm wankte. — Muß ich denn in die Fluth, daß sie über mir zusammenschlage, wie über ihm? schrie er hinaus in das Brüllen der Gewässer.

Da senkte sich der Weidenkopf. — Der Damm brach auch, den seine Wurzeln gehalten, und mit einem entsetzlichen, hellgellenden Schrei stürzte der Müller hinab in die trübwirbelnde, brüllende Fluth, die, über ihm einen Trichter bildend, sich dann wieder gleichstellend, ihn begrub. —

Nifelöschen war der Einzige, der sein schauerliches Ende sah! —

Schmiz schwieg und Alle schwiegen unter der Macht des entsetzlichen Einbruchs. Selbst Bräunches Willem war bleich geworden. Gottes Gerichte bleiben nicht aus! sagte der Altmeister Barthel Schüppert mit seiner tiefen gewaltigen Stimme und ein kalter Schauer rieselte Allen durch's Blut.

Schmiz stand auf. — Für heute ist's genug! sagte er — und mit dem gute Nachtgrüße folgten alle dem gern gehörten Erzähler, der die Chronika Sebastian Fabian's so genau kannte, die etwa nur noch einmal in der Stadt vorhanden war.

II.

Als am folgenden Sonntage Schmiz mit dem dampfenden, silberbeschlagenen „Ulmer“ im Munde aus dem „Fleischthörchen“ trat, sah er die Reihen im weiten Kreise der Linde dicht besetzt. Sie harreten seiner mit Begierde, denn heute wollte er ja mittheilen, was sich weiter in und bei der Stadtmühle begab, wie es der wahrheitsgetreue Chronikschreiber seiner Vaterstadt berichtet.

Sie begrüßten ihn Alle mit Achtung, als er die Müze leicht von dem Silberhaare emporhob, und den „guten Tag“ Allen wünschte. Er setzte sich in den Ring und Guntrum sagte: Wir sind Alle gespannt, zu hören, was sich weiter bei der Stadtmühle begab.

Ich kann, sagte Schmiz, geradezu mit dem Morgen nach dem Wolkenbruche anheben.

In der Stadt hatte das ungeheuerliche Ereigniß nur wenig Schaden gethan, denn das durch das Holzthor und den Münzbachbogen in die Stadtmauer einströmende Gewässer war ja in seinem Gewaltstrome durch die Bäume, Balken, Hecken und Geräthe, die das Wasser mit aus dem Steeger Thale herabgebracht, am heftigen Einströmen gehindert. Die gewaltige Stadtmauer hielt das Wasser mit Macht zurück, und es floß daher während der Nacht langsam ab. Aus dem Holzthore und hinter den Häusern am Berg her strömte eine unabsehbare Menschenmenge herzu, das Schauspiel zu sehen. Aber es war ein Trauriges! Ganze Giebelwände von Häusern, Geräthe aller Art, entwurzelte Bäume und Weinstöcke mit edler halbreifer Frucht bedeckt, Leichname von Kühen, Geisen, Hundten, und drei menschliche, der eines Mannes von Breitscheid, einer blutjungen, schönen Frau von Steeg, die ihren Säugling noch krampfhaft mit den erstarrten Armen an die mütterliche Brust drückte und — der entsetzlich anzusehende Leichnam des Müllers Braun — dann da droben am Berge die völlig zusammengestürzte Mühle,

deren Schutt die drei armen Esel des Müllers bedeckte, das bot sich dem Blicke dar, der thränenstark auf dem schönen bleichen Leichnam der jungen Mutter ruhte, ein Anblick, dem kein Herz widerstehen konnte.

Lautlos stand die Menge vor diesen Zeugen einer furchtbaren Naturgewalt. Lautlos trockneten sie ihre Thränen, lautlos legte man die drei Leichname auf die Todtenbahnen, um sie einstweilen in den Kirchen der verschiedenen Bekenntnisse nieder zu stellen, und dann das, was im Wege des Wassers lag, wegzuräumen, damit es vollends ablaufe und man an das Räumen bei der Mühle kommen könne.

Dabei war besonders der Schlossermeister Köwer mit seiner Frau betheilig, denn sie waren die einzigen Erben des alten Müllers; aber erst am dritten Tage kam man daran. Waren ja doch zuerst die Leichname zu bestatten! Es war ein ergreifender Leichenzug, als die ganze Gemeinde Steg und die von Breitscheid die Berunglükten unter dem Geläute aller Glocken, begleitet von der Gemeinde von Bacharach, heimholten, um sie in die geweihte Erde des heimathlichen Dorfes zur stillen Grabesruhe einzusenken. Anders war es aber mit dem Müller. Nur Wenige folgten seiner Leiche hinauf nach St. Werner's Gottesacker, und keine Thräne floß an seinem Grabe. Alles nach Verdienst! Als man sorgfältig die Trümmer der Mühle wegräumte, wurde Niemand ärger gestäuscht, als Köwer mit seiner Frau; denn fast keine Leinwand, ein jammervolles Bett, altes, zerbrochenes Geräthe, von dem auch nicht Ein Stück brauchbar gewesen, und — kein Heller Geld — das war das Ergebnis des sorgfältigsten Suchens. Da folgte denn abermals dem Alten kein Segen, und wenn es auch nur der unlautere befriedigter Habsucht gewesen wäre! Der hat keine lachende Erben gemacht! sagten die Frohndarbeiter, als Alles durchwühlt war, und der Köwer und seine Frau kehrten mit langen Gesichtern und bitterem Unmuth im Herzen in ihre Wohnung heim.

Abends kam ein wohlmeinender Nachbar zu ihnen und sagte zu dem Manne: Gerhard, wenn dir der alte Kanof auch Nichts hinterlassen hat, so hast du doch ein schönes Erbe!

Wollt Ihr mich noch uzen? fragte auffahrend der Schlosser.

Mit Nichten, erwiderte der Nachbar. Hör' mich einmal verständig an; die Mühle ist ein uralter Erbpacht, den keine Macht aufheben kann, so lange noch Blutsverwandte als Erben vorhanden sind. Ihr aber, deine Frau und du, seid die Blutserven. Also ist der Erbpacht Euer. Die Stadt muß auf ihre Kosten die Mühle aufbauen für Euch. Nun meine ich, es ist noch kein Müller, der Wasser hatte und sich rührte, verdorben und betteln gegangen. Daß Ihr Nichts fandet, das beweist, daß der alte Schelm sein Geld irgendwo vergraben hat, wie es die Geizhälse zu machen pflegen. Ist's Euch bestimmt, so findet Ihr's, und es, auf dem freilich der Fluch ruht, zum Segen zu machen, das ist Euere Sache und das wird Euch leicht werden. — Den Weg dazu wißt Ihr wohl. — Nun meine ich, es könne dir nicht schwer werden, das Schlosserhandwerk aufzugeben, und Müller zu werden, denn der Schlosser sind in hiesiger Stadt fünf. Da hat Keiner vollauf zu thun, aber es ist nur Ein Müller da, und der hat den Vortheil des Bannwangs, das heißt, es darf kein Stadtbürger anderswo mahlen, als bei ihm. Da ist ihm das Brod gesichert für alle Zeit.

Da habt Ihr ganz Recht, Nachbar Scheib, sagte der Köwer, aber Ihr vergefset zwei Dinge. Zum Ersten, daß ein Schlosser noch lange kein Müller ist, und zum Andern, daß zum Müller auch eine Mühle gehört und die, die Ihr mir zudenket, liegt in Trümmern und müßte von Grund auf neu erbaut werden!

Der alte Scheib, der auch „des Raths“ war, lächelte.

Was du einwirfst, erwiderte er, hebt sich leicht, wie eine Feder! Ich denke, ein ordentlicher Mahlbursch reicht zu dem Ersten aus, und, da das Mahlen eigentlich ein grober Buchstabe ist, so braucht der Schlosser ein Bißchen Aht zu geben, um schneller, als du denkst, ein vollkommener Müller zu werden. Esel

anzukaufen und Sätze und dergleichen, erfordert ein kleines Kapital, das ich dir gerne für ehrliche Zinsen vorschleße. Das ist die Antwort auf das Erste, der ich nur noch beifüge, daß du einen theuern Mahlburschen nicht einmal brauchst. Als ich das Legtemal selbst in der Mühle war, da sah ich des Pelzers Kislöschchen in der Mühle handiren, und ich sage dir, der Bub versteht's wie ein Alter. Den kriegst du für ein Billiges und der wächst dir zum Mahlburschen unter der Hand heran, und goldtreu sind die Pelzers, das weißt du.

Was das Andere betrifft, so liegt es auf der Hand, daß die Stadt sogleich Hand anlegen muß, wieder eine Bannmühle aufzubauen. Ich will im Rathe schon dafür arbeiten. Nun aber mußt du sorgen, daß der Herr Landschreiber für dich ist. Du weißt auch, daß der, wie alle Pfälzer Beamten, nur Einen Hauptgrundsatz hat, den nämlich, „Mit Wasser backt man keine Pfannenfuchen.“ Du nimmst also ein Köllchen mit zwanzig französischen Thalern, drückst ihm das in die Hand, und die Mühle wächst wie ein Pilz aus der Erde heraus. Hier ist das Köllchen; du stellst mir nur einen Handschein darüber aus. Du siehst, ich meine es gut mit dir, nun thue auch, was ich dir sage. Gute Nacht! Ueberlege mit deiner Frau und sage mir morgen Bescheid; damit ging er.

Gute Freunde gib'ts genug, sagte der Gerhard zu seiner verständigen Frau, aber Ein Freund wiegt deren ein Duzend auf. Der Nachbar Scheib ist ein Freund, dem wir folgen wollen. Ich denke, er hat den Nagel auf den Kopf getroffen.

Das mein' ich auch, sagte die Frau. Bleibst du Schloffer, so können wir unserm Kesschen wenig mehr hinterlassen, als unser elterlich Erbe, denn an eine Errungenschaft ist in diesen Zeitläuften kaum zu denken, es sei denn der Bettelsack. Gott behüt' uns!

Sie legten sich die Sache noch ein Bißchen zurecht und schliefen dann fröhlich ein, denn sie waren einig, hatten sich lieb und sorgten treulich für ihr Kind.

Die Tagglocke hatte noch keine Viertelstunde geläutet, und der Stadtglockner Knauf war noch nicht zu seinem Hause auf dem Holzmarkt gelangt, dieweil er dämpfig war, da trat schon der Gerhard Köwer in Scheibs Stube, sagte: Guten Morgen, und meldete ihm dann, daß er und seine Frau ganz seiner Meinung beipflichteten; fragte auch, wann wohl der Herr Landschreiber zugänglich sei am Tage, er, seines Orts, habe noch Nichts mit ihm zu thun gehabt.

Um zehn Uhr, sagte freundlich der alte Scheib, dann hält er das zweite Frühstück, und du kannst dich überzeugen, daß sein dicker Bauch nicht vom vielen Fasten kommt.

Um zehn Uhr ging der Gerhard Köwer im langen, blauen Sonntagsrock gegen die Kellerei am Oberthor, schritt, den Hut in der Hand, durch's Hofthor in den weiten Hof. Ein Bedienter meldete ihn dem gnädigen Herrn und er wurde angenommen.

Er ist heute gut gelaunt, flüsterte ihm der Bediente zu, und es schmeckt ihm, daß es eine Art hat! — Du hast schon halb gewonnen.

Als der Meister in das Gemach trat, und seinen demüthigen, unterthänigsten Kragfuß machte, saß am Tische ein ältlicher Herr von mittlerer Größe, mit einem gewaltigen Bauche und Hängebacken und doppeltem Kinn. Er trug einen Rock, der goldene Treppen hatte, eine gestickte Weste bis auf die Kenden von weißem Atlas, eine schneeweiß gepuderte Perücke mit einem langen, schwarzgewickelten Topf im Nacken, nebst mächtigem Schlupf, und an der Seite bäumte sich ein Degen. Eine lange und breite Serviette war in die weiße Halsbinde gesteckt, um Weste und Bruststreifen zu schützen. Die Spitzenmanschetten waren vorfichtig zurückgeschlagen, und die Zähne und Kinnladen arbeiteten besser, als die Bauern auf der Frohnbe. Vor ihm, auf dem weißgebedeten Tische, stand eine Flasche Asmannshäuser Rother, ein Schinken, ein Kalbsbraten, ein Häring und ein gebratenes Hähnlein, nebst seinem Weißbrode. Der Herr Landschreiber faute

auf beiden Backen, sah den Meister mit halbem Auge an, und herrschte ihm, höchst übermüthig, die Worte zu: Was will Er? —

Gerhard ging, demüthig auf die Fußspitzen tretend, zu dem Tische, daran der gebietende Herr des Oberamts saß, legte schweigend die Rolle auf den Tisch, und ging ebenso zurück. Der Landschreiber griff nach der Rolle, wog sie in seiner Hand, sah höchst freundlich nach Gerhard, und sagte in einem ungemein lieblichen Tone: Setz' Er sich, mein lieber Meister Köwer, und trage Er mir ohne Fehl und Scheu sein Anliegen vor. Ich genieße derweile mein Frühstück, denn die Amtslast drückt und macht einen leeren Magen! Dabei arbeitet es sich nicht gut.

Die veränderte Windrichtung blies frisch in die Segel des Muthes des Bitenden. Er trug Alles vor von A bis Z ausführlich und eindringlich, und bat um gnädige Unterstützung.

Der Herr Landschreiber hatte während diesem Vortrag die Flasche geleert, sich auch ansehnlich in die Braten und den Schinken hineingearbeitet, und vom Häring die Eine Seite genommen. Jetzt nahm er die Serviette ab, wischte sich Mund und Rinn — schnalzte einigemal mit der Zunge, um einige Fleischreste zu entfernen, welche zwischen den Zähnen stecken und hob dann an: Das Alles ist nicht mehr als billig. An dem Erbpachte ist nicht zu rütteln. Die Junst kann Nichts einwenden, da es ein rechtmäßig Erbe ist. Die Mühle soll bis zum nächsten Sommer fix und fertig sein, darauf geb' ich hier meine Cavaliers-Parole, und somit leb' Er wohl, lieber Meister, und verlaß Er sich auf Mich! — Es beißt keine Maus einen Faden von dem ab, was ich Ihm da gesagt!

Als der alte Schmiß etwas einhielt, gab es ein brausendes Gelächter unter den Bürgern unter der Linde. In dem Lachen hörte man den Hohn! —

Man meint', bei meiner Treu, du wärst dabei gewesen! rief, diesmal seine Polizei vergessend, der Guntrum. Ist das von dir oder steht's so im Sebastian Fabian? — He! Rede!

Ich will mich nicht mit fremden Federn schmücken, sagte lachend der Kürschnermeister. Wörtlich so steht's im Fabian, und man sieht, wie der wackere Meister Alles haarklein erforscht, und, wie er jedesmal ein ächtes, wahres Spiegelbild der Zeit gibt. Ihr wisset Alle, entweder aus eigener Erfahrung oder von Euern Vätern, daß es vollkommen so war, und daß kein Zug an dem Bilde falsch oder erdichtet ist.

Gewiß wissen wir das, riefen die Männer aus. Wer in der Rheinpfalz nicht schmierte, blieb ein Fisch auf dem Trocknen, setzte Guntrum hinzu. Aber fahr' fort, wir bitten!

Der Scheib kannte die Gänge. Er bearbeitete den Rath der Stadt; der Landschreiber drückte nach und richtig, am 1. August 1712 zog der Gerhard — von dem sie scherzhaft sagten — weil die Schloffer vom Kohlenstaub schwarz zu sein pflegen: Er beweise, daß man doch einen Mohnen weiß machen könne — in die neue Mühle ein, die heute noch so steht, wie sie damals erbaut wurde, und man sieht, die Stadt hat Nichts daran gespart, und der Nachdruck vom Oberamte war gut.

Niemand war darüber falscher, als der Steinert von Rawen; denn dort hatten einstweilen die Bacharacher mahlen müssen, weil er der nächste Müller war. Das half ihm freilich Nichts, und der neue Müller mit dem Schloffer-Schurzfell fand, daß der alte Scheib ihm einen herrlichen Rath gegeben, als er ihm empfahl, Pelzers Nittlöschchen einstweilen als Mahlbursch in die Mühle zu nehmen; denn der stämmige kräftige Bub verstand Alles aus dem F, und kostete dem Gerhard nur halb soviel, wie ein gelernter Mahlbursch und that doch ebenso viel, wenn nicht mehr. Die Kunden waren mit Mehl und Molter sehr wohl zufrieden und selbst von Steeg kamen sie in die Mühle und gingen ohne Weiteres an der Steinertsmühle vorüber.

Der Gerhard lachte mit seinem ganzen Gesichte, als er nach dem ersten

Vierteljahre zusammenrechnete, wieviel Moltermehl er an die Bäcker in der Stadt verkauft. Da durfte er drei Jahre am Ambos stehen und hämmern und soweit wäre er nicht gewesen, und doch hatte er nicht gemoltert wie der ertrunkene Beter. —

Man muß aber auch sagen, er war ordentlich und dankbar. Nicht nur, daß er dem Rathsmanne Scheib seine Zinsen, und schon nach anderthalb Jahren sein Kapital zahlte, er nahm auch von seiner Frucht niemals ein Stäubchen Molter. Eine Hand wäscht die Andere — sagt Sebastian Fabian — oder — auch nicht! — sagte der Bettler, da schlug er dem, der ihm ein Almosen gegeben, die Art auf den Kopf! setzte Bräunches Willem hinzu.

Einige lächelten, Andere murrten über die Unterbrechung und Schmiß stopfte sich erst eine Pfeife. Als diese wieder dampfte, fuhr er fort:

Ich muß nun den Gerhard mahlen und maltern lassen, um meine Augen anderswohin zu wenden, wohin Ihr mir schon folgen müßtet.

In die Schule zu dem alten Holderbach, dem Urgroßvater dessen, der jetzt Lehrer ist, gingen in den früheren Jahren zwei Kinder, ein Mädchen und ein Knabe. Das Mädchen war Köwers Lieschen und der Knabe Pelzers Nisselöschchen. Wenn so ein unsichtbarer Zug schon Kinderherzen zu einander zieht, dann sollte man sagen, es sei doch ein Werk Gottes, denn die Menschen konnten da nicht das Geringste ab oder dazu thun. Wer auf die zwei Kinder geachtet hätte, würde sogleich gesagt haben, sie haben sich lieb! Sie waren immer bei einander. Die ersten Weilschen brachte Klas — wie sie ihn auch, als er erwachsen war, nannten — dem Lieschen. Den ersten Erbbeerstrauß suchte er an einer sonnigen Stelle des Münchholzes, und brachte ihn Lieschen, und so ging's durchweg mit allen Erzeugnissen der Jahreszeiten, welche die Kinder lieben, bis die braungefärbten Haselnüsse ein Ende machten im Gange des Jahres und in seinen mancherlei Gaben.

Das Alles kostete dem Knaben Zeit und Mühe, aber wenn ihn das wunderhübsche Lieschen mit seinen blauen Augen freundlich ansah, wenn ihn der frische, süße Mund anlächelte, dann war er reich, wie ein König, und Mühen gab's nicht für ihn. So blieb's durch die Schulzeit hindurch und als sie der Schule entlassen und zu des Herrn Nachtmahl gegangen waren, hatten sie sich fort und fort lieb, aber sie sahen sich höchst selten, denn Lieschen mußte Nähen lernen und der Mutter helfen, und Klas trieb des Müllers Esel. Denkt' sich Einer die Freude, als sie nun in der Mühle unter Einem Dache beisammen waren, und die Kinderzeit gegen eine schönere zurücktrat! —

Die Aeltern Lieschens wußten davon kein Wort, und es war sehr merkwürdig, daß sie ihre Liebe für einander recht heimlich hielten, und doch war sie lauter, wie der blaue Himmel. Das kam aber von des Mädchens erwachender Scheu und Scham. Dem Klas lag nichts daran, ob heimlich oder öffentlich, wenn Lieschen ihm nur gut war; aber bald fand er denn doch, daß das Heimliche schöner wäre, als das Oeffentliche. Klas schlief nicht in der Mühle, sondern drüben bei seinem Vater. Daraus erwuchs die Freude, daß ihm Lieschen Abends die Thüre der Mühle schloß und Morgens aufmachte — und daß sie ihm Abends die „Nachtstid“ mit einem Kusse gab und Morgens in gleicher Münze den guten Morgen auszahlte und mit solcher Münze war der Jüngling zufrieden für den ganzen Tag.

Das ging so fort, ohne daß es die Aeltern wußten und bis gegen das Jahr 1719. Da war Klas ein bildschöner, kräftiger Jüngling und Lieschen ein engelschönes Mädchen und beide waren siebzehn Jahre alt. Daumal begannen sie auch vom Heirathen zu reden. Der Gerhard war ein reicher Mann geworden und Klas war ein armer Mahlbursch gelieben und da kam das Erstemal das bittere Weh in die Herzen, das niemals ausbleibt, und die reichen Bursche von Bacharach schwarzenzelten um das reiche, schöne Lieschen, das die schöne

Mühle dem Gatten zubrachte. Da war das schöne Mädchen just noch einmal so viel werth.

Laß sie nur, sagte das schöne Mädchen zu Klas. Von Denen nehm' ich nie einen zum Manne, so wahr, als ich dich lieb habe! Du bist's, du bleibst's, dem ich gut bin von Kindesbeinen an und krieg' ich dich nicht, so geh' ich in's Kloster oder sterbe.

Das ist ja auch mein Glück, daß du mir treu bist! rief Klas und hob das blühende Mädchen mit seinen starken Armen in die Höhe, setzte es dann sanft nieder und drückte einen Kuß auf die schwellende Lippe; aber, fuhr er fort, lieb Lieschen, es haben noch Zweie mitzureden, und der arme Schloffer ist ein feinreicher Müller geworden und — ich bin ein armer Mahlbursch geblieben, der's nie zu einer Mühle bringt und des armen Nachtwächters Sohn, der ihm, kein Erbe geben kann!

Wenn ich dir aber eine Mühle bringe? fragte das Mädchen erröthend, schlug ihm leise auf die blühende Wange und sprang davon, ohne zurückzusehen. —

Klas blieb stehen mit gefalteten Händen; sah traurig an die Erde und fiel in ein Brüten und Träumen, bis die Mühle klingelte und den träumenden Mahlburschen weckte, daß er hastig davon sprang und aufschüttete. Wenn der Luftzug die Asche wegbläst, wird das verborgene Feuer offenbar. —

Hör' mal Grethchen, sagte der Müller zu seiner Frau, wenn das Lieschen Morgens dem Klas die Thür geöffnet, und sie Abends hinter ihm geschlossen hat, und das Kind zurückkommt — dann glänzen seine Augen, wie strahlende Sonne, und die Wangen blühen, wie Essigrosen, in höherer Gluth! — Das kommt nicht vom Winde!

Und wenn sie sich begegnen, lachen sie sich einander an und werfen sich Blicke zu, die leuchten, und lächeln sich zu, wie du — und ich — als wir uns lieb hatten! sagte die Frau und sah ihren Mann betroffen an, denn es fiel ihr jetzt wie Schuppen von den Augen.

Merkst du was? fragte der himmellange Müller, und sah seine Frau scharf an. Ich habe gemerkt, was auch du gemerkt hast, erwiederte sie und lächelte in der Erinnerung, die sie angedeutet.

Und bist zufrieden damit? fragte er rasch. —

Das hab' ich noch nicht gesagt, war die Antwort der Frau, die jetzt ernst wurde. Gerhard Römer schüttelte den Kopf. Das will mir nicht zu Sinne! sagte er. Es paßt sich nicht. Des Nachtwächters, Stadtknechts, Stadtpaukers und Stadtpfeifers Sohn und unsre Tochter! Der ist lumpig wie eine Kirchenmauw und wir sind reiche Leute. Steinerts Philipp lauft sich die Beine ab, von Rawes herunter, und die reichen Bacharacher Bursche gehen dem Lieschen zu Gefallen, daß es eine Plästr ist. Soll sie der Klas heimführen?

Und sie führt sie alle am — Narrenseile! sagte die Mutter. Und es sind doch prächtige Bursche darunter, z. B. Amling's Jakob und Lang's Peter!

Und warum? frag' ich, sagte der Vater. Warum führt sie das Mädchel am Narrenseile?

Weil es den Klas lieb hat, sagte die Mutter, und der ist braver und schöner, als Alle!

Hols der Kukuf, das geht nicht, eiferte er. Niemals!

So mein' ich auch! Gleich und Gleich gesellt sich gut, bemerkte sie. Das ist Ordnung.

Was ist da zu machen? fragte er. Man muß da ein Ende machen! —

Ich will ihm einmal den Staat stechen, versetzte die Mutter. Hilft das Nichts, so muß der Klas fort. Freilich weiß ich, daß er deine rechte Hand ist, und es mit deiner Mahlkunst nicht weit her ist; aber er muß ja doch auf die Wanderschaft. Willst du's ihm nicht sagen, so geh' zu dem alten Zunftmeister Greifenstein am Krahnenthor, dem Bäcker, da ihr ja zu Einer Zunft zusammengeschweißt

seid, und sag's ihm, der macht ihm Beine, wenn er keine zum Wandern hat. Der ist der Mann dazu!

Da hast du Recht, sagte Gerhard Köwer und rieb vergnüglich seine Hände, und dachte, jetzt hab' ich Geld und kann einen theuern Wahlburschen bezahlen. Damals freilich, als mich der Klas aus der Brüche zog, war's anders; aber ich kann dem armen Schwelmen doch mein Kind nicht geben. Es klappt nicht!

Der Rath zwischen Mann und Frau war gehalten. Beide einstimmig, nur Ein Theil wanfend und unsicher, und das war hier die Mutter.

Soll ich's sagen warum? dann muß ich's mit den Worten Sebastian Fabian's thun, sagte Schmitz. Der sagt: „Der Mensch vergift doch gar zu leicht, in welcher Schule er gelernt hat! Wenn ich's so überlege, so war des Gerhard's Vater ein armer Schlucker und Einer von der Art, da man saget im Sprüchwort: Gleich und Gleich gefellt sich gern — sagte der Teufel zum Schornsteinfeger, da waren sie alle Beide schwarz. Ob denn da ein Stadtpfeifer, Pauker, Nachtwächter und Waibel oder Stadtknecht von besserem Schrot und Korn sein möchte, als so ein Ruß- und Schlotvogel? — Aber so ist's, wie das Sprüchwort wiederum sagt: Wenn die Raupe ein Schmetterling wird, so flieget er hoch in die Lüfte. Das findet sich wohl fast sehr oft bei den Menschen. Die Köwere waren allzumal Schornsteinfeger seit Menschengedenken, bis des Gerhard's Vater aus einem Schornsteine im Saalbaue herunter fiel und auf dem Herde den Hals brach. Da wurde seine Mutter wetterwendisch und ließ den Gerhard fluggs in die Lehre zu einem Schlosser in Wesel gehen, aber eben so fluggs war seines Vaters Brudersohn Kamin- oder Schornsteinfeger, denn Art läßt nicht von Art, sagte der Fuchs, als er das Huhn fraß, wie auch ein Sprüchwort sagt. Aber wer kann's ändern, wenn des Menschen eitler Sinn hoch fährt, wenn ihm die Flügel wachsen? Die Mutter dachte wohl: Grethchen, hast du vergessen, wie dein Herr Vater, seliger, sagte, da lebt' er noch: Willst du den schwarzen Rußvögeln in's Nest fliegen, Kind? So ein Schlosser ist auch von einer schwarzen Junft und sind Schmutzfinfen, die sich alle Woche einmal sauber waschen, und das ist Sonntags. Der lange Gerhard ist nicht aus der Art gewichen. Mir behagt er nicht! Halt, Grethchen, fuhr sie in ihrem Selbstgespräche fort, einen Andern möchtest du nicht, Konne werden auch nicht! Da stecktest du dich hinter die gute Mutter. Die hatte ein Herz für ihr Grethchen, und brachte den Vater herum und du heirathetest bald nachher den Gerhard. Hast du kein Herz für dein Kind, dein Lieschen? —“

Als sie solche Frage an sich selbst that, da brachen ihre Thränen hervor, und sie weinte lange und aus Herzensgrunde, weil sie das Gewissen schlug. Endlich hatte sie sich wieder gesammelt, und fuhr, nach ihrer Art und Weise, mit sich selber redend, also fort. Ja, ja, auf dem Gelbfack sitzt der Teufel, sagte in seiner Predigt der Kapuzinerbruder Florian am Frohnleichnamstage, nach der Projession, als er am Zolle predigte unter freiem Himmel. Seit wir aus dem Ach und Weh sind, ist uns der Kamm gewachsen. War denn der Gerhard etwa reich, als ich ihn bekam? Daß sich Gott erbarm! Halb Nichts rechts, halb Nichts links und ganz Nichts hinten und vorn. So stand's, und ich hatte doch ein Haus, Garten und drei Stücke, in der Bombach Eins und auf der Vogtwiese Eins und ein Wingertchen in der Wollfel. Da war ich doch reich gegen meinen Gerhard. Hab' ich darnach gefragt? — Nein, ich hatte ihn lieb und er mich, und wir haben uns noch lieb.

Dem Gerhard kamen solche Gedanken nicht, weil ihn der wachsende Wohlstand blind machte und Hochmuth und Habsucht ihn beherrschten.

Soviel aber ist gewiß, daß die Mutter schwere Reue über ihr Gespräch mit dem Vater hatte, und sich der Sünde fürchtete, demgemäß zu handeln. Vielmehr sann sie auf heimliche Ränke und Schlänke, wie sie ihren Gerhard könnte auf's Trockene setzen und ihrem Lieschen zum Glücke helfen, denn mit dem Klas wurde sie gewiß glücklich. —

Dem Mädchen, das so froh und heiter, so glücklich und zufrieden war, sagte eigentlich Keins ein Wort — bis zu gelegener Zeit. Die kam für den Vater, als sie von Spabrücken von einer Bettfahrt heimkehrten. Da gab's Thränen und ein schweres Herz! — Armes Kind! Jetzt war im Hause Leid, statt Freude, die bisher darin gewesen war. Das Lieschen sang vom frühen Morgen bis zum späten Abend, wie eine Lerche, und der Klas pffif und sang, wo er ging und stand. Plötzlich war's, als habe ein Zauberschlag den Sommer zum Winter umgewandelt; der Gesang schwieg und das Pfeifen schwieg, und es war so still im Hause, daß man Nichts hörte, als das ewige Klappern der Mühle und das Rauschen des Münzbachs.

Zu Klas hatte der Müller gesagt, als er ihn, am Mehlkasten sitzend, fand: Klas, du bist jetzt siebzehn Jahre alt und Etwas besser, da wird's Zeit, daß du an's Wandern denkst. Die Zukunft fordert's und dein Fortkommen. Sieh', daß du auf eine Rheinmühle zu Mainz kommst. Da gib'ts ein Löhnchen! — Sie können's auch; denn gegen die sind alle Müller pure Lumpen! So Einer malt in vier und zwanzig Stunden mehr, als ich, der ich noch Wasser vollauf habe, in dreimal soviel Zeit, und dann muß es noch gut gehen. Aber in die Welt mußt du.

Klas schwieg; endlich sagte er: Ja, es ist richtig; auch der Altmeister und Junstälteste Greifenstein, brunten am Rahmenthor, hat's gesagt, als ich ihm gestern Weismehl brachte.

Gut, erwiderte der lange Müller, thue dazu. Wer früh anfängt, ist bald fertig, sagte der Schuster, da stand er um elf Morgens auf, und ging um sieben Abends schlafen. So sagt das Sprüchwort.

Ja, sagte Klas und lief roth an, es sagt auch: Wo du hinderst, da geh, denn fortgeschickt werden thut weh! — Er stand auf und ließ den Meister verblüfft stehen. Er verstand, was Klas sagte, und Klas wußte, was er sagte, denn der alte Greifenstein war so Einer, der Nichts hinter dem Berge hält. Er hatte in seiner rauhborstigen Offenheit ihm Alles gesagt, was eigentlich Gerhard hatte wollen verschwiegen haben. Da war denn das Mäntelein gefallen und der Müller stand in seiner Blöße da, und eine Bitterkeit kam in des Burtschen Seele, die sich ägend in das Herz fraß, und einen Ausbruch heischte, den er ihr denn auch in dem Sprüchwort gegeben hatte, das bei dem Müller das Schwärze in der Scheibe traf.

Einmal trafen sich die beiden Liebenden allein. Klas sah sein Lieschen an und sah so traurig drein, daß ihm die rothen Wangen bleich geworden waren, und Lieschen brach in ein lautes Weinen aus und fiel ihm um den Hals.

Es muß sein, sagte er. Sie geben's nimmer zu, ich weiß es, denn dein Vater hat bei dem alten Greifenstein von der Farbe geredet. Der hat mir's gesagt. Ich soll fort! Aus den Augen, aus dem Sinn, denken sie. Wollte Gott, es wäre so, dann verblutete das arme Herz nicht!

Nein, Klas, nein! rief das Mädchen. Rede nur so nicht! Dein Herz und mein Herz sollen nicht verbluten! Ich weiß wohl, wie's steht, seit der Spabrücker Wallfahrt, aber ich weiß auch, wo der Eltern Gewalt ein Ende hat und haben muß! Ich hab's vor dem allgegenwärtigen Gotte unter dem freien Himmel geschworen, ich heirathe keinen Andern, als dich, und bleibe dir treu bis an's Ende. Da legten sie die Hände in einander und gelobten sich ewige Treue und damit war's fest bei ihnen, aber froh wurden ihre Herzen nicht. Sie wußten, welche Kämpfe es gab.

Als der Müller das Elend im Hause sah, da wurde es ihm wackelig um die Seele. Es war kein Glück mehr da. Das Kind war stille und traurig; der Klas war lebendig todt, und seine Frau sah aus, als wollte sie ihr Testament machen. Dennoch blieb er jähe wie Bast, und sagte: Es gibt sich, wenn er einmal fort ist! Aus den Augen, aus dem Sinn! Das ist so bei dem jungen Volke! —

Der Klas war nicht säumig, Alles zu seiner Wanderschaft vorzubereiten. Er war von der Junft schon vor fünf oder sechs Jahren zum Gefellen gesprochen; hatte die Mühle vor den Meistern der Lade geschärft; hatte sie gestellt; hatte Gerste gerollt, Erbsen geschält, Roggenmehl gemahlen, Weisemehl geschwungen und gebeutelt. Sie hatten einen Mordrespekt vor dem jungen Gefellen gekriegt, und der Steinert von der Nawener Mühle sagte zu sich: Wenn's der Bub' nicht besser versteht, wie ich, so will ich gehängt werden! Das sagte er freilich nicht, sondern wiegte den Kopf rechts und links und meinte: Es ginge schon an, wenn der Klas noch drei bis vier Jahre auf die Wanderschaft ginge und ordentlich aufpafte, so könne er bestehen. — Er drang auch in der Junft auf das Wandern des Klas, weil er dachte, er spiele damit dem Gerhard Köwer einen rechten Streich, denn das stand fest, einen solchen Gefellen kriegte der Gerhard nicht wieder und dann hieß es: Adjes Kundschaft! Das galt freilich nur für die, die außerhalb des Mühlbannes lag; aber die ärgerte auch den Steinert über die Maßen, denn bei denen, die im Mühlbann lagen, war keine Wahl — allein, wenn die Steeger an seiner Mühle vorüber zur Stadtmühle gingen, dann war's doch zum todtärgern. Nun, sein Rath schlug an. Die Junftmeister stimmten bei, und so war's fest. —

Es war am 20. August 1719, als der Klas gegen Abend gegen die Mühle kam, und gesenkten Hauptes gegen die Wohnstube ging. Er klopfte an wie ein Fremder, und als der Müller herein! rief, da öffnete er bescheiden, grüßte und sagte: Herr Meister, ich will morgen wandern, und will Euch ein Lebewohl sagen. —

Ei, du hast ja deinen Lohn noch zu kriegen von anderthalb Jahren! rief freudig bewegt der Müller. Brauchst du denn kein Geld?

Eigentlich nicht, da ich schon eine Stelle habe, sagte Klas. Hätte eine näher haben können. Der Steinert bot mir gestern Abend, da er aus der Junftstube kam, das Doppelte von dem Lohn, den ich von Euch bezog; aber ich weiß, es ist Euch eine Seelenangelegenheit, mich fortzuschaffen, und da wollte ich Euch die Schmach nicht anthun. Ich gehe nach Mainz auf eine Rheinmühle, wie Ihr es mir gerathen!

Es kann sich kein Mensch eine Vorstellung machen, wie es dem Müller bei solcher Rede zu Muthe war. Er wußte nicht, was er thun, nicht, was er sagen sollte. Da blieb Nichts, als drein zu lächeln. Das war am wohlfeilsten — und half aus der Brühe.

So! sagte der Müller und ging an's Geldschränkchen, rechnete den Lohn aus, zählte ihn auf den Tisch und Klas nahm ihn dann, reichte dem Müller die Hand und sagte mit ruhiger Kälte: Lebt wohl! Ich habe Nichts gegen Euch verfehlt, als daß ich Euer Kind lieb habe, und dafür will ich Eure Vergeltung nicht. Lebt wohl! —

Er ging, aber drunten an der Thüre standen zwei weibliche Gestalten, die weinten. Es war die Müllerin und Lieschen.

Macht mir das Herz nicht schwer! bat Klas, aber es war schon schwer, und pochte stürmisch. — Beide waren kaum eines Wortes fähig. Lieschen umhalste und küßte ihn und sagte: bis in's Grab!

Da riß er sich los und eilte über die Brücke hinüber, in's elterliche Haus. Dort stieg er hinauf auf seine Kammer und legte den Arm auf den Tisch und den Kopf auf den Arm, und an der Erde rann bald ein Bächlein, darin einer Seele Weh seinen Ausdruck gefunden. — Das Bündel war geschwürt; Alles in Ordnung, als er endlich wieder herunter kam.

Klas, wann gedenkst du zu wandern? fragte ihn sein Vater mit wankender Stimme.

Es ist noch heiß am Tage, Morgens und Abends aber kühl, so will's ja der August, sagte Klas.

Belser ermannte sich, als er Klas so reden hörte; aber es war bei Klas

eine große Macht, die er anwenden mußte, um in solcher Weise Herr über sich selbst zu werden, und dennoch bligte hier und da noch einmal die volle Macht seines Gefühls heraus. Seine Mutter war trostlos, gerade, als ob er in den Tod ginge.

Das Uebermaß in einem Andern führt uns in der Regel in's rechte Maß zurück. So erging es hier Klas. Der stürmische Schmerz der Mutter gab ihm die Ruhe wieder, daß er ihr selber Vorstellungen machen konnte. Keins von den Dreien machte einem Unmuth Luft, der doch gegen den Müller in ihren Seelen war. Sie wußten genau, was ihn bewogen hatte, zu handeln, wie er gehandelt. Da Klas einmal wandern mußte, so bezwang man die Stimme des Herzens in dieser Beziehung in stillschweigender Uebereinstimmung. Aber Jedes fühlte den giftigen Stachel.

Allmählig senkte sich die Sonne. Pelzer sah zum Fensterlein hinaus. Klas, sagte er, du darfst mir noch nicht fort. Dort über dem Bacharacher Walde, bis herüber zu den „Fuslöchern“ hängt wieder so ein Gewitter, wie Anno eif, Gott behüte uns! Die Wolken, so meint man, lägen auf dem Walde, so tief stehen oder gehen sie, und schwarz sind sie, wie die Nacht. Wer treibt dich fort, wenn du auch noch eine Nacht in deinem Vaterhause schläfst? Der da drüben nicht, denn wenn er auch von einem armen Schlucker ein Pfennigfuchser geworden ist, so bin ich ihm Nichts schuldig, und über meiner Schwelle endet sein Einfluß. Mag ihn —

Ein Donnererschlag von fürchterlicher Schwere unterbrach das frevelnde Wort welches eben über die Lippe wollte.

Herr, sei uns gnädig! rief erschreckend der alte Pelzer, und setzte dann hinzu: wie das gekracht hat! Ein Blitz folgte; ein zweiter noch härterer Schlag; dann trat eine Unterbrechung ein und einige schwere Regentropfen fielen auf die ausgetrocknete, dürstende Erde. Nach den wenigen Tropfen hörte es indessen wieder auf zu regnen, allein der Donner folgte fast ununterbrochen den zischenden leuchtenden Blitzen und es wurde Allem, was lebte, selbst den Thieren unheimlich zu Muth. Von daher, sagte der alte Pelzer, und deutete nach Nordwesten hin, kommen für unsre Thalrichtung nur schlimme Gewitter. Weißt du noch, Mutter, wie Anno eif der Wolkenbruch über uns kam, da hing das Gewitter auch über den „Fuslöchern“ und wankte und wich nicht. So hängt auch dies wieder so drohend an derselben Stelle. Gott schütze uns! Es kann arg werden, wenn es sich entlädt.

Wenige Augenblicke später erfolgte ein Blitz, so hell, so grell, daß das Zimmer, wo sie weilten, in hellen Flammen zu stehen schien und ein so trachender Donner folgte, daß Pelzer von seinem Stuhle auffuhr und rief: Jesus-Maria-Joseph! das war ein erschrecklicher Schlag, der wohl irgendwo eingeschlagen hat.

Unmittelbar nach dem gellenden Donnererschlage begann der Regen in fürchterlicher Gewalt herabzustürzen. Man sah den Müller über den Teichdamm eilen, die Schleuse am Wehre bei der Münchrinne zu schließen. Gleich darauf kehrte er eiligst zurück, allein er watete schon im Wasser, denn der Teich lief schon über und begann an einigen Stellen zu reissen. Drüben am Berge kamen Massen Erde mit Weinstöcken herab, und es bildeten sich Rinnale von be deutendem Umfange. Da der Mühlenweg abwärts führte, so floss die Masse des Schlammes dorthin und füllte bald die Tiefe des Baches aus, der schnell über die Brücke wegschoß.

Der Müller erreichte glücklich seine Thüre, allein das Gehäuse, wo die Räder gingen, war schon voll Schlamm und die Räder standen stille. Das Wasser des Teiches, das hier keinen Ausweg mehr fand, schoß gegen die Thüre, zu deren unten nicht passender Fuge es nun in die Mühle drang, schnell die Räume füllte und in die Stube, wo Müller's wohnten, hineindrang. Müller's mußten in das zweite Geschöß flüchten. Der Regen nahm völlig die Natur des Wolkenbruches an. Man konnte von Pelzer's Fenster aus, wo Klas stand und

mit bebendem Herzen nach der Mühle schaute, diese nicht mehr sehen, so schof das Wasser vom Himmel. Wie es unten stand wußte Niemand.

Es war indessen oben im Thale die Verwüstung des Wolkenbruches ihren entsetzlichen Gang gegangen. Entwurzelte Bäume sträubten sich an jedem Widerhalte und rissen, selbst von des Wassers Gewalt fortgerissen, Alles mit sich gegen die Stadtmauer, wo ein Strom durch das geöffnete Holzthor hinabschoß, ein Anderer gegen den Bogen in der Mauer, dadurch der Münzbach einschoß, seinen Weg nahm.

Um den Schrecken zu vermehren, hörte man drunten in der Stadt die gewaltige Brandglocke heulen, deren entsetzliche Stimme weithin die Kunde trug, in der Stadt sei Noth und Verheerung.

Was in der Mühle vorging, konnte Niemand wissen, denn der Hülfseruf wäre verhallt in dem gewaltigen Aufruhr der Elemente und im Brausen der Gewässer, die mehr und mehr aus den oberen Thälern herabschoffen und von den Seiten der Berge allerlei Schutt in das Thal schwemmten, selbst gewaltige Steine.

Klas faltete seine Hände zum Gebete für die Verlassenen drüben in der Mühle, von denen er weder Etwas hören, noch sehen konnte. Sein Herz schlug heftig vor Angst um sie, die gewiß in Noth waren.

Unterdessen hatte sich der Bogen der Münzbach wieder, wie Anno eils, gestaut und der einzige Abfluß war das Holzthor. Da dieß indessen hoch über dem Bogen liegt, so hatte das Gewässer Raum, sich empor zu heben. Stieg es bis zur Höhe des Weges, so war die Mühle bis an's Dach unter Wasser.

Allmählig hatte sich der Schoß der Wolke entladen. Der Regen strömte weniger dicht, und man konnte den Berg sehen — dann die Mühle. — Indessen stieg, von den oberen Zuflüssen genährt, das Wasser mit wildem Wellenschlage fort und fort höher auf. Jetzt gelang es dem Auge des Jünglings, die Mühle zu sehen. Das Dach der Mühle, die mit dem Giebel gegen die Straße stand, reichte hinten nicht bis an den Berg, vielmehr war eine große Kluft zwischen diesem und dem hinteren Giebel des Gebäudes, wo das Wasser zu beiden Seiten des Hauses herabschoß. Und welch' ein Glück war es, daß die Nordseite des Schloßberges wenig Erde hat und der Fels an vielen Stellen sehr zu Tage liegt, denn im entgegengekehrten Falle hätte der Schutt sich ohne Zweifel zwischen Mühle und Felswand eingekleilt und das, wenn auch sehr dauerhaft gebaute Haus erdrückt.

Aber was erblickte der angsterfüllte Jüngling? — Auf der Firste des Daches saßen die Dreie aus der Mühle in trostloser Lage. Jede Minute in Gefahr, mit dem Gebäude in die schäumenden, trüben Gewässer begraben zu werden, jede Minute erwartend, daß sie die vom Himmel herabschießende Fluth wegrisse, klammerten sie sich an die scharfe Schneide des Daches, die mit Blei überlegt war. Kein Laut kam über ihre Lippen, die nur noch beten konnten und in diesem Horre der armen, hülflosen Seele ihr einziges, aber auch das beste Anker erkannten.

Klas erkannte aber auch im Augenblicke ihre Gefahr. Was sollte, was konnte er thun? Kein Kahn, Nichts, was einem Fahrzeuge ähnlich war, oder als solches dienen konnte, war ihm zur Hand! — Da drüben aber war das Mädchen in Todesgefahr, was sein Ein und sein Alles war! — Wirre Gedanken irrten in seinem Kopfe umher. Bald wollte er in die Wellen sich stürzen und hinüber schwimmen; allein dann sagte ihm der Verstand, daß er rettungslos untergehen müsse in diesem Bogen und Drängen der Fluthen; bald dachte er daran, einen Balken als Träger aufzusuchen, um auf ihm hinüber zu fahren; aber auch das erwies sich bald als leeres Hirngespinnste. Eine Leiter war das Einzige, was sie retten konnte. Auf ihr konnten sie vom Dache an den Berg kommen, was allein sie retten konnte, da grade hinter der Mühle der herabschießende Wasserstrom sich seitwärts gewendet hatte, wo der Fels einen Graben zuließ, aus dem die darinnen ruhende Erde weggeschwemmt war, und der nun als tiefes Rinnsal das Wasser von der Mühle ableitete.

Jetzt erinnerte sich Klas, daß außen am Hause, am Haken von Holz, eine große Leiter hing.

Zwar war das Wasser unten in's Haus gedrungen und er mußte fast bis unter die Arme in's Wasser gehen, aber was gelingt nicht in Stunden einer so gewaltigen, allseitigen Aufregung? — Die Leiter hob er herab. Ein Dielstück diente als Ruder. Als er sie flach auf das Wasser gelegt schwang er sich in die Mitte des seltsamen Fahrzeuges und — er jubelte seinen Dank zum Himmel empor — er konnte die Leiter, die nicht sank, fortzubern! — Mit seiner ganzen Kraft griff er mit dem Bordstück in die Fluth und die Leiter schoß vorwärts. — Vor dem elterlichen Hause, wo der Weg zur Mühle hinabging, gab er ihr eine Wendung nach der Mühle und da das Wasser hier bloß wirbelte und sich an der Stadtmauer brandend brach, so gelang es ihm glücklich, gegen die Mühle zu rudern; allein hier entstanden neue Schwierigkeiten; das vom Berge herabströmende Wasser trieb die Leiter zurück. Todesmuthig rang er mit dieser Gewalt. Die Zurufe, die Gebete der sich in Gefahr befindenden drei Unglücklichen waren ihm indessen ein so gewaltiger Sporn, daß er mit erneueter Kraft mit seinem Bordstück in die Gewässer griff und endlich die aus dem Wasser empor stehenden Aeste einer Weide ergreifen konnte, die ihm die gewünschten Anhaltspunkte darboten.

So gelang es ihm, die Leiter, welche zweimal zurückgeprallt war, endlich an's Gelände des Berges oder besser, an den Felsen zu bringen, wo in den Nischen desselben Haken festgewurzelt waren. Es socht ihn nicht an, daß es die Ranken dorniger wilder Rosen und Brombeeren waren, an deren scharfen Waffen er seine Hände blutig rißte. Wie konnte er in solchem Augenblicke an diese Verwundungen denken? —

Er zog die Leiter an den Felsen an, daß sie der Länge nach wider demselben lag. Nun aber fehlte ein Seil! — Auch hier wußte der Erfahrene Rath. — Er riß Schößlinge von der Weide los, drehte sie zur Holzseile oder zur „Wiede“, und es gelang ihm, die Leiter für's Erste festzuhalten. Nun kletterte er mit nicht kleiner Gefahr auf den Felsen. Alles Erdreich war aufgelöst und da dieser Umstand fast keinen sichern Auftritt zuließ, so mußte er mit der größten Vorsicht verfahren. Dennoch gelang es, festen Tritt zu gewinnen. Mit einem Aste der Weide, den er abbrach und einen Haken daraus machte, hob er die Spitze der Leiter aus dem Wasser. Das lockere Band, das sie hielt, brach durch die Wendung des Leiterbaumes, und er zog sie mit fast übermenschlicher Kraft aus dem Wasser, den Abhang hinauf und brachte sie zu der Firste des Daches, wo, da der Regen nun ganz aufgehört hatte, der Müller hervorgerutscht war, dieser die Spitze ergriff und sie schief an zwei der, der Länge nach am Dache befestigten Eisenhaken festhing, an welchen die Schieferdecker ihre Leitern zu befestigen pflegen.

Als Klas aus dem Gemache seiner väterlichen Wohnung auf den Vorplatz ging, ahneten seine Eltern nicht, was er vorhabe. Erst da, als sie ihn, auf der Leiter knieend, durch die Wellen sich hindurcharbeiten sahen, mußten sie, wie er es bewerkstelligt; aber da ergriff sie auch die namenloseste Angst um ihren braven, theuern Sohn.

Händeringend standen sie an den kleinen Fenstern. Die bebende Lippe stammelte Gebete für ihn. Sie konnten ihn mit ihren Augen begleiten, und sahen mit angstvoll bebendem Herzen alle die Anstrengungen, welche der Jüngling mit eigener Todesgefahr machte, die zu retten, welche ihn in die Welt hinaustrieben. Welche Angst die armen Elternherzen ausgestanden? Wer könnte es sagen, wer sie ermessen? — Nur das Eine erwähne ich, sagte der alte Schmis, weil es der alte Pelzer dem Sebastian Fabian selber erzählt hat, daß sie, als er das Land glücklich erreicht, und der Müller die Leiter ergriffen hatte, auf ihre Knie nieder sanken und Gott, dem Herrn, mit heißen Thränen für seine Rettung dankten.

Aber wie war es den Armen ergangen, die droben auf der Firste des Daches in entsetzlicher Todesangst und Gefahr saßen?

Fraget Ihr mich so, sagte Schmitz, so muß ich Euch mit den Worten Sebastian Fabian's antworten: „Die in der Mühle versahen sich eines solchen Vetzlers nicht, hatten auch nicht Zeit, noch Lust daran zu denken, sintonmal ein Jegliches seinen eigenen Gedanken nachhing. Das Lieschen saß droben in seinem Kämmerlein und wollte sich schier die schönen Keugelein aus dem Kopfe herausweinen, daß der Klas fort zog und es ihn nun nimmer sehen dürfe zu seiner Augen Weibe. Die Mutter saß in der Wohnstube und ließ auch manche Thräne fließen um ihr Kind, das der Vater nun unglücklich gemacht, und machte sich überdies die herbsten Vorwürfe, daß sie gleich Anfangs dazu eingestimmt, als ihr Mann davon zu reden angehoben, und Er stand in der Mühle, da er noch keinen Mahlburschen hatte, und mußte die schweren Säcke heben und ausschütten, und so weiter, was eines Müllers Handwerk in Summa ist, und kreuzte mächtiglich, theils über die schweren Säcke, theils über die vielschwere Arbeit, und dachte: Hättest du den Klas noch einmal! — Und dachte ferner: Bist doch im Grunde recht undankbar gegen ihn; denn, genau angesehen, von wem hast du im Mahlwerte gelernt, was du weißt? Von Niemanden Anders, denn von ihm! Und niemals hat er ein sauer Gesicht gemacht, und niemals widergebellt, wenn ich wunderlich gemesen, und niemals war er verdroffen, wenn ihm auch schier die Arbeit über dem Kopfe zusammenschlug. — Da folgte der Donnerschlag. — Und nun schritt das gewaltige Unwetter daher mit seiner Macht und Gewalt und veränderte ganz des Müllers Gedanken, bis das Wasser kam und in die Mühle schoss, daß es ihn schier mit hinabgerissen hätte in's sogenannte „Wasserhaus“ darinnen die Räder gehen. Da sprang er hinauf und siehe das Wasser spielte schon über der Schwelle zur Wohnstube. Da eilte er an's Schränklein und holt Papiere und Geld und trägt's hinauf, aber das Wasser folgt ihm und seinem Weibe und Kinde schier auf der Ferse und die Angst des Todes hintendrein, bis es sie zwang, hinauszusteigen auf das Dach aus der obersten Luke und sie selbst auch da noch des Todes Arme überall um sich fahen, die er nach ihnen ausstreckte sie zu umfassen.

Und als sie da droben saßen und des Himmels Fluthen sie herabzuschwemmen drohten in das kalte, feuchte Wassergrab da unten, seufzte das Mädchen: Ach, wäre doch Klas bei uns, der würde uns retten! Nun aber ist er fort in die Welt! Die Mutter, die das Seufzen des liebenden Herzens hörte, seufzte eben so tief und wehklagte: Wir haben uns versündigt an dem guten Jungen, daß es uns nun ergehet wie dem alten Vetter! Und den Müller durchriefelte ein Schauder, und er dachte: Sie haben alle Beide Recht und ich habe es doch allein verschuldet und auf mich geladen den Undank! —

So führet das Unglück den Menschen zur Erkenntniß und Buße, wenn's gehet, aber es scheint, als ob es doch noch in dem Menschenherzen wäre, wie bei jenem Schiffer auf dem Meere, davon der Vater Florian in seiner Predigt am Frohnleichnamstage, vor dem Zoll, unter freiem Himmel, sprach, da er erzählte: Ein Schiffer sei mit seinem Schifflein auf dem weiten Meere gewesen, als sich ein Sturm erhob und das Meer hoch ging und drohete, ihn zu verschlungen. Da gelobte er dem heiligen Antonius von Padua eine Kerze zu stiften, so groß wie sein Mastbaum, wenn er, den er für seinen Patron erwählet, sintonmal er Antonio hieß, ihn errette. Der Sturm legte sich alsbald und er entrann dem Untergange und lief glücklich ein in den Hafen. Als bald ging er und kaufte ein Kerzlein, so drei Kreuzer kostete und anderthalb Finger lang war, und meinte, der Heilige sei ein milder, bescheidener Mann und sei damit auch zufrieden. —

Also erzählt Sebastian Fabian in seiner Chronica wörtlich, sagte Schmitz und fuhr dann fort: Immer höher stieg das Wasser und immer drohender wurde die Todesgefahr und in des Müllers Seele kam der Gedanke, den seine Frau gehegt und der, wie ein einzelnes Wehen auch durch seine Seele gezogen war, nämlich als ob das des Undankes Strafe sei. Er gelobte nun, es gut zu machen, und dem Klas sein Lieschen zu geben, wenn er wiederkehren sollte.

Da sahen sie ihn auf der Leiter heranschwimmen. — Lieschen jubelte schier laut in ihrem Herzen und pries Gott, daß er noch da sei. Die Mutter sah ihn mit Freudigkeit. Der Müller aber sprach in sich: Was man doch in der Noth für dumme Gedanken hat! Wie soll doch der Klas zu Lieschen passen, und ich dachte, wenn er nach Jahren vielleicht wieder käme, aber nicht gleich! —

Wie gesagt, nun hing die Leiter schief an dem Dachhaken und Klas stand drüben, am Berge, jenseits der Klust, und rief: Herr, haltet Ihr die Leiter an, daß das Lieschen herüber kann, denn sie sitzt zuvorderst! Der Müller that so, wie Klas ihn geheißen und Lieschen trat auf den unteren Leiterbaum, hielt sich am Oberen fest und setzte seitlings Einen Fuß vor den Andern, wie etwa ein kleines Kind schreitet, wenn es gehen lernet, und sich an einer Bank festhält. Aber sie kam glücklich herüber auf's feste Land am Berge und sank dort nieder, erschöpft von der Angst, die sie überstanden. Darauf folgte ihre Mutter und dann der Müller, und Alle fielen dem Klas um den Hals, der mit Gottes Hülfe ihr Retter geworden war. Da jedoch der Abend nicht weit war, so krochen sie alle Biere den Berg hinan, hinten über Sanct Werner herum und kamen in die Obergasse, wo sie die Leute gerne aufnahmen und sich höchlich verwunderten über die Art, wie der treue Klas sie gerettet hatte. —

Es war übrigens noch drei volle Tage zu thun, ehe man auf der Rosengasse, der Marktgasse, dem Markte und Holzmarke, wie auch durch den Rathhausbogen nach der Untergasse gehen konnte, so gewaltig lagen dort Erde, Schlamm, Steine, Stauchwerk und dergleichen, und die ganze Stadt mußte frohnden, als sich das Gewässer verlaufen hatte. Dann erst kam man vor das Holzthor und sahe, wie es dort lag und stand.

Der Müller war hart geschlagen, das konnte kein Mensch anders sagen. Sein Vieh war ertrunken, denn das Wasser kam zu schnell, und war das in selbigem Jahr ein noch viel schwererer Schlag, „da das Rindvieh das theuer war,“ sagt Fabian, „denn es war im Winter eine Seuche, so man „Lungenbrand“ nennete, ausgebrochen und viel Vieh davon fiel, also daß es, soweit es übrig blieben, einen Preis hatte, wie seit Menschen Gedanken nicht erhört worden war.“ — Sein Hausgeräth war vielfach verdorben und zerbrochen, das Bettwerk arg zugerichtet, die Fenster zerbrochen, die Mühle aber also von Schutt verdeckt, daß mehr denn acht Tage der Müller nicht mahlen konnte. Was aber das Schlimmste war, er erkrankte von der Nässe und Gemüthsbewegung schwer. Da lag denn Alles an und auf dem guten Klas und der arbeitete mit so viel Verstand, Kenntniß und Geschick, daß Jedermann erstaunen mußte, der seine Jugend in den gebührenden Anschlag brachte. — Dabei war der treue Junge nur darauf bedacht, wie er dem Müller, in dessen Dienst er ja nicht einmal mehr stand, Geld ersparen könnte; arbeitete selbst für Zweie und wurde nur gestärkt zu einer Arbeit, wenn das holdselige Lieschen kam und mit seiner glockenhellen, glockenklaren Stimme sagte: Ach, lieber Klas, arbeite doch nicht so viel, daß du mir nicht erkrankest! Dann erst ging's recht voran und er meinte, er könnte in die Lüfte schweben, wie ein Adler.

So war denn endlich die Mühle wieder rein und Alles hergestellt, als der Müller wieder vom Siechbette aufstehen konnte, und er freute sich und sagte zu Klas: das sollst du mir nicht umsonst gethan haben! — Der verstand's Anders und frohlockte in seinem Herzen und die Müllerin auch, denn sie meinte, ihr Mann habe im Unglück seinen harten Sinn gebrochen und wolle ihm das Lieschen zur Frau geben. —

Als sie alleine bei ihm saß, sagte er: Gretchen, wieviel Geld meinst du, als ich dem Klas auf die Wanderschaft für seine Dienste geben solle? Rechne ich Alles, was ich in dem Wolkenbruche verloren habe, so geht's weit in die Hunderte und es mögen zehn Jahre Glückes in's Land gehen, ehe ich wieder komme. Der Damm am Teiche ist zerrissen; die Acker und Wiesen sind mit Schlamm und Schutt bedeckt, und die Wingerte sind heillos zerrissen. Ueberdies

ist all unser Vieh ertrunken, und wie theuer das ist, hast du gestern gehört, als der alte Joel von Steeg da war und mir drei Rühe anbot, da ich dreie verlor, und die Kälber und Kinder dazu. — Die Müllerin war ganz starr geworden vor Staunen, Gram und Aerger.

Ja, rief sie, ich seh's wohl, wen der Herr verderben will gehen lassen, den straft er mit Geiz, Undank und Blindheit! Du bist der Mann des Todes! sagt der Prophet Nathan zu David. So sag ich zu dir! O du verstockte Seele, du mit Blindheit Geschlagener, mit Geld willst du ablohnern, was der treue Klas gethan? Hat uns alle Dreie vom Tode gerettet mit Dreingabe seines eigenen jungen Lebens; hat bis heute Alles gethan, was nur ein leiblicher Sohn seinem Vater thun kann, und du willst ihm Geld geben? Wenn er Einer ist, wie ich glaube, so wirfst er dir das Geld vor die Füße, und geht, und läßt dir die Last auf dem Gewissen und die Sünde des Undanks vor Gott, und die Schmach vor den Menschen. Geh, du bist nicht werth aller der Barmherzigkeit und Treue, die der Herr durch diesen Jüngling an dir that, du hartherziger Mensch, der du doch auch schaal und fahl warst, wie eine Kirchenmaus, als ich dich heirathete. Geld willst du nur und Geld willst du erschachern mit deinem Kinde und willst es verhandeln an einen Bacharacher Geldsack und es elend machen und den Klas dazu. Das ist dein Dank, das ist deine Vaterliebe für dein Kind! Pfui der Schande! Gib Acht, Gott straft dich noch härter! Gib ihm dein Kind und deinen Segen dazu. Das ist das Rechte und das hab' ich erwartet, und alle Welt!

Das fuhr dem Müller in's Mark hinein und in den Grund der Seele. Aber der Geizteufel saß zu tief in seiner Seele und was er auf der Dachfirne gelobt, das war verbracht und vergessen! Er ermannte sich schnell.

Hat's darum der Klas gethan? rief er.

Nein, er hat's aus Liebe gethan, weil er Gott vor Augen und den Herrn Jesum im Herzen hat. Er hat's nicht berechnet, wie du Alles berechnest; aber du solltest es recht lohnen und dein Kind und ihn, dich und mich, glücklich machen! rief seine Frau, die am ganzen Leibe zitterte vor innerer Erregung.

Du kämest mir recht, versetzte er. Des Nachtwächters Sohn —

Du, des Schornsteinfegers Sohn, wieviel stehst du über ihn? sagte die Frau. Ich glaub' so ein Rußvogel ist von Adel!

Der Müller kniete ordentlich zusammen von diesem Schlage. Der war tiefer eingegangen, als alle Anderen zusammen.

Gretchen, sagte er, deine Zunge ist ein schweißschneidig Schwert!

Wenn's nur recht durch deine Seele ginge, wie es sollte! sagte sie und weinte.

Der Müller war kein so harter Mann, daß er nicht zu erschüttern gewesen wäre, und wenn ihn etwas überwand, so waren es die Thränen seiner Frau, die er ungemein lieb hatte. Auch jetzt gingen sie ihm durch's Herz, aber noch war der Bann nicht gelöst, der seine Seele gefangen hielt. Er ging hinaus und ließ sie alleine.

Draußen begegnete ihm sein Lieschen. Das Kind hatte auch geweint, das sah er deutlich an seinen Augen, und so war es auch, denn das Mädchen sah es kommen, wie es auch wirklich kam; es kannte des Vaters harten Sinn und sah im Geiste ihren treuen Klas mit Undank belohnt, hinausgestoßen in die Welt, wie er es gestern noch gewesen war.

Hier Thränen, dort Thränen, sagte er zu sich. Ich muß mich, bei meiner Seele, mächtig halten, sonst übermannen sie mich und ich werde ein Narr und mache einen Bettelbuben zum Manne! —

Derweilen, als das in der Mühle vorging, in die Müller's wieder eingezogen waren, seit sie Klas hergestellt mit Hülfe der Frohndarbeiter aus der Stadt, dieweil es die Bannmühle war, arbeitete er alleine draußen am Damme des Mühlteichs.

Da kam er an einen uralten Weidenkopf, der dürre war zur Hälfte.

Er dachte nach. — Was nütet der alte Strunk noch? fragte er sich. Schlägt man zwei Nester zu Herbst hinein, so stehen sie dichter, bewurzeln sich und halten mehr. Wäre der Müller da, so thät ich ihn aus! — Bah, fuhr er fort, was thut's? Es ist ein uralter Kerl; hat auch keine Triebe mehr auf seinem Kopfe. Ich thue ihn aus und er wird damit zufrieden sein! Ohnehin ist ja hier der Damm ganz geliebt. Da schadet's ihm Nichts, wenn ich ihn austhue!

Kurz besonnen, hieb er mit der Stockhaue hinein und einen ordentlichen Rasen los, den er weghob.

Da rollten zwei blanke Kronenthaler zu seinen Füßen. —

Was ist das? rief er, bückte sich und raffte sie auf.

Wahrlich, zwei Kronenthaler von blankem Silber! rief er aus und sein Erstaunen wuchs.

Da durchblitzte ein Gedanke sein Gehirn! — Hat doch der alte Braun kein Geld hinterlassen und hatte dessen doch sicherlich eine Menge. Sollte er das hier vergraben haben? — Er versank in seine Gedanken. — Aber das Ende dieser Gedankenreihe war kein anderes, als daß er seine Hacke nahm und vorsichtig den Rasen ablöste.

Wie erstaunte der Jüngling!

Die Strümpfe, darinnen der alte Geizhals und Mörder sein Geld verborgen hatte, und mit denen er es hier begraben und mit Rasensfüden sorgfältig belegt hatte, waren längst gemodert und verfault. So lag das Geld in Haufen und war theilweise grün angelauten. Als er die dünne Rasendecke abgelöst, lag es vor ihm, theilweise grün mit Grünspan bedeckt, theilweise hell und blank.

Eine hohe Freude durchzuckte sein Herz. Nun ist des Müllers schwerer Verlust gedeckt, dachte und sagte der uneigennütige, redliche Jüngling, der in dem Gelde des Müllers rechtmäßiges, ihm durch des alten Braun's Tücke und Falschheit entzogenes Erbe erblickte. Ein anderer Gedanke kam nicht in sein Herz, wohl aber die Freude, wie froh er Müllers machen würde, wenn er ihnen den reichen Schatz bringe.

Er begann also die Thaler sorgfältig in sein Taschentuch aufzulesen. Während er diese Arbeit verrichtete, sah er Lieschen über den Damm kommen. Er ließ Geld, Geld sein, und lief ihr entgegen, ihr das zu erzählen, was sich gegeben hatte.

D, du redliches, goldtreues Herz! rief das Mädchen aus, wenn dich der Herr nicht belohnet, so müßte er nicht der Gerechte sein, der die Treue belohnen zu wollen, verheißt hat!

Ein Hoffnungsstrahl fiel in ihre vielfach betrübte Seele — und sie eilte mit Klax zur Stelle. Da zählte er ihr Hunderte um Hunderte in ihre Schürze, bis sie sie schier nicht mehr halten konnte. Es waren ein Tausend und fünf Hundert — das waren sie alle. Noch einmal suchte Klax den Boden durch, als er aber Nichts mehr fand, da eilten sie zur Mühle.

Vater und Mutter saßen in der Stube beisammen, stille und gegenseitig schmollend, denn die Müllerin hatte wieder einmal derb an die Pforte des geldharten Müllerherzens gepocht.

Jetzt riß Klax die Thüre auf und Lieschen eilte zum Tische, legte ihre Schürze drauf, die sie löste und rief: Seht hier einen Schatz, den Klax gefunden; es sind fünfzehnhundert Kronenthaler! Der Müller war aufgesprungen und stand, wie verzaubert, an dem Tische vor dem Haufen Geldes.

Wo? brachte er endlich heraus.

Das ist dem Klax! rief die Müllerin; er hat's gefunden!

Nein, nein, rief der Jüngling eifrig. Ich hab's an dem alten Weidenkopf, am Mühlenteich gefunden. Es ist euer Grund und Boden, wo es lag und mehr noch, es ist der Reichtum, den dort der alte Braun vergraben hat. Es ist Euer Erbe!

Die Müllerin fiel ihm um den Hals.

O du treue Seele! rief sie aus. Bist arm und findest das Geld, und willst's nicht haben, weil du glaubst, es sei des alten Braun's vergrabenes Geld! Es ist dein vor Gott und den Menschen!

Klas wehrte Alles ab.

Das übermannte den Müller, den nebenbei das Geld befiel und der schlau und schnell berechnete, daß wenn das Gericht es dem Klas zuspräche, es ihm, wenigstens theilweise, entgehen könnte. Was überwog, diese Gedanken oder des Jünglings Edelmutz — Gott allein, der die Herzen prüfet, weiß es; aber der Müller trat zu Lieschen, ergriff ihre Hand und legte sie in des Klas Rechte.

Das sei der Treue Lohn! rief er aus und segnete sie.

Was nun erfolgte, das brauche ich nicht zu sagen. Die Junft erlies dem Klas die Wanderjahre und die ganze Stadt pries sie dafür. Lieschen und Klas feierten drei Wochen später ihre glückliche Hochzeit und die Leute meinten, wie Sebastian Fabian ausdrücklich vermeldet, die Tauben hätten ein passenderes, braveres und schöneres Pärlein nicht zusammenlesen können.

Das Sündengeld aber wurde unter Klas Pelzers und seines Liebchens rechtschaffenen und wohlthätigen Händen zum gerechten und von Gott gesegneten. Wenn sie es auch nicht wußten, und Niemand es wußte, wie es der alte Sünder erworben hatte, so ahneten sie es, daß es nicht ganz auf dem Wege der Gerechtigkeit möchte errungen worden sein, und verwendeten es so, daß der Herr den Fluch, der darauf ruht, in Segen wandelte, und nie hat seitdem die Mühle wieder ein solch Unglück betroffen, wie damals. Der erlittene Schaden wurde schnell ausgeheilt, und der Müller bereute nie, daß des Nachtwächters Sohn sein Eidam geworden war, denn er war seines Alters Trost und Glück.

Die weiße Frau.

Von Emil Ohly.

Wenn wir uns eben anschicken, unsern Lesern eine sogenannte Spuk- oder Geistergeschichte zu erzählen, so soll es nicht darum geschehen, um sie einzuladen, und sie zum Untersuchungen auf dem dunkeln Gebiete der Geisterkunde zu folgen, oder sie um Glauben an das Hereintragen einer Geisterwelt in die unstrige und deren geheimnißvolles Wirken und Walten auf der letzteren befehren zu wollen. Wir möchten nur ganz einfach, fast ohne Hinzufügung eigenen Urtheils, dem die meisten unserer Leser doch am Ende nicht beistimmen dürften, über die historische Grundlage einer Sage berichten, die gewiß schon zu den Ohren der meisten gelangt ist.

In verschiedenen Fürstenschlössern Deutschlands, — so geht die Sage, — soll von Zeit zu Zeit und das meist nächtlicherweile, ein Gespenst in Gestalt einer weißen Frau erscheinen, das daher auch schlechtweg den Namen „die weiße Frau“ führt. Jedesmal soll es der Vorbote und Herold unglücklicher Ereignisse in der Familie sein, vornehmlich des Todes eines bedeutenden Gliedes derselben. Es soll sich nur in den Schlössern sehen lassen, deren Inwohner in irgend einer Weise mit den frühern Markgrafen von Brandenburg, oder, um noch weiter in die Vorzeit zurückzugehen, mit den alten Markgrafen von Brandenburg-Culmbach zusammenhängen. So erzählt man sich.

Ueber die Entstehung dieser Sage bin ich im Stande, den Lesern der „Maja“ folgendes mitzutheilen.

Um's Jahr 1300 n. Chr. lebten die beiden Burggrafen von Nürnberg Johann II. und dessen Bruder Albert, auch — und das wahrscheinlich von seiner körperlichen Schönheit und Wohlbildung — Pulcher, d. i. auf deutsch: „der Schöne“ geheissen. An ihn war Bayreuth, die schöne, freundliche

Stadt im Baierlande, von seinem Großvater Friedrich III. als Vermächtniß gekommen, und Albert hielt sich, sei es nun aus Wohlgefallen an dem schönen Orte oder aus Pietät gegen den gütigen Großvater, sehr häufig in Bayreuth auf.

An dem Wege, der von dieser nach der böhmischen Stadt Eger führt, liegt das Schloß Himmelkron, noch jetzt von den Reisenden der geschichtlichen Erinnerungen wegen fleißig besucht, damals eine Festung der Grafen von Drlamünde. Hier lebte, verheirathet an einen viel ältern, mürrischen Gemahl, die Gräfin Agnes, eine geborene Gräfin von Leuchtenberg, eine Dame, noch von allen Reizen der Jugend umflossen und dabei geistreich und leutselig, eine Perle, um deren Besitz manch edler Herr den alten Grafen beneidete.

Der schöne Nachbar in Bayreuth kam fleißig nach Himmelkron herüber, und ohne daß von seiner Seite eine besondere Veranlassung wäre gegeben worden, entbrannte das Herz der schönen Gräfin gegen ihn. Dies bis dahin still im Busen genährte Feuer brach zur hellen Flamme aus, als nicht lange nachher der alte, lebensmüde Graf zu seinen Vätern versammelt wurde. Kaum war der seine bei der Ahnen Särgen beigesetzt, da faßte sich die junge Wittwe ein Herz und trug dem schönen Albert mit ihrer Hand auch ihre reichen Besitztümer an.

Doch siehe da, was das Weib im Entferntesten nicht zu ahnen gewagt hatte, das geschah. Der Burggraf von Nürnberg ließ erst lange auf die Antwort warten, und erklärte endlich, als sie nun nicht mehr zurückgehalten werden konnte: „Zwei nicht hinwegzuräumende Hindernisse stünden zwischen ihm und der schönen Nachbarin, die übrigenß seiner Achtung und Zuneigung genieße.“

Diese Antwort versetzte die Gräfin von Drlamünde in die heftigste Aufregung. Sie zitterte bei ihrem Empfang an allen Gliedern, und es zuckte krampfhaft in allen ihren Nerven. Bald wurde sie blaß wie eine Leiche, und in demselben Momente überzog auch wieder eine fieberhafte Gluth ihre Wange; denn das Feuer in ihrem Busen loderte nach dieser Täuschung nur noch heftiger auf. So im verzweifelten Hinundherstinnen über die „die zwei, nicht hinwegzuräumende Hindernisse“, betrat sie ihr Schlafgemach. Hier schlummerten in zwei Bettlein neben einander zwei liebliche Kinder sanft und friedlich. Ihren Schlaf störte noch keine Sorge und Leidenschaft. Mit stierem Blicke trat die Mutter an das Lager ihrer Kinder, ein Licht ging ihr auf über die „nicht hinwegzuräumenden Hindernisse“ ihrer Ehe mit dem Burggrafen, noch einmal schien das Mutterherz über die Leidenschaft zu siegen; denn ein Thränenstrom entquoll den Augen der Gräfin, — bald aber kam ein Stärkerer über den Starcken, und eine finstere Nacht zerriß die edelste Saite eines Menschenherzens: „Diese Hindernisse,“ — so sprach die Gräfin von Drlamünde, — „sind schnell hinwegzuräumen!“

Und sie wurden hinweggeräumt. Aus einem auf dem Tische stehenden Schmuckkästchen nahm die Mutter eine goldene Nadel, und durchstach die Schläfe ihres einen Kindes. Ein Schlag hatte es plötzlich getroffen, so hieß es, aber nach wenigen Wochen stand in der Gruft zu Himmelkron ein zweites Sarglein bei dem ersten. Auch das zweite Hinderniß hatte das Weib auf dieselbe Weise aus dem Wege geräumt.

Nicht lange darnach kam der Burggraf von Nürnberg zum Besuch nach Himmelkron. Die schöne Agnes hatte ihn geladen und ließ es nun auch an nichts fehlen, um in allen Reizen vor ihm zu erscheinen. Der schönste Schmuck wurde herbeigeholt und selbst die dienende Kammerfrau konnte sich nicht enthalten, in das Lob der Schönheit und Anmuth ihrer Herrin auszubrechen.

Doch, — so sprach sie, die Gräfin von allen Seiten von Kopf bis zum Fuße betrachtend, — da hätten wir bald etwas vergessen, gnädigste Frau. Hier an eurem Haarpuze fehlen zwei goldne Nadeln, erlaubt, daß ich gehe sie zu holen. Und ehe die Gräfin noch ein Wort erwiedern konnte, war die allzeit flüchtige

Dienerin davon geeilt. Bleich vor Schrecken kehrte sie zurück mit dem Rufe: „Großer Gott, gnädigste Frau, eure schönen Nadeln sind fort!“

Die Gräfin, die schon bei der Erwähnung der Nadeln in große Aufregung gerathen war, zitterte jetzt am ganzen Leibe, Todesblässe hatte ihre Wangen überzogen und einer Ohnmacht nahe, wankte sie einem nahen Sessel zu, befahl übrigens der Dienerin durch eine Handbewegung, zu bleiben und keine Hülfe herbeizurufen.

Der Anfall ging vorüber, und als nun der Burggraf Albert sich melden ließ, da trat ihm Agnes in der reichsten Fülle von Anmuth und Liebreiz entgegen. Auf dem Wege durch das Schloß und seine reich ausgestatteten Gemächer, waren die Beiden auch in die Kapelle gekommen und hinter dem Hochaltar angelangt. Bei einer frischgelegten Steinplatte blieb die Gräfin stehen, legte dem Geliebten mit vielsagendem Blicke die Hand auf die Schulter und sprach:

Hier, Herr Burggraf, liegen die beiden Hindernisse unseres Ehebundes, laffet uns nun nicht säumen, ihn zu schließen und glücklich zu sein mit einander.

Der Burggraf, der die Rede verstand, fuhr zusammen. Mit starrem Blicke, aus dem der Schauer und die sittliche Entrüstung sprach, fuhr er die Gräfin an: Bethörtes, unglückseliges Weib, was hast du gethan? Ich kenne allerdings zwei „nicht hinwegzuräumende Hindernisse unserer ehelichen Verbindung“, aber nicht diese zwei unglücklichen Kinder waren sie, sondern sie sind noch jetzt: meine edle Braut und meine Liebe zu ihr. Gott sei deiner Seele gnädig!

Sprach's, und ein gellender Schrei hallte wieder an den Wänden des friedlichen Heiligthums. Mit diesem Schrei war die Gräfin zu Alberts Füßen auf dem Grabe ihrer gemordeten Kinder niedergefunken. Der Burggraf eilte nach Hilfe, man trug Agnes wie todt aus der Kapelle. Schnell aber, so schnell als nur möglich, saß der Graf zu Ross und jagte von dannen nach Bayreuth. Die Gräfin sah sein Angesicht nicht wieder.

Die Gräfin aber, als sie sich wieder erholt hatte, gab die strengsten Befehle, nie und gegen Niemanden dieses Vorfalles auch nur mit einer Sylbe zu erwähnen.

An der Straße von Bayreuth nach dem, durch seinen trefflichen Gerstenfaß berühmten Culmbach, liegt das Städtchen Bernek, und dort wohnte, ein frommes, dem Samariterdienste gegen die Nothleidenden geweihtes Leben führend, Kunigunde, Gräfin von Orlamünde, die Wittve des vorigen Besitzers von Himmelkron. Diese fromme Frau hatte sich schon Jahre lang mit dem Gedanken herumgetragen, ein Kloster zu errichten, allein sie selbst war zu spärlich mit zeitlichem Gute gesegnet, und Agnes, die Gräfin von Orlamünde, welche sie oft um Unterstützung ansprach, war zu weltlich gesinnt und ihr Herz zu sehr auf das Eitle gerichtet, als daß sie sich nur zur Herausgabe eines Pfennigs hätte verstehen können.

Mit einem Male aber ging mit der eillen, lebensfrohen Dame eine Umänderung vor. Im Trauergewande, den Wittwenschleier um's Haupt, erschien sie plötzlich bei ihrer Verwandtin Kunigunde in Bernek, ihr Geld und Besitztum in Himmelkron zur Stiftung eines Klosters für büßende Jungfrauen oder für solche zu bieten, die des Treibens der Welt müde, in stiller Zurückgezogenheit in ihrem Gotte und Heilande zu leben und zu sterben begehrt.

Eine Bedingung nur stellte Agnes, zu der Kunigunde gern „Ja und Amen“ sprach: sie wollte die Grafenkrone mit dem Nonnenschleier vertauschen und unter ihm, als erste Schwester des Klosters den Namen Magdalena führen.

Der Pact war bald geschlossen und eben so bald ward das Grafenschloß ein Frauenkloster, dessen erste Aebtissin die Gräfin Kunigunde von Orlamünde war.

Als es mit Agnes, der nunmehrigen Klosterschwester Magdalene, zum Sterben kam, da befahl sie einem Vater Franziskaner aus einem nahen Kloster, der ihre Beichte gehört und sie mit den heiligen Sterbesakramenten versehen hatte, „er solle ihrer Kindlein Gebeine aus ihrer jetzigen Ruhestätte wegnehmen und an einem Orte des Klosters, der nur ihm bekannt sei, bestatten lassen“). Bei der Ausgrabung fand man in der rechten Schläfe jedes der Kinder eine goldene Nadel, so geht die Sage.

Weiter aber geht die Sage: die Gräfin Agnes von Orlamünde sei dem Burggrafen Albert, der sich später mit einer Gräfin von Henneberg vermählt hatte, auf seinem Sterbebette im weißen Todtenkleide erschienen, habe ihm mit bittendem Blicke gewinkt, ihr zu folgen und sei, als eine abweisende Bewegung mit der Hand seinerseits erfolgte, mit dumpfem Schmerzensschrei verschwunden.

Diese Gräfin von Orlamünde ist nun jenes unheimliche Gespenst, das so viele fürstliche Schlösser und Gemächer bis auf diesen Tag beunruhigen und seinen erlauchten Bewohnern jedesmal ein Hiobsbote sein soll.

Ich, liebe Leser, habe es noch nicht gesehen und trage es zu sehen, oder gar mit „diesem Geiste ein Wort zu reden“ auch nicht die mindeste Lust in mir. Viele, sogar beherzte Leute, mitunter Ritter ohne Furcht und Tadel, wollen es gesehen haben und manche ehrenwerthe Männer, deren Name in der Wissenschaft einen sehr guten Klang hat, um nur den einzigen treuen Joh. Heinr. Jung-Stilling zu nennen, ziehen die Möglichkeit eines derartigen Hereintragens einer Geisterwelt in die unsere nicht im Mindesten in Zweifel. Hat doch der Letztere sogar eine Theorie der Geisterkunde aufzustellen versucht.

Wir wollen, der Sache nachzudenken, und sich seine Gedanken darüber zu machen, auch das von Stilling und Andern Gesagte zu prüfen, unsern Lesern überlassen, können uns aber nicht enthalten, gegen Jung-Stilling, der die Bemerkung macht: „Die Absicht der weißen Frau gegen die Bewohner dieser Erde sei eine freundliche“, zu erklären, daß wir ihr unfererseits diese Freundlichkeit gerne erlassen und der Ansicht sind, daß ihre Thätigkeit, Menschen durch ihr Erscheinen etwa noch ganz zu bekehren, ganz und gar der Heilsordnung Gottes zuwider ist, der, um uns auf des Friedens und des Heiles Weg zu führen, kein Mittel gespart und uns insbesondere sein Wort und das Evangelium von Christo, als „eine Gotteskraft gegeben hat, selig zu machen Alle, die daran glauben.“ „Hören sie Mosen und die Propheten nicht“, — dieses Wort findet gewiß hier seine Anwendung, — „so werden sie auch nicht hören, wenn Einer von den Todten auferstünde.“ Bei solchen Menschen, die gegen die Stimme des göttlichen Wortes taub sind und blind gegen Gottes Führungen und Wege, durch die er seinem Worte Nachdruck verleiht, würde es bei Geistererscheinungen doch nur bei einem „panischen Schrecken“ und bei der Meinung bleiben: „man habe eine durch krankes Blut oder eine Verstimmung des Nervensystems hervorgebrachte Sinnentäuschung vor sich gehabt.

Jung Stilling aber erzählt uns einige Fälle, wo die weiße Frau nicht allein erschienen sei, sondern auch geredet haben soll. So soll sie im Jahr 1628 in Berlin erschienen sein und die Worte geredet haben: *Veni, judica vivos et mortuos, judicium mihi adhuc superest!* das heißt auf Deutsch: „Komme wieder zum Gerichte über Lebendige und Todte; ich habe mein Gericht noch zu erwarten.“ So soll sie ein andermal einer Dame desselben preussischen Fürstenhauses auf die Frage, wie viel Uhr es sei? geantwortet haben: „Neun Uhr ist es, Erw. Gnaden!“ Auch soll die Fürstin gestorben sein kurz darnach.

*) Ich entnehme dem sehr bekannten und meist zuverlässigen Reise-Handbuch von Carl Sadecker die Bemerkung, die Leichen seien nicht in Himmeltron, sondern in Gränzbach, einem Dorfe in der Nähe von Erlangen, beigesezt worden. Der Verfasser.



Lith. Atelier F. G. Hirsch, Frankfurt a. M.

Als Napoleon auf seinem Zuge nach Rußland in die Nähe von Bayreuth kam, allwo er beschlossen hatte zu übernachten und zu rasten, da sandte er Couriere voraus und ließ dem Commandanten des Schlosses bei Verlust seiner kaiserlichen Gnade anbefehlen, ihm keins der Zimmer anzuweisen, „in denen die weiße Frau ihre nächtlichen Promenaden zu machen beliebe,“ auch keiner Seele vor seinem Eintreffen die Erlaubniß zu geben, seine Zimmer zu betreten. Am andern Morgen erschien er unter fürchterlichen Verwünschungen gegen das Schloß beim Frühstück und sein beständiger Ausruf: „Oh es maudit château!“ bewies, daß Se. Kaiserliche Majestät übel geschlafen. Einer seiner Generale aber soll in der Nacht stark mit Ohrfeigen tractirt und als er sich in einigen solbatischen Kraftausdrücken darüber beschwerte, aus dem Bette geworfen worden sein.

Sehr oft ist auch die Gestalt und das Auftreten der weißen Frau zu argen Betrügereien benutzt worden. So wollte um's Jahr 1540 der Kanzler Christoph Gast dem durch seine Wildheit bekannten Markgrafen Albrecht Alcibiades als „weiße Frau“ die Hölle heiß machte. Der beherzte Fürst aber ergriff das Gespenst am Kragen, schleppte es schwebend an die nahe Treppe und warf es drei Stockwerke hoch hinab. Unten lag der Kanzler und — hatte den Hals gebrochen.

Soweit für heute, liebe Leser. „Gruseln“ soll ich euch hoffentlich nicht gemacht haben mit meiner Geschichte. Wem aber dennoch „gruseln sollte, der möge wissen, „daß alle unsere Tage in des Herrn Buch stehen und daß wir unserm Leben keine Ule zusehen mögen, ob wir schon darum sorgen, auch, daß der Herr, dem alle Geister unterthan sind, derselbe Herr ist, der da hilft und dessen mächtiger Arm vom Tode errettet. Gehabt euch wohl!

Geheimnisse und Stimmen des Urwaldes.

Aus einem demnächst erscheinenden Werke — „Die Tropenwelt“.

Von Dr. G. Hartwig.

Mit einer Abbildung.

Die eigenthümlichen Reize des Urwaldes werden nicht wenig durch den Zauber des Geheimnißvollen erhöht, der über seinem undurchdringlichen Dickicht schwebt. Herrlich ist zwar der Anblick der hoch sich wölbenden Baumkronen; der in wuchernder Lebensfülle ewig wechselnden Blüten- und Blätterformen, welche über einander geschichtet den Boden bedecken, die Stämme und Aeste bekleiden und endlich frei an der Sonne sich entfalten; doch hinter diesen erhabenen oder lieblichen Bildern malt sie noch schöner die ewig rege Phantasie, dort, wo das Auge nicht hindringt, dort, wo noch kein Wanderer sich den Weg gebahnt. Aber auch mit eigenthümlichen Schauern bevölkert sie den Urwald, denn der Mensch fühlt sich hier von einer durchaus fremdartigen, ja feindseligen Natur umgeben; die Einsamkeit, die Stille lastet schwer auf seinem Herzen; in jedem Rasseln des abgefallenen Laubes scheint eine giftige Schlange ihm zu drohen und wer weiß, ob nicht ein gefährliches Raubthier in jenem verworrenen Unterholze lauert? In unserm zahmen Europa ist kein Raum mehr für solche Gefühle, denn wo fände sich bei uns der Forst, den man nicht bis in seine verborgenssten Tiefen durchstöbern könnte. Kein undurchdringliches Gestrüpp macht hier den Weg unmöglich; keine dornigen Klanen spannen ihre verschlungenen Seile vor dem Wanderer aus.

Anderß ist es im tropischen Amerika, in den unermesslichen Wäldern, durch welche der Orinoko und der Amazonenstrom mit ihren unzähligen Seitenarmen und Nebenflüssen sich winden. Hier verirren sich zuweilen die Jaguars in so

undurchbringliche Theile der Waldung, daß sie auf dem Boden nicht fagen können und, ein Schreckniß der Affen, lange auf den Bäumen leben; hier brauchen die Mönche der einsamen Missionsdörfer, die oft in gerader Linie nur wenige Meilen von einander entfernt liegen, anderthalb Tage, um den Windungen kleiner Bäche folgende Wald schneidet jede nähere Verbindung ab.

Sogar in den zugänglicheren Theilen des tropischen Urforstes gibt es der Geheimnisse genug. Bei uns sind die Gipfel der höchsten Bäume der Art zugänglich; wir sehen keine Blüthe, die wir nicht pflücken, keine Pflanze, die wir nicht von der Wurzel bis zu den Endblättern verfolgen könnten; aber im brasilianischen Walde, wo die verworrenen Lianen domhoch an den Stämmen und Aesten emporklettern, in schwindelnder Höhe blühen und feilartig von einem Baum zum andern fortranfen, ist es oft eben so wenig möglich, die in den Laubkronen prangenden Blumen zu erreichen, als zu unterscheiden, welchen der vielfach in einander gewundenen Stränge sie zugehören. Zweifelst du daran, so versuche es, die Blüthen der Bignonien abzupflücken, dort wo die ermattete Kugel machtlos vom Gesieder des Loucans zurückprallt; oder an den jähren, biegsamen Lianenseilen hinaufzuklettern. Den Affen und Liegerfagen, vielleicht auch dem Indianer, dem Sohne des Urwaldes, mag es gelingen, dir aber gewiß nicht, armer Europäer, mit deinen schwachen Sinnen und ungelenktem Körper. Eben so wenig vermagst du, jene durch Klettern unerreichbaren Schlingpflanzen zu dir herabzuziehen, denn eher läßt sich eine ganze Baumkrone an ihren Lianen in Erschütterung setzen, als die Lianen selbst von ihr sich trennen. Staune also die Blumenpracht dort oben an, aber verzeifle, sie jemals in der Nähe zu beschauen. Oder glaubst du vielleicht, die Riesenstämme fällen zu können, die dort oben auf ihren knorrigen Aesten jene Zaubergärten von Orchideen, Bromelien und großblättrigen Pothosgewächsen tragen, und so die überreiche Blüthenwelt zu erobern, deren unbeschreibliche Pracht deine Sammlerbegierde auf's höchste steigert? O! ihre ungeheure Größe verspottet deine Art! Wie willst du dich in den Kampf einlassen mit Giganten, die oft bis zu den ersten Aesten 80 Fuß hoch sich erheben und deren Stämme mitunter einen Umfang von 45 Fuß erreicht!

Und gesetzt auch, es gelänge dir, den Coloss von der Wurzel zu trennen, so würden dennoch die jähren Lianenstricke, die ihn mit seinen Nachbarn verknüpfen, ihn im Fallen aufhalten und deine Sehnsucht täuschen.

Welcher Botaniker, der jemals den Urwald betrat, hat nicht den Vogel beneidet, dem keine Blüthe unerreichbar ist, der hoch über die höchsten Baumkronen hinaus, auf das in allen Farbenschatirungen prangende Laub- und Blumenmeer hinabschaut und Anblicke genießt, deren wunderbare Schönheit der an den Boden gekettete Mensch nur ahnen kann.

Eine einförmige Majestät ist der Charakter unserer Wälder, die oft nur aus einer einzigen Baumart bestehen, während in den tropischen Forsten eine Anzahl von Familien sich zusammengedrängt und selbst in kleineren Räumen kaum ein Nachbar dem andern gleicht. Schon von ferne läßt sich dieser Unterschied an den unregelmäßigen Umrissen des Waldes erkennen, indem hler eine lustige, klare, domförmige Krone, dort eine spitze Pyramide über die breiten, flachen Laubmassen daneben sich erhebt, und so wechselt es in ewig veränderlichen Linien. Kommt man näher, so tritt auch noch die Verschiedenheit der Farben zur Ungleichmäßigkeit der Formen hinzu, um die Unruhe des Ganzen zu vermehren. Denn ohne Blüthenschmuck stehen unsere Wälder da, bei manchen tropischen Bäumen dagegen ragen große Blumen in dichten Trauben aus den Blättern hervor, überwuchern alles Laub nach außen und verdrängen das Grüne durch ihre glänzenden Farben. Neben einer dunkeln Krone steht hier eine blendendweiße; dort eine gelbe, noch weiter eine rothe und so geht es in unendlichen Abstufungen fort.

Endlich kann man auch die einzelnen Blätter unterscheiden und nun hört vollends alle Harmonie auf. Hier sind sie zart gefiedert, dort gelappt; hier

schmal, dort breit, hier schwertförmig zugespitzt, dort abgerundet; hier spiegelglatt und von Säften strotzend, wie in üppiger Jugendkraft, dort dürr und glanzlos, wie sterbende Greise. Bei manchen ist die untere Seite mit einem eigenthümlichen Haarkleide bedeckt, und wie der Wind mit den Blättern spielt, erscheinen sie bald silberschimmernd, bald dunkelgrün, bald lebhaft, bald melancholisch.

So ist alles in buntester Mischung durch einander gestreut, und wo irgendwo Pflanzen derselben Art sich zu kleinen Gruppen vereinigen, sind es meist Nachkömmlinge eines einzigen älteren Stammes, die als Schößlinge aus seinen Wurzeln sich erhoben. So trifft man häufiger die Palmen an; größere Bäume sieht man dagegen fast nur isolirt durch den Wald vertheilt, und es hält oft sehr schwer, wenn man eine besonders eigenthümliche Baumform erkannt hat, an der Stelle, wo man gerade steht, ein zweites Exemplar derselben Art aufzufinden, so sehr vereinsamen sich die verschiedenen Baumarten im Urwalde. Jede sieht sich von fremden umgeben, die ihr den Raum und die Luft mißgönnten; keiner ist es erlaubt, sich breit zu machen, wo so viele Tausend gleichberechtigte Formen um den Besitz des Bodens kämpfen.

Daher strebt auch Alles gewaltig in die Höhe. Im dichten Gedränge der Stämme hindert einer den andern an der weiten Ausbreitung seiner Aeste, nur indem er seine Nachbarn überklimmt, kann er hoffen, das Reich der Freiheit und des Lichtes zu erreichen, wo er als Frucht des Sieges seinen Blättererschmuck wird entfalten können. Doch da dasselbe Streben allen inwohnt, schießen die dünnsten wie die dicksten Bäume zu beinahe gleicher Höhe empor, und tragen auf ihren schlanken Stämmen unverhältnißmäßig kleine Kronen, wodurch der Urwald, trotz seiner riesenmäßigen Größe, etwas zwerghaftes bekommt. Scheint es fast, als ob unsere alten Eichen, die sich weit mit ihren Zweigen und Kronen zwischen den Nachbarn ausbreiten und bei denen Stamm und Laubgewölbe im schönsten Ebenmaß zu einander stehen, viel mächtigere Bäume seien als die tropischen Riesen, selbst wenn sie den Stamm unserer Waldmonarchen um das doppelte an Dicke, um das drei- bis vierfache an Höhe übertreffen: so leicht läßt sich das Auge täuschen!

Da der Urwald in seinen Gestaltungen ewig wechselt, hier längs den niedrigen Ufern der Flüsse sich hinzieht, dort am Abhange der Gebirge bis in die Wolkenregion hinaufklimmt; hier unter dem Aequator liegt, dort an der Grenze der Tropenzone, wo das jährlich fallende Laub mancher Bäume schon an den Winter der gemäßigten Erdstriche erinnert, so ist es natürlich unmöglich, eine allgemein gültige Schilderung davon zu entwerfen.

Steigt man von den Andeshöhen in die Ebene des Maranon hinab, so fesseln in den höher gelegenen Wäldern, da wo das Vaterland der Cinchonen liegt, die riesengroßen Orchideen mit ihren abenteuerlichen Blüthen, die unzähligen Farnkräuter mit ihren feinen, spizenartigen Riesenblättern, die baumartigen Brennesseln, die wundervollen Bignonien, und die übrigen, undurchdringlich verwobenen Schlingpflanzen den Blick; weiter unten, wo der Waldgrund lichter wird, obgleich Buschwerk und Ranken noch häufig vorkommen, weidet sich das Auge an den mannigfaltigsten Formen der Palmen, an den Terebintinaceen von einer sonst nicht gesehenen Größe, an den dichtbelaubten Leguminosen, deren Saft die köstlichen Balsame liefert, an die üppigen Lorbeerarten mit ihren gewürzreichen Früchten, an den nützlichen Pandaneen; oder es bewundert die großblättrigen Heliconien, Solaneen mit ihren Riesenblüthen und Tausende von Blumen, die bald durch ihre wunderbaren Farben, oder die fremdartigen Formen, oder den herrlichen Geruch die Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Steigt man aber noch tiefer in's Flachland hinab, so gewinnt der Wald ein schauerlich düsteres, fast Grauen erregendes Aussehen, die dichten Baumkronen wölben sich über tausendjährigen Stämmen und bilden eine, dem Tageslicht fast undurchdringliche Decke: auf dem hoch mit Moos bedeckten Boden wächst kein Gebüsch; keine zarte Pflanze treibt ihre bunten Blüthen, wo die mächtigen Bäume

sich starr aneinander reihen, wie die Grabsteine auf dem Kirchhofe; nur die Kinder der Finsterniß, die schnell aufschießenden Pilze wuchern hier auf der feuchten, heißen Erde.

Nichts gleicht dem schwermüthigen Duster dieser Wälder während der Regenzeit. Eine feuchte Schwüle umgibt den Reisenden, dicke Nebel hängen tief in den qualmenden Gründen umher, und vor ihnen sieht man lebendige Wolken von Schnafen und Mücken sich in raschen Kreisen durch einander bewegen; die Bäume triefen von unendlicher Feuchtigkeit; nur für die wenigen regenfreien Stunden öffnen sich zahlreiche Blumen; die Thiere verbergen sich lautlos in dem Dickicht. Kein Vogel, kein Schmetterling ist sichtbar; man hört nur das Schnarfen der Wasserschweine und das monotone Geschrei der Frösche und Kröten. Noch reubloser und schwermüthiger dunkelt die Nacht über die Einsamkeit herein, kein Stern ist sichtbar, der Mond versteckt sich hinter Wolken und wie bange Klage-laute ertönt das Geschrei der hungrigen Raubthiere aus dem unheimlichen Dickicht hervor.

Furchtbar ist es, wenn der Orkan über den Urwald hinbraust. Ein lautes, dumpfes Rauschen in den oberen Luftschichten, als ob der wilde Jäger mit seiner ganzen gespenstigen Meute vorbeizöge, geht dem nahen Ausbruch voran, während die unteren Schichten noch im stillen Frieden ruhen. Das Brausen und Sausen senkt sich immer tiefer und tiefer; schon schlagen die oberen Zweige der wuchtigen Riesen wild aneinander; zuckende Blitze zerreißen die Finsterniß; von hundertfältigem Echo zurückgeworfen, bröht der rollende Donner durch das zitternde Dickicht; von der heulenden Windsbraut entwurzelt, stürzen tausendjährige Bäume laut krachend zur Erde, und knicken in ihrem gewaltigen Falle die umstehenden Stämme wie schwache Strohhalme, oder entreißen sie mit ihren Wurzeln dem Boden und begraben sie im ungeheuren Ruin. So, wenn ein König stürzt, zieht er ein ganzes abhängiges Heer mit sich in's Verderben hinab. Schauerlich begleitet das Angstgeschrei der aufgeschreckten Thiere diese wilden Stimmen der empörten Atmosphäre und des zerschmetterten Waldes.

Nach der nassen Jahreszeit ist der Urwald am prächtigsten. Vor derselben hatte die lange anhaltende trockene Hitze seine Blätter verkohlt, und manche der jarresten Parasiten verdorrt; während ihrer Dauer beraubten die sausenben Stürme und furchtbaren Regengüsse ihn vollends allen Schmuckes; erst wenn die Wolken sich verzogen, und die fröstelnden Thiere ihre versteckten Schlupfwinkel verlassen, um die fast steifen Glieder in den warmen Sonnenstrahlen zu recken, erwacht auch die Pflanzenwelt zu einem neuen freudigeren Leben. Wo früher das Auge nur den verschiedenen Abstufungen des Grüns begegnete, da schwelgt es jetzt im reichen Blüthenschmuck der Orchideen, Bignonien und Passifloraen, während zugleich die lieblichsten Wohlgerüche die feuchte Atmosphäre erfüllen.

Von magischer Schönheit sind in dieser Jahreszeit die Ufer der durch den Urwald schlängelnden Flüsse der Guajana, und wer jetzt auf ihren Gewässern dahinfährt, könnte wähnen, er durchschneide die Fluren des verlorenen Paradieses.

Durch das freundliche Unterholz, welches mit seinen üppigen Zweigen oft ganze Flächen des Wasserfaums bedeckt, schwimmen die großen, federbuschartigen, weißen Blüthen der Inga, neben den scharlachrothen Bürsten der prächtigen Combretien. Darüber erheben sich zierliche, aber ganz in Stacheln gehüllte Palmen mit rothen Früchten bedeckt. Waldbäume der edelsten Art bilden den tieferen Hintergrund, und in feenhaften Festsans hängen die blüthenüberladenen Ranken zahlreicher Schlinggewächse von ihnen herab. Mit jedem Ruberschlage eröffnen sich neue liebliche Scenen, so daß man im ewigen Wechsel der Formen nicht weiß, welcher Pflanze, welchem Laube, welcher Blüthe man den Preis der Schönheit zuerkennen soll.

Diese Zaubergärten werden durch Vögel vom seltensten Farbenschmuck belebt, namentlich am frühen Morgen, wenn das saftige Grün der Palmenwedel oder das brennende Gelb der hohen Leopoldinien gedankenschnell am eben noch

bunkelgrauen Walbe hervortritt. Dann ziehen hunderte von buntgefärbten Papagaien paarweise unter dem schrecklichsten Lärmen über den Fluß; zahllose *Colibris* flimmern wie Edelsteine durch die Luft; ganze Heerden *Cotingas* flattern zwischen den Blüthen; Ketten nieblicher Enten schnattern auf den über dem Wasser hervorragenden Nestern umgesunkener Bäume; auf den höchsten Gipfeln läßt der Toucan sein lautes *pi-po-so!* erschallen; neugierig aus seinem Neste schauend gibt sich der *Oriolus* Mühe ihn nachzuahmen, und der rothe Ibis fliegt in langen Reihen nach der Küste hin, während die weiße Egrette vor dem Boote hinfliegt, sich niederläßt und dann wieder zu neuem Fluge sich erhebt.

Ueberhaupt ist die Morgenstunde die lauteste im Urwalde, denn die Thiere, welche des Lichtes sich freuen, sind, wenn nicht zahlreicher, doch gewöhnlich stimmbegabter, als die nachtliebenden Geschöpfe. Doch nicht gleich nach dem Erscheinen des Tagesgestirns erklingt ihr vollstimmiges Concert; denn meistens sind sie so frostig, daß sie erst längere Zeit der erwärmenden Sonnenstrahlen bedürfen, ehe sie zur vollen Lebensfähigkeit erwachen. Darum fliehen in jener Stunde die meisten von ihnen die niedrigsten Stellen der Waldungen, denn die eigenthümliche Ausbreitung vieler tropischen Bäume in breite platte Kronen, bringt eben so viele Schirme hervor, die den feuchten Boden so dicht beschatten, daß auf demselben stets eine ausnehmende Kühle herrscht, die nur des Mittags angenehm wird. Sogar diejenigen Vögel, die sonst auf der Erde in niedrigen Büschen ihre Nahrung suchen, steigen des Morgens zu den lustigen Kronen hinauf, und flattern schwerfällig von Ast zu Ast, wenn sie die gewünschte Höhe nicht durch einen einzigen Flug zu erreichen vermögen. Erst erklingen einzelne Töne aus den hohen Laubkronen; dann schlagen Tausende von Stimmen in den verschiedensten Abstufungen an das Ohr, nähern sich, verschwimmen in die Ferne, steigen und fallen in abwechselnder Stärke.

Am lautesten schallt der *Mycetes* schauriges Gebrüll, welches aber trotz seiner Mark und Bein durchdringenden Kraft, dennoch das Geschrei und Geschwäß der vorlauten Papagaien nicht völlig übertönen kann.

Doch rasch steigt die Sonne höher, ein Musikus nach dem andern verstummet und sucht den kühlen Waldschatten auf, bis endlich das ganze vielstimmige Morgenconcert in tiefe Stille übergeht. Dort, wo die Lichtstrahlen durch das Laubgewölbe brechen und auf dem Unterholze spielen, oder den Waldboden berühren, schwärmen bunte Schmetterlinge umher, wärmen sich metallglänzende Käfer, rascheln Eidechsen im abgefallenen Laube, und schleichen buntschillernde oder düsterfarbige Schlangen hervor, denn auch diese tragen Thiere empfinden den Sonnenreiz und genießen ihn auf ihre Weise.

Wanderst du am Tage durch den Wald, so wird die tiefe Stille nur dann und wann durch vereinzelte Thierlaute unterbrochen. Zuweilen ist es das Pochen des Baumhackers, welches wie die entfernte Art des Waldmanns klingt; zuweilen das Jammergeschrei des Faulthieres, welches klagend aus dem finstern Dickicht hervorbricht. Ritunter ertönen aus dem finstern Forstgrunde menschenähnliche Stimmen, und der überraschte Jäger glaubt sich in der Nähe seiner Gefährten oder feindlicher Indianer: gespannt horcht er den Klängen, und erst nach längerem Lauschen erkennt er sie als den melancholischen Ruf von Waldtauben.

Am ruhigsten ist es um die Mittagsstunde, wo die Sonne selbst für die Kinder der Tropenzone zu mächtig wird, und viele Geschöpfe, besonders die Vögel, in tiefen Schlaf verfallen. Dann suchen die höheren Thiere den Schatten auf, und nur die kaltblütigen Reptilien — Kaimane, Iguanen, Salamander — lagern auf den glühenden Felsplatten und Steingeröllen im Bett der Waldflüsse, oder an sonnigen Abhängen, und scheinen mit erhobenem Kopf und weit geöffnetem Munde die heiße Luft mit Wonne einzuathmen.

So wie der Abend sich nähert, wird es wieder lebhaft, wie am Morgen. Schreiend kehren die Papagaien von ihren Excursionen nach dem Baum zurück, wo sie zu nisten gewohnt sind, und so wie die Affen die erste Morgenstunde

mit lauter Kehle begrüßten, so rufen sie nun plappernd oder brüllend ein Lebewohl der sinkenden Sonne nach.

Mit der eintretenden Dämmerung wird eine ganze neue Thierwelt wach, die, so lange das Tagesgestirn herrschte, sich in dem Dunkel des Urwaldes verbarg. Dann durchschwirren unheimliche Flederäuse von seltener Größe das Dickicht, und jagen gierig nach den riesigen Abendfaltern, die auch erst mit der Dämmerung zur Thätigkeit erwachen; dann verlassen die großen, blutdürstigen Katzenarten ihre Schlupfwinkel, und suchen den rothen Hirsch zu erhaschen, der einzelt im dichtesten Buschwerk lebt, und erst gegen Sonnenuntergang sein Versteck zu verlassen wagt; oder den schwerfälligen Tapir, der während der Hitze des Tages im weichen Moorgrunde oder in den schattigen, feuchten Waldwinkeln ruht, so wie aber die erfrischende Kühle des Abends eintritt, zu den sumpfigen Flüssen geht, wo er seine Gefährten findet, mit denen er dann nach Herzenslust schweinartig in Schlamm sich herumwälzt.

Um diese Zeit verlassen auch die lichtscheuen Beutelthiere ihre finstern Löcher in hohlen Baumstämmen oder unter deren bogenförmig gewölbten Wurzeln, um nach Insecten und Früchten zu spüren; und schlüpfen die vorsichtigen Apatis aus dem Gebüsch.

In unsern Wäldern läßt sich kaum ein Ton nach Sonnenuntergang vernehmen: anders ist es in der Tropenzone, wo die Nacht durch manche laute Stimme gefeiert wird, wo Stunden lang nach dem Verschwinden des Tagesgestirnes Cicaden, Unken, Riesenfrösche, Uhus und Ziegenmelker schreien, stöhnen, quacken, heulen und seufzen.

Am schweigsamsten ist es im Walde von Mitternacht bis gegen drei Uhr. Vollständige Stille herrscht jedoch nie, oder nur in ganz kurzen Pausen, denn immer fühlt sich ein Nachtthier gedrungen, durch gedämpfte, oder verstärkte Stimmen die Ruhe zu unterbrechen. Zuweilen sogar durchtobt ein so wildes und anhaltendes Thiergeschrei den Forst, daß man wähnen sollte, eine Legion böser Geister treibe dort ihren mitternächtlichen Spuck. Zu einem furchtbaren Concert vereinigen sich das jammernde Geheul der Brüllaffen, der winselnde, fein flötende Ton der kleinen Sapajous, das schnarrende Murren des Dourouculi; das abgesetzte Geschrei des großen Tigers, des Pecari, des Faulthiers und einer Schaar von Papageien und anderen lautstimmigen Vögeln.

Die erste Veranlassung eines solchen nächtlichen Aufruhrs ist wahrscheinlich, wie Humboldt vermuthet, ein zufällig entstandener, lang fortgesetzter, sich steigend entwickelnder Thierkampf. Der raubgierige Jaguar verfolgt eine Heerde Nabelschweine oder Tapirs, die in wilder Flucht das dicke Strauchwerk durchbrechen. Erschreckt durch das Geräusch, schreien die lautstimmigen Affen durch die Finsterniß. Nun erwachen auch die Papageien und Toucons, und so pflanzt sich der zunehmende Tumult in immer weiteren Schwingungen fort. Lange dauert es dann, ehe der aufgeschreckte Wald sich wieder beruhigt.

Gegen die Morgendämmerung heulen die Uhus, seufzen die Caprimolgen, stöhnen die Unken und quacken die Riesenfrösche zum letztenmal in ihrem nächtlichen Leben, und so wie im Osten die erste Lichtspur sich zeigt, erheben zuerst die schnarrenden Cicaden ihr widerliches, durchdringendes Geschreul, das mit dem letzten geisterhaften Geschrei der Nachtthiere sich vermischt. Bald erwacht der Tag in seinem Glanze und mit ihm treten neue Stimmen auf, die, obwohl größtentheils rau und fremdartig, doch wohlthuend erklingen nach jenen schauerlich phantastischen Tönen der unheimlichen Tropennacht.

Heinrich der Löwe.

Von G. Heusinger.

Der große Ahnherr des ruhmgekrönten Regentenhauses Braunschweig-Lüneburg, Sohn Heinrichs des Stolzen, Herzogs in Sachsen, wurde 1129, nach einigen Chronisten zu Ravensburg in Schwaben, geboren. Rehtmeyer gibt Braunschweig als Heinrichs Geburtsort an. Seine Mutter war Gertrud, des Kaisers Lothar II. einzige Tochter. Er war 10 Jahre alt, als sein Vater starb, dessen Bruder, Herzog Welf VI., unterstützt durch die sächsischen Vasallen, sich kräftig seiner annahm, ermächtigt durch des Kindes Großmutter, Kaiserin Richenza, welche dessen Vormund war. Herzog Welf wahrte mit wachsamem Auge und rüstigem Arme die Rechte seines Neffen und ließ nicht ab, gegen des Kaisers und des Reiches Gewalt anzukämpfen. Des jungen Heinrichs Mutter vermählte sich wieder mit Jasomirgott von Oesterreich im Jahre 1142. Albrecht der Bär, Markgraf von Brandenburg, sah jetzt seine Bemühungen um Sachsen erfolglos, da der junge Welfenfürst durch einen endlichen Vergleich mit dem Kaiser als Herzog von Sachsen bestätigt wurde. Sein Geist entwickelte sich rasch mit der zunehmenden Körperkraft. Indem er früh seine Bestimmung kennen lernte, hatte er bald eine hohe Vollkommenheit im Gebrauche der Waffen erlangt, so daß seine Gefährten in jeder ritterlichen Uebung von ihm übertroffen wurden. Mit dem zunehmenden Kraftgefühl wuchs die starre Unbeugbarkeit seines Willens. Was er einmal für Recht erkannt, das focht er durch; so daß die schwierigsten Hindernisse nur dazu dienten, seine Ausdauer zu vermehren und seinen Muth zu stärken. Freudig ergriff er jede Gelegenheit, seine Tapferkeit im ernstesten Kampfe zu beweisen. Schon im Jahre 1147 zog er an der Spitze des deutschen Heeres den Dänen zu Hülfe wider die ungläubigen und aufrührerischen Wenden. Der Erfolg entsprach jedoch nicht den davon gehegten Erwartungen, denn es war den deutschen Fürsten kein rechter Ernst, dem jungen Heinrich das Reich der Wenden unterwürfig zu machen. Man zwang nur die Wenden, das Christenthum anzunehmen und die Gefangenen frei zu geben. Jetzt zeigte Heinrich, welcher Heldengeist in ihm erwacht war. Kühn trat er vor den Kaiser Conrad, das ihm genommene Herzogthum Bayern zurückzufordern. Schon in der Fürsterversammlung, die vor Beginn des Kreuzzuges gegen die slavischen Heiden in Frankfurt abgehalten wurde, hatte er seine Ansprüche daran erhoben; wurde aber durch das Versprechen beschwichtigt, daß ihm nach dem Kriegszuge sein Recht werden sollte. — Man wollte ihn später wieder durch Versprechungen hinhalten; da war es mit des Löwen Geduld zu Ende, und er beschloß, mit Waffengewalt das ihm angeammte Land wieder zu nehmen.

In derselben Zeit, als sein Geist an Krieg und Sieg dachte, wurde sein Herz von zarter Liebe überwunden.

Clementia, die schöne Tochter seines Waffengefährten, des Herzogs Conrad von Zähringen, wurde seine Gattin und brachte ihm als Mitgift das Schloß Baden zu, welches er später an den Kaiser gegen die Schlösser Schwarzsels, Herzberg und Pöhlbe am Harze vertauschte, um seine Besitzungen mehr zusammen zu haben.

Nachdem er die geliebte Gattin unter dem Schutze des Grafen Adolph von Holstein zurückgelassen hatte, brach Heinrich an der Spitze seiner wohlgerüsteten Sachsen auf und fiel verheerend in Schwaben ein. Von dort hoffte er mit Hülfe seines Schwiegervaters, des Herzogs Conrad, Bayern zu überziehen und es seinem Stiefvater, dem Herzoge von Oesterreich, dem es der Kaiser verliehen, mit Gewalt wieder abzunehmen.

Einer Ladung, auf dem Reichstage zu Würzburg zu erscheinen, wo seine Angelegenheit im Wege der Güte ausgeglichen werden sollte, leistete er keine Folge, da er nicht ohne Grund ein gleiches Schicksal befürchtete, wie es seinen Vater zu Quedlinburg betroffen hatte.

Als er nun auf dem ausgeschriebenen Reichstage nicht erschien, eilte der Kaiser in's Geheime und in möglichster Eile nach Goslar, um mit Hülfe des Markgrafen Albrecht von Brandenburg das feste Braunschweig zu erobern. Braunschweigs Beschützer aber stand im fernen Schwaben, überall von Feinden umringt. Das Loos seiner treuen Stadt schien unvermeidlich.

Heinrich, der indes von dem Unternehmen des Kaisers bei Zeiten Kunde erhalten hatte, eilte mit der Schnelligkeit des Gedankens, während ihn der Kaiser bei der Feier des Weihnachtsfestes glaubte, verkleidet auf mit hohem Schnee bedeckten Wegen nach seinem geliebten Brunswik, und der dadurch entstandene Jubel belehrte den Kaiser, daß es Zeit für ihn sei, nach Goslar zurückzugehen.

Bald darauf hatte sich Herzog Welf, der bis dahin fast in ununterbrochener Fehde mit dem Kaiser gestanden, nachdem er zuletzt am 2. Februar 1150 bei Flechberg gänzlich geschlagen war, mit demselben verglichen. So wurde denn auch Heinrich der Löwe veranlaßt, die Feindseligkeiten einzustellen, um so mehr, als Kaiser Conrads zunehmende Kränklichkeit dessen baldigen Tod, der auch am 15. Februar 1152 zu Bamberg erfolgte, voraussehen, und eine große Umgestaltung der Dinge in Deutschland dadurch erwarten ließ.

Conrads Nefte, Friedrich Barbarossa, bestieg, einstimmig erwählt, den deutschen Thron. Von ihm glaubte Heinrich Gerechtigkeit erwarten zu können.

Es lag Friedrich I. sehr daran, sich des Löwen starken Beistandes auf dem wegen Widerseßlichkeit der Mailänder auszuführenden Kriegszuge nach Italien zu versichern. Des Herzogs Ansprüche wurden daher ohne Widerspruch von ihm anerkannt; Heinrich Jasomirgott von Oesterreich — so lautete des Kaisers Bescheid — sollte seinem Stiefsohne das väterliche Erbgut Bayern herausgeben. Außerdem aber ertheilte Friedrich dem Herzoge unbeschränkte Macht, in den slavischen Ländern die geeigneten Einrichtungen zur Beförderung des Christenthums zu treffen, auch Kirchen und Bisthümer zu gründen und dieselben von den Reichsgütern auszustatten. Dadurch wurde der Löwe gewissermaßen Herr in diesen Ländern.

Heinrich von Oesterreich war indessen nicht gesonnen, das schöne Herzogthum Bayern gutwillig herauszugeben, sondern rüstete sich mit Macht, um dem Ausspruche Friedrichs und der Reichsstände den äußersten Widerstand zu leisten.

Einstweilen blieb er auch noch im Besitz, da Heinrich der Löwe seinen neuen Freund auf dem Zuge in die Lombardei und zwar mit einem Kriegsheere begleitete, welches an Zahl und Ausrüstung dem königlichen fast gleich kam, wodurch Friedrichs Erwartungen glänzend erfüllt wurden.

In Italien angekommen, wurde Tortona, eine der tapfersten Städte, sofort belagert, und hier strahlte der Löwe schon in hohem Waffenruhm. Ueberall siegte er durch seine persönliche Tapferkeit. Gleich beim ersten Sturme eroberte er die festen Vorstädte. Tortona fiel und hatte seine Widerseßlichkeit schwer zu büßen; es wurde der Erde gleich gemacht.

Von hier zog Friedrich nach Rom, um sich die Kaiserkrone aufsetzen zu lassen. Die Krönung selbst ging ungestört vor sich. Sobald jedoch der Kaiser nach beendeter Feierlichkeit die Kirche verlassen hatte, brach ein Aufruhr los in der heiligen Stadt, und die deutschen Ritter und Herren sahen sich rings um bedroht von erbitterten Feinden.

Auf der Liberbrücke stürzt der Kaiser vom Pferde, die Römer umbrängen ihn wie eine Mauer; hundert Schwerter sind über seinem Haupte gezückt, da erscheint sein treuester Kampfgenosse, Herzog Heinrich, der, selbst im heißen Kampfgewühle, die Gefahr des Kaisers kaum gewahrt, seines Namens würdig gleich einem Löwen auf die bei seinem Erscheinen zurückweichenden Meuchelmörder eindringt. Sein gewichtiges Schlachtschwert rückt gleich hundertfältigem Blitzstrahl auf die Häupter der wuthschnaubenden Feinde. Nichts kann ihm widerstehen, nichts seinen Arm lähmen, bis statt der drohenden Mörderbande ein Haufen starrer Leichen den Kaiser umgibt.

Tief gerührt blickt der gereitete Kaiser auf den Freund, trocknet ihm selbst das aus einer tiefen Stinmwunde fließende Blut und spricht von Dank erfüllt die Worte: „Das gedenke ich Dir, Heinrich!“ *)

Nach manchen gefährlichen Abenteuern langte der Herzog im Gefolge Barbarossa's wieder in Deutschland an. Auf dem Fürkentage zu Augsburg war es, wo der Kaiser dem Helden öffentlich seinen Dank bewies, indem er ihm das Herzthum Bayern in aller Form übergab.

Heinrich der Löwe, jetzt im kräftigsten Mannesalter, war nächst dem Kaiser der mächtigste Fürst in Deutschland. Die Grenzen seines Reiches erstreckten sich von der Ostsee bis an die Donau. Die Bewohner dieser Länder hatten sich alle seiner eben so weisen als kräftigen Regierung zu erfreuen. Heinrich beförderte den Handel und die Gewerbe, schützte den Landmann gegen Räuberei, war freigiebig gegen seine Unterthanen und überall auf ihre Wohlfahrt bedacht.

München, damals nur ein Dorf, erhielt durch ihn Münz-, Zoll- und Marktrecht, wodurch dasselbe schnell an Einwohnern zunahm und sich zur Größe einer Stadt erhob. Lübeck's Bewohner wandten sich, nachdem ihre Stadt durch eine Feuersbrunst eingeäschert war, voll Vertrauen an den Herzog, und er baute ihnen eine neue Stadt im Gebiete von Rageburg, welche die „Löwenstadt“ genannt wurde. Da dieser Platz sich jedoch später als zum Handel nicht geeignet erwies, erlangte Heinrich vom Grafen Adolph von Holstein die Abtretung der Insel und des Hafens von Lübeck, woselbst sich im Jahre 1158 die Kaufherren von Löwenstadt niederließen, um Lübeck vergrößert und verschönert wieder erstehen zu lassen.

So trug der umsichtige Herzog dafür Sorge, daß Hamburg, welches von den Wenden gänzlich zerstört war, wieder zu neuer Blüthe erwuchs. Die Folge aller dieser weisen Unternehmungen war: daß man den Sachsenherzog Heinrich den Angel der Größe des Nordens nannte.

Wohl mag es Heinrichs Plan gewesen sein, ein neues unabhängiges Königreich zu begründen, denn dahin deuten viele seiner wohlberechneten Einrichtungen und der kluge Gebrauch der ihm vom Kaiser gestatteten Vorrechte.

Als der zweite Krieg in Italien begann, benutzte der Herzog die ihm gewordene Erlaubniß, vorläufig zurückzubleiben, um den Frieden in Sachsen und den Slavenländern zu sichern, dann folgte er dem Kaiser an der Spitze eines Heeres von Tausend wohlgepanzerten Rittern.

Er traf den Kaiser in Crema und half diesen Platz erobern. Jetzt sollte Mailand fallen; da erhielt Heinrich die Nachricht von der Empörung der treubruchigen Wenden, worauf er schleunig nach dem Norden aufbrach, sich zum Kriege rüstete und in Slavien einbrach.

Fürst Riklot büßte seinen Abfall schon in dem ersten Gefecht mit dem Tode. Den beiden Söhnen gewährte Heinrich Gnade und sie erhielten einen Theil ihrer Länder zurück. Dauernden Frieden in Slavien zu begründen, war jetzt des Herzogs Hauptaugenmerk. Bald darauf aber bedurfte der Kaiser seiner Hülfe auf einem dritten Zuge nach Italien, worauf Mailand im Jahre 1162 erobert und gänzlich zerstört wurde.

Ein neuer Aufstand im Slavenlande nöthigte den Herzog, gegen Riklots Söhne Wertislaw und Pribislaw das Schwert zu ergreifen. Mit ihrem gegenwärtigen Besitztum nicht zufrieden, schickten sie sich an, das ganze Obotritenland wieder zu erobern. Schnell brach Heinrich in ihre Lande, schloß Wertislaw in seine Burg ein, zwang ihn nach wenigen Tagen, sich zu ergeben, und führte ihn als Gefangenen nach Braunschweig.

Pribislaw hatte um Gnade gebeten und der Löwe hatte sie ihm in seiner

*) Ein großes allgemein bewundertes Oelgemälde von Riepenhausen, welches diese glorreiche That des Löwen verherrlicht, schmückt den Ständesaal der 1. hannov. Kammer.

Großmuth gewährt. Kaum wußte dieser jedoch den Herzog in Bayern beschäftigt, als er auf Jureden seines gefangenen Bruders von Neuem die Waffen erhob. Er fiel in Mecklenburg ein, eroberte fast alle Schlösser des Herzogs und ermordete die gemachten Gefangenen mit entsetzlicher Grausamkeit.

Jetzt war Heinrichs Langmuth erschöpft. Voll Grimm schwur er dem Lande den gänzlichen Untergang. Wertislaw ließ er zum warnenden Beispiele aufhängen. Zwei Meilen von Dammin, wo das slavische Heer stand, kam es zu einer blutigen Schlacht. Gleich zu Anfang fiel der Graf Adolph von Holstein; sein Tod brachte Verwirrung in die Reihen und die Schlacht schien schon für die Slaven gewonnen, als Heinrich mit einer Schaar wüthend herbeistürzte und den Sieg auf seine Seite brachte.

Groß war die Niederlage der Wenden. Das Schlachtfeld war weit und breit mit ihren Todten übersät, und noch während der Flucht wurden viele Tausend niedergehauen und in's Wasser getrieben. Aber Heinrich hatte dagegen seinen Freund, den Grafen Adolph, den Grafen Reinhard von Dittmarsen und eine nicht geringe Zahl seiner besten Ritter zu beklagen. Das Land fiel — wie der Löwe es geschworen — einer schrecklichen Verheerung anheim.

Heinrich glaubte jetzt die Slaven für immer gedemüthigt; indessen war seine Gegenwart in diesen Ländern noch oftmals nöthig, indem Iribislaw, von dem Herzoge von Pommern unterstützt, die Empörung noch verschiedene Male wieder ansachte.

Von seiner ersten Gemahlin seit dem Jahre 1162 getrennt, vermählte sich Heinrich 1165 mit Mathilde von England, einer Schwester des ritterlichen Königs Richard Löwenherz, wodurch er die Stufe des höchsten Glückes glaubte erstiegen zu haben. Aber im Menschenleben ist kein Glück ohne Mißgunst, keine Größe ohne Reid!

Die Reichsfürsten sahen Heinrichs unumschränkte Macht, den Glanz seiner Siege, den Ruhm seiner Thaten, das Aufblühen seiner Lande, die Feier seines Namens in und außerhalb Deutschland, nichts weniger als mit Gleichmuth an; sie sahen sich in den Schatten gestellt durch den mächtigen Löwen, und fürchteten, daß sein immer höher strebender Sinn sie einst tief hinabdrücken könne. Feinde und Reider sammelten sich daher immer mehr.

Vor Allen war der geistliche Stand ihm abhold; denn diesen verdroß es, daß Heinrich das ihm vom Kaiser verlehene Recht so kräftig ausübte; daß er Bischöfe und Aebte ernannte, die ihm den Vasalleneid schwören mußten, und überhaupt immer deutlicher blicken ließ, wie er sich als unumschränkter Gebieter in diesem Reiche betrachtete.

Als er daher im Jahre 1166 viel außer Landes war, indem er mit dem Kaiser wegen eines neuen Krieges in Italien, auf Land- und Fürstentagen Berathungen zu halten hatte, kam ein Bund wider ihn zu Stande, der seiner Größe gänzliche Vernichtung brohete.

Ueberall erhob sich plötzlich wie auf ein dazu gegebenes Zeichen, Kriegstumult. Heinrichs Lande wurden von allen Seiten angegriffen. Die Fürsten des östlichen Sachsens legten sich vor seine Festen: Graf Christoph von Oldenburg nahm Bremen ein, wo er freudig empfangen wurde, da man, von der Geistlichkeit aufgestachelt, Heinrichs Regierung dort haßte.

Entschlossen trat der Herzog seinen vielen Widersachern entgegen. Mit der ihm eigenen Schnelligkeit trifft er in Braunschweig ein, wo er den Verschworenen zum Schrecken einen ehernen Löwen aufrichtet mit weit offenem Rachen.*) Bald hat er die steggewohnten Mannen unter seinen Fahnen und Feldzeichen versammelt. Wie ein Sturmwind rückt er seinen Feinden im östlichen Sachsen entgegen. Beim Anblick von Heinrichs gewaltiger Streitmacht weichen sie entsetzt

*) Der noch jetzt auf dem Burgplatze steht, wo sich einst Heinrichs Burg Denkwarderode erhob.

zurück; wo sie Stand halten, werden sie auf's Haupt geschlagen, und jetzt begann der Herzog ein allgemeines Werk der Verheerung, von Thüringen an bis unter die Mauern von Magdeburg. Als er hier gethan, was er den Verräthern gelobt, zog er nach Bremen; aber auch hier fand er nur geringen Widerstand. Alle flohen, Krieger und Einwohner suchten Schutz in den fernern Brüchen und Morästen der Torfmoore.

Graf Christian starb nach wenigen Tagen in Verzweiflung an einem hitzigen Fieber. Der hochmüthige Erzbischof Hartwig von Bremen, wie auch der ihm verbündete Bischof Conrad von Lübeck wurden von ihren Sizen vertrieben und Heinrich zog ihre sämmtlichen Einkünfte ein. Nur Goslar widerstand der Belagerung. Zu gleicher Zeit war auch der Erzbischof von Cöln, der Hauptanführer der Verschworenen, in Italien ein Opfer der im kaiserlichen Heere herrschenden Seuche geworden.

So lagen schon fast alle Feinde Heinrichs darnieder, als vom Kaiser, der von den Lombarden heftig gedrängt in eiliger Flucht aus Italien ankam, der Befehl an die sächsischen Fürsten erging, Friede und Ruhe im Lande zu halten.

Nie hatte der siegreiche Heinrich in höherem Selbstvertrauen auf seine Macht dagestanden. Die errungenen Siege rechtfertigten seine Oberherrschaft bei seinen Feinden. Als aber der Kaiser zu Bamberg 1168 auf einem ausgeschriebenen Reichstage, anstatt die Friedensbrecher zu strafen, und so wie ihnen auch Heinrich tadelnd vorwarf, daß ihre Feinden in Sachsen den Lombarden zum Abfall die Veranlassung gegeben, daß Jeder das Eroberte wieder herausgeben sollte, da zog Heinrich schmolleud von dannen, wohl ahnend, daß des Kaisers Gesinnung gegen ihn eine Aenderung erlitten hatte. Dazu kam noch, daß der Kaiser ihn um die Besitzungen seines Ohms Welf brachte, indem dieser eine größere Summe dafür bot und Alles ankaufte, was eigentlich ein Erbe Heinrichs war. Noch blieb freilich der Herzog des Kaisers treuer Begleiter, allein es war ein Zwiespalt in sein Herz gekommen, der nie wieder ausheilte.

In dieser zweideutigen Stellung zum Kaiser beschloß er nach langen Kämpfen um irdisches Gut, im Glauben der damaligen Zeit, eine Wallfahrt nach dem Heiligen Grabe zu machen, um höheren Gewinn, um das Heil seiner Seele zu erringen. Wenn der Groll der Gegner sich bei der Rückkehr gelegt, wollte er in Frieden nur für das Wohl seiner Völker leben.

Nachdem der Herzog seine häuslichen Angelegenheiten geordnet hatte, trat er in großer ehrenvoller Begleitung die fromme Wallfahrt an, und fand auf der langen Reise überall glänzende Aufnahme. Doch hatte er auch viel Ungemach, gar manche Fährlichkeit zu bestehen; er litt zu wiederholten Malen Schiffbruch, wurde von wilden Horden überfallen; aber immer half ihm seine Besonnenheit, sein tapferer Muth selbst aus den größten Gefahren.

Der großartigste Empfang wurde ihm zu Constantinopel zu Theil, wo er zu Ostern 1172 ankam. Der Kaiser des Orients überbot sich fast in Allem, was Glanz und Pracht hieß; bewirthete den Löwen und sein Gefolge mehrere Tage auf das Herrlichste und beschenkte sie reichlich vom Höchsten bis zum Niedrigsten. Noch nie war ein Fürst des Abendlandes so glorreich vom Kaiser aufgenommen.

Nach manchen Abenteuern landete Heinrich bei Aikon und bald nähete er sich der heiligen Stadt. Da kamen ihm, dem viel berühmten fürstlichen Ritter, die Tempelherrn und Johanniter mit vielem Volke entgegen. Jubelnd freute sich alle Welt des großen Helden, von dessen Thaten man so oft gehört, und führte ihn im Triumph in Jerusalem ein, wo ihn die Priesterschaft aller Orden mit Hymnen und Lobgesängen empfing. Unter diesem Geleite begab sich Heinrich nach dem Heiligen Grabe, schmückte die hehre Stätte, und spendete an die Wächter große Geschenke. Amalrich, der König von Jerusalem, stellte ihm zu Ehren dreitägige Festmahle an und in seiner Begleitung sah er das Thal Josaphat, den Delberg, Bethlehem, Nazareth und badete sich im Jordan. Nach einigem

Verweilen trat er, begleitet von den Tempelherrn und Edlen, den Rückweg an. An allen Orten auf der Reise wurde ihm hohe Ehrfurcht bewiesen. Der Sultan von Ararat nannte sich seinen Vetter und erklärte ihm diese Verwandtschaft, bewirthete ihn königlich und ließ ihm 1000 der schönsten Rosse vorführen, von denen jeder der Begleiter Heinrichs sich eines wählen konnte; dreißig der allerschönsten erhielt der Herzog als Ehrengeschenk, nebst vielen reichen Gewändern, Kostbarkeiten und seltenen Thieren, darunter der Löwe, den der Herzog später in Braunschweig immer in seiner Nähe hatte, von dem die Sage geht, daß er bald nach Heinrichs Tode aus Kummer gestorben sei.

So sehr sich der Herzog dieser Huldigungen erfreute, trauerte er doch über den Verlust mancher treuen Gefährten. Der Kaiser des griechischen Reiches empfing ihn wieder mit großer Auszeichnung; auch in Ungarn wurde er von dem Könige Bela III. mit der größten Auszeichnung empfangen, und in Bayern zog man ihm mit Jubel entgegen bis nach Augsburg, wo er Friedrich Barbarossa begrüßte.

In seinem lieben Braunschweig wieder eingetroffen, beschäftigte er sich hauptsächlich mit dessen Verschönerung, leitete den Okerfluß hindurch, verstärkte die Stadt mit Mauern und Thürmen, zog den Hagen, eine mit Hecken umzäunte Landstrecke mit in die Ringmauer, baute Kirchen und Schlösser, und kümmerte sich wenig um die Händel im deutschen Reiche.

Die meiste Sorgfalt verwandte er auf den Sanct Blasius-Dom, den er mit den kostbarsten, von seiner Wallfahrt mitgebrachten Schätzen und Merkwürdigkeiten ausschmückte, und von denen jetzt noch Viele gezeigt werden.

Der Kaiser ließ ihn jedoch nicht lange ungestört in dieser Ruhe. Er verlangte auf's Neue seine Hülfe gegen die aufrührerischen Lombarden. Heinrich, mit gerechter Ursache zum Groll, versagte seinen Beistand unter dem Vorwande, daß er sich zu neuen Opfern in Italien nicht mehr stark genug fühle, weil seine Vasallen ihm zu einem so nutzlosen Kriegszuge den Dienst versagten.

Als der Kaiser hierauf dringender bat, forderte der Herzog endlich Goslar als Entschädigung für seine Hülfsleistung. Das aber wollte Friedrich nicht zugestehen, und er wies die Forderung mit Entschiedenheit zurück.

Bald nachher aber fühlte er sich von großer Bangigkeit ergriffen; er sah im Geiste sein kleines Heer vernichtet, die Lombarden siegreich und den Ruhm seines Hauses zernichtet. Ueberwältigt von dem Gedanken an eine so große Schmach, warf sich der Kaiser Heinrich zu Füßen, ihn beschwörend, er möge ihn in dieser Noth nicht verlassen. Die Umstehenden erblickten bei diesem Anblick; Heinrich selbst war erschüttert und beugte sich nieder zum Kaiser, aber seine Seele blieb starr; und den Beistand verweigernd, wandte er sich ab, bestieg sein Ross und ritt von bannen.

Schrecklich aber waren die Folgen, die dem Herzog daraus entstanden. Friedrich zeigte sich von dem Tage an nicht mehr als sein Freund. Bei dieser Wahrnehmung erstanden Heinrichs Feinde mit erneuerter Wuth.

Während der Löwe den einen belagerte, fiel der Bischof Ulrich von Halberstadt in seine Erblände; der Bischof von Cöln verheerte die Gegenden in Westphalen. Als nun Friedrichs Ahnung eintraf, sein Heer bei Legnano eine schmachliche Niederlage erlitt, wobei er selbst kaum dem Tode entronnen war, wurde auch Heinrichs Stellung bedenklicher. Er wollte bei dem Kaiser Klage führen, wegen der erlittenen Ansechtungen; dieser aber ließ ihn vorladen nach Worms, daß er selbst sich reinige gegen die Klagen seiner Widersacher.

Als der Herzog erfuhr, daß alle seine Feinde dort zu Gericht saßen, hütete er sich wohl, zu erscheinen und folgte auch einer Vorladung nach Magdeburg nicht. Dagegen rüstete er sich, seinem starken Arme vertrauend, zum Kampfe. Aber Bischof Ulrich schleuderte den Bannstrahl gegen ihn, der für den Augenblick alle seine Kräfte lähmte.

Nachdem noch ein Reichstag zu Goslar, und ein vierter zu Würzburg feinet-

wegen anberaunt war, und Heinrich sich auf seinem stellte, sprach der Kaiser im Jahre 1180 die Reichsacht über ihn aus.

Durch diesen Spruch wurde Heinrich der Löwe alles irdischen Gutes beraubt; selbst sein Leben war dem Dolche der Meuchelmörder preisgegeben. Aber des Helden Geist beugte sich nicht; Zorn erfüllte jeden seiner Gedanken; racheglühend schwang er das schwere Streitschwert und mit donnernder Stimme rief er die ihm geliebten Getreuen zum Kampfe. Von gleichem Feuer befeelt, strömten diese ihm zu, schwörend, daß nur der Tod sie von ihm trennen solle.

Nun war der Löwe sich seiner alten Kraft wieder vollbewußt, wuthentbrannt stürmte er aus seinem Braunschweig hervor, zertrümmerte die Bergwerke bei Goslar, zog stolz an der kaiserlichen Reichsstadt vorüber, verbrannte Mühlhausen und Nordhausen und zahllose Dörfer in der „goldenen Au“, schlug die verbündeten Fürsten bei Weisensee und kehrte mit einer großen Zahl Gefangener nach Braunschweig zurück. Hier ward er noch mehr ermuthigt, als ihn der Bischof von Halberstadt von seinem Bannfluche absolvirte.

Ohne Säumen zog er jetzt gegen den Bischof von Cöln, traf dessen Heer auf dem „Hallerfelde“ bei Osabrück, wo er einen glänzenden Sieg über das selbe erkoch. Der Bischof von Halberstadt aber hatte Heinrichs Abwesenheit benützt, dessen Erblande wieder anzugreifen, wofür derselbe jetzt dessen ganze Rache fühlen sollte.

Die Streitmacht, welche der kriegerische Bischof am Fuße des Harzes gegen den Herzog aufstellte, wurde geschlagen, Halberstadt erstürmt und verbrannt. Keine Kirche darin, kein Kloster blieb verschont; mehr als tausend Menschen, die sich in den Dom geflüchtet, wurden der Flammen grausiges Opfer.

Doch alle diese Siege fruchteten Heinrich dem Löwen nicht. Manche seiner Freunde fielen auf vom Kaiser ihnen gemachte Versprechungen von ihm ab und vereinigten sich unter Friedrichs Banner.

Nun zog der Kaiser selbst gegen ihn aus, verdrängte ihn aus seinen Stellungen, und der Herzog ward inne, daß ihm der Untergang nahete. Der alte Stolz war gebrochen, vom Schmerz niedergebeugt, stürzt Heinrich dem Kaiser zu Füßen und bittet um Schonung seiner Lande.

Als Friedrich Barbarossa den großen Helden in dieser Noth vor sich erblickte, übermannn ein edles Gefühl das kaiserliche Herz. Er sieht die blutrothe Narbe auf der Stirn seines einstigen Ketters. Schnell hebt er ihn auf, drückt ihn an die Brust und Thränen der Rührung benetzen sein männliches Angesicht.

Des Reiches Urtheil aber konnte Friedrich nicht abwenden. Es lautete: Heinrich solle auf drei Jahre in die Verbannung ziehen, worauf er die Lande Braunschweig und Lüneburg wieder erhalten würde.

Der Herzog fügte sich, verließ um Ostern 1182 die geliebte Heimath mit Weib und Kind und begab sich zu seinem Schwiegervater nach England.

So brach die Nacht zusammen, vor der ganz Deutschland so viele Jahre gezittert hatte. Heinrich verlebte die Zeit seiner Verbannung in frommer Andacht, machte dann eine Pilgerfahrt nach St. Jago de Compostella, und gewann so die verlorene Seelenruhe wieder.

Nach Verlauf von drei Jahren kehrte er nach Braunschweig zurück, um mit seinen Unterthanen die Segnungen des Friedens zu genießen. Indessen das Schicksal vergönnte es ihm nicht.

Kaiser Friedrich wollte Jerusalem, welches in die Hände der Ungläubigen gefallen war, wieder befreien, und Heinrich sollte deshalb unter drei ihm vom Kaiser vorgelegten Bedingungen wählen: Entweder auf das Verlorene sofort zu verzichten; den Kaiser auf dem Kreuzzuge zu begleiten und dafür die Wiedererwerbung seiner sämmtlichen Güter zu gewärtigen, oder abermals mit seinem ältesten Sohne das Reich auf drei Jahre zu verlassen.

Heinrich zog das Letztere vor; er ging wieder nach England, wogegen ihm verbürgt wurde, daß in dieser Zeit seine Erblande unangetastet bleiben sollten.

Als später dies Gelöbniß nicht gehalten, seine Erblande dennoch angefeindet wurden, da hielt sich auch Heinrich seines Wortes entbunden. Mit gewohnter Schnelligkeit erschien er vor Stade, welches ihm sofort die Thore öffnete. Viele alte Kriegsgefährten verbanden nochmals ihr Geschick mit dem des ruhmreichen Heldenfürsten.

Die stolzen Bewohner des uralten Bardowiek, die den überwundenen Löwen verspottet hatten, fühlten zuerst seine furchtbare Geißel. Im Sturm ward Bardowiek genommen; ein entsetzliches Blutbad begann, und in der Flammengluth sank die gewaltige Stadt zusammen.

Ein ähnliches Schicksal befürchtend, ergaben sich Lüneburg, Lauenburg und Lübeck und sämmtliche Festen der Umgegend. Unterdessen hatte des Kaisers Sohn, nachheriger Heinrich IV., Hannover niedergebrannt und belagerte nun Braunschweig. Allein die Bürger unter der Anführung des Prinzen Heinrich wehrten sich tapfer, schlugen die Stürmenden zurück und empfingen den herbeieilenden Herrn jubelnd in ihrer Mitte.

Seine geliebte Mathilde sah Heinrich nicht wieder; sie ruhte schon in der Gruft des Sanct Blasius-Domes, eine Veranlassung mehr für den Herzog, daß er des unruhigen Lebens Sorgen überdrüssig wurde.

Friedrich Barbarossa starb während des Kreuzzuges. Sein Sohn Heinrich folgte ihm in der Kaiserwürde. Mit diesem wurde der Herzog durch Vermittelung wohlmeinender Freunde ausgehöhnt.

Von der Zeit an lebte er zurückgezogen auf seiner Burg, indem er seine Tage frommen Betrachtungen widmete. Ein bitterer Schlag traf ihn noch kurz vor seinem Tode. Auf dem Sterbelager mußte er sehen, wie ein Blitzstrahl die beiden Thürme des Domes in Brand setzte, bis in das Gemach des Sterbenden drang die Feuerlohe. Alle Anwesenden verzagten; nur der alte Löwe blickte gefaßt zum Himmel und tröstete seine Untergebenen.

Am 6. August 1195 verschied er, sechs und sechzig Jahre alt in den Armen des Bischofs Isfried von Raseburg, der ihm immer ergeben geblieben. Seine letzten Worte waren: „Gott sei mir Sünder gnädig!“ Er ruhet im Dome neben seiner Gemahlin. Ihre in Lebensgröße in Stein ausgehauenen Bildnisse liegen über Beider einfachem Grabe, mitten im uralten Dome St. Blasius zu Braunschweig.

Die nützlichen und die schädlichen Raubvögel.

Von Pfarrer F. G. Snell zu Hohenstein.

Alles, was erschaffen worden, ist gut; man kann also eigentlich, wenn man die ursprüngliche Einrichtung der Natur im Auge behält, nicht von schädlichen Thieren reden. Selbst die großen Raubthiere unter den Säugethieren, wie die Bären und Wölfe, die Löwen und Tiger, haben ursprünglich ihre weise Bestimmung in dem großen wundervollen Haushalte Gottes. Denn ohne sie würden sich die großen pflanzenfressenden Säugethiere, als Rind, Hirsch, Reh u. s. w., die sonst kein Wesen außer dem Menschen bewältigen kann, so sehr vermehrt haben, daß dadurch das Gleichgewicht der Schöpfung völlig zerstört worden wäre. Damit ist aber nicht gesagt, daß der Mensch nun jene Raubthiere schonen und hegen solle! Nein, der Mensch ist vielmehr zur Herrschaft über die Erde bestimmt, und wenn er allmählig über ein Land sich so ausbreitet und zugleich so an Kultur und Bildung zunimmt, daß er wirklich diese Herrschaft auszuüben im Stande ist, dann werden jene Raubthiere unnöthig; der Mensch übernimmt dann deren Geschäft und verwendet die pflanzenfressenden Säugethiere zu seinem eigenen Nutzen, anstatt sie jenen zur Beute werden zu

lassen. Er kann dann und muß die Bären und Wölfe, Löwen und Tiger nach Kräften vermindern und in den für die Kultur geeignetsten Gebieten wo möglich austrotten, wie dies in vielen Ländern bereits wirklich geschehen ist. Auch dies ist in dem ursprünglichen Plane der Schöpfung weise vorgesehen.

Ebenso verhält sich's mit den Raubvögeln. Auch sie waren für die lange Zeitperiode, wo die Erde noch wenig bevölkert war, nicht schädlich, sondern sämtlich nützlich. Anders ist dies mit der Ausbreitung des Menschengeschlechts und der Kultur geworden. Wir haben jetzt, wo ganze Länder dem Ackerbaue hingegeben sind, z. B. die Insekten fressenden kleinen Vögel so überaus nöthig, daß wir von unserem jetzigen Standpunkte aus diejenigen Raubvögel, welche die kleinen Vögel fressen, als schädlich ansehen müssen. Ebenso haben sich mit der Verbreitung des Getreidebaues die Mäuse so sehr vermehrt, daß wir jetzt die Raubvögel, welche von jenen Saatenverderbern leben, als vorzugsweise nützlich betrachten müssen, obgleich sie ursprünglich nicht nützlicher waren, als die andern.

Hiermit haben wir auch schon die beiden hauptsächlichsten Gesichtspunkte angegeben, welche die Schädlichkeit oder Nützlichkeit eines jeden Raubvogels für uns bestimmen.

Sehen wir nun hiernach die einzelnen der in Deutschland gewöhnlichsten Raubvögel durch, wobei wir neben dem wissenschaftlich bestimmten (lateinischen) Namen zum leichteren Verständniß auch einige Provinzialnamen beifügen wollen.

I. Die nützlichen Raubvögel.

1) Der Mäusebussard (*Falco Buteo* L., auch Habicht genannt). Er ist der gemeinste aller deutschen Raubvögel, im Fluge leicht zu erkennen an seinem kreisförmigen Schweben, dem etwas kurzen abgerundeten Schwanz und seinem dem „Miau“ der Katze ähnlichen Geschrei, welches er häufig hören läßt. Er lebt hauptsächlich von Mäusen, deren man schon bei zwanzig auf einmal in seinem Kropf und Magen gefunden hat. Außerdem frisst er noch Amphibien, Insekten und Regenwürmer. Wilde Vögel vermag er wegen seiner Schwermüdigkeit ebenso wenig, als das Hausgeflügel zu fangen. Er wird vielfach von den Jägern geschossen, weil er für einen der Jagd schädlichen Vogel gehalten wird, obwohl man ihm in Wahrheit nichts vorwerfen kann, als daß er bisweilen, aber sehr selten ein ganz junges Häschen raubt. Von den Landleuten wird sein Horst überall zerstört, weil sie ihn mit andern Raubvögeln, namentlich mit dem wahren Habicht (*Falco palumbarius* L.), verwechseln und für einen Hühnerdieb halten. Sie verfolgen in ihm ihren besten Freund! Schon der Naturforscher Lenz hat vorgeschlagen, auf das Tödten dieses nützlichen Vogels eine bedeutende Geldstrafe zu setzen, statt daß man noch immer in manchen Ländern die Fänge desselben um ein ansehnliches Schußgeld einlöst.

2) Der raufhüßige Bussard (*Falco lagopus* L.), dem vorigen sehr ähnlich, aber an der weißen Schwanzwurzel und dem großen dunklen Fleck auf der Brust schon im Fluge von ihm zu unterscheiden, — hat überdies bis auf die Zehen befiederte Füße. Er ist ein Bewohner des Nordens, nistet sehr selten in Deutschland, erscheint aber im Winter ziemlich häufig in unsern Ebenen, besonders in Norddeutschland. Seine Lebensart gleicht derjenigen des vorhergehenden Raubvogels, dessen wohlthätige Geschäfte er zu einer Jahreszeit fortsetzt, wo die Mäusebussarde meistens von uns wegziehen. Er verdient also auch die sorgfältigste Hege und Schonung.

3) Der Wespenbussard (*Falco apivorus* L.) ist in Deutschland selten, darf jedoch nicht übergangen werden, da er die merkwürdige Liebhaberei hat, die Wespen (und Hummeln) sammt ihrer Brut allen andern Nahrungsmitteln vorzuziehen. Er zerstört so alle Wespenester, zu welchen er gelangen kann. Er vermag aber sogar zu den in der Erde befindlichen zu gelangen, weil seine Füße zum Scharren eingerichtet sind. Auch ist sein Gesicht mit harten Federchen

bewachsen, so daß er nirgends von den Wespen, welchen er den Stachel abbeißt, gestochen werden kann. Außerdem ist er auch ein eifriger Verfolger der Maiskäfer und der Raupen. Ferner frist er Amphibien, Mäuse und bisweilen einen jungen Hasen, sehr selten ein Rebhuhn; auch plündert er manchmal ein Vogelnest. Im Ganzen genommen überwiegt jedoch sein Nutzen den Schaden, den er thut. — Dieser Bussard hat mit den übrigen im Fluge große Ähnlichkeit und wird an der bedeutenderen Länge der Flügel und des Schwanzes von ihnen unterschieden.

Sämmtliche Bussarde haben eine mittlere Länge von 2 Fuß. Viel kleiner, nur von Taubengröße, ist

4) Der Thurmfalk (*Falco tinnunculus* L., auch kleiner Sperber, Rüttelweihen und Rüttelgeier genannt). Ein sehr schöner, niedlicher Falke, der an seiner Röthelfarbe, den langen spitzigen Flügeln, dem schnellen taubenartigen Fluge, seinem häufigen, wie „gü gü gü“ klingenden Schreien, sowie daran leicht zu unterscheiden ist, daß er die Thürme und Ruinen als Nist- und Aufenthaltsort liebt, was sonst kein Tag-Raubvogel mit ihm gemein hat. Er wohnt jedoch auch, wo er jene seine Lieblingsorte nicht findet, auf hohen Bäumen und selbst in weiten Baumhöhlen. Er nährt sich hauptsächlich von Mäusen und Insekten; mit letzteren füttert er seine kleinen Jungen ausschließlich. Vögel fängt er auch bisweilen, doch meist nur junge, da er die alten nicht leicht erhaschen kann. Größere Vögel geht er nicht an, wohnt sogar bisweilen mit den Tauben auf einem und demselben Thurme friedlich beisammen. Möge jeder Leser dieser Zeilen für diesen äußerst nützlichen und angenehmen Vogel bei unsern Sonntagsjägern gelegentlich ein gutes Wort einlegen, was um so nöthiger ist, da er wegen seiner Zutraulichkeit so leicht zu schießen ist und sich deshalb auch in neueren Zeiten sehr vermindert hat.

Dies sind die nützlichen Tagraubvögel. Wir kommen nun zu den Nachtraubvögeln oder Eulen. Hier haben wir jedoch nicht nöthig, die einzelnen Arten aufzuzählen; denn die einheimischen gehören sämmtlich zu den nützlichsten Vögeln mit alleiniger Ausnahme des Uhu's, welcher indess schon an seiner bedeutenden Größe leicht von den übrigen zu unterscheiden ist.

Die Eulen sind recht eigentlich dazu geschaffen, die Mäuse in Schranken zu halten, da sie ebenso wie diese, des Nachts lebendig sind. Es ist unglaublich, welche eine Menge von Mäusen eine einzige Eule das Jahr über vertilgt! Ganze Haufen derselben speichern sie sich, besonders wenn sie Junge haben, in ihrem Schlupfwinkel auf. Selbst wenn sie dieselben nicht alle verzehren können, tödten sie dieselben und lassen sie liegen. Und ihre Wirksamkeit ist um so segensreicher, da sie auch in den Scheunen und auf den Speichern ihr Handwerk betreiben. Wie traurig ist es aber, daß es noch Landleute gibt, welche so unwissend sind, daß sie meinen, die Eulen verzehrten auch das Getreide auf den Speichern und sie deshalb verfolgen! — Außerdem vertilgen die Eulen eine Menge schädlicher Insekten; namentlich hat man ihren Kropf öfters mit den für die Wälder so verderblichen Nadelholzraupen wie auch mit Mais- und Juniuskäfern ganz angefüllt gefunden. Vögel aber und junge Hasen rauben sie sehr selten. Es haben daher auch die Forstmänner alle Ursache, sie auf's Sorgfältigste zu hegen.

Uebersichten wir nun die Wirksamkeit der genannten nützlichen Raubvögel noch einmal und erwägen wir dabei, wie viele Hunderte und Tausende derselben jährlich theils von unwissenden Jägern geschossen, theils von unwissenden Landleuten schon im Neste vertilgt werden: müssen wir da nicht sagen, wenn nur einmal zehn Jahre lang diese Raubvögelermorderei aufhörte, so würden sich gewiß die Klagen über Mäusefraß mindern!

II. Die schädlichen Raubvögel.

Wie gegenwärtig unser Verhältniß zu der Thierwelt ist, müssen wir, wie schon erwähnt, diejenigen Raubvögel schädlich nennen, welchen entweder die

nützlichen Vögel oder die zur Jagd gehörigen Thiere zur Hauptnahrung dienen. Erstes, weil wir durch unsere Thorheit die nützlichen Vögel so sehr vermindert haben, daß wir jetzt durch alle uns zu Gebote stehenden Mittel ihre weitere Verminderung verhindern müssen; Letzteres, weil wir selbst, ohne Mithülfe der Raubthiere, die jagdbaren Thiere in Schranken halten und überdies zu unserm eignen Nutzen verwenden können.

Sehr schädliche Raubvögel sind vor Allem die Adler. Da diese aber bereits so sehr vermindert sind, daß in den meisten Gegenden Deutschlands das Erscheinen eines solchen Vogels eine große Seltenheit ist, so wäre es demalsten vielleicht gerathen, diesen herrlichen Raubvögeln da, wo sie selten sind, eine gewisse Schonung zu Theil werden zu lassen, damit sie nicht ganz ausgerottet werden. Denn die Welt wird wahrscheinlich doch fortbestehen, wenn auch hier und da noch ein Adlerpaar nistet. Für den Naturforscher aber sind dies höchst interessante Vögel.

Gehen wir daher zu den kleineren und häufigeren Raubvögeln über.

1. Der Gabelweih (*Falco milvus* L., rother Milan, Gabelschwanz, Gabeler, Scheerenhabicht, Hinkelhabicht), ist leicht zu erkennen an seiner Größe und dem langen, breiten und stark gegabelten rostrothen Schwanz. Dieser Raubvogel wird zwar gewöhnlich zu denjenigen gerechnet, deren Nutzen den Schaden überwiegt oder mindestens ausgleicht, da seine Nahrung in Amphibien, Mäusen, jungen Hasen und jungen Vögeln besteht. Allein es ist den meisten Naturforschern unbekannt, daß er auch nicht allein junge, sondern sogar alte Haushühner raubt. Er thut dies zwar nicht in der Nähe der menschlichen Wohnungen, da er sehr feige ist, wohl aber da, wo die Haushühner in etwas abgelegene Wiesen und Gebüsche gehen, weshalb er sich auch sehr gern den Dörfern nähert, was z. B. der Mäusebussard niemals thut. An dem Wohnorte des Verfassers wurde noch vor wenigen Jahren einer auf einem Huhne lebendig gefangen, indem er sich mit seinen Krallen so in dasselbe verfangen hatte, daß er nicht schnell genug wieder loskommen konnte. Er verdient daher wenigstens keine besondere Schonung. Der schwarze Milan, ein großer Fischdieb, sei hier wegen seiner Seltenheit nur dem Namen nach genannt.

Zu den entschieden schädlichen Raubvögeln aber gehören die beiden Arten, zu welchen wir jetzt übergehen, nämlich die eigentlichen Habichte (*Astur*). Beide Arten sind, wenn man von der verschiedenen Größe absieht, einander sehr ähnlich. Beide sind im reifen Alter obenher aschblau, untenher weiß mit dunkeln Querverbinden („gesperbert“), haben einen sehr langen Schwanz und verhältnißmäßig kurze, wenig spitzige, nur bis auf die Hälfte des Schwanzes reichende Flügel. Beide fliegen pfeilschnell mit raschem Flügelschlag, der aber mit einer schwebenden Bewegung regelmäßig abwechselt, in gerader Linie dahin und zwar, wenn sie jagen, niedrig über den Boden weg. Beide lassen ihre helle, wie „gü gü gü“ klingende Stimme nur am Horste oder in großer Angst hören, und geben sonst nie einen Laut von sich. Beide stoßen mit horizontal ausgebreiteten Flügeln, gewöhnlich in schiefer Richtung auf ihren Raub, sind dabei so dreist, daß sie die Vögel bis in die menschlichen Wohnungen hinein verfolgen und verzehren ihre Beute nicht auf der Stelle, wo sie gefangen wurde, sondern schleppen sie in den Krallen in einen Wald, Hohlweg oder sonstigen Schlupfwinkel u. s. w. — Der größere von ihnen ist

2. der Tauben- oder Hühnerhabicht (*Falco palumbarius* L., *Astur palumbarius*, Taubenstößer, Stoßvogel, Stoßfalte). Das Weibchen, welches um $\frac{1}{3}$ größer ist, als das Männchen, hat fast die Länge des Gabelweih's. Dieser schädlichste aller häufiger vorkommenden Raubvögel ist der Schrecken aller kleineren Vögel bis zu den Enten und Gänsen herauf. Bei seinem Erscheinen ergreift Todesangst die besiederten Bewohner der Lüfte. Alles sucht sich unter Ausstoßung eigenthümlicher Signaltöne in Gebüschen und Schlupfwinkeln zu bergen. Nur der Rabe (die Rabenkrähe, *Corvus corone* L.), der einen ganz

speciellen Haß gegen diese Eine Art der Raubvögel hat, verfolgt ihn mit außerordentlichem Muth und grimmigem Geschrei, wodurch er den übrigen Vögeln, die ihn genau verstehen, die Gefahr anzeigt. Wer diese Sprache der Vögel versteht, der kann schon von seinem Zimmer aus alsbald erkennen, daß ein Taubenhabicht in der Gegend angelangt ist.

Es ist unglaublich, welche Verheerungen dieser grimmige Räuber, dem kein anderer an Mordgier gleich kommt, in der Vogelwelt anrichtet. Dem Verfasser wurden einmal in Einem Jahre 42 Tauben von demselben geraubt! Ebenso wüthet er da, wo keine Tauben (die er immer vorzieht) gehalten werden, unter den Haushühnern*). Die kleinen Vögel aber verspeißt er täglich zu Duzenden. Wenn er das Nest eines größeren Vogels, z. B. eben des Raben findet, so mordet er Alles, wenn er auch die Jungen nicht alle zu fressen vermag. Ebenso verderblich ist er für die Jagd; denn er fängt nicht nur junge, sondern selbst alte Hasen, und die Rebhühner rottet er oft in einer Feldmark gänzlich aus. Nutzen bringt er nicht, da er sich mit dem Mäusefang nur dann abgibt, wenn er Vögel oder wenigstens größere Säugethiere nicht haben kann, was aber bei seiner außerordentlichen Schnelligkeit sehr selten der Fall ist.

Ein Schußgeld von 5 Thaler wäre für den Taubenhabicht nicht zu hoch, zumal da dies auch noch den Vortheil haben würde, daß sich die Jäger und Jagdaufsesser mehr bemühen würden, diesen Raubvogel von andern, namentlich von dem Mäusebussard, mit dem er häufig verwechselt wird, unterscheiden zu lernen. Denn ein Jäger, der den Taubenhabicht und seine ganze Lebensweise nicht genau kennt, wird ihn nur höchst selten und nur durch Zufall vielleicht einmal erlegen. Auch sein Horst ist nur dann leicht zu finden, wenn man dessen Sitten und Gewohnheiten kennt.

3. Der Finkenhabicht oder Sperber (*Falco Nisus* L., *Astur Nisus*, auch Spizhabicht und Kukuk genannt) ist, wie bemerkt, dem vorigen in Färbung, Betragen und Flug außerordentlich ähnlich, aber nur halb so groß. Außerdem unterscheidet er sich dadurch, daß er sehr oft und lange kreisend hoch in den Lüften schwebt. Er ist für die kleineren Vögel bis zu den Drosseln und Tureltauben hinauf ebenso schädlich, als der Taubenhabicht, da Vögel fast seine einzige Nahrung ausmachen und er überdies viel häufiger ist, als sein größerer Gattungsverwandter. Fast durch ganz Deutschland ist unter dem Volke die Meinung verbreitet, der Sperber und der Kukuk seien ein und derselbe Vogel. Entstanden ist dieser in den verschiedenen Gegenden verschieden ausgeschmückte naturgeschichtliche Aberglaube daraus, daß beide Vögel, aus der Ferne gesehen, in Größe, Gestalt, Flug und Färbung eine gewisse Ähnlichkeit haben, sowie daraus, daß auch beim Erscheinen des Kukuks die kleinen Vögel ihre Signal- und Alarmtöne auszustossen pflegen. In der Nähe sieht natürlich Jeder sogleich, daß der Kukuk keine Raubvogel-Kralen und keinen Raubvogel-Schnabel, sondern den Bau eines Insektenfressers hat. Aber auch in der Ferne erkennt man den Kukuk leicht an dem Fluge, da derselbe mit ununterbrochenem schnellem Flügelschlage vor sich geht, während der Sperber abwechselnd immer eine Strecke schwebt d. h. mit wagrecht ausgebreiteten Flügeln fortschießt.

Es sollte daher auch hier wieder auf das Tödten des so überaus nützlichen Kukuks eine entsprechende Geldstrafe, für den Sperber aber ein ebenso hohes Schußgeld ausgesetzt werden, damit man sich bemühte, beide Vögel unterscheiden zu lernen.

Wir gehen über zu den eigentlichen Edelfalken, welche an Schnelligkeit und Gewandtheit die vorher beschriebenen Raubvögel, wo möglich, noch übertreffen,

*) Auf den zwischen den Wäldern gelegenen Mühlen in der Nähe meines Wohnorts können Hühner wegen dieses Räubers gar nicht mehr mit Vortheil gehalten werden. Nur auf einer dieser Mühlen, wo zugleich Tauben gehalten werden, haben die Hühner Ruhe.

sich aber durch die langen, schmalen, spizen und etwas bogenförmig gekrümmten Flügel und einen dunkeln Backenstreif auf den ersten Blick unterscheiden. Wir haben in Deutschland hauptsächlich zwei Arten, eine größere und eine kleinere, zu betrachten.

4. Der Wanderfalk, auch Taubenfalk genannt, *Falco peregrinus* L., ist fast von der Größe des Taubenhabichts, und lebt ausschließlich von Vögeln und zwar meist von größeren bis zur Krähe und Ente hinauf. Er fängt dieselben immer im Fluge, da er nicht darauf eingerichtet ist, auf die Erde niederzukommen, und verzehrt sie auf freiem Felde, oder auch, wenn er im Winter in den Städten sein Quartier aufschlägt, (was er zu thun liebt,) auf hohen Dächern oder Thürmen. Die Raben (oder Krähen), weit entfernt ihn zu verfolgen, ergreifen vielmehr ängstlich die Flucht, da er sie selbst frisst.

Dieser Raubvogel ist in Deutschland, namentlich im südlichen, selten und kommt meistens nur auf dem Herbst- und Frühlingszuge in die Ebenen. In Nassau nistet gegenwärtig, soviel bekannt ist, nur ein einziges Paar. Wo er so selten ist, da verdient er freilich als naturhistorische Merkwürdigkeit, trotz seiner Schädlichkeit, einige Schonung. Sonst muß er verfolgt werden.

5. Der Lerchenfalk (*Falco subbuteo* L., Baumfalk, Schwalbenfresser, Schwalbenräuber), dem vorigen ähnlich, aber nur halb so groß. Seine Flügel sind verhältnismäßig noch länger, als bei dem Wanderfalk; sie überragen den Schwanz, und der fliegende Vogel hat die Gestalt einer Thurmschwalbe oder, wie unsere Bauern sich bezeichnend ausdrücken, eines Schieferdeckerhammers. Er ist der schnellste aller deutschen Raubvögel und fängt sogar die Rauchschwalbe im Fluge, wie er denn überhaupt nur fliegende Vögel, die auch seine ausschließliche Nahrung ausmachen, fängt. Er hat die Eigenthümlichkeit, daß er gewöhnlich paarweise sich zeigt, und herrlich nimmt sich sein Spielen in den Lüften an, wobei er allerlei sonderbare Kapriolen macht und nicht selten seine hellen gackernden Töne hören läßt. — Als Vertilger unzähliger kleinen Vögel verdient er verfolgt zu werden, obwohl er nirgends häufig ist.

6. Als schädliche Tagraubvögel sind endlich noch die Weihen (auch als eigne Gattung unter dem Namen *Circus* von den übrigen getrennt) zu nennen, welche durch ihr weiches Gefieder, ihren Schleier, ihren Flug und ihre Munterkeit zur Zeit der Dämmerung den Uebergang zu den Eulen bilden. Sie nisten im Gegensatz zu allen übrigen Tagraubvögeln auf der Erde. Es kommen in Deutschland 3 Arten vor; da sie jedoch in den meisten Gegenden sehr selten sind, so führen wir dieselben nicht einzeln auf, sondern begnügen uns mit der allgemeinen Bemerkung, daß sie sämmtlich aus den Nestern der übrigen Vögel die Eier aussaufen und die Jungen rauben, auch alte Vögel durch Ueberraschung im Sigen erhaschen, und dadurch großen Schaden anrichten.

Unter den Eulen, zu welchen wir nunmehr übergehen, gibt es nur Eine schädliche Art: es ist dies, wie schon bemerkt,

7. der Uhu oder Schuhu (*Strix bubo* L.). Diese Eule ist durch ihre Aldergröße vor allen andern leicht kenntlich. Er thut in der Vogelwelt und noch mehr an der Jagd einen außerordentlichen Schaden. Seine Hauptnahrung besteht in Hasen, alten und jungen; aber er überwältigt auch Rehkitzchen, und selbst junge Füchse wurden schon in dem Horste, der in der Nähe meines Wohnorts alljährlich gefunden wird, weggenommen. Mäuse fängt er, gleich dem Fuchse, nur, wenn er keine größeren Thiere hat. Die Vögel überrascht er im Schlafe. In dem hiesigen Horste wurden oft Ringeltauben, Repphühner und selbst Raben gefunden. Die Uhu haben sich übrigens in Folge der Nachstellungen der Jäger außerordentlich vermindert. In früheren Zeiten waren sie so häufig, daß sie oft gesellschaftlich jagten und durch ihr hundartiges Gebell, das sie dabei hören ließen, die Veranlassung zu der Sage vom „wilden Jäger“ gaben. Gegenwärtig werden sie selbst von den Jägern an manchen Orten gehegt und nur die Jungen ausgenommen und aufgezogen, da der Uhu auf den

f. g. Krähhütten zum Anlocken der Jagdraubvögel gebraucht wird. Schade wäre es freilich auch schon aus naturhistorischem Interesse, wenn dieser Herrscher der Nacht in Deutschland völlig ausgerottet würde.

Ueberhaupt sei zum Schlusse noch einmal darauf hingewiesen, daß, was die Vogelwelt betrifft, also abgesehen von dem Jagdinteresse, unser Bestreben nur dahin gerichtet sein muß, das durch uns gestörte Gleichgewicht wieder herzustellen. Die nützlichen kleineren Vögel haben sich durch unsere Schuld außerordentlich vermindert, nicht aber in gleichem Maße auch diejenigen Raubvögel, welche die natürlichen Feinde der kleineren und wehrlosen Vögel sind. Die Raubvögel sind zwar von den Jagdbesessenen immer verfolgt und namentlich auf Krähhütten geschossen worden, aber leider ohne Unterschied und ohne Berücksichtigung der Natur der verschiedenen Arten. Die Folge davon war, daß meist nur die nützlichen Arten, z. B. die unvorsichtigen Bussarde, weggeschossen wurden, während gerade die schädlichsten wegen ihrer größeren List, Schnelligkeit und Scheu frei ausgingen. Es ist die höchste Zeit, daß das umgekehrte Verfahren eingehalten werde, daß die nützlichen Raubvögel geschont und die schädlichen geschossen oder (da dies oft seine Schwierigkeiten hat) in Raubvogelfallen*) weggefangen werden.

Der Torf als Brennmaterial.

Von August Vogel.

Es gibt nichts Schöneres in der freien Natur als Bäume, sie können in einer Landschaft durch nichts anderes ersetzt werden. Wenn man nun so sehen muß, wie dieser Schmuck mehr und mehr von der Erde verschwindet, indem bald hier, bald dort wenn auch nicht ganze Wälder, doch herrliche Baumgruppen ausgerodet werden, so daß der Wanderer jetzt kahle Stellen antrifft, wo er noch vor wenigen Jahren im Schatten kräftiger Buchen geruht, so möchte man gern zum Schutze der Bäume auch ein Weniges beizutragen versucht sein. Von der Verwendung der Baumstämme als Bauholz ist natürlich hier nicht die Rede, wohl aber von der verschwenderischen Benützung als Brennmaterial.

Die Vorsehung, welche die Bedingungen für das Bestehen und die Entwicklung des Menschengeschlechtes mit so großer Weisheit und Güte über die Erde verbreitet hat, scheint einen besonderen Werth auf die Brennstoffe gelegt zu haben und hat von denselben in drei Schatzkammern Vorräthe angelegt. Diese sind: die Wälder, die Steinkohlenlager und die Torfmoore. So lange die Ausbildung des Menschengeschlechtes auf einer niederen Stufe stand, reichte das Holz der Wälder, welches sich zuerst darbietet, wohl aus; mit der fortschreitenden Ausbildung aber mußte man bald die Unzulänglichkeit dieser Quelle erkennen und vor einer so maßlosen Verschwendung der freigebig gewährten, aber doch nicht unererschöpflichen Reichthümer erschrecken. Der industrielle Mensch war gar bald genöthigt, sich nach den älteren Brenn-Vorräthen der Natur umzusehen. Daß weit früher als der Torf die Steinkohlen, dieses Produkt einer längst entschwundenen Zeit, berücksichtigt wurden, ist nicht zu verwundern, ist die Steinkohle doch ein zum Gebrauche ganz fertig hergerichteter Brennstoff, ein Schatz, welcher mit leichter Mühe zu heben ist, der Torf dagegen bedarf noch sehr der menschlichen Bearbeitung, bis er die gewünschte Brauchbarkeit erreicht. Dem letzteren möchten wir nur zum Besten der schattigen Bäume das Wort reden.

Erst seit dem ungeheuren Bedarf an Brennmaterial in neuerer Zeit durch den Betrieb der Eisenbahnen ist es dem Torfe gelungen, die allgemeine Auf-

*) Die zweckmäßigste ist wohl „Raumann's Raubvogelfalle“, welche von diesem großen Ornithologen in seiner „Naturgeschichte der Vögel Deutschlands“ und von Brehm in dessen „Vogelfang“ beschrieben ist.

merksamkeit auf sich zu ziehen, sich mit Mühe gegen Spott und Verdächtigungen aller Art einige Beachtung zu erkämpfen. Freilich kann nicht geläugnet werden, daß der gewöhnliche Stichtorf in dem Grade mangelhafter Trockenheit nicht eben geeignet ist, sich besonders zu empfehlen, da er so ziemlich alle Mißstände zeigt, die ein Brennmaterial nur immer haben kann. Er nimmt einen großen Raum ein, ist daher schwierig zu transportiren; er ist zerbröcklich und gibt deßhalb viel Abfall, Staub und Schmutz; beim Verbrennen entwickelt er einen üblen Geruch, sehr dichten und unangenehmen Rauch, erzeugt viel Ruß und hinterläßt endlich in der Regel sehr viel Asche, welche bei weitem nicht so werthvoll ist, als die Holzasche. Ganz anders aber stellen sich die Verhältnisse mit mechanisch bearbeitetem Torfe, dem sogenannten Maschinentorfe, heraus. Unter Maschinentorf versteht man nämlich dasjenige Brennmaterial, welches durch Zerreißung des gewöhnlichen Torfes mittelst Maschinen, durch Schlämmen, Pressen und künstliche Trocknung so verdichtet und auf einen engeren Raum zusammengedrängt ist, daß es nun an Härte und an Gewicht den besten Steinkohlen gleichkömmt. Dieser so bereitete Torf vermag in allen Fällen die Concurrenz mit allen übrigen Heizmaterialien, namentlich mit allen Steinkohlen, selbst dann noch zu ertragen, wenn seine Herstellungskosten das Doppelte der bisherigen Stichtorfpreise betragen würden.

Es ist durch die Erfahrung nachgewiesen, daß 20 Centner Stichtorf mittlerer Güte in der Feuerung ebenso viel leisten, wie 1 Klafter*) Fichtenholz und 30 Centner Torf soviel als 1 Klafter Buchenholz. Die Ersparniß bei Verwendung des Torfes ergibt sich nun durch eine Vergleichung der Holz- und Torfpreise für einen bestimmten Platz, z. B. für München:

1 Klafter Buchenholz . . .	13 fl.
1 " Fichtenholz . . .	8 "
1 Centner Torf	— " 15 fr.

Unter Annahme dieser Preise ergibt sich im Vergleiche zu Buchenholz bei einem Verbrauche von 50 Klafter jährlich eine Ersparniß von 275 fl. und im Vergleiche zum Fichtenholz eine Ersparniß von 225 fl.

Noch weit günstiger aber stellt sich das Verhältniß für den Torf heraus, wenn man statt des ordinären Stichtorfes guten Maschinentorf verwendet, dessen Heizkraft durch zweckmäßige Bearbeitung und Verdichtung sehr bedeutend erhöht ist. Ein solcher Torf könnte noch bei einem Preise von 40 fr. per Centner gegen Holz mit Vortheil in Concurrenz treten.

Der Vorwurf, den man dem Torfe gemacht, er könne im Eisenhüttenbetriebe nicht angewendet werden, ist ganz ungegründet. Auf dem königl. bayerischen Hüttenwerke Bergen, welches wegen seines ausgezeichneten Eisens berühmt ist, wird schon seit längerer Zeit Torf theils als Zugabe zur Holzkohle im Hochofen, theils in Flammenöfen verwendet. Es kann hiernach nicht dem mindesten Zweifel unterliegen, daß guter Torf nicht nur zur Darstellung und Verarbeitung des Eisens und anderer Metalle geeignet sei, sondern daß auch bei dem steigenden Preise der Holzkohlen dessen Verwendung große ökonomische Vortheile darbieten könne. Da der Torf weder freien Schwefel, noch Phosphor, noch irgend andere schädliche Stoffe enthält, so kann der Natur der Sache nach schon die Güte des Eisens durch den Torf nicht beeinträchtigt werden.

Der Werth dieses bisher beinahe verachteten Brennstoffes ergibt sich aus diesen Thatsachen einem Jeden leicht. Wäre es ebenso leicht, die hier aufgeführten unwiderlegbaren Nachweisungen im größeren Publikum zur Anerkennung zu bringen und die entgegenstehenden ungegründeten Vorurtheile zu beseitigen, so würde wohl in nächster Zeit schon der verschwenderische Holzverbrauch der vortheilhafteren Torfverwendung Platz machen. Die Borrathskammer des Torfes für uns und kommende Geschlechter von der gütigen Natur angelegt, ist eine

*) Das Klafter zu 100 Cubitfuß.

unermessliche. Namentlich hat Deutschland an demselben einen Reichthum erhalten, der wahrheinlich von keinem anderen Lande der Welt übertroffen wird. Die bayerischen Hochebenen längs der Alpen, noch mehr aber die norddeutschen Niederungen von der Ems bis zur Elbe enthalten Torfmoore von so unermesslichem Inhalte, daß daneben der Brennstoffinhalt der bis jetzt bekannten Steinkohlenlager, so bedeutend er auch ist, gleichwohl in den Hintergrund treten muß.

Sollte es vielleicht noch einer längeren Zeit bedürfen, bis die bessere Erfahrung sich hier Bahn gebrochen, — die Wahrheit gelangt trotz der menschlichen Vorurtheile gegen alles Neue doch zu ihrem Rechte.

Dies und Das.

Die öffentliche Sicherheit in Griechenland war, wie bekannt, lange Zeit durch das gräuervolle Räuberwesen sehr in Frage gestellt. Nachtwächter, Sicherheitswachen waren aber von jeher unbekannte Dinge; aber auch — Schlösser an den Thüren. Da mußte denn doch irgendwelche Sicherheit gesucht werden, und man fand ein uraltes Polizeipersonal vor, das sie gewährte, nämlich die griechischen Hunde, ein bissiges, boshaftes, unverzähliches Gezücht. Sie sind unbedenklich bereit — und thun's auch — den, der sich nicht wehren kann, im einfachsten und natürlichsten Sinne des Wortes, in Stücke zu reißen; denn jedes Haus hat einen solchen Wächter, die alle zusammenhalten, wenn's einem gemeinsamen Feind gilt. Wehe dem, ruft ein Reisender in Griechenland aus, der unbewaffnet Nachts durch ein griechisches Dorf oder Städtlein gehen will! Selbst ein Säbel wird ihn kaum retten, und ist er zu Pferde, so riskirt er, daß durch die Bisse dieser abscheulichen Nachwächter sein Pferd unbrauchbar wird, weil sie es von allen Seiten wüthend anfallen. Selbst am Tage hat so ein Durchgang sein Gefährliches, wenn die Herren der Hunde nicht da sind, um sie wegzurufen. — Da braucht man freilich kein Thürschloß — hinter dem am Ende auch wenig zu holen sein möchte! — Aber in Ermangelung einer andern, ist so eine bestiale Polizei doch Etwas werth!

Der Fader unter den Vögeln verschiedener Gattung ist eine aller Welt bekannte Thatsache, ja selbst unter derselben Art, wenn sie ihre Schlafstellen suchen. Darin sind die Landvögel besonders eigen und zankfüchtig und nie finden wir die Nester verschiedener Vögel neben einander. Nur der Storch läßt den Spagen in den Fugen seines Nestes hausen und duldet den Fänger, der nie Frieden halten kann und will. Anders ist es mit den Seevögeln. Auf den Klippen der Meere, auf unbewohnten Inseln nistet das Albatros zu Tausenden. Seine Nester stehen in Reihen und Gassen geordnet auf der flachen Erde. Aber es habert nicht, wenn Möven, Sturmvoegel und andere, kleinere Seevögel ihre Nester in die kleinen Zwischenräume bauen, die seine großen Nester zwischen sich lassen. Es habert nicht mit seines Gleichen. Friedlich, wie sie auf den Felsen sich neben einander niederlegen zum Schlafe, oft so eng gedrängt, daß Eins sich an das Andere schließt, stehen auch die Nester neben einander. Keins krakeelt mit dem Andern und läßt es ungekört seine älterlichen Pflichten erfüllen in nachbarlichem Frieden.

Der Wiberfang ist immer noch, und je seltener der Wiber wird, desto eifriger betriebener Gegenstand der sogenannten „Trapper“ in Amerika. Das Verfahren dabei ist im Allgemeinen dieses: der Wiberfänger folgt dem Flusse, wo er den Wiber vermuthet und ist besonders aufmerksam auf ein „Zeichen“. Wenn er einen umgeworfenen Baumstamm erblickt, untersucht er ihn genau, ob sein Fällen das Werk eines Wibers gewesen, dann erforscht er die Spuren des Thiers am Uferlande. Ist er dessen gewiß, so legt er seine Falle unter Wasser, befestigt sie mit einer ziemlich starken Kette an einen im Wasser eingetriebenen Pfahl. An der Falle wird dann an einem langen Stricke ein schwanckendes Holz angebunden, welches, falls der Wiber die Falle fortreißt, angezt, wo er sich mit der Falle befindet. Nun kommt der „Röder“ in die Falle. Die sogenannte „Medizin“ besteht aus dem Kastor, der sich in den drusigen Beuteln der männlichen Thieren findet. Der Inhalt von fünf oder sechs Beuteln wird mit einer Muskat-Nuß, zwölf bis fünfzehn Gewürznelken und dreißig Gran pulverisirten Zimmet's gemischt und das Ganze mit so viel Branntwein versetzt, daß es etwa die Dicke des angemachten Senfs enthält. Wird diese Mischung sorgfältig in einer Blechbüchse verschlossen, so entwickelt sie in vier bis fünf Tagen einen scharfen, durchdringenden Geruch und lockt dann die Thiere aus großer Entfernung an. Sie wollen dann mit den Vorderbeinen das herausholen, was sie so anreizt. Die Falle schlägt zu, und sie sind gefangen. Der Pelz wird dann abgestreift und getrocknet, wie andere Felle. Der Schwanz aber ist, abgezogen und gebraten, eine leckere Speise.

Der Türkenhof oder Haus von Brandenstein.

Ein deutscher Ritter des sechszehnten Jahrhunderts.

Von dem Verfasser des „Jahrhunderts der Umkehr“.

Eine der liebsten Erinnerungen aus meiner Kindheit sind mir die Wanderungen, welche ich dann und wann machen durfte, um den Großvater zu besuchen. Das Heimathdörfchen lag in waldiger Gegend, keine Straße führte hindurch; die Häuser waren meist unansehnlich, zum Theil recht alt und verfallen. Kaum daß einige Obstbäume dem Dörfchen in seiner Dürftigkeit und Kahtheit einigen Schmuck verliehen; übrigens verschlossen Anhöhen rings jede Aussicht und die Nadelwälder, welche sich von einigen Seiten ganz nahe heranzogen, vervollständigten den Eindruck abgelegener Einsamkeit.

Wie anders dort! Das Thal breitete sich weit aus; von der einen Seite schauten die Berge des Thüringer Waldes herein, an diese reiheten sich mäßige Höhen im Halbrund an und in dem ausgebreiteten Raum dazwischen lag eine Menge Ortschaften, liebliche, schmucke Dörfer, mehrere Städte mit ihren Thürmen und Dampfschloten, alte Burgen schauten von den Berghängen und im fruchtbaren Thal zeigten sich zahlreiche Edelhöfe. Stolz aber leuchtete vor allen weithin das Schloß von *** mit seinen langen Fensterreihen. Der Ort war in der That die Perle des Thales, und so viele Reisende die belebte Straße dahin zogen, sie hielten gewiß einen Augenblick an und es entschlüpfte ihnen ein Ausruf der Bewunderung, indem sie das stattliche Dorf und das schöne Schloß mit seiner herrlichen Umgebung betrachteten.

Welchen Eindruck erst mußte das Alles auf die lebendige Phantasie eines Knaben machen, der nur die einförmigen Eindrücke seiner dürftigen Waldheimath gewohnt war.

Aber das prächtige, einem fürstlichen Besitzer gehörige Schloß war es nicht allein was ihn anzog. Der Ort bewahrte noch ein anderes, ein eigenthümliches Gebäude. Ungefähr in der Mitte des Dorfes führte ein unscheinlicher Thorweg in einen engen Hof mit niedrigen Wirthschaftsgebäuden, eine zweite schmale Durchfahrt bog in einen größeren, gleichfalls ringsumgeschlossenen Hof, neben welchem sich ein dritter öffnete. Hier standen überall Wirthschaftsgebäude, die nichts Besonderes hatten. Aber im zweiten, mittleren Hofe an der tiefliegenden Nordseite fesselte ein merkwürdiger Bau sogleich den Blick. Sein Aeußeres schon nach seltsam gegen seine Umgebungen ab, bei näherer Betrachtung aber fiel noch eine Menge Eigenthümlichkeiten auf. Alsbald sprang die Unregelmäßigkeit des vieleckigen Gebäudes mit den wenigen, ungleich vertheilten, niedrigen Fenstern und den eigenthümlichen, bogenförmig gewundenen Siebeln in's Auge. Das Ganze umgab ein breiter Wassergraben, über welchen eine hölzerne Brücke führte; der Raum zwischen dem Haus und dem Graben war als Gartenland benützt. Am Eingang über der Thüre befand sich eine Tafel aus schwärzlichem Stein mit einer ziemlich unleserlichen Inschrift, an den vier Seiten des Hauses aber stand in großen Buchstaben das Wort GALATA geschrieben. Das Erdgeschos, aus niedrigen Gewölben bestehend, enthielt noch eine ganz besondere Merkwürdigkeit. Ein schmaler Gang nach Links führte in einen lichtlosen unterirdischen Raum; diese dumpfe, finstere Höhle hatte ganz das Aussehen eines Gefängnisses, wie solche im Mittelalter gebräuchlich waren.

Dieses alte, wunderliche, unheimliche Gebäude führt den Namen „Türkenhof,“ und ist unter diesem weit in der Gegend bekannt. Woher dieser Name? Welches der Ursprung dieses fremdartigen Gebäudes? Was bedeutete das dunkle enge, unterirdische Loch? War es wirklich einst ein Gefängniß; hatte es vielleicht auch keine Schaudergeschichte? Waren hier einst Menschen widerrechtlich eingekerkert worden; fanden sich auf seinem Boden noch Fesseln und Marter-

werkzeuge und die vermoderten Gebeine der unglücklichen Opfer? Das waren Fragen, welche den Knaben reizten und ihn auf das Lebhafteste beschäftigten. Eine ungewöhnliche Bewandniß mußte es mit diesem düsteren Gebäude haben um das der Schauer des Geheimnisses schwebte.

Es sind über die Entstehung desselben und das Leben seines Erbauers geschichtliche Nachrichten vorhanden; auf diese gründet sich die nachfolgende Erzählung.

Ihr wart also in Frankreich?

Ich habe dort meine Jugendzeit zugebracht am Hofe des Königs Franz des Ersten.

Was haltet ihr von diesem König?

Er ist ein galanter Mann, liebt die Pracht, schützt Wissenschaft und Kunst, und wird dafür von den Gelehrten und Dichtern als der größte Herrscher gepriesen. Aber wie steht's mit seinem Lande?

Sein Vater pflegte die Sparsamkeit zum Verdruss der Großen am Hofe — er verschwendet, das gefällt ihnen; nicht so dem Volke, welches mit Steuern geplagt ist.

Und welche Summen verschlingen seine Kriege!

Ebensoviel seine Feste, seine Mätressen; und — was das Schlimmste ist, diese regieren. Das Verdienst gilt nichts, Gunst der Weiber und Ränke machen dort groß.

Das mag ich glauben von einem König, der mit den Türken im Bund steht.

Er ist's, der sie uns auf den Hals heßt.

Aber, — Gott verzeih' mir's, eher möcht' ich mit dem Teufel ein Bündniß machen, als mit diesem gräßlichen Sultan, der da vor der Stadt liegt . . .

Hört Ihr nichts? — unterbrach diese Rede der Eine von den beiden jungen Rittern, welche miteinander dieses Gespräch führten.

Die Nacht war still und dunkel. Der Andere bog sich über die Brüstung der Mauer und horchte. Ja, flüsterle er, ein seltsamer, dumpfer Ton.

Er scheint von unten herauf zu kommen; was meint Ihr Ciffa?

Ich höre nichts mehr . . .

Ich auch nicht, es ist wieder still.

So wollen wir auch unser Gespräch fortsetzen. Brandenstein, wie kamt Ihr eigentlich nach Frankreich?

Das traf sich ganz sonderlich.

Erzählt, das kürzt die Nacht.

Recht gern, verzeigte der Andere, wenn Ihr mir zuhören wollt.

So lange es Euch gefällt zu erzählen.

Mit Eurer Erlaubniß — ich will etwas umständlich verfahren, erwiederte Brandenstein, und vom Anfang beginnen.

Thut das, sagte der Andere, es ist mir recht.

Mein Herr Vater, hob Brandenstein an, hatte mich eigentlich zum geistlichen Stande bestimmt, damit aber, was ich wünschte, keineswegs getroffen. Bei dem Dorfsschreiber lernte ich etwas lesen und schreiben. Später kam ich ein paar Jahre auf die lateinische Schule, trieb mich wieder daheim herum, fischte und jagte und nahm wenig an Verstand, destomehr an kräftiger Gestalt und körperlicher Gewandtheit zu. Eines Tages warf ich das Netz in einem Bächlein nicht weit vom Dorfe und mein Bruder Josiah hütete auf demselben Platz, wie ich einst gethan, die Gänse. Von einem Gewitter war das Wasser hoch geschwollen und ein Reiter, der die Straße daherkam, hielt vor dem Bach und wußte die Furt nicht zu finden. Er winkte mir, ich lachte, sprang in die Fluth, watete hindurch, nahm das Rößlein des Fremden am Zügel und führte es herüber. Er fragte mich, wer ich sei? Ich sage kock: des Schlossherrn Sohn. Da schaute er mich verwundert an, denn meine Kleidung war von grobem Linnen und die Schuhe fast zerrissen, — und lächelte.

Bei mich dünkt, rief der Andere lustig, Ihr saht so ziemlich wie ich, da ich in Euren Jahren war.

Als ich am Abend heimkam, fuhr Brandenstein fort, saß der Fremde in der Stube, sprach und trank mit meinem Vater. Mein älterer Bruder Wipprecht, der die Mühle versah und sonst in der Wirthschaft half, war auch da, und die Frau Mutter trug dem Gaste zu Ehren ein Mahl auf, wie es sonst nur Sonntags auf den Tisch zu kommen pflegte. Das ist der Better Ulrich aus Paris, sagte mein Vater, als ich eintrat und ich mußte dem Better zum Willkomm die Hand küssen.

Wir kennen uns schon, sagte Herr Ulrich.

Ich setzte mich still in eine Ecke.

Andern Tages lud mein Herr Vater die Nachbarschaft zu sich; es kamen viele Gäste, es wurde getrunken, getanzt und allerlei Kurzweil getrieben. Das merkte ich denn aber doch, so wenig ich auch sonst verstand, daß mein Better ein ander Wesen hatte, denn die übrigen Gäste; seine Kleidung war nach französischer Art prächtig und zierlich, sein Anstand fein und würdig, so daß er in der That als der Bornehmste und Artigste in der Gesellschaft erschien.

Das sind die Franzosen, bemerkte Erffa, gewandt und artig.

In den Gesprächen mit meinem Vater machte sich Herr Ulrich gern über die deutsche Wildniß, wie er sich ausdrückte, über das viele Saufen und die bäurische Roheit lustig. Dagegen erzählte er mit vielem Preisen von der Liebenswürdigkeit des französischen Wesens, er rühmte die Pracht der Feste, die Schönheit der Frauen am Hofe des Königs von Frankreich und schilderte Alles überaus herrlich. Er beschrieb die marmornen Säulen, welche in des Königs Palaß die Decken trügen, die golddurchwirkten Tapeten, welche die Wände schmückten, die Tische und Stühle, welche aus dem köstlichsten Holze gefertigt wären. Nicht genug konnte er sagen von den schönen Gemälden in den Zimmern und von den schönen Gärten mit ausländischen seltenen Pflanzen und Thieren, mit Lusthäusern, Blumenbeeten, Springbrunnen und Erzbildern der Götter geziert, welche die königlichen Schlösser umgaben. Vor meinen erstaunten Augen öffnete sich eine neue, wunderbare Welt. Wie dürstig kamen mir nun die braungetafelten, fahlen Wände in unserm Hause vor, die harten, hölzernen Sessel, die Vorhänge aus schlechtem, grünem Zeug. Hatte ich mich schon vorher oft aus dem engen Kreis der Heimath fortgewünscht, um die Fremde kennen zu lernen und Abenteuer zu bestehen wie die tapferen Ritter, von denen ich in meines Vaters Büchern las, so ging jetzt dieser dunkle Drang in lebhaftere Sehnsucht über. Meine Einbildungskraft ward von den Gesprächen meines Betters so erhit, daß ich von nichts träumte als den Wundern, die man in Frankreich sehen könne.

Das stimmte freilich schlecht, fiel Erffa ein, mit Eures Herrn Vaters Plänen, einen Geistlichen aus Euch zu machen.

Es wurde auch nichts daraus, versetzte Brandenstein. Herrn Ulrich, einem aufmerksamen Beobachter, war es nicht entgangen, daß unter allen seinen Zuhörern und Zuhörerinnen ich seine Schilderungen mit der größten Theilnahme aufsaßte, ja mit wahrer Begierde verschlang, und daß ich es immer möglich zu machen wußte, in seiner Nähe zu weilen. Er sah, wie meine Wangen brannten, wenn er erzählte, wie mein Auge unverwandt an seinen Lippen hing und freute sich darüber.

Was möchtest du werden? fragte er mich eines Tages.

Ein Reitermann, antwortete ich.

Der an den Straßen lagert und die Kaufleute plündert, versetzte er spöttisch; das sind die Thaten eurer tapferen Ritter.

Nur Einzelne, erwiederte ich, thun das, was Ihr sagt.

Du hast recht, fuhr er fort; diese schöne Sitte ist im Abnehmen. Wenn nicht Einer oder der Andere von euren tapfern Rittern mit dem Nachbar in Fehde liegt, so ist ihr Leben das langweiligste, welches sich nur denken läßt.

Ich möchte ein Reitersmann werden, fiel ich ein, wie der Frundsberg Einer ist.

Also ein Landsknecht? sagte Herr Ulrich gelehrt.

Ja, ich zöge in den Krieg.

Ein Landsknecht? — wiederholte er spöttisch.

Ein Hauptmann, ein Oberster, entgegnete ich ärgerlich. Wenn ich in die Dienste eines großen Fürsten oder Herrn trete, so kann ich Etwas werden; nur hier nicht.

Das läßt sich hören, erwiderte Herr Ulrich lächelnd. Also in die Dienste eines großen Herrn? Etwas bei dem Churfürsten von Sachsen, oder dem Herzog in Bayern . . .

Das wäre mir recht, fiel ich dazwischen.

Oder — bei der königlichen Majestät in Frankreich? sagte mein Better, legte die Hand auf meine Achsel und sah mich an.

Wie wäre das möglich! rief ich niedergeschlagen, aber das Herz pochte mir heftig.

Was, ist dir Frankreich zu weit? versetzte er.

O nein! rief ich, dahin möchte ich am allerliebsten.

Nun wohl, sagte Herr Ulrich, so begleite mich.

Ich jubelte und drückte ihm unter heißen Dankesworten die Hand, hoch erfreut, daß meine Sehnsucht, hinaus in die Welt zu kommen, jetzt mit einem Mal erfüllt war.

Also abgemacht, sagte mein Better; du wirst in Frankreich dein Glück finden und wirst ein ganz anderer Mann aus dir werden, als in der deutschen Bauernwirtschaft.

Es kostete aber doch einige Mühe, die Einwilligung meines Vaters zu erlangen, und Herr Ulrich mußte all seine Ueberredungskunst aufbieten, um es so weit zu bringen, daß mein ferneres Lebensschicksal ihm anvertraut wurde. Denn wenn auch mein Vater endlich davon ablah, daß sein Sohn ein Geistlicher werden solle, so hatte er doch vielfache Bedenken gegen einen Aufenthalt in Frankreich. Die mäßigen Sitten, sagte er, und ich fand das nachher bestätigt, seien zwar äußerlich glatt und fein, dahinter aber stecke die Lüderlichkeit und in Deutschland sei ebenjogut Brod essen, als dort, heimisches schmecke immer besser, als fremdes. Was übrigens die Ehre anlange einem mächtigen Fürsten zu dienen, so sei der deutsche Kaiser unbestritten der erste Monarch in der Christenheit und stehe auch über dem Könige von Frankreich. Mein Better, welcher für diesen Herrn über die Massen eingenommen war, wollte das keineswegs zugeben, aber mein Vater ließ kein Haar breit von dieser seiner Behauptung nach, worin er auch Recht hat. Das eben mißfiel ihm, daß Herr Ulrich so sehr für die Franzosen Partei nahm, dieselben bei jeder Gelegenheit erhob, die deutsche Art und Weise hingegen herabzusetzen pflegte.

Als mein Vater daher endlich einwilligte, daß ich mit dem Better ziehe, da schärfte er es mir ernstlich und mit den Worten ein, die ihm zur Ehre gereichten, daß ich in der Fremde ein Deutscher bliebe, stolz auf mein Vaterland, nie eine Beleidigung desselben schweigend mit anhörte. Dann ließ er mir eine neue, gute Kleidung machen, dazu ein seidenes Wams und kaufte vom Schwertfeger ein Schwert für mich. So ausgerüstet zog ich einen Monat später mit Herrn Ulrich aus dem heimathlichen Thal. Der Abschied wurde besonders meiner Mutter schwer, mir kostete er wenig Thränen und der fröhliche Leichtfinn der Jugend vertilgte bald alle Spuren der Trauer. Das junge Herz dehnte sich weit aus, meine Gedanken flogen der Ferne entgegen; was die Heimath bedeute, das ahnte meine Unerfahrenheit nicht.

Auf der Reise gab es so viel zu sehen, daß ich keine Zeit hatte, trüben Betrachtungen nachzuhängen, und als wir gar erst in Paris anlangten, da wußte ich kaum, was ich unter den vielen Dingen zuerst betrachten, bewundern, an-

staunen sollte. Meinen Vetter ergöhte das, er gab sich viele Mühe mit die Merkwürdigkeiten der großen Stadt zu zeigen und, da es eine Weile dauerte, bis ich eine Audienz bei dem König erlangte, so hatten wir vollkommene Zeit, Alles zu besichtigen. Unterdeß rückte der Tag heran, wo es mir vergönnt sein sollte, vor den Monarchen zu treten, ich, der ich in so dunkeln, bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen war, vor einen der mächtigsten Herrscher Europa's. Dies schien mir der wichtigste Augenblick meines ganzen bisherigen Lebens.

Und Ihr wart gewiß sehr verzagt, sagte Erffa lächelnd.

Das war ich, bestätigte Brandenstein. Doch wozu, fuhr er fort, diesen Vorgang weitläufig beschreiben? Ich und mein Vetter mußten lange im Vorzimmer warten, bis wir vorkamen. Der König, ein noch junger und schöner Mann, von einigen Generälen umgeben, betrachtete mich scharf, doch, wie es schien, nicht ohne Wohlgefallen. Das Wenige, was gesprochen ward, verstand ich nicht, denn ich war der französischen Sprache noch nicht so weit mächtig, doch fühlte ich, daß ich auf einen Augenblick Gegenstand der Aufmerksamkeit von Männern war, welche eben über die Geschicke Europa's Rath gepflogen. Ich faßte mich, warf meine Schüchternheit ab und sah den König fest an.

So war's brav, fiel Erffa lebhaft ein; man soll vor keinem Menschen sich fürchten und war's der Mächtigste.

Mein Vetter, nahm Brandenstein wieder das Wort, mußte mit meinem Verhalten leidlich zufrieden gewesen sein; beim Herausgehen aus dem Schlosse klopfte er mir freundlich auf die Achsel und sagte mit einer Art von Wichtigkeit: nun bist du Page des Königs von Frankreich!

Und wie gefiel Euch der neue Stand? fragte Erffa.

Ehe der Gefragte antworten konnte, wurde die Aufmerksamkeit der beiden Sprechenden auf das feindliche Lager gelenkt; ein Kanonenschuß hallte von dort herüber.

Die haben Etwas vor, sagte Brandenstein.

Sie sollen nur kommen, versetzte Erffa; sie werden doch stets den Kürzeren ziehen und wenn der Sultan vor Wuth raset, — er bekommt die Stadt nicht!

Nimmer! fiel Brandenstein ein. Sind wir auch nur Zwanzigtausend gegen zweimalhundertfünfzigtausend Türken und zweiundsiebenzig Kanonen gegen dreihundert feindliche Feuerschlünde, wir wehren uns doch.

Es dünkte ihm freilich, als er mit seiner ungeheuren Macht anrückte, die schwachbesetzte Stadt sei schon in seiner Gewalt. Rings wimmelt es von seinen Schaaren, die Donau erseufzt unter der Last seiner Schiffe, täglich speien seine Kanonen Feuer und Eisen — und doch ist Wien noch unser.

Jeder ist bereit Gut und Blut zu opfern, der Bürger wie der Soldat.

Man kriegt, fiel Erffa ein, Respect vor diesen Leuten; dachte ich doch nimmer, daß der Krämer mit seinem Pfeffersack so todesmuthig auf der Schanze stehen würde.

Er sieht neben dem Soldaten, versetzte Brandenstein, als sei er im Waffenhandwerk erzogen.

Das macht, Einer wetteifert mit dem Anderen und der Pfalzgraf am Rhein, unser oberster Befehlshaber, geht mit gutem Beispiel voran.

Vergeßt auch nicht den tapferen Weiskopf, Graf Salm; dem hat das Alter nichts an, wie's scheint.

Und daß wir's kurz sagen, versetzte Erffa, Alle thun ihre Schuldigkeit, die Reichstruppen, die österreichischen Kriegersleute, die böhmischen Schützen, Spanier und Ungarn; und die Häupter der ritterlichen Geschlechter Oesterreichs, die Schwarzenberg, Stahrenberg, Auersberg, Lichtenstein sechten auch ritterlich mit bei den Ausfällen und Stürmen.

So werden wir, Gott wohl, dem Feind die Stange halten.

Und Wien behaupten. Wir haben . . .

Haltet ein! — sagte plötzlich Brandenstein.

Was giebt es?

Ich höre ganz deutlich jenen Ton wieder . . .

Es ist wie ein Pochen unter dem Boden.

Was mag das sein?

Wir wollen es dem Pfalzgrafen ansagen; geht Ihr hin, Brandenstein, ich will unterdeß da bleiben.

Gebt Acht, Erffa! sagte der Genannte und entfernte sich eilig.

Der Morgen graute, doch ließ sich noch Nichts genau unterscheiden. Das türkische Lager, in das man vom Wall aus sehen konnte, umschlang die Stadt als eine dunkle, wirre Masse. Einige Mal schien es, als wenn der seltsame Ton von dorthier komme, als wenn die dunklen Gruppen dort sich in Bewegung setzten. Dies war keine Täuschung! Bei der zunehmenden Helle ließ sich jetzt deutlich erkennen, daß die Feinde alle Anstalten zu einem Angriff machten. Kaum hatte der Zurückgebliebene sich davon überzeugt, so verließ auch er schleunig seinen Posten auf dem Wall und eilte in die Stadt.

Aber nur einige hundert Schritte war Erffa fort, da geschah ein entsetzliches Krachen und die Erde erzitterte. Durch die ganze Stadt hörte man den furchtbaren Knall, verspürte man die Erschütterung; Bürger und Soldaten fuhren angstvoll von ihrem Lager auf, die wachhabenden Mannschaften machten Alarm. In wenig Minuten war Alles auf den Beinen, Alles unter Waffen.

Der Pfalzgraf eilte nach dem Plage, wo von Brandenstein das unerklärliche, dumpfe Getöse gehört und gleich darauf von dem anderen jungen Ritter die Bewegung im feindlichen Lager bemerkt worden war. Das war auch die Stelle, wo der schreckliche Knall stattgehabt hatte. Wie graußig sah es da aus! Die Feinde hatten einen Theil der Mauer unterminirt und in die Luft gesprengt; Trümmer und Schutt waren weit umhergeschleudert und eine ungeheure Lücke klappte hinaus gegen das offene Feld.

Die Kunde durchflog sogleich die Stadt. Wehklagen über das Unglück erfüllte die Straßen; Soldaten und Bürger, welche auf die Wälle hinausjogen, nahmen Abschied von den Ihrigen, Alle fürchteten, daß dies der letzte Tag sein werde für die schwer heimgesuchte Stadt. Aber man war entschlossen, sich auf das Aeußerste zu vertheidigen und lieber zu sterben, als in die Hände des furchtbaren Sultans und seiner wilden Soldaten zu fallen. Todesmuthig ward der Angriff erwartet. Die Feinde stürmten mit Siegesjubel an, haufenweise drängten sie in die Lücke der zusammengestürzten Mauer; lange, mit Wuth und Verzweiflung wurde von beiden Seiten gekämpft, Leichen thürmten sich auf Leichen — die Türken mußten zurück, ihr Verlust war bedeutend, Wien für diesmal gerettet. Man umarmte sich gegenseitig, man dankte laut Gott, Thränen der Freude flossen aus den Augen der tapferen Streiter.

Wie geht's heute, Brandenstein? fragte eine theilnehmende Stimme durch die halbgeöffnete Thüre.

Treiet ein, Erffa, erwiederte der Kranke und richtete sich auf seinem Lager auf; Ihr seht, ich habe wieder Kraft.

Den Kopf ein wenig in die Höhe zu richten, sagte lächelnd der Andere; aber bis Ihr wieder die Rüstung tragen und das Schwert regieren könnt, wird's noch ein Weilchen dauern.

Ich werde keinen Türken mehr sehen, wenn ich wieder auf die Beine komme, antwortete Brandenstein scherzend.

Der Sultan ist wuthergrimmt; er hat geschworen, die Stadt um jeden Preis zu nehmen.

Dann kann ich nicht einmal austreiben, versetzte Brandenstein lächelnd.

Ihr werdet's nicht nöthig haben, entgegnete Erffa; wir gedenken uns zu halten. Ei, fuhr er fort, das ist doch ein garstiger Strich, den Euch der Türkenfäbel in die Stirne gezeichnet.

Brandenstein hatte den Verband etwas gelockert, weil ihn die Wunde schmerzte. Wir haben Beide von Glück zu sagen, erwiderte er; Ihr wäret fast in die Luft geflogen und ich hätte das Aufstehen vergessen, hättet Ihr mich nicht aus den Feinden herausgerissen.

Unser Gespräch auf dem Wall wurde uns abscheulich gestört!

Ja wohl; von was unterhielten wir uns denn?

Von Eurem Aufenthalt in Frankreich; Ihr seid mir noch eine Antwort schuldig.

Ei, Ihr merkt sehr genau, sagte Brandenstein schalkhaft.

Ich fragte, wie es Euch in Eurem neuen Stand als Page gefiel?

Ganz recht, ich entfinne mich jezt.

So sezt, mein Freund, erwiderte Erffa, Euren Bericht fort; ich hoffe, daß wir heute nicht wie damals unterbrochen werden.

Das will ich; hier ist ein Sessel, macht's Euch bequem, sagte Brandenstein und fuhr dann fort. Ich sammelte meine Erfahrungen stückweise und es müßte Euch ermüden, wollte ich auf alles Einzelne eingehen; ich werde daher nur das hauptsächlichste andeuten. In der neuen Schule, unter diesen glatten, beweglichen Franzosen mochte ich mit meinem unbehülflich edigen, deutschen Wesen allerdings eine sonderbare Figur machen. Ich entging daher dem Spott und den Neckereien meiner Kameraden nicht, und diese sezten mir um so schlimmer zu, je mehr ich mir anfänglich in meiner Demuth und Schüchternheit von ihnen gefallen ließ. Zudem war es übel, daß ich den geläufigen französischen Zungen gegenüber nicht schnell genug antworten konnte und mein gebrochenes Französisch oft so wunderbar klang, daß ich gerade dadurch die Spottlust recht reizte. Dieses Alles fing an mir trotz der prachtvollen Feste, Turniere und Bälle, die ich zu sehen bekam, die Fremde einigermaßen zu verleiden.

Habt Ihr, unterbrach Erffa seinen Freund, denn niemals diesen französischen Herren Eins versezt?

O ja, und ich wäre einstmals fast übel dabei weggekommen.

Ich zweifle nicht, daß Ihr Euch bei ihnen in Respekt gesetzt habt.

Dazu bedurfte es, entgegnete Brandenstein, noch einer Erfahrung von meiner Seite. Dank meinem Vetter, der durch den äußeren Glanz des französischen Lebens ganz bestochen war und der sich bemühte, mir dieselbe Bewunderung dafür einzulößen, hatte auch ich mich gewöhnt, die Franzosen für Muster aller Vollkommenheit zu halten und mich ihnen gegenüber als einen ungebildeten, sehr verwahrlosten Menschen zu betrachten. Nach und nach sah ich aber Manches, was mir doch mißfiel, ja, offen gestanden, ich lernte Dinge kennen, welche mein deutsches Gemüth empörten. Ich durchschaute das hohle, leere Wesen der stolzen, vornehmen Herren und Damen; der Leichtsinn, mit welchem man sich ungeschweht über die Religion und die guten Sitten hinwegsetzte, verletzte mich; ich erschrad vor der inneren Fäulniß, welche man mit äußerem Glanz und Glitter zu verdecken suchte. In eben dem Grade, in welchem meine Achtung vor den Franzosen sank, hob sich meine Liebe zum vaterländischen Wesen, mein Selbstgefühl, mein Stolz als Deutscher.

Und das brachte Euch neue Verwickelungen, bemerkte Erffa.

Allerdings, versetzte Brandenstein; Einer meiner unleidigsten Verfolger war ein gewisser d'Estrelles, aus einer vornehmen Familie. . .

D'Estrelles? — unterbrach Erffa den Erzähler.

Kennt Ihr ihn vielleicht?

Mich dünkt, ich sah ihn in Italien, entgegnete Erffa. Als wir in Genua lagen — die Stadt konnte sich nicht halten, da sie zu Wasser und zu Land von dem französischen Bundesheer angegriffen wurde — kam ein Herold zu uns, um zur Uebergabe aufzufordern. Dieser nannte sich, so viel ich mich erinnere, d'Estrelles und war ein großer Prahler.

Das war er, und mehr noch, versetzte Brandenstein. Ich befand mich mit

diesem Menschen im Vorzimmer des Königs, gerade als Lautrec, der die Schlacht bei Mailand und damit Italien verloren hatte, nach langer Weigerung endlich sehr ungnädig empfangen wurde. Es war das überhaupt eine eigenthümliche Geschichte . . .

Wie so? fiel Erffa ein.

Dem Lautrec waren viermalhunderttausend Thaler Kriegsgelder zugesagt; wo sie hingekommen sind, weiß Niemand. Der Schatzmeister wies nach, das des Königs Mutter ihm das Geld abgefordert habe, diese behauptete, das empfangene Geld sei ihr gehörig gewesen. Ersterem wurde der Prozeß gemacht und er starb am Strick, Lautrec kam diesmal durch. In dieser Weise regierte am Hofe Weiberlist und Trug und die Angelegenheiten des Staates wurden zu Grunde gerichtet.

Und diesen König, rief Erffa, preisen die Franzosen so hoch?

Weil sein Glanz und seine Pracht, entgegnete Brandenstein, dem eiteln Volke schmeichelt. Doch um zur Sache zurückzukehren — d'Estrelles und ich befanden uns im Vorzimmer, drinnen im Cabinet ging es sehr laut zu.

Diesmal wird Herr von Lautrec, wendete sich d'Estrelles an mich, schlechte Geschäfte machen, wenn ihm nicht seine Schwester hilft.

Ich antwortete nichts.

Kennst du, fuhr d'Estrelles fort, Frau von Chateaubriand, die Schwester Lautrec's?

Ich kenne sie, erwiderte ich kurz.

Du weißt auch, daß sie die Geliebte des Königs ist? Er hat jetzt deren zwei, Diana von Voitiere's und diese Chateaubriand.

Darüber, versetzte ich unwillig, laß uns nicht sprechen.

D'Estrelles lachte. Meinst du nicht, sagte er, daß sich ein König so viele Geliebte halten kann, als er wünscht? Und Jeder kann das, wenn er will.

Das ist bei uns nicht Sitte, entgegnete ich.

Ihr Deutsche seid einfältige Tölpel, rief d'Estrelles die Achsel zuckend, ihr wißt nicht zu leben.

Das ärgerte mich. Wir kamen heftig hintereinander und ich faßte d'Estrelles am Kragen. Wer, rief ich, hat den Lautrec geschlagen? Der Frundsberg mit seinen Deutschen, die Deutschen haben Euch aus Italien gejagt!

Wah, erwiderte d'Estrelles, indem er sich los zu machen suchte, ein Franzose ist so viel werth als hundert Deutsche.

Ich knirschte vor Wuth über den Glenden. Nimm dieses Wort zurück! herrschte ich ihm zu.

Nein, rief er, ich sage dir nochmals, ein Franzose . . .

Da saß ein Faustschlag ihm hinter den Ohren —

Ein Duzend hatte er verdient, ein Schock! fiel Erffa dazwischen.

Er bekam deren mehr, erwiderte Brandenstein. Ich war vor Zorn außer mir. Die Franzosen sind Brähler und Memmen, rief ich ihm zu.

Nein, knirschte d'Estrelles und wieder erhielt er einen Schlag und dies so oft, als er Nein sagte. Endlich ließ meine Wuth nach und ich stieß meinen Gegner mit einem Ruck von mir. Das Herrchen war übel zugerichtet und lief unter Drohungen und Bewünschungen gegen mich im Zimmer hin und her; ich setzte mich auf einen Sessel und kümmerete mich nicht weiter um ihn.

Am nächsten Tage wurde ich in das Cabinet des Königs beschieden; dieser trat mir mit finsterner Miene entgegen. Ich gedachte an das gestrige Ereigniß, und es war mir nicht wohl bei der Sache.

Was hattest du mit d'Estrelles? fragte mich der König.

Er hat mich beleidigt, antwortete ich.

Dich? — nannstest du nicht die Franzosen Memmen und Brähler?

Er hat zuvor meine Nation beschimpft, erklärte ich.

Du äußertest, versetzte der König heftiger, Freude über die Niederlage Lautrec's.

Sire, rief ich, d'Estrelles ist ein Verläumber.

Auch über Damen des Hofes hast du Bemerkungen gemacht. —

Jetzt erschrak ich; ich sah, wie die Sache dem König mit absichtlicher Entstellung hinterbracht worden war; ich stand bestürzt und stumm da. Der König, der das als Beweis meiner Schuld nahm, wendete sich von mir, indem er kalt sagte: Du wirst deine Strafe erhalten.

Die Thränen brachen aus meinen Augen, ich sank ihm zu Füßen und be-theuerte meine Unschuld.

In diesem Augenblick trat durch eine Seitenthüre eine Dame ein; sie war von dem Auftritt überrascht. Was ist das, Sire? fragte sie.

Der König berichtete kurz mein Vergehen.

D'Estrelles hat mich verläumdet, rief ich, als derselbe geendet, und richtete meine Blicke sehend zu der schönen Dame auf.

So sprich auch du, versetzte sie.

Ich begann zu erzählen, stockte aber bald wieder; der thigliche Gegenstand wollte nicht über meine Lippen. Einmal um das andere erröthete ich, indem ich nur andeutend wiedergab, was d'Estrelles über das Verhältniß des Königs zu jenen Damen geäußert hatte.

Sire, sagte lächelnd Frau von Chateaubriand, denn diese war es, er hat sich durch sein Erröthen besser als durch seine Worte verttheidigt. Er ist die Tugend selbst und diese ist stets achtungswerth, wenn sie sich ausspricht wie hier.

Madame, entgegnete der König, Sie sind sehr nachsichtig.

Wir gehen somit zu einem anderen Punkt über, fuhr Frau von Chateaubriand fort, und ich wünsche, daß dieser für den Delinquenten ebenso günstig ausfällt, als der erste.

Wir wollen sehen, bemerkte der König.

Du hältst also, wendete sich die Dame an mich, die Franzosen für feig und freuest dich über ihre Niederlage?

Ich suchte meine Aeußerung zu entschuldigen, indem ich berichtete, in welcher Weise ich zu derselben veranlaßt und hingerissen wurde.

Darin haben Beide, versetzte Frau von Chateaubriand, nichts Unrechtes gethan, Jeder verttheidigte seine Nation.

Er schmähete die unserige, fiel der König ein.

Der ist mir verächtlich, erwiderte die Dame, der auf seine Nationalität nichts hält und sie nicht verttheidigt. Sire, wodurch ist Frankreich so groß, als daß es unter einem großen Könige sich als eine Nation fühlt? Diesem jungen Menschen aber dürfen wir vergeben, daß er die Vorzüge unseres Volkes noch nicht würdigen gelernt hat; er ist ein Fremdling.

Weiß er nichts, entgegnete der König, von den Siegen, die ich über sein Volk erfochten habe?

Sire, nahm Frau von Chateaubriand sein lächelnd das Wort, wenn ein König von Europa Sie beleidigt hätte, so würde ihm das nicht ungestraft hingehen; aber dieser Knabe kann Sie nicht beleidigen.

Nein, rief der König stolz, er soll nur die d'Estrelles zugefügte Beleidigung büßen.

D'Estrelles ist Recht geschehen; er wird künftig diesen jungen Faustkämpfer in Frieden lassen.

Sie sind den d'Estrelles abhold, bemerkte der König.

Dieser Monsieur de Brandenstein hat sich tapfer verttheidigt und ich ertheile ihm deshalb feierlich den Ritterschlag, sagte Frau von Chateaubriand, indem sie mir, der ich noch immer halb knieend dastand, mit ihrer feinen Hand einen leichten Schlag auf den Nacken gab. Stehe auf, mein Sohn, fügte sie hinzu, du hast deine Strafe.

Der König lächelte über den Scherz der anmuthigen Dame. Sie sind eine

gefährliche Gegnerin, sagte er galant; ich ziehe stets vor Ihren siegreichen Waffen den Kürzeren.

Frau von Chateaubriand gab mir einen Wink, dem König zu danken. Ich stammelte einige Worte und wollte mich entfernen.

Vergiß auch nicht, junger Ritter, erwiderte der König, was du deiner schönen Fürsprecherin schuldest.

Frau von Chateaubriand reichte mir freundlich lächelnd ihre Hand hin; ich drückte einen heißen Kuß darauf. Im Fortgehen hörte ich, wie sie sagte: ich hätte nicht geglaubt, daß dieser schüchterne Deutsche so feurig sein könnte; die Stelle, welche seine Lippen berührten, brennt noch.

So ging ja dieser Handel recht gut für Euch aus, entgegnete Erffa.

Er war damit noch nicht zu Ende, bemerkte Brandenstein. Ich bekam allerdings keine Strafe, aber das machte Aufsehen am Hofe; die Sippe meines Gegners war höchlich erbittert. Sie bot Alles auf, um mir zu schaden, und da ich einige Zeit darauf zu Frau von Chateaubriand gerufen wurde, diese mir sogar anbot, in ihre Dienste zu treten, so benutzte man diesen Umstand, dem Benehmen derselben gegen mich sehr zweideutige Gründe unterzuschieben und auch den König in gehässiger Weise darauf aufmerksam zu machen. Er kannte wahrscheinlich meinen Charakter nunmehr zu gut und ging auf diese Verdächtigungen nicht ein. Den Nachtheil aber hatte ich, daß die Gunst des Königs für mich verloren war.

Das werdet Ihr leicht verschmerzt haben, versetzte Erffa.

Ich hatte doch deswegen Manches zu leiden, entgegnete Brandenstein. Herr Ulrich hätte sich über mein Benehmen die Haare ausraufen mögen; er vergab mir niemals diese meine deutsche Rohheit, wie er es nannte.

Im folgenden Jahre begann der Krieg in Italien wieder und hätte ihn nicht der Abfall Karl's von Bourbon gehindert, so würde sich der König alsbald selbst an die Spitze des Heeres gestellt haben. Er that es später. Die Ereignisse, welche sich dann zutrugen, sind Euch bekannt; in der unglücklichen Schlacht bei Pavia, welche der König, trotz der Gegenstellungen seiner Generale wagte, weil sein Stolz es für schimpflich hielt, sich vor dem Feinde zurückziehen, wurde sein Heer vernichtet und er selbst gerieth in Gefangenschaft.

Er kämpfte aber, wie es hieß, sehr tapfer, bemerkte Erffa.

Hätte ihm nicht der Salm das Streitross erstochen, sagte Brandenstein bestätigend, so würde man ihn schwerlich überwältigt haben. Ich war in seiner Nähe, sah wie er stürzte und die kaiserlichen Landsknechte über ihn herfielen. Ich suchte mich zu ihm durchzuschlagen, wurde aber gleichfalls gefangen, mein Vetter Ulrich sank neben mir tödtlich verwundet; d'Estrelles hatte sein Ross gewendet und war geflohen.

Und wie erging es Euch, fragte Erffa, als Gefangener der Frundsberg?

Das will ich Euch, lieber Freund, antwortete Brandenstein etwas innehaltend, ein andermal mittheilen.

Verzeiht! rief Erffa, ich vergaß, daß Ihr ein Kranker seid, so sprach mich Eure Erzählung an.

Auch bin ich Euch nichts mehr schuldig, fuhr Brandenstein lächelnd fort, denn ich habe Euch Antwort gegeben und das eine lange.

Da wir aber wieder bei einer Frage stehen geblieben sind, versetzte Erffa, so werde ich bald wieder kommen, um mir die Antwort zu holen.

Mit diesen Worten verabschiedete er sich und wünschte Brandenstein gute Besserung. —

Noch immer lag Suleimann vor den Mauern Wien's. Es war gegen Ende des September; den Wall entlang gingen zwei junge Männer, ihr Schritt war langsam. Der Eine sah blaß und blieb zuweilen stehen; ihr Gespräch war lebhaft und angelegentlich.

Wie wohl thut mir das Wehen der frischen Luft, sagte Hans von Brandenstein und athmete tief auf.

Ihr möchtet wohl schon wieder die Rüstung anlegen?

O könnte ich das, Erffa!

Ihr hattet Besorgniß, die Türken möchten fort sein, ehe Ihr wieder aufkämet; noch sind sie da.

Und ich hoffe, erwiderte Brandenstein mit blickendem Auge, sie sollen's spüren, daß ich wieder Kraft habe, mein Schwert zu schwingen.

Dazu kann schon Gelegenheit werden.

Rein Gott! — sagte Brandenstein und blieb stehen, wie sieht das hier aus! Wie sind diese Gebäude zusammengeschossen, wie ist der Boden mit Trümmern überschüttet.

Wahrlich, fiel Erffa ein, die Feinde haben arg gehaust, derweil Ihr das Zimmer hütetet; wären ihre Kanonen besser gerichtet, sie hätten längst ganz Wien zusammengeschossen.

Und wird es sich halten? — fragte Brandenstein ernst.

Entscheiden muß sich's nunmehr, entgegnete Erffa. Der Winter naht und der Sultan steigt — oder zieht ab. Freilich ist unser Häuflein geschmolzen, die lange Anstrengung des Kampfes hat die Kräfte erschöpft, Hülfe von Außen ist nicht zu erwarten.

Furchtbares Schicksal, rief Brandenstein, wenn jene wilden Unmenschen da draußen Herr würden!

Davor entsetzt sich ein Jeder, erwiderte Erffa, und streitet darum mit Beraweisungskraft.

Traurig — sagte Brandenstein und blickte hinüber in das unermessliche feindliche Lager.

Dort, bemerkte Erffa, auf eine kleine Anhöhe zeigend, ging es gestern hart her.

Die Kunde davon flog von Mund zu Mund, versetzte Brandenstein; ihr habt wacker gekämpft und dem Feind arg Schaden gethan.

Außer, was wir im Lager genommen oder zerstört, sind bei zweitausend Türken gefallen.

Ihre Massen haben sich seit der Belagerung bedeutend gelichtet; ob sie die Hälfte noch zählen?

Wohl wenig mehr.

Die Beiden wendeten sich wieder nach der Stadt. Ein langer, ernster, feierlicher Zug von Greisen, Kindern und Frauen begegnete ihnen, der sich Gebete murmelnd nach der Stephanskirche bewegte. Es war eine fromme Prozession; während die Männer kämpften, erflehten Diejenigen, welche keine Waffen zu führen vermochten, vom Himmel Rettung und Beistand.

Gehen wir auch mit in den Dom, sagte Erffa.

Brandenstein willigte ein. Sind wir auch Lutheraner, erwiderte er, es wird nichts schaden.

Die beiden Ritter verrichteten andächtig ein kurzes Gebet und entfernten sich wieder aus den heiligen Räumen.

Es heißt, bemerkte Erffa im Weitergehen, der Kaiser werde im nächsten Frühjahr einen Reichstag halten zu Augsburg wegen der Religionsfachen und selbst auf demselben erscheinen.

Davon ist nicht viel zu erwarten, entgegnete Brandenstein; es scheint auf Unterdrückung der Evangelischen abgesehen.

Deshalb haben der Pappst und der Kaiser Frieden geschlossen. Man sagt, auch der König von Frankreich.

So ist nun einmal der Krieg in Italien zu Ende.

Wer weiß auf wie lange? — sagte Brandenstein. Der französische König soll harte Bedingungen eingegangen sein.

Natürlich, versetzte Erffa, um seine Söhne auszulösen.

Das ist's.

Nicht wahr, warf Erffa ein, ein Jahr lang war der König in spanischer Gefangenschaft?

Fast genau ein Jahr, erwiderte Brandenstein. 1525 am 24. Februar war die Schlacht bei Pavia und im März, wenn ich nicht irre, des folgenden Jahres wurde der König gegen seine beiden Prinzen auf dem Bidassoafluß ausgetauscht, welcher die Gränze zwischen Frankreich und Spanien bildet. Die Prinzen sind seit jener Zeit in Madrid zurückgehalten worden.

Die armen Knaben, rief Erffa, sie werden sich freuen in die Heimath zurückzukehren!

Gewiß, entgegnete Brandenstein. O, wie habe ich selbst mich gefreut, als ich nach langer Abwesenheit in Frankreich und Italien die Heimath wieder sah. Welches Entzücken erfüllte meine Seele, als ich, die letzte Anhöhe hinanreitend, drüben das weite Thal sich öffnen, Dorf um Dorf, Schloß um Schloß, und mit dem runden Thurm, den hellen Fenstern, zwischen den hohen Bäumen auch mein väterliches Schloß emportauchen sah.

Brandenstein hielt inne.

Das war eine schöne Stunde für Euch, sagte Erffa theilnehmend.

Ich kann Euch meine Gefühle nicht beschreiben, versetzte Brandenstein. Meine Augen — ich vermochte nicht es zu hindern — meine Augen wurden feucht, Thränen rannen über meine Wangen; ich stieg vom Pferde und warf mich auf's grüne Gras in den Schatten eines Gebüsches. Ich hätte den theuren Boden küssen mögen! Ja, wie lieblich sahen diese grünen Felder, wie weit herrlicher waren sie, als die schattenlosen Fluren Italiens mit ihrer Sonnengluth.

Dasselbe Gefühl hatte auch ich, bestätigte Erffa. Wie weht die deutsche Luft kräftig und würzig; das ist erquickende Kühle, labendes frisches Grün, an dem sich das Herz stärkt.

Lieber mag ich, erwiderte Brandenstein, im Schatten eines deutschen Waldes ruhen, als den süßen Duft italienischer Gärten athmen.

Und da habt Ihr denn, fiel Erffa lächelnd ein, während Euer Thier gras'te, dort unter dem Busch ein Stündlein wonniglich geschwärmt.

O nein! rief Brandenstein, ich sprang bald wieder auf, gab meinem Ros die Sporen und umarmte kurz darauf Vater, Mutter und Geschwister.

Und damit war Eure Schwärmerei zu Ende? sagte Erffa neckend.

Nein, versetzte Brandenstein lachend; ich besuchte die Plätze meiner Kindheit, ich durchstrich die Flur, zog durch die Wälder, ich fischte wieder am Bach, kletterte auf Felsenklippen und pflückte Blumen . . .

Aha, für Euer Liebchen, fiel Erffa rasch ein.

Das nicht, entgegnete Brandenstein; ich will damit nur sagen, daß meine Freude fast närrisch war.

Sollte mich wundern, rief Erffa, Wälder und Felsen habt Ihr besucht, nicht auch Eure Nachbarn?

Das that ich . . .

Und fandet da Schöneres als draußen im Wald?

Allerdings, versetzte Brandenstein lächelnd. Da stand manch eine blühende Jungfrau vor mir, die noch mit der Puppe spielte, als ich fortzog; stellte auch wohl im Stillen Betrachtungen an und verglich diese anmuthvollen deutschen Gestalten mit den Damen, welche ich in Frankreich und in Italien kennen gelernt hatte, und dieser Vergleich fiel nicht zum Schaden meiner Nachbarinnen aus.

Das läßt sich denken . . .

Das Herz schlug mir oft, wenn ich in ein solch' rosiges Antlitz blickte.

Und habt Ihr nicht in das Eine oder das Andere zu tief geblickt?

Die Zeit war zu kurz!

Ei, hattet Ihr denn so überaus viele Geschäfte? . . .

Ich mußte, erwiderte Brandenstein, bald wieder hinaus in die Fremde. Doch hab' ich jene Tage mit inniger Freude genossen. Kam ich am Abend nach Hause, dann saß ich im trauten Kreise der Meinen und erzählte von dem, was ich erfahren und gesehen; aus Aller Mienen leuchtete die herzlichste Theilnahme an meinen Erlebnissen, auch die unbedeutendsten galten nicht für gering und wurden gerne gehört. Ich hatte meine Freude an allen Gegenständen, auf welche mein Auge traf, denn sie waren mir aus alter Bekanntschaft lieb. Ich konnte lange Zeit stehen und die alten Sessel, die grüncatunenen Vorhänge, die schmucklosen Rüstungen und Waffen betrachten, welche im Zimmer aufgehängt waren. Wie reich war doch die Heimath, die mir einst so dürftig erschienen war! So wohl hatte ich mich nie gefühlt in den Prachtgemächern und bei den glänzenden Festen des königlichen Hofes in Frankreich. Ich begriff jetzt, daß die Heimath für den guten Menschen das Theuerste ist.

Das ist sie! sagte Erffa und drückte dem Freunde die Hand.

Nur kurze Zeit freilich, fuhr Brandenstein fort, durfte ich dies Mal mich der Vereinigung mit den Meinen erfreuen. Die Pflicht rief mich fort. Wieder trieb sie mich in das Gewühl des Krieges, in ein unbekanntes Land, in ein wechselvolles Leben. Diesmal war mein Abschied schwer.

Brandenstein schwieg; sein Freund bemerkte eine auffallende Veränderung in den Zügen desselben.

Ich weiß nicht, hob Brandenstein plötzlich an, indem er starr vor sich hin sah, ob ich je wieder zurückkehre!

Was sind das für Grillen? rief Erffa; heiter das Auge! lächelnd der Mund!

Noch sehe ich, fuhr Brandenstein in Gedanken versunken fort, noch sehe ich meine Mutter, wie sie — der Vater war unwohl und hütete das Bett — droben am Fenster stand und die Hände nach mir ausstreckte; ich ritt fort durch Dorf und Stadt, über Berg und Thal, aber der Weg war mir öde — wie noch feiner. So kam ich hierher . . .

Und fand ich einen wackeren Freund! rief Erffa herzlich.

Nur wollen wir hoffen, versetzte Brandenstein, daß die türkischen Säbel unsere Freundschaft nicht trennen.

Der 14. October des Jahres 1529 brach an; Wien harrete erwartungsvoll der Entscheidung dieses Tages. Der Sultan hatte seine ganze Macht zum Sturme geordnet; er bot Alles auf, um die Stadt einzunehmen, welche sich bisher so heldenmüthig gegen ihn vertheidigt hatte. Der Kampf war heiß und blutig, der Ausgang lange zweifelhaft; mit größter Anstrengung, mit heftigster Erbitterung wurde gestritten bis zum Abend. Die Türken zogen sich endlich mit bedeutendem Verlust zurück.

Dumpfe Stille herrschte in dem feindlichen Lager; der Boden rauchte von dem Blute der Erschlagenen, Verwundete stöhnten. Auch über der Stadt lag banges Schweigen. Die Nacht ging langsam dahin. Grau tauchte aus den trüben Nebeln des Morgens Wien mit seinen Thürmen und Häusergiebeln auf; man konnte jetzt auch in dunkeln Umrissen das türkische Lager erkennen, man konnte den Donaustrom und seine Ufer überblicken. Da erhob sich ein ungeheurer Jubel in der Stadt. Alle Glocken läuteten, alle Trommeln wirbelten, alle Straßen hallten wider von dem Frohlocken einer freudetrunknen Menge — Suleimann hatte den Rückzug angetreten. Die Masten der türkischen Schiffe starrten nicht mehr auf den Fluthen der Donau, die türkischen Zelte waren verwunden und Schaar um Schaar verließ das Lager.

Aber man vergaß über den Jubel der Rettung nicht, den abziehenden Feind zu verfolgen: mit Schrecken gewahrte man, wie schauerhaft dieser die Gegend von Linz bis Wien verwüstet, wie unmenschlich er gehaust hatte. Bis nach Ungarn hinein rückte man dem Sultan nach und brachte ihm empfindlichen Schaden; weiter aber war es nicht möglich vorzudringen, da die Türken viele feste Plätze besetzt hielten. Einige von diesen wurden genommen, so Preßburg; Ofen wurde belagert.

Hans von Brandenstein, welcher an dem entscheidenden Tage zum ersten Male wieder seit seiner Genesung an dem Kampfe auf den Mauern Wien's thätigen Antheil genommen und dann sich den Truppen angeschlossen hatte, welche den Feind verfolgten, lag jetzt mit vor Ofen. Er fühlte sich wieder kräftig und frisch und zeichnete sich durch Muth und Tapferkeit vermaßen aus, daß Erffa scherzend zu sagen pflegte, seine Krankheit in Wien komme den Türken theuer zu stehen, denn er hole mehr noch nach, als er versäumt.

Diesen Muth bewies er auch, als ein Sturm gegen die Stadt Ofen unternommen wurde. Mit Erffa war er Einer der Ersten, welche die Mauer erstiegen, aber das Unglück wollte, daß er im Handgemenge strauchelte und fiel; Erffa wurde neben ihm durch eine Falkonetskugel getödtet, die Andern wurden von den Feinden zurückgeworfen. Auf diese Weise gerieth Brandenstein in die Gefangenschaft, ein Schicksal, welches härter angesehen wurde als der Tod, denn die Türken schleppten diejenigen Gefangenen, welche sie nicht sogleich martervoll tödteten, als Sklaven fort.

In einem düsteren Gewölbe saß der Arme, an Händen und Füßen mit Fesseln belastet; kein Laut des Tages drang herab bis in diese öde Stätte; die Ausbrüche seines Schmerzes verhallten ungehört in diesem abgelegenen Raume. Er wußte, daß er sein Vaterland, die Seinigen wahrscheinlich nie wieder sehen werde, daß ein niedriger, grausamer Sklavendienst, Hohn und Mißhandlungen aller Art seiner warteten.

Woche um Woche verging. In dieser Zeit sah der Unglückliche Nichts als täglich das widerwärtige Gesicht seines Kerkermeisters, der ihm die elende Nahrung zubrachte. Kein Wort rebete der finstere Mann; schweigend wie er kam, schlug er auch schweigend die Thüre hinter sich zu. Folge mir, befahl er endlich eines Tages dem Gefangenen.

Woll banger Erwartung stieg Brandenstein die Stufen seines Kerkers hinauf; seine Füße, von den Fesseln gebrückt, waren schon des Gehens ungewohnt, sein Gesicht sah bleich, sein Haar verworren. So wurde er vor den türkischen Befehlshaber geführt. Ali Pascha, ein Mann, welcher unter Seinesgleichen für mild gelten konnte, empfing ihn mit einer mehr gleichgültigen als strengen Miene.

Weißt du, Slave, rebete er ihn an, daß dein Schicksal in meiner Hand ruht? Brandenstein schwieg und hielt den Blick des Türken ruhig aus.

Wisse, fuhr Ali fort, nur Eins kann dein Loos bessern, ja dir Glück und Ehre bringen, wenn du den Glauben des Propheten annimmst.

Das wird nimmermehr geschehen, entgegnete Brandenstein mit fester Stimme. Hoffe nicht, versetzte Ali, daß du von den Deinigen befreit wirst; Ofen ist noch unser und wird es bleiben.

Gott wird es euren Händen entreißen, rief Brandenstein mit zornigem Blick, zur Rache über eure Gräueltthaten!

Ungläubiger, fuhr der Pascha auf, du wagst solche Worte? ich lasse dir den Kopf vor die Füße legen.

Thue es, erwiederte Brandenstein gefaßt.

Der Pascha sah den Gefangenen forschend an. Glaube nicht, wendete er sich dann gegen ihn, daß es dir etwas nützen würde, wenn die Deinigen diese Stadt erstürmten. Sie würden keinen Gefangenen mehr am Leben finden.

Ich zweifle nicht, entgegnete Brandenstein, du bist es im Stande, sie zu mor den.

Befinne dich, versetzte Ali nach kurzem Schweigen, Leben und Freiheit ist dir geschenkt, wenn du deinen Glauben abschwörst.

Eher, rief Brandenstein mit Abscheu, eher soll mein Kopf fallen und meine Gebeine modern, als ich das thue!

Beim Worte des Propheten, versetzte der Pascha finster, ich will deine Kühnheit verstummen machen.

Er gab einen Wink und Brandenstein wurde in den Kerker zurückgebracht.

Einige Zeit hernach, als die Belagerer unverrichteter Sache von Ofen abgezogen waren, wurde der Gefangene mit mehreren Leidensgefährten nach Constantinopel, oder Stambul, wie es die Türken nennen, abgeführt. Dieses war keine Verbesserung seiner Lage. Nach den Mühseligkeiten eines harten Marsches krank dort angekommen, wurde er nichtsdestoweniger wieder in ein Gefängniß geworfen, und zwar in ein viel häßlicheres, als das zu Ofen.

In einer der Vorstädte, Galata, stand ein altes, weiltäufiges, düsteres Gebäude mit starken Mauern; es lag nahe am Hafen und durch die Cypressen des Gartens, der es umgab, sah man die Mastspitzen der Schiffe, hörte man das Lärmen der geschäftigen Menge. Dieses Haus hatte eine Reihe unterirdischer Räume, dumpfe, enge, finstere Löcher, zur Verwahrung der Sclaven dienend; in Eines derselben wurde Hans von Brandenstein gebracht. Vom Fieber geschüttelt, lag er auf dem feuchten Boden, seine Lippen brannten, Niemand reichte dem Lechzenden einen Trunk. Oft war es ihm, als höre er leises Rauschen, ein Flüßern, als fließe zu seinen Füßen ein Quell; er bückte sich nieder, streckte die Hand aus, um von dem erquickenden Labfal zu schöpfen — und fuhr erschrocken zurück, denn seine Finger berührten den kalten, moderigen Boden. Und wieder hörte er draußen das Rauschen; waren es die Wellen des Meeres. Wie sie an das Ufer schlugen, oder spielte der Wind in den Bäumen des Gartens? Der Kranke richtete sich auf, tastete umher und stieß im Dunkel die Stirne gegen die Mauer. Sie fühlte doch wenigstens das brennende Haupt; er presste es an den harten Stein. Aber die Mauern sungen an zu wanken und sich zu drehen. Hastig jagte das erhigte Blut durch die Adern, Funken sprühte das Gehirn, und diese Funken waren die glühenden Augen von Männern, die um ihn tanzten; sie rissen ihn auf, um ihn mit sich zu schleppen. Dazwischen hörte er wieder jenes leise Rauschen, er sah das Heimaththal vor sich und die klaren Wellen des Flüsschens, welches dasselbe plätschernd durchströmte. Neben ihm stand die Mutter und reichte ihm einen Becher köstlichen Wassers. Er stürzte es hastig hinunter, es wurde ihm wohl, unaussprechlich wohl. Er war wieder zu Hause bei den Seinigen, Alles was er erlitten, hob sich wie ein schwerer Traum von seiner Seele; er athmete frei und leicht. In der That, die Macht des Fiebers hatte sich an der unverdorbenen Jugendkraft gebrochen, das Bewußt ein dämmerte auf, der Kranke genas zu neuem Leben, zu neuen Leiden.

Wie lange er krank gelegen, er wußte es nicht. Die Zeit verging, aber sie dünkte ihm endlos. Er hatte so viel Kraft, um aufzustehen, er schritt durch den engen Raum seines Gefängnisses, aber er mußte sich an den Wänden halten. Ihm schau berte, wenn er diese starren Wände berührte, in denen er lebendig begraben war.

Es waren nicht mehr Monate, es waren Jahre, die seit seiner Krankheit dahingeschwunden waren, und noch hatte er das Licht der Sonne, den blauen Himmel, das Grün der Bäume nicht wieder gesehen!

So wie Hans von Brandenstein schmachteten viele Tausende von christlichen Gefangenen in der Sclaverei der Türken. Nur wenige von ihnen hatten das Christenthum mit dem Islam vertauscht, unter denen aber, die das gethan hatten, waren Einige selbst zu hohen Stellen und Würden emporgestiegen.

Ein solcher Abtrünniger, man nannte sie Renegaten, war Mustapha Pascha; dieser gewandte und schlaue Mensch hatte nach seiner Gefangennahme ohne Bedenken seinen Glauben gewechselt und sich durch seine Klugheit und seine Schmei-

Werkstücke zu dem Posten aufgeschwungen, welchen er jetzt bekleidete. Dieser Mustapha kam zuweilen in das Haus Ali's und hatte hier von der Hartnäckigkeit gehört, welche der junge Christensclave allen Drohungen und Qualen entgegensetzte, durch welche man ihn zwingen wollte, seinen Glauben zu verlassen. Mustapha wurde neugierig, den standhaften ritterlichen Jüngling kennen zu lernen, zumal derselbe, wie man ihm sagte, eine große Tapferkeit bewiesen hatte, als er bei dem Sturme auf die Stadt Ofen in feindliche Gewalt gerieth.

Mustapha äußerte seinen Wunsch, den Gefangenen zu sehen und Brandenstein wurde auf Befehl des Pascha's sogleich vorgeführt. Er war ein Bild des Elendes; fahle Blässe bedeckte das Antlitz, die Augen lagen tief in ihren Höhlen, die abgezehrten Glieder zitterten und er war kaum im Stande, sich aufrecht zu erhalten. Gesenkten Blickes trat er ein. Aber wer beschreibt sein Erstaunen, als er, das Auge aufhebend, in dem neben Ali sitzenden Renegaten seinen ehemaligen Kameraden — D'Estrelles erkennt!

Dieser hatte nicht sobald Brandenstein erblickt, als ein boshaftes Lächeln über seine Wienen glitt. Diesem da gieb keine Gnade, wendete er sich zu Ali; der hat einen Kopf so hart wie Eisen.

Wie, du kennst ihn? erwiderte der Pascha überrascht.

Er war, entgegnete der Renegat, zu gleicher Zeit mit mir Page bei dem König von Frankreich.

Wunderbar, murmelte Ali.

Ja, fuhr der Renegat fort, ich kenne diese deutschen Klöße; es sind Bestien.

Der Pascha nickte beistimmend.

Erinnerst du dich noch, wendete sich der Renegat gegen Brandenstein, der Freundschaft, die du mir stets gezeigt hast? Jetzt wirst du die meinige kennen lernen.

Brandenstein schwieg; aber in seinen Blicken zeigte sich die Entrüstung, daß jener Elende ihn in seinem Unglück noch höhnte.

Ali, sagte der Renegat, erfülle mir eine Bitte.

Der Pascha erwartete, was Jener von ihm verlangen würde.

Gieb mir diesen Sklaven, du wirst mir damit einen großen Gefallen erzeigen . . .

Er gehört nicht mir, sondern dem Sultan, erklärte Ali.

Gieb mir ihn nur so lange, fuhr der Renegat fort, bis ich seine Befehre vollbracht habe.

Auch das kann ich nicht, entgegnete Ali; er bleibt in meinem Gewahrsam.

Run, versetzte der Renegat, so will ich dir wenigstens das Mittel zu seiner Befehre angeben. So oft er dir auf deine Frage, ob er zum Islam über-treten will, mit nein antwortet, so oft laß' ihm die Bastonnade geben. Dabei sah er Brandenstein an und erläuterte seine Gefinnung durch eine hämische Gebärde.

Die Bastonnade soll er haben, versetzte Ali und winkte zwei Sklaven herbei. Willst du, Ungläubiger, hob er an, meinem Willen noch immer trozen, oder wirst du endlich deinen Glauben aufgeben?

Brandenstein erbebt. Habe Erbarmen, sagte er flehend; siehe mich an, ich bin mehr ein Schatten, als daß ich lebe; hast du noch nicht genug?

Das erste Mal, wendete sich Ali an den Renegaten, daß er bittet; sein Stolz ist gebrochen.

Sieh, wie trefflich mein Mittel wirkt; rief der Renegat.

Es ist das erste und das einzige Mal, daß ich mich vor dir gedemüthigt habe, entgegnete Brandenstein. Du sollst keine Bitte, keine Klage mehr aus meinem Munde hören. Der Gefangene richtete sich hoch auf und ein edler Muth leuchtete aus seinen Blicken.

Die Bestie ist noch nicht zahm, bemerkte der Renegat.

Bindet ihn, befahl Ali den Sklaven.

Brandenstein wurde in den Hof geführt, auf eine Bank gebunden und ihm die Füße entbloßt. Die nackten Fußsohlen waren bald von den Ruthenstreichen zerfleischt, das Blut floß auf den Boden. Der Unglückliche gab keinen Laut des Schmerzes von sich. Die beiden Muselmänner sahen aus dem Zimmer dem grausamen Schauspiel ruhig zu.

Als Brandenstein fast ohnmächtig war, wurde er losgebunden und, da er nicht zu gehen im Stande war, in seinen Kerker zurückgetragen. Dort sank er auf seine Kniee nieder und bat, von den fürchterlichsten Schmerzen gepeinigt, daß Gott ihm Stärke verleihe, unter diesen Martern nicht wankend und irre zu werden. So pflegten die Türken mit ihren Christensclaven umzugehen.

Ein wundervoller herrlicher Abend senkte sich über die uralte Siebenhügelstadt, über das prachtvolle Stambul nieder. Von jenen Höhen, von denen sich eine über die andere erhebt, ziehen sich die Häusermassen der Stadt herab; zwischen zauberisch blühenden Gärten drängt sich Palast an Palast, die Höhengipfen sind mit schwebenden Kiosks, die Thaleinschnitte mit dichten Baumgruppen von Weinreben und Fruchtbäumen bedeckt. Die vergoldeten Spitzen der Minaret's leuchten im Glanz der sinkenden Sonne; allüberragend schauen die Kioske des Sultans über zwei Meere hin und hoch über die Häusermasse erhebt sich die Kuppel der Aja Sophia. Drüben am asiatischen Ufer steigt Skutari, die Goldstadt, in kühnen Terrassen mit seinen Moscheen und Minaret's empor. Mild und rein wehen die Lüfte, von Wohlgerüchen durchhaucht; im goldenen Schimmer glänzen die Wellen des Meeres, still ziehen die Schiffe mit ihren bunten Wimpeln über den glatten Spiegel.

Von den Rudern sanft bewegt durchschnitten eine Galeere die Wellen. Auf der Ruderbank unter den anderen Scerven saß auch Brandenstein. Der Pascha achtete wenig auf die Schönheit ringsum, wie sie die Natur dort im Süden üppig anfaßt. Ihn begleitete seine zwölfjährige Tochter.

Bei dem einförmigen Geschäfte des Ruderns hatte Brandenstein Zeit, seinen Gedanken nachzuhängen; war war er nicht gleichgültig gegen die herrliche Schöpfung Gottes, aber der Gedanke an sein Schicksal verdrängte bald jeden anderen. Manche Frage war noch ungelöst. Seit der Schlacht von Pavia hatte er nichts wieder von d'Estrelles gehört, als was Erffa gelegentlich erwähnt hatte, der ihn in Genua sah. Wie war derselbe hierhergekommen? Wo und auf welche Weise war er in die Gewalt der Türken gefallen? Wie war es ihm gelungen, sich vom Scerven bis zu einer solchen Würde emporzuschwingen? Auf alle diese Fragen gab Niemand Brandenstein Antwort, nur das hatte leider der Arme erfahren, daß der ehemalige Gegner noch dieselbe Abneigung wie früher gegen ihn im Herzen trug; er war derselbe tückische, boshafte Charakter geblieben.

Glücklicher Weise hatte Ali Pascha den Rath des Renegaten fernerhin nicht befolgt; er schien es vielmehr müde, sein Bekehrungswort fortzusetzen und den Gefangenen länger zu peinigen. Was es nun auch immer für ein Grund sein mochte, der ihn zur Milde bewog, es war für Brandenstein eine Wohlthat, daß ihm gestattet wurde, täglich in Begleitung eines Janitscharen einen Spaziergang zu machen. Und war auch diese Bewachung lästig, war die Entfernung kurz, kaum eine Viertelstunde weit, die ihn zum Spazierengehen erlaubt wurde, so empfand er doch ein Gefühl von Glück, als er das erste Mal aus dem dumpfen Kerker heraustrat, und die frische Luft athmete, den blauen Himmel über sich sah. Er erholte sich zusehends, die Blässe seiner Wangen wich einem gesunden Roth, in sein Auge kehrte Glanz und Wärme zurück. Umsingen ihn dann wieder die finsternen Mauern, so tröstete er sich doch des kommenden Tages, wo auch ihm auf kurze Zeit das Sonnenlicht schien.

Späterhin verwendete ihn der Pascha zu manchen Geschäften, so unter anderen bei seinen Spazierfahrten zum Rudern des Schiffes. Diese Fahrten waren

meist schweigsam, zumal wenn Ali allein fuhr; heute, wo ihn Balide begleitete, wurde das Gespräch mitunter sehr lebhaft. Es betraf den eben zwischen dem Sultan und dem Schah von Persien ausgebrochenen Krieg: Balide war betrübt, daß ihr Vater dadurch wieder in weite Ferne gerufen wurde.

O, daß du mich verlassen willst, rief sie mit zärtlicher Stimme.

Ich werde bald zurückkehren, erwiderte Ali.

Es ist so einsam, wenn du fort bist.

Haft du nicht, entgegnete Ali, was du wünschst? Perlen und Geschmeide und Dienerinnen, welche deines Winkes harren?

Laß mich mit dir zehen! rief lebhaft das reizende Kind und durch den Schleier glänzte sein dunkles feuriges Auge.

Der Vater lächelte. Nein, sagte er, der Krieg ist für Männer.

Balide wollte etwas erwidern, aber Ali richtete sein Auge auf Einen der Slaven, auf Brandenstein, und sagte: du hast dich zeither zu meiner Zufriedenheit betragen, bist du mit deinem Schicksal zufrieden?

Ich bin es, antwortete Brandenstein.

Du hast dich, fuhr Ali fort, als einen tapferen Mann gezeigt bei deiner Gefangennahme; zwar weigerst du dich hartnäckig deine Religion zu verlassen, dennoch will ich dir wohl.

In allen Stücken, erwiderte Brandenstein, fordere Gehorsam, nur in diesem Einen vermag ich nicht nachzugeben.

Deffenungeachtet, fuhr Ali fort, will ich dir wohl und ich bin gesonnen, dir einen Beweis meiner Gnade zu geben.

Einen Augenblick regte sich in Brandenstein der Gedanke, ob der Pascha vielleicht geneigt sei, ihm seine Freiheit zu gewähren; aber diese kühne Hoffnung erstarb sogleich, als Jener fortfuhr:

Der Beherrscher aller Gläubigen, unser großmächtiger Kaiser, Suleimann, rüstet zu einem Kriege gegen die Perser. Seine Großmuth gestattet es, daß auch christliche Gefangene an diesem Kriegszuge Theil nehmen und unter der Fahne des Propheten kämpfen: Ich frage dich daher, willst du Kriegsdienste nehmen?

Ja, ich will es, antwortete Brandenstein nach kurzem Bedenken. Er hatte sich rasch entschlossen, denn die alte Kampfeslust war in ihm erwacht und jedenfalls bot sich ihm dadurch eine größere Freiheit, als er sie jetzt hatte.

Gut, versetzte Ali, so wirst du mich begleiten.

Balide betrachtete den Slaven, mit dem ihr Vater gesprochen hatte.

Ist das, fragte sie beim Aussteigen aus dem Fahrzeug, derselbe Slave, von welchem mir Fatme erzählt hat, der vor Ofen in Ungarn gefangen worden?

Ali nickte bestätigend.

Das Mädchen warf noch einen Blick zurück, eben als Brandenstein, der lieblichen Erscheinung mit den Augen folgend, die Galeere am Ufer besetzte.

Von diesem Tage an betrat Brandenstein sein voriges Gefängniß nicht wie der; er erhielt ein leibliches Gemach angewiesen, seine alte Kleidung wurde ihm abgenommen und mit einer besseren vertauscht. Lächelnd betrachtete er sich, den Turban auf dem Haupte, vollständig ein Türke, außen — aber nicht innen.

Nach einigen Wochen erfolgte der Abmarsch. Der Pascha behielt Brandenstein in seiner Nähe und gebrauchte ihn zu mancherlei Diensten. Der Zug ging langsam wegen des zahlreichen, lästigen Tropfes; als man die persische Gränge überschritten hatte, gab es einzelne Scharmügel, dabei wurde gemordet, gefesselt und gebrannt, Gräuelp und Zerstörung aller Art geübt. Brandenstein entsetzte sich. Es kam zur Schlacht, er focht an der Seite Ali's und zeigte sich wie immer tapfer.

In einem darauf folgenden Treffen, im dichtesten Handgemenge, sah er wie ein türkischer Befehlshaber, von einem Haufen von Feinden umringt, sich mühsam vertheidigte. Der Türke sank und über ihn stürzten die Perser. Da bahnte sich Brandenstein einen Weg mit dem Schwert, drang auf den feindlichen Haufen ein, tödtete eine Anzahl, schlug die Uebrigen in die Flucht und befreite aus ihren

Sünden den Gefangenen, dessen sie sich eben erst bemächtigt hatten. Es war ein Schreckliches. Der Renegat dankte seinem Retter in kalter, höflicher Weise, raffte seine Waffen auf und verschwand im Gewühle des Kampfes.

Der Schah von Persien mußte sich unterwerfen und die Oberhoheit des Sultans anerkennen. Brandenstein, von Türken und Persern wegen seiner Tapferkeit gefannt, kehrte ehrenvoll mit Ali, dessen Gunst er sich erworben, nach Constantinopel zurück. Er wurde von jetzt an ziemlich milde behandelt.

In der Zeit seiner Gefangenschaft hatte Brandenstein wenig von dem erfahren, was sich unterdessen im Abendlande zugetragen hatte. Nur das war auch ihm zu Ohren gekommen, daß der König von Frankreich auf's Neue den Krieg gegen den deutschen Kaiser, Karl V., begonnen hatte. Sein schrecklicher Bundesgenosse, der gräßliche Sultan Suleiman, welchem Mord und Blut ein Spiel war, ließ durch seine Flotten alle Küsten Europa's plündern und die Einwohner in die Sklaverei schleppen, vorzüglich aber reizte ihn der König von Frankreich zu immer neuen Einfällen nach Ungarn und Deutschland, um dadurch dem Kaiser Verlegenheiten zu bereiten. Durch dieses unerhörte, schändliche Bündniß erbitterte Franz I. sämtliche Fürsten des Abendlandes gegen sich, während der Kaiser laut als Beschützer des Glaubens gepriesen wurde. Dieser hatte nämlich einen Kriegszug gegen den Seeräuberstaat Tunis unternommen, die Hauptstadt der Räuber erobert und dreißigtausend Christensklaven befreit. Diese Unternehmung brachte ihm hohen Ruhm, in Constantinopel erregte sie den höchsten Zorn. Brandenstein freute sich von Herzen des Gelingens, wobei er freilich nicht ohne Wehmuth sich die Frage vorlegte, wann für ihn einmal die Stunde der Befreiung kommen werde?

Er hatte es gewagt, bei einer passenden Gelegenheit sich gegen Ali Pascha wegen seiner Freilassung zu äußern, er hatte eine bedeutende Summe als Lösegeld geboten, Ali wollte nichts davon hören. Leider mußte Hans auch sehen, daß ein neuer Kriegszug gegen Ferdinand, den König von Ungarn und Bruder des deutschen Kaisers, unternommen wurde, bei welchem fast ganz Ungarn in die Gewalt Suleimans kam. Selbst Wien wurde auf's Neue bedroht, während zugleich der König von Frankreich seinen Kampf fortsetzte. Leider gewährten die deutschen Fürsten ihrem Kaiser nicht die nöthige Unterstützung und das unbedeutende Heer, welches gegen die Türken geschickt wurde, richtete Nichts aus; es kehrte in elendem Zustande von der Belagerung von Pesth nach Wien zurück. Mit Frankreich ging's ebenso.

Während Hans von Brandenstein in der Ferne um sein Vaterland trauerte und mit seinen Gedanken oft bei demselben verweilte, traf es sich, daß er eines Tages wieder die Galeere hinaus auf die klare Fluth des Bosporus ruderte. Diesmal war die Tochter des Pascha mit ihrer Dienerin allein. Schweigend saß sie auf dem weichen Polster, aber ihre Blicke schweiften von den blühenden wunderreichen Gestaden des Meeres öfters zurück und ruhten auf der Gestalt des armen Sclaven am Ruder. Valide war jetzt um einige Jahre älter, die Reize der Jungfrau entfalteten sich und das Auge glühte feuriger als ehedem. Brandenstein hob und senkte mechanisch das Ruder. Im goldenen Schimmer erglänzte das Meer, die Spitzen der Minarets stiegen leuchtend in die ätherblauen, reinen Lüfte und glühende Funken tanzten im leichten Spiel um das schöne Fahrzeug. Valide sah lange dem Spiele der Wellen zu, ihre Hand zerpflückte eine Rose.

Was sinnst du? fragte Fatme, die Sclavin.

Nichts, antwortete die Tochter des Pascha's plötzlich aufsehend.

Die Sterne leuchteten am nächtlichen Himmel; Brandenstein träumte, auf das harte Lager gestreckt, von den stillen Thälern der Heimath, den waldigen Gründen, wo er oft den Hirsch gejagt, von festlichen Sälen, in denen fröhliche Paare sich schwingen. Und freundliche Gestalten umgaben ihn, die ach! umsonst die Arme nach ihm ausbreiteten, ihn liebend zu empfangen. Um sein Ohr klang der süße Laut der heimischen Sprache — doch, was war das? Ein Geräusch, die

Thüre ging auf, eine verhüllte Gestalt schlich herein. Brandenstein fuhr empör.
Wer bist du? was willst du . . .

St! küßerte die nächtliche Gestalt, höre und schweige!

Brandenstein strengte sein Auge an, die Sprechende zu erkennen; es war ein Weib.

Wer bist du? wiederholte er leise.

Ich bin Fatme, meine Herrin schickt mich zu dir.

Wer? Valide? — rief Brandenstein erstaunt.

Ja, folge mir, versetzte die Sclavin.

Brandenstein war auf das Höchste überrascht. Was konnte die junge Türkin bewegen, ihn zu sich rufen zu lassen, ihn den Sclaven, jetzt zu dieser nächtlichen Stunde?

Was will deine Herrin von mir? fragte er rasch.

Du wirst es erfahren, entgegnete die Sclavin.

Nein, ich darf dir nicht folgen, erwiederte Brandenstein sich besinnend; ich büß' es mit dem Leben, wenn man mich entdeckt.

Du bist sicher . . .

Auch Valide setzt sich der größten Gefahr aus.

Bist du so muthlos, entgegnete Fatme, da doch meine Herrin dich für den kühnsten Mann hält?

Gut, rief Brandenstein entschlossen, ich gehe mit.

Er warf seine Kleider über, Fatme schritt vorsichtig spähend voraus, Brandenstein folgte ihr behutsam nach. Ueber mehrere Treppen und Gänge gelangte man in einen Theil des Hauses, welchen der Gefangene bisher noch nie betreten hatte. Endlich erreichte man ein Zimmer, welches nach der Gartenseite hin lag; es war matt von einer silbernen Lampe erleuchtet. Auf einem Divan ruhte in; voller Kleidung, den Schleier vor dem Gesicht, die junge Morgenländerin, Valide, die Tochter des Pascha's. Sie winkte dem Eintretenden sich neben ihr niederzulassen: die Sclavin zog sich in den Hintergrund des Gemaches zurück.

Ein seltsames Gefühl beschlich Brandenstein, als er sich in dunkler Stille der Nacht, beim Dämmerlicht der Lampe, allein der jungen Türkin gegenüber befand, deren herrliche Gestalt sich weich in die seidnen Kissen des Divans schmiegte. Ein Schauer, wie er ihn noch nie empfunden, überrieselte ihn; er athmete den süßen Wohlgeruch, der das Zimmer erfüllte und heißer wallte sein Blut. Er küßte, wie ihm die Wangen glühten und doch konnte er den Blick nicht abwenden von der wundervollen Erscheinung des reizenden jungen Mädchens.

Ich habe dich etwas zu fragen, begann Valide; du kennst den Renegaten Mustapha?

Ja, wir waren vor vielen Jahren Beide am Hofe des Königs von Frankreich.

War er damals dein Freund?

Nein, wie er es bis heute nicht ist.

Er war die Ursache, erwiederte Valide, daß dir mein Vater einst die Bastonnade geben ließ. Ich sah es, fuhr sie mit erregter Stimme fort, Fatme zeigte mir's — ich war damals noch ein Kind, aber du hast mich gedauert. Du hast viel gelitten, setzte sie hinzu.

Es geht mir jetzt gut, erwiederte Brandenstein.

Ich bat, fuhr Valide fort, später meinen Vater, deine Lage zu erleichtern und er erlaubte dir, täglich spazieren zu gehen.

Also dein Mitleid, rief Brandenstein ergriffen, danke ich die Erleichterung meines traurigen Looses?

Mein Vater hat mich sehr lieb, nahm Valide wieder das Wort, er schlug es mir nicht ab, als ich für dich bat. Sassest du am Ruder, so stumm und traurig und wir fuhren hinaus auf das leuchtende Meer, so machtest du mich auch traurig; dein Auge ist mild und gut, du armer Mann.

Hans war tief gerührt von dem so natürlichen Ton eines ächt menschlichen

Mitgefühl; er sah Balide innig an und dankte ihr in überströmender Empfindung seines Herzens.

Erinnerst du dich noch jenes Abends, fuhr die junge Türkin fort, wo mein Vater dich aufforderte, mit nach Persien zu gehen? Ich hätte es gerne gesehen, wenn du geblieben wärest und ich habe oft an dich gedacht während deiner Abwesenheit . . .

Du bist gut, sehr gut! fiel Brandenstein ein.

Ich fürchtete, du würdest nicht wieder zurückkehren. Als du aber kamst und mein Vater erzählte, du habest wie ein Löwe gekämpft, ein Schrecken der Feinde und ein Schutz der Unsrigen, da hätte ich dir gerne gesagt, wie ich mich freute; ich habe in der Stille der Nacht an dich gedacht.

Du überschätzt meine Tapferkeit . . .

Nicht aber deine Großmuth, fiel Balide lebhaft ein. Du hast Mustapha, deinen Feind, als du ihn in Gefahr sahst, gerettet; du vegarest in diesem Augenblick, was er dir Uebels gethan.

So gebietet uns, sagte Brandenstein, unsere Religion.

Und du hast ein Herz, erwiederte Balide, edel genug, ihre Gebote zu erfüllen. Wohl muß deine Religion gut sein, da du so Vieles um ihretwillen gebuldet und sie doch nicht verlassen hast.

Es ist die Religion, welche Liebe für das größte Gebot erklärt und keinen Gott des Hasses kennt, entgegnete Brandenstein mit Wärme.

Sie ist mir nicht fremd, antwortete Balide; Fatme erzählte mir Vieles von dem Stifter Eures Glaubens, der gleich Muhamed ein großer Prophet ist. Fatme, setzte sie hinzu, stammt aus Italien und ist eine Christin.

So hat auch sie ein trauriges Geschick gehabt, erwiederte Brandenstein und warf einen theilnehmenden Blick auf das Mädchen, welches, den Kopf in ihren Händen verbergend, leise schluchzte.

Du sollst ihr Schicksal sogleich vernehmen, versetzte Balide. Aber sage mir, fuhr sie mit erhobener Stimme fort, wie ist es möglich, daß, da Eure Religion so trefflich ist, auch schändlich boshafte Menschen ihr angehören?

Die Religion ist gut, erklärte Brandenstein; du darfst sie nicht nach ihren Bekennern beurtheilen.

Balide blickte sinnend vor sich hin. Du hast recht, sagte sie nach einer Weile, nicht nach den Schlechten unter ihren Bekennern darf man über sie urtheilen. Die Lehren Muhameds sind auch gut, aber sie werden von Wenigen befolgt.

So ist es, versetzte Brandenstein, das wahre Bekenntniß ist die That.

Darum konntest du, erwiederte Balide, durch keine Gewalt dahin gebracht werden, deine Religion zu verläugnen, während sie der Schlechte wie ein Kleid wechselt. Auch dies also spricht gegen Mustapha, denn dieser ist der Schändliche, den ich meine

Beurtheile, warf Brandenstein ein, ihn nicht so hart wegen dessen, was er an mir gethan.

O, fiel Balide rasch ein, er hat mehr gethan, als das. Du kennst wahrscheinlich die Umstände nicht, unter denen er hierher gekommen ist?

Mein Erstaunen war groß, antwortete Brandenstein, als ich ihn hier traf, allein Niemand gab mir Auskunft, welches Schicksal ihn hierher verschlug und auf welche Weise er zu solcher Würde bei Euch emporgestiegen ist.

Du sollst es hören, erwiederte Balide, aber zuvor will ich dir etwas Anderes mittheilen. Mustapha wirbt um meine Hand.

Und du? — fragte Hans erstaunt und erwartungsvoll.

Ich war verblendet, entgegnete Balide; sein freundliches, gewandtes Benehmen hatte mich getäuscht, bis ich heute Schreckliches hörte.

Und wie? von wem?

Von Fatme.

Die Sclavin stand rasch auf und entfernte sich.

Sie ist, fuhr Valide fort, die Tochter eines edlen Bürgers von Genua. Als die Franken diese Stadt einnahmen, lernte Mustapha Fatme kennen. Ihre große Schönheit fesselte ihn, er bewarb sich um ihre Gunst, sie aber konnte den Feind ihres Vaterlandes nicht lieben. Mustapha gab seinen Zweck keineswegs auf. Was er nicht hoffen durfte durch Güte zu erlangen, das beschloß er mit Gewalt zu erzwingen. Mit einigen Helfershelfern überfiel er Beatrice, so heißt sie mit ihrem christlichen Namen, auf einem Spaziergange, schleppte sie mit sich fort und brachte die Wehrlose auf ein Schiff, welches gerade nach Frankreich segelte. Er gab sich Mühe die Jammernde zu trösten, aber sie verabscheute ihn nur um so heftiger. Nachdem die Fahrt kaum einige Tage gedauert hatte, wurde das Schiff von einem türkischen genommen; die auf demselben befindlichen Personen wurden hierher als Sclaven zu Markte gebracht. Fatme kam in unser Haus, Mustapha wurde von dem Groß-Bezir gekauft. Er lernte bald die türkische Sprache, schwur seinen Glauben ab und wußte sich bei seinem Herrn in Gunst zu setzen. Dieser gebrauchte ihn als Dolmetscher bei den Verhandlungen mit dem Gesandten des Königs von Frankreich und hatte dabei Gelegenheit die Gewandtheit und Klugheit des Renegaten kennen zu lernen. Er hob den Sclaven aus dem Staub und beförderte ihn bis zum Pascha.

Valide schwieg. Wie inhaltreich war diese kurze Erzählung, sie offenbarte ganz den verwerflichen Charakter des Renegaten; Brandenstein vernahm sie mit gerechtem Abscheu.

Und dennoch, erwiederte er, als die Tochter Ali's geendigt hatte, dennoch konntest du dich täuschen lassen, da du Alles das wußtest; warnte dich die unglückliche Beatrice nicht?

Sie hat mir, antwortete Valide, ihre Geschichte schon früher und, da sie mich sehr ergriff, auf meinen Wunsch mehr als einmal erzählt; den Namen des schändlichen Räubers aber verschwieg sie bis heute.

Warum das? äußerte Brandenstein.

Ich weiß es nicht, versetzte Valide; Mustapha kam öfters in unser Haus, aber sie verrieth durch Nichts, daß sie ihn kenne. Erst als sie diesen Abend von mir erfuhr, daß ich bereit war, das Weib Mustapha's zu werden, da löste sich ihre Zunge und sie bekannte mir Alles.

Was gedenkst du nun zu thun?

Ich werde meinem Vater die Sache mittheilen.

Und in welcher Absicht liegest du mich rufen?

Fatme hat großen Anspruch auf meine Dankbarkeit, erwiederte Valide. Ihr einziger Wunsch ist, wieder in ihr Vaterland zurückzukehren und so ungern ich sie von mir lasse, ich habe es ihr heute versprochen, von ihren Bitten und Thränen gerührt. Sie soll die Freiheit haben.

Und ich? — fragte Brandenstein einen Seufzer unterdrückend, was kann ich dabei thun?

Mein Vater, entgegnete Valide, wird schwerlich dazu einwilligen, daher ist es am besten zu schweigen, um seinen Argwohn nicht zu erwecken. Fatme muß heimlich entfliehen, und dazu sollst du behülflich sein.

Ich? — bemerkte Brandenstein, ich, der ich selbst ein Gefangener bin?

Ich will dir beistehen, erklärte Valide, damit du die Sache ausführen kannst; ich gebe dir Geld und was du bedarfst.

Ein Strahl der Freude flog über das Gesicht Brandensteins; so nahte doch vielleicht endlich der Tag der Erlösung auch für ihn. Mit Fatme zugleich zu entfliehen, das war der Gedanke, der seine Seele erfaßte.

Valide schien in sein Inneres zu blicken; sie sah ihn erst an. Du mußt mir versprechen, sagte sie in einem Tone, der fast wie eine Bitte klang, daß du... Sie stockte.

Was? fragte Brandenstein.

Daß du hier bleibst.

Brandenstein war betroffen; er konnte auf dieses Ansinnen der jungen Türkin nicht eingehen. Warum gönnte sie nicht auch ihm die Freiheit? Ja, konnte sie nur im Ernste glauben, daß er die Gelegenheit der Flucht Fatme's nicht für sich selbst benutzen werde? Und wiederum sollte er sich verstellen und die täuschen, welche ihm so viel Freundlichkeit und Theilnahme bewiesen hatte? Sollte er das Versprechen leisten mit der Absicht, es nicht zu erfüllen? Oder sollte er dann sein Wort halten und selbst auf seine Freiheit verzichten?

Die Antwort wird dir schwer? sagte Valide mit weicher Stimme, den Kampf in der Seele des Gefangenen gewährend.

Soll, rief Brandenstein stürmisch, nicht auch ich die Heimath wiedersehen? Soll ich als Slave sterben?

Die junge Türkin sah ihn traurig an. — Wenn du willst, du kannst gehen. Es lag ein so eigenthümlicher Ton in diesen Worten, daß sie in der Seele Brandensteins tief wiederklangen. Er ergriff die Hand Valide's; seine Stimme bebte. Gönne auch mir das Glück . . .

Sie zog schweigend ihre Hand aus der seinigen; er fühlte ein leises Zittern derselben.

Zürnst du mir? . . .

Nein, nein! murmelte Valide hastig.

Ich will dich nicht täuschen, fuhr Brandenstein erregt fort; dir Nichts versprechen, was ich nicht halten kann. Auch wird deines Vaters Zorn nicht größer sein, ob er einen oder zwei seiner Sklaven verliert . . .

Wir werden ein anderes Mal davon sprechen, sagte Valide nach kurzem Schweigen und deutete durch eine Bewegung der Hand dem Sklaven seine Entlassung an.

Fatme führte denselben durch die Frauengemächer bis dahin zurück, wo er selbst mit den Räumlichkeiten des Hauses vertraut war. Lange schritt Brandenstein noch, bewegt von dem, was er eben erlebt, durch sein kleines, vom Mondlicht dämmernd erhelltes Gemach. Wie die Nebel sich senken, heben, sich wieder theilen und ein Streifen glänzenden Lichtes hindurch bricht, so wogte es auf und ab in seiner Seele von Sorge, Furcht und Hoffnung, von süßer Ahnung und stiller Trauer. Aus dem Durcheinander seiner Gefühle aber stieg immer klarer ein holdes Bild heraus, eine milde Lichtgestalt und schwebte von den Wellen des Aethers getragen hoch über dem Haupte des Träumenden.

In einem kleinen Rachen fuhren drei Personen an den Ufern des Bosphorus hin. Es waren Valide mit ihrer Dienerin, Brandenstein führte das Ruder.

Er ist sehr erzürnt, sagte die junge Türkin.

Sein Stolz ist beleidigt, nichts weiter, entgegnete Brandenstein.

Zerstört sind, fuhr Valide fort, die Berechnungen seines Ehrgeizes. Diese Verbindung sollte ihm eine Stütze seiner Stellung werden, als Schwiegersohn Ali's durfte er hoffen, sich höher zu erheben. Ich fürchte aber, sein Sturz ist nahe.

Du fürchtest es? . . .

Er hat eine geheime Verbindung mit dem Gesandten Frankreichs gehabt; diese hat den Argwohn des Wessirs erregt.

Ist dies so strafbar?

Er mag auf seiner Huth sein, denn hier, wie du weißt, gilt ein Kopf wenig. Zumal der eines Renegaten, bemerkte Fatme.

Brandenstein sah die Italienerin an; in seinen Blicken lag ein Tadel.

Ich meine nicht, daß ich seinen Tod wünsche, verbesserte sich Fatme; aber Gott wird ihn strafen.

Gott, entgegnete Brandenstein, ist ein Gott der Liebe.

Wir wollen, sagte Valide, nicht mehr von Mustapha reden. Lege dein

Ruder bei Seite, wendete sie sich an Brandenstein, lasse uns von den Wellen treiben . . .

Und schweigend, fiel dieser ein, die Schönheit des Meeres genießen.

Nein, versetzte Valide, wir wollen plaudern. Die Wellen rauschen auch, und die Lüfte flüstern mit den Blumen des Ufers, durch die Zweige lispelt's und aus den Gebüsch'n tönt der Gesang der Vögel.

Du hast recht, sagte Brandenstein lächelnd, wir allein wollen nicht stumm sein. Es war ein vortrefflicher Gedanke, nicht wahr? rief Valide lebhaft, daß ich diesen kleinen Rachen zu unseren Spazierfahrten auserjah. Hier sind wir allein und Niemand belauscht uns.

Und wir können von unseren Plänen reden, erwiderte Brandenstein, die wir doch endlich in's Werk setzen müssen.

Davon sprich nicht, heute nicht! rief Valide halb im Befehl, halb im Scherz. Fatme möchte, entgegnete Brandenstein, über unser Zögern ungeduldig werden. Nächstes Jahr, erwiderte Valide, dürft ihr ziehen; eher lasse ich euch nicht fort.

Warum nicht? sagte Brandenstein mit leisem Verdruss.

Ich will nicht, antwortete die junge Türkin mit scherzender Anmuth; ich bin um euch besorgt. Es naht der Herbst und ihr dürftet auf der Fahrt ein Unglück haben.

Dich reut dein Versprechen, entgegnete Brandenstein im Tone des Vorwurfs. Du darfst gehen, fuhr Valide leicht und tändelnd fort, aber Fatme habe ich so lieb; glaube mir, es wird mir schwer, mich von ihr zu trennen.

Du treibst deinen Spott mit mir . . .

Ich weiß nicht, ob ich ohne Fatme leben kann.

Du bist grausam.

Und du haffest mich vielleicht?

Nein, erwiderte Brandenstein zögernd, wie könnte ich dich hassen?

Du bist ein Christ, sagte Valide plötzlich ernst.

Das Christenthum gebietet Liebe . . .

Aber nicht gegen eine Moslimin, ihr Christen haßt uns; sie betonte das Wort.

Gott ist mein Zeuge, rief Brandenstein, daß ich in meinem Herzen Nichts von diesem Haß finde.

Die junge Türkin antwortete nicht; sie blickte vor sich hin in die Wellen und sprach während der ganzen Fahrt nichts mehr. Sie stieg aus und entfernte sich, ohne auf ihre Sclavin zu warten.

Deine Herrin ist heute voll Launen, flüsterte Brandenstein dieser zu.

Thor, erwiderte Fatme lachend, siehst du denn nicht, daß sie dich liebt?

Brandenstein blickte die Sclavin starr an, die ihre Gebieterin einzuholen eilte.

Sie liebt dich? — wiederholte Brandenstein, von diesen Worten wie von einem Blitz getroffen. Dich, den Gefangenen? Unmöglich! Und doch schlug ihm das Herz bang und heftig. Valide! murmelte er, von dem Klange dieses Namens süß berauscht. Aber eben so schnell verfinsterte sich seine Miene. Thöricht, sprach er dumpf, ist deine Freude! Diese Liebe bringt dir kein Glück.

Immer von Neuem durchheilten seine Gedanken die Zeit seines Zusammenseins mit Valide, vom ersten Augenblick an bis heute. Er vergegenwärtigte sich jedes ihrer Worte, jede ihrer Mienen und Bewegungen. Wie konntest du so blind sein! rief er, sich vor die Stirne schlagend; vermochtest du nicht, Mitleid von Liebe zu unterscheiden? Berührte dich nicht oft wunderbar der weiche Ton ihrer Stimme? Sahst du nicht ihr Auge dunkler glühen, wenn sie mit dir sprach? O, nun erkläre ich mir, fuhr er fort, warum sie mich zurückhält, nun ist mir Alles klar. So nahe der Erfüllung, wird mir die Hoffnung der Rückkehr vernichtet, und das erste Wort, welches ihr Vater erfährt, ist mein Tod.

Brandenstein war sich bewusst, daß er nicht freventlich diese Reigung in der

Brust der Tochter des Pascha's gewekt, aber was sollte nun geschehen? Diese Leidenschaft, das war ihm klar, ikonnte nur zum Verderben führen; was sollte er dagegen thun?

Einige Wochen vergingen, von den gewohnten Spazierfahrten war keine Rede. Er sah Balide während dieser ganzen Zeit nicht. Da eines Abends kam Fatme und beschied ihn zu ihrer jungen Herrin; sie führte ihn in dasselbe Zimmer, wo er Balide das erste Mal gesprochen. Sie empfing ihn stumm.

Ich will, sagte sie nach einer Weile mit zitternder Stimme, ein Wort mit dir reden.

Brandenstein gewahrte mit Bestürzung die außergewöhnliche Erregung Baliden's.

Ich sah dich, fuhr diese bebend fort, ich hörte deine Stimme, ich blickte in dein Auge — frage nicht, wie es kam, mein Herz liebt dich. Fatme hat dir's gesagt.

Aber Balide! — rief Brandenstein.

Unterbrich mich nicht, fiel diese rasch ein. Ich habe dir gesagt, daß ich dich liebe; ich will nur Eins wissen, ob du mich wieder liebst? . . .

Balide, ich der Slave?

Daß du ein Slave bist, wußte ich; ich sah aber auch, daß du ein edler Mann bist.

Ich darf dich nicht unglücklich machen . . .

Sprich nur ein Wort, ob du mich liebst oder nicht? — Balide hielt inne. Du zögert. Wohlان, wenn dich das bedenklich macht, fuhr sie fort, und schlug den Schleier zurück . . .

Dies war das erste Mal, daß sich die junge Türkin Brandenstein entschleiert zeigte. Geblendet von dem Glanze der Schönheit, die sich ihm jetzt entfüllte, vermochte der Gefangene kein Wort zu sprechen. Himmlisch mild waren diese Züge, frischer Schimmer der Jugend lag auf den Wangen und das große, schöne, dunkle Auge redete eine Sprache, mächtiger als alle Worte. Brandenstein erfaßte plötzlich die Hand des Mädchens und stammelte entzückt ihren Namen.

Die junge Türkin schwieg.

Balide, ich liebe dich! rief Brandenstein glühend.

Freude verklärte die schönen Züge Balide's; sie ließ ihre Hand in der des geliebten Mannes ruhen. Du hast mir das Leben wiedergegeben, flüsterte sie glücklich lächelnd, und zog ihn nieder an ihre Seite.

So saßen Beide neben einander, alles Andere um sich vergessend.

Aber die Wirklichkeit gestattete nicht, daß wir uns mit unseren Gefühlen allzulange und allzuweit von ihr und diesen niederen irdischen Räumen entfernen, und als Mahnerin daran trat Fatme auf. Es wird Zeit, daß ihr euch trennt, unterbrach sie, freilich viel zu bald, die Liebenden, welche bei Blick, Wort und Kuß auf den Flug der Stunden nicht geachtet hatten.

Wo waren nun die guten Vorsätze? Brandenstein hatte sich selbst gestanden, diese Liebe könne ihm kein Glück bringen, und in dem Augenblicke der Entscheidung, hatte er da nur im Mindesten daran gedacht, daß Er, ein armer heimathloser Slave, daß Balide die Tochter eines vornehmen, stolzen Mannes sei? Daß die Religion, daß die weiteste Kluft irdischer Verhältnisse sie von einander trenne? Und dachte er jetzt daran? — Nein, er fühlte sich glücklich und im Gefühle dieses Glückes bedurfte er weiter nichts.

Doch gab es so Manches zwischen ihm und der Geliebten zu erörtern; auf einen der schwierigsten Punkte kam Balide zuerst zu sprechen. Was wird, sagte sie eines Tages schüchtern, in der Zukunft mit uns werden?

Darüber, versetzte Brandenstein, hatte ich mir schon einige Male vorgenommen, mit dir zu sprechen.

Möchtest du nicht auch, daß ich dein Weib werde?

Ja, Balide, du ganz mein!

Du haffest die Moslimin nicht? fuhr die junge Türkin schaltend fort; also hast du auch wohl deine Abneigung gegen ihren Glauben überwunden? Brandenstein veränderte etwas die Farbe. Welches sind deine Gedanken, Geliebte? fragte er zärtlich.

Nimm den Glauben meines Volkes an . . .

Du antwortest nicht? — fuhr Valide fort, als Brandenstein schwieg.

Sage mir, warum du das willst? entgegnete dieser hastig.

Es ist der einzige Weg, antwortete Valide, welcher dir die Freiheit, Ehre und Würde und dadurch die Einwilligung meines Vaters verschafft, daß er dir seine Tochter vermählt.

Nein, sagte Brandenstein, und kein Wort weiter, aber seine Brust war beklommen.

Ist deine Religion stärker als deine Liebe? fragte Valide mit einem glühenden, zärtlichen Blick.

Es gibt nur ein Mittel zu unserer Vereinigung, entgegnete Brandenstein; — du stiehst mit mir.

Das einzige Mittel nennst du das? sagte Valide erschreckend.

Dein Vater, täusche dich nicht, erwiederte Brandenstein, wird nie in unsere Vermählung willigen; entfliehst du mit mir, so trennt uns Nichts mehr.

Du scheuest dich, mir ein Opfer zu bringen . . .

In der Ferne, rief Brandenstein stürmisch, winkt uns das Glück! Dort gebe ich dir Heimath, Eltern und Vaterland zurück; komm', folge mir!

Den Vater soll ich verlassen, dieses Haus . . .

Könnt uns das Schicksal anders die Erfüllung unserer Wünsche?

Mein Vater liebt mich, er würde in Zorn und Gram vergehen . . .

Auch mich erwarten daheim Eltern und Freunde. Valide! um beinetwillen wollte ich auf das Wiedersehen verzichten; um nur in deiner Nähe zu sein, wollte ich ewig das Loos des Slaven tragen, Alles kann ich — nur Eins . . .

Alles könnt ihr, nur das nicht, was man euch bittet.

Valide, sagte Brandenstein tonlos, Valide, was thust du mir?

Ach, ich glaubte, seufzte die junge Türkin, deine Liebe wäre Alles für mich zu thun bereit.

Nur nicht, das Heiligste zu verläugnen; das nicht, auch nicht um das Paradies der Liebe!

Valide sank tödtlich getroffen zurück. Ihre Blicke waren starr auf Brandenstein gerichtet, ihre Brust arbeitete krampfhaft. Du gibst, stöhnte sie, deine Liebe auf!? — Plötzlich raffte sie sich empor, schlang ihre Arme um den Geliebten, die Thränen strömten aus ihren Augen und mit stehender Stimme rief sie: Deine arme Valide, ach! verlasse nicht!

Brandenstein zog die jammernde, holde Geliebte an seine Brust, er fühlte die ängstlich klopfenden Schläge ihres Herzens, ihr blaßes Antlitz durchzuckte der Schmerz, aber das Auge hing an ihm mit unsäglichlicher Liebe.

Hingerissen von der Zärtlichkeit Valide's, berauscht von der Gluth ihrer Leidenschaft kämpfte Hans einen furchtbaren Kampf. Schon schwebte dem seiner Sinne kaum Mächtigen das verhängnißvolle Wort auf den Lippen, schon wollte er der Geliebten zurufen, daß er für sie seine Seligkeit selbst — da erschraak er, seine Seligkeit hingebe? Nein!!

Valide, rief er im Tone des tiefsten Schmerzes, ich verlasse dich nicht; aber treu wie meiner Liebe, bleibe ich treu meinem Glauben!

Valide trat einen Schritt zurück, geisterhaft glänzte ihr Auge, ein Schauer durchbebt ihren Körper. Dann muß ich dir folgen! rief sie, und warf sich stürmisch an den Hals des Geliebten. Brandenstein hatte Valide in dieser Stunde zum zweiten Male gewonnen und für immer; sie hatte ganz sich ihm hingegeben in reinster, höchster, aufopfernder Liebe.

Jetzt erst genoss Brandenstein ein volles Glück. Es wurde durch die Sorge für die Zukunft verdoppelt; man verabredete Pläne zur Flucht, zog alle Umstände sorgfältig in Erwägung, traf mancherlei Vorbereitungen und freute sich, allmählig viele der Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Endlich, als Alles zur Ausführung bereit war, wurde der Tag festgesetzt, an welchem man das Schiff besteigen wollte. Brandenstein hatte nämlich den Kapitän eines im Hafen liegenden griechischen Schiffes gewonnen, der sie an einem bestimmten Tage oder vielmehr während der Nacht desselben an Bord nehmen und dann sogleich die Anker lichten sollte. Balide hatte ihr Gold und ihre Juwelen zusammengepackt und harrte bereits mit Fatme, als Brandenstein das verabredete Zeichen gab. Vorsichtig verließen die Drei das Haus. Die Nacht war klar und still, man vernahm das Rauschen des Meeres, als man durch die Gebüsche des Gartens schritt und durch eine Hintertür in's Freie gelangte. Das Thürchen schlug mit einem dumpfen Geräusch hinter den Fliehenden zu. Balide erbebte. Sie stand still und sah zurück; hinter den Bäumen zeigten sich dunkel die Umrisse des Hauses. Brandenstein drängte zur Eile. Dort schimmert ein Licht! rief Balide mit einem leisen Schrei.

Es ist Nichts, flüsterte Brandenstein, du täuschest dich.

Unter den Bäumen bewegt sich ein Schatten! . . .

Es ist nur deine Aufregung, erwiderte Brandenstein; komm', komm', jögre nicht!

Ich kann nicht weiter . . .

Um des Himmels willen!

Ich kann nicht.

Sei stark, nur jetzt! rief Brandenstein in Verweissung.

Mein Vater! schluchzte Balide in einem Tone, in welchem die ganze Größe ihres Schmerzes lag, und der ihre beiden Begleiter bis in das Innerste erschütterte. Das war ihr Abschied. Sie drohte umzusinken; Brandenstein erfaßte sie und trug sie auf seinen Armen fort, fort durch enge Gäßchen, Straßen und Gärten bis an das Gestade des Meeres. Dort lag ein Boot bereit, eine dunkle Gestalt erhob sich, die Flüchtlinge stiegen ein, das Ruder schlug in das Wasser und nach wenig Minuten war man an Bord des Schiffes. Die Anker wurden aufgewunden, die Segel entfalteten sich, blähten sich schnellend; und der Rutter schnitt Anfangs langsam, dann schneller, endlich pfeilgeschwind durch die schäumenden Wogen. Am Morgen lag die Hauptstadt des osmanischen Reiches, das prächtige Stambul, weit, weit zurück.

An herrlichen Gestaden vorüber, vorbei an blühenden Eilanden segelte das Schiff dahin durch die sonnenbeglänzten Fluthen. Balide war traurig; ihr feuchtes Auge achtete wenig auf die Schönheit der Fahrt, aber desto inniger hing es an dem Geliebten. An ihn schmiegte sie sich an, ihn ließ sie nicht von sich; nur er vermochte sie zu trösten. Endlich kehrte auch wieder das Lächeln auf ihre lieblichen Wangen zurück, ihr Auge wurde heiter, die Lippen gesprächig. So landete man im Hafen von Corinth.

Den Capitän hielten seine Geschäfte einige Zeit auf. Brandenstein stieg mit Balide an's Land, sie wandelten am Ufer auf und ab, sie gingen durch die Stadt. Aber wer hätte die Beiden wieder erkannt? Brandenstein trug griechische Kleidung, Jebermann würde ihn für einen jungen, stattlichen Kaufherrn gehalten haben; als Soldat galt er auch auf dem Schiffe. Balide hatte sich gleichfalls in eine Griechin verwandelt und sie sah in dieser geschmackvollen Tracht noch weit schöner.

Eines Morgens spazierten auch Beide am Hafen und sahen dem bunten Treiben daselbst zu. Ein türkisches Kriegsschiff legte sich nicht weit von dem griechischen Rutter vor Anker; nach einer Weile stieß ein Boot ab, in welchem sich der Befehlshaber an's Land begab. Das Boot blieb liegen, um dessen Rückkunft abzuwarten und die Ruderknechte, von einem Soldaten beaufsichtigt,

streckten sich auf ihre Bänke. Mancher von ihnen warf sehnsüchtige Blicke nach der Menge, welche frei und ungehindert am Ufer sich bewegte; einige auch streckten ihre Hände aus, um von den Vorübergehenden Almosen zu erbitten. Als Brandenstein mit Valide in der Nähe des Bootes vorbeiging, erhob sich Einer der Kuberknechte und streckte die Hand aus, als begehre er ein Geschenk. Brandenstein fuhr leise zusammen, denn er wurde französisch angesprochen, auch war ihm die Stimme nur zu wohl bekannt. Hilf mir, waren die halblaut geflüsterten Worte, daß ich entkomme!

Wenn es möglich ist, versetzte Brandenstein kurz, reichte dem Kuberknecht eine Gabe und ging scheinbar gleichgültig weiter. Aber Valide war seine Aufregung nicht entgangen. Was ist dir? fragte sie.

Gast du, erwiderte Brandenstein, den Kuberknecht nicht erkannt, vor welchem ich eben um ein Geschenk angesprochen wurde?

Die Stimme fiel mir auf, entgegnete Valide, doch entsinne ich mich nicht, wer es sein könnte.

Du weißt, daß Mustapha, der Renegat . . .

Ah, er ist's, rief Valide erschrocken, und wir sind verrathen!

Rein, beruhigte Brandenstein die Geliebte, er flehte mein Hülf an.

Und du willst dich der Gefahr aussetzen, ihn in Schutz zu nehmen?

Wenn ich ihm nützlich sein kann . . .

Hat er es um dich verdient?

Valide, entgegnete Brandenstein, ob ich Etwas für ihn thun kann, weiß ich nicht. Hinderlich werde ich ihm auf keinen Fall sein, wenn es ihm gelingt, sich zu befreien.

Ein merkwürdiges Zusammentreffen! — sagte Valide sinnend; jetzt bedarf Er deiner.

Das Schicksal hat ihn rasch wieder von seiner Höhe gestürzt, bemerkte Brandenstein; der argwöhnische Westir entsetzt ihn, wirft ihn in's Gefängniß. Nur auf Verwenden des französischen Gesandten wird ihm das Leben geschenkt, doch muß er zur Strafe auf die Galeren. Welcher Wechsel des Schicksals!

Und auch wir dürfen vorsichtig sein, sagte Valide.

Brandenstein erkannte das Richtige dieser Bemerkung. Er und Valide verließen das Schiff nicht mehr, selbst auf dem Verdeck zeigten sie sich des Tages über nicht; nur beim Sternenschein flogen sie aus der Kajüte herauf, um frische Luft zu schöpfen. Am vierten Tage sollte das Schiff absegeln. Brandenstein hatte in dieser Zeit von dem Renegaten weder etwas wieder gehört, noch gesehen. Nach seiner Gewohnheit ging er auch am Abend vor der Abreise auf das Deck. Ruhig lag das türkische Schiff neben dem Kutter; man konnte von diesem aus gegen den hellen Nachthimmel sogar die Gestalten unterscheiden, welche sich dort hin und her bewegten. Wird, dachte Brandenstein bei sich, auch d'Estrelles unter denselben sein, oder sitzt er an Ketten im finstern Schiffsraum? Wenn er wüßte, daß unser Fahrzeug morgen die Anker lichtet, und uns der Heimath zuträgt, er würde die Hände sehnsüchtig herüberstrecken. Ah, der Raum zwischen uns ist so klein — der Raum, welcher ihn von seiner Freiheit trennt.

Man sage, was man wolle, es ist etwas Schönes um das deutsche Gemüth, den treuherzigen, biedern Sinn, der auch seines Feindes sich erbarmt, im Glücke des Glends Anderer gedenkt. Brandenstein rechnete in diesem Augenblicke d'Estrelles nicht nach, wie feindselig sich dieser ihm oft gezeigt hatte, er wünschte nur dem Hülfbedürftigen beistehen zu können. Aber dazu war keine Aussicht mehr, es war zu spät zur Flucht; gewiß d'Estrelles hatte umsonst sie zu bewerkstelligen versucht.

In diesen Betrachtungen versunken, bemerkte Brandenstein jetzt erst, als ein Blitz durch das Dunkel zuckte, daß ein Gewitter sich nahte. Er führte Valide in die Kajüte, wies Fatme an, bei ihr zu bleiben und kehrte auf das Deck

zurück, um die großartige Naturerscheinung zu beobachten. Das Meer war noch glatt, während sich im Hintergrunde finstere Wolken aufstürzten, deren Massen allerdings nur dann zu erkennen waren, wenn ein Blitz aus ihnen hervorschoß. Bald aber änderte sich der Anblick. Der Sturm erhob sich, die Wellen fingen an sich zu kräuseln und stoßweise gegen das Schiff zu schlagen; der Wind pfliff heulend durch das Tackelwerk. Das Brausen des Meeres und das Brüllen des Sturmes verschlangen den Donner, die Planken des Schiffes zitterten. Brandenstein sah sich genöthigt, das Verdeck zu verlassen.

Balibe hatte ängstlich auf ihn geharrt; es bedurfte seiner ganzen Beredsamkeit, um die Jaghafte zu beruhigen. Doch das Ungewitter dauerte nur kurze Zeit. Brandenstein konnte es sich nicht versagen, noch einmal auf das Deck zu gehen. Durch das düstere Gewölk blinkte schon hie und da ein Stern, aber die See ging noch hohl, weißen Schaum spritzten die Wellen empor, tosend schlug die Brandung gegen das Ufer. Das türkische Schiff lag wie vorher eine dunkle Masse gegenüber, es wurde von den Wogen bald gehoben, bald tauchte es nieder. Täuschte sich Brandenstein oder nicht — was war das? Auf den Wellen zeigte sich ein schwarzer Punkt. Er verschwand, er ward wieder sichtbar, er schien sogar näher zu kommen. Brandenstein strengte sich an, den Gegenstand zu erkennen — es war ein Mensch, nicht anders! ein Mensch, welcher mit den Fluthen kämpfte. Mit ängstlicher Erwartung sah Brandenstein dem Unglücklichen zu; dieser mußte ein gewandter Schwimmer sein, denn er näherte sich sichtbar dem Kutter. Endlich hatte er ihn fast erreicht; es tönte wie ein Hülferuf. Brandenstein ergriff ein Tau und ließ es nieder, der Schwimmende erfaßte es nach einigen vergeblichen Versuchen.

Ja, — es war d'Estrelles. Brandenstein hatte den Flüchtling mit Anstrengung aller Kräfte aus der Tiefe herausgezogen, gerettet stand dieser an Bord; freilich von Wasser triefend, zitternd, todesmatt. Er sank seinem Retter stumm an die Brust.

Dieser Vorgang war nicht unbemerkt geblieben. Der wachhabende Matrose hatte Alles gesehen, er machte Lärm. Mehrere von der Schiffsmannschaft, auch der Capitän kam herzu. Brandenstein nahm diesen bei Seite, setzte ihm kurz das Schicksal des Flüchtlings auseinander und bat ihn, des Unglücklichen sich anzunehmen. Der Capitän machte zwar mannigfache Einwendungen, sprach von der Gefahr, der er sich nicht aussetzen möge, ließ sich aber doch endlich durch das Versprechen einer Summe, welche Brandenstein ihm und seinen Matrosen anbot, zum Schweigen bewegen; er willigte ein, den Renegaten bis zum nächsten Hafen auf dem Schiffe zu behalten.

Am anderen Morgen verließ man Corinth. Nicht wenig erstaunt waren Balibe und Fatme, als sie den Vorkall erfuhren. Die Italienerin schien nicht sehr darüber erfreut; sie würdigte d'Estrelles keines Blickes und wies jeden Gedanken einer Ausöhnung mit ihm zurück. Balibe dagegen billigte die Handlungsweise Brandenstein's und schätzte ihn wegen seines edelmüthigen Herzens um so höher. D'Estrelles aber, von dem Wechsel des Schicksals so hart getroffen, zeigte, daß dasselbe nicht wirkungslos an seinem Innern vorübergegangen war; er suchte auf jede Weise Brandenstein seine Dankbarkeit an den Tag zu legen und sein früher an ihm begangenes Unrecht wieder gut zu machen.

Nach einer schnellen und günstigen Fahrt durch die adriatischen Gewässer landete man in Venedig. Beatrice, oder wie wir sie bisher genannt haben, Fatme, betrat froh und glücklich den heimischen Boden; Brandenstein sorgte dafür, daß sie sicher in ihre Vaterstadt gelangte. Auch von d'Estrelles trennte man sich. Dieser hatte den deutschen Charakter kennen und würdigen gelernt, er begab die größte Achtung vor Brandenstein und schied sehr schwer von seinem freundlichen Wohlthäter.

Von Venedig begab sich das liebende Paar durch Italien und die Schweiz nach Deutschland. Es mühsam und beschwerlich die weite Reise zu Land, so

anziehend war sie für Balde, denn täglich, ja fast stündlich bot sich ihrem Auge Neues, noch nie Gesehenes dar und Brandenstein war genug beschäftigt, seine Begleiterin mit den Eigenthümlichkeiten der Länder bekannt zu machen, welche sie durchkreuzten.

Auf dem alten Edelhofe zu *** sah Alles fast noch wie einst. Es zierten dieselben grünen Vorhänge die Fenster, dieselben Stühle und Tische standen im Zimmer; in der Scheuer dröhnten die Schläge der Drescher, lustig klapperte die Mühle und in den Bäumen des Gartens sangen noch die Vögel ein herbliches Lied. Aber der alte Schlossherr war heimgegangen zu seinen Vätern; die Wittwe desselben hatte sich in die Einsamkeit zurückgezogen und trauerte um den verstorbenen Gemahl, sowie um einen frühverlorenen Sohn. Ja, — nunmehr war er todt, der seit sechs zehn Jahren gänzlich Verschollene. In dieser Uebersetzung hatten auch die Brüder das väterliche Erbe untereinander getheilt und sich in demselben baß eingerichtet. Acker und Wiesen, Jagdgründe und Fischteiche waren nach gehöriger Schätzung und mancherlei Verhandlung in die möglich gleichen Parten geschieden worden, die Wohnung aber hatten beide Brüder gemeinsam im Schlosse, so auch ging die Nutzung der Mühle Beiden zu.

Du, sagte Herr Wipprecht, nachdem er lange den Himmel beobachtet, es wird regnen und das ist gut, denn die Acker sind dürr und das Mahlwerk schlendert.

Ja, versetzte Herr Josiah, es könnte Nichts schaden, wenn's ein Wenig feuchtete.

Seit unser Bruder gegen die Türken ist, fuhr Herr Wipprecht fort, hatten wir keinen so trockenen Sommer wie heuer.

Ich mache mir manchmal Gedanken, sagte Herr Josiah.

Du machst dir Gedanken? erwiderte Herr Wipprecht zweifelhaft.

Wenn nun unser Bruder noch lebte? he!

Der ist längst todt, entgegnete Herr Wipprecht mit voller Bestimmtheit.

Man weiß doch nicht, sagte Herr Josiah und zwinkerte mit dem linken Auge.

Glaube mir, versetzte Herr Wipprecht und machte eine entsprechende Bewegung mit der Hand durch die Luft, gewiß haben ihm die Türken den Kopf abgeschlagen.

Es ist doch gräßlich! seufzte Herr Josiah und trat an das Fenster, denn er hörte Hufschlag und das Rollen eines Wagens vom Hofe heraufschallen.

Was ist's? fragte der Bruder.

Ein Planwägelchen, heraus steigt eine Mannsperson und ein Frauenzimmer, antwortete Herr Josiah. Aber Wipprecht, hob er wieder an . . .

Was willst du?

Herr Josiah schickte sich an ein Wammß anzulegen, denn er war in bloßen Ärmeln. Ich setze nur den Fall, erwiderte er mit unsicherer Stimme; denke dir, wenn unser Bruder plötzlich käme und wir, Wipprecht . . .

Dann wäre er eben da.

Und wir haben ihm kein Erbe . . . ?

Herr Josiah vollendete nicht. Die Thüre ging auf und herein traten zwei Fremde. Ihrer Kleidung nach schienen sie Deutsche und doch hatten sie einen fremdbländischen Anstrich, besonders das Frauenzimmer. Die beiden Brüder betrachteten erstaunt das unbekannte Paar. Ein abenteuernder Ritter mit seiner sauberen Dame, dachte Herr Wipprecht; die betteln sich durch's Land. Sein Willkommen war nicht besonders freundlich.

Ei, sagte Herr Josiah bei sich, das Weibsbild hat Augen wie feurige Kohlen. Höflich erwiderte er den Gruß der Ankömmlinge und als der Fremde um einen Tag Herberge ansprach, antwortete er: bleibt, so lange es Euch beliebt und betrachtet Euch hier als zu Hause.

Vor Jahren schon, hob der Fremde an, weilte ich in diesem Schlosse. Herr Jostah schüttelte den Kopf, als könnte er sich auf die Anwesenheit desselben nicht mehr besinnen.

Ich kenne auch Euren Herrn Vater gut . . .

So, murmelte Herr Wipprecht.

Gott hab' ihn selig, versetzte Herr Jostah betrübt.

Der Fremde erschrock und erblaßte.

Es geht sein Tod Euch nahe, bemerkte Herr Jostah; habt Ihr ihn so gut gekannt?

Das war ein braver Mann, versetzte der Fremde und wendete sein Antlitz zur Seite, als wolle er im Zimmer sich umschauen. Noch Alles wie sonst, fuhr er nach einer Pause fort . . .

Herr Jostah betrachtete den Fremdling aufmerksamer. Wann wart Ihr hier? fragte er.

Ich kam aus Italien, einige Jahre nach der Schlacht von Bavia.

Dort war auch mein Bruder, sagte Herr Jostah lebhaft.

Dann begab ich mich nach Ungarn, machte die Belagerung von Wien mit . . .

Habt Ihr, unterbrach Wipprecht den Fremden, unsern Bruder nicht gekannt?

O ja, aber Ihr würdet ihn jetzt kaum wieder kennen, so hat er sich verändert. Er lebt?! rief Herr Jostah voll Freude. Könnt Ihr uns Nachricht von ihm geben? Wart Ihr etwa selbst in türkischer Sklaverei?

Daher komme ich soeben . . .

Du Herr im Himmel! rief Jostah und breitete die Arme aus, du bist's, unser Bruder!

Weinend und jubelnd lag er an der Brust des Todtgeglaubten und Wiedergefundenen. Herr Wipprecht riß die Augen groß auf und eilte nun auch Hans willkommen zu heißen.

Und meine Mutter! rief dieser, lebt sie noch?

Gütiger Gott, das Glück dich wiederzusehen! stammelte Herr Jostah und wollte fort.

Halt' an! rief Hans dem Bruder zu, sie darf's nicht sogleich erfahren; die große Freude möchte sie tödten.

Valide war bis jetzt stumme Zeugin dieses Wiedersehens gewesen. Herr Wipprecht hatte mehrmals seinen Blick über sie hinstreifen lassen, der so viel sagen wollte, als: aber was soll dieses Frauenzimmer, wo hat er das aufgegriffen?

Sage, wie war es dir nur möglich, rief Jostah, aus den Händen, der verwünschten Türken zu entinnen?

Das Euch jetzt zu erzählen, versetzte Hans von Brandenstein, wäre zu weitläufig. Er trat auf Valide zu, nahm diese bei der Hand und führte sie seinen Brüdern zu. Dieses Mädchen, sagte er, hat mich befreit; sie ist meine Braut und bald mein liebes Gemahl.

Herr Jostah erlaubte sich, der schönen, künftigen Schwägerin mit den schwarzen, glühenden Augen durch einen herzhaften Kuß sein besonderes Wohlgefallen kund zu thun; Herr Wipprecht von Brandenstein dankte ihr höflich mit vielen Worten für den Dienst, welchen sie seinem Bruder geleistet.

Endlich dachte man daran für die Bequemlichkeit der Ankömmlinge zu sorgen, die nach den Strapazen ihrer Reise es sehr nöthig hatten, sich etwas zu erholen. Unermüdet war besonders Herr Jostah für seine lieben Gäste alles Mögliche herbeizuschaffen.

Es folgten nun glückliche Stunden, in denen die Wiedervereinigten Tausenderlei zu fragen, zu antworten und sich Bergangenes mitzutheilen hatten. Die schönste Stunde aber war die, als Hans nach sechszehnjähriger Trennung wieder in das treue, liebe, gute Mutterauge blickte und das von Trauer gesurhte Antlitz heiter lächeln sah. Freudig schloß die betagte Frau ihren Sohn und Valide an ihr Herz.

Die beiden Liebenden wurden bald darauf, nachdem die junge Türkin förmlich zum Christenthum übergetreten war, zum glücklichen Bunde vermählt und in der Kirche des Ortes durch Priesterhand getraut. Die Hochzeit war fröhlich und glänzend, denn Hans konnte schon Etwas aufgehen lassen; er hatte den Brüdern sein Erbtheil, weniger gern von Wipprecht, mit größter Bereitwilligkeit von Josiah, zurückgehalten. Nur mit Einem Umstand wollte sich's nicht schicken, — daß väterliche Schloß hatte nicht Raum für drei Familien.

Von dem Edelhofe nach dem Thale zu, jenseits des Flüsschens, auf grüner Wiese, steigt ein seltsames Gebäude auf. Starke Mauern senken sich in den Grund, feste Gewölbe strecken sich zum Schluß. Was für ein Haus soll das werden? Nur einzeln sind die Fenster, vielfach gebrochen die Ecken, zahlreiche Giebel thürmen sich auf. Um das Haus zieht sich im Viereck ein Graben, eine Zugbrücke führt über denselben. Ueber der niedrigen Thüre ist in die Wand eine schwarze Marmortafel mit einer Inschrift eingelegt, an den vier Seiten des Gebäudes steht mit großen Buchstaben das Wort GALATA.

In diesem Hause wohnt Herr Hans von Brandenstein mit seiner jungen Gemahlin; er hat es zum Andenken an seine türkische Gefangenschaft erbaut. Das besagt die Inschrift auf der Marmortafel. Auch ist in demselben das unterirdische Gefängniß nachgebildet, in dem er so lange Jahre krank und elend schmachtete, und ein steinernes Kreuz, eine Viertelstunde entfernt an der Landstraße stehend, von vielen Namen bedeckt, welche Wanderer, unter ihm ruhend und seine Bedeutung wohl nicht ahnend, in den Stein gegraben, auch dieses Kreuz hat er setzen lassen; es bezeichnet die Entfernung, welche er während seiner Haft in Begleitung des Janitscharen spazieren gehen durfte.

Die Erinnerung an das Schicksal des Herrn Hans von Brandenstein lebt im Volksmunde fort, und so wie er nach seiner Rückkehr schlechthin der Türke hieß, so wird das von ihm erbaute Haus noch heute der „Türkenhof“ genannt.

Aus der Heimfahrt an Bord des englischen Transportschiffes „Pomona“

von E. Heusinger.

Eng eingestaut wie Waarenballen auf einem Ostindienfahrer, befanden wir uns, fünfhundert Mann, unberittene Dragoner, Fußvolk und Artillerie, an Bord des königlichen Transportschiffes „Pomona“, auf der Rückkehr aus dem Mittelmeere nach England. Heiß brannte die Sonne auf unsere Köpfe nieder. Windstillen, denen heftige Stürme folgten, auf die wir in der schönen Jahreszeit nicht gefaßt waren, verlängerten die Reise wider Erwarten so, daß die von uns eingekauften frischen Lebensmittel zu früh auf die Reize gingen, und Salzfleisch und keinhardter Schiffszwieback, woran wir schon während des fast zweijährigen Feldzuges in der Krimm zur Genüge gehabt hatten, auf dem Schiffe wieder an die Tagesordnung kamen.

Da es auf einem gewöhnlichen Militärtransportschiffe weder Table d'Hôte noch Conversationsalon, weder Bibliothek noch Pianinos gibt — Bequemlichkeiten, deren man sich auf jedem gut conditionirten Post-Dampfer erfreut — da überdies der enge Raum des Borddeck's, auf dem sich immer die eine Hälfte der Truppen der frischen Luft wegen aufhalten mußte, manchen Prospekt darbietet, der sich nur schlecht mit dem Schönheitsfinne verträgt, so ist leicht begreiflich, daß ein mehremonatlicher Aufenthalt auf einem solchen Schiffe eben nicht sehr viel von dem gewährt, was der Engländer Comfort benennt. Dafür gibt sich das Leben der Menschen viel einfacher, viel natürlicher auf solch einem Fahrzeuge,



Lithograph von ...

Zu Heusinger's Heimfahrt der Pomona.

als am Lande, und dieß entschädigt den Beobachter oft reichlich, für das, was ihm an Bequemlichkeit während der Reise abgeht. Auch schließen sich die Bewohner der Officierscäüte enger aneinander, als es wohl am Lande zu geschehen pflegt. Die höheren Officiere, wollen sie nicht des geselligen Verkehrs entbehren, stimmen sich herab, und die jüngeren fortwährend unter Aufsicht der ersteren, müssen schon für eine Zeitlang dem jugendlichen Uebermuths Zügel anlegen, wenn sie an den Gesellschaften Theil nehmen wollen, die mit thunlichster Freigiebigkeit und möglichstem Glanz von den Staatsoffizieren mehrmals die Woche veranstaltet werden, obgleich das Quarterdeck und bei schlechtem Wetter die Hauptcäüte, beide nicht mehr als einige Duzend Schritte im Umfange haltend, die einzigen Räume sind, wo man sich Abends zusammensindet.

Eine solche längere Seereise ist eine ausgezeichnete Vorschule für junge Officiere. Man lernt sich fügen, etwas was man um Glück in der Welt zu machen, nicht früh genug erlernen kann.

Die Reisegeellschaft in der Cäüte, in der sich auch einige englische Damen befanden, die jedem Salon zum Schmuck gereicht haben würden, war im Allgemeinen eine sehr anständige zu nennen. Jeder Tag brachte seine eigenen kleinen Freuden. Was aber diesem schwimmenden Leben besonderen Reiz verlieh, das war der erfindersche Geist, womit jeder Einzelne der Genossenschaft bemüht war, Ersatzmittel für die unserer Tafel mangelnden frischen Fleischspeisen in der Bereitung der gelieferten Schiffsrationen aus beef und pork zu erfinden, während der Präsident am Tische, ein würdiger Staats-Officier der deutschen Legion, unerschöpflich war, die Abendstunden, die man in dem sogenannten Cercle zuzubringen pflegte, auf eine, selbst den etwas wählerischen Britinnen zusagende Weise, mit feinem Tacte zu beleben.

Einst, nach einem bis in die späte Nacht verlängerten Feste, durch welches wir den Geburtstag des Obersten, dessen Keller noch ausschließlich mit den besten Sorten der griechischen Inseln gefüllt war, gefeiert hatten, wurde mir die Hitze in meiner eng vergitterten Coje unerträglich. Kaum schimmerten die ersten Vorläufer des Morgens durch die im Verdeck befindliche Glasfugel, als ich mich, von meinen Gefährten der erste, treppauf begab, um im Anblick der aufgehenden Sonne die reine Morgenluft einzuathmen. Auf dem Compaßhause lag des Capitäns Fernrohr, ein prächtiger Dollond zum Tag- und Nachtgebrauch, und ich war im Begriff es zu richten und zuzusehen, ob nicht Cap St. Vincent zu entdecken, auf dessen Höhe wir uns nach der gestrigen Aussage des Capitäns heute befinden mußten, als er selbst aus seiner Cäüte auf das Verdeck trat.

„Laßt doch das Auslugen, Sir, nach dem fatalen Cap!“ — rief Mr. Ward, der ein so trefflicher Seemann war, als irgend einer in der britischen Marine, nachdem er mit einem flüchtigen, aber scharfen Blick, den Stand des Segelwerkes und den Lauf des Schiffes nach dem Compaß geprüft hatte. — „Das bringt uns contrairen Wind, Sir, wenn Sie ausschauen ohne Noth; er scheint überhaupt heute Morgen im fortwährenden Wechseln begriffen. Was haben wir davon — setzte er lächelnd hinzu — wenn wir einige Tage früher auf der Rhede von Spithead vor Anker gehen? Meine Einnahme wird dann geschmälert und ich verliere zugleich eure angenehme Gesellschaft. Auch eure Seereisen, meine guten deutschen Herren, werden jetzt wohl ein Ende nehmen, seitdem der Nachfolger des großen Kaisers den ausgezeichneten Frieden mit dem neuen Thronfolger in Rußland wenig zu unseren Gunsten geschlossen hat. Gott sei gelobt, daß ich ein Seemann bin! Mir setzt der Frieden auf dem Ocean keine Grenzen. Habe ich keine Ladung mehr von Soldaten, hole ich Thee aus China und Spezereien und Gewürze von den Inseln zu Hause; man kann sie in Europa trotz aller Klagen über schlechte Zeit nicht entbehren. Auf dem Lande kann ich's nicht lange aushalten, und so lieb ich mein Weib habe und so theuer mir meine süßen Kinder sind, ich muß hinaus auf den Ocean, auf den freien, der aller menschlichen Satzungen Hohn spricht! — Doch etwas Neues für euch, Sir!“

„Und das wäre?“ — fragte ich lächelnd, — „doch heute nicht wieder Beef und Plumpudding, nachdem wir gestern Plumpudding und Beef gehabt?“ — „Ganz etwas anderes, Sir,“ — versetzte er — „obgleich ich nicht hoffe, daß Ihr mein irisches Rindfleisch, das unvergleichliche Schweinefleisch, das ich kaum vor zwei oder drei Monaten ganz frisch einnahm, und meine ausgezeichneten Mehlspeisen, die der Koch so meisterhaft in zwanzig verschiedene Gerichte abzuändern versteht, auf einmal verachten wollt. — Nein, Sir, etwas anderes für den Augenblick, unsere Schiffsmannschaft hat sich über Nacht um einen Kopf vermehrt. Eine zur königlichen Artillerie gehörige Frau ist eines gesunden Söhnleins genesen. Streng rechtgläubig wie fast alle meine Landsmänninnen, wünscht sie, daß ich nach Seemannsbrauch die Taufe vollziehe, damit der junge Weltbürger gegen böse Zufälle geschützt sei. Schon der Matrosen wegen, die eben so fest an alten Schiffsbräuten hängen, kann ich mich der Aufforderung nicht entziehen und so will ich Sie hiermit ersuchen, Pate zu sein bei dem Kindelein zu vertreten.“

Die Sache kam mir höchst unerwartet, da ich aber bislang noch nicht Zeuge einer solchen Seeceremonie gewesen war, gab ich lächelnd meine Zustimmung.

„Wohl,“ — sagte der Capitän — „so will ich denn, wie meinen Leuten, auch den Ihrigen ein kleines Fest geben; und Sie selbst nebst Ihren Freunden sind heute Mittag meine Gäste. Nach Tisch aber wollen wir bei einer Extrabowle der Luft der Leute auf dem Verdeck zusehen. Wer weiß wie lange wir noch die Räume der guten „Pomona“ mit einander theilen. Benutzen wir die Zeit so lange sie uns gehört!“ —

Jetzt ertönte die Frühstücksglocke, und ich begab mich in die Kajüte, wo ich der bereits um die Tafel versammelten Gesellschaft die mir noch am Vormittage bevorstehende Ehre anzeigte. Die Nachricht wurde unter lautem Lachen als Scherz aufgenommen, bis der Artilleriecapitän Madenzie die Lachenden allen Ernstes belehrte, daß die Sache ganz in Ordnung sei, wenn nämlich die Veranlassung zu einer Taufe, ein neugeborenes Kindelein wirklich vorhanden. — Wir ordneten dann sorgfältiger als gewöhnlich unsere Kleidung, und sobald der Capitän melden ließ, daß alles zur Feierlichkeit bereit sei, verfügten wir uns, den Oberst an der Spitze, in voller Uniform auf das Verdeck.

Der Schiffscapitän stand im feinen schwarzen Anzug an der Ankerspille. Daneben stand auf einem mit einer neuen Flagge bedeckten Tische das Taufbecken; ihm gegenüber der Vater des Kindes und eine junge niedliche Engländerin, welche den jungen Weltbürger auf den Armen wiegte. Umher hatte sich so viel von der Mannschaft gesammelt, als der Raum fassen wollte, während unsere eigenen Leute in die Masten geklettert waren, um Zeuge eines ihnen ganz neuen Schauspiels zu werden. Jetzt entblösten sich auf ein gegebenes Zeichen die Häupter der Umstehenden und der Capitän sprach, offenbar von der Heiligkeit der von ihm vorzunehmenden Handlung durchdrungen, mit klangvoller Stimme, die von der anglikanischen Kirche vorgeschriebenen Gebete. Dann vollzog er in gehöriger Form die Taufe, bei welcher ich dem Knäblein die Namen Georg, Wilhelm, Albert gab; dann küßte ich nach erhaltener Anweisung die Stirn meiner schönen Mitgevatlerin, drückte dem Vater des Kindes, indem ich etliche Dollars hineingleiten ließ, die Hand, und der religiöse Theil der Feierlichkeit war zu Ende.

Der liebliche Duft, welcher sich aus der Küche des Capitains verbreitete, während dieser sich mit ungeheuchelter Frömmigkeit der Geschäfte eines Pastors vicars entledigte, gaben uns einen Vorgesmack der Freuden, welche uns der Koch als den zweiten Act des Festes durch Schildkrötensuppe, ein sich am Spieß drehendes Roastbeef und Pasteten mit kunstgeübter Hand zu bereiten bemüht war. Er selbst war in seinem rothwollenen Hemde und in einer Mütze von ähnlichem Stoffe, während ihm vor dem glühenden Kochofen in der engen Kabuse*), der

*) Das heißt: Schiffsküche.

Schweiß in großen Tropfen über das fette, vom Kohlendampf geschwärzte Gesicht herabträufelte, einem recht saftigen Stücke Roastbeef nicht unähnlich.

Jack mochte auch wohl fühlen, daß er von des heutigen Tages Last den allergrößten Theil zu tragen hatte, denn er suchte sich in kurzen Zwischenräumen durch lange Züge aus einer neben ihm stehenden Rumflasche neue Kräfte zu holen, die er verdoppelte, so oft er einer der munteren Marktenderinnen, die nie unterließen, ihn Meister Koch zu tituliren, ein Schälchen von der kräftigen Suppe in verstohlener Weise zukommen ließ, oder einer anderen, welche einen Liebling mit einem Extragericht regaliren wollte, die gnädige Erlaubniß erteilte, den feinen Menagefessel an die Stäbe des Herdes zu hängen.

Die tägliche Messung war vom Capitain und vom ersten Steuermann vollendet; die gefundene Länge und Breite im Tagebuche notirt und die Uhren wurden regulirt. Die Mittagshöhe war gefunden und Mr. Ward befaßl, die üblichen acht Schläge an der Glocke zu thun. Der alle Mann belebende Ruf: *dinner is ready!* das Mittagessen ist fertig! ertönte bis in die fernsten Winkel der untersten Schiffsräume und versammelte alsbald die schon seit mehreren Minuten des Ruß gewärtigenden Menagemeister der Landtruppen auf dem Berdeck, um für ihre je aus sechs Mann bestehende Kameradschaft, die mit nummerirten hölzernen Täfelchen versehenen Plumpuddingsbeutel und das gefalzene Rindfleisch vom Soldatenkuche in Empfang zu nehmen. In den nächsten Augenblicken lag das so beliebte englische Nationalgericht, an das sich auch ein deutscher Magen gar bald gewöhnt hat, von der beengenden Hülle befreit, hochaufdampfend und süßen Wohlgeruch verbreitend in der blendendweißen hölzernen Schale. In sechs möglichst gleiche Portionen getheilt, gewähren die gewichtigen Stücke mit den lieblich schimmernden Korinthen einen noch mehr einladenden Anblick, und schmunzelnd verweilen die Blicke der stets mit einem gesegneten Appetit versehenen Interessenten auf den hochaufgequollenen saftigen Beeren, von denen das Gericht seinen Namen führt. Ein Mann aus der Kameradschaft dreht sich um, der Menagemeister aber zeigt mit dem Tranchirmesser auf ein Stück, fragend, „wem das?“ Der andere aber nennt nun einen der sechs Theilnehmer bis zum letzten und eben so geschieht mit dem Fleische. Darauf eilt jeder mit dem ihm zugefallenen Loose entweder in seine Schlafstelle unter Deck, oder wenn das Langboot nicht mehr frei ist, unter dasselbe oder in eines der angehängten Boote, um in Ruhe zu speisen. Zu der Zeit tritt allgemein eine große Ruhe auf dem Schiffe ein, denn es ist auch der Augenblick gekommen, wo die Matrosen in ihrem Raume zum Essen gehen, was ihnen vom Koche zugetragen wird.

Es bestehen auf diese Weise vier verschiedene Menagen resp. Küchen auf einem Transportschiffe: die für den Capitain und seine Offiziere, für die Matrosen, für die Offiziere der an Bord befindlichen Truppen und endlich für diese selbst. Rechnet man Frühstück und den Abendthee hinzu, so geht in der Offizierküche den ganzen Tag das Feuer nicht aus und möchten etwa 28—30 Bushel Kohlen wöchentlich ausschließlich durch die verschiedenen Küchen verbraucht werden.

Um drei Uhr versammelte der Dinnerruf uns Andere in der festlich geschmückten Kajüte zur Tafel, die in Betracht der sich über die Berechnung verlängern den Seereise noch in ziemlicher Reichhaltigkeit besetzt war. Höherer Frohsinn belebte das Mahl, als die blanken Flaschen in vermehrter Schnelligkeit die Kunde machten. Nachdem die kleine Kindtaufs-gesellschaft, mit der ich in des Stewards Kajüte nach erfolgter Einladung auf das Wohlsein der Mutter und meines Pathe's ein volles Glas geleert, dem Capitain für das aus seiner Küche ihr verabfolgte Dinner und dem Oberst für ein halbes Duzend Flaschen Wein ihren Dank abgestattet hatten, entfernten sich unsere Damen vom Tische. Jetzt wurde das weiße Tischtuch abgenommen und auf der grünen Unterlage erschien, wie sie von den Engländern genannt wird, die kräftende Bowle, wodurch Grillen und Sorgen bei den Theilnehmern schwinden, und jeder Lebensschmerz beginnt den Stachel zu verlieren. Einige Tumbler Punsch und eine Havannah-Cigarre, wer

hätte nicht nach einer kräftigen Mahlzeit in England die wohlthunende Wirkung davon empfunden! Bald ertönte dem freundlichen Gastgeber zu Ehren „rule Britannia!“ und englische und deutsche Lieder, die letzteren im Chorus, wechselten mit einander ab, bis Capitain Mackenzie ein Nationallied aus den Hochlanden einschob, welches von einem am Bord befindlichen schottischen Dudelsackpfeifer begleitet wurde.

Die Bewegung des Schiffes war kaum bemerkbar. Man hätte glauben können, sich in einem Salon am Lande zu befinden, wenn nicht ein Blick aus den Fenstern der Cajüte die langen Furchen gezeigt hätte, die von der Pomona in ihrem ruhigen Dahingleiten auf dem Wasserspiegel gezogen wurden. Je angenehmer die Fahrt, desto allgemeiner war die Heiterkeit, von der sich die Tischgesellschaft mehr und mehr belebt fühlte. Eben war der muntete Artilleriecapitän im Begriff, uns die Hornpipe, den unter den Hochländern so beliebten Nationaltanz zum besten zu geben, als wir mitten in der Freude durch ein dumpfes Getöse über unsern Köpfen gestört wurden, das immer heftiger wurde und in den Tumult allgemeiner Verwirrung überging. Man rannte auf dem Berdeck hin und her, Gefäße klirrten, dumpfes Murren in den Räumen, ja! — es mußte etwas besonderes vorgefallen sein! Die Stille des Todes war im ersten Augenblick des Horchens über die Tischgesellschaft gekommen, da ertönte der auf einem Schiffe doppelt schauerliche Ruf: „Feuer!“ und nochmals „Feuer“ von einem Ende des Schiffes bis zum andern. Capitain Ward flog wie ein Pfeil die Treppe hinauf, wir andere stürzten ihm folgend bunt durch einander auf das Berdeck. Dieses brannte lichterloh in der Nähe der Soldatentüche und die Flamme rollte hochroth nach dem Vordertheil hin. Ein Topf mit Theer, welchen der Schiffszimmermann zu einer Arbeit gebrauchen wollte, hatte im Augenblick des Abnehmens von dem Roste Feuer gefangen, und war brennend auf das Berdeck gefallen.

Mit schneller Besonnenheit hatte zuerst der Artilleriecapitän die Sachlage übersehen. Er ergriff ein in der Nähe liegendes großes Segeltuch und stürzte sich, dieses so weit wie möglich vor sich ausbreitend, über die Flamme. Der Erfolg war günstig; das Feuer wurde dadurch von Umsichgreifen abgehalten, sobald auch der erste Steuermann, durch das Beispiel des Officiers angepörrt, sich mit anderen dämpfenden Stoffen über die Gluth warf, da Capitain Mackenzie's Segeltuch nicht ausreichte. Der Capitain hatte die Pumpen rasch bemannt, indessen genügte das von den Soldaten herausgezogene Wasser und die dabei beobachtete strenge militärische Ordnung, des Feuers in kurzer Zeit Herr zu werden. Wir kamen mit dem allgemeinen Schrecken davon, der besonders die Frauen und Kinder, von denen einige im Gebränge der ersten Verwirrung schwer, doch nicht tödtlich verletzt wurden, auf recht bedauerliche Weise ergriffen hatte. Es war die erste Maßregel des Capitains gewesen, diese, um beim Löschen nicht hinderlich zu sein, unter das Berdeck zu bringen, wobei mancher erschütternde Auftritt vorkam, als sie von ihren Gatten und Vätern, bei denen sie Schutz suchten, getrennt wurden. Es bedurfte lange Zeit sie zu beruhigen und ihr Jammergeschrei hörte nicht eher auf, als bis man sie, nachdem das Berdeck wieder geordnet war, aus der sie umgebenden Nacht wieder an's Tageslicht heraufsteigen ließ, wo sie sich denn bald überzeugten, daß die sie bedrohende Gefahr vorüber sei.

Das tragische Zwischenpiel hatte unsere Freude um so verdrießlicher gestört, da der so heitere Mackenzie bei seinem kühnen Lösungsversuche einige nicht unbedeutende Brandwunden davon getragen hatte. Zwar erschien er, nachdem er sich flüchtig von unserem Arzte hatte verbinden lassen, noch einmal in der Cajüte, um, wie er sagte, den im Feuer trocken gewordenen Gaumen etwas anzufeuchten, aber die Sitzung kam nicht wieder zu Stande, da der Oberst sein Präsidium niedergelegt hatte, um den Damen zu ihrer ferneren Beruhigung einen Besuch abzustatten. Es war noch nicht spät, als wir am Abend unsere Schlafstätten

aussuchten. Mackenzie, dessen Wunden erst jetzt zu schmerzen begannen, warf sich, Bob's Unvorsichtigkeit verwünschend, lange in seinem engen Behälter über mir hin und wieder. Endlich fing der gemüthliche Schotte, vielleicht um den Schmerz zu betäuben, die ersten Strophen des berühmten Bunschlides leise an vor sich hinzusummen: „punch cures the gouth, the toothake and the cholik“ — Bunsch heilt die Gicht, Zahnschmerzen und Cholik — bis er sich allmählig in tiefen Schlaf eingefungen hatte.

Die Stille der Nacht wurde ferner durch nichts als durch das loft oder lee des wachsamem Steuermanns unterbrochen, um den Matrosen am Rade, so oft dieser etwas zu weit vom Winde abfiel, auf die richtige Handhabung des Steuers aufmerksam zu machen. In eigenthümlichen Tönen, wie verstohlen mit einander flüsternd, rauschten die Wellen, von denen ich nur durch die Schiffsplanen getrennt war, an meinem Lager dahin. Oben auf dem Verdeck aber strich deutlich vernehmbar der Nachtwind in feierlichen Klängen, zuweilen mit denen einer Aeolsharfe zu vergleichen, durch die Segel und das Tauwerk. Diese monotone und doch keineswegs unliebliche Musik, durch welche die jetzt so friedlichen Elemente mit einander redeten, lullte auch mich, sanftgewiegt durch die regelmäßige Bewegung des Schiffes, in einen süßen Schlaf, aus dem ich am nächsten Morgen später als gewöhnlich erwachte.

Auf dem Verdeck angelangt, bemerkte ich, daß die Pomona ungleich rascher als Tages zuvor die Wellen durchschnitt. Der Wind war stärker geworden, so daß wir nach einer seeben mit dem Log gemachten Unternehmung sieben Meilen — englische — in der Stunde zurücklegten; jedoch hatte er sich, der Fahrt ungünstig, mehr nach Nordost gedreht.

„Jetzt Sir“, sagte der mich begrüßende Capitain, „haben wir das ersehnte Cap St. Vincent erreicht; unser Cours muß jetzt mehr gegen Westen, zuletzt fast nordwärts biegen. Wirft sich der Wind nicht nach Süd oder Südwest, besser aber für uns noch Südost, herum, müssen wir laviren. Gestern dachte ich selbst, daß wir mindestens in acht Tagen auf der Rhede von Spithead vor Anker kommen würden, aber ich habe die Tüde des Nordwests schon zweimal auf dem Rückwege von Balaklava an diesem ominösen Cap erfahren, und vermuthete auch jetzt, daß wir noch manchen schönen Abend unter der Erzählung der von uns erlebten Abenteuer ergötzlich hinbringen werden; ja ich glaube, Capitain Mackenzie wird eine neue feine Haut erhalten haben bis dahin, so daß er den Damen in den Salons von Woolwich zuversichtlich, wie er es gewohnt ist, wird entgegen treten können. „Doch nehmen Sie sich in Acht meine Herren!“ — rief er sich unterbrechend, sobald sein scharfer Blick das leise Klattern am obersten Segel des Besanmastes entdeckt hatte — und sein Ruf „all hands on deck, turn about ship!“ rief die Matrosen zur Wendung des Schiffes herbei. Das Manöver war schnell vollzogen, auf den schrillen Ruf der Pfeife flogen auf einen Zug die sämmtlichen Segel an den Masten nach der andern entgegengesetzten Seite, und nach einem merklichen Erzittern der Pomona, das in allen ihren Rippen nachklang, stand der Schiffsschnabel wieder nach der Weltgegend hin, aus der wir gekommen waren. Statt auf der Höhe des Caps gegen Norden zu steuern liefen wir jetzt scharf am Winde nach Südwest, und so war denn mit dem lange gefürchteten Kreuzen der Anfang gemacht.

„So geht es im menschlichen Leben!“ — rief ein Offizier vom tapfern zweiten Dragonerregimente. „Wir machen die Pläne, aber der Himmel führt sie in seiner Weise aus, oft wider der Menschen Erwarten. Die jüngste Zeit liefert davon den Beweis. Gestern Mittag Kindtaufschaus; eine kleine Feuersbrunst zur Abwechslung als Nachtsch; heute Abend oder morgen früh ein Leichenbegängniß an Bord; wer von uns hätte vor wenigen Tagen an dergleichen gedacht?“

„Ein Leichenbegängniß? Du träumst wohl lieber Anderson — wer ist denn gestorben am Schiffe?“ rief Capitain Smith, der Commandeur von des Ange-

redeten Escadron, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte und ihm lächelnd in das etwas schwärmerisch blickende Auge sah. —

„Da kommt Capitain Madenzie aus dem Zwischendeck, entgegnete Lieutenant Anderson — fragt ihn selbst, und er wird es bestätigen, daß der Tausling unseres lieben deutschen Kameraden dort zusammt der hübschen Frau des braven Oberfeuerwerfers von der reitenden Batterie, die uns in der Almaschlacht nicht von der Seite wich und dadurch unseren Rückzug möglich machte, in Folge des entsetzlichen Schreckens gestorben ist.“

Mit sehr ernster Miene, wie man sie bisher nie an ihm gesehen, trat Madenzie zu uns, um den Todesfall zu bestätigen. Hinter ihm stand der gebeugte Gatte um dem Schiffscapitain die nöthige Meldung zu machen. Thräne auf Thräne rollte über seine gebräunten Wangen, während der Artilleriecapitain erzählte, wie die unglückliche Mutter in ihrer Seelenangst, beim ersten Feuerrufe, und um es im allgemeinen Tumulte zu schützen am eignen Herzen erdrückt habe, und bei der Entdeckung, wahrscheinlich in Folge eines Schlagflusses dem Kinde alsbald in den Tod gefolgt sei.

„Wir werden sie heute gegen Abend wegen der Ueberfüllung im Zwischendeck schon begraben müssen —“ sagte Capitain Ward. „Bob, der unglückliche Eheerschweler ist an all dem Unglück schuld. Der Kerl, obgleich er ein Nervensystem wie von Eisen hat, will jetzt in seinem Schmerz von Sinnen kommen; damit macht er aber die Todten nicht wieder lebendig.“ — Dann ließ er den Hochbootsmann kommen und gab diesem die nöthigen Befehle für das Leichenbegängniß gegen Sonnenuntergang; sah noch einmal nach dem Stande des Windes und verschwand in seiner Cajüte. Er war augenscheinlich von dem traurigen Ereigniß ergriffen.

Schon oft war uns der Tod in den letzten Jahren auf den Schlachtfeldern in der Krimm in ziemlicher Nähe zu Gesicht gekommen; aber ganz anders als dort berührte uns seine plöbliche Erscheinung an Bord unseres friedlichen Schiffes.

Verstimmt gingen wir zum Frühstück hinunter; und einsilbig war auch die Unterhaltung bei der Mittagstafel, obgleich Mr. Ward die Aufmerksamkeit gehabt hatte, unsere einfachen Gerichte durch eine Schüssel aus seiner Küche zu vermehren.

Die Sonne neigte sich im Westen und ihre letzten Strahlen färbten die Fluthen weithin mit glänzendem Purpur. Da ertönten dreimal langsam hintereinander drei dumpfe Glockentöne und die Besatzung stellte sich in Parade auf; im ersten Gliede die Artillerie unter Madenzie's Befehl, der, weil der Todesfall sich in seiner Truppe ereignet hatte, die Bestattungsfeierlichkeit leitete. Die Mannschaft präsentirte; die Leiche der Mutter, die sich nur wenige Stunden des heißersehnten und schmerzlich gebornen Lieblings erfreut und der man den Kleinen in den Arm gelegt hatte, wurde in ein neues Stück Segeltuch eingehüllt, mit schweren Geschützkgeln zu den Füßen beschwert, auf einer glatt gehobelten Planke herbeigetragen und auf den Schiffstrand niedergelegt, aber dort der Obhut eines Unteroffiziers übergeben. Der zweite Oberfeuerwerker, ein hoher kräftiger Mann, dem man es ansah, daß er bereits unter allen Zonen für Englands Ruhm gekämpft hatte, trat in den Kreis und die Requien nahmen ihren Anfang.

Nachdem der benarbte Krieger mit volltönender Stimme ein Leichengebet gesprochen hatte, richtete er Worte des Trostes an den tiefgebeugten neben ihm stehenden Gatten und Vater, der sein langjähriger Freund und Waffenbruder war. Die Rede des Mannes war einfach und ungekünstelt, aber ich fühlte mich von den schlichten Worten tief ergriffen; selten habe ich von ungleich gebildeteren Fachmännern so überzeugend von der Fortdauer nach dem Tode und von einem glücklicheren Leben im Jenseits sprechen hören. Lady Robinson, Wittwe eines Majors im zweiten Schottischen Fußlieregimente, die ihren im Sturme auf den Malakoff schwer verwundeten Gatten bis zu dessen in Skutari erfolgten Tode gepflegt hatte, schluchzte laut, und Capitain Madenzie der die Leitung ihres bedeutenden Hausstandes übernommen hatte, sah sich veranlaßt die schöne Dame,

die in ihrer tiefen Trauerkleidung den Eindruck der Feierlichkeit noch erhöhte, bei der sie überkommenen Anwandlung einer Ohnmacht in die Kajüte geleiten zu lassen.

Unter den Worten: „the Lord have mercy with their souls“ — Gott sei ihren Seelen gnädig — gab jetzt der Unteroffizier, welcher die Planke auf dem Schiffsrande hielt, dieser eine leichte Neigung vornüber, und in wenig Augenblicken schloß sich die purpurgeröthete Fluth über den beiden Leichen, die Gott so schnell als unerwartet ihrer in der Zukunft vielleicht harrenden Trübsale überhoben hatte. Während das Schiff jetzt wieder unaufhaltsam dahinschoß, hüpfen und tanzen die Wellen über dem dahinten bleibenden Grabe wie im Jubel über den Zuwachß, den die große Gesellschaft in der geheimnißvollen Tiefe eben wieder erhalten hatte.

In demselben Augenblick sank auch die Sonne vollends hinab, der Wind fiel gänzlich ab und man hörte bald keinen Laut mehr auf der unabsehbaren Wasserfläche, als das Spielen der kürzergehenden Wellen am Riele und das Anschlagen der Segel, welche fast schlaff an den Masten herabgingen. Die tiefe Ruhe welche unmittelbar auf die Leichenfeier eingetreten war, bezeichnete in ergreifender Weise das eben vollbrachte so ernste Geschäft.

Nachdem sich gegen den Abend des folgenden Tages der Wind, und zwar aus uns günstiger Richtung wieder aufgemacht hatte, ging unsere Fahrt, sobald das Cap St. Vincent einmal hinter uns lag, einen Tag und eine Nacht hindurch recht gut von Statten. Schon hofften wir bei dem uns so günstigen Winde, auch die schon so manchem Schiffer verhängnißvoll gewordene schwarze Bay von Discaya ohne Unfall zu hinterlegen, als der Himmel plötzlich ein bleichfahles Ansehen annahm, welches gleich einem düsteren Schleier den Horizont allmählig bedeckte. Bei dem Untergange der Sonne zeigte sich im Westen eine schwarze Wand, hinter welcher die glänzende Scheibe nicht goldglänzend, sondern blutroth hinabsank. Bei ihrem letzten Strahle sah man, wie sich am äußersten Horizont jene schäumenden Kämme erhoben, vom Seemann Ragen genannt, die des aus weiter Ferne herannahenden Sturmes sichere Vorboten sind. Unser Schiff aber lag wieder fast regungslos auf spiegelglatttem Wasser. Nur ein in den oberen Schichten ab und dann vorüberstreichender stärkerer Hauch verursachte, daß die schlaffen Segel mit widrigem Geräusch an die Stangen schlugen. Sonst blieb das Meer ruhig bis gegen elf Uhr. Zu dieser Zeit wurden die Segel eins nach dem andern eingeholt und verkürzt bis auf einige wenige, welche zur Lenkung der Pomona unumgänglich nöthig waren. Kurz nach Mitternacht aber brauste der befürchtete Sturm mit einer Gewalt heran, daß das Schiff in Folge der Grundwellen von den Mastspitzen bis zum untersten Raum erschüttert, in einer fortwährend zitternden Bewegung blieb. Das Meer glich einem ungeheureren siedenden Kessel, während die im Fahrstriche, um den Kiel hochausspritzenden Wellen in ihrem phosphorescirenden Leuchten einem Feuerstrom glichen, der sich sprühend aus dem schwarzen Schlunde emporwälzte. —

Die gesammte Schiffsmannschaft war für eintretende Fälle auf das Bedeck entboten. Der Capitain schritt, bald den nächtlichen Himmel, bald den Compass beobachtend, ab und dann mit kurz gemessenen Worten einen Befehl ertheilend, das Quarterdeck auf und nieder. Meine Reisegefährten, die zur Hälfte der Seefrankheit unterworfen waren, hatten fast sämmtlich ihre Betten gesucht, weniger um Ruhe darin zu finden, als um der Mannschaft in Handhabung der Segel nicht hinderlich zu werden. Mir selbst kam es wiederum sehr zu statten, daß ich schon früh an das Seeleben gewöhnt war und manchen Kampf mit den aufgeregten Elementen bestanden hatte, seitdem ich als ein an den dem Freiheitskriege vorangehenden partiellen Volkserhebungen Theilnehmer, in einer sehr frühen Lebensperiode von der stillen Heimathsrhede weit hinaus in die stürmischen Weltwogen geschleudert wurde.

Abgehärtet gegen das Ungemach des Wetters und durch Erfahrung belehrt, daß nicht jeder Sturm auf offener See einem Schiffe den Untergang bringt,

blieb ich mit dem Capitain auf dem Verdeck und betrachtete das Steigen des Sturmwindes und die sich zu Bergen aufthürmenden Wogen, die mitunter von einem die zerrissenen Wolken durchblitzenden Mondstrahl beleuchtet, wie schwimmende Gletscher gegen unser schwerkämpfendes Schiff heranrollten.

Der Wind piff in schrillen Tönen durch die fast von allen Segeln befreite Takelage; sie hatten viel ähnliches mit den Lauten die man in einem Tannenwalde vernimmt, wenn ein, von einem starken Gewitterregen begleiteter Orkan über die Wipfel hinwegbraust. Sie waren allerdings nicht geeignet ein schwaches Gemüth mit angenehmen Gefühlen zu erfüllen. Dabei wurde die Bewegung des Schiffes, welches sich bald auf dem Wipfel eines Wogenberges befand, bald auf der anderen Seite jählings in eine unermessliche Tiefe hinabsank, immer unbecquemer für dessen Bewohner, besonders für die am Bord sich befindenden Damen, deren „God have mercy!“ — Gott sei uns gnädig! — zu wiederholten Malen aus dem stateroom zu uns heraufschallte. Die Wellen schlugen mitunter in heftigen Schlägen über das Verdeck. Eine derselben füllte bis zum Rand das große Bot zwischen dem Mittel- und Vormast, in welchem eine Anzahl Soldaten, um der im Zwischendeck herrschenden beklemmenden Luft zu entgehen, unter Segeltüchern und Felddecken ihr Nachtlager gesucht hatten.

Diese Armen fuhren unter einem lauten Angstschrei in die Höhe, da sie nichts gewisseres als den Untergang unserer guten Pomona erwarteten. Es gewährte trotz des Wogenschwalles und des heulenden Sturmes eine höchst lächerliche Scene, als die Aufgeschreckten aus der salzigen Fluth, die bei jeder Bewegung des Schiffes, als wären sie gleich Häringen zum Einpöfeln bestimmt, über sie herrollte, — mit ihren nassen Decken und Mänteln heraustrochen, und nicht ohne manchen vergeblichen Versuch, über den schlüpfrigen Boden kreuzend, nach dem unteren Raume lawirten. Da weder die Finsterniß im Zwischendeck, noch das heftige Schwanken ein Wechseln der Kleider gestattete, so war der warme Raum allerdings ein passenderer Aufenthalt für die bis auf die Haut Durchweichten, als das Verdeck oben beim tobenden Sturme, der schon in diesen Breiten ziemlich kühl aus dem Norden herüberwehete.

Ich selbst begab mich, vom Wellenschlage ziemlich unsanft berührt, gegen Morgen in die Kajüte um mich zu trocknen und zwischen den wollenen Decken meiner Coje zu erwärmen. Dieses Geschäft erforderte bei dem Rollen des Schiffes ungleich mehr Zeit, als das längste und sorgsamste Ankleiden zu einem glänzenden Feste. Endlich war ich jedoch unter öfterem Fallen und Aufstehen mit dem schwierigen Geschäfte zu Stande gekommen und hoffte im nächsten Moment unter geschickter Wahrnehmung des erforderlichen Gleichgewichts unter die wärmenden Hüllen zu schlüpfen, als eine mächtige Woge, der schnell eine zweite folgte, das Vordertheil des Schiffes so steil emporhob, daß ich durch die unerwartete Bewegung außer aller Haltung gebracht, kopfüber auf die Dielen stürzte. Ein zu gleicher Zeit auf dem Verdeck erfolgender heftiger Schlag, das eifrige Commandowort des Capitains, der, um den Sturm zu übertönen, das Sprachrohr zur Hand genommen hatte, das rasche Hin- und Herrennen der Matrosen, brachten mich auf den Gedanken, daß das Schiff irgend einen Schaden erlitten, und ich beeilte mich daher, so rasch als möglich das Verdeck zu erreichen. Doch es war nicht so leicht, der, mich in der tiefen Finsterniß umgebenden Unordnung, zu enttrinnen.

Eine Wasserfluth strömte durch eins der von der Wucht einer Welle zusammengebrochenen Fenster. Einer meiner Kameraden war aus seiner Hängematte, die er wegen Mangels an Raum jeden Abend in der Mitte der Kajüte aufgehängt ließ, rücklings herausgestürzt, da das Kopfende, auf welches beim Steigen des Schiffes die ganze Last seines an sich nicht leichten Körpers gedrückt hatte, abgerissen war. Gleich uns Beiden, schwamm das durcheinandergestürzte Gepäck, Kisten und Koffer, die sich knarrend an den Tischen und Stühlen rieben, in der Fluth umher, die das noch immer durch das in die Deffnung ein-

erdwende Wasser bald zu einer solchen Höhe trieb, daß wir unser Leben nur dadurch erhalten zu können glaubten, als wir uns auf einem oder dem anderen Stück des umherschwimmenden Mobiliars flott erhielten, da wir die Thür nicht zu öffnen vermochten.

Die Nachtlampe war gleich beim Eindringen des Wassers erloschen. Die uns umgebende Nacht, das aus dem anstoßenden Cabinet zu uns dringende Jammergeschrei der Frauen, welche den augenblicklichen Untergang des Schiffes vermutheten, erhöhten die Schrecknisse der grausigen Scene. Unsere Noth wurde jedoch noch zeitig genug von dem ebenso umsichtigen als menschenfreundlichen Schiffscapitain bemerkt, so daß wirkliche Lebensgefahr für den Augenblick noch nicht daraus für uns entstehen konnte.

Sobald er vom Zimmermann und einem vorleuchtenden Matrosen begleitet, über unsere Körper und die in Menge um uns her schwimmenden Trümmer sich Bahn geschafft hatte, wurde dem ferneren Eindringen des Wassers durch Einzwängen eines Lufenblockes Einhalt gethan. Nachdem dieses Werk glücklich vollbracht war, konnte Mr. Ward, trotz seiner Gutmüthigkeit ein Lächeln über das Stück eines Schiffbruches, — wie er unser Umhertreiben auf den Stücken des Cajütenwraks nicht unrichtig benannte, — nicht unterdrücken. Zu unserem Trost berichtete er jedoch in seemannischer Kürze, daß zwar der Top vom Hauptmaste gebrochen, daß aber eine wirkliche Gefahr nicht vorhanden, sondern vielmehr als überstanden zu betrachten sei, da sich der Himmel aufkläre und der Wind Neigung nach Osten habe.

Lady Robinson, welche mit ihrer Kammerfrau die anstoßende Cajüte bewohnte, wurde auf ähnliche Weise, d. h. sehr kurz, aber mit etwas mehr gewählten Worten beruhigt. Ihr Gemach war ziemlich verschont geblieben. Da es das Licht von oben erhielt, so war es dem Andränge des Wassers vom Spiegel des Schiffes her weniger ausgesetzt gewesen. Jetzt wurden die Pumpen rasch in Bewegung gesetzt, so daß wir beim ersten sehnsüchtig herbeigewünschten Sonnenstrahl, allmählig, wie vom Estrande zurückgebliebene Schaalthiere nach eingetretener Ebbe auf das Trockene kamen.

Sämmtliche Garderobe, selbst die in den verschlossenen Koffern befindlichen Kleidungsstücke, waren in unserer Kajüte mehr oder minder durchnäßt worden, sodas sich die meisten ihrer Bewohner vorläufig an den wohlthuernden Sonnenstrahlen, welche uns der mildere Himmelsstrich der portugiesischen Küste herübersandte, trocknen und erwärmen mußten.

Die See ging zwar in Folge des einmal erhaltenen Antriebs ziemlich hoch, da es gewöhnlich mehrerer Tage bedarf, ehe sich das in so gewaltige Wallung versetzte Element wieder besänftigt; indessen war die Luft warm und belebend und gegen Südosten traten die Küsten von Portugal mit jeder Stunde deutlicher hervor. Der Anblick von Land nach einem überstandenen Sturm ist aber für Jeden, der nicht eingefleischter Seemann ist, immer eine wohlthuernde Erscheinung.

Schon am Abend desselben Tages war die Ordnung bis auf den zertrümmerten Mast wieder hergestellt. Alles Zwischendeck war gesäubert und wohl durchräuchert durch Essig auf glühendes Eisen gegossen, welches ungleich kräftiger auf die erschlaffte Menschennatur einwirkt als rauchender Theer, und in der Anwendung niemals wie jenes, mit irgend einer Feuergefahr verknüpft ist. Auch unsere Zimmer waren so ziemlich durch die warme Luft und die einfallenden Sonnenstrahlen getrocknet. Der Mond schiffte in voller Bracht durch den von Wolken fast befreiten Aether; in der Natur war alles so still, fast heimlich ruhig geworden, daß man an die vergangene Nacht nur wie an das Bild eines wüsten Traumes gedachte. Einige der jungen Herren, die mit einer besonders starken Phantastie begabt waren, wollten schon Orangenduft mit den lindem Lüftchen verweht verspüren, die von der immer deutlicher sichtbar werdenden portugiesischen Küste herüberäufelten. Diejenigen, welche durch den nächtlichen Squall, wie Mr. Ward den Sturm scherzhaft benannte, so arg aus ihrer Ruhe gestört

waren, lagen schon lange in ihren Wandbetten, um sich in den Armen des Schlafes für die in den letzten 24 Stunden ausgestandenen Mühseligkeiten in einem ruhigen Schlafe zu entschädigen.

Einige jedoch saßen noch bis spät in die Nacht hinein, um das Compaßhaus gereiht, um bei der Flasche über die Abenteuer der letzten Tage zu denken und zu scherzen. Aber auch von diesen forderte endlich die Natur den ihr schuldigen Tribut, und die Sache nahm den Verlauf wie auf einer im Lande Thüringen durchwachten Kirnesh; — einer schlich sich nach dem anderen von dannen, um in den unteren gastlichen Regionen des Schiffes die behagliche Ruhestätte aufzusuchen nach den unwillkürlichen Schwankungen und Senkungen, zu denen alle ohne Ausnahme im Laumel der vergangenen Nacht hingerissen wurden. Mein Freund, der den unfreiwilligen Halsbrechenden Sprung aus der Hängematte gemacht und noch glücklich genug mit einigen Beulen davon gekommen war, hatte sein Bett nicht wieder an den Balken der Kajüte aufgehängt, sondern es auf ebener Erde aufgeschlagen und es zu größerer Sicherheit mit ringsum in den Boden geschobenen Koffern verpallisadirt.

Der Sturm hatte uns in der Nähe der Tajomündung überfallen. Es war nicht gut möglich die zwar stark gebauete aber dennoch sehr leidend gewordene Bomona, ohne wenigstens die nöthigste Besserung damit vorzunehmen, in den Hafen von Portsmouth zu steuern. Mr. Ward sah sich bei näherer Untersuchung, obgleich ungern genöthigt, zur Verstopfung der Luke und um die Spitze des Hauptmastes und des zuletzt noch verlorenen Bomsprit zu ersetzen, in den Hafen von Lissabon einzulaufen, was uns aus manchen Gründen erwünscht kam. — Es war hohe Zeit, daß wir am nächsten Tage unter fortwährendem schwerem Laviren die Barre erreichten. In dem Augenblick als der Anker fiel, standen fast drei Fuß Wasser im unteren Schiffsraume. —

Vom Nordlichte.

Von W. D. von Horn.

Wenn man die Verzeichnisse der in unsern Breitengraden beobachteten Nordlichter vergleicht, so mag man selten ein Jahr finden, wie das von 1859, wo nämlich so viele und so frühe Nordlichter sind beobachtet worden. Derselbe Blätter haben im Monate September dieses Jahres bereits vier bis fünf deutlich und an mehreren Orten beobachtete Nordlichter angezeigt, während sie in andern Jahren mehr ihre erste Erscheinung im Oktober und November wahrnehmen ließen. Der Mensch ist, und das gehört der dunkeln, wenigstens nebelhaften Seite seiner geistigen Natur an, nur zu sehr geneigt, aus räthselhaften Erscheinungen Schlüsse auf künftige Dinge zu ziehen, überhaupt an Vorbedeutungen in seinen Erlebnissen und Geschicken zu glauben, und trägt diese Neigung, der Zukunft Etwas abzulauschen, auch auf die Natur über, daher die Tausend und Ein Wetterpropheten und Prophezeihungen, die am Ende uns dennoch im Stiche lassen, da die Witterungskunde ein erst recht nebelhaftes Gebiet ist, und trotz aller ordentlicher Beobachtungen noch zu keinen unabänderlich sicheren Ergebnissen geführt hat und kaum zu führen Hoffnung läßt. So hört man denn auch jetzt (und das Schreiben dieser Zeilen fällt in die letzten Tage des Septembers), vielfach die Rede: Es wird ein harter Winter werden, der kommende, und er wird rasch kommen und bald, denn so frühe und starke Nordlichter sind eine wetterkundliche Prophezeihung, mit flammender Schrift geschrieben an das blaue Himmelsgewölbe. Ob diese so zuversichtliche Voraussagung aus der frühen Erscheinung der Nordlichter in unsern Gegenden zutreffen wird, werden wir abwarten müssen und, zum Glücke für die Ungeduldigen, ist die Frist

des Abwartens eine kurze — sechs bis acht Wochen — und wir wissen's, ob der eifige Nordmann kommt oder noch zaudert, ob er heftig einherschreitet oder mildiglich. Ich erlaube mir also den bescheidenen Vorschlag, so lange in Demuth und Geduld auszuharren, in Mitten dieser Zeit aber recht sorgfältig Abends den nördlichen Himmel zu beobachten, um einmal recht in Ruhe des herrlichen Anblicks eines Nordlichtes theilhaftig zu werden, falls wieder Eins erscheinen sollte, denn so häufig sie im hohen Norden sind, so selten reichen ihre Strahlen und ihr wunderbares Licht bis zu uns. Werth ist's aber, daß man wohl einmal an den Abenden, wenn es die Lage unserer Zimmer oder Gärten und Gärtlein gestattet, nach Norden ausschaut, denn wenn auch vielleicht Monate lang umsonst, belohnt uns reichlich der herrliche Anblick eines Nordlichts für viele fruchtlose Beobachtungen.

Wenn wir in den mittelalterlichen oder auch späteren Chroniken von den erschrecklichen Kämpfen am Himmel lesen, da das wilde Durcheinander eines ungeheuren Kampfes deutlich erschienen sei, Lanzen und Schwerter aus dem Feuermeere des Himmels hervorgeschossen — so wissen wir heutzutage wohl, was es damit für eine Bewandniß hatte. Es waren Nordlichter, die man am Himmel sah, und die die Angst „vor erschrecklichen Kriegsläufteu“, die nun kommen sollten, brachten, und sie war eine eitele, wenn nicht die wilde Zeit, und der gefesselte Zustand, und der rohe gewalthätige Mensch jener Tage irgendwo und wie durch einen Ausbruch roher Gewalt dem Aberglauben Nahrung gab, der, wie oben angedeutet, noch heute nicht ausgestorben ist, sich aber mehr und mehr andern Gebieten zuwendet.

Sieht denn ein Nordlicht so aus? fragen manche Leser, die eben noch keins mit eigenen Augen erblickt haben.

Als Antwort auf diese Frage will ich mein Tagebuch vom Jahre 1819 aufschlagen und das mittheilen, was ich am 17. Oktober niederschrieb. Das damals beobachtete Nordlicht war das Erste, welches ich je mit eigenen Augen beobachtet. Es trat kurz vor 9 Uhr Abends auf.

Der Ort, wo ich mich damals aufhielt, war ein ziemlich engeß, tiefes Thal. Wie gesagt, gegen neun Uhr Abends entstand in dem Orte eine ungewöhnliche Bewegung. Ich hörte lebhaft reden und als ich vor die Thüre trat, um zu sehen, was es gäbe, hörte ich deutlich eine Männerstimme sagen: Es ist ein erschrecklicher Brand; wir müssen Sturm läuten, die Löschgeräthschaften zurecht stellen und des Feuerläufers gewärtig sein. Meine Wohnung lag mit der Fronte (oder Vorderseite) gegen Süden, so daß an meiner Thüre, in der ich stand, der nördliche Himmel mir verborgen blieb. Erschreckt von der Aeußerung des Mannes trat ich der Männergruppe, die unweit meiner Wohnung, auf freiem Raume stand, näher, und fragte, was sie denn zu dieser sichern Annahme bewege?

Da sehen Sie einmal den fürchterlichen Widerschein am Himmel! sagte der, welcher eben erst geredet, und deutete gegen Norden! Erst jetzt nahm ich eine ungewöhnliche Helle wahr, und erinnerte mich, daß wir kein Mondlicht hatten. Der Himmel war etwas dunstig und die Sterne blickten wie durch einen matten Flor nieder, ohne Glanz und strahlendes Licht: Als ich dem Andeuten des Mannes mit dem Blicke folgte, fuhr mir ein jäher Schrecken durch alle Glieder, denn da flammte der Himmel allerdings, als ob die halbe Welt in lichter Lohe stände, und es schien mir, als habe der Mann vollkommen recht. Und gerade in dieser Richtung lag die kleine Stadt, deren bürgerlichem Verbände mein Wohnort angehörte. Anders schien's beim ersten Anblicke nicht, als stünde die ganze Stadt in lichten Flammen und die Gluth spiegle sich am abendlichen Himmel, und doch war der Widerschein zu gewaltig, selbst wenn die ganze Stadt gebrannt hätte. Genaueres Betrachten, so weit es der von Bergen rings begrenzte, und namentlich gegen Norden hin von einem hohen Berge abgeschlossene Gesichtskreis zuließ, machten mich zweifelhaft, daß es ein Brandwiderschein sei, sondern vielmehr ein Nordlicht. Dieß wurde allgemach entschiedener. Von den Männern

begleitet, stieg ich den Berg hinauf, und als wir oben auf dem flachen Gipfel anlangten, und nun ein weiter, herrlicher Gesichtskreis sich eröffnete, da zeigte sich unsern erstaunten Blicken ein wirklich entzückendes, ich möchte sagen, überwältigendes Schauspiel, das wir freilich in seinem ersten Entstehen nicht hatten beobachten können, nun aber in seiner vollen Prachtentfaltung vor uns hatten. Ein weiter Bogen flammender Röthe stand am nördlichen Rande des Gesichtskreises. Dieser Bogen aber schien aus einer tief liegenden Esse sein Feuer immer neu aufzukochen, aufwallen zu lassen. Bald heller, bald dunkler brodelte, qualmte, wallte, flammte es da auf, und der Bogen änderte seine Gestalt häufig. Weit hinauf am Himmel, scheinbar bis zum Scheitelpunkte über uns, verbreitete sich die wechselnde Feuerröthe, bald mehr östlich, bald mehr westlich schwankend. Plötzlich aber schossen hellleuchtende Strahlen nach verschiedenen Richtungen am Himmel auf bis über unsre Köpfe: dann wundervolle Strahlenbüschel und Garben; dann stiegen breite Säulen empor, bald hier, bald da, und nun erst trat des Wunderschauspiels höchste Herrlichkeit hervor, als alle diese Säulen, Strahlen und Strahlenbüschel sich wie zu einer Krone vereinigten und nun der ganze Himmel leuchtete und flammte und die kalte Erde, in diesem Lichte wunderbar verklärt, dalag. Blicke man in die Menschengesichter, so hatte ihr Ausdruck etwas leichenartiges und erschreckendes. Das war jedoch die Folge des eigenthümlichen Lichtes, das, tief unten am Rande des Gesichtskreises, wo es nämlich auf der Erde zu ruhen schien, ein helles Roth, fast blutroth war, in der Mitte grünlich-gelb schimmerte, und in seinen flackernden Enden, über unsern Köpfen, bläsgelb erschien.

Allmählig aber schossen der Strahlen und Strahlenbüschel und Garben weniger auf. Das Hauptlicht wandte sich, so schien es unsern Augen, mehr nach Osten hin und verglomm dann mehr und mehr, obgleich noch lange eine ungewöhnliche Helle am nördlichen Himmel bemerklich blieb, so etwa, als sei das Nordlicht tiefer hinabgewichen und nur der sehr entfernte Schein von ihm reiche noch in den Gesichtskreis. Es war elf Uhr Nachts, als wir, um eine herrliche Erfahrung reicher, den Standpunkt verließen und heimkehrten.

Seitdem habe ich öfter Nordlichter beobachtet, aber, wenn auch ihr Verlauf ganz derselbe jenes ersten, das wir gesehen, war, so hat doch kaum ein später Beobachtetes diese großartige Lichtentfaltung, diesen ungewöhnlichen Umfang in räumlicher Beziehung, und diese ungewöhnliche Zeitdauer erreicht.

Wie genau ich es aber auch damals versuchte, das, was ich gesehen, niederzuschreiben, es vermag dennoch das Wort nun und nimmermehr diese Erscheinung und ihren stäten, wunderbaren Wechsel in ihrer Entfaltung, in der Lichtstrahlung und Farbenpracht zu bezeichnen. Das Wort, die Sprache ist zu arm dafür. Auch damals fragten die schlichten Landleute: Was wird das bedeuten? Und ich hatte Mühe genug, sie zu belehren.

Sie fragten weiter: Wie entstehen denn diese Nordlichter? Da erst stand es recht schlimm, denn im Grunde wissen wir so gut, wie Nichts. Wir — haben gelehrt klingende Namen für die Erscheinungen in der großen Gotteswelt, aber in ihr Wesen bringt, wie der Dichter und Naturforscher Haller sagt, kein erschaffener Geist. Da bleibt denn Nichts übrig, als uns an dem genügen zu lassen, was uns die arme, menschliche Wissenschaft zur Erklärung sagt. — Und was sagt sie uns darüber? — Wenig und dieß Wenige nicht mit sonderlicher Klarheit. Man hat wunderbarer Weise nun durch das ganze Weltall verbreitete, vielfältig geheimnißvolle, aber in ihren Wirkungen wahrnehmbare Kräfte entdeckt, nicht heute erst, sondern schon lange her, die man Magnetismus nennt. Mit dem Magnetismus steht das Nordlicht in naher Beziehung und seine Wirkung auf den Draht des elektromagnetischen Telegraphen, der, sobald ein Nordlicht flammt, für Mittheilungen ganz unbrauchbar wird, beweist das vollkommen, daß diese Kraft von ihm beinflusst werde und mit ihm in Verbindung stehe. Auch ist es merkwürdig, daß das Nordlicht in seinem ersten Entstehungspunkte gerade so weit nach Westen abweicht, nämlich vom Nordpunkt aus, als in dieser Zeit auch die

Magnetnadel gegen Westen abweicht von demselben Punkte. Wie, sagt man, die elektrische Spannung der Atmosphäre oder des Luftkreises sich durch Blitz und Donner ausgleicht und wieder in das Gleichgewicht setzt, so stellt sich auch das gestörte Gleichgewicht der magnetischen Kraft durch das Nordlicht wieder her und es hat also die Bedeutung eines magnetischen Gewitters. Man hat lange Zeit angenommen, daß das Nordlicht von einem knitternden Geräusche begleitet sei, allein dies haben genauere Beobachtungen völlig als unwahr bezeichnet. Jedenfalls müssen in der Nähe des Poles die Kräfte besonders walten, welche dem Nordlichte seinen Ursprung geben, denn dieselbe Erscheinung findet am entgegengesetzten Pole der Erde, dem Südpole, Statt, die wir jedoch in unserer nördlichen Lage nicht wahrnehmen können, Seefahrer aber wohl beobachtet haben, die sich in jenen Gegenden der südlichen Polnähe aufgehalten haben. Hauptsächlich ist es der französische Schiffscapitain Lafond, welcher einen Bericht über ein solches Südlicht abgestattet hat, nach welchem es ganz denselben Verlauf hatte, wie das Nordlicht, und seitdem haben sich diese Beobachtungen noch vermehrt. Da aber der Beobachter dort weniger sind, als auf der nördlichen Halbkugel der Erde, so kann diese Naturerscheinung dort seltener Gegenstand der Beobachtung sein. Daß sie aber da ist und nicht minder häufig, als am Nordhimmel, ist unzweifelhaft anzunehmen.

Fragt man, welchen Zweck die Nordlichter und ebenso die Südlichter haben, so würde es ausreichen, wenn man sagte, sie stellen das Gleichgewicht der Kräfte oder die Ordnung in der Welt her, wie es die Gewitter bei allzugroßer elektrischer Spannung der Luft thun, welche oft alle Thätigkeit lähmt und Menschen, Thiere und Pflanzen an gluthheißen Sommertagen völlig erschläft und entkräftet, die Luft also ungesund macht. Wir fühlen das hergestellte Gleichgewicht in der belebenden Luft, wenn ein Gewitter vorüber ist. So haben auch diese magnetischen Gewitter dieselben Zwecke, nur wissen wir nicht, wie groß der Einfluß derselben in ihrer großen Spannung und nach ihrer Entladung im Nord- oder Südlichte für den Haushalt Gottes in der Weltordnung ist. Aber noch einen besonderen Zweck haben sie, den die Bewohner des hohen Nordens nicht genug preisen können. Wenn dort die Sonne nicht mehr scheint und eine zweiundsiebzigstägige Nacht eintritt, dann erscheint das flammende Nord- oder Südlicht als ein Ersatz für das Licht, welches den Tag erleuchtet, für die zurückgewichene Sonne nämlich, und es ist eine unfägliche Wohlthat für die Bewohner des hohen Nordens, eine Ausgleichung des Mangels jenes belebenden Sonnenlichtes. So zeigt sich die segnende Liebe des Weltregierers in allen Erscheinungen in der Natur, und wo wir sie nicht erkennen, da ist es die Schuld des blinden Menschenauges und des kurzfristigen Menschenverstandes, der nicht tief genug in das wunderbare Walten Gottes eindringen kann. Da ist sie immer und überall.

Der Riesenstint in Masuren.

Masuren, jener bergige Landesstrich Ostpreußens längs der polnischen Grenze, hat einen großen Ueberfluß an fischreichen Seen, und man könnte die Bewohner desselben wohl um das Glück beneiden, das ihnen hieraus erblühet. Jedoch dem ist nicht also. Zwar sind dort Fischzüge, die mitunter wahre Petruszüge sind, ganz in der Ordnung, wo Hunderte von Tonnen stattlicher Brassen und bemoofter Karpfen mit einemmale aus der beeißten Fluth herausgezogen werden, und man kann sich über den glücklichen Fang dort allerdings freuen; doch kommt von dem schönen Reichthume leider dem armen Masuren nichts zu gut; er erhält davon nichts auf seinen Fisch. Wohlverpact sieht er die schönen Fische auf reichbeladenen Schlitten von seinen Seen fort der polnischen Grenze zufahren

und traurig muß sein lüfterner Blick sich davon losmachen; — nach Warschau geht die köstliche Ladung, in die Küche der polnischen Magnaten und russischen Feinschmecker. Die schönen fischreichen Seen Masurens sind nämlich an polnische Juden kontraktmäßig verpachtet worden, wodurch zwar viele Tausende von Thälern dem Staate einkommen, jedoch dem armen Masuren damit wenig gedient ist; — muß er sich doch seine schönen Fische rein aus der Nase gehen lassen. Nur eine Fischart bleibt ihm, der Stint, der seiner Winzigkeit und seines streng duftenden Geruches wegen von leckeren Zungen verachtet und auf der Tafel vornehmer Polen nicht gewürdigt wird.

Der Stint nun ist ein Fisch, der nur in den nordischen Seen vorkommt, auch in den Gassen, und von dem deshalb unsere Naturforscher drüben am Rheine eben nicht viel wissen und nicht viel schreiben, den sie oft sogar nicht einmal dem Namen nach aufführen. Selbst der große Naturforscher in den Alpen, Oken, irrt, wenn er behauptet, dieser Fisch habe nur die Länge eines Fingers, sei 3" lang. Die Stinte Masurens sind größer, sie sind von 6—7" Länge, ja ich habe Exemplare dort selbst gefangen, die fast einen ganzen Fuß lang waren, Riesen von Stinten, die 11" an Länge und 1 $\frac{1}{4}$ " Dicke maßen und einen verhältnißmäßigen Umfang hatten; dabei wog solch' ein Riesenstint über 10 Loth. — Von Farbe ist der Stint silbergrau, an den Seiten bläulich, glänzend und durchscheinend. Am Besten charakterisirt das sonstige Wesen dieses Fischleins ein masurischer Spruch, den ich, so gut mir die Uebersetzung gelingen mag, anführen will. Der Masur sagt von ihm:

Der Stint ist ein gar kleiner Fisch,
Ihn würdigt nur des Armen Tisch.
Als Landsmann wird er oft veracht,
Wiewohl er sich daraus nichts macht.
Nur ist die Treue nicht mehr Mode.
Doch bleibt er treu uns bis zum Tode. —
Wenn Polen unsre Fisch' verschreiben,
So sind's doch Stinte, die uns bleiben.

Und wer sieht's dem kleinen verachteten Stint wohl an, daß er einem hochedlen Geschlechte angehört, und zwar dem Lachse oder Salme, *Salmo salar*; er hat daher auch die Ehre, sich *Salmo eperlanus* zu schreiben, und der edle Silberlachs drüben im stolzen Rheine ist nichts mehr als sein Vetter. Auch zählt er zu seiner Verwandtschaft die hochangesehenen, auf fürstlichen Tafeln besonders geehrten Forellen (*Salmo furio*), die in den Krystallfluthen der klarsprudelnden Gebirgswasser ihr munteres Leben führen. — Dieser hohen Abkunft und Verwandtschaft hat er's auch zu verdanken, daß er recht scharfe, bissige Zähne hat und zwar nicht nur auf dem Ober- und Unterkiefer, sondern sogar auch auf der Zunge. Welches andere Geschlecht kann sich dessen rühmen? Der Mensch hat zwar oft eine spige und scharfe Zunge und dabei wohl auch Haare auf den Zähnen, zum Glück aber keine Zähne auf der Zunge; das wäre zu viel Gebiß und könnte zu Mißbrauch führen.

Unser in Rede stehender, 11" langer Stint hatte auf beiden Riefen Zähne von $\frac{1}{4}$ " Länge, und die etwas kleineren, aber nicht minder scharfen Zähne auf der Zunge gingen in zwei Reihen bis tief in den Kachen hinein. Dabei sah er so grimmig aus, daß Niemand der Umstehenden seinen Finger preisgeben wollte. Was nicht alles aus dem kleinen, zarten Stinte werden kann, wenn er älter wird! Ja als junger Stint ist er ganz zu durchschauen; man sieht ihm dann bis in's Herz. Wie ganz anders ist es aber mit dem erwachsenen Stinte!

Mehr als jeder andere Fisch zieht das Geschlecht der Lachse zur Laichzeit landeinwärts, den Strom oft bis auf hundert Meilen hinauf, überwindet auf diesem sechs Wochen langen Zuge Hindernisse, die ihm in den Weg treten und überspringt Wasserfälle und Wehre von drei Fuß Höhe mit Leichtigkeit, um seinen Weg als Schwämmner stromaufwärts fortzusetzen. Die Forelle der Gebirgswasser schnell

oft sechs Fuß hohe Wasserfälle hinauf, ja der Lachs versucht es sogar, freilich ohne Erfolg, zur großen Ergöblichkeit der Zuschauer, den 80' hohen Rheinfall bei Schaffhausen hinauf zu springen. Unser bescheidener Stint macht zwar wohl keine so großen Sprünge; es ist wenigstens nichts davon bekannt geworden, da man überhaupt seiner Wenigkeit so wenig Aufmerksamkeit geschenkt hat; er zieht jedoch ebenfalls zur Laichzeit in großen Schaaren aus den Seen in die Flüsse hinauf, geführt von irgend einem besonders großen Stinte, in Masuren wozu oder Anführer genannt, und geräth so auf seinem Wege vorwärts nur zu häufig in das trügerische Netz. Diese seine Wanderzeit fällt in den Monat März; er wird dann bei Aufgang des Eises gewöhnlich in großer Menge gefangen. Uebrigens laicht er, wider die Gewohnheit sonstiger Fische, nie bei schönem Wetter, sondern im Sturmesbrausen und beim Schneegestöber. Sonst lebt er den größeren Theil des Jahres in der Tiefe und zeigt sich im seichteren Wasser nur zum Frühjahr, wenn er sich in die Stromgänge begibt. Im Löwentinsee ist er besonders häufig und bei Nikolaiten und Kösen so zahlreich, daß man in dortiger Gegend zu sagen pflegt, wenn ein Reisender nicht weiß, wo Kösen liegt, so möge er nur irgend einen Berg ersteigen; nach dem Stintgeruche werde er die Stelle sicher treffen. — Der Lithauer füttert mit Stinten seine Schweine, der arme Masure aber trocknet die kleinen Fische und genießt sie als Brod.

W. K.

Dies und Das.

Der Vampyr ist eine Fledermaus Südamerika's, die in Höhlen und dunkeln Orten wohnt, wie diese Thiere auch bei uns solche Wohnorte lieben; aber es ist denn doch ein gewaltiger Unterschied zwischen unsern kleinen Thierchen dieser Art und diesem großen, mächtigen Thiere, das den, der in seine Schlupfwinkel eindringt, zerbeißt und zerträgt, daß er sich, wie man sagt, seiner Haut zu wehren hat. Man denke sich ein Thier, größer denn unsre größten Katten, mit einem Horn auf der Nase und gewaltigen, häutigen Flügeln, und man kann sich ungefähr eine Vorstellung von dem gewiß nicht lebenswürdigen Thiere machen. Das Schlimmste an ihm ist aber sein Blutdurst, und dieser Eigenthümlichkeit wegen ist das Thier in gleichem Grade gehäßt, wie gefürchtet. Kann es in ein Gemach eindringen, wo ein Mensch schläft, so legt es sich, ohne daß es der Schläfer merkt, auf ihn, säckelt ihm in den heißen und schwülen Räumen mit seinen Flügeln Kühlung zu und weiß mit einer an's Unbegreifliche grenzenden Unmerklichkeit seine spigen Zähne in eine Ader einzuschlagen und wenn das Blut rinnt, seine Schnauze darauf zu pressen und so lange zu saugen, bis es gesättigt ist, — oder ist es ein Kind — kein Blut mehr rinnet und — eine Leiche zurückbleibt. Ein erwachsener Mensch wird zwar nicht vom Blutverluste sterben, aber todtmatt, todtmüde sein, wenn er erwacht, und es sich nicht erklären können, bis ihm die blau unterlaufene Wunde sagt, woher das Komme. Wennwüdig ist es, daß die Südamerikaner sagen, wenn das Thier einmal das Blut eines Menschen oder eines Thiers gesaugt habe, es Person oder Thier verfolge und unter Zielen heraus finde und sicher wieder sein Blut jedem Andern vorziehe. Ob das sich bewähre, ist indessen noch lange nicht ausgemacht. Es ist gewiß, daß gerade an ein so heimtückisches und gefährliches Thier die Sage sich anschließt, und die Furcht vor ihm das Fabelhafte erzeugt und wahr. Es ist schon schlimm genug, auch ohne fabelhafte Anhängsel. Ich aber sage in meinem stillen Sinne: Segne Gott mein schönes Vaterland! Da gibts zwar auch Menschen, die man Blutsauger und Vampyr nennt — aber das sind die Wucherer und Pfandleiher, vor denen man sich schützen kann — wenn man will.

Der Baobab. Der Baobab ist einer der merkwürdigsten und gewaltigsten Bäume. Man heißt den Baum auch Affenbrodbaum und bei den Gelehrten hat er den Namen *Adansonia* nach dem englischen Pflanzenkundigen Adanson, der in Afrika große Reisen machte. Dieser gelehrte Mann maß einen dieser riesenhaften Bäume und fand ihn 73 Fuß hoch und 30 Fuß im Stammdurchmesser. Er schätzte sein Alter 5000 Jahre, aber bei solchen Schätzungen nehmen, wie es scheint, die gelehrten Herren den Rund voll, und wenn man von den 5000 Jahren 4000 abzieht, bleibt schon ein schönes Alter für so einen Baobab übrig, denn 1000 Jahre sind schon lang genug, daß so ein Riese Gollath unter den Bäumen ordentlich wachsen kann.

Der Reisende d'Escayrac de Lanture, ein Franzose, der von Algier aus in den sogenannten Sudan vordrang, sagt, er habe bei Melpes, unsern von Lobeld, einen Baobab gemessen, der 15 Faden im Umkreise maß (ein Faden hält 5 Fuß 6 Zoll), also etwa 82½ Fuß. Das war auch erheblich, denke ich! Nicht aber seine Größe allein ist es, die ihm unsere besondere Aufmerksamkeit zuwendet, sondern ein anderer Umstand, der uns tief in die Weisheit und Gnade der göttlichen Vorsehung blicken läßt. — In einer Höhe von 20—25 Fuß endet der

Stamm. Von hier aus laufen 4—5 ungeheuer dicke Aeste nach allen Richtungen aus, bleiben aber meist wagrecht; senken sich gegen das Ende bis zu 10 Fuß zur Erde, und treiben dann ihre belaubten Zweige wieder aufwärts. Obgleich seine Blätter nicht viel größer sind, als die der Koffkastanie, so verbreitet er doch einen reichen Schatten in diesem heißen Lande. Die hoch zu Tage gehenden, mächtigen Wurzeln bieten dem müden Wanderer prächtige Sitzbänke im Schatten. Sobald der Baum eine ansehnliche Dicke erreicht hat, fängt sein Gipfel an zu dörrn, sein Herz und Holz fault inwendig im Stamme ziemlich schnell und tief herab, aber die Rinde grünt fort und fort; führt den Aesten und Zweigen Saft und Nahrung zu, daß sie keinen Mangel daran leiden. Darin aber liegt die große Wohlthat, daß sich in dem ausgehöhlten Stamme während der Regenzeit das Wasser sammelt und sich lange Zeit frisch und gesurd erhält. Bedenkt man, wie selten das Wasser in der heißen Jahreszeit in Afrika ist, so erkennt man erst recht die unsäglich Wohlthat dieses natürlichen Wasserbehälters; denn den Einwohnern, wie dem vom Durste fast verschmachtenden Reisenden ist es der größte Gottessegens und sie begrüßen von Ferne mit Dank gegen Gott diesen wohlthätigen Baum; die Einwohner ziehen mit ledernen Eimern, ähnlich unsern Feuerlöschheimern, das Wasser oben heraus. In andern Gegenden bohren sie unten den Baum an, lassen soviel Wasser heraus, als sie nöthig haben, und schließen dann das Abzugsloch des Wassers mit einem Zapfen. In recht alten Baobabs, an denen die Rinde durchgefault ist, wohnen selbst Familien und haben ein sicheres Obdach. Manche stellen ihre Götzenbilder hinein und machen den Baum so zu ihrem Tempel.

Die Frucht des Baobab ist mehr als einen Fuß lang und von länglich runder Gestalt. Die Fruchtkerne liegen in einem weißlichen Brei, der sich später verhärtet. Die Kerne haben einen scharfen, zusammenziehenden Geschmack und sind ein gutes Heilmittel. Man genießt sie auch mit Milch gekocht und zerstoßen, als Brei, der wohlschmeckt. Der Segen des Baumes ist groß, denn er ist eine natürliche Cytherne, wie man die ausgemauerten Regenwasserbehälter in wasserarmen Gegenden nennt, worin sich auch das Wasser lange hält, und auch hier thut sich wieder die wunderbare Fürsorge Gottes für seine lebenden Wesen kund, die wir überall dankend und preisend erkennen sollen!

Plagen fanden sich überall auf dieser Erde und neben den größten Vorzügen auch die größten dieser Thaten des irdischen Daseins, die uns immer an den alten Elias mahnen: Dornen und Disteln soll dir der Acker tragen. Ein Reisender sagt von Java, dessen Schönheit und Segen er bewundert, daß es bei aller seiner Herrlichkeit, der Plagen unendlich viele habe. Dazu rechnet er aber nicht den blutigeren Tiger, das wilde, entsetzliche Rhinoceros, an den Flüssen die gefräßigen Kaimane oder Krokodille und die giftigen Schlangen, weil man Jahre lang in Java leben kann, ohne ihnen mehr denn ein- oder zweimal zu begegnen. Vielmehr ist es eine Reihe von Insekten, die einen armen Europäer gründlich zur Raserei und Verzweiflung bringen kann, weil sie den Schlaf nicht an sein müdes Auge kommen läßt. Dazu gehören besonders in den Flußniederungen und an den Meeresküsten in erster Linie die Muktio's, lange, blutigerie Schnaken, die durch die kleinste Öffnung eindringen und in Schwärmen kommen; die ihren giftigen Saugrüssel durch die Kleidung in's Fleisch senken und einen brennenden Schmerz verursachen. Die blutende Wunde geschwillt und schmerzt auf's Empfindlichste. In manchen, besonders sumpfigen Gegenden gibt es kaum einen Schutz gegen diese entsetzlichen Thiere. Auf die aus Europa Neuangewonnenen richten sie vorzugsweise ihre Angriffe. Ein anderes Insekt sticht und beißt zwar nicht, aber — die Wahl wird Einem schwer, was man vorziehen möchte — es setzt sich auf die Kopfhaare und will man es, da es ziemlich groß ist, weggagen, und schlägt und trifft es, dann, du Armer, hast du einen zehnfachen Wangengeruch an dir, den du durchaus nicht entfernen kannst und den du so lange überall mit dir herum trägst, bis er sich an der Luft verflüchtigt hat und — und das währt oft eine Viertel bis eine halbe Stunde. Sie sind sehr zahlreich und kommen in ganzen Schwärmen. Noch viel schmerzhafter ist der Stich der Agas-agas, einer kaum bemerkbar kleinen Fliege. Anfangs fühlt man Nichts, aber bald schwillt der gestochene Theil auf und es brennt, wie glühendes Feuer, und die Geschwulst hält oft zwei bis drei Tage an. Liebe Gäste sind die kleinen Nuskmäuse, die sich überall einschleichen. Wenn sie nur über Etwas hinlaufen, so ist es durchdrungen von einem entsetzlichen Geruche. Schwaaren sind dann völlig ungenießbar.

Auf dem Wasser sind die Kakerlaken eine furchtbare Plage, weil sie Alles bedecken, Einem in das Gesicht fliegen und einen unaußstehlichen Geruch hinterlassen. Zu allen diesen lieben Thierlein gesellen sich die weißen Ameisen, die Alles zernagen, Kleider, Stiefel, Möbel, Balsen und oft in einer Nacht einen ungeheuren Schaden anrichten. Kommt dann hier und da noch eine angenehme Giftschlange hinzu, deren Biß in zehn Minuten tödten kann, so ist eine Sippenschaft vereint, die fähig ist, Einem das schöne Java gründlich zu verleidern, zumal wenn man an die Sumpfs- und Faulfieber denkt, die dem Europäer drohen und ohne die selten Einer davon kommt. — Weibe im Lande und nähere dich reblich. Solche Plagen hat unser liebes, schönes Vaterland nicht, wenn's auch gleich nicht den Reichthum herrlicher Früchte hat, wie Java, und für brave tüchtige Menschen har's noch Raum und Brot genug!

Seemannsgeschichten.

Von W. D. von Horn.

Wer als Badegast in Ostende war, kennt das Looftsenhaus zwischen dem Cercle du Thars und dem Pavillon royal, zweien stark besuchten gastlichen Räumen. Es liegt gerade der Stiege gegenüber, welche zum unteren Badeplatze führt, und zwischen den beiden vortretenden runden Sälen vertieft sich ein Platz mit Bänken und Tischen, um bei günstiger Witterung im Freien zu sitzen.

Als ich im Jahre 1857 in Ostende das Seebad gebrauchte, pflegte ich vor dem Bade in dieser Vertiefung zu sitzen, um eine Cigarre zu rauchen. Dieß that ich, um mich abzufühlen, da ich einen ziemlich weiten Weg aus der Sanct Josephs Straße bis hierher zu gehen hatte und mich leicht erhitzte.

Wenn das alte Sprichwort: Ein junger Soldat, ein alter Bettler, eine traurige Wahrheit ist, so ist es, wo möglich noch in erhöhtem Grade, das so abgeänderte: Ein junger Seemann, ein alter Bettler. Das bewährt sich vielleicht nirgends so, als in Ostende. Zwei solcher alten „Wracks“ erwarteten mich in der Regel, der alte Bootsmann Meier, der aus Königsberg stammte, und hierher, Gott weiß wie, verschlagen worden war, und der alte Matrose Jens, der von der Insel Femarn war, und der auch hier vor Anker lag oder vielmehr gescheitert war. Beide waren durstige Kehlen, wie alle Matrosen, und jeden Morgen einige Centimes für „Geneverchen“ machte sie zu meinen treuen Freunden. Sie hatten es schnell weg, daß ich mir gerne erzählen ließ, und so waren sie denn Beide allezeit bei der Hand, mich mit einer Geschichte zu erfreuen. Die Gabe zu erzählen hatten Beide, allein Jens zeichnete sich durch den Reichthum seines Vorraths und durch die Eigenthümlichkeit seiner Geschichten aus. Namentlich liebte er das Sagen- und Märchenartige, war überdies dem Aberglauben der Seelute mit aller Macht ergeben, und sah Geister und Seegepenster. Besonders heftig vertheidigte er deren Daseyn und Gewalt, wenn der Bootsmann Meier dabei war, ungläubige Worte umwarf oder über die „abergläubige Theerjacke“ spöttisch lachte.

Eines Morgens, da ein scharfer Nordwest die Wellen prächtig zu Strande trieb und ein köstliches Bad zu erwarten war, lief Jens mich an und sagte freudestrahlenden Angesichts: Minheer, legt Ihr Euch am Looftsenhaus vor Anker oder steht Ihr gleich in See?

Warum denn, Jens Jenßen? fragte ich, der Wind ist gut und ich will mich nur abfühlen.

Weil ich mich zweier Geschichten erinnert habe, die so recht unter Eure Flagge gehören. Ich weiß schon, was Euch gefällt, und der Meier stört uns heute nicht.

Es hat Nichts auf sich, ob ich eine Stunde früher oder eine später bade, sagte ich. Die zweite Fluthstunde ist die beste zum Baden.

Well, da habt Ihr Recht, Minheer; so kommt denn, die kleine Bucht rechts ist noch frei am Looftsenhaus, dort können wir einlaufen und uns vor Anker legen.

Mit diesen Worten steuerte er der Ecke der bereits genannten Vertiefung zwischen den runden Looftsenhälen zu, und nahm sofort Platz und ich an seiner Seite.

Meint Ihr nicht, daß der Nordwest eine besonders austrocknende Macht hat, Minheer? fragte er, mich schallig ansehend. Ich meine es in Gaumen und Kehle zu spüren!

Was hilft denn da am sichersten, ein Glas Fars oder ein Geneverchen? war meine Gegenfrage.

Ein Geneverchen, denk' ich, erwiederte er, denn für Bier ist es noch ein wenig frühe. Wenn Ihr wollt, Minheer, kann ich das am Schlusse drauf setzen, wie einen Stöpsel auf die Flasche.

Einem Wunsch wurde genügt und nachdem Ein Rud das Geneverchen an Ort und Stelle gebracht, hob er an: Ich hab' Euch gesagt, daß ich von der Insel Femarn bin. Ihr kennt sie? Waret dort? —

Als ich das vermeinte, fuhr er fort: Es ist eine der fruchtbaren, prächtigen Inseln an der Küste von Holstein. Die Meerenge, welche sie vom Festlande trennt, ist sehr schmal, aber tief. Ihre Länge von Südost nach Nordwest ist etwa drei bis vier Stunden und sie ist etwa halb so breit. Bevölkert ist sie tüchtig, denn sie nährt ihre Leute, und die etwa kein Land haben, haben ihre Güter in See und es geht ihnen nicht Allen, wie dem armen Jens Jenßen, den der Sturm nach Ostende verschlagen hat. — Ihr wisset schon, Winheer, wenn wir dort hinien, wo die Holsten wohnen, von Bergen reden, so hat's nicht viel auf sich. Ein Bißchen höher wie Nordseebännen, dann stoßen sie ein verwunderndes Ach! aus. So ist denn auch so ein Berg nicht weit von meinem Geburtsort Petersdorf, der den seltsamen Namen: „Jungfrauenberg“ führt. Hoch ist er nicht, aber im flachen Lande gibt schon eine kleine Anhöhe eine hübsche Aussicht.

Warum aber der Berg „Jungfrauenberg“ heißt, das machte mir, ehe ich Schiffsjunge wurde und noch daheim herumlungerte, viel Kopfbrechens. Mein Vater konnte mir's icht erzählen, denn der war in See; meine Mutter mußte es nicht. So blieb mir denn nur übrig, Andere zu fragen. Aber Jeden fragen mochte ich nicht. Die Leute im Norden sind schwermäulig, Winheer, redesaul und schweigsam. Da hätte ich können etwas fassen, wenn ich mit meiner Frage Einem angefegelt wäre, was einer Ohrfeige ähnlich gesehen.

Die Dörfer auf der Insel haben eine gemeinsame, aber seltsame Form, die man sonst in der Welt kaum wiederfieht. Sie bilden alle ein Viereck, das einen freien Platz in der Mitte hat. Wieder in der Mitte dieses freien Platzes steht eine Ulme oder Linde oder irgend ein alter, ehrwürdiger, schattengebender Baum und ihn umgeben gewaltige Steine, darauf zu sitzen der Alten Vorrecht ist. Er heißt: der Dingstein oder Gerichtsstein, denn dort sprachen die Alten in früheren Zeiten Recht.

Auf dem Dingsteine saß meist im Sommer ein ehrwürdiger Greis. War auch eine alte Thranjacke, die, wer weiß wie oft, in den nördlichen Breiten umhergesehelt war, um den Wallfisch zu harpuniren und aus seinem Specke Thran zu sieden: hieß Lars Larßen und lag nun, weil nicht mehr seetüchtig, in Petersdorf vor Anker, oder daß ich es besser sage, er war an unserer Insel gestrandet, wie ich in Ostende, und wieder in See zu gehen war ihm so unmöglich, wie es mir heute ist. Doch war er besser dran, als ich, denn er lebte, gut gehalten, bei seinen Kindern, und ich habe Niemanden.

Item ich sah ihn eines Tages, es war ein heißer Sommertag, und Alles im Dorfe todtsüß, auf dem Dingsteine sitzen und sein Brimchen fauen, und dachte, vielleicht wär' es ihm un's Blaudern, und wenn er sonst Niemanden hätte, wär' ihm auch ein Junge recht. Ging also zu ihm, grüßte ihn höflich, indem ich meinen alten Südwestler lüpfte, und setzte mich zu ihm. Es war, wie ich vermuthet. Lars Larßen war heute redelüftig. So gab denn ein Wort das andere und bald war ich so weit, daß ich ihn nach der Bedeutung des Namens: Jungfrauenberg, fragen durfte.

Es ist recht von dir, mein Junge, daß du mich darnach fragst, hob er an, denn nur von den Alten kann man erfahren, was in früheren Zeiten geschehen ist, und die sollen es wieder den Jungen mittheilen, damit sich die Kunde erhalte. Ich will dir die Geschichte erzählen. Die Geschichte fällt in das Jahr 1419, da der König Eric von Schweden, Dänemark und Norwegen die Insel in eine Wüste verwandelte.

Damals lebte auf der Insel und hier am Dorfe der alte Harald Haraldsen. Er besaß den schönsten Hof auf Femarn, die fettesten Marschen, die fruchtbarsten Ackerländereien. Er war ein massererfahrener, weiser Mann und saß hier auf dem Dingsteine am ersten Platze. Sein Hof lag dort, wo du das neue Dach aus den Bäumen hervorschimmern siehst, ganz nahe am Dorfe. Kein Armer ging ohne Gabe von diesem Hofe; aber einen Fehler hatte er doch, und wo fände sich der Mensch, der sagen könnte: ich bin fehlerlos? Ja, mein Knabe, wenn Einer sagte:

er habe keine Sünde, so betröge er sich selbst und die Wahrheit wäre nicht in ihm. Er war ein harter Kopf. Eigensinnig und nachhaltig dem, der ihn beleidigt oder ihm wehe gethan. Das war sehr schlimm. — Harald war sehr reich, aber sein größter Schatz war seine einzige Tochter, die die Erbin seines Reichthums, aber schön war über die Maßen und tabellos in Leben und Sitte. Um die schöne Swine warben der Jünglinge Viele, aber nur Einer war ihr werth, Hyen, der ihr an männlicher Schönheit, an Keinheit der Sitten, an Tüchtigkeit der Seele wie an äußerem Wohlstande ebenbürtig war. Auch er war seines Vaters einziger Erbe und dem Bunde der Ehe dieser Beiden stand nichts im Wege, als — der Bäter Feindschaft, die aus ihren Jugendtagen herrührte und die sich nicht legen wollte, weil Beide harte Steine waren, die, wie das Sprüchwort sagt, selten rein mahlen. Das konnte der Kinder Herzen nicht trennen und sie hofften, daß die Feindschaft doch endlich sich legen werde; aber sie glumm fort, wie der Kinder Liebe.

Du weißt, daß der Johannistag auf Femarn ein Fest ist, zum Andenken einer in grauer Vorzeit erfahrenen Rettung aus Feindesgewalt; ein Volksfest, an dem die Häuser mit Blumen geschmückt zu werden pflegen. Am Tage vor dem Feste pflegen, wie du auch weißt, die Mädchen auf Flur und Wiesen zu gehen, um Blumen zu suchen zu den Kränzen, womit sie die Häuser schmücken wollen. Das thun sie in Altersgenossenschaften, und ist's grade Vollmondschein, so dauert solch Blumensuchen bis tief in die Nacht, weil die jungen Bursche sich zu den Mädchen gesellen, und sie durch Schäkern und Necken zu verhindern suchen, so viel Blumen zu pflücken, als sie bedürfen, und ihnen die Verlegenheit zu bereiten bestrebt sind, ihre Blumengewinde für den Festmorgen nicht fertig zu haben. Es ist ein heiteres, argloses Necken, und frohes Gelächter erschallt überall. Zuletzt helfen denn auch die Bursche und unter frohem Gesange zieht Alles heim, um nun noch die Festkränze zu winden und anzuhäften, ehe der Festtagsmorgen graut.

Auch an diesem Abende folgten die Jünglinge den Mädchen hinaus auf die Wiesen und Hyen fand bald seine geliebte Swine. Jünglinge und Jungfrauen achteten und liebten Beide gleich aufrichtig; kannten ihre Lage und begünstigten ihr Alleinsein, damit die Armen einmal, nach langem Hoffen auf eine solche Gelegenheit, ihre gepreßten Herzen ausschütten könnten. Sie zogen sich fernab und ließen Beide in ungestörtem Alleinseyn. Allmählich verstummte das Singen und Scherzen des jungen Volkes und erst jetzt brachen Beide eilig auf, um den bunten Haufen zu suchen; aber ehe sie ihn erreichten, heulte die Sturmglocke von Petersdorf in die Nacht hinaus. Hülfseruf schallte dorthier.

Was ist das? rief Hyen, drückte Swine's Hand und eilte dem Dorfe zu, während sie, von Angst gelähmt, langsamer folgte.

Auf der Seite der Insel, die von dem Orte, da die Beiden gefessen, ziemlich entfernt war, hatte König Erich mit seinen Mannen gelandet und Peterdorf, unbewacht von seinen Einwohnern, überfallen. Ehe Hyen den Ort erreichte, loderten die Flammen schon himmelhoch auf, und das Kampf- und Hülfeschrei schlug schauerlich an sein Ohr. Drinnen im Dorfe mordeten die Schweden mit teuflischer Luft. Indessen erreichte Hyen den Ort und stellte sich an die Spitze der Männer, die dem Feinde Widerstand leisteten; aber die Zahl der Feinde war zu groß. Dennoch sammelten sich jetzt auch die zurückgekehrten Jünglinge um ihn und mit dem Muth der Verzweiflung griffen sie die Schweden an und schlugen sie in die Flucht.

Zurückgekehrt in's brennende Dorf wollten die Bewohner desselben die Flammen zu löschen beginnen, aber Hyen rief: Laßt's niederbrennen, denn was wir heute retten, das brennen die Feinde morgen doch nieder! Viel gerathener ist es, Frauen, Greise und Kinder in's Innere der Insel zu retten und uns dort an die Männer anzuschließen, die gerüstet dem Feinde entgegen ziehen und den heiligen Boden der Insel vertheidigen! Sein Rath gefiel und mit blutendem Herzen schieden die Unglücklichen von der Stätte ihres Glückes, die bald ein Haufen ausgebrannter Trümmer sein sollte.

Jetzt aber, da sich der lange Zug fortbewegen wollte, rief hier eine Mutter nach ihrer Tochter, dort ein Vater — und die schreckliche Gewißheit ergriff alle Herzen, daß die zum Johannisfeste blumenpflückenden Mädchen den ruchlosen Feinden in die Hände gefallen sein müßten. — Kundschafter eilten nach allen Seiten hinweg. — Ach, sie brachten die volle Gewißheit dessen, was leider schon den höchsten Grad der Wahrscheinlichkeit erreicht hatte.

Auch Hyen war unter den Kundschaftern gewesen, denn sein geängstetes Herz sagte ihm, er habe seine geliebte Swine über dem Unglück Aller vergessen. Er war tiefgebeugt, denn er hatte die Mädchen in der Mitte des Haupthaufens der Feinde gesehen, bei dem der König sich befand; er hatte Swine's wehende Gewänder gesehen; es war kein Zweifel, daß sie in der Feinde Händen war! —

Rathlos, bleich, wie ein Steinbild starr — stand Hyen da, das Haupt gesenkt, die Arme herabhängend und kraftlos den Morgenstern haltend.

In diesem Augenblicke trat Harald Haraldsen vor ihn hin, legte seine blutige Faust auf seine Schulter und sagte mit bebender Stimme: Hyen, rette dir die Braut!

Dies Wort durchzuckte ihn. Es kam Leben in seine Gestalt, Muth in seine Seele, Feuer in sein Auge, Kraft in seine erschlafften Arme.

Fort in den Feind! rief er mit einer Stimme, die weiterklang, als ein Heerhorn. Die Jünglinge, die Männer, Alle schlossen sich an und dahin brauste der todesmuthige Haufen.

Unterwegs begegneten ihnen andre Haufen, die aus dem Innern der Insel, wohin die Botschaft schon gelangt war, den unglücklichen Küstenbewohnern zu Hülfe kamen. Sie erreichten den Feind, der sich gelagert und fielen über ihn her, Tod und Verderben bringend. Dennoch ermanneten sich die Schweden und ein furchtbarer Kampf entwickelte sich, der bis zum hellen Morgen dauerte. Der Mond beschien die Kämpfenden und Sterbenden und er blickte auf ein blutiges Leichensfeld; er war Zeuge der gänzlichen Niederlage der Inselbewohner. Dennoch hatten sie auch dem Feinde unermesslichen Schaden zugefügt, denn der Seinen Leichen waren schier mehr, als die der Männer des Gilandes.

Als der Tag hell und klar auf dieß graußige Schlachtfeld schien, naheten zwei Männer mit grünen Zweigen in den Händen dem Lager der Schweden und heischten, vor Erich geführt zu werden.

Es war ein Jüngling von riesiger Größe und großer Schönheit, und ein Mann, nahe den Fünfigern, nicht minder ansehnlich, als der Jüngling. Sie wurden vor den König geführt, der in grimmigem Zorne sie empfing.

Was wollt Ihr? herrschte er sie an.

Femarn unterwirft sich dir, König Erich, sprach mit wankender Stimme der Mann, während, bleichen Angesichtes, der Jüngling zur Erde sah. Femarn ist dein, wiederholte er, gib uns nur unsre Jungfrauen, gib mir Swine, mein Kind wieder!

Da lachte teuflisch der Unmensch und rief: Femarn ist mein, ohne Euch! doch, hotet die Mädchen! befahl er, und die bleichen Mädchen wurden herbei geführt. Meinst du diese? fragte höhneud Erich, und deutete auf Swine, die die Perle unter den Töchtern der Insel war.

Mein Kind, mein Kind! rief Harald und stürzte auf sie zu; aber die Schweden stießen ihn gewaltsam zurück. — Er sank auf seine Kniee vor dem Könige und flehte, daß er ihm seine Tochter gebe.

Hyen's Blicke ruhten rollend auf dem Antlitz des Wätherichs. Dieser lachte und sprach: Nein, das schöne Täubchen ist mein! Da fiel auch Hyen auf seine Kniee und flehte um seine Braut. Ich habe noch nie mein Knie vor einem Menschen gebeugt, sagte er. Erbarme dich!

Erich hohnlachte. Dein Liebchen soll das Meine sein! rief er aus. Da sprang Hyen auf, entriß dem Schweden, der ihm zunächststand, die Streitart und schleu-

derte sie nach des Königs Haupt, daß sie zischend an seinem Thron vorbeislog und nur durch ein Zucken des Königs ihr Ziel verfehlte.

Im nächsten Augenblicke lagen Ohen und Harald, gräulich zerlegt zu den Füßen des Königs. Swine stieß einen gellenden Schrei aus, aber rasch und kühn riß sie eines Schweden Dolch aus der Scheide und stieß sich ihn in die unentweihte Brust, daß sie auf des Bräutigams und Vaters Leichen sank und der dreie Herzblut sich in Einem Bächlein einigte.

Erich erbleichte; seine Lippe zuckte; sein Auge sprühte Tod und Verderben. — Schaffet sie hinweg! knirschte er. — Selbst die Reisigen zitterten vor dem entsetzlichen Jornausbruche, der Verferkerwuth des Gewaltigen. Voran! rief er, sein Schwert fassend. Was auf Femarn noch lebt, muß unter unsern Streichen verbluten! Eine Wüste soll die Insel sein, menschenleer und öde!

Und es ergoß sich sein Heer, wie eine verheerende Springfluth über die Insel und verwüstet lag sie nach einigen Tagen da; nur die Jungfrauen lebten noch, die eine Schaar bewachte.

Der Wuthschraubende befahl, Alle auf die Höhe vor Petersdorf zu bringen. Dort slog sein schrecklicher Blick über sie hin. — Es war keine Swine mehr unter ihnen! Da gab er den Befehl, sie alle zu morden, und wie wilde Thiere stürzten die bluttriefenden Henker von Femarn über sie und unter ihren Streichen hauchten sie ihre Seelen aus. —

Da stand der Wütherich und weidete sich am Schlachten der Schuldlosen, bis das von der Höhe herabfließende Blut seinen Fuß berührte. — Da ergriff ihn die Qual der Hölle. Eine wahnsinnige Lache schlug er auf und eilte von dannen. Der strafenden Hand Gottes entging der Unmensch nicht. Des Wahnsinns Fesseln hielten fortan seinen Geist in ihren Banden. Das schreckliche Bild des Blutbades an den schuldlosen Mädchen verließ ihn nicht mehr. Immer hörte er den Jammer-schrei der Gemordeten; immer sah er den Blutbach gegen seine Füße rollen und sprang zurück, daß er sie nicht berühre. — Er ist wahnsinnig gestorben!

Sieh, mein Knabe, sagte der Greis, seitdem heißt der Berg dort Jungfrauenberg und den Namen hat er behalten, als die Dithmarschen in das verwüstete Femarn einwanderten und es wieder bevölkerten und den Namen wird er behalten, so lange Femarn den Fluthen trogen kann.

Er schwieg und ging darauf in sein Haus. Mir aber ist die Sage bis heute im Gedächtniß geblieben, ob ich gleich Femarn, meine Heimath, nicht wieder sah. — Jens schwieg und auch ich, denn ich dachte der Begebenheit nach, die eine wilde, barbarische Zeit vor meine Seele heraufbeschwor. Die Stunde des Badens war da und ich stieg hinab auf den Strand, um mir ein Badekabinet zu suchen.

Als ich aus dem Bade kam, erwartete mich Jens. Es war nöthig, einen kleinen Spaziergang zu machen. Jens begleitete mich, um auch seine zweite Geschiçhte an den Mann zu bringen.

Minheer, hob er an, habt Ihr schon etwas von dem fliegenden Holländer gehört? — Ich verneinte seine Frage. Nun, sagte er, das ist ein Schiff, das gespenstig auf dem Meere umherfährt. Wenn es erscheint, so bedeutet's den Untergang des Schiffes, dem es erscheint. Es ist schwarz am Rumpfe, an Masten, Masten, Spiren, Segeln und Wimpeln, segelt gegen den Wind und man sieht nicht, daß es regiert wird, selbst am Steuer steht Keiner. Es soll ein Schiff sein, darauf einst eine gräuliche Meuterei ausbrach, wo die Matrosen alle Offiziere mordeten und entsetzliche Gräuelt thaten verübten, so daß es, verdammt vom Herrn, wie der ewige Jude herumwandern, also auf allen Meeren herumsegeln muß, Unglück bringend denen, die es sehen.

Ich hatte einen Ohm, der Matrose war, der hat ihn einmal gesehen den fliegenden Holländer, unter den schauerlichsten Umständen von der Welt.

Er war Matrose, wie gesagt, auf einem dänischen Schiffe, das von Kopenhagen aus mit Waaren kostbarer Art befrachtet war, um nach den Antillen zu segeln. Ihr wißt, daß dort auf den schönen Inseln eine große Vielherrschaft da-

malß herrschte und der Schleißhandel von den Dänen gar mächtig betrieben wurde. Sie luden ihre Waaren auf einer dänischen Insel aus, und die Schmuggler holten sie nach einer der französischen oder spanischen Antillen ab. Der Gewinn bei diesem Spizbubenhandel war ungeheuer groß und lockte daher sehr an.

Der Schifförheder Olaf Steenholm befrachtete sein Schiff Nixe mit kostbaren, zum Schmuggel bestimmten, Waaren, und segelte mit günstigem Winde ab. Er selbst, wohl erfahren zur See, befehligte das Schiff, und nahm seine wunderliebliche Tochter mit, die ein Verlangen trug, auf einer der dänischen Antillen eine Tante zu besuchen. Sie war ein sanftes, freundliches Wesen und das Gegentheil ihres Vaters, der ein wilder, strenger, erbarmungsloser Mensch war, habgierig, wie der Teufel! —

Seine Matrosen hatte er, da er in übelm Rufe stand, nur mit Mühe und für den dreifachen Lohn zusammengebracht, den Andere gaben. Es waren daher aber auch die verwegensten und lüderlichsten Gefellen, die es in Kopenhagen geben mochte. Allen Nationen angehörend, war es ein bunter Haufe, zu Allem fähig und besonders zu Meuterei aufgelegt, weil ohne Liebe zum Patron des Schiffes, der zugleich Capitain war.

Steenholm war ein riesenhafter Mann von finstern, boshaftem Aussehen, der ein eisernes Regiment an Bord führte. Er ging immer polternd und zankend umher, bewaffnet mit vier Pistolen im Gürtel und einem breiten Messer, mit dem auch nicht zu spaßen war. Niemand an Bord hatte sich eines freundlichen Gesichtes oder Wortes von ihm zu rühmen und sein Geiz ließ es nicht zu, die Seeleute ordentlich zu beköstigen. Da blieb Murren und Unzufriedenheit nicht aus. Aber Niemand wagte, seinen Unmuth laut werden zu lassen.

Schon mehr als einmal drohte Meuterei auszubrechen, wenn nicht Steenholms engelsgute Tochter besänftigend eingewirkt hätte. Unter den Matrosen war einer der wildesten und gefährlichsten, ein gewisser Arwed aus Fühnen. Dem galt Alles gleich. Seine Leidenschaften waren zügellos und jeder Uebelthat war er fähig.

Steenholm hatte ihn auf dem Stricke, und schon mehrmals war er zu der Strafe der „neunschwänzigen Kage“ verurtheilt worden, allein die milde Maria hatte Fürbitte eingelegt und sie war ihm jedesmal geschenkt worden. Indessen wuchs Steenholms Haß gegen ihn, und Arwed zahlte mit gleicher Münze aus.

Diese „neunschwänzige Kage“ ist eine Geißel aus neun langen Lederriemen bestehend, die dem Verurtheilten auf den nackten Rücken beigebracht wird, während er an dem Hauptmaste angebunden wird. Es ist eine gräßliche Strafe, die, wenn sie in reichlicher Zahl den Sträfling trifft, Fegen Fleisch aus dem Rücken reißt.

Arwed haßte den Patron und der Patron ihn. Es bedurfte nur eines Funken, so loberte der Hader auf, und Arwed wußte, daß er dann verloren war. Dennoch that er Nichts, um Steenholm für sich zu gewinnen.

Meuterei im Herzen, zettelte er sie heimlich an. Alles war vorbereitet und der Plan dieser: Der Patron sollte erschlagen und das Schiff an eine der französischen Antillen gebracht, und dort die Fracht verwerthet und unter die Mannschaft vertheilt werden. Mein Ohm allein wußte Nichts von dem bösen Anschläge und würde, weil er eine ehrliche Holsten-Natur war, durchaus nicht eingewilligt haben. Jedenfalls mochte es im Plane der Meuterer liegen, ihn über Bord zu werfen, wenn nicht gerade Arwed eine besondere Zuneigung zu ihm gefaßt gehabt hätte.

Eines Tags, wo Steenholm wieder bei schlechter Laune war, weil eine Windstille schon fast vierundzwanzig Stunden angehalten und das Schiff nicht von der Stelle gerückt war, befahl er Arwed irgend Etwas, und dieser, zornig, weil er von Steenholm einen herben Verweis erhalten hatte, den er nicht verdient zu haben glaubte, widersetzte sich geradezu dem Befehle. Jetzt aber waren alle Grenzen überschritten. Flüche, die Gemein ein Grauen verursachten, entfuhrn seinem Munde schneller, als die Athemzüge, und er selbst ergriff die „neunschwänzige Kage“, ließ Arwed an den Mast binden und begann mit seiner Riefkraft auf's Un-

menschlichste den Matrosen zu schlagen. Aehnliches hatten die Matrosen noch nicht erlebt. Und dennoch ächzte und seufzte Arwed nicht; er lavirte nicht einmal mit dem Leibe, dieß reizte Steenholm zu immer wilderem Zorne.

Grimm und Wuth erfüllte die Herzen, aber Keiner wagte, ein Wort einzulegen. Nur mein Ohm wagte es, warf sich vor dem Patron auf die Kniee und flehte um Schonung. Statt der Antwort erhielt er einige Hiebe mit der schrecklichen Geißel, daß er sich schnell auf und davon machte, aber in die Cajüte rannte er, und sagte Steenholms Tochter, was geschähe, ja er ließ Worte fallen, die ein schlimmes Ende andeuteten, das, unter solchen Umständen, kaum ausbleiben könnte. Voll Entsetzen stürzte das mitleidige Mädchen auf das Verdeck und hing sich flehend an den Arm des Unbarmherzigen, der die Geißel schwang. Habet Erbarmen! rief sie in äußerster Aufregung und hielt seinen Arm fest, daß er den Hieb, zu dem er eben ausziehen wollte, nicht führen konnte.

Wüthender noch gemacht durch dieß unerwartete Hinderniß, schleuderte er das Mädchen mit solcher Gewalt weg, daß es wider die hohe Wandung des Schiffes fuhr, wo es ohnmächtig niederfiel und leblos dalag.

Meines Oheims Schreckenruf machte Steenholm aufmerksam, und, als er sein einziges Kind todähnlich daliegen sah, ließ er nach, und eilte zu ihr hin. Daneben stand ein Kübel mit Seewasser. Mit der hohlen Hand schöpfte der Unmensch und besprenkte sie. Bald darauf kam sie zu sich und der noch immer furchtbar erregte Vater riß sie mehr, als er sie zog, hinab in die Cajüte. Was dort vorging, weiß ich nicht; aber mein Oheim erzählte, man habe heftiges Reden anfänglich gehört. Steenholms Stimme sei indessen weniger laut und heftig geworden, bis endlich die Rede der Weiden in der Cajüte verstummt oder ganz leise geworden sei.

Der gräßliche Sturm der Berserkerwuth des Unmenschen war vorüber. Des Mädchens Worte mußten Wurzel gefaßt haben in seiner Seele und Eingang verschafft besonnener Ueberlegung. Er kam erst am Abende wieder auf das Verdeck, als sich eben eine leise Regung der Luft merken ließ, welche die Wellen des Meeres kräuselte. Es war eine schlimme Stunde für ihn! —

Arwed hatte in maßlosem Grimme die erbarmungslose Züchtigung erduldet und den fürchterlichen Schmerz mit mehr als menschlicher Kraft niedergekämpft, um dem Unmenschen keine Genugthuung zu bereiten; aber in seinem anscheinend gefühllosen Dulden lag Steenholms Todesurtheil. Innerlich glühte er vor Rache, aber sein Anefsicht war glatt, wie die See bei einer Windstille. Nur seine Blicke glühten Feuer signalen bei der Nacht, die Jeder verstand — und mit ihm in Uebereinstimmung brachte. Steenholm hatte ja selbst die Meuterei herbeigerufen. Jeder mußte sich sagen: Was heute Arwed traf, das trifft dich Morgen! Steenholm wurde in der That täglich ärger, zumal die Windstillen ihn auf's Aeußerste brachten, weil sie seinen Profit schmälerten. So konnte es nicht weiter gehen, und doch hatte das Schiff erst die Canarischen Inseln hinter sich!

Wie gesagt, Winbeer, fuhr Jens fort, nachdem er ein Brümchen mit unübertrefflicher Gelenkigkeit und wahrhaftiger Taschenspielerkunst in die Höhlung der linken Bacle geschoben, der Wind erhob sich als leichte Seebrise, die aber allmählich anschwellte und endlich zum Sturme wurde. Die Uebergänge zu diesen Grabsteigerungen der Kraft des Windes waren rasch. Aller Hände waren nöthig, um das Schiff zu bedienen, und es vor Schaden zu bewahren.

Jetzt hörte man Steenholm's Tritte die Cajütentreppe herauf, und bald donnerten seine Flüche und Befehle, beide in einer höchst wunderbaren Mischung, durch das Sprachrohr den Matrosen zu. — Sein Ruf: All' Mann auf Deck, war kaum verhallt, als er nach Arwed rief und donnernd befahl, daß er mit Hand anlege. Der arme Schelm lag in höllischer Pein in seiner Koje; aber da half nichts!

Die Matrosen knirschten vor Wuth und Zorn. Alle wechselten Blicke des Einverständnisses. Nur Arwed fehlte, um in diesem Augenblick das Complot, das, fast ohne ein Wort gewechselt zu haben, Alle umfaßte, zum Ausbruche zu bringen.

In diesem Augenblicke trat Arwed mit glühenden Augen, vom Fieber gerüttelt, auf das Deck. Seine Bewegungen waren fest, sein Gang schnellkräftig. Er hatte ein langes Messer in seiner Hand, trat zu seinen Genossen und sagte: Jetzt ist's am Ende. Voran!

Mit diesen Worten stürmte der Haufe, alle ihre Matrosenmesser blank, auf Steenholm los. Der wandte sich in diesem Augenblick um und erkannte, was ihm bevorstand.

Ohne auch nur eine Sekunde die Geistesgegenwart zu verlieren, ergriff er eine Pistole und schoss sie auf Arwed ab. Er fehlte ihn, verwundete aber dessen Hintermann in der Achsel. Jetzt war Alles vorüber! Ehe der alte Steenholm die zweite Pistole fassen konnte, war Arwed, gleich einem Lieger, auf ihn losgesprungen und hatte ihm das Messer in das Herz gestossen, wo er es in tödtlicher Rache sucht um und um drehte und die Stöße erneuerte, als ob es an dem Einen nicht hinlänglich gewesen, die letzte Regung des Lebens zu vertilgen.

Wie von teuflischen Rachegeistern besessen, stürzten sich Alle auf den nicht einmal mehr zuckenden Leichnam und durchbohrten die Brust mit ihren Messern.

Jetzt stürzte das schöne Mädchen herbei und erstarrte bei dem Anblicke des ermordeten Vaters. Sie war keines Wortes mächtig und sank endlich lautlos zusammen.

Mein Ohm ergriff sie und trug sie hinab in die Kajüte.

Oben rastete die Wuth noch fort, bis sie endlich den Leichnam in die See stürzten, wo die Welle, die im Sturme gegen das Schiff schlug, als wollte sie es zertrümmern, ihn verschlang.

Was gibst's mit dem Mädchen? fragte mein Oheim, der wieder auf das Deck zurückgekehrt war. Sie liegt ohnmächtig in der Kajüte.

Sie ist mein, rief Arwed, denn ich habe den Unmenschen mit sicherem Stöße gefällt. Ihr seyd Alle hintennach gekommen, aber alle als Pfuscher. Nicht das Mädchen aber soll uns jetzt beschäftigen, fuhr er fort, sondern du, sprach er zu meinem Oheim, denn du bist eine mattherzige Alteweiberseele, hast's immer mit dem Laviren gehalten, wenn Gradaussegeln geboten war. An dem Tode des Unmenschen hast du dich nicht betheligt. Ob du gleich für mich gebeten hast, so traue ich dir dennoch keine Minute. Du wirfst uns verrathen am ersten, besten Orte, wenn auch nicht aus Haß und Feindschaft, doch aus Furcht und Dreiswichheit deiner unmännlichen Natur.

Was soll mit ihm geschehen? Saget Eure Meinung! sprach er jetzt, zu dem Haufen gewendet, der in der verschiedensten Stimmung da stand, wie die Mordthat geschehen war.

Einige Augenblicke herrschte Schweigen, das meinen Ohm die volle Todesqual erdulden ließ. Endlich sagte ein alter Matrose: Arwed du weisst, er war stets ein guter, braver Kerl, der Keinem von uns zu nahe trat oder wehe that. Was du sagest ist zwar richtig, aber laß ihn leben; einen schweren Eid muß er leisten. Das wird seiner Zunge eine Fessel sein und ihn vor Verrath bewahren!

Damit stimmten Alle überein und in Arwed's Brust mochte sich noch ein Restlein von Dankbarkeit regen — kurz — auch er war damit zufrieden, und er sprach meinem Oheim einen Eid vor, der selbst die rohesten Matrosen mit Entsetzen durchschauerte. Mein Oheim schwur ihn, weil, wenn er ihn weigerte, sein Tod gewiß war.

Raum war dies vorüber, als ein neues, nicht weniger schauerliches Schauspiel erfolgte. Maria Steenholm stürzte auf das Verdeck, ihr Haar war gelöst; es flatterte schaurig im Winde und ihr Aussehen war ganz das einer Wahnsinnigen — es war entsetzlich!

Wo ist mein Vater? schrie sie so gellend, daß es das Heulen des Sturmes durchdrang. Wo ist mein Vater? wiederholte sie noch heftiger.

Arwed nahte sich ihr. Liebchen, sagte der bluttriefende Mensch, der ist eine Speise seiner Genossen, der Haiische, geworden. Du weisst, Gleich und Gleich

gefellt sich gern! Komm du nun in meine Arme und heile meine Wunden, die dein Vater schlug und tilge so einen Theil seiner schweren Schuld. Mit diesen Worten nahte er sich ihr mit ausbreiteten Armen.

Fluch dir! Fluch dir, du blutiger Mörder, rief sie in gräßlichem Tone und flüchtig, wie eine Gazelle, schwang sie sich auf die Wandung des Schiffes, da, wo die Takelage einen freien Raum gestattete. Ich lade Euch Alle vor Gottes Gericht! rief sie dann und — die schäumenden Wellen schlugen über ihr zusammen.

Arwed zitterte am ganzen Leibe, als er sah, wie ein Haifisch, deren eine große Zahl Steenholm's Leiche herbeigelockt, sich auf den Rücken legte, und, jene schöne Beute ergreifend, sie in die Tiefe riß.

Um den furchtbaren Eindruck zu tilgen, wurde ein Rumpfsack auf das Verdeck geschafft, wo sich die Meuterer für eine lange Entbehrung schadlos hielten, bis sie hier und dort niedertaumelten. Arwed und der alte Matrose, der meines Oheims Leben gerettet, und mein Oheim selbst, waren die Einzigen auf dem Schiffe, die nüchtern waren und vermochten, das Schiff nothdürftig zu lenken, das, vom Sturme gepörscht, umhergetrieben wurde, ohne daß man mußte, wo man war.

Blötzlich rief ein Schiffsjunge, der sich im Entsetzen über alle die Gräuelp, die er hatte erleben müssen, in dem Mastkorbe versteckt hatte: Ein Segel in Nordwest! Fährt wie der Blitz! Segel rabenschwarz!

Das ging nicht mit rechten Dingen zu, denn der stets wachsende Sturm, den zuckende Blitze und rasselnder Donner begleiteten, blies aus Südost! Dem Winde gerade entgegen, das war ganz unerhört! Alle dreie starrten voll Entsetzen in die Richtung, die der Knabe angab. Seht Euch vor, rief der Knabe im Mastkorbe wieder, es kommt gerade auf unser Bugspriet los!

Jetzt sahen sie das schreckliche Schiff. Der Rumpf war schwarz, Segel, Alles schwarz, erzählte mein Oheim; wir sahen es mit Entsetzen! Keine Menschenseele zeigte sich an Bord. Es schien die Wellen kaum zu berühren, und das rabenschwarze Schiff stach gegen die weißen Kämme der Wogen schauerlich ab. Wir waren wie gelähmt. Es bohrt uns in Grund! rief angstvoll der Junge im Mastkorbe. Aber das that es nicht. Mit einer leichten Bewegung schoß es an unsre Seite. — Wir sahen deutlich Maria's und Steenholm's Leichen auf dem schwarzen Verdecke liegen und eine furchtbare Stimme rief: Vor Gottes Gericht!

Jens hielt an. Er trocknete sich den Schweiß von der Stirne.

Well, Minheer, hob er dann wieder an, Ihr könnet Euch denken, wie es bei den Dreien stand, die noch bei Verstande waren. Der Junge im Mastkorbe heulte furchtbar. Die Andern standen rathlos.

Der fliegende Holländer! rief mein Oheim aus. Wir sind verloren!

Das schwarze Schiff rauschte vorüber und verschwand in dichtem Gewölke, das, schwarz und drohend, sich fast auf der See lagerte. Jetzt stieß aus diesem Gewölke ein Windstoß mit unwiderstehlicher Kraft. Der Mast brach, der Knabe wurde aus dem Mastkorbe in die See geschleudert, aber er faßte eine Raue und rief meinem Oheim, das fluchbeladene Fahrzeug zu verlassen, weil es untergehen müsse! —

Der, kaum seiner Sinne mächtig, folgte dem Rufe und erreichte den Jungen und die Raue trug sie beide.

Das Brack, denn dazu war das Schiff geworden, da keine Hände zum Dienste da waren, wurde vom Winde schauerlich herumgeworfen. Der Hauptmast war gebrochen. Den hatten die Beiden gefasst, aber die beiden andern Masten folgten rasch. Das Schiff wurde durch ihr Gewicht auf die Seite gezogen. Was auf Deck war, rollte in See und verschwand, und eine Viertelstunde später sank das Schiff unter mit Allem, was drin und drauf war.

Die Nacht kam. Der Sturm legte sich, und als der Morgen endlich graute, lag die See, nur leise noch bewegt, vor den Blicken der beiden noch Lebenden da,

ohne daß man die Spur eines Menschen sah. Selbst wenige Trümmer nur schwammen auf der weiten Fläche.

Die Weiden wurden von einem französischen Schiffe gerettet.

Jens schwieg.

Meier aber, der den Schluß noch gehört, lachte laut auf und sagte spottend: Minkeer, der Kerl ist ein altes Weib, voller Ammenmärchen, und, glaubt mir, nirgends hat der Aberglaube breiteren Spielraum, als in leeren Köpfen auf dem Salzwasser! Damit verließ er uns und Jens ging, mich grüßend, aber halb ärgerlich, halb beschämt, am Cercle du Thare links hinab nach der Stadt.

Helgoland.

Skizze von E. Heusinger.

Mit einer Abbildung.

Es sind schon einige Jahre her, als ich unter dem Einflusse eines anhaltend schönen Sommerwetters eine Sehnsucht nach dem Felseneilande Helgoland empfand, die sich mit jedem Tage in dem Verhältnisse steigerte, als die Jahreszeit voranschritt. Es trieb mich nicht das Bedürfnis des Seebades, welches jetzt vorzugsweise zum zahlreichen Besuche der Insel veranlaßt, sondern der lang gehegte Wunsch, die Ereignisse bis zum kleinsten vor meinem inneren Auge die Specialrevue passiren zu lassen, welche die Veranlassung waren, daß der winzige Punkt in der Nordsee, bei Beginn meiner stürmischen Reise durch's Leben die erste Hauptstation des Lebens für mich wurde.

Alle Welt kennt heutigen Tages das Eiland; und wem es an Geld oder an Luft gebricht, es mit eigenen Augen zu schauen, der kann billig aus den vielen Reisebüchern erfahren, wie es in der Neuzeit dort aussieht, wie man lebt um gesund zu werden, wie man es anfängt, um die Viele gar bald überkommende Langeweile zu vertreiben. Als ich zum ersten Male bei Helgoland vor Anker ging, war ich noch ein blutjunger Fant und in der Welt sah es gar trübe aus, fast wie jetzt, man lachte wenig und hoffte von Tag zu Tag auf bessere, auf sichere Zeit.

Vergebens sucht man jetzt nach einem Ueberbleibsel aus dem weltgeschichtlichen Leben, wie es sich einst unter meinen Augen dort entfaltete; vergebens nach einer Spur von den umfangreichen Waarenhäusern, und von den belebten Comptoirs, in denen offene und heimliche Handelsgeschäfte betrieben wurden, wie in der bedeutendsten Seestadt. Manches von dem, was man jetzt in der Sommerzeit dort erblickt, ist ja mitunter auch ganz merkwürdig und schön; aber das auf den kleinen Raum sich beschränkende Badeleben bietet in seiner täglichen Wiederholung zu geringe Mittel gegen Langeweile, wie man sie während der ehemaligen Glanzperiode von Helgoland, bei dem täglichen Wechsel seiner oft eben so geheimnißvoll verschwindenden als ankommenden Bewohner, im Anblick der zahllos kommandierenden und gehenden Handelsschiffe, in der Anschau der manoeuvrirtenden Kriegsfahrzeuge und im Wechsel der theueren Vergnügen, welche in großer Auswahl vom Continent herüberpedirt wurden, kaum dem Namen nach kannte.

Wem ein gütiges Geschick, mit der Gesundheit, auch die Zeit und die Geldmittel dazu verliehen hat, die Orte noch einmal wieder zu besuchen, wo ungewöhnliche Ereignisse besondere Abschnitte im Leben bezeichneten, der sollte es ja nicht versäumen! Und geschehe es auch erst gegen den Abend des Lebens — so wird solche Rundschau Niemand bereuen! Man lebt sein Leben noch einmal durch im Anblick der Stätten, wo wir in größeren oder kleineren Aben-



Lith. Anst. v. F. C. Klisch Frankfurt a. M.

Du Heusinger's Helgoland.

Digitized by Google

teuern bald von Freuden, bald von Leiden überrascht wurden. In der Erinnerung an den Sonnenglanz der Jugend vergißt man das Alter; rash, wie vor Jahren, rollt das Blut wieder durch die Adern, und neu gekräftigt für Jahre kehrt man in die Heimath zurück. Selbst da, wo man an einzelnen Stellen den Horizont der Vergangenheit umdüstert erblickt, wird es nicht an einzelnen Sternen fehlen, in deren mildem Glanze das Herz sich noch einmal erfreut, ehe es mit allen seinen Erinnerungen im lezten stillen Kämmerchen zur Ruhe kommt.

Das Leben manches Menschen ist ein besserer Roman als viele von denen, welche man für einen Groschen das Stück lesen kann, und die man bei Seite wirft, wie die Schale einer Orange, sobald man den süßsäuerlichen Saft ausgesogen, oder nachdem man sich durch einige Abschnitte, wie der Muselman durch einige Opiumpillen, in den Rausch einer wollüstigen Verückung versetzt hat. Dagegen ist's mir schon oft vorgekommen, daß ich beim Lesen von Selbstbiographien dem Verfasser, der sich nicht scheute wahrheitsgetreu die ihn in schwierigen Lagen bewegenden Gefühle zu schildern, im Geiste die Hand gedrückt habe.

Also fort nach Helgoland! Haus und Hof waren bestellt. Unter Hinterlassung von Verhaltungsregeln für eine vierzehntägige Abwesenheit begab ich mich an einem schönen Augustmorgen zum Bahnhofe, und erreichte Hamburg zur Zeit des Abends, wo die Herren nach vollbrachten Tagesgeschäften in den glänzenden unterirdischen Localen, an denen Hamburg so reich ist, für gutes Geld sich's oft mehr als dienlich wohl sein lassen.

Ungewiß, wessen Schuld es war, ob des Kellers in dem ich mich am Abend verspätet hatte, oder des Kellners im Gasthose, der mich nach meiner Meinung zu spät geweckt hatte; aber, es fehlte nicht viel, so wäre das Dampfschiff am nächsten Morgen ohne mich abgegangen. Kaum hatte ich die Brücke betreten, welche das Boot mit dem Lande verband, als die lezten Töne der zur Abfahrt lautenden Schiffsglocke verstumten. Schon wirbelte der Dampf aus dem Schlothe und das Fahrzeug begann sich zu regen. Indem es wegen der eingetretenen Fluth, unter Benutzung eines Segels, stromabwärts drehte, glich es einem Schwane, der mit blühendem Gefieder das Weite sucht. Die zahlreich am Ufer versammelten Zuschauer winkten mit Tüchern und Hüten dem schönen Schiffe, welches zum erstenmale die Reise nach Helgoland machte, den Abschiedsgruß zu, der durch ein dreimaliges Hurrah von den Matrosen und den Passagieren an Bord erwiedert wurde. Die Reisenden hatten sich dicht an die Gallerie gedrängt, um das liebe alte Hamburg so lange als möglich im Auge zu behalten. Es waren einige feine junge Männer darunter, welche Deutschland für lange Zeit Valet sagten. Sie gehörten, wie ich später auf Helgoland erfuhr, der Fremdenlegion an, in der sie Ruhm auf der taurischen Halbinsel, und im glücklichen Falle später auch wohl das half pay zu erringen gedacht hatten, während sie nach kurzem Soldatenspiel an den englischen Küsten, in ihren hochfliegenden Hoffnungen getäuscht, ohne Aussicht, wo anders ihr Glück zu machen, als Borposten gegen die Raubanfalle der Kaffern nach Afrika zu gehen sich gefallen lassen mußten.

Während des durch Hin- und Herlaufens nach Blausuchen in den Cajüten, nach der bequemen Einrichtung, die ein Jeder sich gern verschaffen möchte, der nicht mit der Natur eines Diogenes begabt ist, stets verknüpften Wirrwarrs, wußte ich nichts Besseres zu thun, als die Physiognomien Derer zu beobachten, die sich bereits auf den Divans und Feldstühlen unter dem gegen die Sonnenstrahlen ausgespannten Baldachin niedergelassen hatten. Die Gesellschaft war sehr zahlreich, und so gab es der jungen und der alten Gesichter, der vielsagenden und solcher, in denen wenig, oder aus Mangel an Ausdruck der natürlichen Schrift, gar nichts zu lesen war, eine genügende Menge an Bord, um einige Studien zu machen, selbst auf die Gefahr hin, daß man sich täuschte. Es fehlte

nicht an schönen Frauen aus dem Norden und Süden, die wie unserm eigenen Vaterlande auch dem durch wirkliche Schönheit mit Recht so gepriesenen Britenlande und den in gleicher Hinsicht hoch belobten spanischen Provinzen Catalonien und Valencia alle Ehre gemacht haben würden. Doch gab es eine hervorragende Erscheinung unter ihnen, eine Dame, die wie es schien der besten Aussicht wegen, sich in einiger Entfernung von dem Gros der Gesellschaft ihren Platz gewählt hatte, auf der mein Blick, in soweit es mit dem Anstand vereinbar war, länger verweilte als auf allen übrigen. Ein kaum bemerkbares Wiegen des Hauptes wechselnd mit einem ernsten Sinnen, das von Zeit zu Zeit wie leichtes Gewölk am Himmelsbogen auf der Stirn der hohen, in allen Verhältnissen edelgeformten Frauengestalt sichtbar wurde, schienen bei einem so jungen Leben auf frühe ernste Erfahrungen, auf irgend ein zartes Geheimniß zu deuten, dessen Bewahrung ihr anfang schwer zu werden, wenn man das rasche Aufblitzen ihres großen klaren Auges richtig beurtheilte, sobald der Blick, wie nach etwas suchend, über die jetzt immer breiter werdende Wasserfläche dahin glitt. Während die schöne Frau allmählig der Gegenstand mehrfacher Beobachtung geworden war, schien sie selbst von Niemand Notiz zu nehmen, als von einem schon ältlichen Diener, der, sobald er die Zusammenstellung sehr zahlreicher Gepäckstücke vollendet hatte, seiner Herrin einige Bücher überreichte, und von einem freundlichen Kammermädchen, welches sich stets in ihrer Nähe hielt, und auf den kleinsten Augens wink ihrer Gebieterin herbeieilte, um nach deren Befehlen zu fragen, die aber immer nur freundlich, gleich Bitten oder Wünschen, ausgesprochen wurden. Die Liebe zu ihrer Herrschaft schien den größten Antheil an der aufmerksamen Ergebenheit zu haben, womit beide den Wünschen der schönen Frau entgegen kamen.

Ein Blick auf die Uhr zeigte an, daß eine lange Zeit während meiner Betrachtungen vergangen war. Das Schiff hatte bereits eine gute Strecke zurückgelegt. Die Ufer der Elbe lagen weit entfernt. Die breite Wasserstraße wurde mit jedem Augenblicke lebhafter und imposanter, je mehr wir uns Glückstadt näherten. Wie Staatskarossen und Frachtwagen, Reiter und Einspänner, Omnibusse, Brod- und Milchwagen die Heerstraße in der Nähe irgend einer großen Residenz- oder Handelsstadt beleben, so bedeckten Fregatten und Briggs mit einem Walde von Segeln, unter den Flaggen fast aller handeltreibenden Nationen, den stolz dahinfluthenden Strom. Auch Kutter-, Lupper- und Fischerbarken folgten sich wie das Gefindel der Heerstraßen in bunter Mischung, so dicht gedrängt durcheinander, daß unser Capitän Mühe hatte, sein Fahrzeug, welches mit unbeschreiblicher Schnelle abwärts flog, sicher durch das auf- und abwogende Gewimmel zu steuern.

Schon als wir bei Curhafen anlegten, um einige Passagiere an's Land zu setzen, wurde der Andrang der Wellen vom Meere her sehr vernehmlich. Mein Herz klopfte laut als sich endlich mit dem Fort Neuwerk zugleich der Anblick des Festlandes verlor, und nur noch das Meer in unabsehbarer Ferne und der blaue Aether in erquickender Frische das Schifflein umwogten.

Ihr müßt zuvor wissen, geehrte Leser, ich liebe das Meer über Alles. Nachdem ich es fast sieben Jahre hindurch mit nur weniger Unterbrechung fast täglich gesehen, nachdem ich es oftmals in vielen Richtungen durchschiffte, wird mir jetzt in meinen alten Tagen die Zeit zur Ewigkeit, ehe ich es einmal wiedersehe. Warum sollte ich auch meine Gefühle verheimlichen, welche mit meinem ganzen Innern so durchwebt sind, als wäre ich eines achten Seemannes Kind?

Es war bei einem Cavallerieregimente im englischen Dienst, wo ich das Seeleben zuerst kennen lernte. Es mag dies wohl Manchen recht sonderbar klingen und doch ist es die einfache Wahrheit! Kaum waren wir in England eingerückt, so wurden wir über den Ocean nach der pyrenäischen Halbinsel geschickt, mit Pferd, Sattel und Zeug von einem Schiffe auf das andere geladen, bald an dieser Küste ausgesetzt, bald an einer anderen an Bord genom-

men, je nachdem es das Bedürfnis des Krieges und der Schlachten in Spanien erheischte. Bald geschah es bequem, mit den dazu nöthigen Vorrichtungen; bald im Angesicht des Feindes, unter dem Donner der Kanonen, wie bei Tarragona; bald hart vom Feinde gedrängt, durch die wildschäumende Brandung, wie es an den Felsenuffern des Col de Balaguar der Fall war, auf dem Rückzuge aus Catalonien nach Alicante. Während man damals die Gefahren des Seelebens erkennen lernte, ward man zugleich von Bewunderung erfüllt über den Muth und die Unerforschlichkeit der englischen Matrosen.

Die eigentliche Todesverachtung aber erlernte man von jenen Heldenfindern, von den kleinen midshipmen, *) die, oft kaum zwölf bis vierzehn Jahre alt, bis an die kühne Kinderbrust in den Wellen begraben, die gefährlichsten Expeditionen mit einer Ruhe ausführten, die einem Admiral Ehre gemacht haben würde. Wenn man sah, wie sie dastanden, das eine Auge auf den Feind, das andere auf die ihrer Leitung anvertrauten, mit Truppen oft überfüllten Boote gerichtet, erkannte man, weshalb es für den britischen Seemann nicht leicht etwas Unmögliches gibt. Je mehr ich diese Cadetschen in Ausübung ihrer Pflichten beobachtete, desto inniger lernte ich sie achten und lieben, und ihr Stand stieg täglich höher in der für sie gefühlten Hochachtung. „Wenn der Krieg aus ist am Lande — dachte ich damals — dann wirst du am Ende selbst noch ein Seemann.“ Aber es war nicht so leicht, den großen Mann zu bewältigen, dessen Geburt die Wehen eines halben Jahrhunderts vorangegangen waren. Es dauerte manch liebes langes Jahr, ehe der von der Welt herbeigesehnte Friede zu Hause kam. Als ich endlich von der letzten Expedition, mit den letzten Landtruppen, aus dem Süden heimkehrend, den englischen Boden betrat, war ich steif geworden in Folge der im Kriege erhaltenen Wunden. Ich konnte es nicht mehr lernen, wie die Segel im Sturme zu brassen, weil ich um Vieles langsamer den Mast erstieg, den ich vor Jahren zum Scherz, oder in einer Anwendung von lustiger Broglance, mit dem Steuermann um die Wette, bis zum zweiten Absätze erstiegen hatte.

Dennoch liebte ich mit dem ganzen frühern Feuer das Meer, weil es mit seinen Stürmen und Windstillen, mit seinen Klippen und Untiefen ein so treues Spiegelbild des menschlichen Lebens ist. Mit demselben Schmerz, womit man von einem geliebten Weibe scheidet, nahm ich Abschied von den tief blauen Wogen, die mich nach manch überstandener Fährlichkeit treu auch zuletzt an die vaterländischen Küsten getragen hatten, wo man meiner schon nicht mehr gedachte.

Auf die Meldung des Stewart, daß „dinner ready“ (**), zog sich die erwähnte Dame in ein kleines Zimmer neben dem Saale zurück, welches zu ihrer eigenen Benutzung reservirt schien, und an dessen Thür der alte Diener die Speisen für sie in Empfang nahm. Wir anderen aber bildeten noch eine bedeutende Zahl an der großen Tafel, daß einzelne Herren und Damen, welche sich, bei einer wegen zunehmender Bewegung des Schiffes sie überkommenen Schwäche, hatten entfernen müssen, gar nicht bemerkt wurden. Einige in der Gesellschaft, Kaufleute und Aeltermäner der freien Stadt Hamburg, denen es, weil hier außer dem Bereiche ihres Comptoirs, an guter Laune nicht fehlte, fanden sich in ihrem eigenthümlichen Fahrwasser, und wenn ich recht gehört, gründete sich der Reichtum mancher dieser Herren zum Theil noch auf die Zeit des Mailänder Dekrets. Sie hatten damals manche verpönte Reise nach Helgoland, dem Hauptdepot des großen Schmuggelhandels gemacht, und waren gar oft mit französischen, nach Amerika lautenden Pässen in der Themse gelandet, um irgend ein großes Geschäft zum Abschluß zu bringen, von dem nicht selten der Befehlshaber der französischen Douane, unter Ueberreichung gewichtiger Geldrollen, schon vorher von den kühnunternehmenden Kaufherren in Kenntniß gesetzt worden war.

*) Seefadetten.

***) Mittagessen bereit.

Das saftige Roastbeuf und die treffliche Modturtle, waren mit dem Port und Sherry, womit unsere Tafel reichlich besetzt war, gute alte Bekannte von ihnen, seit jener weltberühmten Zeit, wo man allwöchentlich schwere Ladungen englischer Waaren in feierlicher Proceßion auf dem Großbrook in Hamburg verbrannte; und ich würde ihnen Unrecht thun, wollte ich behaupten, die vergnügten alten Herrn hätten keine gute Geschäfte an unserer Mittagstafel gemacht.

Die letzten Gläser waren geleert, als wir den Speisesaal verließen, auf des Steewarts Meldung, daß Helgoland im Gesicht, um bei einer ächten Cigarre die Ansicht des Felsens zu genießen, der, obgleich noch in beträchtlicher Entfernung, doch in seinen Umrissen erkenntlich, das fahle Haupt aus den Wogen erhob.

Die Sonne war dem Scheiden nahe.

Die blihenden Wellen umgürteten das kleine Eiland gleich einem Reif von Smaragd und Rubinen. Einzelne Schiffe schwebten durch die goldenen Strahlen, die mit ihren rostig schimmernden Segeln den Dienst zu haben schienen bei irgend einer mächtigen Fee, welche in jenem Zauberkreise den Scepter führte.

In dem Augenblicke, als die Sonnenscheibe gleich einem großen Gluthballe noch einige Minuten zitternd am Rande des Horizontes über der Meeresfläche schwebte, ehe sie in die kühle Fluth hinabtauchte, hatte das erhabene Schauspiel seine größte Herrlichkeit erreicht; eine Pracht, nach der man sich lange vergebens auf dem festen Lande umsieht, wenn man nicht etwa auf dem Gipfel eines hohen Berges steht.

In einem breiten Feuerscheine, der sich von Westen nach Osten über das Meer hinzog, hüpfen und wogten die sich träufelnden Wellen wie ein lodender Lavaström, der sich den flammenden Weg in das offene Gefilde und weiter rollt über Kluren und Blumen bis er langsam erstarret.

Unser Dampfschiff, welches jetzt, gleich dem fliegenden Holländer, wie von unsichtbarer Hand gelenkt, mitten hinein trieb, strahlte blendend erleuchtet im Nachglanz des himmlischen Lichtes. Wie rabenschwarzes Haar wallte der lange Rauchschweif hinter ihm her; und wenn der Wind im neckischen Spiel die Dampfwolken bald hob, bald niederdrückte, hinter denen ab und dann die von der Insel kommenden Lootsenboote zum Vorschein kamen, konnte man mit einiger Phantasie sich das Bild vergegenwärtigen, das sich die Alten vom Neptun machten, wenn er, Tritonen und Nereiden im Gefolge, über sein unendliches Reich dahin zog.

Der Mond stieg über die vor der Insel liegende Düne herauf, wo es den Auserwählten vergönnt sein soll, an gewissen Tagen das Geläute aus den Kirchen der Dörfer zu vernehmen, die im gewaltigen Andränge einer Sturmfluth vor Jahrhunderten hier vom Meere verschlungen wurden. Noch eine Viertelstunde, und wir lagen im tiefen Schlagschatten der das Meer hochüberragenden Klippen vor Anker. Wie Geisterhauch flüsterte der lebendig werdende Nachtwind aus zahllosen Höhlen und Felsenspalten über die Wellen, welche sich mit einem eigenthümlichen Klange am Ufer hinaufzuringeln. Poetische Gemüther dürften vielleicht aus den verschiedenen melancholischen Lauten, die man in so eigenthümlicher Weise nur auf Helgoland vernimmt, eine Aehnlichkeit zwischen dieser und der berühmten Insel finden, in deren verborgenster Grotte die göttliche Kalyppo sich über die Untreue des von ihr angebeteten Menschen Ulysses zu Tode geweint haben soll.

Kopf an Kopf standen die temporären Bewohner von Helgoland am Strande, hie und da mit zudringlicher Neugier die Ankommenden mustern, statt mit dankbarem Herzen in ihnen einen interessanten Zuwachs zu dem socialen Verkehr auf der mit Naturschönheiten so spärlich ausgestatteten Insel zu erkennen. Bei einem raschen Blick auf meine Genossen im Boote, bemerkte ich, wie die schöne Dame, die am Morgen meine Aufmerksamkeit in so hohem Grade gefesselt hatte, neben ihrer Dienerin im Vordertheile des Fahrzeuges stand, sichtlich zögernd, wem sich anzuvertrauen in dem verhängnißvollen Moment, wo sie vom Boote die Brücke und von da den Weg durch die Gasse der Medifance (Spötter) betreten sollte. Mit geüb-

tem Auge die Sachlage übersehend, schob ich vergeßend, ob ich hier gegen Brauch und Sitte handelte, den seine Dienste anbietenden rauhen Seemann zur Seite, bot der Dame meine Hand und führte sie, zu nicht geringer Verwunderung der Umstehenden, festen Schrittes an's Land. Dann holte ich auch die unter den Lognetten eines Puffs von Handlungscommis hoch erröthende Dienerin herüber und führte darauf die lächelnd zu mir aufschauende Gebieterin von der Jose gefolgt als treue Sauvegarde (Schutzwache) zu der Thür eines Hotels, welches ich, nach meiner Kenntniß der Localitäten, für ein erstes Unter kommen schon glaubte empfehlen zu dürfen. Mit klangvoller Stimme dankte sie mir hier in wenigen herzlichen Worten für den Dienst, den ich in meinem Innern mehr mir selbst als der schönen Frau glaubte erwiesen zu haben, indem ich die Hoffnung daran knüpfte, in den nächsten Tagen einigen Aufschluß zu erhalten, wodurch die Sympathie gerechtfertigt werden möchte, welche ich für meine schöne Reisegefährtin empfand, sobald ich sie unter der übrigen Damenwelt als eine hervorragende Erscheinung am Bord des Dampfschiffes bemerkt hatte.

Jetzt nahm ein stämmiger Bursche mein geringes Gepäck in Empfang und führte mich auf meine Weisung durch ein magisches Hell Dunkel die hunderte von Stufen in die obere Stadt hinauf, wo ein kleines freundliches Haus auf dem Plateau, in der Nähe der ehemaligen Batterien, noch immer als Gasthof, freilich unter anderer Firma als in früheren Zeiten bekannt ist. Der Lastträger forderte einen Speciesthaler für seine Bemühung; es war der alte Preis, wie Helgoland im höchsten Flore stand. Die schlauen Eingebornen verstehen es recht gut, sich für das goldene Zeitalter, welches zur Zeit der Continentsperre auf Helgoland herrschte, wo man das Gold wie Spreu mit vollen Händen austreute, an den Badegästen zu entschädigen, welche von Hypochondrie oder Neugierde gedrängt, einige Sommermonate auf dem unwirthlichen Eilande zubringen.

Die Tafel war viel besser bestellt, als in jener die Welt bedrängenden Zeit, wo es schwerer fiel, einen fetten Dohsen vom Continent herüber, als ganze Schiffsladungen von Colonialwaaren an die von Douaniers starrende Küste hinüber zu bringen. Es fehlte in sehr nett eingerichteten Häuschen an nichts als an Raum für Schlafstätten, die man am Ende beim besten Tagesleben Nachts doch nicht gut entbehren kann. Der Wirth hatte sich schon genöthigt gesehen, sein Haus während des Sommers durch einen Bretterverschlag zu vergrößern, in dem zwei Reihen Betten über einander die eben ankommenden nach Ruhe sich sehnenden Reisenden in derselben Art aufnahmen, als es die kleinen Cojen gethan, die sie soeben am Dampfschiffe verlassen hatten. In einem schönen Zelte nebenan war die tägliche große table d'hote, wenn es nicht etwa einem plötzlichen Sturmwinde gefallen hatte, kurz vor der bestimmten Stunde das Dach zugleich mit dem stolz wehenden englischen Banner durch die Küste zu tragen. Bei aller Gefälligkeit des Wirthes konnte ich jedoch nur ein Bett für diese Nacht, kein Zimmer im Hotel erhalten, über welchem Gottes Segen so sichtlich waltete in diesem Jahre. Als ich mich nun in dieser Verlegenheit nach der Familie von Jan Claasen oben auf dem höchsten Punkte des Felsens erkundigte, erzählte mir Herr Willemsen zu meiner nicht geringen Freude, daß der Alte noch munter und selten einen Tag fehlte, um gleich anderen Piloten auf der Batterie nach den einlaufenden Schiffen auszuschaun. „Wie vor Zeiten — setzte er hinzu, können auch Fremde noch Wohnung und Kost bei ihm haben; aber nur Wenige unter den hierher kommenden Herrschaften halten es länger als acht Tage bei ihm aus, da das Haus bei seiner freien Lage, selbst an den heitersten Sommer tagen von einem argen Zugwinde heimgesucht wird.“

Kaufleute aus England und aus allen Provinzen des weiten deutschen, damals fast zur Hälfte französischen Reiches; Schmuagelcapitäne, die auf Ladung harrten; Schiffsmeister und Supercargos, die kostbare Waaren von England her-

überbrachten; politische Agenten und englische Werber, Exilirte, Ausreißer von allen Truppen des Rheinbundes, Kundschafter für England und Frankreich waren während der Continentsperre für gutes Geld willkommene Gäste in Jan Claasen's Hause. Wenn ihnen sonst der Grund ihres Anfechtaltes auf Helgoland Ruhe des Nachts gestattete, so fanden sie diese in zwar etwas schmalen, aber dennoch bequemen Betten, die ganz nach Schiffsmanier, wie Wand-schränke, je zwei übereinander, in den kleinen, sehr sauberen Zimmern angebracht waren. Selbst wenn man von Sorgen bedrückt war, schlief man endlich ein bei den melancholischen Tönen der gewaltigen Seevögel, die nicht müde werden, auf der Felseninsel ihre Concerte zu geben.

Die Aussicht aus den Fenstern des Häuschens beherrscht den ganzen Umkreis des Meeres. Jedes Schiff ist von dem erhabenen Standpunkte zu erkennen, welches im Sturme schwer mit den Wellen kämpfend, Signale für den Lootsen macht; bei schönem Wetter jeder Kahn, der nach den Dünen fährt, jedes Boot, welches eine Luftfahrt mit Badegästen um die Felsen macht. In derselben Gegend aber, wo jetzt Fischerbarken oder Pilotenboote im Dienste der Fremden auf der Jagd nach Wasserhühnern und Seehunden umhertreiben, da wiegte sich einstmals eine imposante englische Kriegsflotte vor ihren Anfern. Vom Haupt-maste des stattlichen *Cambrian* wehte die Admiralsflagge Lord Stuarts, welcher die Weser- und Elbmündungen blockirte und die Eider und Ems mit seinen Kanonenbooten in Respekt hielt.

Der Weg vom Hotel nach Jan Claasen's Hause ist nicht weit, wenn man am Sighause vorübergeht, wo sonst an Sonn- und Festtagen die eingeborenen Insulaner ihre grotesken Tänze aufführten. Es herrschte eine Stille im Hause, wie auf einem von seiner Equipage verlassenen Schiffe. Ein sehr hypochondrisch aussehender Badegast blickte aus dem Fenster auf das schimmernde Meer, von dem er vielleicht Erfrischung seines im Actenstaube seit vielen Jahren eingetrockneten Körpers erwartete. Er beachtete mich nicht, als ich über die Schwelle des Häuschens trat. Ich erkannte den alten Lootsen an dem gefurchten wetterharten Gesicht, als er mir endlich auf wiederholtes Anklopfen die Stubenthür selbst öffnete; aber er hatte sich dennoch merklich verändert. Auf einen Krüchstock gestützt, schien er sich nach dem Fährmann umzusehen, seine verwitternde Lebensbarte in den Hafen der Ruhe zu geleiten. Die gebückte Gestalt, das fast zu Leder verchrumpfte Gesicht des einst so kräftigen Seemannes, die zitternden Hände verriethen, daß er gegen den Sturm nicht mehr aufrecht zu stehen vermochte, daß Steuer und Ruder ihm nicht mehr folgen wollten wie in den Jahren der Kraft.

Als der Greis seinerseits sich, nach langem Besinnen, an einigen ihm gegebenen Anhaltspunkten meiner doch endlich erinnerte, da deuteten die heller werdenden Augen, daß zugleich mit der Erinnerung meiner Person, auch das Andenken an jene ruhelos lebendige Zeit sich in ihm erneuerte, welche die Hülfe der ungen ruhenden Insulaner fast ohne Unterbrechung bei Tage und bei Nacht in Anspruch nahm, und ihnen schweres Geld einbrachte.

"Mica, mein süßes Kind!" — rief er im helgolander Idiole, mit fast kindlicher Fröhlichkeit aus, indem er aus der Wohnstube in das kleine Neben-zimmer lavirte — „o, komm doch herein, Mica! es ist ein alter Bekannter an Bord gekommen, hörst du, ein Freund aus der guten Zeit, wo die Leute vom festen Lande noch nicht herkamen, um sich zu baden, und Helgoland dennoch einen ganz andern Klang hatte, als jetzt. Hörst du denn nicht, Mica, meine Solieboot" — fuhr er mit fast komischer Heftigkeit fort — der gute Herr will ja ein Stübchen miethen beim alten Jan Claasen. Er fürchtet nicht, wie die anderen Herrschaften, den Wind, der hier oben unser Haus zuweilen umdrauft ohne Schaden, da es so fest gebaut ist wie der beste gekupferte Schooner."

"Ja, Herr, Sie wissen's wohl selbst noch" — so wandte er sich darauf wieder an mich mit der früheren Lebendigkeit, und die alte Gestalt schien sich

mit jedem Augenblicke mehr zu verjüngen — „Fürsten und Grafen logirten damals oben im Hause. Generale und Offiziere aus der ganzen Welt! Ja, das war eine Zeit, da ging's mit vollen Segeln. Eine Fahrt nach dem Lande brachte oft hundert goldene Pistolen, und ein Trinkgeld obenein für den Steuer- mann, wenn so einem hohen Herrn ein Wagstück gelungen war, oder wenn irgend ein vornehmer Ausreißer, Gensdarmen, Douanen und die ganze Meute von Hunderten hinter drein, mit einem Stiefel am Bein, während er den andern hatte im Uferschilf stecken lassen, sein Leben auf einer unserer Schaluppen gerettet hatte. Da gab es so viel Geld als jetzt Austerlischalen an unserem Strande. Aber ach, das ist alles vorbei, Herr! Andere Regenten, andere Sitten!“

„Jungen! je länger der Frieden, desto weniger Geld! sagten die Alten. Gott weiß es, ich wollt's nicht glauben, aber die Zeit hat's gelehrt. Seitdem die Leute von drüben der Meinung geworden, das Waschen ihrer kranken Glieder hier auf der Insel könnte sie kuriren, da werden wohl auch noch einige Schillinge verdient, aber nur Einzelne ziehen sie ein, und die Freude dauert nur wenige Monate des Sommers. In der Zeit, die Sie gefannt haben, Herr, da waren Winter und Sommer gleich für den Verdienst. Außerdem machen die fremden Herren jetzt Jagd auf unsere Töchter unter falscher Flagge wie ein dänischer Kaper. Das thut auf's Ende kein Gut. Hat erst eine die Segel gestrichen, so folgt eine andere dem Beispiel. D'rum sage ich nochmals, es war besser bei uns im langen Franzosenkriege, wo Niemand Zeit hatte, an dumme Streiche zu denken.

Während der Alte in seiner Herzensfreude, einmal wieder von den ihm so gut ershienenen alten Zeiten plaudern zu können, in seinen Erinnerungen fortfuhr, stieg er nur langsam die Treppe voran, um mir das Zimmerchen zu zeigen, welches in der vom Alten bereagten Zeit der mit einer wichtigen Mission von Wien nach London beauftragte Obrist v. Stüdradt und ein hannoverscher Graf Werthern einige Wochen zugleich mit mir bewohnt hatten.

Es war noch dasselbe wie damals, gleich der Staatscajüte eines kleinen Kriegsschiffes eingerichtet. In der Wand noch die schmalen Bettstellen mit den grünseidenen Gardinen. Die Zeit hatte sie gebleicht, aber sie waren für mich eine große historische Merkwürdigkeit, und Jan Claasen hielt sie in Ehren wie die Zeit, in der sie eine Hauptzierde der Wohnung ausmachten. Die kleinen Wandschränke mit den Glashüren, hinter denen buntbemalte Tassen und kleine geschliffene Gläser blinkten; in der Mitte der glänzend gebohnte Tisch mit der blendend weißen Dammasdecke; an den Wänden die kleinen gepolsterten Sessel, über denen eine Reihe von Sebildern hingen. Alles war wie ehedem, kein Stück war verändert! Es kam mir vor, als erblickte ich wie hinter einem halbgeöffneten Vorhange ein Stück von meinem Leben, welches ich hier einst in Verwahrung gegeben hatte; das wenige Neue, was ich erblickte, verlor sich in der Erinnerung an die Vergangenheit.

Nur Mica, bei deren Namen ich in freudiger Ueberraschung zusammenfuhr, indem ich des bildschönen Kindes, der lieblichen, hochblonden Tochter Claasens, seiner einzigen Freude gedachte, die ich mich freute als Gattin, von einer blühenden kräftigen Nachkommenschaft umringt, wieder zu sehen, o! wie sehr verändert fand ich sie bei ihrem Erscheinen.

Zu Schnee erbleicht waren die Rosenwangen der einst so schönen Seemanns- tochter, welche eine Zierde ihres Geschlechts war. Es war wohl noch die hohe edle Gestalt, aber über das regelmäßige Gesicht der früh gealterten Frau schien ein endloser Schmerz ergossen, ein tiefes Herzensleid, das von Fremden nicht verstanden, auf Helgoland am wenigsten anerkannt wurde.

Der Vater aber, dem ich mein Erstaunen über die so sehr veränderte Ge- stalt der Tochter, sobald sich diese entfernt hatte, nicht verbergen konnte, erzählte mir folgendes. Ihr Bräutigam, der schmuckste Bursche auf der Insel, fuhr eines Tages mit zwei andern kühnen Männern auf die stürmende See hinaus, um

einem in Noth sich befindenden deutschen Schiffe Hülfe zu bringen. Die Burschen kämpften mehr von Menschenliebe getrieben, als in Erwartung eines reichen Lohnes, sobald sie nahe genug herangekommen waren, um einige Frauen auf dem Verdeck zu erkennen, die unter Herzerreißenden Gebehrden ihre Kinder emporhielten. Schon war es gelungen, dem Schiffe ein Tau zuzuworfen, um das Boot heranzuholen, schon hatte Mica's Liebster eins der Kinder ergriffen, und eine der Frauen war im Begriff, sich in das schwankende Boot zu werfen, als eine riesige Woge das Schiff vom Lootsenboote trennte, und es im nächsten Augenblicke nahe den Dünen mit solcher Heftigkeit gegen das kleine Fahrzeug schnelle, daß es kippte und abwärts trieb. Die sich darin befindenden Männer wurden mit dem geretteten Kinde eine Beute der Wellen, weil bei der früh eingetretenen Finsterniß und der hochgehenden See ein von der Insel ausgehender Rettungsversuch sich als vergeblich erwies. Der Vordertheil des deutschen Schiffes trieb am Morgen nach der Schreckensnacht in den Sand zwischen den Dünen. Drei Leichen, unter denen eine weibliche, die der Kleidung nach den höheren Ständen angehörten, wurden im Laufe des anderen Tages angetrieben. Feierlich wurden sie auf unserm Kirchhofe beerdigt. Zwei Jahre nachher, und von da ab regelmäßig jedes Jahr kam ein Herr und eine Dame aus England, die der Kirche ein Geschenk machten und das Grab mit Blumenkränzen schmückten. Es war ein hannoverscher Offizier und seine Tochter. Die Frau, die wir begruben, war seine auf der Rückreise nach England begriffene Gemahlin. Von der übrigen Mannschaft des Schiffes hat man so wenig wieder gehört, als von unsern drei helgolander Lootsen, deren einer unsrer Tochter Verlobter war." —

Sie hatte den Verlobten schon geraume Zeit als ihren Gatten geliebt, ohne Wissen des Vaters, dem er nicht reich genug war. Das war Mica's traurige Geschichte. Ihre Seele erkrankte, um nie wieder recht zu gesunden.

"Wäre ich doch mit ihm gewesen", — flüsterte Mica, die eben hereingetreten war, mit kaum hörbarer Stimme — wir ruheten dann miteinander vereint im tiefen nassen Grabe, und ich sähe ihn nicht, wie jetzt so oft, bleich und triefend, die Hände nach mir ausstreckend, wenn er um Mitternacht an mein Bette tritt."

"Und dein, unser bestes Kind, mein süßes Mädchen?" sagte der Vater und strich mit der harten Hand über das Gesicht, um eine große Thräne zu verbergen, die in den tiefen Furchen herabrieselte.

Da schlang das bleiche Weib den Arm um ein schönes junges Mädchen, das, mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt, aus der Nebenküche hereintrat. Ihr Schmerz wurde milder mit der ihrem Auge entperlenden Mutterthräne, welche sie verklärte wie das Bild einer Madonna am Kreuze. Nach einer kleinen Weile reichte sie dem Vater unter einem langen, vielsagenden Blicke die Hand, dann bat sie mich ihr zu folgen, um unter den Zimmern des Hauses, von denen nur zwei vermietet waren, die Auswahl zu treffen.

Es war dasselbe, welches ich vor langer Zeit einmal bewohnt hatte, welches noch frei war, weil es, wie mir wohl bekannt, vor allen andern dem Winde am meisten ausgesetzt war. Ohne mich lange zu besinnen, nahm ich Besitz vom alten Quartiere. Nach einer halben Stunde war mein Koffer und der unentbehrliche Reisefack an Ort und Stelle, und die häusliche Einrichtung war bald gemacht. Zum Ausgehen war es zu spät, auch hatte mich die Geschichte meines ehemaligen Lieblings zu sehr verstimmt, um mich an der Unterhaltung der um diese Zeit im Conversationshause versammelten Gesellschaft zu theilnehmen. Mica brachte Butterbrod, Thee und Rum, und während sie das Bett mit schneeweißem Leinzeug überzog, das ihr selbst einst zur Aussteuer bestimmt war, erzählte mir der Alte noch manche Scene aus seinem langen gefahrvollen Lebenslaufe. Eine Stunde mochte etwa vergangen sein, da zog der Greis die Müge ab und reichte mir seine Hand zur guten Nacht. Als er beim Scheiden mit gefalteten Händen, mit einem nach oben gerichteten Blick die Worte sprach: "Der Herr im Himmel gebe uns allen im Hause seinen Frieden!" da erkannte ich, wie der Gottes-

gedanken in der Seele des rauhen Seemannes noch nicht erloschen war. Den Frieden aber erbat er für seine arme Tochter, wenn er selbst, nach den Stürmen des Lebens in das Land des ewigen Friedens hinüber gegangen sein würde.

Eine laue Sommerluft hauchte an diesem Abend erquicklich über die Meeresfläche, die in der Beleuchtung des Vollmondes einem unabsehbaren Spiegel glich, in dem sich des Felsens höchster Gipfel in dunklen Umrissen zeigte. Aus einem nahen Hause klangen die Töne von Flöten und Guitarren, die einen vierstimmigen Gesang begleiteten. Als der Gesang schwieg, hörte man nur noch das allgemeine Schlummerlied, welches die Wellen rings um die Felsen läspelten. Helgoland schlief ein bei dem Liede, und gleich munteren Wächtern flammten die Sterne am hohen Dome über dem Gilande, das sich in ruhiger Zeit, wie eine stille Dasee aus der weiten Wüste des Nordmeeres erhebt.

... Gestärkt durch die heutige Fahrt und erhoben über manche Sorge des Lebens, begab ich mich auf derselben Stelle zur Ruhe, wo ich vor langen Jahren, ein Verbannter aus dem Vaterlande, das sorgenvolle jugendliche Haupt, gegen Verfolgung zum ersten Male gesichert, niedergelegt hatte. Wie durch ein Wunder war ich nämlich dem Tode entgangen, dem ich als Sühnopfer für Empörung gegen den aufgedrungenen König Jerome, durch bereits gefällten Urtheilspruch mit anderen Schicksalsgefährten geweiht war.

Schroff erhebt sich am nordöstlichen Rande der Insel eine aus dem dunkeln Meeresgrunde weit vorragende Klippe, die wegen ihrer seltsamen Gestalt auch in einer niederdeutschen Chronik der „Hexenaltar“ genannt wird. Um die stille Stunde der Mitternacht tanzen dort die Meerjungfern ihre Reigen nach lieblichen Melodien, und schon Manchen von denen, welche es wagten, durch die bezaubernden Töne angelockt, den wirbelnden Tanz in der Nähe zu sehen — so heißt es in der Sage — haben sich die schäternden Meerfrauen zum Bräutigam erkoren und in ihr spiegelblankes Schloß auf dem Meeresgrunde geholt.

Es sind aber die grünen, lustigen Wellen, die sich im unaufhörlichen Ringeltanz zum Felsen hindrängen, um ihn liebend zu umschließen, um ihn zu küssen, bis er in gänzlicher Auflösung dahinstirbt; es sind die in zunehmenden Todeschauern leise und leiser seufzenden Klippen, welche die so wunderbar ergreifenden Töne hervorbringen, die dem lauschenden Ohre wie Tambourin- glöckchen, wie Castagnetten und Harfeulaute verklingen. Gesellt sich noch ein etwas scharfer Luftzug hinzu, der bald muthwillig um die Felszacken säufelt, bald wie ein Thal durch die hundert Höhlungen und Spalten hindurchschlüpft, dann ist das wunderbare Concert fertig, und es bleibt dem Zuhörer kein Wunsch übrig, als daß Haydn, der unsterbliche Meister, die Schöpfung am klingenden Meeresufer, bei Aufgang der Sonne, oder im Abendrothe, gedichtet haben möchte!

Während meines diesmaligen Aufenthaltes saß ich an manchem Frühmorgen, auch wohl am stillen Abend auf diesem meinem Lieblingsplatze, der selten von Menschen besucht wurde, denen Neigung oder Interesse andere Plätze werther gemacht hatte. Es war am dritten Tage, schon gegen Abend, als ich nach einer langen Sitzung an der Wirthstafel, die durch die unerwartete Ankunft eines mir aus früherer Zeit wohl bekannten hannoverschen Staatsoffiziers veranlaßt worden war, mein Sanssouci aufsuchte. Unten auf dem dunkeln Ocean spiegelten sich die Strahlen des sinkenden Tagesgestirnes. Sinnend gedachte ich der wonnigen, mir noch von meinem Jugendhimmel gebliebenen Eterne und erwog in Gedanken, ob sie ausreichen würden, mir die letzte Hälfte des Weges nach der Heimath der Invaliden zu erhellen. Recht innerlich aber freute ich mich, wenn ich zugleich des rauschenden Lufches gedachte, womit ich von meinen bei Villafranca vorangegangenen Kameraden an der Schwelle des Invalidenhotels empfangen zu werden hoffe, und des Liedes „Heil dir im Siegerkranz“, mit dem nach Prophezeihung der neuen

Propheeten jeder loyale Unterthan am Fuße der großen Treppe von den höchsten Notabilitäten wird empfangen werden. Es wird gewiß eine feierlich rührende Scene sein.

Alles geht vorüber und wird zum Traum. Selbst das alte Lied „God save the king“, welches die Fürsten hier bis zum Ueberdruß anzuhören gezwungen sind, werden diese einst nur in einem wunderlichen Traum gehört zu haben vermeinen, wenn sie mit uns andern an gemeinschaftlicher Tafel Ambrosia speisen, und uns beim Nachtsche, mit dem letzten Glase Nectar in der Hand, unter Bruderfuß und warmem Händedruck, eine gesegnete Mahlzeit wünschen.

Was meine Benigheit betrifft, glaube ich jedoch schon hier auf Erden, mein ganzes Leben sei ein wunderlicher Traum gewesen, und dies um so mehr, wenn ich die in den dreißig lehrverfloffenen, so höchst originellen Jahren, vorgekommenen Ereignisse die Specialrevue passiren lasse. Den Felsen von Helgoland glaube ich dann nur in einem dunkeln Bilde gesehen zu haben. Ebenso die Kreidefelsen von England und seine mächtige Metropolis, die vielen lieblichen Dörfer mit ihren reizenden, von Weisblatt eingesponnenen Cottages, die stolzen Herrenhäuser und die Castells der hohen Aristokratie mit ihren Wappenschildern, die bis zu Alfred dem Großen hinaufreichen. Ja! Roastbeef und Plumpudding, John Bull und Old England — das Alles, glaube ich oft, sei, wenn nicht ein Traum, doch eine glänzende vom Weinrausche erzeugte Vision gewesen. Und du, armes verlassenes grünes Irland, mit deinem lustigen Völkchen in zerrissenen Hosen, mit deinen schönen, händeringenden Weibern, mit deinen unverschämt bettelnden Buben, mit deinen lauernden, schlauen, sichverschwörenden Männern, mit deinen gleißnerischen Bischöfen, mit der Mutinybill*) und den ambulanten Galgen — warst auch du etwa nur ein Bild meiner zu lebendigen oder überreizten Phantasie? Meine Tagebücher sagen mir leider — nein! Alles ist ja in vollkommen wachem Zustande, in erschütternder Wahrheit an mir vorübergegangen. Jedes Executioncommando, dem mich der Dienst beizuwohnen verpflichtete, steht ja noch pünktlich darin verzeichnet, mit Datum und Jahreszahl und all' ihr O'Kellys, O'Donnoghous, O'Flaggahous! ihr lebet und wurdet von euren Müttern dazu geboren, für euer Grün-Irland den letzten Todeskuß am Galgen zu verhauchen.

So liegen mir theure Skizzen aus dem altromantischen Lande der Abencerragen**), des Eid und des Loyola vor.

Mein Karitätenzschrein bringt Zeichnungen und Freundschaftspfänder aus Italien; Briefe voll heißer, südlicher Gluth aus Sicilien; nicht zu gedenken der verschiedenen Dinge vom Aetna, der Steinscherben aus dem Ohre des Dionys und einiger Gemmen, mit denen ich in Messina zur Hälfte betrogen wurde. So muß ich denn doch endlich wohl glauben, daß alle die mir vorgekommenen wunderbar verworrenen Erscheinungen in eine berühmte Zeit fallen; in die Zeit, wo ich die Ehre hatte dem Corps anzugehören, dessen Sir Arthur, der weltberühmte Cunctator, Herzog von Wellington, Duca, Marquis, Baron und Feldmarschall aller europäischen Potentaten, mehr als einmal in seiner lakonischen Weise so rühmlich in seinen Bülletins zu erwähnen sich bewogen fand.

Diese Ehre hat viele Jahre gedauert und viele blutige Köpfe gekostet; in dessen sind unserer nur wenige von dieser Ehre — sit venia verbo — (mit Verlaub zu sagen) fett geworden.

Die geniale militärische Ehre gleicht im Felde einer großen allgemeinen Trunkenheit. Fast die meisten von denen, welche die Zeit überleben, klagen über Mattigkeit in den Gliedern oder sonstiges Uebelbefinden. Nur Einzelne, welche sich damals fein nüchtern hielten, lachen im Stillen in's Häufchen. Sie trugen die Ehre der Andern mit sich davon, um zeitlebens in sichern Winterquartieren davon zehren zu können. Und doch ist sie so lockend die kriegerische

*) Gesetz gegen Aufruhr.

**) Führer der alten Mauren in Spanien.

Ehre, und der Anfang des Raufches so süß, besonders wenn das Wort „Vaterland“ dazwischen klingt, daß ich unter vorkommenden Fällen, wie z. B. jetzt einer vorliegt, ohne Zaudern bereit sein könnte, den fliegenden Fahnen zu folgen und mich noch einmal zu berauschen im schönsten Wahne des Mannes — dulce et decorum propatria mori!*) —

Das Wasser rauschte; in einzelnen Stößen streifte der Wind über die scharfkantigen Felsen. Mit den heranschwellenden Wellen wogten die Gedanken in meiner Seele noch mächtiger auf. Es dauerte nicht lange, so glaubte ich von Trompeten und Hörnern die hinreißenden Fanfaren zum Angriff zu hören. Fahnen wallten im Morgenrothe, Bajonette funkelten durch die sich senkenden Nebel. Jetzt entwickeln sich die dichten feindlichen Colonnen in Schlachtordnung. Ein Kanonenschuß gab das Zeichen zum Angriff; da wirbeln die Trommeln zum Sturme; und Hurrah! das blutige Feld mit seinen stürmenden Grenadieren, mit den feuerspeienden Batterien, mit den Reitergeschwadern, die wie ferner Donner über die bebende Erde gegen einander zogen; wildes Jauchzen und schauriges Todesgewinsel ringsum — mit einem Wort — das Schlachtfeld in seiner ganzen graufigen Schönheit stand lebendig wieder vor meinen Augen. Aber horch! Was war das? Dicht neben mir tönen süße, milde Worte, wie aus dem Munde des versöhnenden Engels, der friebeverheißend über das blutige Feld der Ehre schreitet.

„Durch Sturm zur Ruh! und wenn auch Erd' und Himmel
Der Windsbraut donnernd' Rad durchrollt.
Getroßt, getroßt! auf lautes Sturmgetümmel
Folgt tinde Stille, leis und mild.“

Ganz andere Gefühle als die, von denen meine Seele eben erst bewegt waren, erfüllten die Brust, der die schönen Worte, wie Harfenlaute zu einem frommen Gebete entquollen. Betroffen verließ ich mein Eig und näherte mich leise und behutsam, so viel es das Geröll auf dem rauhen Wege erlaubte, dem Orte, von wo die zarten Klänge herübertönten. Aber wie groß war mein Erstaunen, als ich in geringer Entfernung, zur Seite einer Klippe, wo eine vorspringende Ecke zu einer Bank eingerichtet war — die schöne Fremde erblickte, von der so Vieles geredet und so Ungereimtes gemuthmaßt wurde, weil sie nur bei trübem Wetter unter den Colonaden, sonst fast immer in Begleitung eines ihrer Diener auf solchen Punkten der Insel gesehen wurde, die von Fremden selten besucht wurden. Ich meine die hohe Dame, mit der ich, außer am Tage, wo ich das Glück hatte, ihr in einem Moment, der ihr unangenehm war, den kleinen Dienst zu leisten, so wenig wie Andere eine längere Conversation gehabt. Ich begrüßte mich immer in den Momenten ihres flüchtigen Erscheins einen Blick ihrer schönen Augen zu erhaschen, die eine viel ausdrucksvollere Sprache redeten, als die künstlich gebredelten Worte vieler anderen anwesenden Damen, die, wie das jetzt der gute Ton verlangt — mehr mit den Gedanken ihres Lieblingschriftstellers, als mit ihren eigenen die Unterhaltung zu beleben bemüht waren.

Der Abendwind säufelte durch ihre dunkeln Locken, während er die Sprache ihrer Gefühle hinaus über die silbernen Wellen trug. Durch die Wogen aber zog, wie ein heimwärts ziehender Schwan, ein verspätetes Schiffelein immer deutlicher heran. Bald war es als das von England erwartete Dampfschiff zu erkennen, welches den Landungsplatz zuellte.

„Sollte das wohl ein englisches Schiff sein?“ fragte, sobald er mich bemerkte hatte, der mir wohlbekannte Diener, welcher in einiger Entfernung der Befehle seiner Gebieterin zu harren schien, mit gedämpfter Stimme.

*) Es ist ehrenvoll und süß für das Vaterland zu sterben.

„Wohl möglich; vielleicht der erwartete Dampfer, mit dem die Sonntagsgäste morgen nach Hamburg zurückkehren wollen“ — erwiederte ich scheinbar gleichgültig, aber nicht ohne innere Unruhe, von der Dame, deren Begegnen nicht mehr zu vermeiden war, als ein indiscreter Eindringling in ihre Geheimnisse betrachtet zu werden. Doch es blieb mir keine Zeit zu Betrachtungen, denn ohne den Blick vom Meere zu wenden, rief sie in freudiger Hast:

„Werner, rasch herbei, o, nun ist ja Alles gut, nimm das Glas, sieh nach dem Schiffe dort, erkennst du unter den englischen die ungarischen Farben? Sie sind ja das für seine Ankunft verabredete Zeichen!“

„Ob ich sie erkenne, die vom Herrn Grafen so heiß geliebten Farben? wer sollte Ungarns Farben nicht erkennen?“ — entgegnete der Alte, indem er mit ungeheuchelter Freude das Fernglas in die Hand der Gebieterin zurückgab.

„Wohlan denn, jetzt gilt's zu eilen, soll mein Gemahl bei seinem Landen nicht von Fremden empfangen werden;“ mit diesen Worten erhob sich die schöne Frau und ihre Augen leuchteten wie freundliche Sterne, als sie mir im nächsten Augenblick überrascht gegenüber stand. Ohne meine Entschuldigung abzuwarten, auf die ich wegen des eben Gehörten kaum erst gedacht hatte — sagte sie unter einem leichten Erröthen: „Ach, Sie hier, mein freundlicher Helfer! o, es bedarf keiner Entschuldigung — ich weiß, daß es nicht Ihre Absicht gewesen, meine Schritte zu beobachten, dafür bürgt mir Ihr ritterliches Benehmen von neulich.“ Ich wollte etwas entgegnen, aber mir rasch in's Wort fallend setzte sie hinzu: „Sie haben gehört ohne es zu wollen, und nun ersuche ich Sie selbst um die Gefälligkeit, mich zum Landungsplaz zu geleiten. Mein Gemahl wird sich schon einen Weg zu bahnen wissen, durch die etwas sehr neugierigen Herren und Damen am Quai; aber es wird spät und ist mir sehr daran gelegen, ihn zu begrüßen, bevor er an's Land tritt, um ihm noch auf dem offenen freien Meere die freie Rückkehr in sein Vaterland verkündigen zu können.“

Bei diesen Worten nahm die schöne Frau mit leuchtenden Blicken ein gefaltetes Papier aus der zarten Umhüllung, welche ihr schlagendes Herz bedeckte. „Sehen Sie hier, dies Papier ist jetzt mein köstlichster Schatz, es sichert meinem Gemahle die Freiheit und gibt ihm den Besitz seiner sämmtlichen Güter in Ungarn zurück. Aus meiner Hand aber soll er es empfangen auf den heute so glänzend schimmernden Meereswogen, als wollten auch sie meine Freude mit feiern helfen.“

In gebrängter Erzählung erfuhr ich auf dem eiligen Rückwege, daß der Graf, ihr Gemahl, sich der Ausführung des wegen Verdachts am ungarischen Aufstande gegen ihn erlassenen Verhaftsbefehles durch die Flucht entzogen, daß er bereits längere Jahre in England verweilt, und daß sich die Gatten während dieser Zeit in größter Heimlichkeit nur einige Male für einen Tag hier auf der Insel gesehen, um neue Maßregeln zu besprechen, wenn sich die bisherigen Schritte als fruchtlos erwiesen hätten. Da kam Franz Joseph zur Regierung. Die muthige Frau erbat und erhielt schon in den ersten Tagen nach der Thronbesteigung des Kaisers eine Audienz. Erschüttert von den hinreißenden, durch die Liebe zu ihrem Gemahl zur höchsten Begeisterung sich steigenden Worten, blickte der junge Fürst auf die Flehende nieder, die sich ihm zu Füßen geworfen hatte; — doch nur einen Augenblick, — dann hob er sie zu sich empor, und unter den ersten Acten der kaiserlichen Milde erfolgte schon am nächsten Tage die Freisprechung des geliebten Gemahls. —

Am Quai angelangt, erblickten wir in geringer Entfernung das Dampfschiff, welches seine Kraft gehemmt hatte, um sich der Rüste langsamer, als vorhin zu nähern. Schon war ein kleines Fahrzeug bereit, die Gräfin in Werner's Begleitung an Bord des kreuzenden Schiffes zu bringen. Die wiederum sehr zahlreich am Landungsplaz versammelten Badegäste wichen dieses Mal etwas rücksichtsvoller zurück, als sie die Gile bemerkten, mit welcher die schöne Frau mit dem von Freude überstrahlten Gesicht an meiner Seite sich dem Boote näherte,

dessen Ehrenplatz vom Kammerdiner sofort mit einem kostbaren Teppich belegt wurde. Ehrfurchtsvoll verneigte ich mich, als mir die Gräfin mit den Worten „noch nicht für immer!“ lächelnd die Hand zum Abschied reichte. Werner legte auf ihren Wink den bereit gehaltenen Mantel um die schönen Schultern der Gebieterin, noch ein flüchtiger Gruss; dann flog die Barke pfeilschnell dem Ziele ihrer Sehnsucht entgegen. —

Nach etwa einer Stunde kam das glückliche Paar im Staatsboote des Dampfschiffes, vom Capitän selbst geführt, zum Lande, wo sich mittlerweile fast die ganze fremde Bevölkerung des Eilandes in dichten Haufen eingefunden hatte. Die Menge theilte sich wie auf höheren Befehl, sobald sie des Grafen ansichtig wurde, der ein hoher stattlicher Mann, in der blizenden ungarischen Nationaltracht eine doppelt imposante Erscheinung, einen flüchtigen Blick über die in achtungsvollem Schweigen dastehende Versammlung warf, während er der an seinem Arm sich fest an ihn schmiegenden Gemahlin seine ganze Aufmerksamkeit widmete.

Das glückliche Paar durchschritt die sich rücksichtsvoll ihm öffnende Gasse, um sich nach der Wohnung der Gräfin zu begeben. Der alte Werner mit freudestrahlendem Gesicht folgte eine Portefeuille unter dem Arm, und eine Chatouille in beiden Händen tragend, langsam hinter her.

Unter der Veranda des nahen Hauses hatte ich versprochen, die Rückkehr der Gräfin zu erwarten. — „Nochmals meinen herzlichen Dank!“ — rief sie mir entgegen, sobald sie mich auf meinem Posten am Eingange gewahrte. — „Sehen Sie hier meinen Gemahl; er weiß schon, daß sie in meiner Verlassenheit zweimal mein gütiger Führer gewesen sind.“ —

„Der Graf Stephan Bathiany ist Ihnen verpflichtet für den seiner Gemahlin geleisteten Dienst.“ Vielleicht mochte er bei Nennung des in der Geschichte von Ungarn so viel geltenden Namens ein Zeichen der Ueberraschung auf meinem Gesichte bemerkt haben, — denn freundlich mir die Hand reichend, sagte er wie fragend: „Sie sind ein Deutscher? — und meine bejahende Verbeugung, erwiderte er: — „also ein guter Landsmann meiner theuern Gemahlin! Ich bin ein ächter Ungar,“ — setzte er lächelnd hinzu. — „Deutschlands Söhne sind den Ungarn nicht abhold gewesen, lassen Sie auch uns daher gute Freunde sein!“ — Militärisch grüßend legte er dann die Hand an die Müze, reichte mir nochmals die Hand und sprang mit einem Satz die Treppenstufen hinauf, wo die ihn so lange Entbehrende des Gemahls mit liebebestrahlenden Blicken entgegenharrte.

„Graf Stephan Bathiany und seine holdselige Gemahlin also unter uns! wer hätte das vor einer Stunde noch geahnet!“ — so schallte es von einem Zirkel zum andern durch den glänzend erleuchteten Conversationsaal, als ich mich mit der vorschreitenden Nacht still entfernte, um Jan Claasen's einsames Häuschen auf der Höhe aufzusuchen, das vom Geräusch der fremden vornehmen Welt kaum berührt wurde. —

Mica, die schon seit längerer Zeit, wie sie es früher gewohnt war, allein die Sorge um mich übernommen, hatte, meines langen Ausbleibens nicht gewohnt, schon auf meine Rückkehr gewartet. Als sie mir auf der kleinen Hausflur mit dem Lichte entgegentrat, wurden ihre sonst so ernsten Gesichtszüge durch ein leichtes Lächeln für einen Augenblick etwas belebt. O, hätte ich doch in ihr trauerndes Leben nur den allerkleinsten Theil des Glückes übertragen können, von dem die Seele der Gräfin erfüllt war, als sie den endlich als freier Mann heimkehrenden Gatten an ihr Herz drückte! —

Mica von Helgoland! Dein bleiches Bild nimmt einen der ersten Ehrenplätze ein in der Gallerie meiner langjährigen Erinnerungen. Die Seemanns Tochter mit den ernst-schwermüthigen, immer noch schönen Zügen greift tief in mein früheres Leben ein. Sie ist, fast noch ein Kind, Zeuge meiner ersten Verweilung gewesen, als mein Lebensschiff auf der allerersten Fahrt leck wurde und auf den stürmenden Wellen des von den Zeitereignissen so mächtig bewegten Lebensoceans entmastet umhertrieb. Als ich geächtet, den Tod durch Urtheils-

spruch des fränkischen Tyrannen auf den Fersen, in Helgoland ankam, als ich mich ohne Geld, ohne Freund vergebens nach einer aus der Noth rettenden Hand umsah, da — wurde Mica von Helgoland mir vom Himmel als schützender Engel zum Trost gesandt. Was die schöne Gräfin Bathiany für ihren Gemahl durch einen Fußfall vor dem Kaiser erlangte, meine völlige Freiheit — bewirkte Mica durch — ein uraltes Erbstück, durch ein goldenes Halsgeschmeide. — *)

*) Der Verfasser war als Theilnehmer eines der vereinzelt deutschen Volksaufstände, welcher dem späteren allgemeinen Aufstande gegen die französische Zwangsherrschaft voranging, mit mehreren seiner patriotischen Genossen zum Tode verurtheilt. Durch Vermittelung eines einflussreichen Verwandten in Cassel und mit Hülfe einer Schildwacht, ein Soldat, welcher früher beim Verfasser in Dienst gestanden, gelang es diesem, die Stäbe vor dem Kerkerfenster durchzuheilen, in einer dunkeln stürmischen Nacht am Betttuch sich herablassend, die unten fließende Fulda zu erreichen und, den Fluß durchschwimmend, in derselben Nacht ein ihm bekanntes, in einer tiefen Schlucht des Hahichtwaldes gelegenes Forsthaus zu erreichen. Dort verweilte er, vom treuen Förster sorglich verborgen, einige Wochen. Während der Zeit wurde ein weil im Auslande belegter, der Confiscation entgangener Vermögenstheil des Flüchtlings flüssig gemacht, und es gelang ihm, oft Tage lang in Moor und Busch versteckt, unter jezt kaum begreiflichen Fährlichkeiten, westphälische und französische Häusler stets auf den Fersen, Hamburg und endlich Lönningen, an der holsteinischen Küste, zu erreichen. Dort hatten sich mehrere patriotische Flüchtlinge zusammengefunden. In einem offenen Fischerboote, welches von der Gesellschaft, wegen der von den Dänen und von französischen Küstenwächtern den Bootleuten drohenden Gefahr, um den hohen Preis von 2000 Mark gemiethet wurde, traten sie die verhängnißvolle Reise nach Helgoland an. Bei dem stürmischen Wetter, wie es um die Jahreszeit fast fortwährend an den Nordseeküsten zu herrschen pflegt, ging die See hoch; die Wellen schlugen oft über den niedrigen Bord des überladenen Schiffleins. Des Verfassers Diener wurde von einer Woge zugleich mit dem kleinen Mast hinweggespült. Ohne Compaß, der schon im Ausflusse der Eider, wo sie auf eine Sandbank geriethen, zertrümmert wurde, erreichten die Leidensgefährten halberstarrt, ermattet aus Mangel an Nahrung, Helgoland nach einer 18stündigen Fahrt. — Nachdem der Verfasser spät Abends in Jan Claasens Häuschen ein Unterkommen gefunden, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als seinen Koffer zu öffnen, um die durchnähte Kleidung mit trockener Luft zu wechseln. Aber — starres Entsetzen überfiel ihn, als er bei dieser Gelegenheit nach seinem Gelde sehend, nur den Fleck fand, wo es Tages zuvor in Lönningen noch gelegen hatte. Er konnte sich, sobald er zur Besinnung gekommen und auch im späteren Leben den Verlust nicht anders erklären, als daß der treue Diener, der ihm in Hamburg von einem Onkel wohlmeinend beigegeben war, das in zwei Rollen befindliche Gold am Abend vor der Abreise von Lönningen, wohl in übergroßer Vorsicht, an seinem Leibe verwahrt hatte. Da er sich des Gedankens, das Fahrzeug könne unterwegs gefapert werden — nicht entschlagen konnte, hatte er gethan, wozu sich der leichter denkende Verfasser nicht bereit finden lieh. — Das damals kaum 14 Jahr alte sehr hübsche Mädchen wurde von dem sich täglich steigenden, zuletzt fast an Verzweiflung grenzenden Schmerz des jungen Deutschen tief ergriffen. In ihrer Besorgniß, daß er sich ein Leid anthun möchte — folgte sie ihm Abends in einiger Entfernung, wenn er um die Klippen der Insel trend, den Gedanken an seine gänzliche Verlassenheit zu entgegen suchte. — Schon waren drei englische Packetschiffe während seines schon in die vierte Woche sich verlängernden Aufenthaltes nach Harwich abgesehelt. Aus Mangel an Passagegeld mußte der Verfasser, dem kaum das zur Bezahlung des Postgeldes nöthige Geld in der Tasche geblieben war, zurückbleiben. Er konnte nicht vorwärts und hinter ihm auch war die Brücke abgebrochen. — Da meldete der Lootse eines Morgens, an dem die Sonne, die man bis dahin nicht gesehen, im höchsten Glanze am Himmel strahlte, das Auklanpacketschiff „Capitain Anderson“. Und mit ihm war Mica, das rosig-blühende Mädchen, in's Zimmer getreten; schüchtern trat sie näher, und mit den zwei Worten: „Bitte, bitte!“ — deren Ausdruck von ihm so wenig als der rührende Aufschlag der Augen, von dem sie begleitet waren, je vergessen werden können, legte sie zwanzig glänzende Dukaten in des Verfassers Hand, und Jan Claasen, als er des legeren stummes Erstaunen bemerkte, nickte beifällig mit dem Kopfe ob der Handlung seines Lieblingskinds, das so wenig wie er selbst wußte, von wannen der arme junge Reisende gekommen und wo sein Ziel lag.

Die Summe reichte eben aus, um die Ueberfahrt nach Harwich und die Reise von da nach London zu bestreiten, wo ein dahin gerichteter Empfehlungsschreiben ihn mit den Mitteln für die nächste Zukunft versah und ihm Gelegenheit gab, das Darlehen durch denselben Capitain, welcher ihn nach England übergeführt, unter dankbarer Anerkennung an Mica zurückzuschicken. — Das Geld aber, wie mir nicht die trauernde Frau bei meiner letzten Anwesenheit auf Helgoland, sondern der alte Vater vertraute, hatte Mica, das schöne, schulblose Kind, bei einem Geldwechslar auf ihr schönes Halsband entliehen, welches aus alten friesischen Gold- und Silbermünzen bestand, deren seltenes Gepräge mir oft aufgefallen war.

Annali Engelberger.

Von W. D. von Stern.

An dem Busen des Bierwaldstätter See's, der sich von Stansstadt bis zum Lopperberge ausschweift, stand in dem Grunde, welcher den Namen: „im äußern Felde“ führt, um das Jahr 1798 eine ziemlich enge, alte, baufällige Hütte, in welcher die Familie des alten Kaspar Engelberger wohnte. Sie bestand aus dem alten Vater, einem ältern und jüngern Sohne und seiner noch jugendlichen Tochter Annali; der jüngere Sohn war von der Gliedergicht so gelähmt, daß er nicht nur Nichts zur Ernährung der Familie beitragen konnte, sondern meist das Bette hüten mußte, und da der Vater auch alt war, so lag die Ernährung der Familie auf den beiden Geschwistern. Der alte Engelberger war in den Tagen seiner Jugend und Kraft Trommler bei der Landmiliz des Kantons Unterwalden gewesen, und da er immer fest und frisch vor seiner Schaar hergeschritten war und muthig seine Trommel geschlagen hatte, so hieß er im Lande nur: Der alte Trommler.

Jetzt war er alt und „baufällig“ und konnte eben nicht mehr viel Arbeiten verrichten. Dennoch half er seinem ältesten Sohne und Annali das kleine Feld bestellen, und ruderte den alten breitsohligen Kahn in den See hinaus, wenn Sohn und Tochter das Netz zum Fange auswarfen. Die Fische, welche zu ihrer Nahrung nicht nöthig waren, trugen die Beiden nach Stansstadt zum Verkaufe und erhielten davon in der Regel so viel, die kleinen und bescheidenen Bedürfnisse der Familie zu bestreiten. Der älteste Sohn war ein guter Schütze, und brachte manche fette Gemse von seiner gefährlichen Jagd heim, die dann wieder einen ungewöhnlichen Beitrag zur Erhaltung der Familie lieferte. Annali führte die Haushaltung, stückte und nähte, und so ging es den einfachen Menschen ziemlich gut. Was aber der reichste Segen des Lebens in der Hütte „im äußern Felde“ war, das war der Frieden und die Eintracht, die gegenseitige Liebe und der treufrome Sinn, welche darin wohnten und die Bewohner beglückten. So war manches Jahr in's Land gegangen, ohne daß irgend welche Aenderung oder Störung dieses glücklichen Stilllebens eingetreten wäre. Da kam der Sturm von 1789 über die Schweiz, den der Einbruch der französischen Revolutionshorden dem friedlichen Bergvolke brachte. Die Kunde ging blitzschnell durch die Berge und Thäler und jeder wehrfähige Schweizer griff zum Stußen, das theure Vaterland gegen die einbrechende wilde Gewalt der Feinde zu vertheidigen.

Auch in die stille Hütte „im äußern Felde“ drang der Nothruf des Vaterlandes und drang in die Herzen mit all' seiner bewältigenden Macht. Der älteste Sohn eilte zu den Scharfschützen und, wie auch Annali flehte, der alte Engelberger hing noch einmal seine alte Trommel um, und schlug wirbelnd den Sturm marsch durch die Thäler Unterwaldens. Das Volk erhob sich mit Macht, und des alten eisgrauen Trommlers Sturm marsch, der von den Höhen herab und aus den Schluchten herauf wie ein gewaltiger Mahnruf schallte, hatte einen mächtigen Antheil an dieser Erhebung. Das Volk zog den wilden Horden, die schonungslos brandschapten, niederbrannten und mordeten, entgegen; aber was vermochte die ungeordnete Tapferkeit gegen die Uebermacht? — Der kriegskundige und gewaltig überlegene Feind besetzte am neunten September die tapfern Unterwaldner. Es war eine blutige, entsetzliche Niederlage und nicht Vielen gelang es, das Leben zu erhalten, und dieß gelang ihnen nur, weil sie die verborgenen, gefährlichen Pfade und Pässe ihrer heimatlichen Berge genau kannten, eine Kenntniß, die begreiflicherweise dem Feinde abging.

Auch der alte Trommler entrann dem Blutbade mit genauer Noth. Auf weiten Umwegen, auf nur Wenigen bekannten Pfaden erreichte er endlich, völlig erschöpft, die heimatliche Hütte, und berichtete dem leidenden Sohne und dem todtbleichen Annali des Vaterlandes Unglück. Von dem Ältesten wußte er Nichts, denn die Scharfschützen hatten sich in Gebüsch und auf einzelnen Klippen, ganz vereinzelt, aufgestellt, und wußten von hier aus ihre Ziele zu treffen.

Der alte Kaspar dachte nicht daran, daß der Feind ihm und seiner Hütte so nahe sein könne, als er es wirklich war; er vergaß, daß er in seiner Erschöpfung nur langsam hatte vorwärts kommen können, und daß die weiten und unwegsamen Pfade, die er gegangen, ihm viele Zeit weggenommen, und als er noch des Tages Unglück seinen Kindern erzählte, hörte man einen Trupp Wälscher auf die Hütte zuweilen, deren Wuth gegen das, sein heiliges Recht, seine Freiheit und sein Vaterland vertheidigende Volk maßlos war.

Schrecken, lähmender Schrecken ergriff die drei wehrlosen Menschen!

Geld! Geld! war des wilden Feindes erste Forderung, die er mit knarrend aufgespanntem Hahne und mit wüthenden Geberden begleitete. Geld? — Lieber Himmel, das war ein seltener Gast in der Hütte des armen Kaspar, und seit er und der älteste Sohn weg waren, hatte auch der letzte Kreuzer seinen Weg aus der Hütte gefunden, denn Anneli und der arme, sieche Bruder mußten ja doch Brod haben. Er öffnete Schränklein und Truhe und sagte: Da suchet selber! Ich habe keins! Verstanden sie auch die Worte nicht, so waren Handlungen und Geberden doch so verständlich, daß es den Wütherischen klar wurde, sie hätten sich hier gründlich getäuscht. Zornig darüber legte Einer an und schoß den armen Gichtkranken mitten durch's Herz, daß er mit dem rauchenden Quell des Herzblutes lautlos seinen Geist aufgab. Bajonnettschneide und Kolbenschläge streckten den alten Kaspar zu Boden und eine weiße Faust griff nach dem jungen Mädchen. Sie riß sich los und entwich den Ruchlosen in sinnloser Angst. Kaum aber hatten diese Unmenschen die Hütte verlassen, als ihr die Bestimmung wiederkehrte. Sie eilte zur Hütte zurück. Der ermordete Bruder lag, eine starre Leiche, da auf dem blutbedeckten Bette; der Vater kam ihr jammernd entgegen. Seine Wunden waren indessen nur leicht. Kaum war Anneli zum Bewußtsein dessen gelangt, was sie zu thun habe, da stürzte ein neuer Trupp der erbarmungslosen Feinde in die Hütte. Der Vorderste riß seinen Säbel heraus und holte zum Hiebe aus, mit dem er den entblößten Kopf des blutenden Greises treffen mußte, den er für einen im Kampfe verwundeten Vertheidiger seines Vaterlandes halten mochte; da erwachte in Anneli's Herzen die ganze Macht der kindlichen Liebe, das volle Bewußtsein der kindlichen Pflicht. Sie umschlang mit ihren Armen den wankenden Greis, deckte ihn mit ihrem jugendlichen Leibe und rief: Willst und mußt du, Unmensch, morden, so ermorde mich! Das steht dir frei! Aber so lange ich lebe, sollst du deine Mörderhand nicht an meinen Vater legen! —

Verstand der Soldat, was das Mädchen sprach — oder zeigte ihr Thun deutlicher für das, was sie wollte? — Genug, der Säbel sank matt herunter — denn ein Anderer traf den Arm seines blutdürstigen Kameraden und rief ihm zu: Schämte dich, den Wehrlosen zu morden! Habe Achtung vor der Liebe des Kindes zu seinem Vater! Zurück, und fort aus der Hütte!

Dem Rufe dieses Ehrenmannes, der ein Sergeant war, gehorchend, wichen die Unholde und bald war die Hütte leer; aber die Flamme, welche die weichen Unholde entzündet, schlug lobend über ihren Häuptern auf. Der edle Franzose unterstützte mit Anneli den Alten, und so brachten sie ihn in's Freie, tiefer hinab an das weidenbewachsene Ufer des See's, wo der Kahn des alten Engelberger lag. Mit Zeichen fragte er das Mädchen, ob sie rudern könne? Sie beahnte das, und er half ihr, den Greis in den Kahn heben, und blieb am Ufer, bis der Kahn so weit in See war, daß keine Gefahr den Flüchtlingen mehr drohte, dann verschwand er.

In Luzern laudete das Mädchen, selbst bis zum Tode erschöpft, mit dem blutenden Greise. Barmherzige Menschen nahmen sie auf und pflegten sie und den Vater, der wieder genas nach langdauernden Leiden.

In Luzern wurde das Geschick der Armen bekannt und in Aller Herzen regte sich die Theilnahme für sie. Der älteste Bruder kam später zur Hütte. Er war heil aus dem Kampfe für's Vaterland hervorgegangen, aber in welchem

Zustande fand er die theure Heimath? Ein Aschenhaufen die theure, älterliche Wohnstätte — keine Seele der Seinigen weit und breit — denn Niemand antwortete seinem angst erfüllten Rufe. Da saß der Arme, und über das gebräunte Gesicht rollten heiße Thränen. — So fand ihn ein Nachbar, der ihm so viel sagen konnte, daß Anneli und der Vater in Luzern und gerettet seien, der Bruder aber durch eine französische Kugel getödtet, mit der Hütte zu Asche verbrannt sei.

Tiefgebeugt elkte er nach Luzern. Welch' ein Wiedersehen! Aber bessere Tage sollten der Lohn kindlicher Liebe und Treue für das Vaterland sein. Warmherzige Menschen in Luzern bauten die niedergebrannte Hütte des „alten Trommlers“ besser und schöner wieder auf, als der wilde Kriegssturm vorüber war, und der alte Engelberger genas wieder völlig. Reichlich ersetzte die Luzerner christliche Liebe den Verlust an irdischem Gute, und so kehrten, dankerfüllt, die Schwergedrückten heim in's neue Haus, wo sie inniglich den heimgegangenen Bruder betrauereten.

Bessere Tage kamen für sie. Im neuen Hause war bescheidener Raum für zwei verschiedene Familien. Der alte Trommler lebte im Glücke seiner Kinder neu auf, und Anneli's Liebe versüßte seine Tage bis in's späteste Alter. Sie fand den reichsten Lohn ihrer Kindesliebe im eigenen Herzen und der Herr segnete ihre Ehe mit einem braven Manne in liebevoller, sorgenloser Häuslichkeit, und Friede, Liebe, Eintracht und Frömmigkeit blieben der segnende Engel auch im neuen Hause und verließen es nimmer.

Der große Ocean.

Von Dr. G. Hartwig.

Der große Ocean — nur dieser Name paßt für die unermessliche Wasserfläche, die von Japan und Kamtschatka nach dem Feuerlande, und von Sibirien nach Neu-Seeland sich erstreckt.

Groß in der That — denn alle übrigen Meere zusammengenommen, übertreffen ihn kaum an Flächenraum, und Mitternacht herrscht an seinem einen Ende, während das andere Ende in der Mittagssonne glüht.

Südsee nennt man ihn, auch weil Magelan vom Süden her in ihn einbrang, und während seiner Fahrt ihn hauptsächlich auf der südlichen Erdhälfte durchschiffte — auch das Stille Meer, weil der günstigste Wind fortwährend die Segel des großen Seefahrers schwellte — aber wie falsch sind beide Benennungen für einen Ocean, der zur größeren Hälfte auf der nördlichen Halbkugel liegt und nicht minder häufig als andere Meere von entsetzlichen Stürmen aufgewühlt wird!

Nach Osten sind die Grenzen des großen Oceans durch die Steilküste Amerika's genau bezeichnet; nach Westen, wo sie auf das australische Inselgewirr stoßen, lassen sie der Willkür des Geographen freieren Raum. Im Folgenden betrachte ich die vulcanische Kette, die von Japan und Lin-kjn über Formosa, die Philippinen, Dochilolo, Neu-Guinea, Neu-Irland, die Salamon's-Inseln, die Neuen Hebriden und Norfolk bis Neu-Seeland und den Chatham-Inseln sich hinzieht, als seine westlichen Vorlande und schliesse sowohl diese Inselgruppen, als die dahinter liegenden Meere, die zum Theil auch eigene Namen führen, wie das chinesische, das Korallenmeer, u. s. w. von aller ferneren Besprechung aus. In dem auf diese Weise begrenzten Becken des großen Oceans liegen eine Menge Inseln von fast verschwindender Kleinheit wie die Sterne am Himmelsgewölbe zerstreut. Die meisten vereinigen sich constellationenartig zu Gruppen, einige schwimmen einsam in der ungemessenen Wasserwüste. Ihre Anzahl geht in die vielen hunderte, ihre bewohnbare Gesamtfläche kommt der des kleinen Königreichs Belgien nicht gleich. Doch auf diesem engen Raume hat der Schöpfer das Füllhorn seines Segens ausgeschüttet. Hier erheben sich

Berge 14000 Fuß hoch in die Lüfte, Vulcane, Felshörner, Schluchten von alpinischer Großartigkeit; dort niedere Inseln mit Palmenhainen bekränzt und den Fuß mit Corallengärten umrandet. Nirgends in der Welt vereinigen sich Basalte, Wasserfälle und die herrlichsten Pflanzen zu anziehenderen Gemälden; nirgends treten Meer und Gebirge zu großartigeren Bildern zusammen; nirgends vermischen sich das Erhabene und das Liebliche auf eine schönere Weise. Leicht begreiflich, wenn man bedenkt, daß überall vulkanische Kräfte thätig gewesen sind, zu bauen und zu zerstören; daß überall ein wildbrandendes Meer gegen die Küsten anwoht, den Felsen aushöhlt oder den Corallenblock aufwältzt; und überall auf den hohen Inseln die abschüssigen Bergwände den herabrauschenden Wasserstürzen eine größere Gewalt verleihen. Bedenkt man endlich, daß alle diese Lande mit geringen Ausnahmen einem sonnigen Erdgürtel angehören, welcher ebenso wohl! das unterseeische Corallengebüsch des Weltmeers begünstigt, als die steilsten Felsmauern unter Laubmassen verbirgt, so wird man bei dem Zusammenwirken solcher Kräfte, sich nicht wundern, daß die Inseln des großen Oceans auf kleinem Raume eine solche verschwenderische Fülle und Mannigfaltigkeit des Schönen und Merkwürdigen enthalten, und in gleich hohem Maasse das Auge des Künstlers und die Wissbegierde des Naturforschers erfreuen.

Die Inseln dieses großen Weltmeeres gehören in geognostischer Hinsicht zweien verschiedenen Bildungen an. Die hohen Inseln, welche die Hauptgruppen bilden, sind vulkanischer Natur und bestehen innerhalb der angegebenen Grenzen (denn auf Neu-Seeland kommen Granit, Schiefer und Steinkohlen vor) aus einem Knochengerüste von Basalt.

Sie zeigen sich in allen möglichen Formen vom einfachen vulkanischen Kegele, zum zerspaltenen, zerklüfteten Gebirge, reich an schönen Schluchten und zackigen Gipfeln. Auch vom verschiedensten Alter stellen sie sich dar; hier durch abgerundete Formen eine verhältnismäßige Jugend verrathend, dort durch spitzige Grate und tief ausgehöhlte Schründe die Abnutzung eines höheren Alters verkündend. Einst waren sie der Schauplatz einer großen Menge thätiger Vulcane, deren gegenwärtig nur noch wenige auf Hawaii, Tofoa, Amargura und den nördlichen Ladroneen brennen. An den Grenzen des großen Oceans dagegen erheben sich überall feuer-speiende Berge, von der Südspitze Amerika's zum Jlamân unter 60° N. B. und längs der alëutischen und kurilischen Kette, über Japan, Lin-tsin, die Philippinen, Neu-Guinea und die Neuen Hebriden bis nach Neu-Seeland.

Ein bedeutender Unterschied gegen das atlantische Becken, an dessen Umkreis es verhältnismäßig so wenig aus den Bergen flammt und raucht!

Ueberhaupt scheint der Flächenraum des großen Oceans die Stätte einer bedeutenderen vulkanischen Thätigkeit zu sein. Große Strecken senken sich fortwährend tiefer in's Meer, andere entsteigen langsam dessen Fluthen. Auf der carolinischen Insel Vanabe stehen frühere, dem Götzendienste geweihte Gebäude nunmehr im Wasser und alte Fußpfade werden von Landts beschifft. Auf Sonden-Insel der Baumotu-Gruppe dagegen deuten riesige Tridania-Muscheln, die man im Corallenriff, an der Fluthlinie eingebettet findet, während das lebende Thier nur unterhalb der Ebbe vorkommt, daß hier das Ufer wenigstens 20 Zoll oder 2 Fuß gestiegen ist.

Auf Dahu soll die Erhebung so schnell vor sich gehen, daß das Meer binnen wenigen Jahren über eine Ruthe weit von Stellen gewichen ist, wo man früher mit Booten landete. In 20 Jahren, bedrohlich für die Zukunft, ist der Riffkanal, der zum Hafen von Honolulu führt, um drei Fuß weniger tief geworden. Ich könnte noch manche andere Beispiele anführen, bemerke jedoch nur, daß neuere Seefahrer auf manchen Inseln Zeichen in den Felsen eingegraben haben, wonach man in Zukunft jene interessante Erscheinung mit größerer Genauigkeit wird beobachten können. Sojar das unterirdische Feuer muß sein geheimnißreiches Wirken vor den Augen der Wissenschaft und Beobachtung unserer Tage entschleiern.

Erdstöße werden häufig auf manchen Inselgruppen empfunden und das

Beben des amerikanischen Continents pflanzt seine Wirkungen weit über das große Weltmeer fort. Die Erdstöße, die im November 1837 die kleine Stadt Baldicia im Lande der Arecaner (Süd-Amerika) zerstörten, erzeugten Fortpflanzungswellen, die fünftausend Seemeilen davon auf den Sandwich-Inseln sich fühlbar machten.

Am Nachmittage des 7. Novbr. zog sich das Meer mit großer Schnelligkeit aus dem Hafen von Honolulu zurück, zur Besorgniß der Fremden, die eine furchtbare Reaction erwarteten, den Eingeborenen aber zur Freude, die jauchzend und frohlockend den weichenden Gewässern folgten, die gestrandeten Fische auflasen und die bloßgelegten Muscheln sammelten. Das Meer fiel über 8 Fuß, so daß die Riffe trocken lagen, bald aber kam es zurück und hatte in 28 Minuten die gewöhnliche Springfluthhöhe erreicht, worauf es wieder 6 Fuß fiel um darauf noch einige Zoll höher zu steigen. Diese Bewegungen des Meeres dauerten bis zum folgenden Mittag fort.

Noch bedeutender war diese Erscheinung auf den benachbarten Inseln Hawaii und Maui, wo es mehreren Menschen das Leben kostete. Auf Maui zog das Meer sich 120 Fuß weit zurück und kam dann urplötzlich mit einer ungeheuren Welle wieder, welche Häuser, Bäume und Canots weglegte.

Beim Dorfe Kahului folgten die jubelnden Einwohner dem Rückzuge der Gewässer, als diese plötzlich sich gegen sie wandten und wie eine hohe Mauer aufsteigend, vorwärts rollten und die Hütten zerstörten. Die amphibische Natur der Inselaner, jener unvergleichlichen Schwimmer, war ihre Rettung, dennoch hatten sie den Verlust von zweien aus ihrer Mitte zu betrauern, sowie die Verwüstung ihrer ganzen kleinen Habe. In der Byron's Bucht hatte sich eben eine große Volksmenge vereinigt, um einer religiösen Versammlung beizuwohnen. Um halb sieben Uhr Nachmittags fing das Meer an sich zurückzuziehen, so daß bald ein großer Theil des Hafens trocken lag. Die staunenden Zuschauer eilten auf den Strand, um das nie gesehene Schauspiel zu bewundern, als plötzlich eine Riesenwoge brüllend herankam und 20 Fuß über die Fluthhöhe steigend über das Ufer sich ergoß. In zwei Weibern allein wurden 66 Wohnungen zerstört, und 11 Menschen ertranken. Die Welle hatte auf ihrem Wege das Verdeck eines vor Anker liegenden englischen Schiffes überschwemmt. So wie die Bemannung vom Stoß sich erholte, setzte sie die Boote aus und es gelang ihr noch manches Leben zu retten.

Am 17. Mai 1841 fand eine ähnliche Erscheinung statt, die auch an der Küste von Kamtschatka beobachtet wurde.

Die niederen Inseln, die auf Corallenriffen sich erheben und die zweite natürliche Abtheilung der dem Schooß des großen Oceans entsteigender Länder ausmachen, sind bekanntlich auf ganz andere Weise entstanden und aus einem ganz anderen Material geformt, als die hohen vulkanischen Basalt- und Lava-inseln, da sie aus Kalkmassen bestehen, welche das Product organischer Kräfte sind. Ihre interessante Bildungsgeschichte würde uns weit über die Grenze eines nur dem Meere gewidmeten Aufsatzes führen, hier will ich nur bemerken, daß obgleich die zu Tage kommenden Riffe, auf deren Gipfeln sie liegen, einen bedeutenderen Flächenraum einnehmen, als die vulkanischen Inseln des großen Oceans (etwa wie 19,000 Quadrat-Seemeilen zu 16,000) sie doch bei weitem weniger wichtig sind, da kaum der zehnte Theil jener Fläche mit irgend einer Pflanzenart bewachsen ist.

Jene Gruppen der Carolinen, des Mulgrave, Archipels, der Inselwolke Bauwotu u. s. w., die auf der Karte des großen Oceans sich so breit machen, schrumpfen bei näherer Betrachtung zu gar unansehnlichen Ländchen zusammen. Sie theilen das Glück der sibirischen Dörfer oder Städtchen von 20 Einwohnern — genannt zu werden, weil sie an Stellen liegen, wo es sonst nichts zu nennen gibt.

Die Strömungen des großen Oceans sind viel weniger bekannt, als die des

atlantischen Meeres. Auch hier bewegen sich die Gewässer innerhalb der Breite der Tropenzone größtentheils in westlicher Richtung, bis die Ländermassen Asien's und Australien's ihnen neue Wege vorschreiben. Ein Theil fließt alsdann südlich zwischen Neu-Holland und Neu-Seeland; ein anderer ergießt sich durch die Kanäle des südpazifischen Inselmeeres in den indischen Ocean; der Rest weadet sich an den Grenzen des chinesischen Meeres nordöstlich, bespült die Ostküste der japanischen Inseln und breitet dann sein warmes Wasser unter dem Einflusse nordwestlicher Winde in dem nördlichen Theile des großen Oceans aus. Dieser sogenannte japanische Strom vertritt also hier die Stelle des Golfstroms im nordatlantischen Meere und so wie dieser unseren Küsten ein milderer Klima bringt, so verdankt auch jenem die Nordwestküste Amerika's den Vorzug einer gemäßigteren Temperatur vor den Ostküsten desselben Continents in gleichen Breiten. Doch ist der Einfluß der japanischen Strömung bei weitem weniger mächtig, da seine Gewässer nicht erst, wie die des Golfstroms, in einem tropischen Binnenmeere erhitzt werden und auf weiterem Wege sich bedeutender abkühlen.

Aus dem südlichen Eismeer dringt in nordöstlicher Richtung eine mächtige Strömung kalten Wassers in den großen Ocean ein, und spaltet sich an der amerikanischen Küste in der Breite von Chilö in einen nördlichen und südlichen Arm.

Der letztere fließt bis zum Feuerland die Küste entlang und um das Cap Horn in das atlantische Meer.

Der nördliche Arm dagegen bewegt sich mit großer Geschwindigkeit längs den Küsten von Chili und Peru und weilt dann, die Galapagos umfassend, mit dem Aequatorialstrom nach Westen. Durch ihn begünstigt, gehen die Schiffe in 8—9 Tagen von Valparaiso nach Callao, und in 4—5 Tagen von Callao nach Guayaquil, während sie für den Rückweg oft eben so viele Wochen brauchen. Er ist es, der zum Theil die kühlere Temperatur der peruanischen Küste im Vergleich zur brasilischen bedingt, wenn wir auch in dieser Hinsicht den kalten, von den Andeshöhen sich senkenden Luftströmen eine bedeutendere Rolle beimessen müssen; und wenn keine lebendigen Corallenriffe die Galapagos umranden, so ist es seinem Einfluß zuzuschreiben, da er häufig die Wärme des dortigen Aequatorialmeeres bis auf einen Grad erniedrigt, der das Gedeihen der Steincorallen nicht mehr zuläßt.

Dieser im Haushalte des großen Meeres so wichtige Fluß des peruanischen Oceans führt auch den Namen der Humboldt-Strömung, weil der unsterbliche Forscher durch genaue thermometrische Messungen den Unterschied seiner Temperatur von der der angränzenden Gewässer zuerst nachwies, und seine climatologische Wichtigkeit dadurch in's Licht stellte. So wird der Name des großen Deutschen ewig fortleben in der fortwallenden Strömung des südlichen Weltmeeres, wie im Riesengletscher des höchsten Nordens, der seinen Namen trägt.

Die Temperatur des großen Oceans überhaupt ist noch sehr wenig bekannt, was nicht zu verwundern, wenn man die Unermeßlichkeit des so selten von wissenschaftlichen Reisenden durchsuchten Flächenraumes bedenkt. Als wahrscheinlich hat sich jedoch herausgestellt, daß sie in der gemäßigten und kalten Zone unter gleicher Breite überall hinter der des atlantischen Meeres um 2 bis 3 Grad zurücksteht.

In dem heißen Erdgürtel, besonders zwischen 10° N. B. und 10° S. B. zeigt sie fern von den Küsten, und wo sie nicht von Meeres-Strömen kalten Wassers durchspritzt wird, über Strecken, die tausende von Viertelmilen einnehmen, eine bewundernswürdige Gleichheit und Beständigkeit. Dort schwankt sie das ganze Jahr hindurch in den oberen Schichten regelmäßig nur zwischen 27 $\frac{1}{2}$, und 29° C. und zwischen den verschiedenen Tageszeiten ist fast kein Unterschied zu bemerken. Nur ein Meer von so wunderbarer Größe konnte die Erscheinung einer solchen Gleichmäßigkeit darbieten, denn Unveränderlichkeit ist ein Charakter des Erhabenen!

Die Fluthwelle, deren mächtige Schwingungen den ganzen Erdball umkreisen, wird bekanntlich zwei Mal täglich im großen Ocean geboren, da nur dieser den gehörigen Flächenraum zur vollen Anziehungskraft des Mondes und der Sonne darbietet.

Wenn in der Bristol-Bay die Fluth 70 Fuß hoch anschwillt, und in der Fundy-Bucht zwischen Neu-Schottland und Neu-Braunschweig nicht selten so schnell anwächst, daß sie das am Ufer weidende Vieh überrascht und verschlingt, so rühren diese Wirkungen zum Theil vom großen Ocean her, denn läge ein Continent wie Afrika mitten in seinem Schooße, wodurch natürlich die Bildung der Fluthwelle gehindert worden wäre, so hätte auch das Steigen der Gewässer in den Buchten des atlantischen Meeres nimmer so bedeutend werden können. So übt jeder Punkt des Erdballes einen Einfluß oft auf die aller entferntesten Theile desselben aus, und es läßt sich keine einigermaßen bedeutende Veränderung im gegenseitigen Verhältnis von Land und Meer denken, ohne daß überall die Climate und folglich auch das organische Leben sich veränderten. Unser kleines Dasein hängt von tausenden sich durchkreuzenden Einflüssen ab, deren Ursprung zum Theil bei unseren Gegenfüßlern liegt, und der Mensch, der im Laufe der Zeiten, wie so manche vor ihm dagewesenen Geschöpfe, verschwinden wird, ist nur eine flüchtige Erscheinung im Leben des Planeten.

Im großen Ocean selbst sind die Fluthen von geringerer Höhe, da sie im ganzen östlichen Polynesien nur 2 bis 3, und bei Samoa und im Feejee-Archipel nur 4 und 6 Fuß betragen. Dennoch sind sie von großem Einfluß auf die Höhe der wachsenden Riffe und die Uferformen der Coralleneilande.

Zugleich mit der brandenden Anschwellung des Oceans üben auch die Winde eine bedeutende Wirkung auf die Gestaltung mancher Küsten aus, indem sie den Sand des Strandes zu Hügeln aufthürmen.

Während des größten Theiles des Jahres herrschen in Polynesien die Passate oder die regelmäßigen Südost- und Nordostwinde vor, ausgenommen in einer Zone, die in einer Breite von 5 bis 7 Graden an beiden Seiten des Aequators sich erstreckt und den Windstillen und den Wechselwinden ausgesetzt ist. Während der Wintermonate verdrängen die Westwinde den regelmäßigen Passat und wehen über den Theil des Oceans, der innerhalb 15 bis 20 Grad vom Aequator liegt und sich ostwärts bis Paumotu ausdehnt. Stürme und mitunter wirbelnde Orkane pflegen den Verlauf dieser Winde zu begleiten, die mit der Sonne nach Norden oder Süden auf- und abwandern.

Weit mehr als die Naturerzeugnisse der über seinen Schooß zerstreuten Eilande, haben die eignen Erzeugnisse des großen Oceans die fremden Seefahrer in seine weiten Einöden gelockt. Seine riesigsten Bewohner, der Bottfisch, der vorzüglich auf dem weiten Gebiet seiner tropischen Gewässer umherstreicht, und die zwei verschiedenartigen Glattrücken (B. in *mysticetus-australis*), die in seinen nördlichen und südlichen kälteren Gegenden vorkommen, üben vor allen die wichtigste Anziehungskraft aus.

Hunderte von Schiffen, tausende von Jägern folgen unablässig ihrer Spur, fahren ihnen auf die hohen Meere nach, oder erwarten den Südwall in den Felsenbuchten Chili's und Patagoniens, wohin er jährlich zum Werfen seiner Jungen sich begiebt.

Ohne den Walfänger oder Walfischfänger wären gewiß noch manche Gegenden des großen Oceans in geheimnißvolles Dunkel gehüllt; keiner hat mehr, als er dazu beigetragen die Völker Polynesiens dem Einfluß, oder vielleicht richtiger, dem Zerfetzungsproceß der europäischen Sitten und Ideen zu unterwerfen; schwerlich hätten ohne ihn die Missionäre ihre Wirksamkeit bis auf jene gegenfüßlerischen Regionen ausgebehnt; und wenn in Honolulu und Lahaina (Sandwich-Inseln), in Apia und Vago-Pago (Samoa) in Papeiti (Tahiti) und Levaka (Fidschi) eine aufdämmernde Bildung sich zeigt; so hat er den Grund dazu ge-

legt. Ueberall auf den einzelnen Inselgruppen begegnen wir seinen Spuren, nehmen wir seinen Einfluß zum Guten oder Bösen wahr.

Außer denjenigen Walthieren, deren Fetteichthum die mörderische Harpune anzieht, irren noch manche andere, größtentheils unbekannte Arten in der Wasserwüste des großen Oceans umher. In kleinen Heerden kommt der Buckelwal (*Balaena gibbosa*) vor, den nur selten der Jäger trifft, häufiger der Schwarzfisch (*Delphinus melas*), dessen aufwärts gebogene Mundwinkel ihm ein freundliches, lächelndes Angesicht ertheilen, während er doch an Gefräßigkeit und Würgerlust keinem seiner Verwandten nachsteht; oder der mörderische Grempeus (*Delphinus Orca*?) über dessen Erscheinen der Pottwaljäger sich freut, weil er die Nähe dieses Seesäugethieres andeuten soll.

Auf dem hohen Meere kommen ähnliche Formen der besloßten Geschlechter, wie im atlantischen Ocean vor. Auch hier erheben sich in der wärmeren Zone silbergefärbte und blau bepanzerte fliegende Fische schimmernd in die Lüfte; auch hier werden sie im Wasser von Boniten (*Scomber pelamys*) und Albicoren (*Scomber Germon?*) im leichteren Elemente von Tropik- und Fregattenvögeln verfolgt. Bemitleide sie nicht zu sehr, denn sie selber sind ja Raubfische, die mit derselben Mordlust und unersättlichen Gefräßigkeit den Schwächeren nachsetzen.

Bewundere aber, wie herrlich der Schöpfer sie für ihr eigenthümliches Doppelpelless ausgerüstet hat. Ihre Schwimmblase ist so groß, daß sie bei voller Ausdehnung fast die ganze Bauchhöhle einnimmt, und um den Fisch noch leichter zu machen, ist der Mund mit einer Haut versehen, die durch die Kiemen sich aufblasen läßt. Die großen flügelartigen Brustflossen dagegen, die beim Schwimmen belästigen könnten, halten sich im Wasser in einem äußerst kleinen Raume niedlich zusammen, so daß für alle Fälle bestens gesorgt ist. Der fliegende Fisch bietet nicht nur dem Seefahrer ein anziehendes Schauspiel; er versorgt ihn auch mit einem köstlichen Lederbissen. Ein Licht bei dunkler Nacht in den Ketten eines Schiffes hangend, lockt sicherlich manchen an Bord.

Zu den gewöhnlichen Begleitern des Seefahrers gehören die Albicoren und Boniten. Beim ruhigen Kreuzen im großen Ocean pflegen jene, deren durchschnittliche Länge vier Fuß beträgt, oft Monate lang die Furche des Fahrzeuges heerdenweise zu begleiten, entfernen sich aber nach mehrtägigem raschen Segeln, während der kleinere Bonite sich lieber einer raschen Fahrt anschließt und überhaupt ein minder beharrlicher Gesellschafter ist.

Nicht selten wird der Schwerdfisch (*Xiphias plotypterus*) gesehen. Dieses Seeungeheuer hat einen braunen Rücken und silberweißen Bauch, der aber beim leidenschaftlichen Verfolgen einer Beute in verschiedenen Farben schillert, unter welchen ein schönes Blau vorherrscht. So wie es eine Herde kleiner Fische erblickt, stößt es mit der größten Schnelligkeit darunter, und nachdem es so viele als möglich auf seine lange Klinge gespießt hat, schüttelt es sie ab, um sie dann wohlgemuth zu verspeisen. Bennet sah auf diese Weise einen Schwerdfisch 3 Boniten schnell und geschickt durchstechen und verzehren, und vermuthet, daß besonders, um den Angriffen dieses Wütherrichs zu entgehen, die geielligen Fische des hohen Meeres — Boniten, Albicoren, Doraden (*Corphaena socialis*) — sich den Schiffen oder großen Walen anschließen, da die Nähe eines großen Körpers hinzureichen scheint, den Schwerdfisch von seinem gewöhnlichen ungestümen Angriff abzuhalten.

Auch Haie mit ihren Begleitern dem Saugfisch (*Echeneis*) und dem Kooften (*Gasterosteus*) lassen sich manchmal erblicken, sonst ist es gewöhnlich einsam und leer auf hohem Meere, während ein reicheres mannichfaltigeres Wasserleben in der Nähe der Inseln sich bewegt. Auf der Strecke zwischen Chili und Paumotu fiel es Fischholz auf, wie äußerst wenig Thiere an der Oberfläche zu leben schienen, denn außer fliegenden Fischen kamen ihm keine zu Gesicht, und auch diese mehrten sich in der Nähe der Osterinsel.

Die durchsichtigen gallertartigen Seeeschöpfe — Quallen, Pteropoden

Salpen — die auf der Wasserwüste des tropischen atlantischen Meeres vorkommen, lassen sich auch im großen Ocean in ähnlichen Formen, wenn auch in anderen Arten, erblicken. Die prachtvolle Seeblase (*Physalia*) erscheint hier statt rosenroth und purpurn mit einem in's Grünliche spielenden blauen Kämme. In der Gegend des Aequators durchschiffte Kittlitz einen zahllosen Schwarm einer überall karminröthlich gefärbten Qualle mit langen Fangarmen und kleiner sehr gewölbter Kappe. Ein paar andere kleine Medusen zeichneten sich aus durch ihre zierliche Schönheit. Die kleinste mit ganz durchsichtiger Scheibe machte sich durch hochgelbe, den Rand in regelmäßigen Abständen umgebende Fühlfäden kenntlich; die andere durch eine kreisförmige dunkelbraune Zeichnung, die aus verästelten, kleinen Strichen zusammengesetzt, sich über die ganze sonst weißlich durchsichtige Scheibe verbreitete. Sie war dadurch ein Bild der Flagge, welche die russischen Kriegsschiffe zu führen pflegen — ein dunkelblaues Andreaskreuz auf weißem Grunde. Ob dieses vielleicht ein Vorzeichen der Zukunft ist?

Jene seltsam gebildete Rippenqualle, die einem schwimmenden Bande ähnlich sieht — der Venusgürtel — kommt hier in einer kleineren Art vor, etwa 10–12 Zoll lang (oder eigentlich breit, denn die Hauptlebenswerkzeuge liegen quer durch die Mitte des Bandes), mit karmoisinrothen Rändern und von äußerst lebhaften Bewegungen, die sie hauptsächlich von der größeren atlantischen Art unterscheiden. Wie sehr übrigens die niedere Thierwelt des großen Oceans sich noch verschleiert, und ein wie weites Feld dem Naturforscher hier noch offen steht, geht schon daraus hervor, daß unter den 14 Quallenarten, die Gscholzh auf der Fahrt von Samoa zum Aequator sammelte, sich nur eine einzige bereits bekannte vorfand.

Wenn der Seefahrer manchmal auf weiten Strecken einen todten Ocean durchschiffte, so überrascht ihn an andern Stellen eine Fülle des Lebens, die alle Vorstellung übertrifft. Nicht selten verändert sich plötzlich die tiefe Bläue des Meeres in eine schmutzige, röthliche, gelbe oder grüne Farbe, die nicht selten meilenweit das durchkreuzende Schiff begleitet und von unzählbaren Millionen kleiner Seegeeschöpfe herrührt. Sie kommen, man weiß nicht woher, sie gehen, man weiß nicht wohin? Das nächste Schiff, welches durch dieselbe Fläche seine Gleise zieht, findet sie vielleicht schon krystallrein und von keinem Leben verfarbt, so schnell läuft die Lebenszeit dieser kleinen Seethiere ab! —

Kittlitz erzählt uns von einer merkwürdigen Erscheinung, die ihm auf dem großen Ocean begegnete. Er hatte den 30. Grad nördlicher Breite überschritten und bereits angefangen die kühleren Lüfte der nördlichen gemäßigten Zone zu genießen, als bei frischem, wenn auch nicht eben heftigem Winde, das Meer weithin bedeckt erschien mit Myriaden seeblasenartiger Thiere, die sämmtlich zu einer Art der Gattung *Belella* gehörten. Sie war etwas größer als die atlantische Art und mit Ausnahme des durchsichtigen oberen Theils von schön ultramarinblauer Farbe. Zwei Tage lang wurde ein Meer durchschiffte, welches, so weit das Auge reichte, mit diesen Thieren bedeckt war — da änderte sich plötzlich die Scene. Statt jener Beellen und unmittelbar in ihren Schwarm sich eindrängend, zeigten sich nun in langen, stets parallel auf einander folgenden Linien, schwimmende Klumpen, deren jeder die Dicke zweier zusammengeballter Fäuste haben mochte, und die aus jenen merkwürdigen Entenmuscheln oder Bernikeln (*Lepas fascicalata*) gebildet waren, welche nicht selten durch ihr Anheften und starkes Vermehren an den Schiffseiten den Lauf eines Fahrzeuges wesentlich verlangsamten. Man weiß, daß diese Thiere, wie so manche andere Seegeeschöpfe niederer Ordnung — die Auster z. B. — ihren Lebenslauf frei schwimmend beginnen und dann mit ihrem fleischigen Fuße sich irgendwo anhängen und festwachsen, worauf der kopflose, größtentheils in einer halb offenen Muschel verborgene Körper sich in der Nachbarschaft umherbewegt, um mit seinen 24 gegliederten Fangarmen Beute zu machen. Die schwimmenden Bündel schienen dadurch entstanden zu sein, daß die Entenmuscheln sich an das knorpelichte Rückensstück einer *Belella*, den

Ueberrest eines aufgetrossenen Exemplars anhängen, welches nun der Mittelpunkt des schnell anwachsenden Haufens geworden war. Die größten, wie es schien, völlig ausgewachsenen dieser Muschelthiere hingen ganz unten, während die zum Theil sehr kleinen jüngeren in den Zwischenräumen mehr nach oben hin Platz fanden. Alle waren um die Wette beschäftigt, diejenigen Beellen, in deren unmittelbarer Nähe sie der Strom trieb, zu verzehren. — Die Angriffswerkzeuge waren gewöhnlich von diesem Raube blau gefärbt und die Masse der Beellen schwand zusehens, indem sie dieser neuen Bevölkерung Platz machte. Das größere Gewicht der schwimmenden Klumpen mochte bewirken, daß der Strom sie allmählig immer weiter in den Schwarm der Beellen hinein trieb, dessen gänzliche Vertilgung auf diese Weise bevorstand. Wieder zwei bis drei Tage hindurch hatte man nun den wunderbaren Anblick dieser vielfach belebten und dennoch ganz der Gewalt des Stroms überlassenen, schwimmenden Bündel; man mußte erstaunen über die Regelmäßigkeit, mit welcher die unabsehbaren Linien in stets gleichen Abständen auf einander folgten. Erwägt man, daß die Strecke des Meeres, die mit beiderlei Thieren dicht übersät war, zum mindesten die Ausdehnung von vier Breitegraden hatte, so kann man sich einigermaßen eine Vorstellung von ihrer schwindelerregenden Anzahl machen. Unmittelbar nach ihnen kamen aber Schaaren von Delfhinen und Votzfischen, die augenscheinlich jenen Bündeln in eben der vertilgenden Weise nachgingen, wie sie selbst den Beellen. Wie oft mögen sich solche großartige Beispiele der zerstörenden Völkerverwanderungen, welche die Thierwelt des Meeres darbietet, auf einem Ocean wiederholen, der fast den dritten Theil der ganzen Erdoberfläche einnimmt! Vertilgungskriege, die kein menschliches Auge sieht, oder der Walljäger, ohne sie zu beachten, durchsegelt!

So wie in den Tiefen des Meeres jede Thierform auf bestimmte Zonen angewiesen ist, so wechseln auch die Gestalten der darüber hinschwebenden Vögel. Hat man, vom Süden segelnd, die Region des wandernden Albatros verlassen, so kommen der rothschwänzige Tropikvogel (*Phaeton phoenicurus*) und der hochfliegende Fregattenvogel oder Seehabicht zum Vorschein. Dieser liebt es über der Mastspitze des Schiffes zu schweben und mit seinem Schnabel Stüde aus dem Wimpel zu reißen. Bei bewegtem Meere genießt er reichliche Mahlzeiten, bei ruhiger See ist aber das Fischen minder ergiebig und dann greift er die schwächeren Tölpel und Tropikvögel an, deren Tauchfertigkeit sie befähigt, zu jeder Zeit sich Nahrung aus dem Wasser zu holen. Das glänzend weiße Gefieder des prächtigen *Phaeton phoenicurus* zeigt nur bei einzelnen wahrscheinlich jüngeren Exemplaren kleine schwarze Querflecken, bei allen aber läuft von dem starken mennigrothen Schnabel an durch die Augen ein schwarzer Streif; besonders bezeichnend sind die zwei langen schmalen, zinnoberroth überlaufenen mittleren Schwanzfedern. Man sollte es den verhältnißmäßig gar nicht stark erscheinenden Flügeln dieses Vogels nicht ansehen, daß der Schöpfer ihn gleichsam zum immerwährenden Fliegen bestimmt hat. Nie sah Kittlitz einen sitzen oder auch nur schwimmen und alle flogen stets so hoch über der Wasserfläche, daß sich auch gar keine Neigung zum Schwimmen bei ihnen kund gab. Räthselhaft ist es noch immer, wo dieser Vogel, der vorzugsweise in den von allen Küsten entferntesten Meeresstrecken lebt, die Nächte zubringt, ob er schwimmend schläft oder irgend einen einsamen Felsen aufsucht.

Die Seevögel, die sonst kein anderes Interesse für den Schiffer hatten, als daß sie dazu beitrugen, die Einförmigkeit einer langen Fahrt zu unterbrechen, haben seit den letzten Jahrzehnten als Guano-Fabrikanten eine früher ungeahnte Wichtigkeit erlangt. Ihren Brüte- und Versammlungsplätzen mitten im Schooß des großen Oceans wird emsig nachgeforscht; ehemals vernichtete Felsen- und Corallenriffe sind als Düngerniederlagen zu nicht oder weniger werthvollen Besizungen geworden, und stellt es sich heraus, daß die Güte des dort gesundenen Guano's das Sammeln lohnt, so dürften bald neue Schätze den Einöden

des großen Oceans entsteigen und noch mehr dazu beitragen, den dort rasch sich hebenden Verkehr zu beflügeln.

Unter den wichtigeren Meereserzeugnissen dürfen auch die Schildkröten nicht vergessen werden, deren hornige Schalen auf so manchen Inselgruppen vom erwerblustigen Schiffer eingetauscht werden, oder deren Fleisch und Eier nach langer Entbehrung der frischen Speisen ihm doppelt wohlschmecken.

Die Perlen des großen Oceans haben zwar keinen so bedeutenden Ruf wie diejenigen des indischen Meeres, doch werden auch hier Prachteremplare gefunden, die Tausende werth sind, und die Perlemutter von Paumotu und den Carolinen hat schon mehr als einen Speculanten bereichert, der mit seinem Schiffe sich unter jene gefährlichen Corallenriffe wagte.

Die von unsern Fischern verachteten Seegurken oder Holothurien, jene auf dem Meeresgrunde mittelst zahlreicher Saugfüßchen langsam wie die Würmer umkriechenden und den Seefarnen trotz ihrer sehr unähnlichen länglichen Gestalt nahverwandten Strahlenthiere gehören bekanntlich zu den ausgesuchtesten Leckerbissen der Chinesen und werden schon seit alten Zeiten von den Malayen des indischen Oceans für den Markt von Canton gesammelt, aufgeschlizt, gereinigt, und in Schmorkesseln gedörrt. In den Lagunen und auf den Riffen Polynesiens weit und breit finden sich große esbare Arten — vom Teejee Archipel bis Paumotu und von den Marionen bis Katak. Doch die dürftigen Bewohner der Coralleneilande kennen nicht den Genuß dieser Thiere, nach welchen die chinesischen Wollüstlinge so gierig sind, und darben, oft ohne noch versucht zu haben, den Hunger mit diesem eßhaften Wurm zu stillen. Erst in neueren Zeiten ist der Trepang oder das biche de war (so heißen die Holothurien in der Sprache des Verkehrs) auch auf diesem Gebiet zum Gegenstande eines lebhaften Handels geworden. Englische und amerikanische Seefahrer bingen auf Paumotu wie auf den Carolinen die Insulaner, um nach jenem Seegewürm zu tauchen und bezahlen mit Eisen und andern europäischen Waaren die geleisteten Dienste. Den gesammelten Trepang verkaufen sie alsdann in Canton oder Shanghai mit ungeheurem Nutzen und verwandeln ihn in Thon oder Seide für den europäischen Markt. So wird ein elender Wurm zu einem Mittel der Völkerverbildung und auch den Holothurien ist es zu verdanken, daß die englische Sprache auf manchem abgelegenen Eilande sich Bahn bricht.

Rechnen wir aber alle Producte des großen Oceans zusammen — Walrath, Thran, Schildpat, Perlen, Perlemuschel und Trepang — und denken wir uns die vielen tausende von Menschen, die hier eine einträgliche Beschäftigung finden; so wie die ungeheuren Capitalien, welche alle diese Handelszweige mittelbar und unmittelbar in Bewegung setzen; dann kann uns ein Meer, dessen Gaben so belebend auf unsere Seestädte und Fabriken zurückwirken, nicht mehr als ein fremdes erscheinen, und mit höherer Theilnahme verfolgen wir die Schicksale der polynesischen Völker, die ein steigender Verkehr immer tiefer und tiefer in den Strom der europäischen Weltbewegung mit sich fortreißt.

Der Lachs (*Salmo salar*).

Von A. W. Grube.

Dem armen Nordländer, dessen Feldflur nur spärlich noch Hafer und Gerste und einige Kartoffeln hervorbringt, dem Polarmenschen, dessen Land in Schnee und Eis völlig erstarrt, daß es gar keine nährnde Frucht mehr tragen kann, ihm ist dennoch die allsorgende Vorsehung zu Hülfe gekommen, um sein Leben auch in der unwirthlichsten Gegend zu erhalten. Sie hat die Wellen des Oceans zu Ackerfurchen gemacht und dahinein einen Samen gestreut, der nicht hundert,

sondern taufentfältige Frucht bringt, der sich ausfäet und wächst ohne Pflug und Egge und menschliches Zuthun, ja noch mehr, der — ein wanderndes Kornfeld — aus dem Meere in die Flüsse des Landes hinaufzieht, dem Menschen sich selber darbietend zur Speise. Die Etoc- und Schellfische, die Häringe und Lachse sind die Weizen- und Gerstenfelder, die Milch und Butter des nordischen Menschen, ihn erhaltend und erquickend auch wo ihm kein Rennthier, geschweige ein Rind oder Schaf mehr zu Gebote steht; die Robben und Walle sind ihm Olivenbäume und Rapspflanzen, Hanf und Flachs. Dieselbe wundervolle Oekonomie des Erdlebens, welche den warmen Golfstrom aus dem heißen Gürtel des amerikanischen Mittelmeeres in den kalten Norden an das Felsengestade des Nordkaps treibt und dem Lappländer die Stämme tropischer Bäume bringt, um sein Feuer damit zu nähren, die treibt hin wiederum aus unbekannter Tiefe des nördlichen atlantischen Oceans den Haring an die amerikanischen und europäischen Küsten und läßt den Lachs aufsteigen in den Flüssen Sibiriens und Kamtschatka's, wie in unserem Rhein, in der Elbe und Weser.

Ein unwiderstehlicher Naturtrieb zwingt den Lachs, das Salz- Meer zu fliehen und seine Eier an den Kiesel- und Sandufern der Flüsse abzusetzen; er kann sich des Laiches nur durch Reibung entledigen und darum sucht er, gleich geschickt in der Salzfuth wie im süßen Wasser zu leben, die Wasseradern des Festlandes, allen Hindernissen Trotz bietend. Wir staunen über die elastischen Bewegungen, die Muskel- und Schwungkraft dieser Fische.

Sie springen über ein Wehr 3 Fuß hoch und wohl noch höher, sie biegen den Schwanz nach dem Maule hin und strecken sich dann plötzlich gleich einer gebogenen Säbelklinge, die in ihre erste Lage zurückkehrt. Sie versuchen sich sogar an dem Schwersten, die bonnernden und tosenden Fluthen des 70 Fuß hohen Rheinfalls bei Schaffhausen zu überwinden. Aber die Gewalt der niederstürzenden Wassermassen ist zu stark; darum finden wir im Bodensee und Schweizer-Rhein keine Lachse; ist doch hier des Segens an anderen Salmonen, den Felchen und Allanten (Silberlachs), den Rothforellen und Lachsforellen genug vorhanden. Dagegen bringen sie über Basel bis nach Laufenburg im Aargau (wo viel Lachse gefangen werden) vor, überwinden hier die Stromschnellen und gehen in der Aar und Reuss aufwärts; im Jahr 1833 wurde ein Lachs 4400 Fuß u. M. im Urseren Thale gefangen, mußte also die vielen mitunter heftigen Stürze der Göschenen überwunden haben. Die krebreichen Seitenbäche der Hauptströme gefallen ihnen sehr, da sie ihnen das Laichgeschäft erleichtern; mitten im Winter beginnen sie ihren Rückzug in den Rhein und die Nordsee, um im nächsten Frühjahr gleich den Schwalben in ihre alten Nester zurückzukehren, die sie auch mit bestem Ortsinn wieder finden. Man hat alte Lachse durch Ringe an den Flossen kenntlich gemacht auf dieselben Laichplätze zurückkehren sehen. Sie haben auch das mit den Zugvögeln gemein, daß sie in dichten Schaaren sich in Bewegung setzen; die Weibchen schwimmen im ersten Treffen voran, ihnen folgen im zweiten die Männchen. Hat das Weibchen in die Höhlung des Ufersandes ihre Tausende von Eiern abgesetzt und das Männchen den Eiersegen mit seinem Samen befruchtet, so streichen beide mit dem Schwanz das Loch wieder zu. In 1½ Monaten schlüpfen die Jungen aus, entwickeln sich rasch, und wissen sich klug hinter den Steinen und dem Geröll des Ufersandes zu verbergen; diese „Sälmlinge“ suchen dann, zu Kräften gekommen, das tiefere Wasser, bis sie zu „Salmen“ erwachsen, ihre Rückreise aus dem Meere in die Flüsse beginnen können.

Man hat in der Schweiz schon Exemplare von 30 bis 35 Pfund gefangen; in den Flüssen der Ebene erreichen sie ein Gewicht von 70 bis 80 Pfund. An den Küsten von England, Schottland, Norwegen, Schweden, Dänemark, Holland, an der preussischen Ostsee-Küste, besonders wo das Meer kleine Buchten macht oder ein Fluß mit starkem Lauf in das Meer einmündet, ist der Lachsfang sehr ergiebig. Man durchzieht die Küste mit langen Netzen oder bauet Zäune in's

Meer aus; in den Flüssen des Festlandes dienen alle Angriffswaffen und Werkzeuge, als Fischgabeln, Angeln, Netze, Reusen und Rechen zum Einfangen der Lachse. Der eigentliche, in Deutschland gebräuchliche „Lachsfang“ besteht aus einem Herde von senkrecht eingerammten Pfählen und von Querbalken; die hierdurch gebildeten Fächer werden zum Theil mit Steinen ausgefüllt. Oben und unten zieht sich ein Gitterwerk über den Heerd, welches unten eine Oeffnung zum Durchgang der Lachse hat, die in einen spitzen, von Latten gebildeten Kasten führt, worin der Fisch sich fängt. Der Rheinlachs ist der beste, der Weserlachs ist auch gut, der Elblachs aber blaß und trockener, weshalb man ihn gewöhnlich mit Essig und Del, oder auch als Zuthat zu italienischen Salaten verspeist. Der Rheinlachs ist von frischer, röthlicher Farbe, fett und zart. Man isst ihn (wie auch den Weserlachs) am liebsten frisch; in England, den Hansestädten, am Rhein bildet er einen Hauptbestandtheil einer wohlbesetzten Tafel. Die jungen Lachse werden meist gebraten. Zur Versendung wird der Lachs entweder roh oder gekocht marinirt, d. h. mit Salz und Gewürzen eingemacht, oder alles geräuchert.

Bekanntlich wurde in den alten hanseatischen Dienstbotenordnungen ausdrücklich festgesetzt, daß die Herrschaften dem Gesinde nicht öfter als zwei Mal die Woche Lachs reichen sollten, und ein Verbot im rheinischen Gesezbuche besagt, es dürfe dem Gesinde nicht öfter als ein Mal die Woche Lachs gegeben werden. Heutzutage ist aber der Lachs ein herrschaftliches Essen geworden und ärmere Familien bekommen gar nichts mehr von dem trefflichen Fisch zu kosten, denn er ist selten und kostbar geworden, in Folge der ununterbrochenen, oft sehr unüberlegten Nachstellungen, die weder den allzukühn bis zum Oberlauf der Flüsse vordringenden noch mit seinem Eiovorrath versehenen, noch den zurückkehrenden Lachs schonen und seine Brut vertilgen ohne Maaß und Ziel.

Die Engländer, die schon ihrer insularen Lage willen auf den Fischfang ein viel aufmerksameres Auge hatten, als wir Deutschen, suchten zwar durch Geseze den Lachsfang zu regeln, konnten aber auch nicht hindern, daß von Jahr zu Jahr ein Abnehmen der Lachse sich bemerklich machte. Der Tweedfluß in Schottland war seit den ältesten Zeiten durch seinen Lachsreichthum berühmt; schon zu Robert Bruce's Zeiten regelte man den Lachsfang nach bestimmten Jahreszeiten und das erste Parlament unter Jakob I. von Schottland setzte (1424) eine Geldstrafe von 40 Schillingen auf jeden zur Unzeit gefangenen Lachs. Hätte man die „Grilfen“ *) d. h. die jungen noch nicht zur Begattung gekommenen Lachse, ebenso schonen können, wie man etwa auf der Jagd das weibliche Reh schon und nur die Rehböcke schießt — wären dabei die Interessen der Fischereiberechtigten im Rhein, in der Elbe und in der Weser am Unterlauf des Flusses mit denen der Eigenthümer am Oberlauf stets Hand in Hand gegangen: so wäre dieß wirksamer gewesen als jedes Gesez. Der stetig zunehmende Preis des Lachses hat vollends die Jagd auf denselben mehr angefeuert, als vermindert. Die Rente der Lachserei in der Tweed betrug 1814 noch 20,000 Pfd. Sterling, und jezt nur noch 4000 Pfd.!

*) Nach einer durchschnittlichen Schätzung wurden im Tweed jährlich gefangen:

	Lachse	Grilfen
von 1811—15	40,297	68,057
„ 1816—20	37,938	87,089
„ 1821—25	22,920	57,647
„ 1826—30	9,804	53,990
„ 1831—35	14,416	65,112
„ 1836—40	14,149	52,283
„ 1841—45	18,846	81,047
„ 1846—50	11,479	56,190
„ 1851—55	9,085	23,905
im Jahr 1855	6,329	13,952
„ „ 1856	4,885	33,992

Nur die Länder des hohen Nordens scheinen in der Fülle von Lachsen, die sie alljährlich ernten, noch keine so merkliche Einbuße erlitten zu haben. In Island heist ein Flüsschen geradezu Lara oder Salmflus; es besteht aus zwei Armen, die man zur Fischzeit abwechselnd abdämmt. Ist das Wasser aus dem einen Arme ziemlich abgelassen, so sieht man auf dem Grunde die zahlreichen Lachse rappeln und hat nichts weiter zu thun, als sie in die bereit stehenden Gefäße zu lesen. Hierauf wird das Wasser aus dem anderen Arme in den leeren gelassen und der Lachsfang dann ebenso leicht bewerkstelligt. *) Es ist ein Erntefest wie in Deutschland die Roggen- oder Weizenernte, nur mit dem Unterschiede, daß das Erbeutete auch zugleich den Hauptinhalt des Ernteschmauses bildet. Ein guter Theil der gewonnenen Lachse wird gedörrt und geräuchert und bildet so einen Gegenstand des Handels, ohne welchen der Isländer nicht leben könnte.

Wer in Norwegen gereist ist, hat es sattsam erfahren, wie ein Gericht frischen Lachses die Hauptstärkung bildet, wenn andere Speisen entweder nicht zu haben oder wenig genießbar waren. Ganze Ortschaften leben fast ausschließlich vom Lachsfrange; so Hønsund am Star-Elv, einem Arm des Drommen. Dieser Fluß ist dadurch zum Lachsfrang ganz besonders bequem, daß seine Wassermenge vielfach durch Felsen gehemmt und dann zu einem Sturze, „Helle-Fos“ genannt, gezwungen wird. Man hat in diesen Katarakt Gerüste gestellt, die den nach vorn sich schnellenden Fisch scheinbar begünstigen, aber ihn, sobald er den Sprung macht, aufspießen. Noch ehe er bis an den Fall aufwärts geschwommen ist, muß er mancherlei Nachstellung erfahren. Holzkästen sind durch Ketten und Anker soweit in's Wasser gesenkt, daß sie oben vom Spiegel bedeckt werden; vermittelst einer nach innen sich öffnenden Klappe geben die kleinen Thore dem leisesten Druck der an sie stoßenden Fische nach, nehmen die Andringenden auf, um sich alsbald hinter ihnen zu schließen. Die gleichen Fallen sind oberhalb des Katarakts. Noch interessanter sind — wie ein Augenzeuge**) berichtet, die verschiedenen Methoden, die dort angewendet werden, wo die Ströme in Landseen münden, ohne Wasserfälle zu bilden. Ist das Ufer felsig, so werden durch das Gestein förmliche Irrgänge geführt, die den Fisch in eine Reuse oder sonst eine Falle leiten, aus der er nicht wieder den Rückzug findet. Hier und da werden sogar die Felsen weiß bemalt, um den Lachs zu täuschen; er glaubt an der blendend hellen Stelle den Gisch eines stürzenden Wassers zu sehen, schnellt sich hinüber und fällt auf die dahinter liegende Felsbank. Alle diese Lachsfränge, in der Landessprache „Lareblich“ genannt, sind sehr ergiebig, und doch sind die Norweger vorsichtig geworden und hüten sich, den Lachs vor dem Laichen zu fangen. Von einem anderen Umstande fürchten sie aber, und nicht ohne Grund, eine merkliche Abnahme des Fisches. Die Gewässer, welche aus den norwegischen Bergen und Wäldern herausströmen, müssen auch das Schicksal des industriellen Jahrhunderts erfahren, sie werden unter die Räder der Sägemühlen gezwungen. Die großen Haufen von Sägespähnen, die sich an den Flußufern anhäufen, werden zum Theil in das Wasser selber vom Winde geweht, gerathen dann in die Riemen der Lachse oder sinken, angeschwollen, auf den Boden und bilden allmählig Bänke und Strudel. Auch auf dem Lande wirken diese Sägespähne nachtheilig auf die Lachse, da sie in Gährung gerathen und durch den scharfen Geruch die Fische verschrecken. Reines, klares, wo möglich kaltes Wasser liebt der Lachs wie die Forelle, seine kleinere Verwandte.

Sir John Ross berichtet in seiner Nordpolreise, daß die Eskimo's auf Boothia Felix eine ganze Tonne von Lachsen (20 Centner) darbrachten, um ein Messer dafür zu kaufen. Die Fische waren ihr Geld und dieses Geld besaßen sie in reichstem Maaße. Die armen Ostjaken an den Ufern des Obi in Sibirien, deren Leben ganz vom Fischfrang abhängig ist, bezahlen in gleicher Weise mit Fischen

*) Pliny Miles, Streifzüge in Island.

**) Ausl. 1854, Streifzüge in Norwegen

die Baaren, welche russische Kaufleute ihnen bringen. Diejenigen Fische, die beständig in ihrem Flusse sich aufhalten (Hecht, Bläse, Barsch und Kaulbarsch), bilden für sie und ihre Hürde die tägliche Speise; dagegen werden die verschiedenen Lachsarten und die großen Störe, die im Juni den Strom, der die Eisrinde gebrochen, hinaufziehen, kostbare Handelsartikel, für welche Mehl und andere notwendige Lebensbedürfnisse eingetauscht werden. Die schlauen russischen Speculanten treiben sich den ganzen Sommer über am Obi umher, salzen auch selber die ihnen frisch übergebenen Störe und Lachse ein und die armen Fischer sind ihnen gewöhnlich für den nächsten Fischfang tief verschuldet.

An der äußersten Grenze der östlichen Halbkugel, auf der Halbinsel Kamtschatka, spielen die Lachse eine noch bedeutendere Rolle. Alle Flüsse dieses hochnordischen Landes sind ausgezeichnet durch ihren Fischreichtum; sie schwellen buchstäblich an von den Lachsen, die im Frühling stromaufwärts ziehen. An kräftigen, in den Flußgrund getriebenen Stangen wird vermittelst dünner Weidenstäbe ein Zaun quer durch den ganzen Fluß gezogen; einzelne Oeffnungen in diesem Zaune führen in dahinter befindliche Körbe, aus denen die größeren Lachse nicht mehr entschlüpfen können. Die von oberhalb den Fluß herabschwimmende Brut wird durch das Gitter gar nicht belästigt. Auch ist die den Flußarm überspannende Verzäunung so niedrig, daß sie von kräftigen Lachsen übersprungen werden kann. So übt man bei allem vorhandenen Reichthum doch eine weise Oekonomie. Obwohl Tausende dieser Fische einen Tag nach dem anderen dort sich fangen, ist doch die Menge derer noch größer, welche mit aller Gewalt an die seichten Stellen der Ufer, ja auf das trockene Land getrieben werden, um hier eine willkommene Beute der Bären und Hunde zu werden. Die Anstrengung beim Hinaustreiben in die meist reißenden Flüsse scheint das Blut, wie Einige meinen, ganz in die Haut des Fisches zu treiben; das Scharlachroth ist ihre Hochzeitsfarbe, aber auch ihr Sterbekleid, denn die meisten dieser Lachse sterben gleich nach der Laichzeit massenweis ab. An seichteren Stellen wird der Grund der kamtschatkischen Flüsse von dem Gebränge des *Salmo sanguinolentus* völlig roth, und diese Lachsart heißt auch im Russischen geradezu „rother Fisch“, *Krasnaja riba* oder der *Salmo Lycaodon*; eine ganz ähnliche, aber etwas kleinere und schlankere Art mit kürzerer Schnauze, heißt „Arabatsch“, und hat nur an den Seiten einen kaum merklichen röthlichen Anflug, ist im Uebrigen silbergrau, am Bauch und Unterkiefer fast weiß. Die größte und geschätzteste aller kamtschatkischen Lachsarten heißt „Tschewitscha“; diese wird 4 bis 5 Fuß lang, ist von tiefem Silbergrau mit einem leichten Anfluge von Roth, hat auf Rücken und Flossen schwarze Flecken, an den Bauch- und Astersflossen röthliche Spitzen. Die Männchen zeichnen sich durch längere, mehr hakenförmig gekrümmte Kinnladen aus. Alle Lachsarten zeigen diese Hakenform der Kinnladen, die sich, wie sie in den Flüssen aufsteigen, immer noch ausbildet und es den Fischen unmöglich macht, das Maul zu schließen, weshalb man auch glaubt, sie nähmen während ihrer Flußwanderung gar keine Nahrung zu sich. Sonst sind die Lachse ziemlich gefräßig; ihre Nahrung bilden Wasserinsekten, kleine Fische, Würmer. Dem massenhaften Absterben unmittelbar nach der Laichzeit scheint die Tschewitscha weniger unterworfen zu sein, als die *Krasnaja Riba*.

Im Sommer lebt der Kamtschadale, weil er Lachse in Hülle und Fülle hat, herrlich und in Freuden, und der Reisende kann auf eine Festmahlzeit rechnen, von etwa folgender Komposition: „Eine kräftige, sehr wohlschmeckende Fischbrühe wird mit mancherlei Suppenträuter gewürzt und häufig mit den rundlichen Knollen der *Sarannah* vermischt, das Hauptgericht aber macht der in einer eisernen oder thönernen Pfanne gebratene Fisch aus. Dabei wird das äußerst feine wohlschmeckende Fett des Tschewitscha, das hier die Stelle der Butter vertritt, nicht gespart, gewöhnlich auch die Oberseite der zu bratenden Fischhälfte mit dickem Rahm überzogen. Als besonderen Leckerbissen betrachtet man das die Augen der größeren Lachsarten umgebende Fett, das man einem Gaste gewöhn-

ich neben den anderen Speisen in einer besonderen Untertasse vorsetzt. Auch an guten Fleischspeisen fehlt es nicht, besonders im Zusommer, wenn die zahlreich die Sümpfe bewohnenden Enten in der Mauer sind und in Menge mit Stangen erschlagen werden. Dazu kommt noch das vortreffliche Wildpret des Bergschafs, auch wohl ein guter Bärenbraten, zu dem in reichlichem Eschewitscha-Fett gebratene Kartoffeln gegeben werden. Zum Nachtisch gibt es die wohlschmeckenden Beeren und frischen fetten Rahm.*)

Eine andere große Lachsart in Kamtschatka ist der Chaiko (*Salmo lagocephalus*), ein stattlicher Fisch mit eigenthümlich marmorirter Färbung von Roth, Weiß und Gelb. Das Fleisch dieses Fisches, frisch zerstampft, bildet den beliebten Teig zur Mehlspeise und ist auch wahrscheinlich das Material zu dem Fischbrode, das man in Ochoisk und arderen Orten bakt, während man auf Kamtschatka aus diesem Fischteig Pasteten bereitet, die mit Sarannah oder gebratenen Kartoffeln gefüllt werden.

Wie tief der Lachs und sein Fang auch das Gemüthsleben des Kamtschadalen berührt, davon mögen folgende charakteristische Züge ein Zeugniß geben. Der obenerwähnte, durch den Fluß quer durchgezogene Zaun heißt „Sabor“, und wo dieser in Gebrauch ist, spielen schon die Kinder an irgend einem Bach mit ihrem Sabor, dessen Errichtung sie also spielend lernen und worin sie nicht selten Forellen fangen. Der Anblick so vieler Lachse, die fast geflüchtlich sich tödten, indem sie mit aller Gewalt auf die seichten und trockenen Uferstellen springen, ist für die Kamtschadalen so wunderbar, daß sie zu einer abenteuerlichen Erklärung dieser Naturerscheinung ihre Zuflucht genommen haben. Sie behaupten nämlich, die Lachse drängen nur darum so ungestüm bis ins Duellgebiet der Flüsse hinauf, weil sie dort in den Felsspalten sich in Murrelthiere verwandelten, wodurch sich auch das vereinzelte Vorkommen der letzteren auf spizen Berggipfeln erklären lasse! Die Verehrung, die man gegen die Eschewitscha hat, zeigt sich in manchem rührenden Zuge. Herr v. Kittlig erzählt von einer Wasserfahrt, die er auf dem Kamtschatkafluß unternahm: An einem Tage geschah es, daß eine Eschewitscha bei uns vorbei geschwommen kam. Der ziemlich weit aus dem Wasser hervorragende Rücken dieses großen Fisches verleitete mich, einen Schrotschuß darauf zu thun, der gleichwohl von geringer Wirkung war. Alexei Gawrilusch aber rief mir mit einer gewissen ängstlichen Besorgniß zu: „Jetzt wird diese Eschewitscha gewiß ihren Kameraden erzählen, daß man im Kamtschatkafluß auf sie geschossen hat!“ Die sichtbare Gewalt, die der gute Mann sich anthut, dieser Bemerkung den Charakter eines bloßen Scherzes zu geben, erinnerte mich an Alles, was ich von den mancherlei seltsamen Rücksichten gehört hatte, welche die Kamtschadalen auf das Wild, besonders auf die für sie so wichtigen Fische nehmen, und ich fragte deshalb, ob er denn glaube, daß dieß irgendwie schaden könne? „Siehst du“, sprach er nun, „sie ist entkommen; hättest du sie todgeschossen, dann könnte sie freilich nichts erzählen.“

Der schöne karmoisinrothe Gimpel (*Pyrrhula erythrina*) erfreut während des kurzen Sommers den Kamtschadalen mit seinem Gesang. Man hat seinen kurzen melodischen Tönen sehr sinureich einen russischen Text untergelegt: Tschewitscha widäl! (Ich habe die Eschewitscha gesehen!) Diese kommt nämlich gleichzeitig, wenn der Vogel erscheint, massenweis in den Flüßen hinauf.

Auch für die Anwohner des mächtigen Amurstromes ist der alljährlich einziehende Lachs die willkommenen Beute ihres Fischfanges, der ihnen zum guten Theil das tägliche Brod liefern muß. Es ist hauptsächlich der Lachs, der die Mandschuren im Sommer an die Ufer des Amur lockt, und in dem Insellabyrinth des Mittellaufs halten die Schwimmhölzer der Netze zuweilen den Lauf des Schiffes auf. Die Golbe, Manguntzen, Samagiten und Giltaken am Unterlauf des Amur sind echte Fischer-Völker, denen der Lachs und seine Wanderge-

*) F. S. v. Kittlig, Denkwürdigkeiten einer Reise nach dem russischen Amerika u. (Gotha, 1858.)

nossen die nie versiegende Lebensquelle ist. Namentlich ist es der *Salmo lagocephalus*, der unter den Lachsarten des Amur, sowie im Hymysfluß auf der Insel Sachalin (welche der Amurmündung gegenüber liegt) die Hauptrolle spielt. Die Giljaken auf Sachalin machen für den langen strengen Winter vom Lachsfleisch sich Vorräthe, in Form von Dufola, Fischbrot, oder indem sie den Fisch gefrieren lassen. Ohne den Lachs müßten sie sammt ihren Hunden verhungern, und ist die Ernte schlecht ausgefallen, so ist der mit Hundeschlitten reisende Fremdling gezwungen, umzukehren, da ihm die Eingeborenen kein Futter für die Hunde verabreichen. Es sind die Lachsvorräthe, welche in jedem Winter die verschiedenen Stämme der Insel und des nahen asiatischen Festlandes im Hymythale versammeln: es kommen die Ainos vom „Golse der Geduld“ mit japanesischen Waaren, die Drogen mit Pelzwerken, der Beute ihrer Jagdzüge, die Giljaken beider Küsten mit Seehundsfleisch und Fellen, die Giljaken des Amur und die Mangunfen mit mandchurischen und russischen Waaren — alle versorgen sich mit Fisch und Dufola und anderen auf dieser Messe zusammenströmenden Waaren durch Kauf und Verkauf.

Die Ehen der Vögel.

Von Pfarrer F. G. Snell zu Hohenstein in Nassau.

Wenn man die Säugethiere, als die höchste Klasse unter den Thieren, über die Vögel stellt, so hat man Recht, insofern man die thierischen Vollkommenheiten als ein Ganzes in's Auge faßt. Unrecht aber würde man haben, wenn man behaupten wollte, die ersteren stünden nun auch in jeder einzelnen Beziehung über den letzteren. Es gibt vielmehr einzelne Eigenschaften, Fähigkeiten und Vollkommenheiten, in welchen die Vögel über allen anderen Thieren stehen. Dies ist denn auch bei dem geschlechtlichen Leben der Vögel der Fall. Dieselben leben, mit Ausnahme weniger in Vielweiberei lebenden Arten, in festen lebenslänglichen Ehen.

Es ist zu verwundern, daß man dies erst in neuerer Zeit allgemein erkannt hat. Denn bei manchen Arten ist diese lebenslängliche Verbindung der beiden Ehegatten so sehr in die Augen fallend, daß ein Schluß auf die ganze Klasse sehr nahe liegt. Beobachtet man z. B. den Kolltraben (*Corvus corax* L.), so findet man, daß das ganze Jahr über, Winter wie Sommer, stets nur je ein Paar beisammen ist, und daß nur zu der Zeit, wo die Eier bebrütet und die kleinen Jungen besessen werden müssen, sich einzelne zeigen. Wenn die Jungen ausgeflogen sind, so bleibt die ganze Familie noch so lange beisammen, als jene von ihren Eltern gefüttert und im Auffuchen ihrer Nahrung unterwiesen werden müssen. Ist das Erziehungsgeschäft vollendet, so überlassen die Eltern ihre Kinder sich selbst. Sonst sieht man wohl bisweilen zwei oder drei nahe bei einander wohnende Paare sich zur Verfolgung eines Habichts (*Falco palumbarius* L.) vereinigen; aber sobald sie ihren Zweck erreicht und den Raubvogel in die Flucht geschlagen haben, trennen sich wieder die einzelnen Paare nach entgegengesetzten Richtungen, ohne weitere Gemeinschaft mit einander zu machen.

Ebenso steht man die Elstern (*Corvus pica* L.) die gewöhnlichen Raben (*Corvus corone* L.) da, wo sie nicht häufig sind, Sommer und Winter meist paarweise. Wo sie dagegen häufiger vorkommen, da schlagen sich nach beendigtem Brutgeschäft die verschiedenen Paare zu größeren oder kleineren Heerden zusammen; aber auch aus diesen Schaaren vermag der aufmerksame Beobachter die einzelnen Paare herauszufinden.

Zu den ganz unzertrennlichen Vögeln (wahre „Inseparables“) gehören auch noch die Lerchenfalken (Schwalbenstößer, *Falco subbuteo* L.) trotz ihrer sonstigen Wildheit. Wenn man im Herbst, wo sie wandern, Einen dieser Schnell-

segler in den Lüften seine wundervollen Schwankungen und Kapriolen machen sieht, so wird man in der Regel auch bald den andern Gatten gewahr werden, sei's auch in einer Entfernung von $\frac{1}{2}$ Stunde, was ja für diese schnellsten aller Raubvögel gar keine Entfernung ist.

Sehr viele Vögel freilich schaaren sich regelmäßig im Herbste zu größeren oder kleineren Heerden zusammen, aber auch hier hat man gefunden, daß die einzelnen Paare sich zusammenhalten. So schoß man z. B. aus einem Trupp von Holzhebern (*Corvus glandarius* L.) einen heraus, worauf ein zweiter von den fliehenden Kameraden zurückerkehrte, um den gefallenen herumflog und ihn mitzunehmen suchte. Als auch dieser erlegt wurde, fand man, daß es ein Männchen und ein Weibchen war.

Dieses Zusammenschaaren findet man besonders bei vielen Zugvögeln, welche in größeren Gesellschaften ihre Wanderungen machen, in den fremden Ländern, wo sie überwintern, vereinigt bleiben und auch so wieder in ihre Heimath zurückkehren. Erst hier trennen sich die einzelnen Paare, um ihre alten Wohnorte wieder zu beziehen. Man muß sich dies ebenso vorstellen, wie wenn verschiedene Paare von Vögeln im Sommer während der Brutzeit sich vereinigen und sobald sie ihre Geschäfte gemeinschaftlich vollbracht haben, sich wieder trennen. So steht man z. B. die Hohltauben (*Columba oenas* L.) im Frühling oft in kleinen Gesellschaften auf den Feldern, wo sie gemeinschaftlich Unkrautsämereien, ihre Hauptnahrung, sammeln. Sobald sie aber gesättigt sind, löst sich die Gesellschaft in lauter einzelne Paare auf, von welchen jedes nach seinem Walde oder hohlen Baume fliegt. Nicht anders verhält sich's mit den großen Wandervögeln dieser Tauben, deren ich schon mehrere Tausende beisammen gesehen habe. Jedes Paar kennt und liebt sich, hält treu zusammen und trennt sich von der Herde, sobald dieselbe seine Heimath erreicht hat.

Doch wir finden in der Natur nirgends Einförmigkeit, sondern überall die größte Mannichfaltigkeit. So ist's auch in der erwähnten Beziehung. Es gibt nämlich auch Zugvögel, von welchen die Männchen, wie die Weibchen im Herbste sich in je besondere Schaaren vereinigen und so getrennt von einander ihre Wanderungen machen. Dies ist z. B. bei den Buchfinken (*Fringilla coelebs* L.) der Fall. Noch andere — und zwar thun dies sehr viele Arten — ziehen einzeln, sodas man von ihnen niemals viele beisammen sieht. Dieses Verhalten findet z. B. bei vielen Raubvögeln, vielen Singvögeln z. B. den Nachtigallen u. s. w. statt. Finden sich auch hier im Frühling dieselben Paare wieder zusammen? Ganz gewiß! Das Nachtigallmännchen schlägt in den ersten Tagen seiner Ankunft im Frühling so lebhaft und Tag und Nacht ohne Unterbrechung, um sein Weibchen, welches etwas später ankommt, an sich zu locken, oder vielmehr um demselben, das ja ohnehin seine Heimath kennt, seine Anwesenheit kund zu thun. Der Sperber (*Falco nisus* L.) findet sich, nachdem er den Winter über einsam mancherlei Kreuz- und Queryüge gemacht und zur Abwechslung vielleicht auch einmal den Palmenhainen Afrika's einen Besuch abgestattet hat, im Frühling mit seinem Weibchen wieder auf demselben Baume ein, wo er ein Jahr vorher von demselben Abschied genommen hatte und bezieht wieder denselben Horst, (wofern er noch vorhanden), den er vorher bewohnt hatte.

Aber wie, wird mancher Leser fragen, will man wissen, daß dies wieder die nämlichen Vögel (dieselben Individuen) sind, die das Jahr zuvor zusammen gehebt hatten? Nun wir können freilich die einzelnen Vögel einer und derselben Art und eines und desselben Geschlechts nicht so von einander unterscheiden, wie dies die Vögel selbst, die sich unter einander sehr gut kennen, vermöge ihrer schärferen Sinne thun. Aber in einzelnen Fällen hat man dies dennoch vermocht. Es würde hier zu weit führen, wenn wir alle diese Fälle, in welchen die Beständigkeit der Vögelehen von einzelnen Naturforschern erwiesen worden ist, namhaft machen wollten; wir beschränken uns darauf, auf einige Merkmale, an welchen man bisweilen einzelne Vögel von allen andern ihrer Art unter-

scheiden kann, kurz hinzuweisen. Es kommen z. B. manchmal Abänderungen in der Färbung (Spielarten) bei einzelnen Vögeln vor, welche dadurch gekennzeichnet sind. Es gibt ferner einzelne Männchen, welche in ihrem Gesange etwas Eigenes und Abweichendes haben, woran man sie von allen andern Männchen einer Gegend unterscheiden kann; oder es hat ein Vogel in seinem sonstigen Betragen eine gewisse Gewohnheit oder Sitte angenommen, wodurch er kenntlich ist. Sodann hat man auch öfters Vögel so gezähmt, daß sie, obgleich im Freien nistend und im Herbst fortwandernd, dennoch jedes Jahr sich bei ihrem ehemaligen Herrn wieder anmeldeten, sodas über die Gewisheit, daß sie es seien, kein Zweifel sein konnte. Endlich haben wir auch einen gezähmten Vogel, d. h. einen solchen, der ein förmliches Hausthier geworden ist, und dennoch im Uebrigen seine Lebensweise, wie er sie im wilden Zustande führt, fast vollständig beibehalten hat und mithin sehr leicht beobachtet werden kann: es ist dies die Haus-Taube, oder vielmehr nur der sogenannte Feldflüchter, auch Feldschwinger, welcher nichts Anderes ist, als die gezähmte Felsentaube (*Columba livia* Briss.), die in wildem Zustande an den Felsengefaden des Mittelmeeres u. a. D. lebt. Bei diesen unsern zahmen Tauben aber kann man mit der größten Leichtigkeit beobachten (was daher auch jeder aufmerksame Taubenzüchter weiß), daß jedes einzelne Paar, nicht etwa bloß Einen Sommer hindurch, sondern lebenslanglich verbunden bleibt.

So ist es denn jetzt in der Wissenschaft eine ausgemachte, von Niemanden mehr bezweifelte, Sache, daß alle in Einweibigkeit (Monogamie), oder paarweise lebenden Vögel ihre Ehen auf Lebenszeit schließen.

Außer diesen gibt es nun aber auch, wie schon erwähnt, einzelne Arten von Vögeln, welche in Vielweiberei (Polygamie) leben. Dahin gehören z. B. die Auer- und Birkhühner (nicht aber die Repphühner) und wenige andere. Dies sind die „Türken und Heiden“ unter den Vögeln, die aber von Natur zur Vielweiberei bestimmt sind, was man von den Türken und Heiden nicht wird behaupten können, wenn man die verderblichen Folgen dieser ihrer Sitte oder vielmehr Unsitte in Erwägung zieht.

Die in Einweibigkeit lebenden Vögel machen im freien Zustande von diesem ihrem Gesetze nur höchst selten eine Ausnahme. Ich habe das Leben der Vögel von Jugend auf studirt, aber nur einmal eine solche Ausnahme beobachtet. Es war dies ein Rabe (Rabenkrähe, *Corvus corone* L.), welcher zwei Weibchen hatte, die ohne alle Eifersucht friedlich zusammenlebten, ein gemeinschaftliches Nest bauten und ihre Eier zusammen bebrüteten, sodas sie neben einander auf dem Neste saßen. Das Nest wurde leider von bösen Vuben zerstört, sodas ich die weitere Entwicklung dieses äußerst merkwürdigen Falles nicht beobachten konnte.

Was die gezähmten Vögel betrifft, so können wir diejenigen, bei welchen im Naturzustande das Weibchen allein das Brutgeschäft besorgt, zur Vielweiberei zwingen und wir thun dies z. B. bei den Haushühnern, Gänsen und Enten, um nicht viele männliche Vögel, die, wie das bekannte Wiegenliebchen sagt, „uns keine Eier legen und unser Brod fressen“ unterhalten zu müssen. Bei denjenigen Vögeln dagegen, wo auch das Männchen brütet, wie bei den Tauben, geht dies nicht an.

Es fragt sich nun weiter, wie sich das eheliche Leben der Vögel im Einzelnen gestaltet. Diese Frage wollen wir folgendermaßen beantworten.

Der geneigte Leser hat sich mit uns überzeugt, daß die Vögel in festen, auf Lebenszeit geschlossenen Ehen leben. Derselbe wird nun vor Allem weiter fragen, wie und wann diese Ehen geschlossen werden? Es ist bei den meisten Vögeln der Frühling, welcher auf das Jahr ihrer Geburt folgt. Manche größere Vögel aber, wie z. B. die meisten Raubvögel und einige Rabenarten, werden erst im dritten Lebensjahre mannbar und streifen bis dahin einzeln umher.

Es findet bei ihren Ehen meistens eine bestimmte Wahl statt, deren Gründe wir aber ebenso wenig enträthseln können, als bei vielen Menschenkindern. Oft

aber entscheidet auch der bloße Zufall, oder wenn mehrere Bewerber sich um Eine Braut drängen, das „Recht des Stärkern.“ Selbst wenn die Ueberzahl auf Seiten der Weibchen ist, (was aber selten der Fall ist, da es im Allgemeinen von allen Vogelarten mehr Männchen, als Weibchen gibt,) entstehen oft heftige Kämpfe der Eifersucht, in welchen ebenfalls das stärkere abzieht, wofern das Männchen sich das gefallen läßt. Das Letztere ist aber nicht immer der Fall, da das Männchen auch oft seinen Kopf hat und mit Schnabelhieben das zudringliche Weibchen von sich treibt, welches dann, ohne sich weiter zu schämen (denn die Vögel haben kein Ehrgefühl), abzieht.

Wenn aber die Ehe geschlossen ist, dann kommen solche Zwistigkeiten zwischen Männchen und Weibchen nicht mehr vor. Es ist dies nur dadurch möglich, daß sich der eine Theil dem andern unterordnet. Und so ist's auch. Und zwar ist dies der weibliche Theil. „Und er soll dein Herr sein.“ — dieses Wort gilt nicht bloß für die Menschen, sondern auch von den Thieren, und die ersteren können (beiläufig bemerkt) daraus lernen, daß sich dieser Satz nicht umstossen läßt, daß er in der Natur begründet ist. Das Weibchen ordnet seinen Willen dem des Männchens unter. Es zeigt sich dies sehr klar z. B. bei der Wahl des Nestplatzes. Das Männchen fliegt von Strauch zu Strauch, von Baum zu Baum und untersucht überall die zur Anlage eines Nestes geeigneten Stellen, indem es seinen Körper an einer jeden solchen Stelle nach allen Seiten hin- und herdreht, was ihm dann das stets nachfolgende Weibchen nachmacht. Hat sich ersteres für einen Platz entschieden, so wird diese Wahl von dem Weibchen unweigerlich gut geheißt und das Nest daselbst angefangen. Selbst eine ganz unvernünftige Wahl nimmt das Weibchen blindlings und ohne Gegenvorstellungen an, was freilich schlimm wäre, wenn es bei den Menschen stattfände. Aber bei dem Thiere ist eben das Gesetz ein blinder Gebieter. Wer hat z. B. noch nicht beobachtet, daß ein Sperlingweibchen seine zum Nestbau bestimmten Strohhalme auf einen fahlen, an einem Gebäude vorspringenden Balkenkopf trägt, wo sie von jedem Winde wieder herabgeweht werden! Das Männchen hatte die dumme Wahl getroffen und das Weibchen sie blindlings angenommen. Ein sehr auffallendes Beispiel dieser Art beobachtete ich einmal bei einem Taubenpaar. Ein alter schlauer Tauber war durch den Einbruch des Marders so scheu geworden, daß er sich nicht mehr bewegen ließ, in den Schlag zu gehen; er bezog daher mit seiner Täubin den nahen Kirchturm. Als ich ihn aber auch von dort durch Zerstörung seines Nestes und durch abendliches Lärmen und Bösen wegscheuchen ließ, faßte er den verzweifelt dummen Plan, sein Nest unterhalb des Taubenschlages auf einem schmalen und schiefen Vorsprunge der Giebelseite des Hauses anzulegen. Er kauerte sich also mit jenen eigenen Geberden und Locktönen, mit welchen der Tauber seine Täubin zu dem ausgewählten Nestplatz ruft, auf den Dachvorsprung, und diese folgte ihm, obgleich an dieser Stelle kein Reisig oder Strohhalme hätte liegen bleiben können, bis der kluge Herr endlich selbst die Unausführbarkeit seines Planes erkannte und sich in den Schlag hineinbequemte.

Bei dieser freiwilligen Unterordnung des weiblichen Theils bleibt denn auch der Hausfriede stets ungetrübt. Nur Eine Vogelart ist mir bekannt, bei welcher es bisweilen kleine Zwistigkeiten absetzt. Es sind dies die Lerchenfalken, welche ich schon einmal als Beispiel des stäten Zusammenbleibens der einzelnen Paare angeführt habe. Hier werden nämlich die Ehegatten, die auch zusammen jagen, bisweilen über die gemachte Beute uneinig, indem der eine dem andern den erbeuteten Vogel wegzunehmen sucht. So weit kommt es jedoch dabei niemals, daß sie einander Etwas zu leide thäten. Wenn aber das Falken-Weibchen brütet, so ist das Männchen unermülich, demselben Nahrung zuzutragen.

Dies führt uns auf die Frage, wie sich überhaupt die Ehegatten gegen einander betragen. Vor Allem müssen wir da fragen: wie steht's mit der ehelichen Treue? Man hat in dieser Beziehung von jeher die Tauben als Muster

der Tugend angesehen; aber die übrigen Vögel sehen ihnen nicht nach, sondern entziehen sich nur mehr der Beobachtung, während man jene im gezähmten Zustande als Hausthiere immer vor Augen hat. Wir haben jedoch in dieser Beziehung auch die wilden Vögel so weit beobachtet, daß wir nicht das mindeste Bedenken tragen, Alles, was wir an den zahmen Tauben wahrgenommen haben, auf jene zu übertragen.

Man muß hiernach im Allgemeinen die Tugend der ehelichen Treue allen in Einweiberei oder Monogamie lebenden Vögeln zuerkennen. Doch ist ein Unterschied zwischen den beiden Geschlechtern zu machen. Von Seiten des Weibchens habe ich, so lange und so sorgfältig ich auch die Vögel beobachtet habe, niemals einen Fall von Untreue erlebt; bei dem Männchen hingegen kommen, wenn auch nur ausnahmsweise, solche Fälle vor. Wenn man erwägt, daß dem Weibchen von Natur eine größere Zurückhaltung und Schüchternheit eigen ist, so wird man diesen Unterschied erklärlich finden. Es ist in Wahrheit rührend, zu sehen, wie z. B. eine Täubin, die von einem lebigen Tauber unablässig verfolgt wird, manchmal einen Augenblick sich vergift und im Begriffe ist, dem Kurmacher den Schnabel zum Schnäbeln hinzureichen, aber gerade in diesem Augenblicke, wie wenn sie plötzlich von dem Gefühle ihrer Pflicht ergriffen würde, dem Zudringlichen den Rücken wendet und davonfliegt!

Bei den Männchen dagegen kommen, wie schon bemerkt, Fälle von Untreue nicht selten vor. Dies kann man z. B. bei meinem Taubenfluge, welcher nicht gleiche Paare, sondern überschüssige (ledige) Täubinnen enthält, leicht beobachten. Bei den wilden Vögeln, welche sich gegenseitig überall frei auffuchen können, kommt dies natürlich viel seltner vor. Doch habe ich's einigemal bei einem Sperling beobachtet.

Wohl zu unterscheiden von solcher Untreue bei Fortdauer der Verbindung ist die förmliche Auflösung der Ehe. Diese kommt bisweilen vor, und wird auch manchmal von Seiten des weiblichen Theils vollzogen. Meine Beobachtungen hierüber erstreckten sich jedoch nicht auf die wilden Vögel. Bei den Tauben aber finden solche freiwillige Ehescheidungen nur dann statt, wenn sie sich von Anfang an nicht nach Neigung und freiwillig, sondern infolge eines Zwanges mit einander verbunden hatten. Dies ist z. B. der Fall, wenn ein Taubenpaar durch Zusammensperren in einem sogenannten Paarkasten (wie sie die Taubenliebhaber anwenden, um gleich gezeichnete Paare zusammenzubringen) verbunden worden war. In solchen Fällen war also von Anfang an eine „Mißhehe“ (eine wahre Mesalliance) vorhanden, und die Trennung derselben findet auch oft gerade deshalb statt, weil einer der Gatten seinen früheren Ehegatten, von welchem er durch die Laune seines Herrn gewaltsam getrennt worden war, wieder aufsucht. Daß es aber einzelne unbeständige und charakterlose Täubinnen gebe, die Beschleien mit einem schlimmen Namen belegt, habe ich nie gefunden, wie denn überhaupt die Angaben dieses Naturforschers über das Leben der Tauben sehr unzuverlässig und oft nicht auf wirkliche Beobachtung gegründet sind. — Bei den wilden Vögeln kommen wohl solche Ehescheidungen noch viel seltner vor, weil bei der Schließung ihrer Ehen aller Zwang wegfällt.

Wenn wir im Bisherigen schon dem Leser viel Merkwürdiges und höchst Wundervolles über die Ehen der Vögel mittheilen konnten, so wird dies nicht minder der Fall sein, wenn wir nun den innern Haushalt dieser Ehen in's Auge fassen.

Was zuvörderst das Brutgeschäft betrifft, so gibt es viele Arten von Vögeln, bei welchen das Männchen hierin das Weibchen treulich unterstützt, indem dasselbe während eines Theils des Tages — gewöhnlich von Morgens 9 Uhr bis Nachmittags 3 Uhr — brütet und dadurch dem Weibchen Zeit verschafft, sich zu erholen, sich Nahrung zu suchen, sich zu baden und zu sonnen und sein Gefieder zu kämmen. Interessant ist es, zu beobachten, wie das Männchen vorsichtig sich dem Neste nähert, mit eigenthümlichen leisen zärtlichen Tönen das Weibchen zum Auf-

sehen auffordert und sich dann behutsam auf die Eier setzt. Zu dieser Abtheilung der Vögel gehören z. B. die Tauben. Bei vielen andern Vögeln, wie dem Stockfink (Sänfling, *Fringilla cannabina* L.), dem Distelfink, (Stieglitz, *Fr. carduelis* L.) und allen Raubvögeln liegt zwar das Brutgeschäft dem Weibchen allein ob; aber dasselbe wird dann meistens von dem Männchen mit Nahrung versorgt. Es ist dieses Füttern des Weibchens durch das Männchen aber auch eine Liebesbezeugung und findet daher theils auch schon dann statt, wenn ersteres noch gar keine Eier hat (z. B. bei den Stockfinken), theils auch bei solchen Vögeln, deren Männchen mitbrüten helfen, wie bei den Tauben; denn das sogenannte Schnäbeln dieser Vögel ist das Füttern. Bei den singenden Vögeln suchen die Männchen durch ihren Gesang ihren brütenden Weibchen die Zeit zu vertreiben, bei allen halten sie sich, wofern sie nicht nach Nahrung ausgehen müssen, stets in der Nähe des Nestes auf, um das brütende Weibchen durch bestimmte, diesem verständliche Töne von jeder sich nahenden Gefahr sofort in Kenntniß zu setzen, oder, wenn sie sich stark genug dazu fühlen, den Feind wegzutreiben.

Sobald die Jungen ausgebrütet sind, bekommt das Männchen alle Hände voll Arbeit; denn bei allen Vögeln, deren Junge gefüttert werden müssen, nimmt dasselbe an dem Nahrungsgeschäft Antheil, ja wenn die Jungen herangewachsen, liegt dieses, sowie das Erziehungsgeschäft ihm vorzugsweise ob. Bei denjenigen Vögeln aber, deren Junge sogleich davon laufen und allein fressen, wie z. B. die Kapphühner, hat sie das Männchen an die geeigneten Futterplätze zu führen, bei Gefahr zu warnen und zu schützen.

So kommt denn die Zeit heran, wo die Jungen vollkommen selbständig werden; aber die Ehen der Vögel hören damit, wie wir gesehen haben, nicht auf. Bei manchen, wie z. B. bei den Kapphühnern, bleibt sogar die ganze Familie bis zum nächsten Frühjahr zusammen, wo dann die Jungen ihren eigenen Herd gründen. Bei andern bleiben, wie ebenfalls schon erwähnt, wenigstens die Eltern auch den Winter über paarweise vereinigt, und verkehren stets auf die liebevollste und zärtlichste Weise mit einander. Ja wer es beobachtet hat, wie so zwei Ehegatten stets beisammen sind, stets einander zurufen, Freud' und Leid mit einander theilen, bei hartem Frost auf ihrer Schlafstätte sich dicht aneinander drängen, um sich gegenseitig warm zu halten, — und dies Alles zu einer Zeit, wo die sinnlichen Triebe in der Vogelbrust so tief schlafen, wie die ganze Natur unter der Decke von Schnee und Eis schläft, — der wird mit uns sagen: eine solche Ehe ist nicht bloß die sinnliche Liebe, sondern es ist eine wahre Freundschaft, wir möchten fast sagen, eine wahre Seelengemeinschaft! So wundervoll ist, wenn man es genauer beobachtet, das Leben dieser oft mit solcher Rohheit verfolgten kleinen Geschöpfe!

Und diejenigen Arten, bei welchen sich die Ehegatten während des Winters trennen, um sich erst im Frühling wieder zu vereinigen, — wir können nicht wissen, was diese kleinen Herzen während der langen Trennung empfinden, wie oft sie sich nach einander sehnen oder in ihren Träumen einander nahe sind. Das aber wissen wir, daß ein Gatte das Bild des andern in der Erinnerung bewahren muß, sonst könnten sie einander nicht wiedererkennen und sich nicht wieder zusammenfinden.

Wenn aber nun der eine der Gatten ausbleibt oder während der Zeit ihrer Vereinigung verunglückt, dann ist der überlebende von sichtlicher Unruhe und Trauer ergriffen. Er wird nicht müde, den Verlorenen zu suchen und ihn mit schmerzlichen Tönen zu rufen, bis er die Gewißheit erlangt, daß er nicht wiederkehrt. Er gibt sich dann oft noch eine Zeit lang einer stillen Trauer hin, bis die Natur ihr Recht fordert. Es finden sich neue Bewerber ein, und so wird eine neue Verbindung geschlossen. Man will zwar Beispiele haben, daß eine Taube im Wittwenstande verblieben sei; aber ich selbst habe solches niemals erlebt, und es scheint mir überhaupt sehr unwahrscheinlich; denn bei den Thieren gilt eben der Spruch: „Nur der Lebende hat Recht.“

Norwegisches Bauernleben.

Ein Cyclus in 10 Bildern von Adolf Tidemand, lithographirt von Sonderland.

Düsseldorf, Verlag von Eduard Schulte. 2. Auflage

Als König Oskar von Schweden und Norwegen sich auf hoher See küste bei Christiania in Norwegen die Burg „Oskarshall“ erbaute, da wünschte er, daß der Norwegische Maler Adolf Tidemand, der in Düsseldorf seiner schönen Kunst lebt, die Wände seiner Burg mit seinen Bildern schmücke; daß er aber die Darstellungen, die er wähle, so recht aus dem Norwegischen Volksleben herausgreife. Da hatte der kunstliebende König den Rechten herausgefunden, weil er Meister in tiefgemüthlicher Auffassung des Volkslebens, und Meister ist in der Kunst, das lebendig und köstlich zu malen, was er sich zum Gegenstande gewählt. So ging denn der Meister an sein Werk, und was er damals gedacht, das schmückt jetzt in blühenden Farben die Wände eines Königsschlusses. Aber auch in Deutschland verlangte man diese vortrefflichen Darstellungen zu sehen, und sich daran zu erfreuen. So übernahm es denn der wackere Kunsthändler Schulte in Düsseldorf, sie durch die künstlerische Hand des Malers Sonderland in Düsseldorf abzeichnen, und im Steinbrude ausgehen zu lassen in's liebe deutsche Vaterland. Die zehn Bilder waren wunderschön gerathen und sollten in einem großen Hefte in die Welt gehen. Da machte sich unser lieber, gemüthreicher Dichter Wolfgang Müller von Königswinter daran, die schönen Bilder durch schöne Dichtungen zu erläutern. Wie Beides, Bilder und Gedichte, von unserm kunstliebenden Volke mit dem größten und wohlverdienten Beifalle aufgenommen worden, das zeigt sich dadurch, daß die erste Auflage längst vergriffen ist, und nach einer kleinen Reihe von Jahren eine zweite Ausgabe veranstaltet werden mußte. Das spricht lauter für das schöne Werk, als preisendes Lob in Worten. Es ist aber auch wirklich allerliebst. Die zehn Bilder umfassen das Leben und die Hauptereignisse des Lebens eines Norwegers, und stellen sie uns auf's Lieblichste dar. Es stellt das Erste uns ein Bild der Kindheit auf einer norwegischen Alpe vor Auge. Da steht der schöne, kräftige Knabe und bläst auf dem dem eigenthümlichen Hirtenhorne, und ein kleines Mädchen sitzt auf dem Moose, den Rücken an ein Felsstück gelehnt. Sie hat das Strickzeug in der Hand, senkt das schöne Köpchen und lauscht den Tönen, wie das auch die Ziegen thun, die in träger Mittagsruhe umherliegen. Es ist ein allerliebtestes Bild, voll Anschuld und Frieden, das den Beschauer unwillkürlich anzieht. Das zweite Bild zeigt uns den Knaben als Jüngling, das Mädchen als blühende Jungfrau. Sie sitzt am Herde, wo die Flamme lobert und der Jüngling, mit dem sie als Knabe gespielt, wirbt in treuer Liebe um ihre Hand. Wie sie süchtig und züchtig das Auge niederschlägt! Aber ein Nein wird er doch nicht kriegen, denn er ist ein schmucker, stattlicher Jüngling geworden, dafür spricht das dritte Bild. Es ist der Hochzeitszug, der aus der Kirche kommt, und zum Festschmause in's Wirthshaus treten will. In norwegischer Volkstracht und reichem Hochzeitschmucke naht das Paar. Der Geiger und Pfeifer, die voraus gingen, sind auf die Seite getreten, und der Wirth, die Kanne in der Hand, begrüßt und beglückwünscht an der Schwelle seines Hauses das fromme Paar, hinter dem die stattlichen Eltern einherschreiten — an des Vaters Seite der Kleine, noch ein Spätling des Elternpaares; er hält in unsäglicher Freude eine Bregel in die Höhe. Die Verwandten folgen in bunter Reihe, und die Armen, die heute gewiß nicht leer ausgehen, sitzen am Wege, während im Hintergrunde des Bräutigams Freunde Freudenschüsse abfeuern und ihre: Hochs ertönen lassen. Ein Jahr ist dahin. Sie sind glückliche Gatten. Das vierte Bild und Blatt zeigt uns das Innere ihrer Hütte. Die hängende Wiege, die glückliche Mutter mit dem Kindlein auf dem Schooße und vor ihm der Vater, der mit selbiger Freude dem Erstgeborenen die Pflaume hinhält, mit der es spielen will. Stellt uns dies Bild das eheliche Glück dar, so bietet das Fünfte uns den Anblick älterlichen Kummers. Im Bettchen ruht das bleiche, franke Kind; die Mutter sitzt angst-

voll und kummerbleich zu des leidenden Kindes Häuptchen, und zu seinen Füßen lehnt der Vater. Auf seinem Gesichte prägt sich der tiefste Schmerz aus. Eigenthümlich wirkt auf diesem Bilde die hochhangende Lampe. Das sechste Bild führt uns wieder in dieselbe Wohnung. Der Vater ist draußen, ohne Zweifel auf dem Fischfang im Fjord; die Mutter sitzt unter ihren Kindern, und, das Kleinste auf dem Schooße, läßt sie das mittlere der drei Kinder seine Aufgabe herfragen. Der Friede, der auf diesem Bilde ruht, ist höchst wohlthuend. Hat auf diesem Bilde die Mutter in der stillen Stube die Mädchen unterrichtet, so zeigt das siebente Bild den Vater vor dem Hause, nahe dem brausenden Meere, wie er dem Sohne Unterricht gibt in der nothwendigen Kunst des Reifestrickens. Auf dem achten Bilde stellt sich uns die Familie dar, wie sie zur Nachtzeit auf dem von hohen dunklen Bergen umgebenen Meeresarm mit Harpunen fischt. Die Frauen reden leise, der Vater steht, vom Feuer, das auf dem Roste am Kopfe des Bootes lodert, beleuchtet, in der Mitte und der älteste Knabe sticht nach dem vom Feuer angelockten, ahnungelosen Fische in der Tiefe. Es ist dies Eins der schönsten und eigenthümlichsten der Bilder, dem der Farbendruck erst den rechten Ausdruck leiht. Das neunte Bild zeigt uns die beiden Eltern im Alter — beim Abschied des jüngsten Sohnes, der mit Bündel und Wanderstab in die Welt gehen will. Es ist ein frischer, prächtiger Bursche, an der Schwelle des Jünglingsalters, der beherzt seinen Lebensgang antritt. Da steht die alte Mutter, das tiefe Weh im Herzen, und trocknet die Thränen. Der Vater hält des Sohnes Hand mit beiden Händen. Er gibt ihm noch eine Lehre mit, da bricht auch ihm die Thräne hervor, aber der lebensfrohe Wanderer reißt sich los. Ade! . . . Es ist tief ergreifend diese schöne Blatt, aber inniger noch ergreift das zehnte. Das Alter ist da, die Kinder sind alle wohlversorgt, aber im trauten Stübchen sitzen die alten Eltern alleine. Aller Eltern Loos! Aber der greise Vater ließt der Lebensgefährtin, der Treuen, vor aus Gottes Wort, Das ist ihr Trost, und der rechte. So geht in diesen Bildern ein ganzes Menschenleben in Freud und Leid an uns vorüber und bewegt uns auf's Tiefste das Herz, und Wolfgang Müller's schöne, dichterische Erläuterung gibt ihnen die Weihe. Man lebt sich, beschauend, hinein; man lebt das Leben mit, und der Abschluß heißt: Friede in Gott.

Ich habe den Lesern diese sehr schöne Bilderreihe vorführen wollen, weil — Weihnachten, das schöne Fest der gebenden und erfreuenden Liebe, nahe ist. Eine sinnigere, schönere Weihnachtsgabe müßt ich kaum, und eine schönere Zimmerzierde, wer die Bilder rahmen lassen will.

Auch der Preis ist billig; die zehn Bilder mit dem schönen Text kosten fünf Thaler zwanzig Silbergroschen. W. D. von Horn.

Dieß und Das.

Wasserarmuth ist Afrika's Elend und erschwert dem Reisenden unendlich das Eindringen in das Innere dieses noch so unbekanntes Welttheils. Der Reisende Livingstone hat in dessen ein Merkmal der Wassernähe entdeckt. Wo sich das Glenn, der Kubu, der Springbock und der Stranz zeigen, ist selten Wasser in der Nähe. Sie können es sehr lange entbehren; aber zeigen sich Rhinocerosse oder entdeckt man ihre Spuren, findet man das Zebra, das Ballah, die Schaffe oder das Onu, so ist sicher Wasser in der Nähe, denn diese Thiere sind nicht dazu geschaffen, das Wasser lange zu entbehren.

Wie aber die Vorsehung Gottes auch für solche wasserarme Gegenden gnädig gesorgt hat, das zeigt sich in der afrikanischen Wüste Kalahari, wo das Wasser selten ist. Man findet nämlich dort die Leroshua; diese Pflanze hat 12 bis 18 Zoll tief einen Knollen von der Größe eines Kinderkopfes, der einen kühlen und erquickenden Saft hat, wie ihn etwa eine junge, süße Rübe gewährt. Noch merkwürdiger ist die Kengwe oder Keme (cucumis caffer) eine Wassermelone, die in ziemlich feuchten Jahren die ganze Wüste bedeckt, an der sich die Thiere wahrhaft mästen. Sie ist saftreich, angenehm und hat eine besondere Nährkraft.

Eine schreckliche Verwechslung.

Wahre Begebenheit.

Von W. D. von Horn.

Es gibt Begebenheiten, die die Einbildungskraft kaum schrecklicher erfinden könnte und die mit eiserner Faust das Herz packen und pressen. Den Verlauf einer solchen theilt mir ein Freund mit, dessen Wahrheitsliebe ich verbürgen kann. Der Schauplatz ist oben im Norden, wo noch die deutsche Zunge klingt. Nähere Bezeichnungen verbieten schuldige Rücksichten.

Zwischen eichenbewachsenen Hügeln, die nach mehreren Seiten hin herrliche Fernsichten bieten, liegt ein schönes, herrschaftliches Schloß. Stille und einsam war's lange Zeit darinnen, denn nur die Aeltern und die einzige, leidende Tochter bewohnten es. Die Güter der Familie waren ansehnlich, ja bedeutend, aber — es waren Lehngüter, die nur auf männliche Nachkommen übergingen und bei dem Erlöschen des Stammes, das heißt, wenn keine Söhne das Erbe überkamen, fielen sie nach alter Lehnsatzung an den Landesheerrn, der einst in dunkler Vorzeit einen der Ahnen des Geschlechts damit, unter obgedachter Voraussetzung, belehnt hatte. Und das Aelternpaar hatte nur Ein Kind, diese Tochter, die unter diesen Umständen, wenn auch von vornehmer Abkunft, einer trüben Zukunft entgegenging.

Sie war leidend, diese einzige Tochter des Hauses. Es waren gewisse krampfhafte Zufälle, an denen sie litt. Die liebenden Aeltern hatten Alles versucht, was ihr Heilung bieten konnte, oder auch nur die Hoffnung dieses heißersehnten Zieles. Alle Bäder, welche dieses Ziel zu verheißen schienen, hatten sie mit der Leidenden besucht, aber nicht gefunden, was sie suchten. Linderung war das Einzige, was zu erreichen möglich war.

Das Fräulein war ein zartes, bleiches Wesen, aber mild und freundlich, und vom besten, sanftesten Herzen, voll Güte und Liebenswürdigkeit. Ihr Wesen war still und es lag ein eigenthümlicher, leidender Zug auf ihrem wohlgebildeten Antlitz. Jede Aufregung mußte vermieden werden, daher die Aeltern sich von dem geräuschvollen Umgange ihrer Standesgenossen, die auf ihren Gütern näher oder entfernter lebten, zurückzogen.

Wären die Güter des „stillen Fräuleins“, wie man sie nannte, eigen gewesen, die jungen, adligen Herren würden sie ohne Zweifel umschwärmt haben, und die Hand der reichen Erbin wäre des Bewerbens werth gewesen, so aber bemerkte man ihre Entfernung aus den Reihen des inländischen Adels kaum und keiner dachte daran, das stille, einsame Schloß zu besuchen, das mit seinen Gütern an den Staat zurückfiel, wenn der alte Vater die Augen im Tode schloß. Er war ja der Letzte seines Geschlechtes und auf seinem Grabe wurde, wie man das Erlöschen einer adeligen Familie bezeichnet, der Schild zerbrochen, den kein männlicher Arm des Hauses mehr tragen sollte.

Gattin und Kind verhältnißmäßig mittellos in der Welt zurückzulassen, wenn der Herr ihn abriefe, war ein quälender Gedanke für das Vaterherz.

Es war indessen noch ein Ausweg.

Staatslehen, welche in ihrer ursprünglichen Verleihung für ein erworbenes Verdienst vom Landesheerrn gegeben, nur auf männliche Nachkommen in gradier Linie, das heißt, auf Söhne vererben, können von einem späteren Landesheerrn in sogenannte „Kunkellehen“ (Kunkel, das Werkzeug des Spinnens, der Kocken, weil ja alle, auch die vornehmsten Frauen früherer Zeiten, es als eine Pflicht und Ehre ansahen, den Leinwandreichthum des Hauses durch eigenen Fleiß, eigenes Spinnen, zu vermehren) oder „Frauenlehen“ verwandelt werden auf dem Wege der landesherrlichen Gnade, daß sie also auch auf Erbtöchter übergehen, wenn der Mannesstamm ausstirbt.

Der besorgte Vater, einer Familie angehörnd, deren Name stets einen guten Klang im Lande, wie bei dem Landesheerrn gehabt hatte, that alle ihm

möglichen Schritte diese Gnade zu erlangen und somit das Loos seiner Wittwe und Tochter sicher zu stellen, wenn ihn der Tod ereilen sollte.

Solche Verhandlungen gehen einen langsamen Gang und der Vater schwebte lange zwischen Furcht und Hoffnung, bis mit einem Male die Urkunde eintrifft, die eine schwere Bürde von seiner Seele wälzt. Die Gnade des Landesherrn hat seine Wünsche und Bitten gekrönt, sein geliebtes Kind ist Erbtöchter, das Leben ein Frauenleben geworden und ihren Nachkommen also für ewige Zeiten gesichert, gleichviel ob sie einst die Mutter von Söhnen oder Töchtern werden wird.

Wer vermöchte das Glück und die Freude der Familie zu beschreiben? Dennoch hielt es der Vater stille und dankte seinem Gotte und seinem Landesherrn heiß und innig, daß er nun, von dieser schweren Sorge entlastet, sterben konnte.

Lange zuvor, ehe die Gnade ihres Fürsten der Familie zu Theil wurde, war, wie schon erzählt, aller Verkehr mit den Standesgenossen abgebrochen worden, aus zarten Rücksichten auf das geliebte Kind. Niemand besuchte das Schloß, am wenigsten junge Männer, um sich um die Hand des Fräuleins zu bewerben. Nur ein junger, entfernter Verwandter, er mag mit dem Namen Hugo bezeichnet werden, hielt sich auf dem Schlosse auf. Er stand älternlos in der Welt und auch seine Vermögensverhältnisse waren beschränkt. Er war ein bescheidener, sanfter Jüngling, aber tüchtig und gebildet. Die Aeltern sahen ihn gerne in dem engen Kreise, weil er etwas mehr Leben in denselben brachte; das Fräulein — die wir mit dem Namen Bertha bezeichnen wollen, freute sich seiner Gegenwart von ganzem Herzen, und es entspann sich zwischen Beiden eine innige Freundschaft, die auf Achtung und Wohlwollen ruhend, das Wesen einer ächten und innigen Liebe annahm. Von früher Jugend an mit einander bekannt, schwand jede schüchterne Bescheidenheit und Beide ließen ihren Gefühlen freien Lauf, ohne daß es aber zu bestimmten Erklärungen zwischen den jungen Leuten oder den Aeltern gekommen wäre.

Jetzt mit einem Male änderten sich die Verhältnisse auf dem einsamen Schosse. Es wurde, wie es, da eine Handlung des Landesherrn von solcher Bedeutung auch durch das Reichsgesetzblatt öffentlich verkündet werden mußte, um gesetzliche Kraft und Geltung zu erhalten, unerwartet aller Welt bekannt, daß Bertha Erbtöchter der sämmtlichen Güter ihres Hauses sei. Jetzt spottete Niemand mehr über das „stille Fräulein“; sie war nun eine Person von höchster Bedeutung, eine Parthie, wie man im Leben sagen hört, die erwerbenswerth sei, weil der Besitz der Güter an ihre Person geknüpft war. Von allen Seiten rollten die Staatswagen vor das Schloß, zuerst unter dem Vorwande herzlichster Theilnahme und treuester Freundschaft. Der Glückwünschenden waren Viele und wo ein junger, heirathsfähiger Junker in der Familie war, da beeilten sich die Glieder derselben, ihre Glückwünsche darzubringen, und die hoffnungsvollen Junker umschwärmten Bertha wie ein Bienenschwarm. Sie war der Gegenstand der lebhaftesten Aufmerksamkeit geworden, ja der Gegenstand vielseitiger Bewerbungen — sie — die noch vor Wochen von keinem derselben der geringsten Rücksicht theilhaftig geworden wäre. — Das ist der Gang der Welt, und keine Schichte der menschlichen Gesellschaft ist ohne ähnliche Erscheinungen. Nicht das Herz, nicht Achtung und Liebe knüpfen in tausend Lebensverhältnissen das Band der Ehe, sondern Eigennuß, Habsucht und Ehrgeiz. Und wo die Handhaben fehlen, in die sich diese Leidenschaften einkrallen, da mögen noch so große Vorzüge sich vereinigen, die Weissen wenden sich ab. Wo sie aber sind, da blickt man über Gebreden, Mängel und Fehler hinweg, die in andrer Beziehung großen Anstoß gäben. Es ist eine traurige Erfahrung, aber es ist eine, die unter allen Ständen und zu allen Zeiten sich machen oder wahrnehmen läßt. Unverkennbar ein Zeichen tiefer, fittlicher Entartung. —

Bertha war, kaum noch unbemerkt, jetzt ein Wesen, dem alle Welt huldigte.

Und Bertha? — Wo wäre das Mädchenherz, dem solche Huldigungen nicht wohl thäten, das der Wehrauch der Schmeichelei nicht in etwas benebelte? Und doch war Bertha mit einem zu sichern und scharfen Blicke begabt, um nicht die Spreu vom Weizen, den Schein vom Wesen zu sondern. Schnell durchschaute sie dies Treiben der Menschen, die sie umdrängten. Ihre Blicke suchten Hugo, der in bescheidener Ferne stand, der sie geliebt als sie noch das zukunftslose, arme „stille Fräulein“ war; der es allein ächt und treu meinte unter diesem Haufen heuchelnder Schmeichler, die nur ihr Vermögen, nicht sie und ihren inneren Werth suchten. Wie verschieden auch die Standesverhältnisse sind, es acht jungen Fürstinnen und reichen Bauernmädchen vollkommen gleich, und alle Stände, die dazwischen liegen, fallen in gleiche Lage. Was dort fürstliche Rücksichten und weitaussehende Pläne der Staatskunst berechnend vollendet, das thut hier der Ackerbesitz oder der Geldsack, und wie dort, so hier, das Herz hat keine Stimme, kein Recht; es muß gehorcht werden, wenn auch das Herz schier bricht, und in einem verarmten, innerlich verarmten Leben das Opfer sich langsam verblutet.

War's denn auch hier so? —

Der Vater war nicht ohne Ehrgeiz. Er sichtigte die Bewerber und der Glanz mancher Familien strahlte zu hell und weit, um ihn zu übersehen und um nicht zu wünschen, daß er seine Strahlen auf das Haupt und das Leben seines Kindes werfe. —

An der Mutter Herz warf sich die Tochter und in die treueste, liebereichste Brust ergoß sich ihr Gefühl. Ihr bekannte sie ihre Liebe zu Hugo; ihr sagte sie: Keiner von denen, die sich so sichtbar um sie bewürben, könne auf ihre Liebe zählen, keiner auf ihre Hand, wenn sie frei wählen dürfe. Hugo habe sie geliebt, als sie noch in eine sorgenvolle Zukunft geblickt. Seine Liebe allein sei uneigennützig und ächt.

Die Mutter war dem bescheidenen, anspruchlosen, tüchtigen, jungen Manne hold. Ihr galt ihres Kindes Glück über Alles. Auf ihre Frage, ob sich denn Hugo je ausgesprochen, ob er um ihre Liebe und Hand jemals, auch nur bei ihr alleine geworben, konnte Bertha Nichts erwiedern, als daß sie wie liebende Geschwister bis jetzt zu einander gestanden und niemals von einer Lebensverbindung zwischen ihnen auch nur ein Sterbenswörtchen sei geredet worden. — Ueber ihre gegenseitigen Neigungen aber glaube sie sich nicht zu täuschen. —

Einer so gewandten, als liebevollen Mutter, die das Lebensglück ihres Kindes auf dem Spiele stehen sah, wurde es leicht, sich eine Gewißheit nicht nur zu verschaffen, wie es um des jungen Betters Herz stehe, sondern auch Andeutungen fallen zu lassen, die Hugo's Augen öffnen mußten. Sie wußte es so zu lenken, daß Hugo's Blödigkeit und Scheu endlich von ihm besiegt wurde, und er sein Inneres ihr offen darlegte, mit alle dem vollen, kindlichen Zutrauen, das er in die treffliche Frau zu setzen gewohnt war, die sich des Alterlosen treu und liebevoll von jeher wie eine Mutter angenommen.

Sie erkannte ein lauterer Herz, das ihr Kind innig liebte. Sie erwoz, wie Bertha nur mit einem so sanften Gatten glücklich werden könne, und das Wohlwollen für Hugo, im Bande mit diesen Erwägungen des mütterlichen Herzens, leiteten sie, als sie ihm von Bertha's stiller Herzensergießung Mittheilung machte und ihn ermutigte, mit seiner ehrlichen und offenen Bemerkung rückhaltlos hervorzutreten.

Das geschah, nachdem in einer stillen Stunde Bertha ihm ihr Herz erschlossen und sie Beide den Bund der Seelen, der so lange still und heimlich bestanden, vor Gott besiegelt hatten.

Der Vater war überrascht; aber Hugo war seinem Hause ebenbürtig, ihm werth seit langer Zeit, er kannte Bertha's Leiden und Hugo gab mehr denn irgendein Anderer Hoffnung, daß er sie hegen würde an einem treuen Herzen, tragen in treuer Liebe und so des Kindes Glück gesichert sein würde. Die

Mutter hatte das Vaterherz bewogen, ehrgeizigen Rücksichten zu entsagen. Er war froh, der Wahl überhoben zu sein, und als Bertha auch ihm ihr Herz unter Thränen und Erröthen erschlossen, gab er seine Einwilligung und seinen Segen zur Verlobung.

Als dies unerwartete Ereigniß in dem Kreise bekannt wurde, der um die bisher so stille und zurückgezogene Familie in letzter Zeit sich gesammelt, da gab es lange Gesichter, unangenehme Enttäuschungen, zerrümmerte Hoffnungen; aber man war klug genug, sich das nicht merken zu lassen, ja man sprach es, sich wichtig machend, aus, daß man das geahnet und längst vermuthet habe. Man wünschte Glück mit allen süßen Versicherungen der innigsten Freundschaft und pries die herrlichen Eigenschaften des Bräutigams, der so recht für Bertha geschaffen sei und lobte ihre glückliche, besonnene Wahl.

Es ging hier, wie es wieder in allen andern Lebensschichten auch geht, nur klüger, heuchlerischer, glätter, und wer es nicht gewußt, hätte es nicht geahnet, daß das Alles nur ein glänzender Firniß sei, der Manches übertünche, was — nicht eben glänzend und schön war.

Im stillen Schlosse kümmerte man sich um den Gehalt der Glückwünsche nicht. Man nahm sie als eine gesellschaftliche Form hin und genoß im eigenen Kreise das harmlose und ächte Glück, das zwei treue Herzen erfüllte und dessen verklärender Widerschein auf und in die Herzen der Aeltern fiel.

Da der Bräutigam im Hause der Braut lebte, so trug man der Rücksicht auf das Gerede Anderer in so weit Rechnung, als man die kirchliche Trauung möglichst beschleunigte.

Bertha's Gesundheitszustand schien sich ohnedem befestigt zu haben. Nur die Mutter bewachte sie mit Augen liebevoller Angst und Sorge, denn sie glaubte eine ungewöhnliche Aufregung ihrer Nerven zu beobachten, namentlich je näher der Tag kam, da des Herrn Segen dem Bunde der Herzen die heilige Weihe geben sollte. Dennoch beruhigte sie sich wieder, oder es waren vielleicht auch die tausend Sorgen und Anordnungen, welche der Mutter anheimfallen, welche den Hochzeitstag der Tochter nahen sieht, und alle die mancherlei Einrichtungen zu machen hat, welche mit einem solchen Familienereigniß näher oder entfernter verbunden sind, was ihre Gedanken von dem Gegenstande geheimer Sorgen ableitete.

Endlich nahte der Tag der Trauung. Vom frühen Morgen an rollten die Wagen in den Schloßhof, welche die Gäste brachten, die zum schönen Feste häuslichen Glückes geladen waren.

Am Abende sollte die Trauung sein, in dem Familiensaale, wo auch einst die Aeltern den Segen des Herrn empfangen zu ihrer glücklichen Ehe, derselbe kostbare Teppich war ausgebreitet, der zu allen ähnlichen, festlichen Veranlassungen seit alten Zeiten verwendet und in der Familie als ein theures Erbgut war aufgehoben worden. Flüsternd stand der weite Kreis der Gäste bei einander, der Stunde harrend, wo sie Zeugen der Trauung und dann Genossen der Freuden einer reich und kostbar besetzten und geschmückten Tafel sein sollten, die Vielen mehr gelten mochte, als die Feier selbst.

Die Braut, mild und sanft wie immer, war heute von einer ihre Seele erfüllenden Freude bewegt. Man mußte es sagen, sie war, wenn auch keine blendende Schönheit, doch eine anmuthige, liebliche Erscheinung. Der sonst so zurückhaltende, schüchterne, ja blöde Hugo, war ein schöner und in mehr als in Beziehung auf die reichen Güter, ein beneidenswerther Mann.

Das Mutterherz war beklommen, weil von einer ängstlichen Sorge um die Tochter erfüllt. Sie fürchtete die schlimmen Folgen einer unvermeidlichen, außerordentlichen Erregung und das Auge ihrer Liebe begleitete sorgenvoll jede Bewegung der bräutlichen Tochter.

Von einem sehr geschickten Arzte hatte sie ein doppeltes Mittel empfangen, das sich bei den in letzterer Zeit seltener wiedergekehrten Anfällen ihrer Tochter

bewährt hatte. Es bestand in zwei Gläslein Tropfen. Die einen wurden, wenn ein Anfall zu befürchten war, in gewisser Anzahl auf ein Stücklein weißen Zucker geträufelt und eingenommen; mit den andern wurden die Schläfe bestrichen, jedoch nur wenig, da der Arzt ganz besonders dieses letztere Mittel als ein scharfes, ja giftiges bezeichnet hatte. Ganz besondere Vorsicht war bei dem Gebrauche anbefohlen. —

Da sie heute eine natürlich größere Aufregung bei Bertha bemerkt hatte, auf deren frommes, weiches Gemüth die heilige Handlung, die über ihr ganzes Leben so entscheidend war, besonders tief wirkte und wirken mußte, so hatte sie sich die beiden Gläslein auf den Sims des Kamins in Bertha's Gemach zur Hand gestellt, hatte Zucker in Bereitschaft, kurz alle mütterliche Vorsorge getroffen. In diesem Gemache war die liebliche Braut angekleidet und geschmückt worden, hier hatte die Mutter selbst den von ihren Thränen bethauten Myrthenkranz in die schönen, blonden Locken der Braut befestigt, deren Wangen ungewöhnlich hoch geröthet waren.

Die Stunde der Trauung war da; der Prediger stand bereit; der Bräutigam harrete an des Schwiegervaters Hand, daß sich die Thüre des jungfräulichen Gemaches öffnen sollte, und heraustreten die schöne Braut in jungfräulichem Myrthenkranze an der Mutter liebender Hand.

Drinne aber lag die Tochter noch einmal an der treuen Mutter Brust. Ihre Thränen mischten sich, aber es waren Thränen einer dankenden, segnenden Liebe, Thränen der seligsten Freude. Sie ist noch einmal ganz Kind, die Mutter fühlt, daß sie sie noch einmal, ganz ihr eigen, an die Brust drückt. — Es ist ein Augenblick, wunderbar reich, beziehungsreich, liebevoll, ahnungsreich. Sie haben keine Worte, brauchen auch keine. Die Seelen reden die wunderbar geheimnißvolle Sprache, die jede von ihnen versteht, und ihren Ausdruck findet sie im heiligsten Kusse und Handdruck.

Die Uhr auf dem Kamine hat ausgehoben. Ihr naher Stundenschlag zeigt den Augenblick an, wo Mutter und Kind heraustreten.

Die Hand der Braut pulstert heftig, als sie die Mutter in der ihrigen hält. Wieder ergreift das Mutterherz eine unsägliche, namenlose Angst. Sie hat Bertha gebeten, die Tropfen vorsorglich zu nehmen, aber Bertha schlägt sie aus, da sie sich körperlich wohl — nur von unbeschreiblichen Gefühley bewegt fühlte.

Da fällt der erste Glockenschlag. — In diesem Augenblicke fühlt die Mutter ein Zucken in der Hand der Tochter, sieht, wie eine fieberische Erschütterung durch ihren ganzen, zarten Körper zieht und dieser in einem leichten Schauer erbebt — da eilt sie in jähem Schrecken zum Sims des Kamins, ergreift zitternd ein Fläschchen und gießt mit bebender Hand Tropfen darauf, ohne sie ängstlich zu zählen; dann eilt sie zu Bertha, die stille an der Thüre lehnt und steht. Nimm sie, theures Kind; dann faßt sie das andere Fläschchen und reibt einige Tropfen in die Schläfe derselben.

Bertha nimmt den Zucker und verschluckt ihn, ohne im Grunde zu wissen, was sie thut — aber im nächsten Augenblicke stößt sie einen schrecklichen Schrei aus, und sinkt zuckend im Todeskampfe in der ohnmachtstarrten Mutter Arme. —

Die Thüre wird aufgerissen; Hugo, der Vater, die Gäste, alle starren angstbleich herein. Der Mutter ist das letzte Fläschchen entfallen — es ist das, was zum innerlichen Gebrauche bestimmt war und Bertha hat das, was so warnend gegeben war zum äußerlichen Gebrauche, innerlich angewendet! — das wird der Mutter zur fürchterlichen Gewißheit, daß sie in der jähen Bestürzung die Mittel verwechselt hat! —

Man trägt Bertha auf ein Sopha, aber sie ist schon eine Leiche, starr, leblos, kalt; alle Rettungsversuche sind fruchtlos und überflüssig! —

Von dem grenzenlosen Jammer der Aeltern, der Verzweiflung der Mutter, dem tiefen Schmerze des unglücklichen Bräutigams, der Erschütterung der Gäste — kein Wort — weil jedes überflüssig, da keines das ausdrücken kann, was es will und soll! —

Nur das noch! Hugo zog in den Krieg, der, gegen ein fernes Bergvolk geführt, viele blutige Opfer forderte und fiel bald als ein solches, froh der Erlösung von einem freudenlosen Dasein. Ueber dem Grabe des Vaters wurde das Wappen der erloschenen Familie zerbrochen. Die Mutter — die namenlos elende, fand bald ihre Ruhestätte.

„Ich bin, so schließt mein Gewährsman, des Weges manchmal gekommen; immer lag auf dem prächtigen Schlosse, wie ein schwerer Zauber, dies Weh, und die, welche nun darinnen wohnen, denken kaum daran, welches Glück an ihrer Statt nun die Hallen füllen könnte, wenn das „stille Fräulein“ zur „stillen, milden Frau“ geworden wäre; denken kaum an das maßlose Elend, an den unbeschreiblichen Jammer, der dies Werden im Keime zerstörte.“

Englisches Leben in der Stadt und auf dem Lande.

Aus einem Sommeraufenthalte auf der Insel Wight von G. Heusinger.

Es sind nur wenige Jahre her, als ich von einem ehemaligen Kameraden, einem Offiziere des 20. engl. Dragonerregimentes, das während des Krieges auf der pyrenäischen Halbinsel zwei Jahre in einer Brigade mit uns gestanden, eine Einladung nach der Insel Wight erhielt. Mein alter Freund hatte sich dort nach den Strapazen des Krieges häuslich niedergelassen, als nach dem Tode des Vaters die Güter und Würden des alten Baronet auf ihn übergegangen waren. Sir Henry Playford hatte sich erst spät verheirathet, und das Bild, welches er uns bei einer früheren Zusammenkunft am Rhein in einfacher Weise von seinem häuslichen Glücke entwarf, war ein so schönes, daß ich mich um so mehr darauf freute, das Urbild davon zu sehen, da ich gewiß war, daß es die Beschreibung weit hinter sich lassen würde. Man muß nämlich wissen, daß mein Freund sich stets nicht allein als ein Mann von Herz und Talent, sondern auch als ein Mann erwiesen hatte, der wohl die Güter des Lebens zu genießen, aber auch mit Bedacht sie zu würdigen verstand.

Ein Tag war zum Ordnen meiner wirthschaftlichen Angelegenheiten, zum Baden und zur Abreise hinreichend. Drei Tage später trat ich bei Cowes an derselben Stelle an's Land, wo am August des Jahres 1809 die Ueberreste jener schwarzen Heldenschaar ausgeschifft wurden, mit welcher der tapfere Welfenfürst, unbeugsam wie sein großer Ahn, den letzten Versuch zu Deutschlands Erhebung gegen die französische Zwangsherrschaft gewagt hatte.

Zu jener Zeit war die schöne fruchtbare Insel mit Truppen aller Waffengattungen, die fast aus allen europäischen Nationen zusammengesetzt waren, buchstäblich überfüllt. Weil die wenigen kleinen Städte, Cowes, Newport, Yarmouth und anderen zu ihrer Aufnahme nicht ausreichten, wurden längs der östlichen und südöstlichen Küste Baracken errichtet, die, von Batterien umgeben, zugleich als Schutzwehr gegen etwaige feindliche Landungen bestimmt waren. Während am Tage die weiten Plätze vom Lärm der Trommeln und Hörner widerhallten, machten mit Eintritt des Abends Speisewirthe und Markbedienter dort gute Geschäfte. Bei den häufigen Trinkgelagen wurden große Summen verspielt und gewonnen, und einzelne wackere junge Männer, welche die Leidenschaften nicht zu beherrschen verstanden, endeten durch Selbstmord ihr früher in der Heimath viel versprechendes Leben. Zweikämpfe fielen fast täglich vor in den buntscheckig zusammengesetzten Truppencorps der corthischen Jäger, der griechischen und italienischen Legionen, und da in die letztern bei deren Errichtung in Calabrien eine Menge Leute aufgenommen waren, die früher von dem berühmten Fra Diavolo*) dem Cardinal Ruffo in Neapel zugeführt, bei Rückkehr der

*) Einer der gefürchtetsten Banditenchefs in Calabrien.

Franzosen brodblos geworden waren, war es kein Wunder, daß es in diesem Corps gar viele Persönlichkeiten gab, die den Freischaaren in Wallensteins so gefürchtigem Heere so wenig an verwegendem Muth als an Beutegier nachstanden. Daher hatten die Kriegsgerichte täglich zu thun und der Profosß hatte volle Arbeit. Das so wildbewegte Leben wurde Veranlassung, daß man die Insel in damaliger Zeit nur die Soldateninsel nannte, und unter diesem Namen wird sie noch Manchen erinnerlich sein, die von den vielen Tausenden übrig sind, welche dort rasch eingeübt und dann den Armeen in Spanien und Portugal nachgeschickt wurden, die wie die Truppen auf den jonischen Inseln und in Sicilien stets Ersatzmannschaft nöthig hatten. Ich habe damals sowohl in dem braunschweigischen Truppencorps, als in der R. D. Legion höchst achtungswerthe Männer kennen gelernt, z. B. die Sebisch, La Roche, v. Kalkreuth, die beiden v. Wedell u. a., deren Namen in der neueren Kriegsgeschichte ehrenvoll genannt werden, denen ich hier aus der Ferne meinen kameradschaftlichen Gruß sende.

Es ist ganz anders auf der Insel geworden, seitdem die Königin Victoria sie zu ihrem Lieblingsaufenthalte erwählt hat, und statt des rauhen Soldatenlebens der damaligen Zeit die geregelten Verhältnisse des höheren bürgerlichen Lebens dort Eingang gefunden, dem die Besagung des Forts und die für die königlichen Personen erforderliche unbedeutende Leibwache keinen Eintrag thut.

Das blühende Eiland, welches etwa 9 □ M. enthält und durch den Medwayfluß in zwei Hälften getheilt ist, gewährt mit seinen imposanten Schlössern und geschmackvollen Villen, mit seinen schmucken Farmhäusern und gothischen Kirchthürmen, die zerstreut, oft in geringer Entfernung von einander aus den herrlichsten Baumgruppen, bald von den Höhen, bald aus der Tiefe der sich am Medway hindurchziehenden Thäler hervorschimmern, — ohne Ubertreibung — das Bild eines großen fast fortwährend blühenden Zaubergartens.

Von Osborne, der königlichen Sommerresidenz aus betrachtet, möchte man einen Theil der Insel mit dem preussischen Charlottenburg, mit Potsdam und dessen Umgebung vergleichen, nur mit dem Unterschiede, daß hier die Natur mehr wie die Kunst für Verschönerung gethan hat, und daß in Osborne nicht wie auf dem Festlande Orden und Uniformen für die Besuchenden den Ausschlag geben. Die menschenfreundliche Königin empfängt die Leute in Osborne am liebsten im bürgerlichen Rock, wie ihn der prinzliche Gemahl im Hause zu tragen gewohnt ist. Der erhabenen Frau sind Hausväter und Hausmütter aus allen Ständen willkommen, weshalb auch die diplomatischen Kreise dort zu den Seltenheiten gehören. In Osborne sind gewöhnlich nur die Familienmitglieder und solche Freunde aus dem höhern Adel willkommen, welche gleich der Königin ihr Stück eines ausermählten Familienkreise suchen, und wie die hohe Frau selbst, für die dem häuslichen Leben entspringenden Freuden empfänglich sind.

Die königliche Familie und sämtliche große Eigenthümer auf der Insel halten gute Nachbarschaft mit einander. Sie besuchen sich ohne große Förmlichkeit. Aber sie besuchen auch auf ihren Jagdstreifereien, auf ihren Lustfahrten zu Wasser und zu Lande, an Kirchestagen und andern Volksfesten, die Gentlemenfarmer*) und selbst noch geringere Leute, die sich aber in ihren niedlichen, weinumrankten Cottages**) so frei und behäbig fühlen, als die Barone in ihren wappenstrahlenden Schlössern. — Es bilden die Bewohner der Insel in so weit eine große patriarchalische Familie, daß sie sich überall gern sehen, und daß sich Keiner durch die Dazwischenkunft des Andern in seiner gewohnten freien Bewegung stören läßt.

Es ist bekant, daß die Königin bei den im Buckinghampalast, in St. James oder in Windsor stattfindenden Hoffesten und feierlichen Vorstellungen als eine wahre Königin erscheint, deren würdevolles Wesen des Eindruck selbst noch auf

*) Größere Guttbefitzer oder Pächter.

**) Die schmucken Wohnungen der geringeren Landbewohner.

keine ausländische Fürstlichkeit verfehlt hat. Sieht man dagegen die hohe Frau in ihrem häuslichen Walten, wozu auch der Fremde bei längerem Aufenthalt auf der Insel die Gelegenheit finden wird, — in der Mitte ihrer gesunden, fröhlichen Kinder, mit ihren gelehrten oder musikalischen Freunden, selbst mit dem Aufseher der Gewächshäuser, oder mit dem Inspector der mit großer Vorliebe vom Prinzen Albert gehegten Meierei im Gespräch — dann geht aus ihrem durchaus ungekünkelten ungenirten Wesen hervor, daß sie sich als treuer Vorstand ihres Hauses und ihres Volkes, als Hausmutter und als eine Bürgerkönigin glücklicher fühlt, als hätte sie die Vorsehung zu einer unumschränkten Herrscherin erkoren. Da ihr aus dem eigenen Familienleben reinmenschliche Gefühle nicht fremd sind, hat sie auch ein Herz für die Freuden und Leiden des Volkes; im hohen Grade aber für die im Kriege verwundeten Militärs und für die Wittwen und Waisen der Gefallenen ohne jeglichen Unterschied. Daher die vortreffliche Erziehung der königlichen Kinder, in denen schon früh Achtung vor dem Gesez, Liebe für die Menschheit, Liebe zu den Wissenschaften, hauptsächlich strenge Ordnung und Theilnahme an einzelnen Geschäften des Haushaltes erweckt wird. Die Königin hält darauf so strenge als ihr Gemahl, da beide wohl wissen, daß mehrmals verfehlte Einzelheiten zuletzt eine Störung, wenn nicht eine Unterbrechung jedes Unternehmens veranlassen.

Aber es bedurfte auch in England in Ermangelung eines Königs einer solchen Königin, um ohne in die Fußstapfen einer Elisabeth zu treten, durch festen, aber guten Willen die Schwächen einiger der letzten ihr vorangegangenen Regenten wieder gut zu machen. — Das Volk aber erkennt dieses Streben seiner Königin sehr gut; und wenn es hin und wieder auch mal schmollt in seinen Beurtheilungen, — denn murren kann man es eigentlich nicht nennen — so sieht man doch nirgends mehr eine Caricatur (Zerrbild), gleich denen, wodurch in früheren Zeiten jeder von einem königlichen Prinzen gemachte Fehltritt dem Volke sogleich vor Augen gestellt wurde. Das jetzige königliche Haus steht hoch in der allgemeinen Achtung und auf einem so dauerhaften Grunde, daß man selbst im Volke darnach strebt, dem für das häusliche Leben gegebenen hohen Vorbilde unter gegebenen Umständen nachzukommen. So wird man allerdings schwerlich so bald wieder Gelegenheit haben, am Hofe von St. James Prinzen als geistreich romantische Schwärmer, prinzipliche Genialitäten und romantische Excentritäten wie zu Ende des vorigen Jahrhunderts, wohl aber eine neue Fürstenschule zu bewundern, wie sie jedem Fürsten-Erzieher mit Erfolg empfohlen werden kann.

Betrachtet man auf der Insel Wight die meist im gothischen — man könnte wohl eher sagen im normannischen Geschmack, fast festungsartig erbauten Schloß, so steht man ihnen an, daß sie aus einer Zeit hervorgegangen sind, wo man mehr an die persönliche Sicherheit und an den Schutz des Eigenthums dachte, als an die Schönheit der Insel. So gleicht Arundel Castle am Medway, mit seinen starken Thürmen und durchbrochenen Zinnen, einer Festung, wie man sie aus der Zeit der Anjous in Frankreich und Sicilien noch sehen kann. Woodhurstcastle auf der südwestlichen Küste — wie erzählt wird — von Lord S. Montague, dem Bruder des berühmten Grafen Warwick unter Eduard IV. erbaut, beherrscht in seiner hohen Lage Land und Meer zu gleicher Zeit. Ein Theil seines unteren Vorbaues nach der Küste hin, mögte darauf hindeuten, daß sie als Schutzwehr gegen nordische Piraten, hanseatische Raper und friesische Klibustier errichtet wurde, die ihre gefürchteten Raubzüge, die letztern noch im Anfange des 16. Jahrhunderts, bis zu den normannischen Inseln, und weiter bis an die englischen und holländischen Küsten ausdehnten.

Die Umgebungen aller dieser burgartigen Schlösser sind vollkommen so schön, fast schöner noch, als man sie nur in irgend einer englischen Grafschaft — Kent vielleicht ausgenommen — finden kann; aber die sie umgehenden Küste sind nebelfrei und viel kräftigerer Natur, als drüben im eigentlichen England selbst.

Einer der schönsten Parks ist der, aus dessen waldgrüner Mitte sich Rutlandcastle gleich einem Feenpalast erhebt. Die Natur hat alles gethan, um die am Saum des schönsten Theils des Newway gelegene Besizung zu einem jedes Fürsten würdigen Aufenthalt zu machen.

Das Schloß ist theilweise neu, an die Ueberbleibsel eines alten Castels angebaut, als dessen Begründer ein Höfling Heinrich's VIII. genannt wird, der dort die Pläne und geheimen Befehle des gefürchteten Tudors ausführte, wie deren einst wenig durch die Geschichte bekannt geworden sind.

Unfern von Newport liegt das alte Schloß Carrigbrook, ein Bau, gleich merkwürdig in der englischen als der Temple in der französischen Geschichte, aus den letzten Jahren des bedeutungsvollen 18. Jahrhunderts. Es ist ein alter, bedeutungsvoller Palast, hart an der Meeresküste, wo Carl I. nach der letzten erlittenen Niederlage, ein Flüchtling vor dem erbitterten Volke, seine Zuflucht nahm. Das Schloß, welches wegen seiner einsamen melancholischen Lage, wohl auch wegen der sich daran knüpfenden Erinnerungen nur selten, und auch dann nur für kurze Zeit, von dem gegenwärtigen Eigenthümer, der es jedoch ängstlich als eine der bedeutendsten historischen Alterthümer behüten läßt, bewohnt wird, gleicht in seiner Verödung einem Warnungsdenkmale, gegen falsche Freunde und Rathgeber auf der Hut zu sein. Nach der Meeresseite hin rollt die Brandung zur Flutzeit unter donnerartigem Getöse an den Pfeilern der altersgrauen Mauern auf und nieder; dann ist dem Schlosse auf dieser Seite nicht nahe zu kommen. Vom Lande ist der Zugang durch eine schwere Fallbrücke und zwei starke mit Schießscharten versehene Thürme verwahrt, deren schiefergedeckte Dächer hoch über die vorspringenden Mauern sich erheben. Die Thürme dienen Schaaren von Dohlen zur Wohnung, die sich bei der Annäherung von Fremden krächzend in die Luft erheben, um sich gleich darauf, gleich einer schwarzen Wolke, auf die Firste eines andern Gebäudes wieder niederzulassen, bevor sie einen Ausflug auf die nahen Meeresklippen wagen. Das Röcheln der von jedem Luftzuge bewegten Wetterfahne, das Knarren der schweren eisenschlagenen Thormwege, das Klirren einzelner in der Bleiumfassung locker gewordenen Fensterheben, vermehren die düstere Stimmung, von der man sich unheimlich ergriffen fühlt, sobald man die Brücke überschritten hat und durch ein gewundenes, düsteres Thorgewölbe in den inneren viereckigen Hof eingetreten ist. Dieser bietet nichts Merkwürdiges dar, als einen Brunnen, dessen Sohle tief unter die Felsen hinab reicht, auf denen das Schloß erbaut ist. Zur Zeit des großen Liffabonner Erdbebens blieb das Wasser einen Tag lang aus, und als es in der früheren Stärke wieder ausfloß, war es so trübe, daß es während 24 Stunden nicht gebraucht werden konnte. Enge Wendeltreppen führen aus einer großen hochgewölbten Halle, die mit finster drohenden Ritterbildern geziert ist, in die oberen Gemächer, unter denen der sogenannte Rittersaal, dessen Decke von zwölf gewundenen, fast horizontal aussehenden Säulen getragen wird, die Beachtung der Reisenden verdient. Unter anderen Trophäen, von denen einzelne noch als aus den Kreuzzügen herrührend vom Castellan bezeichnet werden, wallen die zersehten Stücke verblichener, halbvermoderter Standarten von den obern Simsen nieder, die der Führer für Fahnen ausgibt, die in den Kämpfen zwischen der weißen und der rothen Rose vom Grafen von Warwick erbeutet wurden. Waffen von uralter Form und kaum zu enträthselnder Bedeutung, Harnische, Panzerhemden, manche derselben aus stark vergoldeten Ringen zusammengefeßt, bedecken zwischen zwei Stamntafeln der Grafen oder Barone von Chiswick und zahllosen Kriegerbildern die Säulen und braungetäfelten Wände dieses in seiner Art höchst merkwürdigen Saales. Georg IV., der ein großer Liebhaber und Kenner von dergleichen Alterthümern war, ließ 1811 eine Zeichnung davon nehmen, um sie in seinem Waffensaale zu Brighton aufzuhängen, der hinsichtlich der darin enthaltenen Seltenheiten eine wirklich europäische Merkwürdigkeit war. So sauber diese Halle gehalten wird, ist doch nicht zu vermei-

den, daß der leiseste Fußtritt leichte Staubwölkchen erregt, die wie feiner Nebel durch die Räume schwebend, einen eigenthümlichen Duft verbreiten, der im wahren Wortsinne an Moder und Verwesung erinnert.

In einem weit vorspringenden Thurme wird ein Zimmer, dessen Deckenbalken mit in Holz geschnittenen Arabesken von seltener Vollendung geschmückt sind, als dasjenige bezeichnet, welches von dem unglücklichen Monarchen während seines letzten Aufenthaltes auf der Insel bewohnt wurde. Die nach dem Meere führenden Fenster gewähren eine herrliche Aussicht auf die gegenüberliegende englische Küste. Wie oft mag Carl, schwankend zwischen Furcht und Hoffnung, aus diesen Fenstern nach seinem so nahen und doch schon für ihn verlorenen Königreiche hinübergeschaut haben! Fast jede Nacht erschienen von seinen Anhängern abgeschickte Fahrzeuge, die im Angesichte des Schlosses kreuzten. Der König erkannte wohl die ihm gemachten Signale; aber er konnte sich in seiner Unschlüssigkeit, im steten Schwanken über die zu ergreifenden Maßregeln, zur Flucht nicht entschließen. Als er endlich nach den letzten von London erhaltenen ungünstigen Nachrichten einen Rettungsplan zu entwerfen und seinen Anhängern vorzulegen im Begriff war, wurde er von dem Befehlshaber des Schlosses, dem er sich anvertraut hatte, als wirklicher Gefangener seinen Feinden überliefert. Was darauf folgte, ist bekannt, er mußte eines schmachlichen Todes sterben, weil er statt gutem Rath nur immer dem Bösen das Ohr geliehen hatte.

Schloß Belgrove, meines Freundes von einem sehr schönen Park umgebene umfangreiche Besitzung, liegt nur wenige Meilen von Cowes entfernt auf einer sanft ansteigenden Höhe, von der man an den geeigneten Punkten nicht sowohl die Insel als die englische Küste von Albans Head bis nach Brighton, an hellen Tagen bis Dover überschauen kann. Der Anblick des sich hier dem Beschauer entrollenden Bildes ist überraschend, auch für den, der schon Vieles in der Welt gesehen hat. Vom alten Münster zu Winchester, den man bei helterem Wetter, alle die vielen ihn nahe und fern umgebenden Thürme hoch überragend, am fernem Horizont erblickt, bis zu den Umwallungen von Portsmouth und Forte Castle und den sie einschließenden zahllosen Kriegsschiffen, deutet alles, was man auf dem nicht allzugroßen Raume übersieht, auf die Macht und die noch im steten Wachsen begriffene Wohlfahrt einer kräftigen Nation, welche sich nicht durch Umsturz und Wiederherstellung, sondern im Wege einer Jahrhunderte dauernden und stufenweise zunehmenden Entwicklung zu einer Weltmacht erhoben hat. Während das nicht alte, aber im alterthümlichen Style erbaute Wohnhaus in seiner äußeren Erscheinung mit seinen Thürmchen und Schießscharten die von den Engländern mehr oder minder getheilte Kampfbereitschaft für das was ihm am Theuersten, für sein home bezeichnet, bietet die innere Einrichtung das schönste Bild ansprechender Bequemlichkeit, nicht überladener, d. h. wahrhaft vornehmer Eleganz. Vom Drawingroom*) der Hausfrau bis zum Bibliothekzimmer, und von diesem bis zum Speisesaale, nirgends eine Ueberladung von Meubeln, nur das Schönste vom Nothwendigen. Man erkannte nach kurzem Verweilen darin, daß Einrichtung und Verzierung der Zimmer, so fein sie waren, durchaus nicht anders sein konnten; aber man erkannte auch bald, daß eben die höchste Eleganz eines englischen Zimmers nicht in den Gemälden und Trumeaur allein, nicht in den theuern Uhren und andern Kostbarkeiten, mit denen die Einfassung der Kamine u. s. w. verziert waren, sondern in der eigenthümlichen englischen Sauberkeit bestand, die nirgends beängstigt, überall wohlthut, und die in den Häusern der französischen und italienischen Großen mitunter so auffallend vermischt wird.

Der schönste Schmuck des Hauses aber waren Lady Elisabeth, die Gemahlin, und Miss Anna, die achtzehnjährige Tochter meines Freundes, Master William, den Sohn nicht zu vergessen, einen lustigen Seekadetten, der nach Abjahlung

*) Empfangzimmer.

seines, nach einjähriger Abwesenheit heimgekehrten Schiffes, auf Urlaub im elterlichen Hause verweilte und dem Vater jetzt an Bord seiner Yacht als Commandirender diente. Sir Henry erkannte in der Familie sein Glück und war stolz darauf. — Meine Vorliebe für englisches Familienleben aber gewann während meines Verweilens in Belgrove einen sehr bedeutenden Zuwachs.

Das englische Familienleben ist in seinen großen und kleinen Verhältnissen das eigentliche Leben, wie man es, ohne Uebertreibung, jedem cultivirten Volke als Muster aufstellen kann. Nie wird man, so wenig in den hohen, als in den Kreisen des Mittelstandes Verstöße gegen die Sittlichkeit wahrnehmen, wie sie im französischen häufig, ohne aufzufallen, mitunter auch im deutschen Salonstyle vorkommen. Anstand und gute Sitte ist das Eigenthum der höheren Stände, bei denen man unverkennbar die eigentliche Bornehmtheit durchschimmern sieht, aber nicht jenen düffelhaften Hochmuth, die widerwärtige Arroganz erblickt, mit denen der Adel anderer Länder oft Vorrechte für sich in Anspruch nimmt, die er doch, wollend oder nicht, mehr und mehr mit der allgemeinen Bildung zu theilen genöthigt ist, besonders mit der ihm nicht selten überlegenen Tiefe der Erkenntniß. Ohne wie sie hochgeboren zu sein, lebt man bei näherer Bekanntschaft ganz ungewungen in den hohen britischen Familien, besonders dann, wenn man im Stande ist, dem überall bei ihnen angetroffenen Wissen nur einigermaßen entgegen zu kommen. Auch die Frauen fassen bald Vertrauen zum fremden Manne, da sie ja überhaupt im Manne ihren Beschützer erkennen. Am allerwenigsten aber soll man diesen die häuslichen Tugenden, Umsicht in der Geschäftsführung des häuslichen Lebens absprechen, wie das irrthümlicherweise sehr häufig geschieht, wenn man eine englische Dame im Auslande unter ihr völlig fremden Verhältnissen in Haushaltsangelegenheiten eine kurze Zeit walten sieht.

Ein englischer Haushalt ist freilich, was dessen Verwaltung betrifft, nach andern Grundsätzen als die unsrigen fast wie ein Uhrwerk geregelt, in der Art, daß die Hausfrau, wenn sie in früher Morgenstunde an eine wohlgeschulte Dienerschaft ihre deutlichen, aber kurz gefaßten Anordnungen ertheilt hat, mit Sicherheit am Abend darauf rechnen kann, daß am Tage pünktlich alles nach ihrer Berechnung verlaufen ist, selbst wenn sie nichts gethan hat, als die weitem und engeren Kreise des zu ihrem Ressort gehörenden Hauswesens einmal während des Tages zu durchschreiten. Eine zweite Revision würde allerdings als eine Eigenthümlichkeit, wenn nicht als eine Unschicklichkeit, für etwas *to a Lady unbecoming**) betrachtet werden.

Um neben ihrem Geiste auch den Geschmack der Engländer, sowie den ihnen angeborenen Sinn für eine veredelte Häuslichkeit ganz in der Nähe, frei von jeglichem falschem Schimmer, kennen zu lernen, muß man ihnen in ihre eigentliche Heimath, auf das Land folgen. Da wird man die beiden ersten Eigenschaften in den unübertroffenen häuslichen Einrichtungen, in ihren Garten- und Parkanlagen, die letztere in der zarten Liebe, in der freundlichen Aufmerksamkeit erkennen, mit der sich die Glieder der Familie unter einander, und wie der Herr und die Frau vom Hause den anderen voran, dem fremden Gaste entgegenkommen, der mit dem Schritte über die Schwelle als ein Zugehöriger betrachtet wird. Das sind Eigenschaften, die man sich freilich in der deutschen vornehmen Welt jetzt anzueignen bemüht ist, die aber leider im übertriebenen Bestreben, sie sich in derselben Weise, wie im Britenlande zu eigen zu machen, in die gezierte Steifheit ausarten, wie man sie bei uns, wiewohl mit großem Unrecht, unsern Nachbarn, den Engländern, zur Last legt.

Will der Ausländer vom englischen Charakter sich richtige Begriffe verschaffen, so darf er seine Beobachtung nicht auf die Hauptstadt, oder auf die größern Städte des Landes beschränken, wie es bei dem gewöhnlichen Reisen so

*) Für etwas, was für eine Dame nicht paßt.

häufig der Fall ist. Er muß auf das Land hinaus; er muß Dörfer und Weiler durchstreifen, muß Schlösser, Landhäuser, Wächterwohnungen und selbst die Hütten der ländlichen Arbeiter besuchen; er muß Parkanlagen und Gärten durchwandern und nicht veräumen, sich durch die grünen Heckenassen hindurchzuwinden, die ein Kirchspiel mit dem andern verbinden; so wenig als die Dorfkirchen soll er Kirmessen und Märkte unbesucht lassen. Da kann er mit dem Volke in allen seinen Verhältnissen verkehren, sich mit dessen Gewohnheiten und Launen am besten bekannt machen und befreunden.

In den mehrsten Ländern des Continents verschlingen die großen Städte den Reichthum und die Sitten der Nation; sie allein sind die festen Aufenthaltorte der intelligenten und eleganten Gesellschaft, und das Land ist — doch keine Regel ohne Ausnahme — fast nur von eben nicht sehr hoch gebildeten Landleuten bewohnt. In England wird die Hauptstadt nur als ein Sammelplatz, als ein allgemeines Rendezvous für die höheren und gebildeten Stände betrachtet, wo sie nur den kleinsten Theil des Jahres einem Sturme von Bergnügungen widmen, während sie, sobald diesem Fastnachtspiel der modischen Zoll entrichtet ist, sehnsuchtsvoll zu den ihnen mehr zuzagenden Freuden des Landlebens zurückkehren. Deshalb sind auch die verschiedenartigsten Schichten der Gesellschaft ebenso wie auf der kleinen Insel Wight, so über das ganze Königreich verbreitet, und selbst der unbedeutendste Ort bietet eine Musterfarte von den verschiedenartigsten Rangordnungen dar.

Die Engländer haben vor allen anderen europäischen Nationen ein besonders warmes Gefühl für das Landleben. Sie haben eine schnelle Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur und für die Bergnügungen und Beschäftigungen des Landlebens. Diese Reigungen sind ihnen angeboren. Selbst die Bewohner der Städte, die zwischen engen Mauern, in geräuschvollen Straßen das Licht der Welt erblickten, die im Gewühl der großen Welt erzogen sind, nehmen mit Leichtigkeit ländliche Gewohnheiten an. Der Kaufmann hat sein niedriges Stilleben in der Nähe der Hauptstadt, wo er so viel Stolz in der Cultur seines Blumengartens und im Einern von seltener Früchte an den Tag legt, als in der gewissenhaften Führung seines Geschäftes und im Erfolg großartiger Speculationen. Selbst die weniger vom Glück Begünstigten, deren Loos es ist, nie aus dem Treiben des Gewerbsverkehrs herauszukommen, machen sich etwas zurecht, was sie an den grünen und blumigen Blick der Natur erinnert. In den entlegensten und dunkelsten Gassen der City gleicht das Fenster des kleinen Wohnzimmers oft einem vollständigen Blumenbeete; jeder nur einigermaßen culturfähige Fleck hat seinen Rasenplatz und seine Blumenpartien; ja jeder kleine öffentliche Platz ist ein Miniaturpark im malerischen Geschmack angelegt und mit den schönsten und wohlriechendsten Blüthengesträuchen geschmückt.

Fast die meisten Ausländer, welche den Engländer nur in der Stadt sehen, sind geneigt, eine ungünstige Meinung von seinem geselligen Benehmen zu fassen. Er ist entweder von seinen Geschäften gedrängt, oder durch eine Anzahl von Verpflichtungen gebunden, welche Zeit, Gedanken und Gefühle in der ungeheuern Hauptstadt in Anspruch nehmen. Er hat deshalb gewöhnlich das Ansehen von Eile und Zerstreung. Wo immer er erscheint, hat es den Anschein, als sei er schon wieder im Begriff, wo anders hinzugehen; in dem Augenblick, als er über einen Gegenstand redet, eilt sein Geist schon wieder zu einem andern hin; und während er einen Freundschaftsbesuch macht, berechnet er schon, wie er es anzufangen hat, um noch mit den andern für den Morgen bestimmten Besuchen fertig zu werden. Bei einer gelegentlichen Begegnung vermögen sie sich nicht anders als in Gemeinplätzen zu ergehen. Eine so ungeheure Hauptstadt wie London ist dazu gemacht, die Menschen als eigensüchtig und theilnahmslos erscheinen zu lassen. Sie zeigen nur die kalte Oberfläche ihres Wesens, während ihre reichen geistigen Fähigkeiten nicht Zeit haben, sich zum Fluß zu erwärmen.

Auf dem Lande aber läßt der Britte seinen Gefühlen freien Spielraum. Er

bricht freudig mit den kalten, abstoßenden Formen der Stadt, wirft die schüchternen Gewohnheiten schauer Zurückhaltung von sich und wird fröhlich und freierzig, als sei er ein neugeborner Mensch. Während er sich mit dem ganzen Glanze und der Bequemlichkeit des höheren Lebens umgibt, verbannt er dessen Fesseln bis zur allerletzten. Sein Landsitz bietet alles dar, was Geschmack, Kunst, Wissenschaft oder ländliche Beschäftigung zu gewähren vermögen. Es fehlt dort so wenig an einer ausserlesenen Bibliothek, an Gemäldesammlungen, an Kunstwerken und an musikalischen Instrumenten, als an schönen Pferden, Hunden, Jagd- und Fischereigeräth jeder Art. Er legt weder seinen Gästen noch sich selbst den mindesten Zwang auf; sie müssen sich frei betrachten, wie er es selbst thut. Während er in ächter Gastfreundschaft für die Mittel, Alle zu vergnügen, Sorge trägt, überläßt er jedem Einzelnen die Wahl nach eigener Neigung.

Aber Nichts ist der Pracht eines englischen Parkes zu vergleichen. Obgleich die Besitzung meines edlen Gastfreundes keine der größten auf der Insel war, so gehörte sie doch mit zu den bedeutenderen. Weite Matten vom lebhaftesten Grün, hier und da überragt von Gruppen uralter Bäume, mit dem reichsten Laube geschmückt; Die stillfeierliche Pracht ausgebehnter Waldstrecken, durch welche zahlreiche Rudel von Dammwild ungestört dahin schreiten; der Haase, der in raschen Sprüngen vom Klee- ins Dickicht eilt, oder der Fasan, der sich und plötzlich zur Seite unter lautem Flügelschlage in die Luft erhebt; das Flüßchen, das sich in natürlichen Windungen durch die Wiesen zieht und sich zuletzt in die glatte Fläche eines kleinen See's erweitert, auf dessen Spiegel die lind bewegten Zweige der überhängenden Bäume und die buntgefleckten Fellen widerstrahlen, wenn sie furchtlos die klare Fluth durchziehen; auf der Höhe ein geschmackvoller Tempel; im tiefen Waldesdunkel die Statue eines Sylvans, der im Verlauf der Jahre einen etwas grünlichen Anflug erhalten hat, — das sind die Gegenstände, welche dem Ganzen den Anstrich einer Zurückgezogenheit verleihen, wie sie unter den alten Völkern besonders den Römern so heilig war.

Während ich hier mit wenigen flüchtigen Strichen eine englische Parkscenerie entworfen habe, kann ich nicht unterlassen, des schöpferischen Talentes zu erwähnen, mit dem vorzugsweise der Mittelstand auf der Insel Wight seine beschreibene kleine Wohnung auszumädeln versteht. Das allgewöhnlichste Haus, das kleinste Stückchen Land wird dort zu einem kleinen Paradiese. Mit scharfem Auge beurtheilt der Eigenthümer die Fähigkeiten seines Grundstücks und zeichnet sich im Geiste die künftige Landschaft vor. Schnell gedeiht selbst ein unfruchtbarer Fleck unter seiner schaffenden Hand zu einem kleinen einträglichen Wesen, und doch bemerkt man kaum das künstlerische Verfahren, welches die bezaubernde Wirkung hervorgebracht hat. Das Aufziehen und Pflegen einer angemessenen Anzahl von Bäumen, das sorgfältige Beschneiden der vorgefundenen älteren Bäume, das geschmackvolle Bertheilen von Blüten- und Staudengewächsen mit schönem Laubwerk, die Anlage eines sammetartigen Rasenfelds, hie und da eine Durchsicht auf die blauen Berge in der Ferne oder ein Silberblick vom Medway; — alles dieses wird mit einem so richtigen Takt, mit einer so anhaltenden und ruhigen Ausdauer bewirkt, als seien es die lezten verklärenden Pinselstriche, mit denen irgend ein Landschaftsmaler eins seiner Lieblingsbilder zur Vollendung bringt.

Selbst der geringste Arbeitsmann auf der Insel Wight trägt mit seiner frohbedeckten Hütte und dem niedlich aufgeräumten Platz vor der Hausthür zur Verschönerung des großen Bildes bei. Die schmucke Hecke, das sauber mit Burbaum eingefasste Blumenbeet, der Epheu, der die Mauer aufwärts bis zum Dache umspinnt, die immergrüne Stechpalme, die neben das Häuschen gepflanzt ist, damit auch dem Winter die gänzliche Nacktheit genommen wird, während im Sommer der trauliche Herd von ihrem Abglanz geschmückt erscheint, — dieses alles zusammengenommen spricht von dem Einflusse des Geschmacks, der von oben herab bis in die untersten Schichten der Gesellschaft eingedrungen ist.

Sollte es jemals einem jungen unschuldigen Liebespaare einfallen, eine Hütte des stillen Glücks besuchen zu wollen, dann kann es trotz der buntesten und duftendsten Schildereien aus dem Süden nur die Hütte eines englischen Landmannes sein!

Die von den höheren Klassen der englischen Bevölkerung gehegte Vorliebe für das Landleben hat von jeher einen heilsamen Einfluß auf den Nationalcharakter ausgeübt. Statt der Verweichlichung, welche bald mehr bald minder die Männer der höheren Klassen in den meisten Ländern des Festlandes kennzeichnet, entfalten jene eine Vereinigung von Zierlichkeit und Stärke, eine Kräftigkeit der Gestalt und eine Frische der Farbe, die ich ausschließlich nur ihrem häufigen Leben in der freien Luft und dem Hingeben ländlicher Anstrengung zuschreiben geneigt bin. Diese anstrengenden, oft wiederholten Übungen tragen schon, früh einen gesunden Geist und Körper erzeugend, sowohl zur rechten Männlichkeit als zur edeln Einfachheit der Sitten ein so Großes bei, daß sie selbst durch die Thorheiten und Zerstreungen der Städte nie gänzlich zerstört werden können. Auch scheinen in England auf dem Lande die verschiedenen Stände der menschlichen Gesellschaft sich einander viel freier zu nähern und in einer günstigeren Wechselwirkung zu einander zu stehen, als in anderen europäischen Ländern. Der Unterschied erscheint auf dem Lande viel weniger schroff als in den Städten.

In ländlicher Beschäftigung gibt es nichts, was gemein oder herabwürdigend für den Engländer ist; sie nehmen den Verstand in Anspruch, während die reinen und erhabensten äußeren Eindrücke auf ihn einwirken. Solch ein Mann kann wohl einfach, ja etwas rauh, niemals aber gemein sein. Deshalb findet auch der Höherstehende nichts Auffallendes im Verkehr mit den niederen ländlichen Ständen, wie es wohl der Fall ist, wenn er in den Städten mit ihnen in Berührung kommt. Die ländlichen Vergnügungen bringen im ländlichen Verkehr die Menschen einander näher, so wie das Bellen der Hunde und der Klang des Jagdhorns in England die widerstrebendsten Gefühle in Harmonie verschmelzen. Ich betrachte dies als einen Hauptgrund, weshalb der Adel, überhaupt die höheren Stände in England volksthümlicher sind, als in andern Ländern, und weshalb die untern Volksklassen in früheren Zeiten selbst manchen Druck ertragen haben, ohne sich über die ungleiche Vertheilung des Vermögens und der Vorrechte so erb und handgreiflich wie in andern Ländern zu beklagen.

Zu dieser glücklichen Vermischung der Bildung und des Ranges mit der ländlichen Bevölkerung scheint auch die Vorliebe, von dem die englische Literatur für das Landleben durchhaucht ist, ein nicht geringes beigetragen zu haben, überhaupt die vielen Darstellungen aus dem ländlichen Leben, jene unvergleichlichen Naturschilderungen, an denen die englischen Dichter so reich sind, die mit Chaucer's „Blume und Blatt“ beginnend, noch fortwährend die Staatszimmer der englischen vornehmen Welt mit der ganzen Frische und dem Dufte einer im Morgenhauch perlenden Landschaft erfüllen. Unsere deutschen Doylendichter scheinen, während sie der Natur einmal einen gelegentlichen Besuch abstratten, nur mit ihren allgemeinen Reizen Bekanntschaft gemacht zu haben, während die englischen Dichter mit ihren Einzelheiten gelebt und geträumt und sie in ihren innersten Geheimnissen belauert haben. Ein Nestchen konnte nicht vom leisesten Lusthauche bewegt werden, ein Laubblatt nicht auf den Boden, ein funkelnder Tropfen nicht in den Bach niederfallen; — ein bescheidenes Weibchen nicht seinen Wohlgeruch aushauchen, ohne daß nicht einer jener ebenso leidenschaftslosen als rarten Beobachter davon Kenntniß nahm, um irgend welche schöne Lehre darauf zu begründen.

Gewiß ist es, daß sowohl die einzelnen Züge als die Gesamtheit einer englischen Landschaft, das Bild einer stillen Sicherheit und einer Anhänglichkeit an den heimatlichen Herd — home — gewähren, welches eindringlicher als alles andere von der Tüchtigkeit der Nation Zeugniß ablegt.

Ich glaube meine Bemerkungen über meinen Aufenthalt auf der gesegneten

Insel nicht besser schließen zu können, als mit der Erklärung, daß die Verehrung, welche ich für Sir Henry's Familie empfand, vom ersten bis zum letzten Tage im Zunehmen blieb. Lady Blayford führte mit ebenso viel Würde als Sicherheit den häuslichen Scepter, so, daß kein Mitglied der Familie eine ihm irgendwo gezogene Grenze bemerkte. Wo tiefe Bildung, so wie in England, in allen guten Häusern das Eigenthum beider Geschlechter ist, da ist lächerliche Vornehmthuererei nur da noch zu finden, wo man eben nicht vornehm ist.

Kennt man aber diese auf ihre unantastbaren Freiheiten und Rechte so stolzen Insulaner, die in der Mehrzahl die furchtlosesten Schwimmer, die kühnsten Reiter, Jäger, Ringer und Kletterer sind, dennoch steif in ihrem äußeren Gebahren, so rührt dies wohl nur daher, weil sie weniger von sich eingenommen, als die Cavaliere der Chaussée d'Antin in Paris, oder die Stutzer und Ritter unserer deutschen Hauptstädte durch die Straßen stolziren, sondern in einer Haltung einherschreiten, wie sie Männern geziemt, die für Ernst und Freude jederzeit den richtigern Maßstab anzulegen verstehen, die sich zeigen, wie sie sind und gegen jede Nachäfferei einen Widerwillen haben.

Endlich aber habe ich auch während eines früheren mehrjährigen Aufenthaltes im großbritannischen Reiche von keinem Beispiele gehört, das nach den Schilderungen einzelner Schriftsteller zu der Annahme berechtigen könnte, — daß die Sitten des hohen englischen Adels im Allgemeinen nachlässiger als die der französischen und leichtfertiger als die des hohen Adels unseres eigenen Vaterlandes wären.

Was die französischen Zeitungen über den Sittenverfall der höheren Stände unter Bezugnahme auf die Affisenverhandlungen aus der letzten Zeit des französischen Königthums gebracht, möchte für den Gegenbeweis vollkommen ausreichend sein! — Der schönste Platz im Park von Belgrove ist unfreitag eine Erhöhung, die man in westlicher Richtung vom Herrenhause, die Schweizelei links lassend, auf einem durch blumige Wiesenründe führenden breiten Kiesweg erreicht. Dort breitet, unbehindert durch andere Bäume, eine Jahrhunderte zählende kerngesunde Eiche, fast zirkelrund wie der Kastanienbaum dei centi cavalli am Aetna, seine schattenden Aeste gleich einem Schirmdach über den grünen Rasen. Wie dies überall in England der Fall, so wurde auch diesem uralten Veteranen von der Familie eine besondere Verehrung gezollt. Ich konnte nicht umhin, dabei an die Druidenhaine unserer Altvordern zu denken, und wie unsere germanischen Wälder, aus denen die Stammväter des englischen Volkes einst zur Begründung ihres neuen Reiches an die britischen Küsten hinüberzogen, jetzt so schonungslos der lictenden Art der Industrie anheimzufallen, so daß mitunter selbst alte Parkanlagen auf den Grundstücken adeliger Gutsbesitzer nicht verschont werden, wenn es gilt, Spiritus- und Zuckerrfabriken zu erbauen oder in höheren Betrieb zu setzen. Das alte jetzt mehr wie früher bei uns gehörte Sprichwort: „Die Zeiten verändern sich“, wacht in dieser Hinsicht auf dem englischen Boden eine rühmliche Ausnahme, und deshalb „Achtung und Ehre der britischen Pairie! dem hohen Adel von England!“

Vom Fuße dieses Königs der Bäume kann man viele Meilen weit den Kanal übersehen, der fast ununterbrochen mit flaggenden und salutirenden Kriegsschiffen und Handelsfahrzeugen der verschiedensten Nationen bedeckt ist. Die großartige Bewegung im Kanale gibt den eigentlichen Maßstab für Britanniens Seemacht und für des Inselreiches ausgebreiteten Handel. Hat man außerdem in den ost- und westindischen Dock's (Häfen) von London und in Portsmouth oder Chatam, die zur Ausrüstung der Handels- und Kriegsflotten erforderlichen, sich nie erschöpfenden Materialien gesehen, dann fällt es schwer, den Gedanken zu fassen, daß auch für England dereinst die Zeit des Aufhörens seiner fast zweihundert Jahre behaupteten Seehegrrschaft eintreten könnte! —

Der Platz unter der Eiche war bald mein Lieblingsort im Park geworden, und ich brachte manche schöne Morgenstunden dort zu, ehe der Schall der Glocke

die Familie um den Frühstückstisch versammelte. Wenn ich dann im Hinblick auf die malerischen Küsten gegenüber, und auf das rege Seetreiben zwischen ihnen und dem herrlichen Gilande, auf dessen gastlichem Boden es mir so wohl war, durch den fernen Donner der an den Felsen sich brechenden Wogen aus meinen Betrachtungen geweckt wurde, stiegen auch wohl Erinnerungen an eine lange entschwundene Zeit in mir auf. Lebendig, als lägen nur wenige Tage dazwischen, traten die großen Weltereignisse vor meine Seele, welche Tausenden meiner deutschen Landsleute, die gleich mir durch die Zwingherrschaft aus dem Vaterlande verbannt waren, Veranlassunggaben, für die Freiheit der Völker im europäischen Süden zu kämpfen, welche dieselbe feindliche Macht auch schon ihrem eisernen Scepter unterworfen hatte. Damals wurde diese Meerenge nicht leer von zahlreichen Flotten, welche den oft stark gelichteten Heeren Spaniens und Portugal's Verstärkung zuführten, und von Schiffen, die franke und verstümmelte Krieger heimwärts führten, bis der zweite Pariser Frieden dem zehnjährigen Kriege ein Ziel steckte, welcher so manchen friedlichen Bürger um Hab und Gut gebracht, und so zahllose Menschenleben auf den Schlachtfeldern hinweggerafft hatte.

Aber die Erinnerungen aus jenen schroffen Zeiten, die in ihren Fluthen und Ebben jeden Aufschwung im geistigen Leben wie jeden Fortschritt im Gemeinwohl der Völker hemmend in den Weg traten, wurden ebenso schnell als sie entstanden, wieder zurückgebrängt, bei einem neuen Hinblick auf die heiteren Bilder der Gegenwart, die stündlich wechselnd hier vor meinen schwelgenden Augen sich entfalteten.

Es war an einem stillen Abend, einem der letzten, der mir auf dem lieblichen Gilande zu weilen noch vergönnt war, als ich mit einigen Herren von der Jagd auf Fasänen zurückkehrte. Die Sonne vergoldete mit ihren letzten Strahlen wie die Wipfel der schönen alten Bäume auch die den Kanal durchziehenden Gewässer, und ein lauer, an den Süden gemahnender Hauch durchströmte die Luft. Ich verkürzte meine Schritte, bis ich unbemerkt von meinen Begleitern meinen Sitz unter der alten Eiche erreicht hatte, um mich noch einmal ganz ungestört des prachtvollen Anblickes zu erfreuen.

Als nun die kleinen krausen Wellchen so glitzerten und hüpfen und die Schiffe von nah und fern mit den wehenden Wimpeln sich neckend begrüßten, dazwischen zahllose Dampfer hin und wieder schossen mit den wallenden Rauchschwefeln und längs der Küste, von einem rosigem Schein übergossen, Segelboote ihre fröhlichen Passagiere zum Lande brachten, hier ein Trupp heimkehrender Feldarbeiter, die von rosigem Kindern an der Schwelle der schmucken Häuschen jubelnd begrüßt wurden, dort blöckende Heerden sich drängend zum Stall eilten, da stand vor meinen entzückten Blicken ein großes Bild von einem wahren beglückenden Frieden, wie ich es in so ergreifender Zusammenstellung noch niemals glaubte gesehen zu haben. Ja so und nicht anders, dachte ich, müßte der Maler die einzelnen Theile zusammenfassen und zusammengruppiren, der sich die Darstellung des Völkerfriedens zur Aufgabe gestellt hätte. Hier sah man sie alle, vom größten bis zum kleinsten, vereint, die Grundbedingungen sowie Kennzeichen des Friedens, wie er den Menschen zum rechten Segen gereicht, für den sie rastlos schaffen durch Handel und Wandel und Heben der Gewerbe, den sie erklären durch Wissenschaft und Kunst, und zu dessen dauernder Erhaltung sie sich immer enger in Eintracht als eine große Familie aneinander schließen wollen.

Die Sonne war hinab und die Feierabendglocken der nahen Weiler klangen harmonisch durch den Wald, als ich den Hauptweg zur Villa erreichte. Nicht ohne Wehmuth konnte ich der Möglichkeit gedenken, daß die Eroberungssucht oder der Ehrgeiz irgend eines der Gewaltigen dieser Erde durch ein einziges Wort aller der Glückseligkeit ein rasches Ende machen, den Fortschritt hemmen, und die aus dem vierzigjährigen Frieden hervorgegangenen schönen Bauwerke durch die Brandfackel des Krieges in Schutt und Trümmer verwandeln könne.

Wie immer theilte ich auch an diesem Abend Sir Henry Blayford, meinem ehelichen Gastsfreunde, die Gedanken mit, zu denen mich die Schau von der Sächsen-eiche in der letzten Tagesstunde veranlaßt hatte. „D!“ — sagte er lächelnd — „ich glaube, bei uns in England denken die Menschen weit mehr wie in irgend einem anderen europäischen Lande daran, daß es besser sei, das gute Eisen zu Sichel, Ackergeräthen und Maschinen zu verwenden, als Schwerter und Musketen daraus zu schmieden. So denkt auch unsere allergnädigste Königin Victoria. Möge es ihrer Weisheit und Herzensgüte gelingen, daß dieser heißer als je zuvor von der Menschheit ersehnte Zeitpunkt mehr in die Nähe gerückt wird. Und jetzt, meine Herren, bitte ich Sie Ihre Gläser zu füllen. Gewiß werden Sie alle aus vollem Herzen in die Gesundheit mit mir einstimmen: „Es lebe die Königin! Drei Hochs für Ihre Majestät die Königin Victoria von England!“ — Mit aufrichtiger Begeisterung wurde die Gesundheit von der Tischgesellschaft wiederholt. Die schöne Hymne „Gott segne die Königin“, welche stehend von allen Anwesenden gesungen wurde, klang so feierlich durch die gewölbte Halle, daß man ein frommes Lied in einem Gotteshause zu hören vermeinte. Man muß aber das Lied in England selbst gehört haben, wenn es bei irgend einer Gelegenheit vom Volke mit entblößtem Haupte gesungen wird, um danach das tiefe Gefühl der Andacht zu ermessen, mit dem es Glück und Segen für seine Regenten vom Regierer des Weltalls erfleht. In solcher Feier ist nichts gekünsteltes, nichts gemachtes, so wenig als in der Andacht, mit welcher die Prinzen vom königlichen Hause stehenden Fußes und entblößten Hauptes, dem Volke zu Ehren, in das schöne Lied „Britania rules the waves“ — England beherrscht die Wogen — mit königlich patriotischen Herzen laut und volltönend einstimmen.

Jahre hintereinander hatte ich bei meinem früheren Aufenthalt in England mit allen Schichten der Gesellschaft in näherem Verkehr gestanden. Bei meinem letzten Aufenthalt auf der Insel Wight, in London und in der Grafschaft Kent fand ich wenig in Volksitten und Gebräuchen geändert. Das Festhalten an vielen derselben, wie sie schon unter der Königin Elisabeth stattfanden, erstreckt sich noch heute bis in die Wohnung der Königin und ihrer Familie, selbst den riesigen Plumbudding und den centnerschweren Döfenbraten nicht ausgeschlossen, Landesgerichte, die an gewissen Tagen der Tafel zur besonderen Zierde gereichen. Die Engländer halten daran fest mit derselben Fähigkeit, als an den Gesetzen und an der Verfassung, wodurch wie die königlichen, unverbrüchlich auch die Volksrechte bestimmt und geschützt sind. Daher rührt die Unwandelbarkeit des britischen Nationalcharakters, den man oft fälschlich bei uns für Stolz auslegt. Gewiß aber hat ein Volk wohl gerechte Ursache, auf Einrichtungen stolz zu sein, die jedem Briten ohne Unterschied, ob zu Hause oder im weit entferntesten Auslande den Schutz der Nation sichern.

Besonderes Augenmerk hat die Königin auf Erhaltung und würdige Herstellung alter Kirchen und Dome gerichtet, deren kein christliches Land im Verhältnis zu England eine so große Zahl und von so vollendeter Bauart aufzuweisen hat. Der Dom von Winchester, ein uralter kirchlicher Bau, der ohne Zuthun unverständlicher Schnörkel und das Auge oft verwirrender Zierrathen, in einer einfachen Erhabenheit von dem hohen und reinen, den Begründern des Christenthumes vorschwebenden Ideal Zeugniß gibt, verdankt der fern von aller Schwärmerei christlichen Königin manche der in der Neuzeit im Inneren vorgenommenen Restaurierungen, bei denen nur das Vorhandene zum Muster diente. So verdanken auch viele Landkirchen, deren hohes Alter den Beschauer mit einer Ehrfurcht erfüllt, wie etwa der Anblick eines Greises, dessen mit Silberhaar bedeckte tiefgefurchte Stirn auf das hohe Alter deutet, das er in Zucht und Ehren erreicht hat — eine dem Bedürfnis entsprechende Erweiterung.

Manche von ihnen noch fast so klein, wie es die ersten in den Grafschaften sich bildenden christlichen Gemeinden waren, konnten schon seit vielen Jahren nicht mehr die im steten Wachsen begriffenen Landgemeinden und die sich mit

ihnen zugleich mehrenden gutsherrlichen Familien der Nachbarschaft fassen. Man ließ es sich gern gefallen, daß zwei und dreimal des Sonntags Gottesdienst darin gehalten wurde; doch hätte Niemand gewagt, Hand an diese steinfesten Gebäude zu legen, von denen nicht wenige noch Zeugen vom ersten Entstehen der christlichen Lehre gewesen waren, bis die Königin, und ihrem Beispiele folgend, viele Große des Landes, den Ausweg zur Erweiterung dieser Kirchlein in gothischem Baustyl gefunden haben, ohne den alten Theil zu verletzen. Wenige andere europäische Länder haben so wie England durch seine einfachen Dorfkirchen mit dem stillen Friedhofe daneben, auf dem die Todten eng versammelt unter dem Schatten nur einzelner, aber viele Jahrhunderte alter Bäume ruhen, Dichtern und Malern so viele Veranlassung gegeben, ihren durch den Besuch derselben erzeugten Gefühlen durch Wort und Farben Ausdruck zu verleihen. Wie Flitterstaat erscheint dagegen recht oft die jetzige Ausstattung mancher deutschen, zumal städtischen Friedhöfe, die wohl an vieles andere, aber nur sehr wenig an die Vergänglichkeit alles irdischen Glanzes und in den seltensten Fällen an den weisen Spruch des alten Königs Salomo erinnern, daß alles nur eitel ist auf dieser Welt!

Gleich den Ruinen einzelner Klöster, die schon in einer frühen Zeit eingegangen waren, sobald sie ihren Zweck erfüllt hatten, Verlassenen und Verfolgten ein Asyl gegen den raubsüchtigen Abel zu gewähren, oder als Pflanzschule der Wissenschaften zu dienen, deuten die vielen herrlichen alten Kirchen in England auf die frühe Gottesdurchdrungenheit der Bewohner eines Landes, aus dem Winfried und seine zahlreichen Jünger hervorgingen, um, erfüllt von ihrem hohen Berufe, die christliche Lehre im Norden von Europa, besonders in Deutschland zu verbreiten, nicht achtend der Gefahren, die jeden ihrer Schritte bedrohten.

Haben wir in der neuesten Zeit wiederum so deutlich erkannt, daß männlicher Ernst mit christlicher Demuth gepaart, wie es, soll sie fruchtbringend sein, jegliche Bekehrung von lang gehegten Irrthümern erheischt, daß Vertrauen schenken um Vertrauen zu gewinnen, des von den englischen und deutschen Missionären unternommenen Werkes — die wilden Volksstämme in Afrika, in Asien und Australien der christlichen Lehre zugänglich zu machen — Hauptgrundlage ist — dann wird es uns auch nicht schwer fallen, die Ursachen der großen Erfolge zu erkennen, welche von den ersten zur Verbreitung des Christenthums von England nach Deutschland ausgegangenen Missionären errungen wurden. Ihnen schwebte aber damals auch noch anderes, ungleich höheres und reineres vor, als den späteren Aposteln, die sinnlich schwärmend, aus den griechisch bekuppelten Basiliken oder aus den römischen südbustenden Tempeln hervorgingen, — die einen, um im Geiste ihrer Patriarchen, die anderen im Interesse habfüchtiger, nach Gewalt und Herrschaft strebender Päpste, eine dem eben gesundenden menschlichen Verstande widerstrebende neue Götterlehre über Europa zu verbreiten.

Wahrhaft religiöser Sinn, frei von äußerem Schein, die daraus hervorgehende Liebe für schöne Häuslichkeit und für alle das Leben veredelnde Wissenschaften und Künste sind die Tugenden, welche die Schritte und Maßnahmen der Königin Victoria von den ersten Tagen ihrer Regierungszeit bis zur Neuzeit als die einer treuen Landesmutter bezeichnen und der hohen Frau die Liebe und Anhänglichkeit des Volkes im höchsten Grade erworben haben. Diese glückliche Uebereinstimmung wurde während eines fast hundertjährigen Zeitraumes in England vermist, da das Volk aus manchen inneren und äußeren Gründen mit der königlichen Familie nur wenig Gelegenheit hatte übereinzustimmen.

Erst mit der Vermählung Wilhelm IV. mit der ebenso geistreichen als liebenswürdigen Prinzessin Adelheid von Sachsen-Meiningen, des Herzogs von Kent — Vater der jetzigen Königin — mit einer Prinzessin von Sachsen-Coburg und der glücklichen Wahl, welche die Königin in ihrer Verbindung mit dem Prinzen Albert von Sachsen-Coburg getroffen hat, scheint auch das sächsische Element — wir glauben sagen zu dürfen — wieder zur höheren Geltung im Britenlande ge-



Lith. Anst. von F. Kilmischer Frankfurt 94

30. Stoll Ein Unglückstag der Stadt Mainz.

langt zu sein. Man gewahrt es am Hofe und in den Haushaltungen der Großen des Landes; aber man erkennt es auch in der seit 10 Jahren sorgfältiger wie früher gepflegten deutschen Literatur. Die größere Empfänglichkeit für unsere reiche Sprache stellt sich ganz besonders in den vielen, theils im Grundtext, theils in guten Uebersetzungen in den höheren öffentlichen und Privatlehranstalten eingeführten Schulbüchern heraus. Alles was ich der Art gesehen, war gefunden Inhaltes und die Bücher der Orte wohl werth, wo sie mir zu Gesicht kamen.

Ein Unglückstag der Stadt Mainz.

Von S. W. Stoll.

Mit einer Abbildung.

Der 28. October 1462 war einer der verhängnißvollsten Tage in der Geschichte der Stadt Mainz. Damals stritten zwei durch ihre Persönlichkeit wie durch ihre Abstammung und verwandtschaftlichen Verbindungen bedeutende Männer mit den Waffen um den Besitz des Mainzer Erzbisthums, Diether oder Diether von Isenburg und Adolph II. von Nassau. Diether von Isenburg, ein kühner ritterlicher Mann von edlem, offenem und freimüthigem Charakter, war im Jahr 1459 von den Domherren in rechter Weise gewählt und von dem Papste und dem Kaiser in seiner Würde bestätigt worden; da er aber, begeistert für die Größe seiner Nation und für die Freiheit der deutschen Kirche, den anmaßenden Bestrebungen des durch seinen Geist wie durch seine Herrschsucht bekannten Papstes Pius II. (Aeneas Sylvio Piccolomini), welche auf unbedingte Unterordnung der deutschen Kirche unter den römischen Stuhl gerichtet waren, mit beharrlicher Entschiedenheit entgegentrat, so entsetzte ihn dieser seines Amtes und belegte ihn und seine Anhänger mit dem Bann im Jahr 1461. Als Nachfolger bestimmte er ihm den bisherigen Domherrn Adolph Grafen von Nassau, der auch bei der Wahl im Jahr 1459 schon eine bedeutende Partei für sich gehabt hatte, einen gelehrten, schlauen und gewandten Mann, der durch seine Entschiedenheit, seinen Ehrgeiz und seine mächtigen Verbindungen der geeignetste schien, den Nebenbuhler aus dem Besitze seiner Würde zu verdrängen.

Der mannhafte Diether war übrigens nicht gewillt, seinem Gegner ohne Weiteres das Feld zu räumen. Er suchte sich mächtige und tapfere Bundesgenossen, unter denen der Kurfürst von der Pfalz, Friedrich der Siegreiche, und Philipp Graf von Katzenellenbogen als die bedeutendsten zu nennen sind. Adolph von Nassau dagegen gewann eine nicht minder mächtige Bundesgenossenschaft an den beiden Feinden Friedrichs von der Pfalz, dem Markgrafen Karl von Baden und dem Grafen Ulrich von Württemberg, an seinem Bruder Johann von Nassau, dem Herzog Ludwig von Beldenz dem Grafen Eberhard von Eppstein-Königstein und gegen zwanzig andere Fürsten, Grafen und Herren. Auch die Rheingauer, welche zum Erzkönig Mainz gehörten, stellten sich auf seine Seite, während Mainz, die freie Reichsstadt, sich nach längerem Schwanken für den Isenburger erklärte.

So entbrannte denn ein trauriger verwüstender Krieg in den Ländern am Rhein, der längere Zeit ohne alle Entscheidung blieb, bis im Juni 1462 Friedrich der Siegreiche und Diether die Anhänger des Nassauers, Karl von Baden, Ulrich von Württemberg und den Bischof von Metz, bei Seckenhcim unweit Heidelberg schwer auf's Haupt schlugen. Die Sache Adolphs schien verloren. Die Mainzer erhoben lauten Jubel bei der Nachricht von dem Siege; unter dem Geläute der Glocken, bei feierlichem Gottesdienste in den Kirchen und glänzenden Prozessionen durch die Straßen überließ man sich der frohen Hoffnung, daß die Segnungen des Friedens nun bald wieder über die Stadt und das schöne Land umher sich verbreiten würden. Man täuschte sich schwer.

Adolph von Nassau sah ein, daß er nur durch rasches Handeln den Unfall

von Seckenheim wieder gut machen und sich behaupten könne. Von dem tapferen kriegerischen Geiste seines Geschlechtes beseelt, sann er auf einen Plan, wie er durch einen kühnen unerwarteten Schlag alle Vortheile seiner Gegner auf einmal zu nichte mache und zugleich Rache nehme an den ihm feindseligen Bürgern von Mainz. Er beschloß, seine Hauptfeinde, Diether, Friedrich den Siegreichen und Philipp von Kapellenbogen unter dem Scheine friedlicher Absichten in die Stadt Mainz zu locken, dann die Stadt selbst zu überfallen, seine Gegner zu fangen und die unbotmäßige Stadt zu bestrafen. Dieterich und Philipp gingen in die Falle, Friedrich ließ sich warnen und blieb daheim.

Der Ueberfall der Stadt ward durch Verrath eingeleitet. Herzog Ludwig von Beldenz hatte unter seinen Leuten einen Keisigen, Heinze von Herheim, welcher mit einer Mainzerin, Schwester des Rechenmeisters Sternberger, verheirathet war und sich oft in die Stadt schlich, um Tage und Wochen lang daselbst bei seinem Weibe zu sein. Durch diesen Mann knüpfte man Unterhandlungen mit seinen Verwandten an, die, durch Geldgier gelockt, sich willig zum Verrathe fanden und noch andre Bürger ins Geheimniß zogen. So bildete sich eine Verschwörung von mehreren hundert Bürgern, die ihre Vaterstadt in die Hände der nassauischen Truppen zu liefern bereit waren, an ihrer Spitze der Rechenmeister Sternberger und der Bürgermeister Dudo.

Die Nacht vom 27. auf den 28. October ward zur Unternehmung festgesetzt. An der Seite des Gauthores, wo tiefe Gräben, hohe Wälle und dicke Mauern, sowie drei Pforten hintereinander den Zugang am schwierigsten machten und eine geringere Wachsamkeit der Bürger erwartet wurde, sollten die Verschworenen für diese Nacht die Wache übernehmen und die heranrückenden nassauischen Krieger heimlich in die Stadt lassen. Adolph hatte sich auf seine Burg zu Etzwill begeben, um dort den Ausgang des Wagensüdes abzuwarten.

Die Nassauischen, geführt von Herzog Ludwig von Beldenz, Graf Alwig von Sulz und Eberhard von Königstein, 1600 Reiter und 3400 Mann Fußvolk, rückten vom Rheingau herauf in die Nähe der Stadt. Ein Theil blieb auf der rechten Seite des Flusses, die Uebrigen zogen gegen Mitternacht über den Linsenberg durch das Gartenfeld dem Gauthore zu und vertheilten sich zwischen diesem und dem Altmünsterthore. Ungefähr 500 Mann stiegen zuerst über Gräben, Zwinger und Wälle und bahnten sich durch das Gestrüpp einen Weg. Um 4 Uhr Morgens standen sie an der Stadtmauer. Schon hatten sie die Leitern angelegt und waren im Begriff hinaufzusteigen, als sich ihnen ein plötzliches Hinderniß zeigte. Oben auf der Mauer sahen sie ein lebendiges Wesen, das sich von Zeit zu Zeit bewegte; doch konnten sie in der Dunkelheit nicht erkennen, was es war. War es eine Wache? und war der ganze Anschlag verrathen? Ueber eine Stunde stand man harrend in Unthätigkeit; da flog die gefürchtete Erscheinung davon. Es war eine große Eule, die bei dem Geräusche von Zeit zu Zeit ihre weiten Flügel ausgebreitet hatte. Jetzt rückte man rasch vorwärts; der erste, der in die Weinberge zwischen Mauern und Stadt vordrang, war Junker Hans von Schwalbach. Die Uebrigen folgten muthig nach. Die Verschworenen standen in der Stadt auf der Lauer und führten die Herannahenden triumphirend durch das erste Thor; der Bürgermeister Dudo war im Besitz des Thorschlüssels. Rasch wurde auch das zweite und das dritte Thor gesprengt, und nun drang die bewaffnete Masse, Fußvolk und Reiter, in die Stadt, zur Sicherheit stets Wagen und Karren vor sich herschiebend.

Die Wächter an den Thoren waren zum Theil mit leichter Mühe entwaffnet worden, zum Theil aber entsprangen sie und riefen, durch die Straßen eilend, ihre schlummernden Mitbürger zu den Waffen. Die Sturmglocken ertönen, Lärm- signale und wildes Kriegsgeschrei hallt durch die dunkeln Straßen, die Bürger, aus sorglosem Schlafe auftaumelnd, wappnen sich, sammeln sich, suchen ihre Hauptleute und ziehen in einzelnen Rotten die Gaugasse hinauf der Gefahr entgegen, welche die schauerlich dunkle Nacht ihnen noch verhüllt. Da leuchtet

plötzlich — ein Signal für die noch am Rheine stehenden Nassauer — das Judenhaus in hellen Flammen und zeigt den erschreckten Bürgern die blinkenden Waffen des in die Stadt eingedrungenen Feindes. Mit wider Wuth wirft man sich ihm entgegen, Rotten kämpfen gegen Rotten, Einzelne mit Einzelnen, stets neue Schaaren strömen von beiden Seiten herzu, der Kampf wälzt sich tobend durch die engen Straßen.

Endlich bricht der trübe Morgen an. Die Mainzer sehen die Massen ihrer trotzigen kriegsgeübten Feinde, die nach Blut und Beute dürsten, und verzweifeln an ihrer Rettung; aber die Verzweiflung gibt ihnen Kraft und Muth, und sie kämpfen ohne Unterbrechung im blutigen Gebränge bis zum Mittag. Zweimal haben sie bereits den Feind bis zum Gauthor zurückgeworfen, jetzt aber treibt die Uebermacht des Feindes sie wieder vom Thore zurück nach dem Johanniterhaus und von da in die Augustinergasse hinab. Alles scheint verloren; schon jubelt der Feind im Siegesübermuth, da kommt plötzlich Hülfe durch das Filzbacher Thor. Kurfürst Dietrich und Philipp von Katzenellenbogen, welche, wie oben gesagt, von Adolph in die Stadt gelockt worden waren, hatten sich in der Nacht bei dem ersten Lärm mit Stricken über die Mauer herabgelassen und waren in einem Fischerfahn über den Rhein geflüchtet, um den Thoren in der Stadt sobald wie möglich Hülfe zuzusenden. Jetzt kam ein Haufe von 100 Fußgängern und 300 Reitern, die Diether in Eile zusammengebracht hatte, den schon fast erliegenden Städtern zu Hülfe und ermutigte sie zu neuem Standhalten. Zum drittenmal wurden die Nassauer bis zum Gauthore zurückgebrängt und waren schon im Begriff die Stadt zu verlassen, als ein anderer Theil derselben am Münsterthore eindrang und die Häuser bei der Predigerkirche, in der Schustergasse und auf dem Fischmarkt in Brand steckte.

Sobald die kämpfenden Bürger das Feuer in ihrem Rücken sahen, welches sich schnell über einen großen Theil der eng zusammenhängenden Häuser verbreitete, da kamen Schrecken, Furcht und Verwirrung über sie, und viele verließen die Reihen, um im eignen Hause Frauen und Kinder und Güter zu retten. Nun, als in der Vertheidigung keine Einheit mehr war, hatten die Nassauer gewonnenes Spiel. Eine grenzenlose Verwirrung herrschte in der brennenden Stadt, als die zweite Nacht hernieder sank. Die Bürger lagen haufenweise erschlagen auf den Straßen und in den Höfen, unter ihnen der Feldhauptmann der Stadt, Fuß oder Faust, ein Verwandter des bekannten Miterfinders der Buchdruckerkunst; ein kleiner Theil nur leistete noch schwachen verzweifelten Widerstand. Diese forderten endlich der Herzog von Beldenz und der Graf von Königstein auf sich zu ergeben, sonst würden sie bis auf den letzten Mann erschlagen und die Stadt von Grund aus zerstört. Als die Unglücklichen nach den Bedingungen fragten und um Schonung ihrer Häuser und Güter baten, erklärte ihnen der Herzog: „Nichts ist mehr euer, als euer Leben.“ Diese harte Antwort brach ihren Muth; sie warfen die Waffen weg und ergaben sich auf Gnade und Ungnade.

Thore, Thürme und Mauern waren noch von Bürgerwachen besetzt. Diese hatten Anfangs vor, sich auf ihren Posten zu behaupten. Als die Fürsten und die sie begleitenden verrätherischen Bürger sie zu schleuniger Uebergabe und Unterwerfung unter den Erzbischof Adolph aufforderten, wenn sie ihr Leben retten wollten, da weigerten sie sich des mit trotzigem Muth; da sie aber erfuhren, daß ihr waderer Hauptmann Faust gefallen, daß mehr als 500 ihrer Mitbürger erschlagen, daß die Pfälzischen Reiter abgezogen seien, da ergaben sie sich in ihr Geschick und überlieferten dem Feinde Thor, Thurm und Mauer.

So war jetzt die Stadt vollends in den Händen der Nassauischen, welche unter lautem Schall der Trompeten und Pauken in ausgelassenster Freude ihren Sieg feierten. Im Innern der Häuser aber herrschte das Entsetzen, Jammer und Todesangst. Ueber 500 Bürger waren gefallen, unter ihnen viele Männer aus edlen Geschlechtern, Rathsverwandte und Patrizier. Sämmtliche Gebäude um

die Predigerkirche, die Kirche selbst mit dem dazu gehörigen Kloster, die Schuster-
gasse auf beiden Seiten, die Hälfte des Marktplazes, der berühmte Gasthof zum
Spiegel, über 140 Häuser lagen in Asche.

Tags darauf kam Adolph von Eltwill heraufgeritten und zog als Sieger
in die Stadt ein. Er befahl dem Magistrat, sämmtliche Bürger unter Androhung
der Todesstrafe Nachmittags auf dem Thiermarke zu versammeln. Als der Erz-
bischof, von seinen Rheingauer- und Schweizertruppen begleitet, auf dem Blase
erschien, ließ er zuerst die, welchen er als seinen Freunden und Anhängern
Sicherheit zugesagt, aus dem Haufen hervortreten — es waren ihrer 300 —
dann verkündete er der übrigen, von seinen Söldnern umringten Bürgerschaft
ihr Urtheil. Als Treulose, Meineidige und Empörer, als Anhänger des abgesetzten
und gebannten Diether, als Verächter des Kaisers und des Papstes hätten sie
alle das Leben verwirkt, und diese Strafe würde sie treffen, wenn ihn nach ihrem
Blute gelüstete. Er wolle jedoch Gnade für Recht ergehen lassen und verweise
nur die Anführer der Empörung aus der Stadt bis zu einem zu erwartenden
Richterspruch des Papstes und des Kaisers. Die Freibriefe und Privilegien der
Stadt wurden verbrannt, und die ganze Gemeinde mußte ihm als ihrem Herrn
und Fürsten huldigen. Die Häuser und Güter der Verbannten wurden der
Blünderung preisgegeben, die Schätze und Waaren, die in dem Kaufhause auf-
gespeichert lagen, wurden unter die Hauptleute vertheilt.

So verlor das goldene Mainz, diese durch Gewerbs- und Kunstfleiß blühende,
durch Gesinnung und Bildung ihrer Bürger ausgezeichnete Stadt ihre Freiheit
und Reichsunmittelbarkeit. Auch als nach Adolph's Tode (1475) Diether auf
des Verstorbenen Empfehlung wieder in die erzbischöfliche Würde eingesetzt wurde,
gab dieser der Stadt ihre früheren Rechte und ihre Freiheit nicht wieder; sie
blieb von nun an in der Botmäßigkeit der in ihr residirenden Erzbischöfe. Lange
bluteten die Wunden, die der Schlag vom 28. October 1462 ihrem Wohlstande,
ihrem Handel und Verkehr geschlagen hatte, und obgleich Adolph sowie manche
seiner Nachfolger sich eifrig bemühten, durch Schutzbriefe und Privilegien für
Personen und Güter, durch Begünstigungen der Gewerbtreibenden von allerlei
Art den Schaden wieder gut zu machen; die Stadt hat sich nie wieder zu der
alten Größe und dem früheren Glanze zu erheben vermocht. Mit der Freiheit
war dieser Königin am Rheine die Krone vom Haupt gefallen.

Eine wunderbare Fügung der Vorsehung war es, daß aus dem oben erzähl-
ten Ereigniß, welches die Bürger einer blühenden Stadt in so großes Unheil
brachte, die segensreichen Folgen für die gesammte Menschheit erwachsen. Die
beiden Buchdruckerwerkstätten nämlich, welche der Erfinder der Buchdruckerkunst,
der Mainzer Bürger Johann Gensfleisch, genannt Gutenberg, und sein Geschäfts-
genosse, der reiche Goldschmied Faust, zu Mainz gegründet hatten,
wurden bei der Einnahme der Stadt zerstört, und die Arbeiter in denselben,
welche bisher durch schwere Eide zur Geheimhaltung der Kunst verpflichtet ge-
wesen waren, zerstreuten sich nach verschiedenen Ländern, wo sie dann, sich ihres
Eides für entbunden erachtend, neue Werkstätten gründeten, so daß die neue
Kunst mit ihrer den Geist entfesselnden Macht nun bald sich über ganz Europa
verbreitete.

Die Bonin-Inseln.

Von Dr. G. Hartwig.

Auf seinen Fahrten durch den weiten Ocean ein ganz unerwartetes Para-
dies zu finden; die üppigste, noch von keinem Seefahrer beschriebene Waldinsel
von romantischen Fessengestaden umschlossen — und zwar nicht im Fluge sie zu
beschauen, sondern bei längerem Verweilen das liebliche Bild recht tief in die
Seele aufzunehmen — welch' seltenes Glück für einen Naturfreund und Künstler!

Eine solche beneidenswerthe Günst des Schicksals ward Herrn von Kittlig, dem Begleiter des russischen Weltumseglers Lütke zu Theil, als er im nordwestlichen großen Ocean zwischen den Marionen und Japan, früh Morgens am ersten Mai 1828 die Bonin's Inseln erblickte, deren Aufsuchen und nähere geographische Bestimmung mit zu den Aufgaben der Expedition gehörten. Ein schöner Mai- und Morgenruth, lieber Leser, wie uns schwerlich ein ähnlicher je wird zu Theil werden!

Es waren vier aus steilen Gebirgsmassen bestehende Gruppen, deren einzelne Inseln so nahe bei einander lagen, daß man sie von weitem schwer zu zählen vermochte. Man steuerte auf die zunächst liegende zu, die mit Ausnahme der nackten Felsen des Ufers überall schön bewaldet erschien, und folgte der westlichen Küste in voller Arbeit sie geographisch aufzunehmen. Während die ganze Aufmerksamkeit der auf diese Weise beschäftigten Seefahrer auf die zahlreichen Berggipfel und Vorsprünge gerichtet war, zog Herrn von Kittlig die Betrachtung des schönen Waldwuchses ganz besonders an, und so kam es, daß er eine dünne Rauchsäule, die auf einem von dahinterliegenden Höhen weit überragten Vorgebirge aus den Laubmassen emporstieg, eben noch wahrnahm, als das Schiff schon im Begriff stand, daran vorüberzusegeln.

Eine Rauchsäule! was laß denn so seltsames, unerwartetes in dieser für uns so alltäglichen Erscheinung? weshalb richtete Lütke sein Fernrohr auf den Punkt? und weshalb schickte er sofort ein Boot mit Lebensmitteln ab, als er eine kleine englische Flagge neben dem Feuer wehen sah? Er wußte, daß sämtliche Inseln unbewohnt waren; es konnten daher nur Schiffbrüchige sein, die vielleicht einer schleunigen Hülfe bedurften, und trotz der beträchtlichen Entfernung und der schon vorgerückten Tageszeit sollte ihnen geholfen werden noch ehe die Nacht sich senkte.

Kittlig schloß sich dieser menschenfreundlichen Nachenfahrt an, gewiß einer der interessantesten, die man sich denken kann, denn eine neue Welt lag vielversprechend vor ihm und mit jedem Ruderschlage entfaltete sich ein immer reizenderes Gemälde. Steile, wild zerrissene Felsen, in phantastischen Formen zerklüftet, und oft von natürlichen Tunnels durchbrochen, sprangen kühn ins Meer vor, und weiter hinein bedeckte die schroff ansteigenden Höhen eine prachtvolle Waldung, in der zahlreiche Palmen von zwei leicht zu unterscheidenden Arten den Ankommenen ihre Grüsse zuniften.

Natürlich steuerte das Boot grade nach der Rauchsäule hin, und als es dem Ufer so nahe gekommen war, daß dessen Felsenwände ihm die Aussicht auf jene benahmten, zeigte sich der Eingang einer tiefen schmalen Bucht, ganz umschlossen von senkrechten Basaltmauern, reich an Höhlen und Rissen, von Farbe theils gelblich grau, theils brandschwarz, doch oben und auf allen Vorsprüngen heiter verziert und behangen mit grünem Strauchwerk und schönblumigen Rankengewächsen.

Wie schade, daß diese reizende Scene uns so fern liegt! daß, um sie möglicher Weise zu sehen, wir uns entschließen müssen, Weltumsegler oder Walfischfänger zu werden! Bei einer aus kolossalen rundlichen Blöcken sehr aufragend zusammengesezten Felsenwand krümmte sich die schmale Durchfahrt nach Norden hin und bald darauf erschien eine kleine Bucht mit sandigen Ufern, deren Hintergrund mit Wald bewachsen war. Hier warteten schon am Strande zwei Männer von europäischer Gestalt, gekleidet wie englische Matrosen, aber barfuß, die durch Winke den Landungsplatz bezeichneten; sie hatten bei der Annäherung des Boots die Höhe verlassen. Wie staunte Kittlig, als der Ältere dieser Männer, dessen langer blonder Bart ihm ein stattliches patriarchalisches Ansehen gab, ihn deutsch anredete und sich sofort als einen Landsmann aus Willau zu erkennen gab, der aber schon seit dreißig Jahren dem Seemannsberuf unter englischer Flagge oblag. Dieser, man darf wohl sagen weit verschlagene Mann, und sein Begleiter, ein junger Norwege, gehörten zur Mannschaft des Walfängers Wil-

Liams, der etwa zwei Jahre früher in dieser selben Bucht während eines fürchterlichen Orkans von seinen Anker gerissen worden und an den benachbarten Felswänden im Innern der Bai gescheitert war. Damals rettete sich die ganze Mannschaft ans Land, ward aber bald nachher durch einen andern für das nämliche Haus fahrenden Walfänger an Bord genommen. Nur Wittrin und Petersen (so hießen die Beiden) entschlossen sich auf dem romantischen Eilande zu bleiben und dort bis zur abermaligen Rückkehr des Schiffes ein gemüthliches Robinsoneben zu führen. Sie hatten ungefähr ein Jahr in der Einsamkeit zugebracht, als Capitän Beechey die Bonin's Inseln besuchte und für England in Besitz nahm, eine Nachricht, die Lütke hier zuerst erfuhr, und die ihm nichts weniger als angenehm war, da der kleine Archipel auch für Rußland's Länderappetit recht gut gepaßt hätte.

Als im Herbst des nämlichen Jahres der erwartete Walfänger nicht kam die beiden abzuholen, auch kein anderer sich sehen ließ, erwachte bei den Einsiedlern die Besorgniß, man möchte sie ganz vergessen haben, auch fürchteten sie, daß der Hafen durch die Nachricht von jenem Schiffbruch in Verruf gekommen sei, und sie nun vielleicht verurtheilt sein möchten, ihr ganzes Leben auf Bonin zuzubringen. Zwar war der Aufenthalt auf der menschenleeren Insel höchst angenehm, doch schaubert unter allen Umständen der Mensch vor einer lebenslänglichen Trennung von den Menschen — und namentlich wenn der Tod den Einen weggraffe, ein wie trauriges Loos stand dann dem Ueberlebenden bevor! Daher die Spannung womit sie das große Schiff längs der Küste hatten vorbeisegeln sehen, ihr Eifer, es herbeizuwinken; die Freudenthe der sie das Boot empfangen!

Das ungefähr war der Inhalt des ersten lebhaften Gesprächs der Einsiedler mit den Fremden, die sie nun Arm in Arm nach ihrer Wohnung führten, um sie dort so gut als möglich zu bewirthen.

Unter prachtvoll aufstrebenden Bäumen, deren Kronen einander erst in beträchtlicher Höhe berührten, während weiter unten der auffallende Mangel an größeren Aesten einen ziemlich freien Durchblick zuließ, so daß das Ganze einer riesigen mit herrlichen Laubgewinden gezierten Säulenhalle glich, lag sehr anmuthig das kleine, aus den Trümmern des „Williams“ gezimmerte Haus, vor dem ein artig angelegter Ziehbrunnen, aus einer eingegrabenen Sonne bestehend, viel zu dem wohnlichen Ansehen der bescheidenen Ansiedelung beitrug.

Man hatte in menschenfreundlicher Absicht Lebensmittel mitgebracht, um Nothleidenden beizustehen, doch, angenehme Ueberraschung! man war selbst in den Schoos des Ueberflusses gerathen und statt mit mittelmäßigem Schiffsproviant Hungerigen zu helfen, sollte man mit dem schmachhaftesten Abendessen bewirthe werden. Denn von den mehr oder weniger zahmen Schweinen, welche die ländliche Scene belebten, ward sogleich von den freundlichen Wirthen eines der fettesten geschossen, sowie auch der wohl versorgte Taubenschlag zu einer reichlichen Mahlzeit gelichtet, der mehligten Kartoffeln und erfrischenden Wassermelonen nicht zu vergessen, welche der kleine Garten dazu hergab.

Doch während dieses alles kocht oder bratet, und die angenehmsten Düfte verbreitet, die ein hungriger Magen sich wünschen kann, benutzen wir die kurze Zeit, welche die am Bergesabhänge bereits steigenden Schatten des Abends uns noch gewähren, um einige Blicke auf die Umgebungen der artigen Robinsons-colonie zu werfen.

Die kleine mit den erwähnten hohen Bäumen und frisch grünendem Unterholz reich bewachsene überaus fruchtbare Fläche war in geringer Entfernung begrenzt von steilen waldbewachsenen Höhen, zwischen denen ein kleines Flüsschen oder Bächlein herabrieselte, denn erstere Benennung möchte wohl für den kristallinen Wasserfaden etwas zu anmaßend sein. Das Haus selbst lag in sehr geringer Entfernung vom Ufer des südlichen Theils der geräumigen Bai, welche Beechey Bort Lloyd genannt hat, und man sah vor der Thür desselben zwischen den Bäumen hindurch den steilen kegelförmigen Felsen, der den Haupteingang

in diese Ducht bezeichnet. Breitfronige Catappen; (*Terminalia Catappa*) Feigen- und Maulbeerbäume von 14 Fuß Umfang; der tahitische Lamann dessen sehr dauerhaftes Holz dem brasilianischen ähnlich, und besonders die *Hernandia ovigera* mit dickbuschigem, hellgelblich-grünem Laubwerk und feiner hellrotergelber Rinde zeichneten sich unter den höheren Gestalten des anmuthigen Wäldchens aus, während im Unterholz die Pflanzenformen der heißen Zone mit denen der nördlichen gemäßigten sich lieblich vermählten, denn dort sah man zierliche Fächerpalmen (*Corypha japonica*) neben schönen Hollundern stehen, im Wuchs unserem Attich auffallend ähnlich. An Vögeln zur Belebung des Haines fehlte es keineswegs; an Tauben, Drosseln und Raben, und großen, mit prächtigem Roth bezeichneten Kernbeißern, die unter allen bekannten Arten dieser zahlreichen Familie den stärksten Schnabel haben (*Fringilla Papa Kittlitzii*).

Nun aber lud das aufgetragene Abendessen zwar zu größeren, aber durchaus nicht zu verachtenden Genüssen ein — denn außer den bereits erwähnten schmackhaften Speisen dampften die vortrefflichsten Pfannkuchen der herbeigerufenen Gesellschaft entgegen. Sie bestanden aus den Eiern einer großen Seeschildkröte, dem feinen, wohlschmeckenden Fette dieses Thieres und gutem Weizenmehl, welches sich noch aus den geborgenen Vorräthen des „Williams“ vorfand. Ein aromatischer Thee aus den Blättern des hier häufig wachsenden Sassafras (*Laurus Sassafras*), an den sich die beiden Einsiedler sehr gewöhnt hatten, ward vorgesetzt und auch von den Gästen köstlich befunden. Wächten doch alle Verschlagene und Schiffbrüchige es so gut treffen wie unsere Freunde *Wittrin* und *Petersen*: besseres wünsch' ich keinem, und auch mir, wenigstens rüchlich der Küche, nicht!

Die Sorgfalt der guten Leute für ihre Gäste war so weit gegangen, daß sie, weil ihr Tischgeräth für alle nicht ausreichte, schnell einige Löffel aus Muschelhälften an Stielen von Fächerpalmenwedeln befestigt, improvisirten: so schön weiß ein Leben à la Robinson den Erfindungsgeist zu werden! Auch die innere Einrichtung der Hütte machte einen wohlthuenden Eindruck und zeugte von Ordnungssinn ihrer Bewohner. Das Hausgeräth, welches hauptsächlich aus Schiffsstöcken und den beiden Hängematten bestand, nahm sich ganz artig aus; auch bemerkte man einige von dem Schiffe gerettete Bücher, die namentlich in langen Winterabenden die Abgeschiedenheit versüßt hatten. Wie erfreulich ist doch die deutsche Bildung, die einem Jeden aus dem Volke solche Mittel, die Musikstunden durch Belehrung und Unterhaltung nützlich auszufüllen und zu erheitern, an die Hand gibt.

Guter *Wittrin*, wärst du ein Franzose oder gar ein Italiener gewesen, so ist zehn gegen eins zu wetten, es hätte jener Trost dir in der Einsamkeit gefehlt! Derselbe gute Genius, der den Einsiedlern so manches geschenkt, hatte auch für die zur Abendlectüre notwendige Beleuchtung gesorgt, denn wahrlich an Wallrath, womit das verunglückte Schiff größtentheils beladen war, fehlte es nicht. Nach der Zertrümmerung des Bracks waren nämlich sämtliche Fässer bald hier, bald da an's Land getrieben, und lagen mehr oder weniger zerbrochen mit ihrem alabasterweißen Inhalt überall in den dem Ufer benachbarten Wäldern umher.

Den größten Theil der Nacht vom 1. auf den 2. Mai brachte die heitere Gesellschaft unter den herrlichen Bäumen vor der Klause zu, der köstlichen Scene sich erfreuend, und Genüsse durch alle Sinne in sich aufnehmend, denn bald gesellte sich zur Lieblichkeit des Orts und des Klimas, bei völlig heiterem Himmel der Vollmondglanz in seiner ganzen stillen Pracht. Solche Stunden sind unvergleichlich und werfen einen Lichtschein durch's ganze Leben!

Herr v. *Kittlitz* benutzte diese magische Beleuchtung, um in Begleitung *Wittrin's* nach dem sandigen Ufer zu wandern, wo er eierlegende Schildkröten in ziemlicher Menge fand, denn er war gerade zur günstigen Jahreszeit angekommen, wo diese Thiere durch einen wunderbaren Instinct getrieben, die sandigen Ufer der abgelegenen Inseln zum Eierlegen aufsuchen. Er erfuhr von seinem Begleiter, daß sie sowohl auf dem Strande als auf den feuchten Stellen in

dessen unmittelbarer Nähe, den ganzen Sommer hindurch in Menge verweilten, um das Ausschlüpfen der Jungen abzuwarten, und' dann mit diesen im Herbst wieder das offene Meer suchten; einzeln aber auch dann und wann im Winter sich am Strande zeigten. Die Größe und Geräumigkeit der Löcher, welche diese Thiere in den Sand graben, ist staunenswerth. Ein solches unterirdisches Nest nimmt eine beträchtliche Menge von Eiern auf, die rasch nacheinander hineingelegt und dann sorgfältig wieder mit Sand bedeckt werden, bis die Ebene völlig wieder hergestellt ist. Hierdurch werden die Eier vollkommen gegen die lüsteren Raben geschützt, doch nicht gegen die aufwühlenden Schweine, die nicht minder auf ein solch' leckeres Mahl erpicht sind. Kein Nest ist vor ihrer Schnauze sicher und ihre Vermehrung (sie waren erst mit dem Williams auf die Insel gekommen) drohte der ganzen Schildkrötencolonie den Untergang. Es ist unberechenbar, welche Störungen und Umwälzungen in der ursprünglichen Thierwelt eines Ortes die Einführung eines neuen Thieres hervorbringen kann! So hat, um nur ein paar Beispiele anzuführen: der flügellose Kiwi der Ueberfiedelung des europäischen Hundes nach Neu-Seeland nicht widerstehen können, ebenso wenig wie der Kakapo, ein dortiger Kukul, der auf den niederen Zweigen zu nisten pflegte, den Angriffen unserer früher unbekanntten Katzen. Die wilden Völkersämme sind es nicht allein, die bei der Ankunft des weißen Mannes verwelken und hinsterven, auch seine Hausthiere bringen den freien Bewohnern der Wildniß Tod und Vernichtung.

Merkwürdig ist die Wehrlosigkeit jener großen Seeschildkröten, deren durchschnittliche Körperlänge wenig unter 5 Fuß beträgt, und die am Lande bei der Langsamkeit ihrer Bewegungen eine leichte Beute sind, obgleich sie schwimmend manchem Feinde mit großer Schnelligkeit entgehen. Zwei Menschen müssen gewöhnlich ihre Kräfte vereinen, um ein so schweres im Sande fortziehendes Thier umzuwälzen: einmal auf dem Rücken liegend, kann es sich nicht wieder wenden und nichts ist leichter, als in solcher Lage es durch einen Hieb in die Kehle zu tödten. Seine ganze Vertheidigung besteht in einem kraftlosen, unbeholfenen Umherschlagen mit den flossenförmigen Rudersfüßen; die scharfen Kinnladen, sein natürliches Gebiß, versteht es nicht als Waffe zu benutzen. Man sollte sagen ein Emblem des deutschen Bundes!

Da Capitän Lütke einige Zeit in Port Lloyd zur Ausbesserung seines leeren Schiffes zu verweilen beschloß, denn er fand hier alles vereinigt, was ein Seefahrer in solcher Lage nur wünschen kann, hatte Kittlitz volle Zeit sich mit der belebten Schöpfung der romantischen Insel bekannt zu machen. Außer den mannigfaltigen Vögeln von Falken des Gebirges bis zum Pelican des Strandfelsens beschäftigte ihn besonders die Thierwelt der unterseeischen Gefilde. Reizend waren namentlich die Uferstellen, von welchen man auf die seichten Korallenbänke hinabschauen konnte, deren weißgelber Sand durch den flüssigen Krystall des klaren Seewassers durchschimmerte. Zwischen den einzelnen, mit lebenden Polypen versehenen Stämmen sah man in buntem Gemisch Holothurien, Seeesterne und Seeigel von wunderbarer Größe und Schönheit sich langsam am Boden bewegen, während das etwa 12 bis 14 Fuß tiefe, vollkommen durchsichtige Wasser darüber in allen seinen Schichten von den prachtvollsten Fischen und Doriden vom schönsten Scharlachroth, mit glänzend weißem Mantelsaum, durchkreuzt wurde. Das fortwährende Kommen und Gehen dieser in allen Farben des Prisma's glänzenden, metallisch schimmernden Lebensformen, der beständige Wechsel dieser stets neu sich gestaltenden Wasserwelt erhöhte die wunderbaren Reize des lieblichen Schaupiels. Kittlitz kam einst auf der Vogeljaad bei einer solchen Stelle vorbei, blieb trotz seiner Eile, durch den herrlichen Anblick gefesselt, stehen und ward erst als er weiter ging mit Erstaunen gewahr, daß er im Anschauen verloren, zwei volle Stunden dort verträumt habe!

Einige dieser Fische waren überaus schmackhaft, sowie auch die Krebse und Krabben der mannigfachen Art, die nicht allein in den unterseeischen Klüften

des Felsenufers sich versteckten oder auf den Korallenbänken auf Raub ausgingen, sondern auch die durch die Wildthäler rieselnden Bäche belebten.

Dagegen fehlten auf der Insel die Formen der Eidechsen und Schlangen, und auch die einheimischen Säugethiere waren nur widerwärtig oder unheimlich durch die Ratte und einen ziemlich großen Flatterer vertreten, der wegen der Ähnlichkeit der Gestalt „der fliegende Bär“ (*Pteropus ursinus*) genannt wurde. Dieses Thier, welches bei einer Körperlänge von 8—9 Zoll, mit ausbreiteten Flügeln etwa 3 Fuß in die Breite maß, lebte vorzugsweise auf den Fächerpalmen, wo es sich fledermausartig, mit dem Kopfe nach unten gefehrt, anhing und mit pfeifendem Geschrei paarweis und zu dreien umherflog. Doch nicht, wie unsere Fledermaus, zog es zu dieser Bewegung die Abenddämmerung dem hellen Tage vor, sondern flog am lebhaftesten im vollen Lichte der Mittagsstunde umher. Im Magen wurden stets nur Vegetabilien, namentlich Trümmer von Früchten gefunden.

Das Klima der Insel wurde von den Einsiedlern als trefflich geschildert, selbst im Winter war die Kälte so wenig bedeutend, daß sie nie das Bedürfnis einer Fußbekleidung empfunden hatten; und die Hitze des Sommers ward stets durch die herrschende Seeluft gemildert.

So hätte die Natur hier alles vereinigt, was diesen Ort zu einem wünschenswerthen Aufenthalte für den Menschen machen konnte, wenn sie ihn nicht bisweilen durch furchtbare Stürme und Erdbeben erschreckte. Die Orkane, die bekanntlich in den japanischen und chinesischen Meeren eine furchtbare Wuth entfalten, rasen auch bei den naheliegenden Bonin-Inseln in ihrer ganzen entsetzlichen Kraft. Sogar im Innern der Bai gerathen die Gewässer alsdann in solchen Aufruhr, daß sie den Anblick einer einzigen weißen Schaumes darbieten. Bei der verhältnißmäßig geringen Ausdehnung dieses von steilen Höhen fast ringsum eingeschlossenen Beckens hätte man ein dort ankerndes Schiff für völlig sicher halten können; doch verursachte gerade hier ein Novembersturm (1826) den Schiffbruch des „Williams“ und ein zweiter zertrümmerte bald nachher das *Brack*. Namentlich ist der südöstliche Theil der Bai, der trotz des schmalen Einganges zu viel von der Brandung der hohen See empfängt, zum Ankerplatz ganz ungeeignet, während sich im nördlichen glücklicherweise ein gesicherter Hafen befindet, dem Beechey den nicht sehr poetischen Namen „ten fathoms hole“ (Zehnklafterloch) gegeben hat!

Trop ihrer Heftigkeit waren diese Stürme doch nicht zu vergleichen mit einem späteren, der im Januar 1827 wüthete. Er war von einem Erdbeben begleitet, das die Insel bis in ihre Grundfesten erschütterte, und dabei stieg die Sturmfluth zu einer solchen Höhe, daß sie alle Flächen und Thäler weithin unter Wasser setzte, die erste Wohnung, welche sich unsere Schiffbrüchigen erbaut hatten, vollständig verschlang, und sie selbst, die schon den Untergang der ganzen Insel befürchteten, nöthigte auf die Berge zu fliehen. Wittrin, der alte, erfahrene Seemann, versicherte, nie etwas Ähnliches erlebt zu haben!

Diese oft sich wiederholenden Stürme sind freilich nicht sehr ermuthigend für Solche, die geneigt sein möchten, auf diesen durch Fruchtbarkeit und Klima so sehr begünstigten Inseln sich anzusiedeln — und erklären vielleicht, daß sie bis auf die neueste Zeit unbewohnt blieben.

Denn lange bevor Europäer in jenen Gewässern erschienen, soll die Gruppe den benachbarten Japanen bekannt gewesen sein. In den Reichsannalen, sagt Kaempfer, wird unter 1675 von einer Expedition dreier Einwohner Nangasaki's erzählt, welche die Lage der Gruppe mathematisch bestimmten und sie gänzlich unbewohnt fanden. Nun herrschte aber seit den frühesten Jahrhunderten die Sitte auf den benachbarten, schwer zugänglichen Inseln Verbrechercolonien anzulegen, sowie heutigen Tages noch auf dem steilen, in der Richtung der Bonin's Gruppe sich hinziehenden Eiland Fatistfo. Die neuentdeckten Inseln wurden alsbald zu demselben Zwecke verwendet, doch war die Ansiedlung von keiner langen

Dauer, und nach fünfzig Jahren ist Bonin so menschenleer als je. Uebrigens zweifelt Beechey, daß unsere Inseln mit denen von den Japanern entdeckten übereinstimmen, und jedenfalls ist es auffallend, daß von jener früheren Colonisation keine Trümmer, kein verwildertes Hausthier übrig geblieben. Später findet man zwar die Gruppe auf einer spanischen Karte mit genau angegebener Lage als *Jolas del Arzobispo* (Erzbischofsinseln) verzeichnet; für die Wissenschaft wurde sie aber erst von Beechey entdeckt, wenn auch Walfänger sie schon früher besuchten.

Nachdem Witttrin und Petersen mit der russischen Expedition ihre reizende Einsiedelei verließen (sie mögen es wohl später bereut haben), blieb Bonin nur auf kurze Zeit den verwilderten Schweinen und fliegenden Varen überlassen, denn zwei unternehmende Männer, Richard Millichamp aus Devonshire in England und Mateo Mozaro von Ragusa, die schon viele Walfischfahrten in der Südsee mitgemacht, faßten um diese Zeit den Entschluß, dort eine Niederlassung zu gründen, und segelten am 21. Mai 1830 von Dahu (Sandwich-Inseln) ab, mit zwei Amerikanern, einem Dänen und einer Anzahl Sandwich-Inulaner (fünf Männer, zehn Frauen), die sie für ihre Zwecke gewonnen hatten. Die kleine Kolonie vermehrte sich bald durch drei Ausreißer, und erhielt im folgenden Jahre frischen Zuwachs durch neun Matrosen, die einem englischen Walfänger entlaufen waren. Ein anderes englisches Schiff scheiterte unfern der Bonin-Inseln und 12 Mann retteten sich nach Port Lloyd, wovon vier zu bleiben sich entschlossen. Die rasch zunehmende Kolonie lief dennoch Gefahr, bald in der Blüthe erstickt zu werden, als ein englischer Walfänger, trotz aller Widerrede, vierzehn meuterische Matrosen, wahre Galgenvögel, dort zurückließ, welche die Häuser in Brand steckten und allerlei Unfug trieben, bis endlich durch einen glücklichen Zufall die Hälfte der Bande umkam und die andere nach Botany-Bay, dem passendsten Aufenthalt für solches Gesindel, transportirt wurde.

Als im August 1837 die englische Kriegsbrigg *Raleigh* in Port Lloyd anlegte, bestand die Kolonie aus 42 Personen, deren Anzahl der amerikanische Commodore Berry im Jahr 1853 auf 31 vermindert fand, denn der Wandetrieb läßt solchen abenteuerlichen Naturen keine Ruhe. Sie bauten auf ungefähr 150 Acker Land: süße Kartoffeln, Mais, Kürbisse, Taromurgeln, Bananen, Ananas u. s. w. so reichlich an, daß sie die ziemlich zahlreich dort eintreffenden Walfänger damit versehen, und nach Herzenslust Branntwein, leider ihren einzigen geistigen Genuß, dafür eintauschen konnten.

Ihr Tabak war von ausgezeichnete Güte und außerordentlich üppigem Wuchse, da er eine Höhe von 5 Fuß erreichte. Die zahmen Schweine, mit Mais gefüttert, wurden je nach der Größe mit 4 bis 9 Dollars bezahlt, die zahlreichen Wildschweine mit Hunden aus den Sandwich-Inseln gejagt.

Seit dem 28. August 1853 besitzt die einzige, sich selbst regierende Kolonie eine Constitution, die nothwendig war, um dem aus dem Mangel an Obrigkeit entspringenden beständigen Haber ein Ende zu machen. Der Regierungschef und zwei Rathsherrn werden auf zwei Jahre gewählt, die auferlegten Geldstrafen zum Besten der Kolonie verwendet. Zwei Vooten sind ausschließlich damit beauftragt, die ankommenden Schiffe in den Hafen zu bringen. Alle neuen Anordnungen bedürfen der Zustimmung von Zweidritteln der Ansiedler.

Für die Dampfboote, die in nächster Zukunft zwischen China und Californien fahren sollen, wird Port Lloyd eine der wichtigsten Kohlenstationen sein, da es fast in gerader Linie zwischen Schanghai und den Sandwich-Inseln, ungefähr ein Drittel des Weges von ersterem entfernt liegt. Eine der großen Handelsstraßen der Welt wird diesen Punkt berühren, der seit Jahrtausenden unbekannt und unbewohnt in der romantischen Abgeschlossenheit eines unbefuchten Oceans verborgen lag, wird ihm Bevölkerung, Reichthum, Berühmtheit schenken. Aber der poetische Zauber der einsiedlerischen Ruhe ist schon jetzt von ihm gewichen, und vergebens würde man sich nun in jener malerischen Bucht nach dem

ungeföhrten Naturfrieden und der herzlichsten Gastfreiheit eines deutschen Robinson's umsehen, welche vor dreißig Jahren die Weltumsegler dort so freundlich begrüßten!

Der Dichter Gottlieb Conrad Pfeffel.

Ein Gedenkblatt.

Von W. D. von Horn.

Man hört oft das Wort: der Elßaß ist ein vom frischen, deutschen Baum abgerissener, in Bezug auf deutsches Volksthum hinwegender Zweig, und gedankenlos wird es nachgesprochen, ohne daß man Land und Leute kennt. Der, welcher diese Zeilen schreibt, hat Gelegenheit gehabt, Land und Leute kennen zu lernen, und darum fühlt er sich berufen, jenem Urtheile auf's Entschiedenste zu widersprechen.

Mag es immerhin sein, daß man in den Städten des Landes einmal wälsch parliren hört; mag es sein, daß der Elßäßer einmal etwas französisch drein schaut, und hin und wieder das jüngere Geschlecht so ein Bißchen französischen Anstrich gewinnt, dennoch ist Land und Volk und Letzteres in Herz und Gemüth, in Haus und Leben, deutsch, ächt deutsch. Allemannisches Mark ist in des Elßäßers Knochen, allemannische Art ist in seinem Herzen, deutsches Wesen in seinem Leben und Wesen und deutsches Wort auf seiner Lippe. Wo Luther's deutsche Bibelübersetzung noch in den Häusern ist, da hat's noch keine Gefahr mit fremdem Wesen und Ersterben der deutschen Art.

Deutsche Kunst und Dichtung lebt und webt im Lande. Seine Dichter und Schriftsteller denken, fühlen, dichten und schreiben deutsch. Ich will nur an den Stöber, Otte und ihr Wirken erinnern, denen ich noch manchen theuren Namen zufügen könnte, und insbesondere an Pfeffel, dem diese Zeilen gelten. Ein theurer Mann hat in der jüngsten Zeit ein Büchlein über Pfeffel ausgehen lassen. Es ist der geistliche Inspektor und Pfarrer an der neuen Kirche in Straßburg, auch Mitglied des Direktoriums der Kirche Augsburgerischen Bekenntnisses in Frankreich, Herr Friedrich Wilhelm Edel, dem wir es verdanken. Er war ein warmer Verehrer des edlen Pfeffel, und ein sehr hochzuachtendes Streben eines anerkannten Künstlers hat dem Büchlein die Veranlassung des Erscheinens gegeben.

Der Künstler, welcher dem deutschen Meister Erwin von Steinbach, dem Erbauer des herrlichen Münsters in Straßburg, aus eigenem Herzensdrange ein Denkmal setzte, der Bildhauer Andreas Friedrich aus Straßburg, ein reichbegabter, höchst ehrenwerther Künstler, hat das Standbild des Dichters Pfeffel in Stein ausgeführt, und damit der Vaterstadt des Dichters, Colmar, ein Geschenk gemacht. Es ist dort aufgestellt worden, und nun, wo der Künstler dem Dichter diese Huldigung dargebracht, legt der Verfasser des Büchleins diese Blätter auf dem Altar der Dankbarkeit nieder und belebt das Andenken an den Dichter in den Herzen des Volkes. Das ist sehr hoch zu achten und um so mehr zu danken, als der Verfasser den Verus dazu vollgültig erwiesen hat.

Den, der dies schreibt, hat das Büchlein recht erfreut, und, da ihm die Freude zu Theil wurde, dem Verfasser persönlich nahe zu treten, so hat er ihm gestattet, nicht nur des Büchleins vor den Lesern der Maje zu gedenken und es ihnen, wohlverdient, zu empfehlen, sondern es zu einem Gedenkblatt für Pfeffel in der Maje zu benutzen. Der würdige Verfasser sagt, Seite 5: „Pfeffel's Name tönte einst, bald ist es schon ein Jahrhundert, mit Ehre und Achtung von Mund zu Munde, nicht bloß in unsern elßässischen Gauen, sondern auch viel weiter hin, namentlich in Deutschlands weit sich ausdehnenden Gebieten, woselbst zu Anfang der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in den Schriftwerken für schöne Literatur und Kunst ein neues Leben sich entfaltete, dessen Geist nach und nach, sichtbar bildend und erhebend, in die verschiedenen Schich-

„ten der menschlichen Gesellschaft gedrungen. Pffeffel, zum Dichter geboren, einen „für Wahrheit und Religiosität empfänglichen Geist besitzend, griff in stiller, bescheidenener, dennoch kräftiger Weise durch Veröffentlichung seiner ersten Geisteserzeugnisse, wie nicht wenige andere, ähnlichen Bestrebungen sich hingebende „Männer jener Zeit, erfolgreich ein, um im Denken, Fühlen, Streben, Wirken, „die Menschen voran und immer näher zu führen dem großen Ziele geistiger und „sittlicher Ausbildung, wozu der Vater im Himmel ihn berufen hat.“

Das ist Bielen in Deutschland aus dem Herzen geschrieben; denn wenn auch schier ein Jahrhundert hingeflossen ist, Pffeffel's treffliche Fabeln, seine gemüthvollen, frommen Dichtungen sind noch nicht vergessen, und wäre es hier und da, nun, dann tritt das Büchlein des Verfassers, wie Friedrichs Bildsäule, vor das lebende Geschlecht hin und mahnt es, dankbar eines Dichters eingedenk zu sein, der unsern Vätern lieb und theuer war und dessen Fabeln in unseren Jugentagen manches Goldkorn in unsere Seelen senkten, das in unserm Denken, Fühlen und Wollen nicht ohne gesegnete Wirkung geblieben ist.

Folgen wir dem Gange des Büchleins:

Gottlieb Conrad Pffeffel erblickte das Licht dieser Welt in Colmar, und zwar am 28. Juni 1736. Sein Vater, drüben aus dem Babener Lande stammend, war ein ehrenwerther, tüchtiger Mann, zu Ende seines Lebens „Stättmeister“ in Colmar. Pffeffel war zwei Jahre alt, als er starb. Seine Mutter, eine ächt deutsche, geistig, wie von Seiten des Herzens und Gemüthes gleich tüchtige Frau, leitete seine Erziehung in einer Weise, die Pffeffel, der mit heißer Liebe an ihr hing, in Einem Zuge, das Ganze andeutend, also schildert:

„Von einer Mutter auferzogen,
 „Die streng, gleich einer Sparterin,
 „Die Pflichten ihres Standes liebte,
 „Und mit erhab'ner Schwärmerei
 „Dem Schatten des Gemahls getreu,
 „Noch heiß ihn als Matrone liebte,
 „Ward ich, als Kind, von ihr belehrt,
 „Des Vaters Beispiel nachzustreben,
 „Dem Wahrheit mehr als Kronen werth,
 „Und Tugend mehr war, als das Leben.“

Groß war der Einfluß dieser ehrwürdigen Mutter auf ihn und, selbstredend — ein reichgesegneter.

In die Gebiete des Erkennens wurde Pffeffel eingeführt durch die Lehrer der vaterstädtischen Anstalten und fortgebildet auf dem Gymnasium derselben. Ob diese Anstalten den Wünschen der sorglichen Mutter, und derer, die ihr als Beirath dienten, genügten, bleibt unentschieden; soviel aber steht fest, daß man das Bedürfnis fühlte, den wißbegierigen Knaben einem gelehrten und ehrenwerthen Geistlichen zur weiteren Entwicklung seiner geistigen Kräfte zu übergeben, in dessen Belehrung dies vollständig erreicht, in dessen Familienleben aber auch die andern Seiten des menschlichen Geisteslebens ihre Bildung und die Denk und Handlungsweise jene zu wünschende Festigkeit nicht nur gewann, sondern auch die Richtung auf das Edle im vollsten Sinne des Wortes. Hier trieben die Saatkörner tief innerlicher Religiosität ihre schönste Blüthe, die der warme Hauch eines frommen Familienlebens befruchtend anwehte, Saatkörner, die eine treffliche Mutter gestreut; Pffeffel hatte noch Geschwister und unter diesen einen älteren Bruder, welcher nicht nur geistig ausgezeichnet, sondern auch zu amtlichen Stellungen berufen war, welche seiner großen Befähigung entsprachen. In ihm fand Pffeffel seine Stütze, seinen treuesten Freund. Er starb vor Pffeffeln und seine Trauer fand in einem tiefempfundenen Trauergedichte ihren Ausdruck. Dieses tüchtigen Bruders Rath befolgend, ging Pffeffel auf die Universität Halle in dem ungewöhnlichen und bedenklichen Alter von fünfzehn Jahren. Bei Pffeffels tüchtigen Vorkenntnissen und innerlicher Festigkeit schwand jedoch

das Bedenkliche solcher Jugend. Mit seltenem Eifer, Ausdauer und großer Liebe widmete er sich der Rechtskunde und der Erfolg war ein entsprechender.

Leider trat aber ein Uebel störend in den Weg seines rascheren und erfolgreicherem Eindringens in dem erwählten Gebiete des Erkennens und Wissens. Pfeffel hatte oft schon an den Augen gelitten. Heftige, lange und hartnäckige Entzündungen folgten sich häufiger, zumal sein Eifer im Studium seiner Wissenschaft ihn zwang, die Augen mehr und mehr anzustrengen. Dadurch entstanden Unterbrechungen seiner wissenschaftlichen Bestrebungen und endlich die gebieterische Nothwendigkeit, die Universität Halle zu verlassen. Dies geschah 1753 im Herbst. Heimzukehren in den Schooß seiner Familie, um ärztliche Hülfe in seiner Vaterstadt zu suchen und in geeigneter Weise Pflege zu finden, war allerdings geboten; aber es lag ihm ein Anderes noch am Herzen. Der mit Grund von ganz Deutschland, ja so weit die deutsche Zunge klang und Gott im Himmel lieber sang, hochverehrte Gellert lebte in Leipzig. Konnte er dem Herzenswunsche entgegentreten, den von allen Seiten ihm so nahe verwandten Gellert kennen zu lernen, den Mann, den er so innig liebte, als verehrte? Ueberdies war sein älterer Bruder bei der französischen Gesandtschaft in Dresden angestellt, und dort wie in Leipzig waren berühmte Aerzte, welche wegen seiner Augenleiden zu Rathe zu ziehen, sein heißer Wunsch war.

Bei dem Bruder weilte er längere Zeit; lernte Gellert kennen und verband sich inniger mit diesem edlen Menschen und Dichter, und der Aerzte Rath wurde angehört. Sehr tröstlich mochte er nicht sein, denn sie verurtheilten ihn Alle zur Unthätigkeit, ein Urtheil, welches nicht leicht Jemanden schwerer treffen mochte, als den strebsamen jungen Mann. Leider konnte alle Kunst und Sorgfalt das rechte Auge vor völliger Erblindung nicht schützen, und das war das Traurigste, daß das linke außerordentlich geschwächt war, und wenig andere Aussicht ließ, als daß es dem rechten im Schwinden der Sehkraft folgen würde.

So jung und solch ein Loos! Zwei Kräfte waren indessen in seiner Seele, welche ihn sein schweres Geschick muthig ertragen ließen — es war der tiefinnige religiöse Glaube und die Gabe, im Liebe der Seele Leid und ihre Empfindungen auszuhauchen.

Pfeffel lebte theils in seiner Vaterstadt, theils im Kreise lieber Verwandter in Straßburg. Hier hatte er ein weibliches Herz gefunden, das ihm mit treuer Liebe angehörte, die Tochter eines verwandten reichen Handelsmannes, das, ihn durch die allmählig für ihn kommende Nacht des Lebens leiten zu können, für die schönste Aufgabe seines Daseins erkannte, sie hieß Margaretha Cleophe Divour. Ehe jedoch das Band ein durch die Religion geheiligtes wurde, sollte das Mädchen die schwerste Probe der Treue bestehen. Pfeffel erkrankte an einer heftigen Gehirnentzündung und — wie das zusammenhing, bleibt dunkel — die Aerzte erkannten als Rettungsmittel des Lebens die Operation des erblindenden linken Auges — da sich die Krankheit hauptsächlich auf dieses geworfen hatte. Die Operation war im Erfolge zweifelhaft. Sie geschah, und — Pfeffel war blind! —

„In nicht mehr zu erhellender Nacht, sagt unser Verfasser, befand sich der „arme Jüngling. Seinen schmerzlichen Gefühlen, aber auch seinem unzerstörten „Glauben gab er Ausdruck in dem Liebe: „Trost im Unglück“. Ich theile es, dem Verfasser folgend, hier mit:

„Wo bin ich? Ist die Welt vor mir verschwunden?
„Wie? Ober hält der Abgrund mich gebunden?
„O Sonne, warum ziehst du deine Blicke
„Von mir zurüde?

„Wo bist du, Hoffnung, letztes Gut des Lebens?
„Doch auch nach dir tappt meine Hand vergebens,
„Auch du verbirgst nun deine holden Strahlen
„Vor meinen Qualen!

„Ja, du bist es, unendlich weises Wesen,
„Das mir mein Schicksal, eh' ich war, erlesen;
„Ein jeder Donnerkeil muß deinen Willen,
„Mein Gott, erfüllen.

„Mein Vater, der du das Geschick regierest,
„Und Alles nach dem Plan des Besten führst,
„D, laß mich meine Widerwärtigkeiten
„Zur Tugend leiten!

„Laß mich, o Gott, mit meinem Loos zufrieden,
„Dem stillen Safen, den du mir beschleiden,
„Der Welt entrückt, von dir allein gesehen,
„Entgegen gehen!“

Nun erst harvte ein Kampf des rettungslos Erblindeten, den nur ein fühlendes Herz in seiner Schwere zu ermessen vermag. Durfte er das Geschick des edlen Mädchens, das sich ihm verlobt, als er noch nicht völlig und ohne alle Hoffnung erblindet war, an das seine, an das trostloseste, knüpfen? Sein edles Herz sagte entschieden: Nein! Aber es ist auch ein Zeugniß für das Herz und die Denkart des edlen Mädchens, das schwer in das Gewicht fällt, daß sie unbeirrt darauf bestand, die Seine zu werden! Ich bekenne gerne über dem Grabe dieses edlen Wesens meine vollste, innigste Hochachtung, und gewiß mit mir alle Leser und Leserinnen dieser Zeilen. Das ist das siebenmal geläuterte Gold der Liebe, die Treue, die unwandelbar ist! Und sie wurde sein Weib, die zarte Pflegerin des erblindeten Dichters, die Führerin durch das irdische Dunkel, und sie ist es in jener Liebe und Treue geblieben, und der Allerbarmer ließ sie ihm ein halbes Jahrhundert, ließ sie dem Armen bis zum letzten Hauche, und, als das edle Weib dem Gatten das lichtlose Auge zgedrückt, vereinte sie, wenige Monate später, der treue Herr droben wieder mit ihm, wo im Lichte die Nacht der Erde endet.

Wer Pffefel's Gedichte liest, wird sie unter dem Namen „Doris“ wieder erkennen, und mit innigem Mitgeföhle sich an dem Ausdruck der vollsten Liebe, Verehrung und Dankbarkeit erquicken, mit dem der blinde Dichter ihre Liebe und Treue preißt. Dreizehn Kinder schenkte sie ihm, „von denen die Meisten,“ wie der Verfasser sagt, „wenn nicht Alle, dem edlen Vater in die ewige Heimath schon nachgefolgt sind.“

Pffefel war durch seine Erblindung nach Innen gewiesen; dort auch wallte sein eigenstes Leben; dort erstaltete sich seine dichterische Einbildungskraft in regster Thätigkeit, unbeirrt von den Eindrücken des äußeren Lebens. Er dichtete, übersetzte und schrieb durchdachte, klare Aufsätze nieder, die er in Sammlungen verschiedene Male herausgab. Seine Oden, Lieder, Fabeln sind ein Gemeingut unsres Volkes, und noch immer werth gehalten, wenn sie auch das eigenthümliche Gepräge seiner Zeit bisweilen an sich tragen. Selbst Bühnenstücke lieferte er, und, seltamer Weise, studirte er Kriegswissenschaften, und schrieb in diesem Fache, obgleich er durch und durch ein Mann des Friedens war. Deutschland achtete und ehrte ihn. Der Landgraf von Hessen-Darmstadt verlieh ihm den Hofraths-Titel und nicht wenige gelehrte Gesellschaften ernannten ihn zu ihrem Mitgliede.

Eine schwere Prüfung im eigenen glücklichen Familienleben gab seiner Thätigkeit im Jahre 1770 eine neue Wendung. Es starb ihm ein zehnjähriger, sehr hoffnungsvoller Sohn. Seiner Bildung und Erziehung hatte er die erfolgreichste Sorgfalt zugewendet, und darin eine liebgeordnete Beschäftigung gefunden. Jetzt entschloß er sich, wohlwissend, wie Arbeit das wohlthätigste Heilmittel für die leidende Seele ist, seine Kraft der Erziehung fremder Kinder zu widmen. Er gründete die sehr berühmte gewordene „Kriegsschule“ und bildete in dem langen Zeitraume von zwanzig Jahren die Söhne vieler angesehenener Familien aus allen Ländern Europa's. Sie war jedoch nicht ausschließlich Kriegsschule, sondern bildete ihre Zöglinge für jeden Stand und Beruf aus. Er fand Männer, wie er sie zu seinem Bestande brauchte, und, wenn es auch

gewagt schien für einen Blinden, einer solcher Anstalt vorzustehen, — das Werk gelang, und die Erziehungsanstalt trug ausgezeichnete Früchte, gewann mit Zug und Recht die ausgezeichnetste Achtung, das wohlverdienteste Vertrauen, zumal sie von dem religiösen Hauche Pfeffel's durchweht war. Wie groß aber auch in diesem Berufe seine Thätigkeit war, ernste, tiefe Studien beschäftigten ihn noch nebenbei und die süße Dichtkunst wurde warm gepflegt, selbst da, als die Gräuel der Revolution wie brennende Bogen fast über seinem Haupte sich brachen und anderweitiger Thätigkeit Schranken, wenn nicht Grenze setzten. Bis zum Schlusse seines Lebens blieb ihm die Dichtkunst treu und fand sein Herz, wie sein Geist daran die liebste, ja eine selige Erholung und Erquickung.

Besonders verdient es hervorgehoben zu werden, wie Pfeffel, von reinstem Herenglauben Christ, seine nützliche Thätigkeit dem Auf- und Ausbau der evangelischen Kirche widmete, der die französische Revolution tiefe, blutende Wunden geschlagen. Dafür wirkte er mit Männern, welche die evangelische Kirche des Elssasses stets mit hoher Achtung und Dankbarkeit nennen wird. So kam es denn auch, daß er zum weltlichen Mitgliede des Ober-Consistoriums der Kirche Augsburgerischen Bekenntnisses ernannt wurde, und daß diese Behörde ihn 1806 zum Mitgliede des Directoriums ernannte, mit dem Auftrage, die kirchlichen Verwaltungsgeschäfte im Oberheinißchen Departement zu besorgen." Mit frischer, freudiger Kraft und ungeheilter Liebe widmete sich Pfeffel diesem Berufe. Unermüdblich war seine Thätigkeit im Allgemeinen und Besondern, und manchen Kampf für Schule und Kirche suchte er siegreich durch, für den ihm der Elß dankbar bleiben wird.

Eine besondere Freude gewährte es ihm, als im Jahre 1804 eine Gesellschaft Strassburger Gelehrter sein fünfzigjähriges Dichterjubiläum feierte, und ihm eine Gedentschrift überreichte. Sein Dank war innig, und er gab ihm poetischen Ausdruck in dem besonders gedruckten Gedichte: „Meine Muse, eine Rhapsodie, ihren Strassburger Freunden gewidmet.“ Seine Gedichte und Fabeln sind von Lehr in's Französische übersetzt worden. Er dichtete nur deutsch. Sein geistliches Lied: Jehovah, Jehovah, deinem Namen sei Ehre u. ist in viele evangelische Gesangbücher aufgenommen worden. Religionsunterricht seinen Jünglingen zu geben, war ihm eine Lieblingsaufgabe. Wie er es that, hat er in einem Büchlein dargelegt, das unter dem Titel: „Briefe über Religion an Bettina“ im Jahre 1824 in Basel erschien, und das in das Französische übersetzt wurde.

Zum Schlusse dieser Zeilen lasse ich den Verfasser reden: „Pfeffel's irdischer Lebensstagn neigte sich endlich seinem Schlusse; heiter, getrost, als Christ, obgleich unter vielen Leiden, bereitete er sich auf den großen, feierlichen Augenblick. Noch beging er freudig und dankbar im Kreise seiner Familie und seiner Freunde die goldene Jubelfeier seiner Hochzeit; es war am 26. Februar 1809, und schon am 3. Mai desselben Jahres begleitete ein großer Trauerzug seine entseelte Hülle zum stillen Friedhofe. Colmar's Kinder hatten den Sarg mit einem Immortellenkranze geschmückt, und das Grab bezeichnete ein bescheidenes Kreuz mit der einfachen, aber gewis wahren Inschrift: „Seine Seele gefiel Gott wohl!“ Nicht volle 73 Jahre hat Pfeffel auf der Erde gelebt. Sein Tod hat in der Nähe und in der Ferne die aufrichtigste Theilnahme und tiefe Trauer erregt; einer der edelsten, verdienstvollsten Männer war ja vom irdischen Schauplatze geschieden.“

„Das Directorium der Kirche Augsburgerischen Bekenntnisses hat in einem besondern, von Dr. Bleßig verfaßten Umschreiben sämmtlichen Consistorien am 23. Mai 1809 eine: „Erinnerung an Pfeffel“ zugesendet, welche in kurzen, kräftigen, musterhaft gezeichneten Umrissen das Lebensbild des theueren Mannes darstellt. Der damalige Ober-Consistorial-Präsident Jacobi in Aachen, welchem diese Denkschrift war übersendet worden, sagt darüber in einem Privatschreiben an Dr. Bleßig vom 11. August 1809: „So schmerzlich mir auch die Nach-

„richt des Todes des unvergesslichen Pfeffel war, so lindernd wirkte jetzt auf mich der Anblick des schönen Denkmals, welches Sie, würdiger Herr Inspector, demselben im Namen des Directoriums gesetzt haben. Nichts muntert die Lebenden mehr auf, als die Beweise der Achtung und Dankbarkeit, welche über das Grab hinausgehen und v. Salis sagt sehr richtig:

„Die Wahrheit harret mit sich'rer Waage
„Im Wolktenkreis der Folgezeit;
„Verweht die Spreu gebung'ner Sage,
„Und huldigt der Gerechtigkeit.“

Ich ende hier und lege im Geiste auf Pfeffel's Grab einen Lorbeerzweig, und in meiner Seele tönt das Wort: Durch Nacht zum Lichte. Es war sein Weg und wird der Unfre sein! Dem Verfasser des Büchleins aber, das zu diesem Gedendblatte den Inhalt lieh, drücke ich mit brüderlicher Wärme die Hand.

Nur ein Bisslein.

Von Dr. Meyer-Merian.

Ein Bisslein geht schnell den Hals hinunter: ein Schluck und ein Druck, so ist's fertig damit. Aber was jeder Mensch täglich vollzieht, was offen vor aller Welt Augen liegt, was so einfach und gewöhnlich ist wie das Schlingen eines Bissens, in der Erklärung davon haben die größten Gelehrten sich widersprochen und einer das Gegentheil von dem behauptet, was der andere gesagt; — solcher Unterschied ist zwischen der göttlichen Weisheit in der Natur und der in den Köpfen der Gelehrten. Denn was der liebe Herrgott eingerichtet, das scheint wohl Alles so einfach und selbstverständlich, als könnt's gar nicht anders sein; guckt man aber näher zu, ja da bekommt man Respekt vor der Zweckmäßigkeit, die den Nagel immer auf den Kopf trifft, und der reichen Mannigfaltigkeit, womit da Alles eingerichtet und angeordnet ist und ineinandergreift, gleichsam wie von selber Jedes. Die Naturforscher, die dahinter kommen, sehen das und weisen's dann nach, so gut sie's verstehen, legen das Kunstwerk auseinander, Stückchen um Stückchen, und expliciren Alles gar genau, wie es ist und warum es so ist. Freilich das Wiederausammensetzen oder gar Nachmachen gelingt ihnen nicht so, bei aller Spitzfindigkeit und Zuversicht nicht. Mit den gehörigen Abkürzungen und vom Latein abgesehen, das dabei mitläuft, lohnt sich's indes schon ein wenig der Mühe, ihnen gelegentlich einmal etwas zuzusehen und zuzuhören. Die Geschichte und die Erlebnisse eines Bissens bieten solch einen guten Anlaß. Nur muß hier Keiner wollen nach den gelehrten Angaben und Beschreibungen das Kunststück, einen Bissen hinunterzuschlucken, ausführen wollen, sonst würde er ganz gewiß vor lauter Weisheit verhungern, an der reichsten Tafel sogar. Wenn irgend wo, so ist es hier, wo der große Unterschied zwischen Theorie und Praxis, oder Wissen und Thun zu Tage tritt, indem ein jedes Kind von selber übt, was auszuführen das fleißigste Studium der ausführlichsten Beschreibungen und die ängstlichste Beachtung der vielen Wenn und Aber nimmer im Stande wären.

Wie groß oder wie klein der Bissen sei, je nach dem Liebhaber, das ist hier ziemlich gleichgültig, ebenso auch, ob ihm Messer und Gabel sein Maas fein säuberlich zugeschnitten, oder aber, wie zur Zeit Adam und Eva's, nur kurzweg die Vorderzähne. Die Hauptsache ist, daß es ein Bissen sei und der im Munde drin liege, seines weitern Schicksals gewärtig. Da umringen ihn nun gleich im geschlossenen Halbkreise zwei Reihen Zähne, scharfe, spitze und breite, wie dreierlei Arten bepanzerter Soldaten, und die machen sich über ihn her mit Schneiden, Spießen, Stampfen, Reißen und Mahlen, daß Alles aus den Fugen geht und kein ganzes Flecklein mehr an ihm bleibt. Wie der Bissen mag ausgesehen haben und was er auch gewesen, ein Stück faseriges Fleisch oder lustiges Brot, es ist gleich, bald ist's nur ein unförmlicher weicher Klumpen, den die geschäftige Zunge unter dem Beistande der Backen in der Mundhöhle dreht und ballt und auf's Neue wieder unter die Zähne schiebt und an den die im Munde befindlichen Speichel-

drüsen stets die gehörige Feuchtigkeit gießen, mehr oder weniger, je nachdem er trockener oder feuchter Natur, gerade wie die Köchin, wenn sie einen Teig anmacht, nicht zusammengefaßt. Dadurch läßt der Bissen sowohl sich formen, wie auch, als gut geschmiert, leicht weiter befördern. Daß du zu gleicher Zeit im Munde schon ein Theil der Nahrung aufgelöst und durch das Anfeuchten der großen und kleinen Geschmackswärzchen der Geschmack selbst erregt wird, ist zwar nicht für den der ist, wohl aber hier bei Betrachtung des Schicksals unsres Bissens, eine Nebensache.

Nun wäre also der geballte, breiige Bissen so ziemlich reisefertig, denn davon, daß der Geschmack verschieden ist, nicht nur bei verschiedenen Menschen, sondern an den verschiednen Stellen ein und derselben Zunge, daß diese von dreierlei Drüsen bedeckt ist, die sowohl zum Schmecken dienen wie zum Lasten, ferner von den Zähnen, wie die aussehen, welches ihr verschiedner Bau ist, welche Nerven und Aderlein dran hingehen, wie die Drüsen gebildet sind, und was drin vorgeht — von Allem dem wollen wir kein Wort weiter sagen, wie merkwürdig auch es sei. Eh' wir aber unsern Bissen weiter begleiten, wird es gleichwohl gut sein, uns in der Mundhöhle ersten wenig umzusehen, damit wir uns unterwegs nicht etwa mit dem Bissen verirren. Wir brauchen indes nicht viel weiter zu gucken, als Jeder in seinem eignen Munde das im Stande ist, wenn er den vor dem Spiegel gehörig aufsperrt. Da zeigt sich denn dort, wo's den Hals hinuntergeht, eine fleischrothe Wand, welche die Mundhöhle nach hinten abschließt. Macht man die Bewegung zum Gähnen oder Bürgen oder Singen hoher Töne, so bewegt sich diese häutige Wand und zieht sich wie ein rother Vorhang in die Höhe. Zugleich kommt etwas tiefer hinter ihm noch ein zweiter Vorhang zum Vorschein, der sich gleichfalls hebt, wodurch nun ein bogenförmiges Thor entsteht: der freie Eingang in den Schlund. Es sind dies die sogenannten Gaumensegel. In der Höhe ihrer Wölbung hängt, wie die dicke Troddel des Doppelvorhanges,*) das Zäpfchen herunter, das gleichfalls leichtlich sich hinauf zieht. Die Bewegungen aber des Hinauf- und Herunterziehens von Doppelvorhang und Zäpfchen, d. h. das Öffnen und Schließen der Mundhöhle nach hinten, geschieht durch fünf besondere Muskeln, die, ähnlich dem Kautschuk in dem Ueberzuge eines elastischen Hosenträgers, in der Schleimhaut des Gaumens stecken und durch ihr Zusammenziehen jene Bewegungen ausführen.

Der Bissen nun wird von der beweglichen Zunge bis an den ersten Vorhang hin (das vordere Gaumensegel) geschoben; dieß ist gleichsam die erste der drei Stationen bis in den Magen. Darauf preßt ihn jene gegen den Gaumenbogen und bringt ihn so hinter den vordern (Gaumen-)Vorhang. Im gleichen Augenblicke aber legt sich auch die Zunge schnell hinter den Bissen an diesen selben Vorhang, der seines Theils so innig mit beiden Seiten sich an die Zunge schließt, daß dem Bissen der Rücktritt in den Mund vollständig abgeschnitten wird. Es bleibt ihm somit keine andre Wahl, als vorwärts und hinunter in den Schlundkopf zu spazieren, wozu ihm beide, Zungenwurzel und vordrer Gaumenvorhang, noch sehr behülflich sind, dieser, indem er eng an und hinter ihm ihn verfolgt. Dadurch daß indessen auch schon der hintre Gaumenvorhang von beiden Seiten sich zusammen, gezogen hat, bis auf eine enge Spalte, vor die aber das Zäpfchen noch extra sich legt, dadurch wird zugleich dem Bissen der Eintritt in die hintre Nasenöffnung, welche mit dem Gaumen in Verbindung steht, vollständig verwehrt und derselbe gleichsam zwischen die beiden Vorhänge eingepackt und eingepreßt, wohl oder übel von der auf ihn drückenden Zunge in den hinaufgeschobenen Schlund hineingedrängt. Drin angelangt aber, packen ihn die zusammenschnürenden Muskeln desselben und schieben ihn auf seine dritte Station hinüber, in den häutigen Schlauch der Speiseröhre. Dieß ist der eigentliche Akt des Nieder schluckens, der sich in Wirklichkeit nicht nur leichter, sondern auch weit schneller macht, als in der kürzesten Schilderung, indem er das Werk eines Augenblickes ist. In dem Engpasse aber, durch den der Bissen hindurchgedrängt worden, haben sich ihm auch die drüsigen Mandeln genähert

*) Ober der Knopf eines Kreuzgewölbes,

und, nach seinem Bedürfnen, weniger oder mehr (wenn er größer und trockner) von ihrem Schleime abgegeben, damit er um so leichter hinabgleite. Daß er, ebenso wenig als in die Nasenhöhle hinauf, in die Luftröhre hinein entweichen kann, die noch vor dem Schlunde liegt, dagegen ist durch einen besondern Deckel (Klappe) gesorgt, die der Bissen selber auf die Oeffnung der Luftröhre drückt und diese so von außen schließt. Geschieht dieß nur unvollkommen, weil man vielleicht gerade während des Schlingens athmet oder lacht, so kann von dem Bissen etwas allerdings hineindringen und darauf erfolgt dann Husten, der beim sogenannten Verschlucken (in den letzten Hals kommen) schon Jeden befallen hat, und welcher so lange dauert, bis eben der ungebetene Eindringling wieder hinaus und zunächst auf den rechten Weg in den Rachen hinauf gebracht ist.

Die Speiseröhre aber, darin nun unser Bissen steckt, zieht sich von oben nach unten zusammen und schiebt diesen wellenförmig fort nach dem Magen hinunter, den sie somit als häutiger, durch Schleim geglätteter Schlauch mit dem Rachen verbindet. Jede Stelle der Speiseröhre, die vom Bissen berührt wird, findet sich dadurch auch zur Bewegung gereizt, die den Bissen ihrerseits wieder weiter befördert; bei einem zu großen Bissen fühlt man schmerzhaft das verlangsamte Fortrücken. Bei Sterbenden, wo der Schlauch schon gelähmt ist, wird Getränke zum Beispiel, das sonst gerade wie der Bissen von der Speiseröhre umschlossen wird, nicht mehr aufgehhalten und kollert darum wie durch eine offene Röhre hindurch.

Ob in der geräumigen Magenhöhle auch dem Zermalnen der Zähne und sonst mannigfachem Drucke entronnen, geht es doch nun erst recht über den armen, zerstoßenen Bissen her, der hier das Wenige, das er noch von seinen ursprünglichen Eigenschaften bewahrt, vollends verliert, indem er in einen dickflüssigen Brei, den Speisebrei, umgewandelt wird. Dieß geschieht bei dem wichtigen Geschäft der Verdauung, deren Laboratorium gerade der Magen ist. Wohl weil die Verdauung bei vielen Menschen eine gar große Rolle spielt, nennen die Leute den Magen so oft schlechtweg das Herz, sprechen von Herzgrube, Herzdrücken, Herzherrunterfallen (von Nüchternheit), Herzwasser und dergleichen, statt von Magen gruben, Magen drücken, leerem Magen und Magensäure.

Die innere Wand des Magens ist mit einer Schleimhaut ausgekleidet, in der unzählige einfache Drüsen sitzen und den Magensaft bereiten, indem sie aus den kleinen sie umgebenden Nelderchen die dazu tauglichen Blutbestandtheile an sich ziehen und verarbeiten. Der Magensaft, der übrigens erst beim Eintreffen des Bissens in den Magen sich absondert, (den indeß auch veritrewise ein bloßer verschluckter Stein hervorlocken kann,) ist säuerlich, macht die Milch gerinnen und hindert die Fäulniß. Mit dem Magenschleime gemischt, löst er den Bissen bis auf seine unlöslichen Bestandtheile auf, wozu allerdings die innerliche Wärme auch noch behülflich ist. Diese Verarbeitung und Zurüstung zum Speisebrei und die theilweise Aufsaugung dieses unter dem Einflusse des Magensaftes geschieht schichtweise von den Magenwänden aus, indem bei der Verdauung der Bissen im Magen herum kreisförmig bewegt wird, durch gelindes wurmartiges Zusammenziehen desselben. Die Reise im Kreise herum, vom Eingang links gegen den Ausgang rechts und von da wieder umgekehrt bis an die Einmündung dauert zu Anfang 1 bis 3 Minuten, allmählig aber beschleunigt sie sich, insofern nämlich der Brei immer mehr verarbeitet wird. Bei diesem Herumtreiben des Bissens an den Magenwänden hin wird ihm von diesen fortwährend Magensaft und Schleim beigemischt und dadurch die Verdauung befördert. Sowohl die Oeffnung da wo die Speiseröhre in den Magen mündet, als die entgegengesetzte, mit welcher dieser in den Dünndarm ausläuft, sind im Laufe der Verdauung so fest verschlossen, daß nicht einmal Getränke hindurchzubringen vermag, sondern dieses im Magen bleiben und hier sich aufzuaußen lassen muß.

Was von dem Bissen in den theils flüssigen, theils körnigen Speisebrei sich umgewandelt und bis auf die unlöslichen Bestandtheile aufgelöst hat, das wird, (insofern es nicht bereits im Magen selber aufgefogen werden), mittels der wurmförmigen Magenbewegung nach und nach in den Dünndarm abgeschoben, indem

die gegen diesen bislang verschlossene Pforte sich öffnet. Unter stätem Schieben und Drängen muß nun der verwandelte Bissen den dunkeln Weg durch die vielfachen Windungen und Falten und Schlingungen des etwa 25 Fuß langen Kanales antreten, wobei ihm, aufgelöst und willenlos wie er ist, gar Mancherlei widerfährt. Und immer schlimmer geht es ihm, auch wenn er in der Folge aus dem engen Dünndarm-Tunnel in den geräumigen, ungefähr 5 Fuß langen Dickdarm hinüber getrieben wird, um durch die auf und absteigenden Höhlungen desselben endlich, nach Hinterlassung des letzten brauchbaren Bestandtheils den Körper, dem er sein Dasein zum Opfer gebracht, auf immer zu verlassen und sich vor dem Andanke der Welt, der auch ihn verfolgt, am abgelegensten Orte zu verbergen.

Sein ziemlich harmloser, ob auch etwas säuerlicher, Charakter als Speisebrei wird bald nach dem Austritte aus dem Magen, schon im Dünndarme, mit Galle verbittert und der dadurch wesentlich verändert. Diese schwarzgelbe, zähe Flüssigkeit, das Erzeugniß der Leber aus schwarzem (venösem) Blute, ist übrigens für sein Fortkommen sehr von Wichtigkeit, indem sie die Darmbewegung befördert und, trotzdem sie den verwandelten Bissen ekelhaft macht, ihn anderseits doch wieder vor zu frühzeitiger Fäulniß bewahrt. Durch einen eignen Kanal wird sie in den obern Theil des Dünndarms, den 12 Daumen breiten sog. Zwölffingerdarm, hin geleitet. In nächster Nähe dieses Gallenganges befindet sich auch die Mündung einer Leitung für den sog. Bauchspeichel, den die längliche Bauchspeicheldrüse erzeugt und der, ähnlich dem Mundspeichel, das Stärkemehl der Speisen in Zucker umwandeln hilft, indes einerseits keinen Schleim enthält wie dieser, anderseits reich an Eiweiß ist. Ebenso dient auch die noch nicht völlig erklärte Milch, wenn nicht zum Besten des Bissens selber, so doch zu seiner Nuzbarmachung. Nicht minder sind die unzähligen großen und kleinen Drüsen, welche die innre Haut des ganzen Darmkanals bedecken; durch ihre Schleimabsonderung vor Allem der Weiterbewegung des seiner Endlichkeit mehr und mehr entgegengehenden Bissens höchst förderlich, ob auch tiefer abwärts, schon gegen Ende des Dünndarms, das Gemenge des Speisebries, der Galle, des Bauchspeichels und Schleimes immer dicker, dunkler wird und die unlöslichen Theile darin vorwalken. Denn während der Reise saugen die zahllosen Lymphgefäße (Saugadern) der Darmwände den durchpassirenden Bissen in seinen verdaulichen Bestandtheilen so gründlich aus, als das nur je einem reisenden Engländer von einem Gastwirth widerfahren ist. Im Dickdarme wird ihm vollends noch die Flüssigkeit entzogen und das Uebrige nimmt mehr und mehr die Rolle eines fremartigen Körpers im Leibe an, dessen Loos ihm dann auch in seiner schließlichen Entfernung zu Theil wird.

Vom Magen durch die Dünndärme bis zum Ende des Dickdarms ist die Beschaffenheit des Eingeweides im Ganzen dieselbe; überall besteht der Darm aus drei verschiedenen Häuten. Während die inwendige, die Schleimhaut, im Dünndarm durch unzählige Flocken (4 Millionen) theils aus der Speise das zur Ernährung taugliche aufnimmt, und den sie durchziehenden Saugadern als künftigen Nahrungstoff abgibt, theils ebenso, zur Weiterbeförderung des Uebrigen, aus ihren Drüsen Schleim absondert, liegen der zweiten, unter ihr befindlichen Darmhaut, die aus Muskelfasern besteht, mittelst Zusammenziehung, die Bewegungen der Gedärme ob, und somit mittelbar auch des Bissens. Das äußere dritte und faserige Hautblatt endlich verleiht den Gedärmen nicht nur einen festen Halt und Zusammenhang, erleichtert nicht bloß als glatte Umhüllung die Bewegungen der einzelnen Darmschlingen an und übereinander und in der Bauchhöhle überhaupt, sie heftet und befestigt auch vor allem die Eingeweide aneinander und durch zahlreiche Falten und Bänder an die Bauchwandung.

Die Reise des Bissens von den Lippen unter den Zähnen weg und im Munde herum durch die Mundhöhle bis zum Rachen geht unter der Aufsicht der freien Willkür vor sich und ein Jeder kann sich zweimal bestinmen, was er beißt und schluckt. Ist der Bissen aber einmal durch dieses Thor in die Speiseröhre getreten, so ist ein Stärkerer Meister: Der Wille mag wollen oder nicht, wie von unsicht-

baren Händen gepackt wird der Bissen in den Magen hinunter geschafft. Inbess die angeführte Freiwilligkeit ist auch keine solche, daß wir zur Zunge sagen können: Hebe dich hinter dem Bissen und drücke ihn in den Schlund! oder zu den Gaumenvorhängen: schließt euch! und zur Stimmrinne: du, bedecke dich doch fein genau mit dem Kehldeckel, damit die Speise nicht etwa auf Irrwege geräth! Das Alles käme sehr ungeschickt heraus, wenn's der menschliche Wille kommandiren sollte und die Menschen würden hundertmale ersticken und verhungern, bevor es ihnen ein Mal gelänge, einen Bissen ordentlich hinunter zu befördern. Dieses harmonische Zusammenwirken von den verschiedenen Organen und Theilen des Mundes und Schlundes macht sich vielmehr ganz von selbst und des genauesten, sobald der Wille nur im Allgemeinen erklärt, es solle geschluckt werden, und um's wie? hat er sich dann nicht zu kümmern. Ja, nicht einmal dieser klare bestimmte Wille ist von Nöthen. So weise und so gütig vorsorgend zugleich ist die Einrichtung getroffen, daß das bloße Bedürfen, gleichsam das stumme Seufzen der hilflosen Creatur, den ganzen kunstvollen Ernährungsapparat von Anfang bis zu Ende vollständig in Gang zu setzen vermag. Das Kleinste und Geringste ist da nicht vermissen, ja für dieses vor allem andern erst recht noch und ganz eigens gesorgt. Denn wie räthselhaft ist nicht das Saugen der Neugeborenen. Das unerfahrenste und hilfloseste Thierlein, das noch vor Schwäche zittert in der fremden Welt, in die es soeben gesetzt worden, dessen Auge noch keinen Blick in dieselbe zu thun vermag, sondern seiner Blödigkeit halber verschlossen bleiben muß, dieses hilflose Thierlein weiß nicht nur die einzige Quelle seiner Nahrung richtig zu finden, es gebraucht auch Lippen und Zunge, auf die geeignetste Art selbe herauszubringen und wendet ohne allen Unterricht in der Physik, im Traume gleichsam, die Gesetze der Schwere, des luftleeren Raumes, zu seinem Nutzen an, trotz dem ersten Professor, der über solches experimentirt.

Und neben dieser liebenden Fürsorge in der Weisheit begegnen wir ebenso dem uner schöpflichen Reichthume und einer fast grenzenlosen Mannichfaltigkeit, die auf jedes Bedürfen alles dessen eingeht, was da lebt und webt in der Luft und im Meere, über dem Erdboden und unter demselben, ohne daß ein Einziges zu kurz käme. Wir haben wohl gesehen, wie zweckmäßig und kunstvoll das Eingeweide geschaffen ist, welches dem Leibe Nahrung zu Ersatz und Wachsthum aus der Außenwelt zuführt. Es ist dies nur ein einzelner Zweig des ganzen Lebensbaumes. Aber wie mannichfach, wie zusammengesetzt das Geschilderte bereits schon ist, wenn wir die zahlreichen verschiedenen Thierbildungen durchgehen, treten uns an ihren Ernährungs Werkzeugen fast eben so viele Abänderungen entgegen, bedingt durch die Bestimmung des Thieres, durch die Verhältnisse, in denen und die Mittel, mit welchen es zu leben hat. Allermwegen ist ja für die bestmögliche Ausführung der angeordneten Lebensweise Sorge getragen.

Da ist die Einrichtung zur Ernährung beim Schafe eine verschiedene von der bei der Kaze, indem jenes auf die, dieses auf eine andere Art sich ernährt, das Schaf Gras und Kraut frisst und wiederkäut, die Kaze hingegen Fleisch verzehrt, welches weit schneller und leichter wieder in Fleisch übergeht, als die Säfte des Krautes, die in den Eingeweiden einer längeren Verarbeitung bedürfen. Deshalb denn auch sind schon die Zähne abweichend von einander gebildet, beim Schafe, beim Rind zum Schneiden und Mahlen, bei der Kaze, dem Hunde zum Festhalten und Zerreißen besonders geeignet. Dergleichen die Gedärme des Wiederkäuers zusammengesetzter, dicker und länger als die des Fleischfressers.

Noch ausgesprochener haben die Eingeweide der Vögel vor denen der Säugethiere ihre Eigenthümlichkeiten, ebenso die der Fische, der Schlangen, wodurch sie von denen aller Geschöpfe, die nicht wie Vögel, Fische, Schlangen leben, sich unterscheiden. Aber die Mannichfaltigkeit dehnt sich noch über die einzelne Thierklasse aus, wie wir bei den Bierfüßlern schon gesehen. Auch bei den Vögeln weichen z. B. die Raubvögel und die Hühner unter sich in ihrer inneren Einrichtung des auffallendsten ab, da die einen Fleisch, die andern Körner oder dritte Insekten

als Nahrung zugewiesen erhalten und sie je mit den zweckmäßigsten Hilfsmitteln zu deren Umwandlung in ihr Fleisch und Blut ausgerüstet sind.

Bei den merkwürdigen Bildungen niederer Thiere aber, wie der Insekten, Muschelthiere, Würmer u. dgl. kennt diese Berücksichtigung der Lebensweise, der Bestimmung, der Erhaltung des Thieres, in der Anlage und Ausrüstung der Ernährungsgorgane beinahe keine Schranke. Es kann davon hier nicht einmal eine Andeutung versucht werden, ohne sich auf ein Feld zu begeben, dessen durchschlungene Pfade nur der Fuß des kundigen Naturforschers ohne Gefahr des Verirrens darf zu betreten wagen. Nur soviel nochmals: wo wir auch hinblicken in der Natur, immer ist dem Bedürfnisse schon zuvor begegnet, nichts ist vergessen, übersehen, nirgends tritt ein Mangel, eine Unvollständigkeit als Nothstand auf, vielmehr ist Alles ausgeglichen und überall in der Einrichtung nur Vollkommenheit und Harmonie. Wie aber die schöpferische Weisheit das Innere jeder lebenden Creatur, des Menschen wie des Wurmes im Staube, zu seinem Gedeihen auf's Zweckmäßige zubereitet hat, so auch hat die göttliche Güte nicht nur einem Jeden sein besonderes Bistlein angewiesen, sondern sie trägt auch liebevolle Sorge, daß ihm dieses zu Theil werde, indem sie die jungen Raben speist und des Sperlings auf dem Baume nicht vergißt. Diese Wahrheit, diese Lehre ragt tröstend aus der Naturbetrachtung auch in das geistige Leben des Menschen hinüber.

Künstliche Zucht der Lachse.

Von A. W. Grube.

Für das Forellengeschlecht schien es besonders wünschenswerth, den immer fühlbarer werdenden Mangel künstlich zu ersetzen. In Hünningen (Frankreich) und München haben sich die Regierungen der Sache angenommen und eigene Anstalten für die künstliche Fischzucht gegründet; dergleichen wurde von der schottischen Association bei Normontheld eine Fischzucht im Großen begonnen. Letztere begann ihre Arbeiten am 23. Dezember 1853. Man hatte an verschledenen Orten im Lay 300 Brutkästen aufgestellt und operirte mit 300,000 Stück Eiern. Die künstliche Befruchtung des Fischrogens ist sehr einfach; man nimmt den weiblichen Fisch, faßt ihn bei den Kiemen mit der linken Hand und streicht mit der Rechten gelinde drückend vom Kopf nach dem Schwanz hinunter: die Eier kommen in Masse hervor, und werden von dem mit Wasser angefüllten Gefäße in Empfang genommen. In gleicher Weise drückt man dem Männchen den Bauch von oben nach unten zusammen und es schießt dann der Samen in Gestalt einer milchigen Flüssigkeit hervor. Eier und Samen müssen alsbald mit einander zusammengebracht werden; die Operationen müssen schnell und wo möglich von Mehreren geschehen, da die Milch eines einzigen Männchens genügt, um die Eier von vier Weibchen zu befruchten.

Am 31. März 1854 kam die erste Brut zum Vorschein und die parr's, wie die Engländer die jungen Fischchen im ersten Stadium ihrer Entwicklung nennen, hatten im Junius eine Größe von 1½ Zoll erreicht. Sie wurden den Herbst und Winter hindurch gefüttert, und waren im Mai 1855 zu einer Größe von 3 bis 4 Zollen erwachsen. Am 19. Mai farbte sich ein Theil der Brut, die bis dahin auf den bläulichen Seiten braune Flecken gezeigt hatte, silberfarben. Dieses Silberkleid ist die Reisetouille, die der Fisch bekommt, wenn er in's Salzwasser gehen will. Der Engländer nennt ihn dann smolt. Wider Erwarten zeigten die Smolts, obwohl man die Schleusen ihrer Behälter geöffnet hatte, noch keine Lust zum Fortziehen, bis endlich am 24. Mai ein Schwarm der größten nach der See aufbrach. Es folgten kleinere Haufen nach, doch die Hälfte der Brut blieb zurück. Am 26. April 1856 hatten alle Individuen der zweijährigen Brut ihr Kleid gewechselt, am 28. April begann der Abzug und am 24.

Mai war der letzte Nachzügler verschwunden. Die große Frage war nun, wann kehrt der Smolt als Grilse wieder? Man hatte zwar 12 bis 1300 Stück der fortziehenden Smolts dadurch gezeichnet, daß man die zweite Rückenfläche zerschlugte, und die Fischzüchter am Tay wollten schon im Julius desselben Jahres 22 Stück derselben als Grilsen gefangen haben von 5 bis 9 Pfund Gewicht! Dies war aber jedenfalls ein großer Irrthum, denn schon in früheren Jahren war in der Tweed eine Menge Lachse gezeichnet worden, und außerdem konnte ja die Rückenfläche durch manche andere Ursache zerschlugt worden sein. Daß der junge Lachs erst im folgenden Jahre als Grilse in das Salzwasser zurückkehrt, hatte schon der Fisch des Herzogs von Norburgh bestätigt; man hatte selbigem einen Draht an den Kiemen befestigt (14. Mai 1855), und diesen Lachs am 21. Jul. 1856 als 6½ Pfund schwere Grilse wieder gefangen.

Ueber die Frage, was aus der Grilse wird, haben schon mehrere Experimente entschieden und festgestellt, daß selbige, wenn sie zeitig im Frühjahr nach dem Laichen den Fluß verläßt, schon im Herbst desselben Jahres als Lachs zurückkehrt mit doppeltem oder dreifachem Körpergewichte. Man hatte im Frühjahr 1852 500 junge Lachse mit Gutta-Percha-Ringen gezeichnet und in einen Wascherbehälter dem Fluß Whittaber überliefert, der sich oberhalb Berwick in die Tweed ergießt. Der größere Theil dieser Fische entkam glücklich in's Meer und zog fort auf Nimmerwiederssehen, mit Ausnahme von drei Exemplaren. Eines nämlich wurde 70 Meilen südlicher in der Mündung des Tyne, das andere 300 Meilen (engl.) südlich bei Dartmouth gefangen; der dritte aber kam bei Exmouth 10 Meilen nördlich zum Vorschein — im Bauche eines Stokfisches, der seine Beute schon verdaut hatte bis auf die noch übrig gebliebene Wirbelsäule und die Gutta-Percha-Marke.

So unsicher es auch ist, junge Lachse in's Meer zu schicken auf die Gefahr hin, daß sie entweder gar nicht wieder an den Ort ihrer Brut oder an ganz andere Stellen zurückkehren, wo sie denen zur Beute werden, die nichts für ihre Vermehrung gethan hatten: so ist doch sicher, daß wenn englische und schottische, norwegische und deutsche Fischzüchter mit gleichem Eifer sich der Sache annehmen, wenn sich die Eigenthümer an den Ufern der Lachsgewässer zu einer Aktiengesellschaft vereinen, die erungenen Erfolge zuletzt Allen zu Gut kommen müssen. Man rechnet auf ein Lachsweibchen 20 bis 25,000 Eier; in der Natur werden diese viel unvollkommener befruchtet (ein Theil dient andern Fischen zur Nahrung und wird von den Lachsen selbst wieder verschlungen) als in der künstlichen Zucht, die alle Gefahren abhält. Die Fütterung der jungen Brut ist wenig kostspielig, da man Abfälle von Fleisch aus den Schlachthäusern, von gefallenem Vieh, gefochtes und gepulvertes Fleisch werthloser Weißfische dazu benutzen kann. Junge Forellen und Lachse stürzen mit großer Eier auf geronnenes Blut, besonders wenn man dieses durch eine Spritze treibt, so daß es ein wurmförmiges Ansehen erhält*.)

Da Forellen und Lachse nur in kaltem, reinem mit kiefigem Untergrund versehenem fließendem Wasser gut gedeihen, so sind für ihre Zucht solche Gegenden zu wählen, denen es an frischem Quellwasser nicht fehlt; auch das reine Wasser von Teichen und Seen kann benutzt werden, wenn es ihm nicht an einiger Bewegung und Lufterneuerung fehlt. Für größere Flüsse, Teiche und Seen, empfiehlt Jacobi, der erste Forellenzüchter, als Brutkasten lange Kasten von etwa 1 Fuß Tiefe, oben mit einem starken Deckel versehen, der geöffnet wird, wenn man nach den Jungen sehen will. Vorn und hinten ist der Kasten mit einem Drahtgitter verschlossen, das die Fische am Entweichen hindert. Der Boden der Kiste wird so beschwert, daß sie in dem Wasser schwimmt, und ihre Richtung ist der Art, daß das fließende Wasser hindurchströmt. Eine Kiste von 6 Fuß Länge und 2 Fuß Breite gewährt schon Raum für 6000 Junge. In stillstehendem oder

*) Vergleiche R. Vogt, die künstliche Fischzucht in Brockhaus Gegenwart I.

sehr langsam fließendem Wasser muß die Riste größer sein, und zugleich vermittelt eines daran befestigten Seiles öfters hin und her gezogen werden.

Domänenzüchter Knoche zu Coverden in Kurhessen, der über eine laufende Quelle disponirt, hat folgenden Apparat: „Zum Brutkasten benutze ich einen steinernen Kumpf von 7 Fuß Länge, 2 Fuß Breite und 1 Fuß Tiefe; es befindet sich darauf ein hölzerner Dedel, welcher genau eingefalzt und mit einem Schlosse versehen ist. Auf dem einen schmalen Ende des Dedels ist ein Rahmen aufgenagelt, dessen Länge die Breite des Dedels einnimmt, und der 4 Zoll breit und 4 Zoll hoch ist. Innerhalb des Rahmens sind mehrere Löcher in den Dedel des Kastens gebohrt, um das von oben hineingeleitete Wasser zu vertheilen. Um Unreinlichkeit abzuhalten und das Eindringen schädlicher Insekten zu verhindern, ist über dem Rahmen ein Stück grobes Leinen genagelt, welches das Wasser, ehe es in den Rahmen gelangt, durchsehen muß. Innerhalb des Brutkastens ist noch ein durchlöcherter Kästchen angebracht, wodurch das hineinfallende Wasser noch mehr vertheilt wird und so ruhig in den Brutkasten fließt. Auf der entgegengesetzten schmalen Seite des Brutkastens sind 6 Zoll über dem Boden zwei viereckige Löcher angebracht und mit einer engdurchlöchernten Blechplatte versehen, wodurch das Wasser aus dem Kasten abfließt. Der Brutkasten steht etwas vertieft ganz in der Nähe der Quelle, das Quellwasser ist durch einen Damm 1 Fuß hoch aufgethauet und fließt seitwärts des Brutkastens ab. Durch den Damm wird ein etwa 1½ Zoll weites Rohr gesteckt, und so gerichtet, daß der durchfließende Wasserstrahl gerade auf die über dem Rahmen genagelte Leinwand fällt und durch diese in den Rahmen und dann in den Brutkasten dringt. Der Brutkasten wird 3 Zoll hoch mit reingewaschenem Sand oder Grund angefüllt und Wasser darauf gelassen, welches vermittelt der Abfluslöcher nur 3 Zoll hoch auf dem Grundboden zu stehen kommt. Der Wasserzuluß wird eingestellt und der befruchtete Laich, welcher drei Stunden gestanden hat, behutsam in den Kasten geschüttet und so vertheilt, daß sich die Eier nicht berühren. Die Vertheilung geschieht am besten mit einer Federfahne, womit man das überstehende Wasser bewegt, jedoch dürfen die Eier selbst nicht berührt werden. Der Brutkasten wird hierauf zugedeckt und bleibt nun zwölf Stunden ruhig stehen; nach dieser Zeit wird das Wasser durch das erwähnte Zuflußrohr aufgelassen und dieser Zufluß sechs Wochen lang gleichmäßig erhalten.

Die Laichzeit der Lachse fällt in die 3 Monate Oktober, November und Dezember; das Ausschlüpfen der Eier findet oft schon 6 Wochen nach der Befruchtung statt. Das Ei besteht aus einer festen und elastischen äußeren Haut und einem runden Dotter, der gleichfalls von einem Häutchen umgeben, gelblich gefärbt und vollkommen durchsichtig ist. Wenn die Dottermasse sich trübt ist auch das Ei erkrankt und muß entfernt werden; bei der größten Sorgfalt in der Befruchtung muß der Fischzüchter alltäglich eine Menge schadhafter Eierchen entfernen. Das Wasser dringt durch die äußere Eihaut und dehnt sie aus, kann aber nicht die Dotterhaut durchbringen, so lange das Ei gesund ist. Im Anfang der zweiten Hälfte der Entwicklungszeit zeigen sich zwei große schwarze Punkte, welche durch die Eischalen hindurch schimmern. Das sind die Augen und man hat daran ein Zeichen, daß sich die Hauptorgane der Fische bereits aus der Dottermasse ausgegliedert haben. Noch ist die äußere Haut so fest und elastisch, daß gerade in diesem Momente, wenn die zwei schwarzen Punkte sich zeigen, die Eier unbedingt verandert werden können. Mit jedem Tage wird aber dann die Eihaut lockerer, und das Fischchen durchbricht sie endlich als ein langgestrecktes fast durchsichtiges Thierchen, das man im Wasser kaum bemerken würde, wenn es nicht bei nach hinten zugespitzten Dottersack am Bauch trüge, der ihm für die erste Zeit seines freigewordenen Lebens die Nahrung spendet. Wohl 6 Wochen lang liegen die Jungen mit ihrem Dottersäckchen auf dem Grunde und fächeln nur mit ihren Brustflossen, um das zum Athmen nöthige Wasser zu erneuern. Sobald das Säcklein geschwunden ist, kommen sie auch herauf und wählen sich so

gut es gehen will ihr Jagdrevier, um auf Alles zu springen, was in ihrem beschränkten Raume lebendig sich regt und ihnen als Nahrung erscheint. Jedes stellt sich mit dem Kopfe gegen den Strom und die Stärksten wählen die Mitte desselben. Nun ist auch die Nothwendigkeit da, daß die kleinen Fische einen größeren Spielraum gewinnen; Herr Knoche thut sie in einen zuvor gereinigten Teich, der Zufluß von Quellwasser hat, und findet nach Verlauf eines Jahres, wo sie eine Länge von 6 Zoll erreicht haben, etwa die Hälfte noch vorhanden.

Wir würden den uns vorgestekten Raum überschreiten, wollten wir noch von andern Versuchen und ihren Erfolgen berichten; wir haben aber auf die wesentlichen Punkte hingedeutet, damit der geneigte Leser sich ein Urtheil bilden und zugleich erkennen möge, daß Versuche dieser Art nicht bloß an der Zeit sind, sondern auch der Mühe lohnen, wenn sie mit kluger Berücksichtigung der Dertlichkeit unternommen werden.

Die Fledermäuse.

Von Dr. L. Brehm.

Wie wohlthätig eine genaue Kenntniß der uns umgebenden Geschöpfe ist, sieht man deutlich daraus, daß ohne dieselbe viele unschuldigen Thiere ohne allen Grund gehaßt, verfolgt und getödtet wurden. Die Ringelnatter ist nicht nur ein ganz unschädliches, sondern sogar ein nütliches Thier, weil sie sich großen Theils von Mäusen nährt, allein sie wird mit der allerdings sehr schädlichen, ja lebensgefährlichen Kreuzotter verwechselt, und wo sie sich blicken läßt, erschlagen. Ja sogar die Blindschleiche, das unschuldigste Geschöpf von der Welt, welche nicht einmal eine wahre Schlange ist, wird als solche angesehen, verabscheut und ohne Barmherzigkeit getödtet. Die Schlupfwespe begibt sich nicht selten in ihrer Fliegenjagd durch ein geöffnetes Fenster in ein Zimmer. Sobald sie ein Unverständiger bemerkt, verschließt er das Fenster und schlägt das nützliche Thier todt. Im Frühjahr und Herbst begibt sich oft eine Menge Fliegen durch die Ritzen zwischen den Fenster Säulen und Fensterrahmen in wenig bewohnte Zimmer und setzt sich an die Glasscheiben der Fenster, um den warmen Sonnenschein zu genießen. Das wird ihnen aber nicht erlaubt. Sie werden von den eintretenden Personen mit den lästigen Stubenfliegen verwechselt und in Menge umgebracht, obgleich sie nicht den geringsten Schaden anrichten. Es ließen sich noch manche andere Thiere anführen, welche trotz ihrer Unschuld ein ähnliches trauriges Schicksal erfahren. Ich will mich aber nur auf eine Familie beschränken, nämlich auf die in der Ueberschrift genannte, auf

die Fledermäuse.

Ich erlaube mir zuvor erst Einiges über sie zu sagen.

Sie sind höchst merkwürdige, ja sogar wunderbare Geschöpfe. Bei der Betrachtung eines Vogels sieht Jedermann auf den ersten Blick wie ungemein wichtig zum Durchschneiden der Luft der spizige Schnabel und zum Schweben in derselben der mit muldenartig gestalteten Federn besetzte Flügel ist. Beides fehlt den Fledermäusen und sie fliegen dennoch, und zwar alle geschickt, viele sehr geschwind. Wie sind sie dazu fähig gemacht?

1) Durch ihren inneren Bau.

Das Brustbein hat in der Mitte eine Gräthe, fast wie bei den Vögeln, um den starken, zur raschen Bewegung der Flügel fähigen Brustmuskeln den nöthigen Halt zu geben. Das Schlüsselbein ist stark und die Schulterblätter sind breit, damit die Hinterarmknochen den gehörigen Stützpunkt haben und eine anhaltende Bewegung derselben möglich machen.

2) Durch den äußern Bau.

Die Finger sind, den Daumen ausgenommen, ganz ungewöhnlich verlängert und zwischen ihnen und den Hinterfüßen ist die Flughaut ausgespannt, welche auch den Schwanz einschließt, so das ganze Thier, den Kopf und Hals ausgenommen, umgiebt, und die Flügel und den Schwanz der Vögel ersetzt. Durch diese sehr weise Einrichtung ist ihnen der Flug möglich, allein da die Flughaut lange nicht so passend zum Fliegen ist, als der mit Federn besetzte Flügel der Vögel, so mußte sie viel größer sein, als die Flügel dieser bei gleichem Körpergewichte. Dieß ist auch in der That der Fall.

Bei einer Fledermaus von zwei Loth Gewicht hat die Flughaut eine Ausdehnung, welche doppelt so groß ist als die der beiden ausgebreiteten Flügel eines zwei Loth schweren Vogels.

Man hat die Fledermäuse in viele Sippen eingetheilt, was aber den meisten der geehrten Leser ziemlich gleichgültig sein wird. Das Eine nur bemerke ich, daß es in Ostindien Fledermäuse gibt, deren Körper so groß ist, wie der unseres Eichhorns und deren Flugweite fast 2 Ellen beträgt. Man nennt sie fliegende Hunde. Es giebt viele Arten von ihnen, welche aber alle kleiner sind. Eine besondere Erwähnung verdienen

Die Blattnasen. (Vampirs, Blutsauger.)

Von ihnen erzählt man noch in neuen Naturgeschichten furchtbare Dinge. Sie, die Bewohnerinnen des südlichen Amerika sollen bei der bedeutenden Größe, welche man ihnen angedichtet, dem schlafenden Menschen sehr gefährlich werden. Man gibt ihnen Schuld, daß sie sich auf sein Gesicht setzen, ihm unbemerkt eine Wunde mit den Zähnen oder durch Saugen mit der spitzigen Zunge beibrächten, damit er nicht aufwache, ihm mit den Flügeln Luft zusächelten und nach und nach so viel Blut entzögen, daß er nicht selten an Entkräftung sterbe. In dieser Schilderung aber findet sich manches Unrichtige. Nach den Stücken dieser Vampirs, welche ich in den Museen gesehen habe, sind sie kaum noch ein Mal so groß, als unsere größte Fledermaus (*Vespertilio murinus* L.) und nach den neuern und sichern Nachrichten dem Menschen gar nicht gefährlich. Dem Prinzen Maximilian von Wied, unserm unermüdblichen und tüchtigen Naturforscher, welcher auch die Riesenschlange durch seine wahrhafte Schilderung ihrer Furchtbarkeit entkleidet hat, verdanken wir auch über die Blutsauger genaue und sichere Nachrichten. Er erzählt, daß sie sich an die Schenkel der Maulthiere anhängt und diese so verwundet hätten, daß sie stark bluteten, aber davon, daß sie sich an Menschen gewagt hätten, habe er kein Beispiel erfahren können, und doch reiste er mehrere Jahre in Brasilien. Es ist also gewiß ein sehr seltener Fall, daß diese kleinen Geschöpfe den allen Thieren höchst furchtbaren Menschen anfallen. In ganz Europa gibt es zum Glück keine Vampirs, also haben wir auch Nichts von ihnen zu fürchten, wohl aber werden manche der geehrten Leser und liebenswürdigen Leserinnen sagen, von unsern Fledermäusen. Von den Beschuldigungen, welche ihnen gemacht werden, weiter unten. Jetzt wird man mir erlauben, einiges Merkwürdige von den Fledermäusen nach eigenen Beobachtungen hier mitzutheilen. Zuerst bemerkte ich, daß sie in gemäßigten und kalten Himmelsstrichen Winterschlaf halten. Wie könnten sie auch in diesen ohne ihn bestehen? Sie leben ausschließlich von fliegenden Insekten, denen die Kälte alle Luft zum Fliegen benimmt. Fest ist aber dieser Winterschlaf nicht, denn ich sah einst eine Fledermaus am heiligen Abende des Weihnachtsfestes in einem Bauernhofs herumfliegen. Als ich gegen den Besitzer desselben meine Verwunderung äußerte, belehrte mich derselbe, indem er versicherte, daß dieß nichts Auffallendes sei, die Fledermäuse flögen des Abends. Darauf, daß dieß der Weihnacht nicht der Pfingst- oder Michaelisheiligeabend war nahm der gute Mann keine Rücksicht. Damit nun die Fledermäuse das lange Fasten während des Winters ertragen können, überzieht sich ihr Körper, wie bei den meisten den

Winter in Erstarrung zubringenden Thieren mit einer dicken Fettlage, von welcher im Frühjahr Nichts zu bemerken ist.

Den Winterschlaf bringen sie in Hohlungen, unter Dächern oder hinter geschlossenen Fensterladen, zc. an den Hinterfüßen hängend zu, — dieß ist ihre gewöhnliche Stellung — ohne sich zu regen. Ihr Herz schlägt während dieser Zeit sehr langsam. Sobald warme Frühlingstage kommen, werden sie munter und fliegen des Abends nach Nahrung herum. Da aber zugleich die Liebe in ihrem kleinen Herzen erwacht ist, so jagen die Männchen die Weibchen in der Luft herum und treiben allerlei Kurzweil. Beim Erblicken eines Insektes fliegen sie schnell darauf zu oder stürzen sich in der Luft auf dasselbe herab, wobei man ihre Geschicklichkeit und Gewandtheit im Fliegen bewundern muß. —

Sobald die Weibchen trüchtig geworden, sondern sie sich ganz von den Männchen ab und bilden einen achten Frauenverein in einem Frauengemache. Man findet deswegen 10, 15, 20 und mehr weibliche Fledermäuse in ein und derselben Hohlung. Wir gaben ihnen Käfer im Ueberflusse, sahen diese in unserer Gegenwart verzehren, wobei wir ihre Geschicklichkeit deutlich bemerken konnten. Ihre Arme dienen nämlich durch die zwischen die langen Finger derselben gespannten Flughäute nicht bloß zum Fliegen, und ihr mit scharfem Nagel bewaffneter Daumen hilft ihnen nicht nur zum Gehen, sondern diese Arme mit dem kurzen Daumen sind ihnen auch beim Verzehren großer Käfer sehr behilflich. Sie fassen diese zwischen die Handgelenke, halten sie mit dem Daumen fest und bringen sie so zum Munde, um sie stückweise zu verzehren, was bei ihrem scharfem Gebisse schnell von statten geht. Es sieht aus, als wäre der Käfer in einen Mantel gehüllt. Unsere Fledermäuse wurden, ganz gegen die Behauptung des Dr. Schinz, bald zahm, ja mein Sohn Reinhold brachte die Eine so weit, daß sie dem ihr vorgehaltenen Käfer nachlief.

Bei alledem gelang es uns nicht, Junge zu erhalten. Unsere trüchtigen Weibchen starben nach und nach alle und bei der Untersuchung ihrer innern Theile zeigte es sich, daß jedes der Jungen verkümmert war. —

In der Freiheit bleiben auch die Weibchen, wenn sie geworfen haben noch eine Zeit lang zusammen, und es ist mir nicht unwahrscheinlich, daß in dieser Zeit, während einige nach Nahrung ausfliegen, andere zurückbleiben, um ihre und der Herumsfliegenden Junge zu wärmen. Wir fanden nur ein Junges bei allen, welche wir geöffnet haben, doch sollen sie zuweilen zwei werfen. Wenn das Junge einige Tage alt ist, saugt es sich an einer der an der Brust der Mutter stehenden Saugwarzen an, wird mit der Schwanzhaut wie mit einer Schürze zugebedekt und in der Luft herumgetragen.

Sehr auffallend ist es, daß die Fledermäuse trotz ihrer kleinen Augen auch in solcher Dämmerung, in welcher ein menschliches Auge nicht ohne Anstrengung die fliegende Maus erblickt, das kleinste Insekt zu sehen und zu fangen im Stande sind. —

Bei unsern Fledermäusen machten wir auch die Bemerkung, daß ihre Ohren äußerst beweglich und empfindlich sind. Die beiden deutschen langohrigen Arten bieten im Sigen einen auffallenden Anblick dar. Ihre Ohren sind dann in der Ruhe, wie Widderhörner zusammengesogen, nehmen aber bald eine andere Gestalt an. In Flüge sind sie zurückgebogen, strecken sich aber wie die Fühlhörner einer Schnecke aus, wenn sie einem festen Gegenstande nahe gebracht werden. Man behauptet, man könne einer Fledermaus die Augen ausstechen, ohne sie der Fähigkeit zu berauben im Fliegen jeden Anstoß zu vermeiden. Solche grausame Versuche liegen unserm fühlenden Herzen zu fern, um sie anstellen zu können, allein so viel ist gewiß, daß eine Fledermaus stundenlang in einem Zimmer herumfliegen kann, ohne ein einziges Mal anzustoßen, was bei keinem uns bekannten Vogel der Fall ist. Auch bewunderten wir die Geschicklichkeit der Fledermäuse, sich zu verbergen. Wenn eine lang herumgeflogen war, verschwand sie mit einem Male und es wurde uns oft schwer sie aufzufinden, so geschickt hatte sie sich verkrochen.

Doch der geehrte Leser wird es wohl nicht wünschen, daß ich ihm alle un-
sere über diese merkwürdigen Geschöpfe gemachten Beobachtungen mittheile. Das
Gesagte soll nur dazu dienen, die Theilnahme für diese nützlichen Thiere zu er-
wecken, welche sie so sehr verdienen und nirgends finden, denn sie werden ver-
lästert, gehäßt, verfolgt und umgebracht. Eben weil sie in der Dämmerung fliegen,
wie die Eulen, gelten sie als Finsterlinge, werden als solche geschildert; allein
sie schaden durch ihre Liebe zur Finsterniß Niemanden und suchen auch kein an-
deres Geschöpf für sie zu gewinnen.

Andere sagen, sie seien giftig und hüten sich sehr, ihnen nahe zu kommen
oder gar sie anzugreifen. Noch Andere geben ihnen schuld, daß sie den Speck
in dem Schornsteine auffräßen und zum Beweise für die Wahrheit zeigten sie
Stücke Speck vor, an denen sich Vertiefungen oder Höhlungen mit deutlichen
Spuren der von Zähnen gemachten Einschnitte oder Furchen befinden.

Noch Andere endlich, namentlich die Frauen mit sehr wenigen Ausnahmen,
haben eine entsetzliche Furcht vor den Fledermäusen, denn diese sagen, sie
besitzen eine ganz besondere Vorliebe für das Haar des Menschen, vorzugsweise
für das der Frauen, weil dieses sehr lang und fein ist. Diese Vorliebe treibt
sie in die Zimmer, und wenn ein weiblicher Kopf sich in dem von einer Fleder-
maus besuchten Zimmer sehen läßt, stürzt sich diese darauf, verwirrt sich in den
Haaren und belästigt und beängstigt die Besitzerin des Kopfes auf das Außerstie.
Nur dadurch kann man sich retten, daß man beim Anblick einer Fledermaus
den Kopf mit einem Tuche oder mit der Schürze nicht nur bedeckt, sondern sorg-
fältig zubindet, sonst findet die Fledermaus eine Oeffnung, kriecht hinein und
richtet Schreck und Verwüstung an. Ja selbst in Gottes freier Natur ist man
vor diesen gefährlichen Geschöpfen nicht sicher, denn man sieht deutlich, wie sie
sich aus der Luft herabstürzen, um sich in dieser Bewegung zu üben, damit sie
schnell und sicher auf ein Frauenhaupt herabfallen können, ehe die Besitzerin
dieselben es vermuthet, darum ewige Fehde den Fledermäusen! Die giftigen
Geschöpfe, diese Speckfresserinnen, diese Feindinnen des schönen Geschlechts müs-
sen unablässig verfolgt und auf alle Weise vertilgt werden. Dies geschieht auch
redlich, die Knaben werfen mit den Steinen nach den Fliegenden, ziehen sie aus
den Höhlungen der Bäume und Gebäude heraus und schlagen sie in den Kellern
tödt. Hat sich eine in ein Zimmer verirrt, dann wird das offene Fenster,
zu welchem sie hereinkam und wieder hinausfliegen könnte, geschlossen und Män-
ner und Frauen, — die Letzteren natürlich mit wohl verbundenen Köpfen — jagen
das arme Thier so lange im Zimmer herum, bis es gelingt dasselbe zu tödten. —

Wir wollen nun diese, den armen Fledermäusen gemachten Beschuldig-
ungen etwas genauer ansehen. Daß sie so wenig als irgend eine ungeflügelte
Maus giftig sind, weiß wohl jezt ein Jeder, welcher sich nur einigermaßen mit
der Naturgeschichte beschäftigt hat. Aber das Speckfressen fällt ihnen doch wohl
zur Last, da sie ja sehr leicht als geflügelte Geschöpfe in den Schornstein
kommen können. Ueberdies ist es ja eine bekannte Sache, daß Mäuse Speck fressen,
wie hätte sonst das Sprüchwort entstehen können: „Mit Speck fängt man
Mäuse“ u.

Es wäre sehr gut, wenn alle ungegründeten Beschuldigungen so leicht zu
entkräften wären, als die, daß die Fledermäuse Speck fressen. Schon das
rettende Alibi ist nachzuweisen. Der Speck hängt im Winter in dem Schorn-
steine und zu dieser Zeit schlafen die Fledermäuse in ihren Schlupfwinkeln
fern vom Speck. Es wäre aber doch möglich, daß der Speck eines spät ge-
schlachteten Schweines im Frühjahr, zur Zeit, in welcher sie schon fliegen, noch
im Schornsteine befindlich wäre. Aber auch dann sind die Fledermäuse ganz
unschuldig, wenn er gefressen wird. Wir haben bei den Unfrigen Versuche mit
Fleischnahrung angestellt. Wir haben alle Arten rohes Fleisch und Stücke Speck
ganz klein geschnitten und ihnen vorgeworfen. Allein nicht eine Einzige rührte
das eine oder das andere an.

Ja die Fledermäuse sind gar nicht im Stande eine Seite Speck anzufressen! dazu gehören Ragezähne und die haben wohl Mäuse und Ratten, nicht aber die Fledermäuse. Wie wollen sie mit ihren vier spitzigen Eckzähnen ein Stück Speck abbeißen? Es ist ihnen ganz unmöglich. Wenn Speck in dem Schornsteine wirklich angefressen wird, so sind es die niederträchtigen Hausratten, welche es thun.

Diese abscheulichen Thiere, welche, was ich mehrmals mit eigenen Augen gesehen habe, im Stande sind, an der glatten Wand eines Zimmers hinauf zu laufen, steigen mit wahrer Gemüthsruhe an der rauhen innern Wand eines Schornsteins empor, laufen auf den Stangen, an welchen der Speck hängt, zu diesem hin und fressen mit aller Bequemlichkeit Löcher in denselben. —

So ist also die Unschuld der armen Fledermäuse wegen dieser zweiten Beschuldigung unwidersprechlich dargethan.

Es bleibt also nur noch die übrig, daß sie den lieben Frauen in die Haare fahren sollen. Was zu dieser Meinung Veranlassung gegeben, ist schwer zu sagen. Das Betragen der Fledermäuse wenigstens nicht. In der Freiheit kommt eine fliegende Fledermaus dem Menschen nie so nahe, daß man nur versucht sein könnte zu glauben, sie werde sich in den Haaren verwickeln. Im Zimmer freilich, wenn mehrere Menschen darin sind, muß eine darin herumfliegende Fledermaus zuweilen nahe an den Menschen vorbeikommen, zumal wenn das Zimmer niedrig ist, aber sie hält sich doch immer nahe der Decke und in die Haare zu fliegen fällt ihr gar nicht ein, wovon sich ein Jeder überzeugen wird, welcher eine in einem Zimmer fliegende Fledermaus ohne vorgefaßte Meinung beobachtet.

Gerade die Fledermäuse sollten auf alle Weise geschont werden. Sie sind die Erhalterinnen der Wald- und Obstbäume; denn sie fangen bei ihrem guten Appetite eine Unzahl von Insekten, welche den Blättern und Blüthen der Obst- und Waldbäume, wie den Nadeln der Lannen, Fichten und Kiefern verderblich werden. Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur ihren Koth zu untersuchen; man wird darin finden, daß er aus Nichts, als aus Ueberresten von Insekten besteht. Sie sind auch im Fangen derselben sehr geschickt, wie wir schon oben gesagt haben. Ihr Flug ist sehr rasch und sicher und aller möglichen Wendungen fähig. Erblicken sie ein Kerbthier unter sich, dann stürzen sie sich mit solcher Gemandtheit auf dasselbe herab, daß es ihnen nur selten entgeht. Welche geschickten Insektenjäger sie sind, sieht man auch daraus, daß ihr Körper im Herbst mit einer dicken Fettlage umgeben ist.

Sie haben beim Vertilgen der schädlichen des Abends fliegenden Insekten in unserm Vaterlande nur 3 Gehülfen, nämlich: den Stein- und rauhfüßigen Faux und den Ziegenmelker. Allein die beiden erstern ziehen die Mäuse den Käfern vor und alle drei sind im Vergleiche mit den verschiedenen Arten der Fledermäuse selten zu nennen.

Man kann dreist behaupten, daß auf ein Paar Steinkäuze 100, auf ein Paar Ziegenmelker 200 und auf ein Paar Rauhfußkäuze, selbst da, wo diese leben, 500 Fledermäuse kommen. Dabei ist in Betracht zu ziehen, daß die erstern nur die Ebenen und Hügel in Gegenden, welche Laubholz haben und die letzteren nur in gebirgigen Schwarzwäldern, welche alte hohle Bäume in sich schließen, bewohnen, und auch da sehr einzeln anzutreffen sind. Die Jagd der schädlichen des Abends und Nachts fliegenden Kerbthiere ist also den Fledermäusen fast ganz überlassen. Darum hinweg mit den albernen Vorurtheilen, welche unseren Günstlingen, die gar keinen Schaden thun und keinen andern Fehler haben, als daß sie nicht schön aussehen, unverdienter Weise Haß und Verfolgung zugezogen haben. Wir wollen ihre Verdienste nicht nur anerkennen und sie schonen, sondern sie auch überall, wo es uns möglich ist, schützen und vertheidigen.

Dies und Das.

Die **Erfußt** und das Maß der Speisen, welche der Mensch zu sich nimmt und nehmen kann, ist erstaunlich verschieden. Es ist bekannt, wie wenig der Franzose im Vergleich gegen den Deutschen ist. Der Italiener hat mit einer Elle Macaroni seine volle Sättigung, während der Irländer ein ansehnliches Maß Kartoffeln aufzehrt, ehe er zur Gänge hat. Der Engländer vollends verzehrt ein Maß von Fleisch und Eiern, das wieder einen Deutschen in Erstaunen setzt, und die sehr starken geistigen Getränke, womit er die Speisemenge hinabspült, ist auch nicht unerheblich. Auch der Spanier ist sehr mäßig. Ein Hindu hat mit soviel Reis, als in eine hohle Hand geht, lange Zeit genug, indeß ein Eskimo zwanzig Pfund Fleisch in Einem Tage verschlingt. Ihn übertrifft aber doch noch der Russische Lатар, der in 24 Stunden vierzig Pfund Fleisch verschlingt, und dann behaglich ausruht, um zu verdauen, um sein edles Geschäft von Neuem zu beginnen. Wollte man aber die Regel aufstellen, daß mit der Wohnstätte der Völker gegen Norden die Erfußt und das so größere Maß des Speisebedürfnisses wachse, so würde das doch nicht zutreffen, denn der Buschmann im südlichen Afrika ist ein entseßlicher Eßer, der Tag und Nacht mit den Seinen an einem gestohlenen und kaum gebratenen Ochsen fortißt, bis die letzte Fleischfaser vom Knochen abgenagt ist und er seinen vollgestopften Magen kaum in Sicherheit vor den verfolgenden Holländern bringen kann, denen er listiger Weise den Ochsen aus dem Kraal gestohlen hat.

Wunderbare Fügungen sind es, durch die der Herr den Menschen, der unter ungünstigen Verhältnissen geboren wurde, an seine rechte Stelle im Leben stellt. Der berühmte Bildhauer Rauch in Berlin, der das vielbewunderte Standbild Friedrichs des Großen machte, war armer Leute Kind und mußte sich, wie man zu sagen pflegt, recht durch die Welt drücken. Niemand ahnete, was für eine reichbegabte Natur er sei und welche Kräfte der Herr ihm, unerkannt, verliehen hatte. Durch mancherlei Geschicke wurde er endlich Bedienter, Laquai, wie die vornehmen Leute sagen. Da trifft es sich einmal, daß er der Butter, die auf die königliche Tafel gesetzt wird, mit vieler Sorgfalt gar schöne Form und Gestalt gibt, Büumen und Thiergestalten in ziellicher Verschlingung. Darauf wird das Auge des Königs aufmerksam. Er forscht, wer das gemacht? Und hört, der Laquai Rauch sei es gewesen. Darauf läßt ihn der König zu sich rufen, erkundigt sich, läßt sein Talent prüfen, ihn dann unterrichten und ausbilden und nach Jahren ist er der erste Bildhauer Preußens, hochgeehrt und mit Recht.

Vor etwa vierzig oder soviel Jahren lebte in Italien ein ebenso großer und berühmter Bildhauer, er hieß Canova. Dem ging es ebenso. Er gab einst der Butter die Form eines ruhenden Löwen, der von so großer Schönheit war, daß vornehme Gönner auf ihn aufmerksam wurden, ihn ausbilden ließen, und auch er wurde ein weltberühmter Künstler. Das sind doch gewiß wunderbare Fügungen!

Unterschiede der Triebkraft der Natur, wie sie uns Amerika, besonders Südamerika, im Vergleiche dieser Kraft der Natur bei uns, darbietet, übersteigen oft riesenhaft unsere Vorstellungen. Wir kennen das Schilfrohr, welches an unsern stehenden Gewässern und in unsern Sümpfen wächst. Das Ueppigste dürfte kaum viel mehr, als einen Zoll im Durchmesser halten, und in Paraguay wächst das Schilfrohr zu einer Höhe, welche sich ungefähr ermitteln läßt, wenn wir den Durchmesser des Rohrstafes ermesien. Dieser ist über $\frac{3}{4}$ Fuß und der Umfang der eines sehr starken Manneschenkels. Dabei hat das Rohr eine ungeheure Härte, die sich dadurch wieder begreifen läßt, wenn wir die Thatfache in's Auge fassen, daß in dem Kriege, welcher in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gegen die Spanier und Portugiesen geführt wurde, solche Rohre, mit Leder auswendig überzogen, als Kanonen dienten und eine Wirkung hatten, die die Feinde in Erstaunen setzte. Wohlfeil waren sie gewiß, und wenn sie auch etwa schnell unbrauchbar wurden, so war jedes Flußufer das Arsenal, wo man neue Kanonen holen konnte, die Schuster und Sattler zum Gebrauche bereiteten, und an Thierhäuten mangelte es auch nicht. Wann haben auch die Mittel gefehlt, die der Mensch zum Verderben des Bruders gebraucht?—

Der Korf zu unsern Stöpseln an Flaschen, zu unsern Doppelsohlen und tausend andern nützlichen Dingen ist die Rinde einer Eiche, die wenn sie zur Saftzeit abgeschält wird, sich in gewissen Zeiten wieder ersetzt, und, ist sie alt und dick genug, wieder abgeschält wird. Diese Korkeiche wächst wohl im Süden von Europa, aber der Verbrauch an Korf nimmt mit jedem Jahre in Europa, besonders in Frankreich, wegen der Ausfuhr französischer Weine, zu. Es mußte daher erfreulich seyn, daß in Algier ganze Wälderstrecken mit Korkeichen bewachsen sind. Als man aber an das Ausbeuten kam, zeigte es sich, daß das Kreiben der Araber und Kabylen alle Hoffnung zu Nichte machte, denn diese brannten die Wälder nieder, um junges, üppiges Gras für ihre Heerden zu gewinnen und um die Wälder kümmernten sie sich nicht, die mochten wieder nachwachsen. — Die französische Regierung gab sich alle Mühe, diesem heillosen Verfahren Einhalt zu thun, und suchte dieß durch Geldstrafen zu bewirken, welche sie den Stämmen auferlegte, die ihre Korkeichenwälder anspekten. So lange aber diese Strafen geringe waren und das junge frische Gras ihnen mehr werth war, brannten die Araber und Kabylen nach wie vor ihre Wälder nieder und erlegten die Strafe. Erst da hörte es auf, als man die Strafen so steigerte, daß sie zuletzt denn doch auch diese Leute süßig machten. Nachdem nun endlich

den Korkeichenwäldern Sicherheit errungen war und ungeförtes Wachsthum, bewarben sich französische Kapitalisten um die Concession, gewisse Wälder und Gebirgsstrecken, die ihnen zugemessen wurden, für eine jährliche Abgabe an den Staat auf 40 bis 60 Jahre zu pachten. Nunmehr wurde die naturgemäße Behandlung der Korkeiche eingeführt, und seitdem geübt die Ausbeutung des Korks in stets reichlicherem und vortheilbringenderem Maße. Zugleich ist es für die fortschreitende Entwicklung des Landes von großer Wichtigkeit, daß an solchen Korkeichengebieten Niederlassungen gegründet, Magazine erbaut und Straßen angelegt werden, um den gewonnenen Kork nach den Häfen zu schaffen, von wannen er nach Frankreich übergeführt wird. Durch solche Niederlassungen werden Handwerker anderer Art veranlaßt, sich anzusiedeln, und die ersten Anfänge künftiger Orte, vielleicht Städte, ist anspruchlos und wenig auffallend gelegt, deren raschere oder langsamere Entwicklung im Schooße der Zeit ruht und — in günstiger Lage. —

Die Tiefe des Meeres zu erforschen, ist ein Gegenstand von der größten Wichtigkeit für die Seeschiffahrt zu allen Zeiten, seit man den Ocean befährt, gewesen. Es hing, begreiflicher Weise, davon die Sicherheit der Schiffahrt ab; allein in unsern Tagen hat diese Sache noch eine andere Bedeutung gewonnen. Kam man ja doch durch die merkwürdige Entdeckung, daß man die Telegraphen-Drähte auch unter dem Wasser fortleiten könne, auf den Gedanken, wie Frankreich und England, England und Belgien, durch ein Drahtseil also verbunden sind, daß in der kürzesten Zeit Nachrichten durch diese telegraphische Leitung von Einem Lande zum Andern gelangen, auch Amerika und Europa in derselben Weise zu verbinden. Dazu war denn aber vor allen Dingen nöthig, daß man die Tiefe des Atlantischen Meeres erforsche. Das hat man denn ausgeführt und gefunden, daß die größte gesundene Tiefe 2170 englische Faden oder etwa eine halbe deutsche Meile, zwischen Irland und Neufundland, ist. Die durchschnittliche Tiefe aber beträgt 1600 bis 2000 Faden oder 10 bis 12000 Fuß. Der Boden des Atlantischen Meeres, das hat man dabei denn auch gefunden, hat die Form einer Mulde, wobei jedoch im Osten und im Westen das Becken nicht weit von der Küste in ungeheurer steilen Wänden abfällt. Der Boden aber besteht aus feinen Schalen von, Gott weiß wie viel Milliarden kleiner Schalthierchen. Was sonst noch da unten liegt — wie mancher Schiffstreck, wie mancher Menschenknochen — wer weiß es? — Aber der Boden war für das Drahtseil des Telegraphen vollkommen erwünscht. Es ist denn endlich mit unermeßlichen Kosten und ungeheuren Schwierigkeiten gelegt worden. Eine Botenschaft ging herrlich hinüber, eine andere kam herüber — beides sich zugehendete Grüße der Königin von England und des Präsidenten der vereinigten Staaten von Amerika — und damit war's Alle! Mit den Botchaften hatte es ein Ende, denn das Telegraphen-Seil versagte plötzlich den Dienst. — Nun suchen sie, wo der Schaden liegt, haben's aber noch nicht gefunden. Das sind die zwei theuersten Grüße, die sich je zwei hohe Häupter zugesendet haben — denn wie viele Millionen Thaler mögen sie kosten? — Und — wer weiß, wann wieder einmal ein niehender Amerikaner das Profit eines Engländers auf diesem Wege bekommen wird? —

Eine sonderbare Sitte der Fuchsch-Indianer in Amerika verdient bemerkt zu werden. Bei ihnen ist es eine Schmach, kein Pferd zu haben. Dennoch kommt dieser Fall natürlicher Weise vor und ist besonders unangenehm, wenn der Stamm einen Kriegszug vor hat. In diesem Falle setzt sich der Indianer, welcher dieß Mißgeschick hat, mit entblößten Schultern in der Ebene unweit des Dorfes nieder und raucht schweigend seine Pfeife. Der glücklichere Stammgenosse, der ihm, um des Kriegers für den Stamm nicht zu entbehren, ein Pferd schenken will, reitet in weiten, sich immer mehr verengernden Kreisen um ihn herum, bis ihn seine Pfeitsche erreichen kann, die er ihm dann, in stetem Kreisreiten, so oft über die Schultern sausen läßt, bis das Blut rinnt. Dabei spricht er: Du bist ein Bettler! Ich schenke dir mein Pferd; aber du wirst das Zeichen meiner Pfeitsche auf deinen Schultern tragen! — Und das Pferd ist sein. Die Fuchsch-Indianer nennen dieß das Pferderauchen. —

In England gibt es doch ganz kuriose Heilige, und die seltsamsten Geschichten ereignen sich dort schier alle Tage, Geschichten, welche unsere Lachmuskeln nicht selten in eine heftige Bewegung versetzen. So berichten englische Zeitungen, daß ein Zahnarzt, der sein Ende herannahen fühlte, ein Testament machte, in welchem, außer anderen höchst seltsamen Bestimmungen, auch die vorkam, daß alle die Zähne, welche er in seinem Leben an Zahneweh leidenden armen Schelmen ausgezogen, und die er sorgfältig aufgehoben hatte, in seinen Sarg gelegt und mit ihm begraben werden sollten. Der Ausspruch des Testaments mußte vollzogen werden und es fanden sich in seinem Nachlaß nicht weniger, denn dreißig Tausend Zähne. Wenn die Sache wahr ist, so scheint die Zähnepein denn doch auch in England nicht rar zu sein. Hat der Mann dreißig Jahre als Zahnarzt praktizirt, so kommt auf jedes Jahr 1000 ausgezogene Zähne, und nahezu drei auf den Tag, und noch mehr, wenn man die Sonntage abrechnet, die in England streng gehalten werden. Unser Einer meint, das Stücklein sei doch ein Bißchen zu dick, um es als wahr anzunehmen! — Und wenn es wahr — was wird das für ein Kopfbrechen über die vielen Zähne in Einem Grabe geben, wenn es seiner Zeit einmal geöffnet wird, um einem Andern als Ruhestätte zu dienen? Ohne Zweifel ist dann der resp. Zahnarzt und sein Testament längst vergessen, und die Gelehrten werden weiblich sinnen, wie das gekommen, vielleicht sich darüber in die gelehrten Haare gerathen.



Lith. Anst. von F. Elmrich in Frankfurt.^{am}

Ju. Horn Ein Bild aus dem Volksleben.

Ein Bild aus dem Volksleben.

Von W. D. von Horn.

Mit einer Abbildung.

Es ist ein mittelgroßes Dorf, in das wir blicken, die Häuser sind noch mit Stroh gedeckt, darauf das Moos vom saftigsten Sammtgrün bis zum dunkeln Rothbraun in allen Schattirungen sich ausbreitet. Es ist Morgen, etwa sechs Uhr. Ueberall herrscht Stille. Nur die Hofhähne krähen und die Hennen gadern. Kinder spielen im Schatten. Die Sommer Sonne liegt schon brühdend heiß am Morgen auf Dorf und Flur, auf der es nicht gethaut, und jede Kreatur fühlt ihre abspannende Macht. So brennt sie seit drei Wochen und am blauen Himmel hängt kein verfinsternendes Wölkchen. Alles vertrocknet. Mitten im Dorfe steht ein Köhrbrunnen, der einzige des Dorfes. Die Brunnenkiste ist leer, fast trocken, und die Eichenröhre, die sonst zu enge ist für den Strahl, träufelt einen dünnen Faden Wassers. War vor wenigen Monaten in wenigen Minuten der Eimer gefüllt, so muß jetzt der dünne Wasserfaden schier eine Viertelstunde laufen, ehe er sein Maß hat. Drum sitzen und stehen Frauen und Mädchen auf und an der Brunnenkiste, und harren bis die Reihe an sie kommt, ihre Eimer zu füllen, die sie an einem über dem Nacken liegenden Holze, das, kunstgerecht ausgehöhlt, sich der Nackenbildung anschießt, hängen haben.

Es sind sieben, die wir am Brunnen finden. Zwei alte Frauen sind in eifrigem, halblautem Gespräche, welches sie mit lebhaftem Gebärden Spiel begleiten. Die faltigen Gesichter zeigen von innerer Erregung; die Eine, die bei sechzig Jahren noch rabenschwarzes Haar und zwei blitzschleudernde Augen hat, läßt bisweilen einen dieser Blitze nach dem untern Ende des Brunnens schießen, wo, in sich zusammengesunken, eine jugendliche, bildschöne Gestalt sitzt, über ihre Bütte gebeugt, starr an die Erde blickend, und von ihren Gedanken erfüllt, die einen Zug tiefen Schmerzes über das liebreizende, bleiche Gesicht breiten. Unweit von ihr, aber ihr den Rücken kehrend, stehen näher dem rinnenden Wasser, vier jugendliche Gestalten. Es sind drei Mädchen und eine erst kurz vermählte Frau, offenbar vor Kurzem noch ihre Gespielin. Es sind volle, kräftige Gestalten, voll Feuer und Leben, mit leuchtenden Blicken und rothigen Wangen. Sie scherzen und lachen, aber keine hat einen Blick für das Mädchen, das ihnen im Alter gleich, dort unten, theilnahmslos und ohne Theilnahme von ihnen, mit ihrem tiefen Weh allein sitzt. —

Sie ist schöner, als sie alle. Sie ist ihnen ebenbürtig, aus demselben Dorfe, das zeigt ihre Kleidung. Züchtiger verhüllt ist sie, das zeigt Ein Blick. Und doch hat Niemand einen Blick der Liebe, ein Wort der Liebe oder des Mitleids mit der Gedrückten. Seltsam! — Jetzt hebt die schwarze Alte ihre Eimer ab, sie sind voll. Noch einmal schießt sie einen Flammenblick auf das bleiche Mädchen. Ihre Blicke begegnen sich; aber das bleiche Mädchen schlägt schein die Seiten zu Boden, seufzt und regt sich nicht, bis die Letzte ihre Bütte auf's Haupt heben will. Sie ist ihr zu schwer. Da bewegt sich die bleiche Gestalt, als wolle sie heben helfen; aber rasch strengt die junge Frau die letzten Kräfte an, hebt allein die Bütte auf, wendet sich rasch und geht. — Sie hat keinen Blick des Wohlwollens für die Arme.

Jetzt rückt das bleiche Mädchen ihre Eimer unter die Rinne. „Nicht einmal einen Liebesdienst!“ seufzte sie; zerdrückt eine Thräne und sinkt wieder in sich zusammen. Endlich sind auch ihre Eimer voll und sie geht ihrer Wohnung zu, ohne daß sie ihr Auge vom Boden aufschlägt. Bald darauf tritt sie aus ihrem Hause. Sie trägt Grasstuch und Sichel unter dem Arme. Rasch und leicht schreitet sie aus; aber ihr Auge haftet am Boden und ihre, offenbar einst schöne, gerade Haltung ist geknickt. Vorübergehende grüßt sie leise und demüthig. Eines dankt mit Gegengruß, das Andere achtet den Gruß nicht. Niemand blickt nach

ihr. Endlich erreicht sie das Ende des Dorfes. Hier, wo sie mit einem Schritte im Freien ist, hebt sie das schöne blondgelockte Haupt empor; das große blaue Auge überblickt den Weg. — Dort kommen Leute — und ob's auch der nächste Weg ist, sie schlägt den Fußpfad ein — um — ihnen nicht zu begegnen.

Es ist Sonntag. Friede und Ruhe des Sabbath's liegt auf Dorf und Flur. Hier und dort stehen Männer im Sonntagsrocke bei einander, denn es wird bald läuten; der Organist hat schon das Lied beim Pfarrer geholt, und die Buben der Oberklasse stehen vor der Thüre des Glockenthurms, harrend, daß der Organist, der auch Küster und Glöckner ist, die Thurmthüre öffne, wo sie dann in Haufen hineinsürmen, um sich der Glockenseile zu bemächtigen. Zu läuten ist Lust und Ehre. Jetzt kommen auch Trupps von Frauen und Mädchen aus dem Unterdorfe langsam herauf, der Kirche zu. Aus dem Fenster sieht hier und dort eine Andere; Grüsse werden gewechselt. Man bleibt stehen, redet ein paar Worte. Die Dirnen kommen heraus und gehen langsam und feierlich mit. Jetzt läutet's.

In dem Eckhause, in der Oberstube sitzt die bleiche Maid. Ihr schönes Gesicht ist wo möglich noch bleicher, als damals am Brunnen. Sie ist schwarz gekleidet, schwarz von der Sohle bis zum Scheitel. Kein weißes Bünktchen zeigt sich an ihrem Anzuge. Es ist in ihrem einsamen Gemach todtsille, nur der Holzwurm, die Todtenuhr, arbeitet im Holze der Fensterbekleidung. Vor ihr liegt die Bibel. Sie liest darin mit gefalteten Händen. Sie liest die Geschichte von der begnadigten Sünderin, die Buße, tiefe Buße gethan, und es hebt sich leichter die tiefaufseufzende Brust. Sie sinkt auf ihre Kniee. Sie betet mit wunderbarer Inbrunst, und die rollenden Thränen reden von dem, was in der sich stürmisch hebenden, jugendlichen Brust vorgeht. Es läutet noch immer. —

Sie erhebt sich, trocknet die Thränen sorglich, blickt zum Fensterlein hinaus und als sie Niemand mehr zur Kirche gehen sieht, eilt sie zum Gotteshause. Noch ist die Thüre offen.

Dort unter der Treppe, welche zur Orgel führt, ist ein moderiger Stuhl. — Niemand sitzt in der Bank. — Es ist ein verrufener Sitz! Sie tritt gesenkten Auges ein. Fast bricht sie zusammen, als sie zu diesem Stuhle entbiegt — aber sie richtet sich auf und tritt — hinein.

Ihre Thränen rinnen in Strömen, sie rinnen während des Gesanges; sie rinnen noch, als der Geistliche den Segen spricht. Es ist die Sitte, die schöne, geregelte Ordnung, daß zuerst die weiblichen Schulkinder aus ihrer Bank heraustraten, dann die Jungfrauen — (sie sieht die höhnenenden Blicke nicht, die auf sie fallen); nun die jungen, dann die alten Frauen hinaustraten. Jetzt wankt sie, die Letzte, hinaus — und es bleibt ein weiter Raum zwischen den Frauen und ihr. Gesenkten Hauptes eilt sie dann in ihres Hauses Thüre, hinauf in die Stube. Dort sinkt sie laut weinend auf die Bank. — Kein Blick der Liebe ist ihr geworden; kein Blick des Mitleids. Hart sind die Herzen, wie die Steine, die ihr Fuß tritt.

Sie hat das schöne Haupt auf den Tischrand gestützt, und die Thränen rinnen. —

So trifft sie die alte Mutter.

Komm, armes Kind, sagt sie, die Tiefbewegte, wir wollen zu Tische gehen! Da fliegt das Mädchen an der Mutter treue Brust, laut weinend und schluchzend und der Mutterarm umschließt sie; weinend ruht Kind und Mutter einander an der Brust, und stille ist's sonst. Man hört kein Wort. „Armes Kind“ hat sie die Mutter genannt. O, das war die erste Liebesäußerung, die sie heute gehört. Sie klang wie die, die sie gelesen. Heute konnte sie nicht hinunter zu Tische gehen, wo ihr unter der Magd der harte, strenge Vater den Sitz angewiesen. — Er hatte seit einem Jahre kein Wort mit ihr gewechselt, keins zu ihr gesprochen, und er sah doch, wie das Leben dahinwelkte, wie das arme Herz bald brechen werde.

Die Mutter brachte ihr das Essen herauf. Sie berührte es kaum. Sie blieb über der Bibel und dem Gebetbuche, bis die Stunde des abendlichen Viehfütterns kam. Das lag ihr ob. Sie ging hinab. Die schönen Augen waren roth geweint, aber die Mutter hatte zu ihr „Kind“ gesagt; hatte sie wieder einmal an's Herz gedrückt; hatte mit ihr und über sie geweint. Das war der höchste Sonntagseggen neben dem göttlichen Worte, das sie gehört und gelesen, und dem Segen, den der Pfarrer auch über sie gesprochen.

Der Winter nahte. Ueber die „Stoppeln“ fuhr scharf und schneidend der Nordwind. Er trillte die Wetterfahne auf dem Gemeindehause und den Hahn auf dem Kirchturm, und die gelben Blätter der Bäume und rauschte in den Kronen der Eichen im nahen Walde. In dem Wiesengrunde hüteten Jünglinge und Mädchen das Vieh. Ueberall Lachen, Gesang, heiteres Spiel, Lust und Freude. Ueberall haben sich die Gleichalterigen geschaart. Es ist Sonntag Nachmittag. Aber da droben, wo die umhegten Wiesen eine Dreispitze bilden, lehnt wider der Hecke eine bleiche, jugendliche Gestalt. Sie ist mutterseelen allein, und hütet sorglich ihr Vieh, das es sich nicht tiefer hinabzieht, wo die Andern weiden. Ihr thränenschwerer Blick ruht, sobald sie nicht auf die weidenden Thiere zu achten hat, drüben auf einem kleinen Grabhügel auf dem Gottesacker, den sie hier sehen kann. Das laute, fröhliche Leben schlägt an ihr Ohr. Ach, vor einem und einem halben Jahre war sie die Fröhlichste unter den Fröhlichen, mitten im Kreise — jetzt — o jetzt!

Sie blickt mit rinnenden Thränen hinüber nach dem kleinen Grabe, legt die weiße, durchsichtige Hand auf das gepresste Herz und sagt, einen stehenden Blick zum Himmel sendend: Ich komme bald zu dir! — Dann aber bedeckt sie die Augen mit ihrer Schürze und weint laut; und drunten jubelt das fröhliche Leben. — Sie treibt endlich ihre Thiere heim und der Abend sinkt mit seiner Ruhe herab, und auch ihr thränenmüdes Auge sinkt zu und der Mond blickt auf ihr bleiches Antlitz und auf die zum Gebete gefalteten Hände. Sie ist betend entschummert. Der Morgen tagt. Da tritt die bleiche, müde Gestalt, unter einer schweren Flachsbroche keuchend, aus der Thüre. Ihr Gang wird aber fest, als sie durch's Dorf schreitet, der Drecksstätte zu. Dort sind Frauen, Mädchen, Jünglinge und Männer mit Flachsbrechen beschäftigt. Leise grüßend, stellt sie ihre Broche in einen Winkel, unter eine vom Raine herabhängende Hafelstaude. Dort beginnt sie stille und fleißig ihre Arbeit. Man sieht, wie schwer es ihr wird, aber Niemand beachtet sie. Am lauten heitern Gespräche nimmt sie keinen Antheil. Kein Scherz, auch wenn er Alle zu lautem Lachen reizt, zaubert ein Lächeln auf ihre Züge. Sie arbeitet mit aller Kräfte Anstrengung bis zum sinkenden Abend. Hier und dort geht Eins ab. Niemand wünscht ihr eine gute Nacht. Sie ist die Letzte, die scheidet von der Stätte des Fleißes, und Niemand ahnet, wie es ihr durch die jugendliche, einst so starke Brust sicht. Niemand hört das kurze trodene Hüsteln. Niemand achtete des schweren Athmens unter der harten Arbeit. Sie hat es ausgehalten bis an den Abend, aber sie sinkt entkräftet nieder, als sie heimkehrt. Zwar will sie noch den Abend spinnen, aber die Mutter duldet's nicht. Sie muß sich zu Bette legen, damit sie sich erhole. Die Andern beachten es nicht, daß sie am Tische fehlt — und — die abgezirkelten rothen Bäckchen in dem schneeweißen Gesichtchen beachtete auch Niemand, als die kummergebeugte Mutter, und tiefaufathmend sagte sie: Es sind Kirchhofstosen! O du mein armes Kind!

Es war ein Freitag, der Tag, da man vor vierzig Jahren die Hochzeiten noch alleine und einzig feierte, weil das ein guter Tag war, wie der Dienstag. An andern Tagen, als am Sonntage, wurde keine Hochzeit gehalten, weil dann nur Unglück und Verderben folgte. — Advent, die geschlossene Zeit war nahe, da feierte man meist die Hochzeiten im Lande. Es ist zehn Uhr Morgens

und ein Zeichen mit dem Gebetglöcklein gibt den Aufbruch des Hochzeitszuges aus der Mühle am Unterdorfe an.

Im Eckhause in der Oberstufe lehnt verborgen Eine an der Fensterbekleidung. Ach, wie blühen heute die Kirchhofrosen in diesem schneeweißen Gesichtchen! Wie schwimmen die Augen in Thränen! Wie hebt sich kurzathmend die Brust! Wie sind die feinen Händchen, an denen man jede blaue Ader sieht, vor der wunden Brust gefaltet! — So lehnt sie da, wie ein Steinbild, und nur die herabrinnenden Thränen zeigen, daß Leben in der Gestalt ist, und das kurzathmige Heben und Senken der jugendlichen Brust. Als das Glöcklein von der hochgelegenen Kirche herabhallt, da durchzuckt es ihr ganzes Wesen, daß schier der feine Leib zusammenbricht; aber sie überwindet's. — Nur der Thränen unverstegbarer Quell rinnt stärker und ein Seufzer windet sich los aus der brennenden schmerzenden Brust. —

Jetzt läutet's vom Kirchturme mit zwei Glocken. Eine Schaar sonntäglich gekleideter Knaben steht bei dem Lehrer auf der hohen Kirchhofmauer und blickt dem Hochzeitszuge entgegen.

Jetzt tönen Geigen und Klarinetten, nebst einer Posaune, einen Marsch — der Zug naht. —

Voran des Müllers Sohn, der Bräutigam, ein stattlicher, prächtiger Bursche, aber der Abdruck seines Gesichtes ist wüste, frech, roh, besonders der im Auge, das hin und her fährt, wie ein Irriwisch. Am bläulich grauen Rocke steckt links der mächtige, von Bandstreifen und gemachten Blumen in den grellsten Farben prangende Bräutigamsstrauß; um den grauen Hut windet sich der frischgrüne Rosmarin, deren einen er als langen Zweig in der Hand trägt. Zwei Jünglinge, die Führer, gehen ihm zur Seite.

Hinter ihm folgt die Braut. Sie ist ein stattliches, hübsches, blühendes Mädchen, in dem wir Eins von denen erkennen, die am Brunnen standen und gerade das, welches geflissentlich der Bleichen, die so weit zurück saß, den Rücken wandte. Sie ist schwarz gekleidet, mit weißem, feinem Halstuche, schwarzem Kräuslein mit Granaten oder ähnlichen Glasperlen um den schneeweißen Hals; auf dem eigenthümlich und hoch, ja kunstvoll aufgesteckten schwarzen Haare sitzt aus gemachten Blumen, Rosmarin, Bandschleifen bestehend, die Brautkrone, die ihr wunderschön läßt. In den unter der wogenden Brust getragenen Händen hält sie das Taschentuch und den schönen frischgrünen Rosmarinzweig. In den Augen der schönen Braut leuchtet die Freude und der Stolz. Die zwei Mädchen, die am Brunnen bei ihr gestanden, sind die Brautjungfrauen, fast geschmückt wie die Braut, nur statt der Brautkrone das einfache Haar mit einem „Backsträußlein“ (so nennt man die Sträuße künstlicher Blumen) an der linken Seite im reichen Haar.

Nun schließen sich die Aeltern, die Pathen und Gothen, die nächsten Verwandten in langem Zuge an. Vor und neben dem Zuge hüpfen und springen sechs bis acht Bursche in eigenthümlichem Aufzuge. Je zwei und zwei gehören zusammen. Der eine derselben hat eine eiserne Kette als Bandler um die Schulter und darin ein rundes Brod von ungeheurer Größe, welches durch ein Loch in der Mitte in der Kette hängt. Er trägt ein ungeheures Messer in der Hand, das er in komischer Weise an der Kette weßt, und dann jedem, der ihm in die Nähe kommt, ein Stück Brod abschneidet. Ganz besonders bedenkt er Wittwen, Waise und Arme. Der Andere, sein Partner, trägt einen weitbauchigen Krug voll Branntwein und schenkt zu dem Brod dem damit Bedachten ein Glas Branntwein ein. Andere Bursche schießen mit Pistolen, daß es in der Ferne wie ein Borpostengefecht klingt.

So bewegt sich der Zug langsam daher.

Warum zittert das bleiche Mädchen am Fenster des Eckhauses so heftig? Warum erschüttert sie ein Blick auf den Bräutigam so gewaltig? —

Sie stößt einen unterdrückten Schrei aus, — preßt beide Hände gegen die

Bruft — und — ein Blutstrom bricht mit fürchterlicher Macht aus ihrem Munde. — Sie stürzt zusammen und ist in wenigen Minuten eine Leiche. —

Niemand hört den dumpfen Fall oben, bel dem Geläute, dem Schreien, der Musik und dem Jubel der Bursche und Kinder, die vor dem Zuge herschreiten. Niemand ahnet, daß das ärmste Herz endlich gebrochen, jenes: „ich komme bald“ wahr geworden ist. Endlich kommt die Mutter. — Arme Mutter! — Armes Kind! Friede sei mit euch Beiden! —

Derweile geht mit Gesang, Predigt und Trauakt die heilige Handlung vorüber. Aber der Pfarrer hat seine Pflicht gethan. Seine Worte sind zermalmend auf des Bräutigams Herz gefallen; wie ein Hammer war das Wort, der Felsen zerschmeißt. Das freche Auge schlug er nieder; das rothe Gesicht wurde bleich und innen rührte es sich mächtig. Und die hübsche Braut? O, es fährt zum ersten Male ein Stachel durch ihre Seele. Auf dem Rückwege spielten zwar die Musikanten, aber die Bursche jauchzten nicht; der Bräutigam sieht bleich, so hat ihn das „Wort“ erschüttert. Die Braut ist bleich und niedergeschlagen. Als der Zug sich dem Gethause naht, tritt der Bauer, der da wohnt, der strenge, harte Vater eines „armen Kindes“ heraus; tritt gerade an den Bräutigam heran und sagt laut: Während über deine Ehe der Segen gesprochen wurde, ist sie gestorben am Blutsturz! Dumpf, hohl, aber wie ferner rollender Donner klingen die Worte. Der Bauer wendet sich und geht stumm in sein Haus. —

„Die Mühlen Gottes mahlen langsam, aber sicher und rein“ sagt ein uraltes Sprichwort des deutschen Volkes. Da hoben sie am Hochzeitstage zu mahlen an. —

Im Frühjahr 303 des Müllers Sohn mit seiner fränkischen Frau, die nur reifen und sanken konnte, aus der Mühle, dem Dorfe, dem Lande — hinüber nach Amerika. Das Gewissen schiff mit hinüber; die Mühlen Gottes mahlen auch dort. —

Und als um Ostern der Rasen grünte und die weißen Maßliebchen drinnen blühten, da lag rechts vom Grabe ihres „armen Kindes“ der Mutter Grab. Auch drinten im Gethause mahnten Gottes Mühlen — und wie's in Amerika ging — wußte Niemand.

Vater Ulrich.

Schweizerische Volksgeschichte von M. A. Feierabend.

Ein goldener Herbstabend, duftigwarm und klar, mit wahrhaft arkadischer Beleuchtung, lag über dem lieblichen Gelände, welches den idyllisch-stillen, malerischen Lowerzersee umgibt, als ich mit meinem treuen Jugendfreunde Joseph von der Höhe des Sattels die zahlreichen Windungen der neuen Landstraße nach Steinen hinabstieg. In einem Walde mit reichlichen Früchten überladener Obstbäume halbversteckt, lagte das freundliche Dorf mit seiner hübschen Kirche aus der Tiefe des fastiggrünen Thalbodens uns einladend entgegen. Friedlich klangen die Abendglocken von Lowerz, Steinenberg und Seewen mit denen des Dorfes zu unsern Füßen zusammen, und die scheidende Sonne überstrahlte mit ihrem zauberischen Rosendufte die herrlichen Felsenpyramiden der beiden Mythen, den grünen Frohnalystock, den Armiberg und die liebliche Rigi sowie die düsteren Schutthalde von Goldau. Die ruhige Stille der erhabenen Gebirgsnatur erfüllte mit einem tiefen Friedensgefühl unsere jugendlichen Herzen, und wir standen lange, lange im stummen Anschauen des herrlichen Naturschauspiels versunken, bis endlich die Mythen leichenbläß und zuletzt wieder gräulich geworden, und die aus der Tiefe steigende Dämmerung an ein Unterkommen für die nahe Nacht mahnte. Mit besflügelten Schritten hatten wir bald einen ehr-

würdigen Greisen mit weißem Silberhaar erreicht, der, auf seinen Stab gestützt, rüstig ebenfalls die Straße hinabstieg.

Guten Abend Vater, gib's Spanen? rebete ich den alten Mann an.

Groß Dank, junger Herr. Ja wohl, wenn Ihr Geduld haben wollt, mit meinen alten Beinen. Wenn man so siebenzig Jahre auf dem Rücken hat, da geht es nicht mehr so rasch, wie auf bloß zwanzigjährigen Füßen. Eurer Rede nach zu schließen, scheint Ihr fremd zu sein in dieser Gegend?

Die Neugierde des Alten zu befriedigen, erzählte ich ihm offenherzig, woher wir kämen, wer wir seien und wohin wir wollten, und frug ihn, in welchem Wirthshause unten im Dorfe wir am besten über Nacht bleiben könnten?

Wenn ihr mit Schleichem vorlieb nehmen wollt, so könnt Ihr mit mir heizkommen. So Studenten haben oft an Geld keinen Ueberfluß, und ein gutes Bett und Essen und Trinken bis genug, sollt ihr schon haben.

Ich blickte meinen Freund fragend an, der durch lebhaftes Augenwinkern seine Zustimmung zur Annahme des gastfreundlichen Antrages mir unzweideutig kund gab. Mir war die Sache ebenfalls recht; hoffte ich ja doch aus den Lebensgeschichten des ehrwürdigen Greisen manches Wissenswürdige aus einem sturmbelegten Zeitabschnitte unserer vaterländischen Geschichte in den Urantonen zu vernehmen. Und diese meine Erwartung ging denn wirklich in vollem Maße in Erfüllung.

Nachdem wir das Dorf Steinen durchschritten, führte uns Vater Ulrich die Straße nach Schwyz bis zu einer Kapelle, die laut alter Sage und nach den geschichtlichen Gemälden, welche deren vorstehendes Giebeldach zieren, an der Stelle steht, wo einst Werner Stauffacher's Haus gestanden, von dem Schiller so schön sagt:

. . . . reich, wie ein Edelgig,
Von schönem Stammholz war es neu gezimmert,
Und nach dem Richtmaß ordentlich gesägt;
Von vielen Fenstern glänzt es wohnlich, hell;
Mit bunten Wappenschildern war's bemalt
Und weisen Sprüchen, die der Wandersmann
Verweilend lies't, und ihren Sinn bewundert.

Ueber dem Eingang der Kapelle lasen wir folgende Verse:

Hier ist zu sehen Wo stauffacher gebaut sein Haus
1308 ist Es gewesen, da Grifler sein Rach geübet Aus.
Von da fengt An die Freiheit z'leben,
So unsere Väter gebracht zu Wegen
Und wir genießen dieselben in Fried und Ruoh
Jöhne seyð dankbar und schaut Wohl dar zu.
Margaretha die Getreue Hat diese Andung geschmerzet sehr.
Wolt sich mit Fürst und Arnold berathen und andern Freunden mehr.

Die Gemälde, welche die Geschichte jener Tage erzählen, zeigen auf der einen Seite Stauffacher vor dem Landvoigt, und wie er sich von seiner Gattin verabschiedet und schnell entflieht. Ein Seitenstück zur Linken stellt die Matte auf dem Rütli vor mit den drei schwörenden Eidgenossen, gewöhnlich „die drei Tellen“ genannt. Ein anderes Gemälde stellt den Lowerzersee mit den beiden Inseln und dem alten Schlosse auf der größern „Schwanau“ dar. Endlich auf der erhöhtesten Stelle ist die Schlacht von Morgarten abgebildet. Die Eidgenossen mit den Pannern von Uri, Schwyz und Unterwalden rücken eben vom Thurme von Schornen an, um die feindliche Reiterei zu überfallen, welche bereits durch die fünfzig Verbannten in Unordnung gebracht ist.

Mit vaterländischer Begeisterung erzählte Vater Ulrich die weltbekannte Geschichte von dem Drucke der Bögte und von der Befreiung der drei Länder. Während dieser Erzählung wandelten wir einen schmalen Fußpfad hinab an den friedlichstillen Lowerzersee, wo neben den weißen Mauern eines aufgehobenen

Frauenklosters Ulrich's freundliches Wohnhaus stand. Freundlich hieß er uns mit seiner greisen Ehefrau willkommen und bald stand eine Schüssel kräftiger Milchsuppe mit Käse, Butter, Brot und Honig auf dem Tische und die guten Alten drängten uns, zuzugreifen. Wir ließen uns nicht zweimal heißen und das ländliche Mahl trefflich schmecken, das das gastfreundliche Ehepaar, Philemon und Bauzis in neuer Auflage, mit uns theilte. „Nachdem nun,“ — um mit Homer zu sprechen, — „die Begierde der Speise und des Trankes gestillt war“, lud uns Vater Ulrich ein, ihm auf das Bänklein vor dem Hause zu folgen. Längst war auf die Abenddämmerung eine milde, sternenhelle Nacht gefolgt. Am wolkenlosen, dunkelblauen Himmel schiffte die volle Scheibe des Mondes ruhig-mild dahin, und spiegelte sich hell und klar wieder auf der ruhigen Fläche des Alpensees. Es war eine Nacht, so ganz geschaffen zum traulichen Blandern und zum freundlichen Austausch gleichgestimmter Herzen. Erzählet uns doch, Vater Ulrich, — bat ich den Greisen inständig — von dem Schicksal des gegenüberliegenden Klosters und wie es gekommen, daß in diesem gut katholischen Lande dieses Kloster aufgehoben werden konnte? —

Vater Ulrich, der indessen sein kurzes Sonnenpfeifchen gestopft, bedächtigt Feuer geschlagen, den brennenden Schwamm mit dem Deckel zugedeckt, und in langen Zügen den Taback in Gluth versetzt, entgegnete: Meine jungen Freunde, das will ich euch schon erzählen, wenn ihr Geduld haben wollt. Nach einer alten Urkunde vereinigten sich Anno 1253 auf diesem Plage einige Frauenpersonen zu gemeinsamem Gottesdienste. Denselben schenkte Conrad Hefso, ein reicher Landmann aus Glarus, der zugleich in Schwyz Rathsherr war, und nur ein einziges Töchterlein hatte, das weite Gelände hier herum, die Au genannt, sammt einem Hause, damit sie dasselbe zu einem Kloster einrichten könnten. Aber das neue Kloster hatte gar bald mit den Elementen und Menschen gar viel zu kämpfen. Schon 1270 erhob sich zwischen ihm und Schwyz ein gewichtiger Streit. Das Kloster hatte von König Rudolf Steuerfreiheit verlangt. Allein der König hörte auf die Vorstellungen des für die Sache des Landes sehr eifrigen Altlandammann, Conrad Hunno, und sprach zu Gunsten des Landes gegenüber dem Ausspruch des Bogtes von Lyberg, bei welchem die Nonnen Hilfe gesucht hatten. Im kalten Winter 1404 wurden Mauern und Dächer von der Last des hohen Schnees eingedrückt. Ein Jahrhundert später wurden beinahe alle Klosterfrauen von der Pest weggerafft. Es stand das Kloster darauf 67 Jahre lang verodet, und die Güter und die Habe desselben wurde willkürlich vertheilt. Da erhob ein Abkömmling des Klosterstifters Klage gegen solche Verschleppung und Zersplitterung des Klostervermögens, und darauf hin wurde der Abt von St. Gallen von der Regierung von Schwyz ersucht, einige Klosterfrauen nach der Au bei Steinen zu senden. Der Abt wählte dazu Dominikanerinnen. Wenige Jahre nachher traf das Kloster ein neues Unglück. Es wurde nämlich durch eine Diebsbande, welche später in Luzern hingerichtet wurde, in Brand gesteckt. Die armen obdachlosen Nonnen sammelten von allen Seiten milde Liebesgaben zu einem neuen Baue, der schon im Jahre 1590 vollendet wurde. Zwanzig Jahre nachher wurde das Kloster auf's Neue stark beschädigt, und als am 29. Jänner 1640 das Waschhaus abbrannte, wurde vom Rathe in Schwyz das Kloster unter dem Vorwand, es sei zu unermögend, selbes wieder herzustellen, aufgehoben und die Nonnen im Frauenkloster zu Schwyz untergebracht. Die Säulen des Kreuzganges, die steinernen Treppen und gehauenen Steine wurden nach Schwyz geschleppt, zur Rathhausstiege und zum großen Bogen unter der Kirche, sowie zu den Pfarrhäusern in Schwyz und Steinen und zum Schützenhaus dahier auf der Au verwendet. Nur dieser kleine Theil des Klostergebäudes, den ihr dort drüben seht, blieb stehen. Die Kapelle wurde erst 1690 wieder hergestellt. Solcher Frevel am Klostergut konnte natürlich nicht ungeahndet bleiben. Nachdem daher diejenigen mit Tode abgegangen, auf deren bösen Rath das Kloster aufgehoben worden, da haben die schreckhaftesten Er-

scheinungen um dasselbe herum stattgefunden, wie mir meine Großmutter selbst erzählt hat, die solche als Kind mit eigenen Augen wollte gesehen haben. In der Nacht nach dem Jahrestag des Aufhebungsbeschlusses habe es im Kloster gepoltert und gekracht, als wenn Alles aus den Fugen müßte. Dann seien die Rathsherren in ihren langen Mänteln herausgetreten und hätten unter herzdurchbringendem Geheul ihren Umgang gemacht um den alten Klosterumfang, bis die Glocke in Steinen Eins geschlagen. Von da an ist dem Frühmesser in Steinen als Pflicht auferlegt worden, jeden Abend auf diesem Platz die große Benediction zu beten, bis endlich der Geisterspuk ganz verschollen war.

Nachdem Vater Ulrich seine Klostergeschichte geschlossen hatte, bat ich ihn, mir aus seinen Erlebnissen, besonders zur Franzosenzeit, etwas Näheres zu erzählen, und der freundliche Greis nickte freundlich und begann also:

Ja, ja, mein lieber junger Freund, die Franzosenzeiten waren schlimme Zeiten, und es wird noch manches Jahr währen, bis ihre Folgen spurlos verschwunden sind im lieben Schweizerland. Ich war damals in meinen besten Jahren, etwas zu dreißig Jahr alt, als am 16. April das Schwyzervolk an der Landsgemeinde zu Ibach vor der Brücke mit einhelligem Mehr den Schluß gefaßt, für die alte Freiheit und die Religion Leib und Leben zu wagen. Das war auch eine Begeisterung im Volke, wie ihr euch keinen Begriff davon machen könnt. Damals haben Weiber und Mädchen die Kanonen und Munitionswagen die steile Straße nach dem Sattel und dem Rothenthurm hinzugezogen, in Hirtshenden gekleidet und mit einer weißen Binde um die Stirne. Andere trugen alte Morgensterne und Hellebarben. Alois Keding in der Schmidgass war uns als Oberanführer vom Kriegsrath gegeben worden. Derselbe hatte das unbedingte Zutrauen des Volkes und verdiente es auch im vollsten Maße. Er war auch ein Mann wie Gold, freundlich und herablassend mit Jedermann und todesmuthig und unerschrocken im Kampf wie seine edlen Vorfahren. Ich stand unter ihm bei der Schützenkompagnie Gwerder an dem Engpaß der Schindellegi. Den 30. April griffen die Franzosen bei Wöllerau an, wo die Glarner Märkler standen. Sie wurden zuerst von diesen bis Richterswil hinuntergeworfen, drängten sodann aber durch Uebermacht die Unseren wieder zurück. Am gleichen Abend hatten die Franzosen einen Angriff auf Immensee am Zugersee gemacht, jedoch ohne Erfolg. Sie wurden am 1. Mai von unsern Scharfschützen bis über den Kiemen hinaus gejagt, mußten aber am 2. Mai wegen Uebermacht der Franzosen Rüschnacht räumen und sich nach Arth zurückziehen. Am gleichen Tage griffen uns 2000 Franzosen an der Schindellegi an. Wir Scharfschützen feuerten aber so handlich unter dieselben, daß sie nach einem mörderischen Kampfe von 2 Stunden das Feuer einstellten. Im gleichen Augenblick kam uns die erschütternde Nachricht zu, Pfarrer Herzog von Einsiedlen, der den Krieg auf Leben und Tod gepredigt, habe, ohne einen Schuß gethan zu haben, den Paß auf dem hohen Ebel verlassen, und die Franzosen rückten im Sturmmarsch nach Einsiedlen vor. Jetzt war unsere Stellung an der Schindellegi unhaltbar geworden. Alois Keding befahl daher den Rückzug. Wir zählten 24 Tode und 50 Verwundete. Am Rothenthurm stellten wir uns dem Feinde auf's Neue entgegen, nachdem Hauptmann Hedinger mit seiner Schaar die von Aegeri andringenden Franzosen über den Sankt Jostberg zurückgeworfen hatte. Bald rückten die Franzosen in dichten Schaaren von Einsiedlen her auf uns heran. Wir machten nicht viel Federlesens mit ihnen. „Frisch drauf, nehmen wir sie unter die Kolben“, ging die Losung durch die Reihen. Der Sturmarsch erscholl und über die weite Ebene wir mit geschwungenen Kolben und gefüllten Bajonetten mitten im Kugelregen hinein in den Feind. Das war auch ein Würgen und Krachen auf die Schädel. Doch die Franzosen hielten nicht lange Stand. Sie flohen über den Morgarten hinab, Aegeri zu. Wir inuier ihnen auf dem Fuße nach. Hunderte von Leichen bezeichneten den Weg der Flucht. Wir waren Sieger. So auch unsere Brüder bei Wattwil

und an der Rigi. Aber wir hatten leider ein Drittheil unserer Leute verloren und waren von den Anstrengungen des Kampfes bei allen Entbehrungen von Schlaf und Lebensmitteln erschöpft. Lange rieth man hin und her, ob man kapituliren wolle oder nicht. Sehr Viele, unter ihnen auch ich, verlangten entschlossen Fortsetzung des Kampfes bis auf den letzten Mann, bis auf den letzten Tropfen Blut. Aber die Mehrheit entschloß sich endlich zu einem Waffenstillstand, dem dann am nämlichen Abend im Kloster Einsiedlen eine Kapitulation folgte, welche unserem Lande die katholische Religion sicherte und dem Theil desselben, der noch nicht von den Franzosen besetzt war, die Waffen ließ, dagegen das Land verpflichtete, die helvetische Verfassung anzunehmen. Am 4. Mai versammelte sich die Landsgemeinde wieder in Schwyz. Sämmtliche Landsteute waren bewaffnet. Die Einen hatten Gewehre, Andere Morgensterne und Hellebarden, von denen einst Manche den Sieg am Morgarten hatten erkämpfen helfen. Eine fürchterliche Gährung war auch unter den Leuten, und Manche kehrten im heftigen Streite die Waffen gegen einander. Landeshauptmann Alois Redinger rieth selbst zur Annahme der Kapitulation. Ihn unterstützte Chorherr Schuler, der in ruhiger, beschwichtigender Rede die Hoffnungslosigkeit eines weiteren Widerstandes nachwies, und hervorhob, daß das größte Bedenken wegen der katholischen Religion ganz genügend beseitigt sei. Nur etwa 100 Mann stimmten gegen die Kapitulation und ich schäme mich nicht, daß ich ebenfalls unter ihnen war. Mir war es, als sollten eher die Mythen und alle andern Berge auf unser schönes Thal herabstürzen, als daß wir den verhassten Franzosen weichen sollten. Wir waren der letzte Kanton, welcher der französischen Gewalt nachgegeben, ohne daß wir derselben im Kampf erlegen sind. Aber als ich so düster und niedergeschlagen von der Landsgemeinde nach meiner Heimath zurückkehrte, da war es mir doch nicht anders, als ginge es gerade in den Tod. Als nun im Herbst die Unterwaldner gegen die Franzosen sich erhoben, da eilte ich mit andern Gleichgesinnten von Lowerg und aus dem Muotathal ihnen zu Hilfe. Nach heißem Kampfe mußten wir leider der Uebermacht, die uns umgangen hatte, weichen, und während wir eiligst bei schon eingetretener Nacht über den See fuhren, sahen wir den Himmel wie am hellen Tage blutroth erleuchtet von dem Brande von hundert und hundert friedlichen Hütten, Dörfern und Weilern, und hörten das Jammergeschrei der armen Schlachtopfer, die unter den Mörderstreichen der wüthenden Franzosen ihr Leben lassen mußten. Ja, lieben Freunde, das war auch eine Nacht des Jammers und des Schreckens, die ich niemals vergessen werde, und wenn ich so alt würde, wie der Methusalem im alten Testament. Die Franzosen fahndeten auf alle Schweizer, welche den unglücklichen Unterwaldnern zu Hilfe gezogen. Ich blieb indessen unentdeckt. Dagegen mußte unser Bezirk an General Schauenberg eine Zwangssteuer von 60,000 Frs. erlegen, welche auch mich schwer traf. Nach einem traurigen Winter kam neuer Kriegslärm in's Land. Die Franzosen hatten von der helvetischen Regierung die Erstellung einer schweizerischen Hilfsarmee von 18,000 Mann gegen jeden beliebigen Feind, den sie bezeichnen würden, gefordert und die Herbeischaffung dieser Mannschaft wurde auf die Gemeinden vertheilt. Da hat aber mancher Vater erklärt, er wollte seine Suben lieber umbringen, als ihn unter den französischen Fahnen dienen lassen. Im „Ranzig“*) Anno 99 sind daher viel Hunderte über die Berge hinaus in's Schwabenland geflohen, wo Oberst Roverea eine helvetische Legion unter General Hoze, einem geborenen Schweizer in österreichischen Diensten, sammelte. Von dort her hofften wir Befreiung von dem verhassten Joche der Franzosen, die Erpressungen auf Erpressungen häuften. So mußten die Gemeinden Steinen, Lowerg und Arth einem General Lauer wieder 40,000 Frks. bezahlen. Die Franzosen thaten wie Tyrannen im Land, noch ärger als einst jene verrufenen Bögte Gessler und Lan-

*) Ranzig: Frühling, Lenz.

denberg zu der Tellen Zeiten. Nachdem der Krieg mit Anfangs März im Bündnerland zwischen den Franzosen und den Kaiserlichen angefangen war, begann ein Schreckenssystem von Seiten der helvetischen Regierung, welches die Unzufriedenheit des Volkes auf's Höchste steigerte. Es erfolgten daher seit Anfangs April bald da bald dort Aufstände in den verschiedenen Kantonen, die nur mit Mühe und Strenge unterdrückt werden konnten. Alles war auf eine allgemeine Erhebung gegen die Franzosen und die von ihnen beherrschte Einheitsregierung vorbereitet und durch herumziehende Kesselflicker, Schwefelholz- und Zündfrämer das Volk zu Berg und Thal aufgehetzt. Da ward den 6. April im Uriland der reiche Flecken Altdorf bei heftigem Föhnwind ein Raub der Flammen. Weil die Bewohner desselben zum Frieden angemahnt, während die Geistlichen und die gewesenen Landeshäupter zum Kriege riefen, wurden die "Dörfler" den Bauern verhaftet, und manche Geistliche verglichen den Flecken mit Sodom und Gomorrha. Der Haß stieg von Tag zu Tag, und offen hörte man die Drohung, das Dorf müsse noch dem Boden eben gemacht werden. Am bezeichneten Tag, als der heftigste Föhn durch's Land ging, brach gegen Abends vier Uhr in einem entlegenen Winkel des Fleckens Feuer aus und bald stand er in vollen Flammen, nachdem von der schönen Hauptkirche aus das Feuer nach allen Seiten sich verbreitet hatte. Die Bauern aus den benachbarten Dörfern sahen, ohne eine Hand anzulegen, den Verheerungen der Flammen zu; sahen die Verzweiflung der Altdorfer mit Hohn und hörten ihr Geschrei und ihr Wehklagen ohne Rührung. Ja, einige Bauern zündeten sogar ihre Pfeifen bei dem Feuer an, das die Habe ihrer Mitbürger verzehrte. Einer spielte sogar den Altdorfern mit seiner Geige zu diesem Lanze auf. Seht, meine jungen Freunde, schaltete Vater Ulrich mit einem tiefen Seufzer ein, das Schrecklichste bei allem unsern Unglück in jenen traurigen Zeiten war doch die Zwietracht und das Mißtrauen unter uns selbst, und die Parteiwuth, die unser ausgezogenes Land verfleischte, und möchten jene traurigen Zeiten für unsere Nachkommen bis in die fernsten Zeiten zur heilsamen Warnung dienen, in uns und in unserer Eingieit die Rettung unserer Freiheit und unseres Vaterlandes zu suchen, und nicht in fremden Heeren und parteisüchtiger Zersplitterung. Von dem schönen Flecken Altdorf waren bloß sechs Häuser, das Kapuzinerkloster und zwei Mühlen stehen geblieben. Alles Andere war ein Aschenhaufe. Die Helle von dem Brande war so groß, daß ich nach eingetretener Nacht, in meiner Stube drinnen, dabei hab' Gedrucktes lesen können. Zwanzig Tage nach diesem Unglück brach im Urnerland der Aufstand gegen die Franzosen los. Am Sattel hatten im Hause vom Rathsherr Franz Schuler, Männer von Uri, Schwyz und Zug zur Nachtzeit, wie einst im Grütli, sich zusammengefunden und sich zugeschworen, das Vaterland vom Joche der Franzosen zu befreien. Der letzte Sonntag im April, an dem sich sonst die Kantonslandsgemeinde zu versammeln pflegte, ward zur Ausführung des Vorhabens bestimmt. Da haben aber die Urner drei Tage früher losgeschlagen, und ebenso die jugenischen Landgemeinden, die aber bald wieder unterdrückt waren. Wir Schwyzer aber zogen am festgesetzten Sonntag Morgens 3 Uhr mehrere Tausende mit den verschiedensten Waffen nach dem Flecken Schwyz. Wir hatten alle Hirthen den an — daher der Name — Hirt- hemdtkrieg — kam. Dort lag eine französische Besatzung von mehreren hundert Mann in voller Sicherheit, ohne eine Ahnung von der Verschwörung, die auch den Bewohnern des Fleckens unbekannt war. Die Franzosen wurden aufgefordert das Land zu verlassen. Als sie sich widersetzten, wurden sie übermannet und flohen Brunnen zu. Allein dort fanden sie statt Rettungsschiffe neue Haufen von Verschworenen, welche die Flüchtlinge gefangen nahmen und mit der Kriegskasse nach Schwyz brachten. Dasselbst sammelte sich das Volk und forderte die Bornehmsten zur Abhaltung der aufgehobenen Landsgemeinde auf. „Wir Bauern haben jetzt die Bahn gebrochen, an euch ist's jetzt, das Werk zu vollenden,“ so hieß es. Als Landeshauptmann Alois Reding, die Folgen des

Aufstandes voraussehend, und daher unwillig, nichts mit der Sache zu thun haben wollte, da faßte man ihn am Kragen, um ihn zu zwingen, an der provisorischen Regierung Theil zu nehmen. Da hätten ihr den Mann sehen sollen. Gewiß, er hätte euch auch lieb werden müssen. Ganz unerschrocken und freimüthig hat er da dem Landmann den Text gelesen, trotz allem Geschrei und wilden Drohungen, und endlich erklärt, er wolle, um größeres Unglück zu vermeiden, sich nun doch wider Willen der Sache annehmen. Ja, da war das Volk ein Jubel, und manches geängstigte Gemüth wurde wieder ruhiger. Sogleich stellte der wackere Mann, der das Vertrauen des Volkes besaß, die Ruhe her, brachte die Kriegskasse in Sicherheit, behandelte die Gefangenen und Verwundeten mit Freundlichkeit, und schickte an das Directorium in Luzern die Forderung des Schwyzervolkes: Zurückziehung der französischen Truppen, Befreiung vom gezwungenen Kriegsdienst, Befreiung der Deportirten und Amnestie. Aber statt unsere Forderungen zu bewilligen, ließ das Directorium unsere Bässe besetzen, und General Soult erschien in Einsiedlen. Umsonst forderte das Volk den Reding stürmisch auf, es auf's Neue gegen die Franzosen zu führen. Wir standen schon wieder in bester Ordnung beim Rothenthurm. Da ist der französische General selbst daher geeilt, und hat uns wohlmeinend ermahnt, doch nutzlosen Widerstand aufzugeben und die Waffen niederzulegen. In gleichem Sinne sprach Alois Reding. Da hat die Mehrheit ihnen entsprochen. Aber einige Hundert zogen über Jberg, das Muottathal und die Rinzigkalm hinüber in's Urnerland, dem aufständischen Landvolke daselbst zu Hilfe. Ich war auch unter ihnen. Zu gleicher Zeit hatte ein armer alter Soldat, Jgnaz Odermatt, gewöhnlich der Zundelnazi genannt, eine Schaar junger, flüchtiger Leute aus Unterwalden auf Emmatten gesammelt, und war mit ihnen auf den Seelisberg gerückt. Spottweise hieß man diese Bande nur die Zundel-Armee. Die Leute führten an der Urnergrenze ein freies, lustiges Leben. In Uri hatte sich ein eifriger, junger Franzosenfeind, Vinzenz Schmid, an die Spitze der Bauern gestellt. Zu ihm stieß Zundelnazi und verlor sich nachher spurlos unter den Flüchtigen. Nachdem Soult Schwyz und Zug sich unterworfen, ließ er durch die Behörden die Brüder in Uri ermahnen, doch die Waffen niederzulegen. Die Ermahnung fruchtete nichts. Am 8. Mai erschien Soult mit einer Menge Kriegsschiffen bei Fluellen und Seedorf, wo vier Verschanzungen aufgeworfen worden waren. Umsonst widersetzten wir uns daselbst mit vier Feldstücken längere Zeit hartnäckig der Landung der Franzosen. Wir feuerten wie besessen auf die Fahrzeuge und tödteten und verwundeten ihnen viele Leute. Die Franzosen sprangen aus den Barken in's Wasser und stürmten auf uns zu. Wir wehrten uns wie Verzweifelte. Da tödtete die erste französische Kanonenkugel unsern Hauptmann, den Vinzenz Schmid, und darauf kam Unordnung unter unsere Schaaren. Wir zogen uns fechtend hinter die Trümmer von Altdorf zurück. Dort kam es zu einem hitzigen Gefechte. Wir mußten nach muthiger Gegenwehr der Uebermacht der Franzosen weichen. Mit unserem Unglück wuchs unser Verzweiflungsmuth. Von Stellung zu Stellung zogen wir unaufhörlich kämpfend das Reußthal hinauf. Bei dem Dorfe Wasen, das zwischen der schäumenden Reuß, den schroffen Felsen und Wäldern liegt, schwuren wir, bis auf den letzten Mann uns zu halten. Es waren unser kaum 900 Mann. Am folgenden Morgen kamen uns 400 Walliser mit fliegenden Fahnen zu Hilfe, grade, als General Soult uns angriff. Hartnäckig war unser Widerstand. Es kostete auf beiden Seiten viele Leute, besonders bei den Waadtländern, die mit den Franzosen waren, und über 60 Verwundete zählten. Endlich mußten wir dem Ungeßüm der Franzosen weichen. Wir flohen bis zur Teufelsbrücke und wollten sie zerstören, wurden aber durch die Bewohner von Ursern daran verhindert. Entmuthigt zogen die Walliser ab. Wir aber verschanzten uns, kaum noch 500 Mann stark, auf der Höhe des Gotthard eine halbe Stunde oberhalb dem Hospiz, hinter Baumwollen- und Seidenballen, welche die erschrockenen Kauf-

leute daselbst im Stich gelassen hatten, und steckten dabei tief im Schnee. Dennoch leisteten wir daselbst drei volle Tage den entschlossensten Widerstand, bis uns Schießbedarf und Mundvorrath ausgegangen war. Nun zerstreuten wir uns in die Thäler der italienischen Schweiz hinab. Nach unfäglichen Entbehnungen rettete ich mich über die Oberalp nach dem Bündneroberland. Daselbst hatten die Landleute die Franzosen ebenfalls überfallen und darauf etwa ihrer 6000 sich am 6. Mai mit der Wuth der Verzweiflung gegen die Franzosen den ganzen langen Tag geschlagen. Mit Flinten, Aerten, Gabeln, Säbren, Hellebarben und Bündnerprügeln bewaffnet, stürzten sie, ungeachtet des mörderischen Feuers der Franzosen, auf deren Reihen, und wiederholten ihren Angriff mehrere Stunden hintereinander, ohne sich durch Haufen von Leichen davon abhalten zu lassen. Mehr als 2000 sind in diesem Kampf gefallen. Da erhielten die Franzosen 6000 Mann frische Verstärkung und diese entschieden dann den Sieg. Noch einmal sammelten sich die Bündner bei Dissentis und lieferten den Franzosen ein neues Gefecht, das indessen für sie unglücklich endete, und die Plünderung und Einäscherung des Dorfes und der Klosterabtei zur Folge hatte. Als ich auf meiner Flucht hinüber kam in das unglückliche Gebirgsthäl, fand ich überall nur rauchende Trümmer, Plünderung und Mord. Mit Noth entkam ich über den Funkselpass den überall herumstreifenden Franzosen. Durchs Sarganser Oberland und über den Kerenzenberg kam ich in's Glarnerland und von da durch das Klönthal über den Prugel und durch das Muottathal gegen Mitte Mai, halbtodt von Entbehnungen und Mühsalen, nach Hause. Meine Frau und Kinder lebten in Todesangst um mich, da sie hörten, welche Opfer der Krieg im Urnerland gekostet und Niemand von den heimkehrenden Landsleuten etwas von mir wissen wollte. Unter Bitten und Thränen beschwor mich mein Weib, dem Parteigängerkrieg zu entsagen, was ich ihr denn auch in die Hand gelobt habe. Um meinem Worte treu zu bleiben, ging ich schon Ende Mai mit meinen Semnten auf die Alp am Frohnalpstock. Unterdessen hatten die ausgewanderten Schweizer unter Roverea bei Ragaz den Schweizerboden wieder betreten und waren als Befreier des Landes vom französischen Joch überall vom Landvolke mit Jubel empfangen worden. Nachdem sie die Franzosen siegreich bei Wallenstadt geschlagen hatten, folgten sie ihnen hinüber in's Glarnerland und selbst durch's Klönthal und den Prugel bis an's Muottathal. Von meiner Alp herab konnte ich ihre Wachtfeuer bei Verberiberg anscheinend gleich zu meinen Füßen sehen, und in der Stille der Nacht drangen ihre vaterländischen Lieder bis an mein Ohr heran. Nach der ersten Schlacht bei Zürich, Anfangs Juni, wurde unser Kanton von den Kaiserlichen besetzt, bei denen, nebst den Legionschweizern, sich noch viele Glarner befanden. Den 3. Juli machte General Lecourbe vom See her bei Brunnen einen Angriff, wurde aber von den vereinigten Truppen wieder zurückgeworfen, nachdem er Brunnen schon eingenommen hatte. Man hörte fast jeden Schuß zu meiner stillen Alp hinan. Ich blieb indessen meinem Wort getreu, und hielt, so schwer es mir auch fiel, mich von den Kämpfen fern. Wieder verfloßen einige lange Wochen in Waffenruhe. Dann aber erfolgte den 14. August ein allgemeiner Angriff der Franzosen auf die Oesterreicher von den Höhen der Furka hinab bis hinaus an den obern Zürichsee. General Boivin griff von Arth her die Oesterreicher mit unseren Hilfstruppen und den Glarnern bei Seewen an, und traf auf heftigen Widerstand. Da eilte General Massena selbst herbei und drängte endlich den Feind durch wiederholten Widerstand in's Glarnerland hinüber. Beim Abzug raubten die Oesterreicher alles Vieh, das sie habhaft werden konnten, und plünderten, wie nahher die siegreichen Franzosen. All' dem Jammer und all' der Noth mußte ich von meiner Alp herab unthätig zusehen, band mich ja mein unbedachtes Manneswort. Ich lebte in schrecklicher Angst um die lieben Meinigen hier unten im Thal, denen ich leider nicht helfen konnte. Unterdessen hatten dieselben eben auch große Noth ausgestanden. Meine Frau Elisabeth hatte mit ihrer Schwester Kathri und unsern zwei Kindern sich

am frühesten Morgen des Kampftages, als die Schreckenskunde nach Steinen kam, die Franzosen seien von Arth her im Anzug und es werde heute zum Schlagen kommen, hinüber an den Urmiberg, oberhalb des Lowerzersee's geschlüchtet, wo sie sich in einer Felsenhöhle verbargen. Sie trugen zwei Körbe bei sich. In dem einen waren Lebensmittel auf mehrere Tage; in dem andern einige Kostbarkeiten und Geräthschaften. Mein kleiner, damals vierjähriger, Knabe Franz Anton hatte ein Tragförcbchen auf dem Rücken und darin die Kleidchen für sein dreijähriges Schwesterchen. Das Kathrineli auf dem Arm und den Franz Antoneli an der Hand, verließ meine Frau mit Thränen in den Augen dieses unser friedliches Haus, nachdem sie mit bangem Herzen von ihm und seinem stillen Glücke Abschied genommen hatte. Dort oben, an jenem grünen Rande, wo ihr im Mondenschein jene Höhle unterscheiden könnt, beschloßen sie zu bleiben, indem sie glaubten, sicher annehmen zu dürfen, daß bis dahin sich kein Soldat verirren werde. Während sich unten der wilde Kampf entspann, und das Krachen der Schüsse an den Felsen widerhallte, wurde Kathrineli unruhig, und rief mit wehmüthiger Stimme immer lauter und lauter nach seinem Vater. Es hatte wenige Tage vorher den Namen aussprechen lernen. Die Unruhe des Kindes schien der Mutter ein böses Zeichen und in düsterer Ahnung zerfloß sie in Thränen. Ach Gott, sagte sie, wie sie mir nachher viel Duzendmal erzählt hat, wer weiß, armes Kind, ob du deinen Vater siehst. Ob unser Haus nicht in diesem Kampfe niedergebrannt, und alles Vieh weggeraubt wird! — Unterdessen hatte der Franz Antoneli das Kathrineli mit allerlei Spaßes aufzumuntern gesucht und es sogar zum Lachen gebracht. Die Heiterkeit der Kinder ging dann bald auf die Mutter und ihre Schwester über. Sie reichten den Kindern ein spärlisches Mittagbrod, welches dieselben mit großer Eglust verzehrten. Da stürzten plötzlich zwei Franzosen aus dem Walde dort auf sie los. Der Eine davon war ein Elsässer und sprach deutsch. Der rief ihnen zu: Schon wieder ein Häuflein bei einander. Gebt her, was ihr habt, oder es geht euch schlimm. — Die Mutter drückte das kleine Kathrineli an die Brust, während die Schwester ihnen zitternd die Körbe hinschob. Sobald der kleine Franz Antoneli das sah, griff er nach seinem Kleiderförcbchen und setzte sich darauf. Seine Augen funkelten, als er den Soldaten aus den andern Körben ein Stück um's andere herausreißen sah. Als nun der Elsässer zu ihm sagte, er solle ihm sein Förcbchen auch geben, da rief der Bub: Nein, nein, das sind meines Schwesterchens Kleidchen, die geb' ich nicht her, die mußt du nicht haben. — Der Elsässer lachte und zog den tapfer sich sträubenden Knaben vom Korb weg. Als der Franz Antoneli sah, daß seine Gegenwehr nichts nütze, fiel er vor dem Elsässer nieder, umfaßte seine Knie und flehte bittlich, er solle dem armen Kathrineli doch seine Kleidchen lassen. Er wollte ihm seinen Rock dafür geben, und Alles, was er habe. Dem Elsässer schoß, ob den Worten des Knaben, das Wasser in die Augen. Er hob denselben auf die Arme, küßte und herzte ihn voll Rührung und sagte: Nein, lieber Bub, dir nehm' ich nichts, dein Schwesterchen soll seines braven Brüderchens wegen sein Gewand behalten. — Dann wandte er sich zu seinem Kameraden und erklärte ihm auf französisch die Bitte des Knaben. Nachdem sie eine Weile sich berathen hatten, sagte der Elsässer wieder zu meiner Frau: Du hast einen so lieben Buben da, Weib, daß der Teufel dem widerstehen wollte; drum nehm' eure Sachen nur zusammen und fürchtet euch nicht vor uns. Elisabeth und Kathri wollten den Soldaten danken. Der Elsässer aber sagte: Verlaßt mit uns den traurigen Zufluchtsort und kommt mit uns nach eurem Hause. Wir wollen bei euch Quartier nehmen und euch als Schutzwache dienen. Kommt nur schnell, damit nicht andere Kriegskameraden euch zuvor kommen und etwa bei euch plündern, wie es ihnen erlaubt ist. — Voll Freuden folgten die Meinigen den beiden edelmüthigen Soldaten hierher und hatten die höchste Zeit, denn in den benachbarten Häusern hatten die Franzosen schon zu plündern begonnen.

Und was ist aus Eurem Franz Antoneli geworden? fragte ich den Vater Ulrich.

Ein braver Mann, der mir Ehre und Freude macht, entgegnete der Greis. Noch während der Kriegsjahre hat mir meine Frau einen zweiten Sohn geboren, den Johannes. Als beide groß geworden und Kathrineli lange schon nach Gersau hinab geheirathet hatte, hat zuerst der Anton ein braves Mädchen im Steinenberg geheirathet, und bald nachher der Johannes deren Schwester. Ich habe darauf ein neues Haus im Dorf droben gebaut und ließ dann die Brüder das Loos ziehen, welcher das neue, und welcher das alte Haus behalten solle. Da traf's den Anton das alte, Johannes aber das neue. Die Mutter der beiden Sohnsfrauen wohnt beim Johannes im neuen Haus; wir beide aber, die Mutter und ich, beim Anton und seiner Frau und seinen drei Kindern hier im alten Haus, in der vordern Stube. Schon schlug es im nahen Dorfe Steinen zehn Uhr Abends, als Vater Ulrich seine Erzählung geendigt hatte. Lange saßen wir noch stumm und schweigend da. Alle die großen, erschütternden Ereignisse, die der Greis uns erzählt hatte, schwebten in lebhaften Farben vor unsern jugendlichen Seelen, wie lustige Nachtgebilde, vorüber. Diese Berge, die jetzt das freundlichste Nachtbild idyllisch-stillen Friedens umrahmten, hatten vor wenig Jahrzehnten vom Donner der Kanonen und vom Knattern des Flinten- und Stugerfeuers widerhallt, und standen im blutigen Widerscheine brennender Dörfer, Weiler und Hütten da, welche die Kriegsmuth oder blinder Parteieifer in Brand gesteckt. Und zwischen damals und jetzt — welche bedeutungsvolle, inhaltschwere Uebergangszeit! — Da hat Vater Ulrich uns aus unsern wachen Träumen durch seine Mahnung aufgeweckt, es sei kühl hier außen und ohnehin Zeit, in's Bett zu gehen. Gerne folgten wir dem Greisen in's Haus und in's reinliche Gastzimmer mit zwei Betten. Noch einmal schüttelte er uns bieder-männlich die Hand und wünschte uns eine „ruhame Nacht“. Doch lange, lange konnte ich nicht schlafen, sondern lag noch unter dem offenen Schiefenster mit seinen reinlichen, rundlichen Scheiben, vor dem auf langer Bank gewaltige Nelkenstöcke ihre herrlichen, großen purpurrothen Blumen im leisen Nachtwinde wiegten. Drüben auf der Schwanau ragte der altergraue, ephenumranckte, vier-eckige Thurm gespensfisch zum dunklen, nächtlichen Himmel empor. Ich sah im Geiste, nach der alten Sage, den Schloßvogt heulend aus seinem Verließ hervorstürzen. Ihm nach das unschuldige Opfer seiner schönen Lust, die hold-selige Emma von Arth, im weißen, flatternden Gewand und fliegenden Haaren, die lobernde Fackel in hochgeschwungener Hand. Umsonst versucht der Burgvogt der rächenden Jungfrau zu entfliehen. Endlich stürzt er mit durch-zudenem Jammergeschrei in den dunklen See. Ihm nach die Jungfrau. Damit hat der Spuk sein Ende. Als die volle Scheibe des Mondes hinter dem sanften Rücken der Rigi hinabgesunken, suchte und fand ich den süßen Schlaf auf dem reinlichen Lager. Am frühen Morgen, der golden und unter dem fröhlichen Gesang der Vögel in den Obstkäulen milde durch die hellen Fenster in's freundliche Schlafzimmer lachte, rafften wir uns freudig und neugestärkt auf. Vater Ulrich stand schon in der Stube, unserer harrend, und erst mußten wir frühstücken nach wahrhaftem Landesbrauch; dann erst entließ uns der Greis mit dem Segen und dem herzlichlichen „Güt Gott!“ Auch die gute Frau Elisabeth, der Sohn Anton und seine Frau Regina waren alle da und grüßten uns so traulich, als wären wir alte Bekannte und Freunde. Man sah es den guten Leuten an, daß Friede und Einigkeit der Hausgeist war, der sie Alle glücklich machte. Und aber ist der biedere, patriarchalische Vater Ulrich nach vielen, vielen Jahren noch immer unvergeßlich geblieben als Muster altschweizerischer Gastfreundschaft, Vaterlandsliebe und ächter Biederkeit. —

Ferdinand VII. Heimkehr und Don Raphael Riego.

Von G. Heusinger.

Unter den Beschwerlichkeiten des Vorpostendienstes, für den kein Land bessere Studien darbietet als das romantische Spanien, mit seinen zerklüfteten Sierras, seinen tiefen trockenen Flußbetten und seinen zahllosen, größtentheils noch aus der Maurenzeit herrührenden zinnengekrönten Castellen, war uns der Winter des Jahrs 1813 in Catalonien herangekommen. Die feindlichen Streitkräfte, die uns bis dahin noch unter dem Marschall Suchet im offenen Felde gegenüberstanden, waren in die Festungen gedrängt, und die im Südosten von Spanien abgefordert operirende, britisch combinirte Heerabtheilung, hielt unter Sir H. Clinton's Oberbefehl Barcelona und den bis in schwindelnde Höhe befestigten Felsenkegel Monjui dicht eingeschlossen. Die Ausfälle, welche der feste Feind anfänglich mit vieler Beharrlichkeit fast in jeder Nacht wiederholte, waren nach dem für ihn so unglücklichen Tage, an dem einer seiner besten Generale getödtet und eine schöne Abtheilung schwerer Reiter durch Congreve-Kateten fast gänzlich verbrannt wurde, als völlig nutzlos immer seltener geworden. Zuletzt dienten sie gewissermaßen nur noch zum Zeitvertreibe für die Truppen, die theils in den schönen an der großen von Moulins del Rey nach Barcelona führenden Straße gelegenen Ortschaften behaglich cantonnirten, theils wie in einem Lustlager in der reizenden Beja campirten, die sich vom Fort Monjui im mannigfaltigsten Wechsel gleich einem unabsehbaren Blumengarten längs der Meeresküste bis nach Hospitalette und weiter nach Villa Nuova hinabbehnt.

Von den in Deutschland stattgefundenen wichtigen Ereignissen hatten wir wenig erfahren. Alles, was man darüber hörte, beschränkte sich auf dunkle Gerüchte, die, so glorreich sie auch erklangen, doch noch von Keinem recht geglaubt wurden, der früher von den Erfolgen der französischen Waffen in Deutschland selbst Zeuge gewesen war. Indem wir nun sehnlich die Bestätigung jener Nachrichten erwarteten, verbrachten wir die übrige Zeit heiter genug; bald in den von unsern zuvorkommenden Hauswirthen veranstalteten Tertullias, bald mit Besuchen, die wir den Waffengenossen in Hospitalette, in St. Filitu und in Esplugas abstatteten. Am letzten Orte, welcher den äußersten Festungswerken am nächsten lag, hatte der Oberbefehlshaber sein Hauptquartier aufgeschlagen. Sir H. Clinton liebte es nämlich in seinem ritterlichen Sinne, stets voran zu sein, obgleich diese Maßregel schon mehr als einmal verhängnißvoll genug für ihn ausgefallen war.

Die dort gegebenen Gesellschaften gewannen um so mehr an Reiz, als sich allmählig auch lebenswürdige Offizierdamen im Hauptquartiere einfanden, die sich bisher unter dem Schutze der Reserven, in den weiter hinten liegenden Ortschaften nicht wenig gelangweilt hatten.

Ueberraschend genug traf uns daher im März, mit dem Eintritt des in Spanien so zauberhaften Lenimonats, eines Abends, inmitten eines fröhlichen Commerces — so konnte man die Gesellschaft um so mehr nennen, weil es eine Generalversammlung fast aller jüngern Offiziere war, die durch Ball und Concert, durch Wein, Patriotismus und Blumenduft hoch spirituirte war — die Ordre, daß sämtliche Corps am nächsten Morgen in größter Parade unter den Waffen stehen sollten. Es galt einen König würdig zu empfangen, und zwar keinen geringeren, als Sr. Majestät Ferdinand VII. selbst, der ganz plötzlich seiner langen Haft in Balencay entlassen, vor wenigen Tagen erst in das so lange sich selbst überlassene Königreich zurückgekehrt war.

Es war am 29. früh Morgens sieben Uhr, als die unter den Mauern von Barcelona cantonnirende Armee aus ihren Positionen rückte, um den Monarchen, der von Oirona herkam, die gebührenden Honneurs zu erweisen. Die Truppen waren bis in Schußweite von der Festung en haye aufgestellt. Die Infanterie ruhte, die auf dem linken Flügel haltende Reiterei, die aus Engländern, Deut-

schon und Neapolitanern bestehend, kaum noch vier schwache Regimenter zählte, war abgeessen, während sich die in Gruppen zusammengetretenen Offiziere nach eingenommenem Frühstück über die nächste Zukunft besprachen, da der lange Krieg mit dem heutigen Tage mutmaßlich ein Ende erreicht zu haben schien.

„Ich bin gespannt, wie sich Seine Majestät benehmen wird“ — warf ein Offizier eines leichten englischen Reiterregiments hin — „wahrhaftig neugierig, wie sich Allerhöchstderselbe bei dem Anblick der Krieger geriren wird, die für seine Interessen noch in den letzten Jahren so arg decimirt worden sind.“ „Die Situation,“ fuhr der Sprecher, der Liebling der ganzen Brigade lächelnd fort, „in die sich der König heute versetzt sieht, ist so neu, daß es ihm nicht ganz leicht sein wird, sich ohne Anstoß aus der Affaire zu ziehen. Don Fernando that noch so wenig für sein Volk, das ihm, noch aus tausend Wunden blutend, heute im frohen Laumel seine Bivats bringt! Möchte es doch wenigstens aus milden freundlichen Gesichtszügen entnehmen, daß es auf Anerkennung seines beispiellosen Patriotismus und auf eine bessere Zukunft rechnen darf! Das Volk hat ihm den Scepter wieder in die Hand gegeben, möge er ihn gebrauchen des Landes Wunden zu heilen, nicht aber ihn über die ihm mit so blinder Treue ergebenen Spanier als Geißel zu schwingen!“ Amen, riefen lächelnd sämmtliche Umstehende.

Aber selbst der allergeringste Beweis von Gnade, welchen der Offizier dem treuen Volke aus biederem englischem Herzen wünschte, daß der König nur freundlich auf es herabbliden möchte, sollte demselben nicht zu Theil werden.

Die königliche Begrüßung, welche jetzt, laut Vertrag, aus denselben Geschützen, die uns noch vor wenigen Tagen bei Gelegenheit einer Recognoscirung ziemlich verb aus der Festung zugefetzt hatten, dem sich nähernden Könige entgegen Donnerete, war für uns das Signal zum Aufsitzen. Die Infanterie ordnete, das Gewehr aufnehmend, ihre Glieder, Adjutanten sprengten heran, und jeder bogab sich eilends auf seinen Posten.

Gespannt sah ich dem Augenblicke entgegen, in welchem Don Ferdinand auf dem linken Flügel ankommen würde. Das aus der Ferne heranrollende Lauffeuer, dem ein donnerndes Hurrah folgte, kam näher. Von den Spaniern hatte es endlich die englischen Linien erreicht. Nachdem sich der Dampf der begrüßenden Geschütze verzogen hatte, erblickte man plötzlich den vielgehofften König, den vielbesprochenen, den vielgeliebten Ferdinando VII., der an der Spitze eines glänzenden Stabes heranritt. Es war ein starker hoher Mann, mit einem runden, nichtsagenden und doch gar manches verbergenden Gesichte. Ich hatte unter den Dominicanern in Alicante, Valencia und Neus schon ähnliche Physiognomien gesehen. Duster blickend, doch in fester, nur etwas zu steifer Haltung, ritt der König durch die Reihen unserer Krieger. Sehr unangenehm schien es der spanischen Majestät, das Salutiren der vor der Front haltenden Officiere, einzeln, durch Abnehmen seines auffallend hohen Hutes erwidern zu müssen. Kein freundliches Wort kam über seine scharfgeschlossenen, doch von Zeit zu Zeit wie Krampfhaft zuckenden Lippen. Auch nicht das kleinste Lächeln belebte die starren Züge des seit so langer Abwesenheit in das schöne Spanien zurückkehrenden Monarchen.

Jetzt hatte er den Flügel unseres Regiments erreicht und der Oberst, von dem ich nicht fern hielt, bereits sichtbar aigrirt über das Benehmen des Königs, deutete uns durch einen Blick die während des Vorüberreitens zu beobachtende Haltung an. So weit ich am Regiment hinabschauen konnte, blickte jeder meiner Kameraden dem Monarchen festen Blicks unter merklichen, zusammengezogenen Brauen in die Augen, während der Sabel zum Salutiren respektvoll gesenkt wurde.

Dem Könige war jedoch, obgleich er das um ihn her Vorgehende wenig zu beachten schien, weder die martialische Haltung des Regiments, noch die erste Art der Begrüßung entgangen; denn kaum war er an uns vorüber, als er sich nachlässig mit halbem Körper zu dem etwas rückwärts an seiner Rechten reiten-

den General Clio mit den Worten wendete: „Diese fremde Cavallerie scheint aus sehr kühnen Leuten zu bestehen.“ —

Der General, welcher, wie bekannt, später in Folge seiner unerhörten Grausamkeit zu Valencia auf dem Schaffot sein Leben endete, erwiederte nur durch ein zweideutiges Achselzucken. Der Oberst Manzo jedoch, der links vom Könige ritt, wagte es mit der dem Anführer jenes berühmten Guerillacorps so eigenen Freimüthigkeit zu bemerken: „daß sich diese fremden Reiter oft sehr brav unter seinen Augen für die Interessen von Spanien geschlagen hätten.“

Obgleich dieses Alles nur das Werk einiger Augenblicke gewesen, so war es mir doch nicht entgangen, wie das wachsbliche Gesicht des Königs bei dieser gewagten Bemerkung im Zorn über die Dreistigkeit eines seiner Unterthanen, der sich vom Müllerburschen bis zum Range eines Brigadiers hinaufgekämpft hatte, von schneller Röthe entflammte.

Es dauerte eine geraume Zeit, ehe der Zug, in dem man außer einer großen Anzahl hoher militärischer Würdenträger schon wieder einige hohe Geistliche auf Maulthierern erblickte, vorüber war. Endlich folgten die Adjutanten der verschiedenen Corpsführer, welche dem königlichen Gallawagen voranritten. Das kostbare Prachtstück war ein Geschenk der Cortes. Acht prachtvolle, mit rothen Decken, silbernen Schellen und wehenden Federbüschen gezierte Maulthiere zogen den goldschimmernden Wagen.

Unter diesem endlosen Gefolge erblickte ich ganz zuletzt auch denjenigen, nach welchem ich mich schon lange vergebens umgesehen hatte. Ein Ereigniß ganz besonderer Art hatte unsere Bekanntschaft veranlaßt. Es führte mich seit den wenigen Wochen, die unsre Freundschaft fester begründet hatten, als unter gewöhnlichen Verhältnissen Jahre es vermocht haben würden, fast täglich in seine Nähe, und der Umstand, daß er Mitglied der großen Verbrüderung war, welche in Spanien schon viel weiter verzweigt war, als man es den Verhältnissen nach hätte ahnen können, trug auch dazu bei, die Ungleichheit der Jahre — er war zehn Jahre älter als ich — aufzuheben. Auf einem schönen andalusischen Hengst, dessen langer Schweif den Boden berührte, sprengte er heran. Auf der Brust des schönen Mannes, dessen Augen im Zustande der Bewegung, wie es heute der Fall war, stets Feuerblitze strahlten, prangte der Orden vom St. Fernando, den ich früher noch nicht an ihm bemerkt hatte, und ich unterließ daher nicht dem Freunde meinen Glückwunsch wegen des Gnadenbeweises darzubringen, sobald er nahe genug herangekommen war, um mir die Hand zum Gruße reichen zu können.

Der edle Spanier flüsterte mir aber unter einem fast bitteren Lächeln in französischer Sprache die Worte zu: „Heute Abend sollen Sie mehr von mir hören, auch ein Wort über den Orden, jetzt nur das, Senhor, was Ihnen zu wissen nicht gleichgültig sein wird. — Wir begleiten den König bis zu den auf den äußersten Linien stehenden Truppen; von dort setzt er seine Reise zu Wagen nach Valencia fort. Spanische Truppen werden sofort die hiesigen Cantonirungen einnehmen und Sie und alle unsere bisherigen so treuen Kameraden werden uns nun leider in möglichst kurzer Zeit verlassen.“ —

„Also nicht nach Madrid reist der König?“ — rief ich erstaunt. Der Officier schüttelte unter erstem Schweigen fast traurig den Kopf, reichte mir noch einmal die Hand, und sprengte rasch dem übrigen Gefolge nach, von dem bereits einige Herren nicht ohne Befremden die nahe Befreundung eines der Ihrigen mit einem ausländischen Officier wahrzunehmen schienen.

Unter Anführung von zwei etwas alterthümlich, aber sehr prachtvoll costürmten königlichen Kämmerlingen, folgte nun in einem langen Zuge der lange Troß der Haushalts- und der Bagagewagen, sowie eine Menge der verschiedenartigsten Effecten auf Saumthieren, die fast eben so prächtig geschirrt waren, als die Thiere, welche dem königlichen Staatswagen vorgelegt waren. Die ganze Ausrüstung war als ein zarter Beweis der Aufmerksamkeit von Seiten der

Cortes schon auf der Grenze für den König in Bereitschaft gehalten worden. Endlich beschloß die niedere Dienerschaft eine Cavalcade, die ohne Ausnahme an die älteste Zeit des spanischen Königthums hätte erinnern können. Sie bestand zum Theil noch aus den alten Getreuen, welche dem Könige vor acht Jahren auf der verhängnißvollen Reise nach Bayonne gefolgt waren.

Komisch genug war es anzusehen, wie dieses alterthümliche, halbfranzösirte Hofgesinde, statt der früheren schwarzsammetnen, kurzen Inerpressibles, in weiten, langen Pantalons und in Schuhen mit großen Silberschnallen; oder mit dem schwarzseidenen Haarnetz auf dem weißgepuderten Haupte, an dem hinten noch ein majestätischer Haarbeutel als Restvium des alten Hofcostümes prangte, ein schwarzer Frack, über dem jedoch die braune spanische Mantilla nicht fehlte, einige sogar noch mit langen Toledorappiren an der Seite in allgewohnter Hof-Grandezza auf den hohen spanischen Sätteln mit den großen hölzernen Steigbügeln einherstolzirten.

Sie waren unaufhörlich bemüht, das Schreien der Maulthiere und Esel, an das sie nicht mehr gewohnt waren, durch schärferes Anziehen der Zügel zu verhindern, worüber einige französische junge Damen, die von den stolzen Dons während der langen Abwesenheit aus dem romantischen Vaterlande zu der Ehre wirklicher Gemahlinnen erhoben, das königliche Gefolge erst wahrhaft interessant machten, nicht selten in ein lautes Gelächter ausbrachen.

Manchen dieser lebensfrohen Damen des südlichen Frankreichs sah man es wohl an, daß sie bei dem Anblick des gestrengen castilischen Geherrn an die Abenteuer des berühmten Helden von la Mancha erinnert wurden, wenn er sich hoch im Sattel aufrichtete, so oft das halbkarrige Maulthier sich des ungewohnten Reiters zu entlebigen versuchte.

Auf der andern Seite machte das eifrige Bestreben einiger älteren königlichen Hausbeamten mit langen Stäben die nöthige Ordnung in dem ihrer Oberleitung anvertrauten Zuge zu erhalten, oder die unzähligen Knäuel zu entwickeln, die sich jeden Augenblick auf der breiten Heerstraße und durchdringlich zusammenrollten, während die stämmigen Burtschen aus den Thälern des Lobregat, welche den Saumthieren als Führer zur Seite schritten, wie tolle Bacchanten, Guitarren und Castagnetten handhabend, Loblieder auf Palosor und Romana sangen, einen ganz eigenthümlichen Eindruck auf uns, eines solch königlichen Aufzuges nicht mehr gewohnte Deutsche, der lange unvergeßlich blieb.

Erst spät nach Mittag kehrten die Truppen in ihre Quartiere zurück. Als wir die Außenwerke von Barcelona passirten, warfen uns die Franzosen Ruchhände zu. Ein rieftiger Grenadier, welcher die Bärenmütze auf die Spitze des Bajonetts gestellt hatte, ließ ein lautes „vive l'Empereur!“ erschallen, das jubelnd von den ihn umstehenden Kameraden wiederholt wurde, während wir unsererseits nicht ermangelten, dem Könige Ferdinand ein pflichtgemäßes Lebehoch zu bringen. Mit einem Worte, der Tag war reich an Bildern, wie kein anderer zuvor während unseres zweijährigen Aufenthalts in Spanien es gewesen war. Zur damaligen Zeit war freilich kein Land in der Welt im Stande, dem Beschauer einen an Decorationen wie an Schauspielen so reichen Wechsel vor die Augen zu führen.

Am Morgen hatte man erwartet, daß der Tag unter großen Volksfesten oder durch von den Behörden an den verschiedenen Orten für die Truppen veranstalteten Festivitäten fröhlich beendigt werden würde. Aber es war und blieb alles so still und todt in unseren Cantonirungen, als feierte man den allergrößten Buß- und Fasttag im Jahre.

Als ich nicht unterlassen konnte, meinem Hauswirth, einem feurigen patriotischen Catalonen, meine Bemerkungen darüber mitzutheilen, und scherzweise den Spaniern Mangel an Loyalität zum Vorwurf zu machen, erwiderte der Mann ernst und gelassen: „Senhor, der König, so wie ich ihn heute gesehen, ist nicht der, den ich mir dachte, als ich für Fernando settimo Weib und Kind und

Haus und Hof verließ, um für seine Befreiung kämpfen zu helfen. Der Monarch, wie ich ihn mir vorstellte, würde seine Freude geäußert haben, als er endlich, nach so langer Entfernung in die Mitte treuer Völker zurückkehren konnte. Der König von heute zieht stolz und finster einher, als habe er sich selbst das Reich wieder erobert. Man möchte sich fast versucht fühlen, aus seinen Mienen zu lesen, daß er noch nicht genug habe an dem bis jetzt von seinen Unterthanen für ihn vergossenen Blute.“ „O Dio santo!“ — schloß er seine inhaltschwere Rede mit einem Seufzer — „er freut sich unsrer nicht, wie ist es möglich, daß wir uns des Königs freuen können!“

Ich vermochte diesen eben so offen als treffend geäußerten Wahrheiten nichts entgegen zu setzen. War ich doch selbst, ohne Spanier zu sein, nicht weniger unzufrieden mit der Art, wie Ferdinand nach so langer Abwesenheit unter den Seinigen erschien. Um wie viel schmerzlicher mußten es nicht die Spanier, unter ihnen besonders die Catalanier empfinden, welche die heftigsten Kämpfe so glorreich für König und Vaterland in der langen Reihe von Jahren bestanden hatten! Nachdem ich meinem Patrone die Hand zur „Guten Nacht“ gereicht hatte, zog ich mich gedankenvoll auf mein einfaches Zimmer zurück.

Einige Stunden später, als die Schatten der Nacht Stadt und Umgegend schon in tiefes Dunkel gehüllt hatten, ertönte Hufschlag durch die erstorbenen Gassen. Erwartungsvoll trat ich auf den Balkon und gewahrte schon in der Nähe zwei Reiter, von denen der eine zum andern mit unterdrückter Stimme in der Landessprache sagte: „Hier muß die Wohnung sein; dort das Kreuz, gegenüber der Springbrunnen, zwischen beiden hindurch in gerader Richtung ein Haus mit zwei Balkons — ja, das ist jenes dort!“ —

Sobald ich die Stimme meines Freundes erkannt hatte, rief ich ihm zu, daß er am Ziele sei und beordnete meinen Husaren, die Pferde in Empfang zu nehmen und sowohl für sie, als für den alten Miguete, den erprobten Diener des spanischen Offiziers, bestens Sorge zu tragen.

„Warum so spät?“ fragte ich den Freund, der mir ernst und stumm die Treppe hinauf folgte. Er blieb schweigsam, bis sich die Thür hinter uns schloß. Dann erst brach er, Säbel und Tschako heftig auf den Tisch werfend, in die Worte aus: „Die alte gute Zeit ist hin, ja, Kamerad“ — setzte er mit einem trüben Lächeln hinzu — „seht mich immerhin an, Senhor, und schüttelt mit dem Kopfe, als wolltet Ihr sagen, wunderlicher Mensch, sie muß ja erst kommen, seitdem Friede bei Euch wird, und seitdem Ihr den legitimen König wieder in Eurer Mitte habt. Ha, ha, Frieden! Krieg, Krieg, und blutigen Bürgerkrieg bringt der König in seinem Gefolge mit, wenn mich nicht alle Anzeichen täuschen. Habt Ihr die Pfaffen bemerkt? Man soll sich wiederum vor den alten Götzen beugen, deren Altäre man, dem Könige auf dem Fuße folgend, zu errichten sich beeilt. Im Staube soll wiederum die Menge vor ihnen kriechen. Schon durchziehen Emissäre, den Namen des Höchsten mißbrauchend, das Land in allen Richtungen, um die langsam frei gewordenen Geister wieder in den Pfuhl des trassendsten Aberglaubens zurückzustoßen, die Freimaurer zu erorciren, und das kaum erglommene Licht auszulöschen, das zwar noch nicht sehr hell, aber doch schon genug von der Bühne beleuchtete, daß man beim Erblicken der früher bei derselben gebrauchten Maschinerie von unheimlichem Schauer ergriffen zurückbebt. Habt Ihr ihn diesen Morgen wohl recht angesehen, den König, mein theurer Freund? Doch ich darf nicht daran zweifeln! Don Manzo hat mir lachend vertraut, wie schmeichelhaft sich der Monarch über die fremden Reiter geäußert hat. Werdet Ihr es glauben, Senhor? — vielleicht hat eben die stolze Haltung Eures Regiments mit dazu Veranlassung gegeben. — Der König hat durch den General Elío an die Chefs unserer Regimenter den Befehl erlassen, sorgsam zu verhüten, daß ihre Offiziere, wenn nicht im Dienst, so wenig als möglich mit denen der Hülfsstruppen, deren ferneren Aufenthalt im Lande er möglichst verkürzen will, verkehren. Nicht ohne Grund! — so heißt es in der Ordre —

habe Sr. Majestät Ursache zu vermuthen, daß der eigenthümliche, jetzt im spanischen Heere herrschende Geist, so ganz verschieden von demjenigen, welchen er, ehe er Spanien verlassen, an den Truppen zu bemerken gewohnt gewesen — aus den verderblichen Ideen herrühre, welche sie von den Fremdlingen angenommen, die einem loyalen Spanier nicht geziemten. So habe es den König mit gerechtem Unwillen erfüllt, daß man den Sr. Majestät begleitenden Dienern der heiligen Kirche nicht mehr mit altgewohnter Ehrfurcht begegne, und sei deshalb vorzugsweise von den Regimentschefs darauf Bedacht zu nehmen, daß die Gebräuche der katholischen Kirche auch von den Truppen mit derselben Achtung wie ehemals beobachtet würden; daß man ferner jedem kezerischen Beginnen mit aller Kraft, unter Anwendung der wohlthätigen, der Kirche zustehenden Strafmittel entgegenarbeite. Alles dieses — so schließt der heutige Armeebefehl — bei Vermeidung Unserer allerhöchsten Ungnade und schwerer Ahndung. Es hat deshalb auch schon ein heftiger Austritt zwischen dem General Clinton und dem Herzoge von Infantado stattgefunden, da ersterer bis zum letzten Augenblick nur Befehlen gehorchen will, die ihm von Lord Wellington in Uebereinstimmung mit der obersten Junta zugegangen sind.“

„Seht Freund“ — so fuhr mein spanischer Waffenbruder mit steigender Wärme fort — „da liegt der Grund, daß ich in rabensfinsterner Nacht von St. Filin herüberreiten muß, um Euch das letzte Lebewohl zu sagen. Die Grafen Silva Ruy de Mendoza und Juan Velasco sind in Madrid und erwarten, gleich den übrigen Mitgliedern der Junta, des Königs Ankunft in der Hauptstadt, um ihm die Verfassung zu deren Bestätigung vorzulegen. Doch alle die schönen Hoffnungen — seufzte er tief — von denen Ihr selbst während Eures Aufenthaltes auf dem Monferrat einige Bruchstücke vernommen habt — sind vergebens gewesen. Das Ganze ist nichts als ein Traum, und das Erwachen daraus ist wahrhaft fürchterlich. Der König geht nach Valencia, um dort aus Pfaffen und deren feilen Dienern die Regierung zu bilden, sowie sie Jenen die bequemste scheint, um die liberale Partei zugleich mit dem schwachen Könige, der selbst kaum erst den Fesseln entgangen ist, in neue noch viel drückendere Bande einzuschmieden. Der Reichsvater, jetzt der schlaue Esquiquiz, wird wiederum wie ehemals Premierminister, das heilige Officium, die vollziehende Gewalt und — Schüler der Jesuiten werden zu Gesandten an den auswärtigen Höfen ernannt werden.“

Vergebens war ich bemüht, dem Freunde vorzustellen, daß er doch wohl etwas zu voreilig die Angelegenheiten seines Vaterlandes aus einem zu düstern Gesichtspunkte betrachte, während der König vielleicht nur aus dem Grunde so langsam verfare, oder das Neue aufzunehmen Bedenken trage, um nicht dem Volke durch plötzliches Einreißen veralteter Institutionen, an denen es nun einmal hinge, gehässig zu werden.“

„Wer ist das Volk? Die Geistlichkeit“ — rief er heftig und überführte mich allmählig durch neue Argumente, wenn nicht von des Königs, doch von dem bösen Willen derer, welche er zu seinen Rathgebern ernannt hatte.

„Auch der Orden“ — sagte mein Freund lächelnd — „den ich seit vorgestern trage, ist keineswegs als eine Belohnung für meine im Felde oder während meiner Gefangenschaft in Frankreich geleisteten Dienste zu betrachten. Nein, dieses Ehrenzeichen soll nur dazu dienen, mich mit Leib und Seele für die Partei des Königs zu gewinnen, der vielleicht den Einfluß meiner Freunde in Madrid befürchtet und meine Anhänger im Heere, deren Zahl nicht unbedeutend ist. Unser braver Manzo, der vor Vielen eine glänzende Auszeichnung verdient hätte, hat keinen andern Gnadenbeweis erhalten, als daß ihn der König als Brigadier im Commando seines Corps, zu dem er bereits längst von der Junta ernannt war, bestätigt hat. Mißfällig hat nämlich die Majestät die dem edlen Patrioten schön anstehende Freimüthigkeit bemerkt. Die übrigen hohen Herren

nehmen schon wieder an seinem Herkommen Anstoß und möchten den frühesten Müllerburschen*) lieber heute als morgen aus dem Dienste verdrängt wissen.“

„Der König — so hat ihm der Reichsvater und der Herzog von Infantado gerathen — soll sich nur die Geislichkeit und den hohen Adel zu Freunden machen. Esso will für die Truppen in Arragon, in Catalonien und Valencia haften. Dann — sagen sie — könne Don Fernando ruhig die Ankunft der Cortezdeputirten in Valencia erwarten, nachdem man ihn vergebens dringend eingeladen hat, in die Hauptstadt zu kommen.“

Ich konnte nur wenig darauf erwidern, als mein Freund mit steigender Wärme fortfuhr: „Nur so schön begonnenes Werk kann jetzt auf dem vorgeschriebenen, ordnungsmäßigen Wege nicht mehr gelingen. Es hätte noch ein volles Jahr bedurft, um die Augen des Volks, welches zeither nur Sinn für den Krieg hatte, auf die Folgen des segnerverheißenden Werkes aufmerksam zu machen. Der König ist um ein Jahr zu früh in's Land gekommen. Das Volk meint, er ist es, der ihm den Frieden giebt; es betet ihn dafür an und verfällt, weil es einen glücklicheren Zustand noch nicht nachhaltig kennen gelernt hat, in die alte ihm aufgeerbte Indolenz zurück. Der Haufen wird jeden als Hochverräther und Franzosensfreund betrachten, der bemüht ist, es aus diesem Stumpf-sinn zu erwecken. Ich wiederhole, nicht der Frieden, wohl aber Ferdinand mit seinem geistlichen hohen Rathe ist uns wenigstens um ein Jahr zu früh gekommen. Gedenkt, guter Kamerad, meiner heutigen Worte — dabei legte mir der edle Spanier die Hand auf die Schulter — „wenn ihr im fernen Vaterlande der Segnungen des Friedens, unter der Regierung von erleuchteten Fürsten genießt, deren Herz noch menschlichen Gefühlen zugänglich ist, dann werden sich hier im schönen Spanien Scenen ereignen, vor denen sich die Mit- und Nachwelt mit Entsetzen abwenden wird. Denkt Euch, schon in den drei Tagen, seitdem der König den Fuß über die Grenze gesetzt hat, sind zehn edle Männer, welche Gut und Blut für Ferdinand geopfert haben, weil sie mit edler Freimüthigkeit, wie es Brüdern unseres hohen Bundes geziemt, über die Gebrechen und Mängel geredet, die schneller Abstellung bedürften, als des Königs Majestät gefährlich, auf die Proscriptionsliste gesetzt worden. Hunderte von edlen Namen werden folgen; denn Berrath des Heiligsten hat die engsten Familienbände gesprengt, sobald er als ein Mittel zur Erreichung der von der neuen Regierung beabsichtigten Zwecke bezeichnet wurde.“

„Hinweg“ — rief ich — „mit diesen schwarzen Bildern, sie träufeln in dieser Nacht bitteren Bermuth in unsern Abschießbecher. Ich hatte erwartet den Rest der Nacht heiter zu verbringen. Kommt amigo! laßt uns trinken, der Hoffnung sei dieses volle Glas dargebracht! Erwartet zuvor den Ausgang von der Sendung des wackern Cardinals**) an den ihm durch Familienbände nahe-

*) Manjo war ein Mann von hoher schlanker Statur, von bleicher Gesichtsfarbe, schönen sprechenden Zügen und sein durchdringender Blick erinnert an das Auge des I. Napoleon. Er wurde im Jahre 1774 zu Valnús del Rey geboren. Seine Eltern waren gewöhnliche Landleute, und war im Jahre 1808, beim Einrücken der Franzosen Müllerbursche in seinem Dorfe. Ergrimmt über die vom Feinde in der Umgegend verübten Exzessionen und Brutalitäten, verließ er sein Dorf, sammelte einen Anhang und fing damit kleine Streifzüge — partidas — gegen die Franzosen an. Dann bildete er die später so gefürchteten Guerrillas. — Im Jahre 1810 war sein Corps schon auf 3000 M. Somatenes — Gebirgsjäger angewachsen, die in 3 Bataillons eingetheilt waren. Bei unserer Ankunft in Spanien im Jahre 1812 befehligte er ein Corps von 4000 M. mit dem Range eines Obristen und Brigadiers. Als General Major commandirte er 1823 eine Division gegen die Bourbons, ging aber später mit dem General Sarsfield wieder zur königlichen Partei über. Wie jenen so traf auch Manjo, der sich im Kampfe für die Freiheit mit Ruhm bedeckt hatte, bei dem durch den Prätendenten Don Carlos erregten Aufstande das Loos, von seinen eigenen Soldaten ermordet zu werden. —

**) Don Ludwig Maria von Bourbon, Erzbischof von Toledo, Sohn von Ludwig Anton, Karls III. Bruder und von Theresia de Ballabriga y Drummond, Herzogin von Chimson, Tochter eines aragonischen Capitains der Infanterie, rechtfertigte auf eine großartige Weise

kehenden König. Ich verspreche mir viel davon, seitdem mir als Reconvallescent das Glück zu Theil wurde, den hohen Prälaten auf dem Nonferrat kennen zu lernen. Ein herrlicher, ehrfurchtgebietender Greis, sonder Furcht, und dabei das Bild der aufopferndsten reinsten Menschenliebe.“

„Si, si senhor! er ist der Einzige nächst dem Velasco, dem Grafen Silva und Iturria. Die, weil sie feurige Patrioten, und die ersten wenigstens Männer sind aus den ältesten Familien des Landes, noch etwas in die Wage legen können. Vamos! wir dürfen ihrer beim Abschiedstrunke nicht vergessen. Das zweite Glas, voll bis zum Rande, gilt also jenen ebenso besonnenen, als wenn es gilt, feurigen Vertretern der vaterländischen Wohlfahrt.“

Gern that ich Bescheid, dann füllte ich noch einmal die Gläser, und das meinige erhebend, sagte ich lächelnd: „Dieses bringe ich ausschließlich Eurem Wohlle und Dona Eugenia, der schönen Gräfin Silva! Eurem Schutze, Eurem Liebsten auf Erden. Wenn Euch der König verköst, wenn die Mitbürger Euren hohen Werth verkennen, dann bleibt ja die holde Dame Euer Trost und Eure Hoffnung. Der Plan Velasco's leuchte Euch als Beispiel vor. Habt Ihr die Zufluchtsstätte jenseits des Weltmeers schon vergessen.“

„Der Spanier blickte mich sinnend einige Secunden an, dann erheiterten sich plötzlich seine düstern Züge und mit leuchtenden Augen rief er aus: „Ihr habt Recht caro mio, Eugenia und das Land der Freiheit, die Vereinigten Staaten! Der Spanier denkt ja unter allen Völkern zu allerletzt an das Emigriren aus dem Vaterlande.“

Hastig leerte er sein Glas, dann fuhr er gelassener fort als früher: „Sie mögen dem Schiffer die Leisterne sein, jedoch erst dann, wenn alle Segel zerissen sind, und er nach vergeblichem Kampfe mit den widerstrebenden Elementen nach einem schützenden Port auszusehen genöthigt sein wird.“ — Der stolze Spanier hatte an das letzte Mittel, an Flucht aus dem ihm so theuern Vaterlande noch nicht gedacht.

Nachdem wir auf diese Weise einige Flaschen vom besten Weine, der in meinem damaligen Standquartiere zu Hospitalette aufzutreiben war, auf das Wohl unsrer beiderseitigen Freunde und auf das Heil aller derer, welche im langen Kampfe um Spaniens Freiheit gefochten, geleert, in gebührender Pietät auch der im verzweifeltsten Kampfe gebliebenen spanischen und der ihnen verbündeten Helden gedacht hatten, verbrachten wir den Rest der Nacht im ruhigen Gespräche über die muthmaßliche Zukunft. Endlich mahnte die im Osten sich zeigende Morgenröthe den Freund zum Aufbruch.

„Jetzt müssen wir scheiden!“ — rief er sichtlich bewegt, und umgürtete sich mit dem Säbel, den er bisher so tapfer für seinen König geführt hatte. „Streng verpönt ist ja von Don Fernando das offene Handeln für Recht und für Wahrheit. Die Tugend wird hinführo nur im Verborgenen handeln können! Das Licht des Tages darf mich bei Euch nicht überraschen. Ich bin ohne Urlaub hergeritten, und das Edict des Monarchen, eines der allerersten, welches er nach seiner Ankunft auf spanischem Boden erlassen hat, verbietet ja die Deffentlichkeit der Freundschaft unter den Bundesgenossen. So glaubt Don Fernando also in seiner neuen vermeintlichen Allmacht, auch den Herzen gebieten zu können! Rein! stolzer König, hier geht Deine Macht zu Ende. Du kannst uns alles nehmen, doch so wenig die Liebe als die Freundschaft, die sich ihre Tempel nur im innern

das in ihn gesetzte Vertrauen. Denn als der König im April zu Valencia die Deputation des Cortes empfing, redete der Cardinal als Wortführer ihn folgendermaßen an: „Das Vaterland setzt Ihrer Macht keine andere Grenzen, als welche in der von den Stellvertretern angenommenen Verfassungsurkunde verzeichnet sind. An dem Tage, an welchem Sie dieselbe überschreiten werden, wird der feierliche Vertrag, den dasselbe heute mit Ihnen eingehrt, gebrochen sein. Er schloß mit den Worten: „Der Himmel schütze und verlängere Ihre Lebensstage, wenn Sie der Rationalwohlfahrt gewidmet sein werden.“ Als er jedoch fragte, wann der König die Verfassung beschwören wollte, antwortete Ferdinand kalt: „Daran habe ich noch nicht gedacht!“ —

Herzen erbauen. Den Werth der letzteren habe ich eigentlich erst durch Euch, mein ehrlieber Deutscher, so recht zu würdigen gelernt. Sie war mir fremd geblieben, bis ich Euch auf dem Monserrat unter den Männern fand, die auch Euch so theuer geworden sind. Um die Jugend, die allerschönste unter den Gaben des Schöpfers, wird man hier zu Lande betrogen, wo man sich nur in steifen, das Leben erlöthenden Formen zu bewegen gewohnt ist. Was in meinem Herzen vorgeht, das möge Euch diese Thräne sagen; ich glaube fast, es ist die erste, die mir das Auge nezt seit meiner Kindheit. Doch es fehlen mir die Worte für meine Gefühle; laßt uns jetzt scheiden. Seitdem ich Briten und Deutsche kennen gelernt habe, fange ich an zu begreifen, woran es meinem Volke gebricht. Es ist die ächte, die standhafte Redlichkeit und Treue, wodurch sich die nordischen Völkerschaften vor allen andern auszeichnen. Lebt wohl, gedenkt meiner in der Ferne. Eine trübe Ahnung sagt mir, daß wir uns auf dieser Welt nicht wiedersehen!“

„Miguel, die Pferde!“ — rief er auf den Vorplatz hinaus, wo unsere Diener an einem niedrigen Heerdfeuer Kastanien fotten, und sich im wunderbarlichsten Rauberwelsch, und wo dieser nicht ausreichte, durch Pantomimen von ihren Thaten erzählten.

Während sie sich entfernten, um die Pferde aufzuzäumen, schritten wir Arm in Arm wortlos die Corridore auf und nieder. Dann kam mein Husar, zu melden, daß die Pferde unten warteten, und alles bereit sei.

„Wohlan, trennen wir uns,“ sagte mein Freund und hüllte sich tiefer in seinen Mantel ein, um mir die Bewegung seiner Stimme zu verbergen.

„Der Himmel sei mit Euch, mein edler Kamerad — grüßt mir die Freunde vom Monserrat,“ — mit diesen Worten drückte ich den spanischen Waffenbruder, der mir so theuer geworden war als mein leiblicher Bruder, an mein Herz. Ich gestehe es offen, daß dieses Scheiden mir weher that als das Gefühl mit dem ich einst den Boden der Heimath verließ unter der Aussicht ihn niemals wieder zu betreten.

„Ich gedenke Euer bis zum Tode. — Gedenkt auch Ihr meiner in Liebe. — a Dios,“ noch einmal rief der schöne Mann, dann schritt er festen Fußes aus dem Saale, ohne sich weiter umzusehen und ohne ein weiteres Wort zu sprechen. Als ich das Fenster öffnete, um ihn noch mein letztes Lebewohl nachzurufen, sprengte er im Galopp von dannen; noch einmal kam er auf der andern Seite des Springbrunnens zum Vorschein, dann bog er um die nächste Ecke und war meinen Blicken auf Nimmerwiedersehen entschwunden.

Der edle Spanier aber — war Don Rafael del Riego y Nunez, damals noch Capitän im Regimente Asturia, späterhin der bekannte Generalcapitän von Arragon, der als einer der edelsten Patrioten, sein ausschließlich dem Vaterlande geweihtes Leben am 7. November 1823 zu Madrid auf dem Blutgerüst so schrecklich beschließen mußte.

Während des Krieges in Gefangenschaft gerathen, hatte er schon eine geraume Zeit vor der Rückkehr des Königs — nicht mit den letzten Gefangenen, wie es irrtümlich in manchen geschichtlichen Werken behauptet wird — Gelegenheit gefunden, nach Spanien zurückzukehren. Er benutzte sie, um in der Zeit, wo er noch keinem Regimente zugetheilt, bald als Volontair im Hauptquartiere des Generals Elío, bald im Stabe des Duque del Parque und andrer commandirenden Generale zu verweilen, — bei welcher Gelegenheit ich ihn kennen lernte — sowohl die Stimmung in den Provinzen als unter den verschiedenen Heeresabtheilungen zu erforschen und sie im Einklang mit den Hoffnungen der Junta zu Madrid zu erhalten, die selbst während seines Aufenthalts in Frankreich mit ihm in steter Verbindung geblieben war. Riego vereinigte mit vieler Bildung ein sanftes, sehr einnehmendes Wesen, war von Figur schön, entschlossenen Charakters, und uneigennützig bis zu dem Grade, daß er den Sold, den er selbst nur unregelmäßig und unzulänglich empfing, oft zur Hälfte zur bessern Pflege

der Verwundeten und Kranken in den Hospitälern verwannte. Sein menschlich freundliches Herz war nie einer Grausamkeit fähig, und schon die edle Weise, mit welcher er Sorge für die Sicherheit des Königs auf der Reise nach Sevilla trug, die ihm von dem Monarchen selbst noch in Cadix deshalb ertheilten Lobspprüche, die späteren Ordensverleihungen unter Versicherung der höchsten Gnade, werfen ein eben so günstiges Licht auf den Mann, der für die Erhaltung der so mühevoll errungenen Verfassung sein Leben auf das Spiel setzte, als sie auf der andern Seite die Schwäche sowohl des irregulirten Königs als des Siegers vom Trocadero, des Herzogs von Angouleme, neben der Böswilligkeit der Gegenparthei documentiren. Spanien hat seine größten Männer, mit einzelnen Ausnahmen, wie z. B. bei Elio, den die gerechte Strafe traf für die unerhörte Grausamkeit, mit welcher er als Generalcapitän von Valencia über 160 Personen foltern und mordend ließ — durch ungerechten Richterspruch auf dem Schaffot oder in Militäraufständen verloren. Die, welche später an die Spitze traten, waren größtentheils Abenteurer, welche die Verlängerung des Bürgerkrieges um so lieber sahen, als sie dadurch Gelegenheit erhielten, sich immer mehr durch Raub und Erpressung zu bereichern. Selbst in der späteren königlichen Armee befanden sich fortwährend noch Männer im Besitz der bedeutendsten Commandos, unter deren Befehlen kein ehrlebender deutscher Officier zu dienen geneigt schien. Das Wort general espagnol! hatte einen üblen Klang erhalten, seitdem der carlistische General Zumalacaregui und Graf Leon von der Gegenparthei aufgehört hatten, den im fortdauernden Wechsel an die Spitze getretenen neuen Anführern zum anspornenden Muster zu dienen.

Nichts ist mehr zu bedauern als daß die Fabeleien, welche durch deutsche Schriftsteller, die in Spanien während des Bürgerkrieges anwesend gewesen, z. B. über Männer wie España und Cabrera, ins Publicum gebracht wurden, von diesem theilweise als Wahrheit aufgenommen worden sind. Man wird sich nur schwer einen Begriff von Ursache und Wirkung in Spanien machen können, oder von der fortdauernden innern Blut der Liberalen, wenn man Blutmänner, wie den Grafen España, oder den verbrecherischen Freibeuter Cabrera, selbst im Buche des sonst so chevaleresken Fürsten F. Lichnowsky als ritterlich patriotische Helden schildern hört. Wir wollen ferner eines Morato so wenig erwähnen, als wir Namen, wie die von Espartero oder von Zurbano u. nicht ohne Achtung nennen können. Die Palasor, Ballasteros, Romana, D'Donnel und Saresfeld sind leider todt, und Männer wie sie die große Junta von Madrid im Jahre 1814 und die Cortez von 1823 aufzuweisen hatten, haben mit Ausnahme einiger wenigen, keinem von allen den kurz dauernden spanischen Ministerien zur Stütze und Zierde gereicht. So weitläufig es indessen mit der Wiedergeburt der beiden schönen Reiche auf der pyrenäischen Halbinsel gegenwärtig noch aussteht, so ist doch wohl mit entschiedener Gewisheit anzunehmen, daß sie ihnen kommen wird mit der Durchdrungenheit der Bewohner, daß sie ihnen nothwendig.

Andreas Doria und die Verschwörung Fiesco's.

Von H. W. Stoll.

Andreas Doria, der größte Seeheld seiner Zeit, war geboren im Jahr 1468 und gehörte einem der berühmtesten und angesehensten Adelsgeschlechter der Republik Genua an. Der talentvolle Jüngling genoß eine sehr sorgfältige Ausbildung und bestrebte sich, des Glanzes seiner Vorfahren durch ruhmvolle Thaten sich würdig zu machen. Er diente als tüchtiger Officier mehreren italienischen Fürsten und seiner eigenen Vaterstadt, aber stets in Kämpfen zu Land. Erst im Jahr 1513, also in einem Alter von 44 Jahren, wählte ihn seine Vaterstadt zum Dank für ausgezeichnete Dienste in den letzten Jahren zum Befehlshaber der Seeschiffe, welche man Galeeren nannte, und obgleich er bis dahin dem

Seedienste völlig fern geblieben war, so brachte er es doch in kurzer Zeit dahin, daß er für den ersten Admiral seiner Zeit galt, das heißt, den ersten Befehlshaber der Flotte.

Die Republik Genua war damals durch innere Parteiungen sehr zerrüttet und geschwächt, so daß die Franzosen, schon damals nach einer Herrschaft in Italien lüstern, durch Verbindung mit einer der Parteien sich in den Besitz der Stadt und ihrer Umgebung gesetzt hatten. Doria hatte kurz vorher geholfen, die Franzosen mit ihrer Partei aus der Stadt zu vertreiben, und hatte jetzt die Aufgabe, ihnen die übrigen besetzten festen Plätze zu entreißen.

Als er die Citadelle, die sie bei Capo di Fano erbaut hatten, belagerte, gelang es einem französischen Fahrzeuge, durch die genuesische Flotte zu dringen, um der schon auf's Aeußerste gebrachten Besatzung Verstärkung zu bringen; aber Doria segelte sofort unter den Kanonen der Festung dem Schiffe nach und eroberte es, und bewirkte dadurch die Uebergabe der Festung. Von seinen Freunden unterstützt, rüstete er darauf vier Galeeren auf eigene Kosten aus und trieb mit diesem kleinen Geschwader die afrikanischen Seeräuber an der italienischen Küste so in die Enge, daß sie sich für eine Zeitlang ganz aus diesen Meeren verzogen.

Obgleich er alles daran gesetzt hatte, die Franzosen aus seiner Vaterstadt zu vertreiben, so half er doch bald darauf wieder sie der Schutzherrschaft des französischen Königs Ludwig XII. unterwerfen: denn er sah ein, daß der Stadt ein starkes Regiment wohlthue, wenn sie nicht durch die steten inneren Parteiungen zu Grunde gehen sollte. Die Freiheit des Staates sollte dadurch nicht geopfert werden; der König versprach die Republik bei ihren Rechten und Besitzungen zu belassen und einem Genuesen, Jannus Fregoso, einem Freunde Doria's, unter dem Titel eines königlichen Statthalters die Regierung zu übergeben. Doria trug daher auch kein Bedenken, mit seinen eigenen Galeeren und als Befehlshaber der genuesischen Flotte dem französischen Könige zu dienen und im Jahr 1524 den Oberbefehl der französischen Flotte zu übernehmen, in welcher Stelle er in dem Kriege des Königs Franz I. von Frankreich und Karls V., Kaisers von Deutschland und Königs von Spanien und Neapel, der Macht des letzteren großen Abbruch that.

In dem zweiten Kriege des Königs Franz und des Kaisers Karl (1527—29) hatte Doria wieder den Oberbefehl der französischen Flotte, welche er noch durch seine Galeeren verstärkt hatte. Während das französische Landheer vor Neapel lag, schloß sein Neffe Philipp Doria es von der Seefelte ein, und die Stadt schien, nachdem dieser die spanische Flotte bei Capo d'Orso geschlagen, der Uebergabe nah, als plötzlich durch Andreas Doria eine unerwartete Wendung der Dinge eintrat.

Doria war schon längere Zeit von Unmuth gegen den französischen König erfüllt, weil er, gegen sein Versprechen, Genua in seiner Freiheit ungeschmälert zu lassen, sich mannigfache Bebrüdungen gegen dasselbe erlaubte und den Verdacht erregte, die Stadt völlig unter seine Herrschaft bringen zu wollen, womit Doria, ein Freund seiner Vaterstadt und ihrer Freiheit, durchaus nicht einverstanden war. Die französischen Minister aber suchten Doria, der mit dem geraden offenen Wesen eines Kriegsmannes ihnen gegenüber trat, und als geborner Republikaner sich zu Schmeicheleien und unterthänigen Huldigungen nicht herablassen mochte, bei ihrem Könige zu verdächtigen als einen übermüthigen und eigennütigen Mann, dem nicht zu trauen sei. Dadurch hatte Doria manche Kränkung von Seiten Frankreichs zu ertragen, die sein Gemüth erbitterten. Als nun auch der König von Doria die Auslieferung einiger vornehmen Gefangenen, die in der Schlacht an Capo d'Orso sich unter der Bedingung ergeben hatten, nicht an den König von Frankreich ausgeliefert zu werden, gegen Krieggebrauch und Capitulation gebieterisch verlangte und auf Verweigerung derselben Doria seinen Gehalt vor- enthielt, ja im Geheimen schon den Franzosen Barbessieur zum Admiral des

Mittelmeeres bestellt hatte, mit dem Auftrag, nach Genua zu segeln und Andreas Doria zu verhaften, da entschloß sich dieser, von den Absichten des Königs benachrichtigt, zum Abfall. Er segelte mit allen seinen Galeeren sogleich in den Meerbusen von Spezzia, zog seinen Neffen Philipp, dessen Verhaftung auch beschloffen war, mit seinen Galeeren an sich heran und trat auf die Seite des Kaisers Karl, der ihn mit offenen Armen aufnahm. Der Kaiser nahm ihn mit 12 Galeeren in seine Dienste und gab ihm einen Jahresgehalt von 60,000 Ducaten. Durch diesen Uebertritt ward Neapel von der Seeseite frei, und da auch das französische Landheer unter Lautrec durch Hunger und Seuchen stark mitgenommen wurde, so mußte Franz die Belagerung dieser Stadt aufgeben und bald auch das ganze Königreich den Spaniern überlassen.

Sobald Franz von dem Abfall Doria's hörte, ließ er kein Mittel unversucht, ihn wieder an sich zu ziehen; er machte ihm die glänzendsten Anerbietungen und bot ihm sogar die Souverainität über Genua an, wenn er wieder zu ihm übertreten wollte. Aber der hochherzige Doria liebte sein Vaterland zu sehr, als daß er sich auf ein solches Anerbieten eingelassen hätte, und blieb dem Kaiser treu, zumal da dieser die Freiheit Genua's aufrecht zu halten versprochen hatte. Doria zog nun mit 13 Galeeren und 500 Mann nach Genua und befreite die Stadt ohne große Mühe von der Herrschaft der Franzosen, 1528. Jetzt stand es ihm frei, sich selbst zum Regenten seiner Vaterstadt zu machen; allein er wies alle Lockungen des Ehrgeizes von sich und zog das Wohl seines Vaterlandes dem eigenen Vortheile vor. Er versammelte das Volk vor den Thoren seines Palastes und erklärte ihm, er begehre keinen Vorzug vor den Andern, der Name eines freien Bürgers sei ihm theurer als die Würde eines Regenten, es sei ihm Lohns genug, sein Vaterland befreit zu sehen. Darauf forderte er die Bürgerschaft auf, sich eine neue Verfassung zu schaffen und danach in Eintracht zu leben. Seine Rede wurde mit dankbarem Jubel aufgenommen, der Edelmuth, der ihn befehlte, theilte sich auch der Bürgerschaft mit; man vergaß alle Parteilichkeit und ließ durch zwölf ausgewählte Männer eine neue Verfassung ausarbeiten, die bis zum Ende der Republik bestandnen hat.

Dem edlen Befreier gab der Staat auf Beschluß des Senates den Ehrentitel eines Vaters des Vaterlandes und Wiederherstellers der Freiheit, erbaute ihm einen Palast and errichtete ihm zu Ehren eine Bildsäule. Er stand in unbegrenztem Ansehen und gab bei allen Berathungen durch sein Wort den Ausschlag, so daß er zu dem Ruhm eines Befreiers auch noch den eines Gesetzgebers seines Vaterlandes davon trug.

Der Kaiser Karl wußte die Freundschaft eines so trefflichen Mannes zu schätzen. Er überhäufte den Helden mit Gnadenbezeugungen und schenkte ihm sein volles Vertrauen, ernannte ihn zum Befehlshaber seiner gesammten Flotte, machte ihn zum Ritter des goldenen Bliezes, verlieh ihm das Fürstenthum Melis und das Marchesat Turfis und erhob ihn zum Großkanzler des Königreichs Neapel. Durch die dankbare Anhänglichkeit seiner Mitbürger wie durch die Gunst und das Vertrauen des mächtigsten Herrschers war Doria als Privatmann im Besitz einer Macht, wie sie mancher bedeutende Fürst nicht hatte, zumal da er noch eine ihm eigenthümliche Flotte besaß, die er allmählich bis auf 22 Galeeren brachte und so trefflich bemannt und eingeübt hatte, daß sie für die vollkommenste in Europa galt.

Diese Seemacht gebrauchte Doria zum Schutze seiner Vaterstadt und im Dienste des Kaisers. Sie wurde ein Schrecken der africanischen und türkischen Seeräuber, welche, häufig im Bunde mit Frankreich, das Mittelmeer unsicher machten und die Küsten Italiens und Spaniens mit Raub und Mord heimsuchten. Doria lieferte ihnen mehr als eine glückliche Schlacht und nahm ihnen manches Fahrzeug weg. Einen der glänzendsten Siege erfocht er 1532 über die türkische Flotte an der Küste von Griechenland, worauf er die Städte Koron und Patras einnahm. Dem Kaiser leistete er die wichtigsten Dienste bei seinem

Seezuge gegen den Raubstaat Tunis im Jahr 1535, sowie im Jahr 1541 gegen Algier. Auf dem letzten Zuge rettete Doria's einsichtsvolle Thätigkeit den Kaiser mit seinem Heere vor dem gänzlichen Untergange.

Als jedoch das Greisenalter sein Recht über den Seehelden geltend machte und ihn zu ruhigerem Leben zwang, überließ er seinem Neffen Giannettino den Befehl über seine Galeeren. Diesen Giannettino hatte er selbst erzogen und für den Seedienst ausgebildet, und da er ohne Kinder war, zu seinem Erben bestimmt. Es war vorauszusehen, daß die Macht, die der Oheim in seiner Vaterstadt in fast unbeschränktem Maße besaß, auf den Neffen übergehen werde. Der Neffe aber war stolz und übermüthig, und es zeigte sich schon jetzt, daß er, der Rechtsschaffenheit, Mäßigung und Weisheit seines Oheims ermangelnd, die ihm zufallende Macht nur zu oft mißbrauchen werde. Dadurch entstand Mißvergnügen unter der Bürgerschaft, das ein junger Patricier, Johann Ludwig Fiesco, Graf von Lavagna, eifersüchtig auf die Macht und das Ansehen der Doria und ein persönlicher Feind Giannettino's, zur Anzettlung einer Verschwörung zu benutzen wußte.

Fiesco war 22 Jahre alt, ausgezeichnet durch Schönheit des Körpers und Anmuth der Sitten, gewandt und lebendigen Geistes und von leidenschaftlichem Ehrgeiz beseelt. Man nannte ihn den genuesischen Alcibiades. Wie dieser genoss er in hohem Grade die Gunst des Volkes, welche er, sobald sein ehrgeiziger Plan zur Reife gediehen, durch Freigebigkeit und herablassende Freundlichkeit noch zu steigern suchte. Er hatte es auf nichts Geringeres abgesehen, als die beiden Doria zu ermorden, sich des Hafens und der Stadt zu bemächtigen, die Verfassung umzustürzen und sich selbst an die Spitze des Staates zu bringen.

Sein bedeutendes Vermögen verwandte er jetzt, sich Freunde zu werben, Galeeren und Mannschaften zu kaufen. Er reiste nach Rom und gewann den Papst Paul III. und dessen Sohn, den Herzog von Parma, für sein Unternehmen, sowie er sich auch der Unterstützung der Franzosen versicherte. Der Papst sowohl wie Frankreich hofften von der beabsichtigten Umwälzung eine Schwächung der Macht Carl's V. Das niedere Volk von Genua zog er durch eine verschwenderische Freigebigkeit an sich; durch das Vorgeben, daß er von dem Herzoge von Parma, an dessen Besitzungen seine Güter grenzten, einen Angriff zu befürchten habe, gewann er mehrere hundert Menschen, welche ihm im Nothfall mit Leib und Leben zu dienen bereit waren. Auch in der Umgegend von Genua warb er noch Leute für sich. Zu dem engeren Rathe der Verschwörung gehörten seine treuen Freunde Calcagno, Berrina und Sacco.

Die Verschwörung ward auf's Sorgfältigste geheim gehalten. Fiesco übte trotz seiner Jugend die Kunst der Verstellung so vortrefflich, daß die Doria auch nicht den leisesten Verdacht schöpften. Während bei dem alten Doria spanische Rundschafter aus Rom, welche sichere Nachrichten brachten von Fiesco's Plänen, anwesend waren, trat zufällig gerade Fiesco mit heiterer Miene herein und wußte so unbefangen und kindlich zu scherzen, daß der Alte einem der Gesandten in die Ohren flüsterte: „Urtheilen Sie jetzt selbst, ob Ihre Nachricht die geringste Wahrscheinlichkeit hat.“

Anfangs sollte Andreas Doria während der Messe in der Kirche ermordet werden; da er aber wegen seines Alters selten mehr die Kirche besuchte, so beschloß man, daß die beiden Doria mit ihren Anhängern zu einem Gastmahl in Fiesco's Palaste geladen und dort getödtet werden sollten. Aber der alte Doria lehnte die Einladung ab, weil er die Gicht hatte, und Giannettino Doria mußte gerade an diesem Tage Geschäfte halber eine kleine Reise unternehmen. Darum schritt man nun zu offener Gewalt und verlegte den Ausbruch der Empörung in die Nacht vom 2. auf den 3. Januar 1547. Man wollte sich des Hafens und der Galeeren Doria's bemächtigen und dann beide Doria in ihrem Palaste überfallen und nieder machen.

Um den Verdacht der Doria nicht rege zu machen, begab sich Fiesco selbst am Tage vorher zu Giannettino Doria, um ihn zu benachrichtigen, daß er vor- habe, in der nächsten Nacht eine Galeere, die im Hafen lag, gegen die Corsaren auslaufen zu lassen. Er befürchte übrigens, sagte er, daß Andreas Doria vielleicht damit nicht einverstanden sein möchte. Nachdem ihn Giannettino des- wegen beruht, bat er, man möge den Lärm verzeihen, der in der Nacht durch die Bemanung des Schiffes entstehen würde, blieb noch eine Weile in dem Familienkreise der Doria, scherzte fröhlich mit den Kindern und entfernte sich endlich in der Ueberzeugung, daß von seinem Vorhaben auch nicht das Geringste bekannt war.

Während dieses ganzen Tages wanderten die auswärtigen Knechte in allerlei Tracht zu den verschiedenen Thoren der Stadt herein und sammelten sich in dem Palaste Fiesco's, in dessen weiten Räumen sie ohne Aufsehen unter- gebracht werden konnten. Am Abend wurden diejenigen Bürger der Stadt, auf die man glaubte rechnen zu können, in Fiesco's Palast zu Schmaus und Schau- spiel geladen; Jeder ward herein, Keiner hinaus gelassen. Als Alle versammelt waren, machte Fiesco sie mit seinem Vorhaben bekannt und vertheilte die Rollen! Bis zur Mitternacht, auf welche Stunde der Losbruch der Verschwörung festge- setzt war, wurden Alle freigiebig bewirthet. Eine Stunde vor Mitternacht ging er zu seiner Gemahlin und theilte ihr sein Unternehmen mit. „In einer Stunde, sagte er zu der erschrocknen Frau, bin ich nicht mehr, oder du siehst Genua zu deinen Füßen.“

Die Nacht war klar und mondhell, Alles lag in ruhigem Schlafe. Da gab eine Kanone auf Fiesco's Galeere das Zeichen zum Aufbruch. Unter wildem Lärm strömte die Menge aus den Thoren von Fiesco's Palast. Ein Theil besetzte die Thore der Stadt, ein Anderer eilte zum Hafen und bemächtigte sich der Galeeren Doria's, wieder Andere besetzten die öffentlichen Plätze und die Paläste. Gian- nettino hörte den Lärm und blieb längere Zeit ruhig; da aber der Tumult nicht endete, hielt er es für's Beste, um etwaigen Unordnungen vorzubeugen, zu dem Hafen zu gehen. Von einem Wagen mit der Fackel begleitet, schritt er, in einen Mantel gehüllt, mit dem Schwert in der Hand, durch die engen Straßen dem Hafen zu. Als er an Hafenthor erschien, öffnete man auf seinen Befehl; aber sowie er eintrat, wurde er von unzähligen Dolchstichen durchbohrt. Der alte Doria lag am Bodagra nieder. Als man ihm die Nachricht von dem Aufbruch und dem Tode seines Neffen brachte, war er Anfangs Willens, die Verschwörer ruhig in seinem Gemache zu erwarten, durch dringendes Zureden jedoch wurde er vermocht, ein Maulthier zu besteigen und eilends zu fliehen. Er floh nach Masone, einem Schlosse der Spinoli.

Der Aufbruch tobte die ganze Nacht durch die Straßen Genua's. „Fiesco und Freiheit!“ ertönte es auf allen Seiten. Als endlich der Morgen erschien, sah man sich an, fragte und forschte und wußte nicht, was weiter? Die tobende Menge suchte nach ihrem Haupte, nach Fiesco, — er war nirgend zu finden. Die Verwirrung wuchs mit jedem Augenblick, — endlich ging man kleinmüthig auseinander und die alte Ordnung trat von selbst wieder ein.

Einige Tage nachher fand man in dem Hafen die Leiche Fiesco's. Er hatte in der aufrührerischen Nacht über ein Brett nach einer Galeere gehen wollen, das Brett war umgeschlagen und der Unglückliche in das Meer gefallen. Ange- kettete Galeerensclaven hatten ihn stürzen sehen, ohne ihm beizuspringen zu können. Die schwere Rüstung hielt ihn fest im schlammigen Boden.

So zerfielen plötzlich die mit der klügsten Berechnung aufgebauten Entwürfe eines kühn aufstrebenden Geistes durch dieses Ereigniß in Nichts.

Schon am Abend des folgenden Tages kehrte Andreas Doria von seinem Zufluchtsorte nach Genua zurück, wo er mit dem größten Jubel empfangen wurde. Er sorgte dafür, daß der Senat die nothwendige Strenge gegen die Verschwörer nicht überschritt. Der Körper des ertrunkenen Fiesco ward in's Meer

geworfen, die ganze Familie der Fieschi verbannt und ihre Güter eingezogen; die Hauptverschwornen wurden hingerichtet.

Saum war diese Verschwörung unterdrückt, so stiftete der Marchese Julius von Gibo, ein Schwager Giannettino's, aber ein Feind des Andreas Doria, eine neue Verschwörung, um Frankreich wieder die Herrschaft über Genua zu verschaffen. Seine eigene Mutter verrieth ihn; er starb zu Mailand auf dem Blutgerüste.

Auch das hohe Alter vermochte nicht den feurigen Heldengeist Doria's in thatenlose Ruhe zu bannen; noch im Jahre 1554 unternahm er einen Zug nach Corsica und verjagte die Franzosen von der Insel. Im Jahre 1560 beschloß er in einem Alter von 93 Jahren sein ruhmreiches Leben. Der Erbe seiner ausgedehnten Besitzungen war Johann Andreas Doria, der Sohn Giannettino's. Genua, das ihm die Wiederherstellung seiner Ruhe und eine geregelte Verfassung verdankte, hielt sein Andenken in Ehren bis in die neuesten Zeiten, und die Geschichte bewahrt seinen Namen als einen der glänzendsten und ehrenwerthesten aller Zeiten.

Ein Cavallerie-Regiment zur See.

Von E. Feufinger.

Ein Cavallerie-Regiment zur See hat für den Reuling einen besonderen Reiz. Nur wer selbst eine solche Fahrt mitgemacht, oder wer Zeuge der Ein- oder Ausseiffung einer bedeutenden Truppenmacht gewesen, kann sich den rechten Begriff davon machen. Aus der Ferne gesehen, scheint Alles so schwierig, so geräuschvoll, so verworren, was in der Nähe betrachtet, durch zweckmäßige Vorkehrungen, ruhig wie auf dem Paradeplatze und so geregelt ausgeführt wird, als sei die Einseiffung eine gleich andern, täglich oder doch oft geübte Bewegung.

Treten wir einmal etwas näher zu einem solchen Schauplatze heran, wie ihn die Häfen von Plymouth und Portsmouth in England und Cork in Irland, während des letzten Krieges in der Krim, und sieben Jahre hindurch fast allwöchentlich während des siebenjährigen Krieges auf der pyrenäischen Halbinsel darbieten.

Infanterieregimenter, die heute in langen Reihen längs den Küsten von Cove of Cork aufgestellt sind, schreiten gerüstet wie im Feldlager vorüber, so daß ihnen auch kein Stück von der Kriegsausrüstung fehlt, nach einander in die Langboote. Die Fahrzeuge stoßen ab und kehren wieder, bis nach wenigen Stunden die letzten Abtheilungen an Bord sind. Stabsofficiere und Adjutanten sprengen noch eine Zeitlang am Ufer auf und nieder, um die Säumigen mit den Pulverfässern und der Bagage, und mit der für die Officiere für die lange Seereise eingekauften Bequemlichkeiten, an Wein, frischem Fleische, Gemüse ic. zu größerer Eile anzutreiben. Jetzt sitzen sie ab. Den Dienern mit den Pferden folgend, die durch einige Matrosen von dem Gerüst in die Boote fortgeschafft werden, gelangen sie als die Letzten an Bord der für sie bezeichneten Schiffe. Dort ist man eifrig mit Ordnen der Waffen und der Bagage beschäftigt. Ein Theil der Truppen aber steht schon wie am Lande zur Wachtparade bereit; ein anderer ist geschäftig, die Lebensmittel vom Proviantmeister für den Tag zu empfangen. Auf dem Deck brodelt bereits der große Kessel zu Erbsen und Speck, und die Weiber sehen nach ihrer Gewohnheit nach einem Plätzchen in der Matrosenküche um, um ihren Feldkessel mit einem vom Lande mitgebrachten Extragericht vorn an die Koststäbe zu hängen, wobei sie es an einem freundlichen Blick für den Koch nicht fehlen lassen. Alles wie in der Kaserne, als wenn das Regiment Jahrelang auf dem Schiffe gewohnt hätte. —

Auf dem andern Flügel aber sind in mehrere Batterien ein zahlreiches Artillerietrain aufgefahren, Brückenboote und eine Menge der verschiedenartigsten Kriegsbedürfnisse. Kanonen und Wurfgeschütze von schwerstem Kaliber rasseln

noch immer heran, das Pflaster auf den gemauerten Ufern dröhnt unter den schwer beladenen Rädern. Wie werden sie an Bord kommen? Die Krähne werden unter der Last brechen, und was wird aus dem Reiterregiment werden, welches unter Kriegsgefangen und Trompetenklängen noch jenseits der Stadt die Höhe herabzieht?

Allerdings geht es etwas langsamer als mit der Infanterie, die den Tornister auf dem Rücken, das Gewehr in der Hand, Feldbede und Mantel gerollt, Brodbeutel und Feldflasche über der Schulter, leichtfüßig in die Boote springt und fast eben so schnell die Treppe am Transportschiffe hinaufklimmt. Aber es geht dennoch wider Erwarten sehr schnell damit. Bald sind die Geschütze von der sachkundigen Mannschaft auseinander genommen. Nebeneinander liegen die Röhre, die Lavetten, die Prozkasten und die Räder. Dort schwingt schon ein Pulverfornn ohne Gestell in der Luft; am andern Krähne wird ein mächtiger 48 pfünder unter dem „hio, ho“ eines Haufens stämmiger Matrosen aufgehißt; dort verläßt durch die zweckmäßige Hebeeinrichtung gehoben, ein Bombenfessel sein Gestell so leicht, als sei es ein Spielzeug für Knaben. Ein anderes Hebezeug wartet schon auf die Pferde, die ihre Unterkunft in eigenen Schiffen erhalten. Alle leichteren Gegenstände werden durch die Mannschaft in die großen Boote geschafft, die hin- und herfliegen, als gelte es einer Wettfahrt. Am Abend ist das Ufer von einer ganzen Division geräumt und neue Truppen, die mit Anbruch des Tages an den Ufern erscheinen, beginnen mit der bewunderungswürdigsten Ordnung und Schnelligkeit dasselbe, die Zuschauer höchst anziehende Schauspiel.

Das Reiterregiment, welches dort eben hart am Hafendamme aufschwemmt, ist ein deutsches, eins der schönsten im englischen Heere. Es ist in Irland beritten gemacht; sehen wir, wie es sich der ungewohnten Arbeit, nach der es sich schon zwei Jahre gelehnt hat, jetzt entledigt.

„Die Glieder geöffnet! Abgefessen! Abgefattet!“ ist das Werk einiger Minuten. Von den zehn Transportschiffen ersten Ranges, auf welche das Regiment vertheilt werden soll, halten die Schaluppen an den Einschiffungsbrücken. Die Einschiffung beginnt, indem zwölf Pferde vom rechten Flügel jeder Eskadron abbrechend, zu den verschiedenen Brücken, wo die für jede derselben bestimmten Boote warten, abgeführt werden. Die ersten Pferde weigern sich, schlagen hinten aus, bäumen wild auf; doch einige Matrosen stemmen ruhig ihre Riesenleiber gegen die Widerspännigen, ein Stoß, und sie springen mit einem so gewaltigen Bogensätze in das Fahrzeug, daß der Schaum am Riele hoch aufspritzt und der leitende Husar kaum Zeit behält, einen Sprung zur Seite zu machen. Der Czako fliegt beim Taumeln über Bord; aber einer der Seeleute hat ihn schnell den Bogen entrisen und stülpt ihn, von Seewasser triefend, lachend dem Eigenthümer auf's Haupt. Den ersten Pferden folgen die nächsten schon etwas williger nach; jetzt ist die Ladung voll, und nach einem fast viertelstündigem Rudern erreicht man die Seite des auf der Rhebe liegenden Schiffes. Hier ist Alles zum Empfange bereit. Eine der Raan ist seitwärts gedreht, mit angebrachten Flaschenzügen zum Krähne eingerichtet, von dem höher als zwei Stockwerke ein mächtiges Lau mit einem starken Haken herabhängt. Es wird eine starke Matte von Segeltuch heruntergeworfen, die den Bauch des Pferdes umschließend, oben auf dem Rücken zusammenstößt, wo sich zwei starke Eisenringe begegnen. Während man den Haken hier einhängt, ist auch schon ein Leitseil an dem noch mit der Trense versehenen Kopfe des Pferdes angebracht, dessen Ende ein Matrose auf dem Verdeck des Schiffes in der Hand hält. Auf ein gegebenes Zeichen wird oben angezogen. Das Pferd, ahnend daß etwas Außergewöhnliches mit ihm vorgehen solle, zittert wie ein Espenlaub am ganzen Körper, es bricht ihm der Schweiß aus, aber es steht noch ruhig, bis es den festen Halt unter den Füßen verliert. Jetzt thut es weit ausgreifend einige Sätze, als wolle es durch die Lüfte fliegen, so daß sich knarrend die Masse neigen.

Aber die vergebliche Kraftanstrengung endet schon im nächsten Augenblick mit einigen matten Zuckungen. Das geängstigte Thier ergiebt sich in sein Schicksal und kommt unbeweglich, alle Viere von sich streckend, in halber Haushöhe über dem Schiffe schwebend, gerade über der großen Mittellücke an. Nachdem es vermittelt der leitenden Schnur wagerecht über die Oeffnung gebracht ist, lassen die Matrosen auf ein gegebenes Zeichen die Winde nach, und hinab geht die Reise durch zwei Stockwerke des Schiffes, bis auf den mit Ries bedeckten Boden des untersten Raumes, der zu einem Stalle von zwei Reihen eingerichtet ist. Gewöhnlich stürzt das Pferd vom raschen Hinablassen betäubt zu Boden. Dies ist es aber eben, was von den Seeleuten beabsichtigt wird, um mehr Gewalt über das Pferd beim Abführen nach dem für dasselbe bestimmten Stande zu haben. Es ist der Zimmermann, welcher das zitternde Thier, sowie es unten ankommt, in Empfang nimmt, ihm einen hanfenen Stallhalfter mit zwei Stricken anlegt und es an seinen Platz führt, wo eines nach dem andern durch feste Standaebäume, auf einem Raume von nicht viel mehr als vier Fuß von dem vorübergehenden gesondert wird. Ist der Gang voll, so werden die Krippen vorge nagelt und auf der entgegengesetzten Seite fortgefahren, bis zuletzt nur der Raum in der Mitte für die zusammengepreßten Heuballen und für die Stallwache frei bleibt. Hinter jedes Pferd wird ein dichtes Schaaffell befestigt, um das Buntschweuern zu vermeiden. An ein Niederlegen in diesen engen Ständen, wo kaum ein Fuß auf beiden Seiten, wie er zum Reinigen der Pferde erforderlich ist, übrig bleibt, ist selbst während der längsten Seereise nicht zu denken, und geöffnet wird kein Stand, bevor die Reise zu Ende, oder wenn etwa ein Pferd sterben sollte.

Im fröhlichen Staunen über manches den deutschen Reitern noch unbekanntes Seemannstreiben, unter herzlichem Lachen über das Ungeschick eines Kameraden, der im Drängen und Schieben auf dem überfüllten Fahrzeuge auf dem Wege zum großen Schiffe über Bord geschleudert, aber auch sogleich wieder aufgefischt wurde, war die Einschiffung des Regiments in wenigen Stunden vollendet, da die Langboote der ganzen Flotte bei diesem Dienste behülflich waren. Am Ritttag ward Apell gehalten und gleich darauf ertönte die Trompete zum Stalldienste, der von den treuen Rossen, trotz der neuen, im Ganzen für sie nicht behaglichen Lage, durch ein eben so lustiges Wiehern begrüßt wurde, als sollte ihnen der goldene Hafer in den steinernen Krippen der marktallähnlichen Ställe der Cavalleriekasernen auf dem Barackenhofe zu Cork gereicht werden.

Dasselbe Signal ertönte gleich darauf auf allen Schiffen, an deren Bord sich Cavallerie- oder Artilleriepferde befanden. Das wunderbar Neue dieses Dienstes, das Wiehern der Pferde auf den schäumenden Wogen, der Anblick der prächtigen Flotte selbst, die unter Anschluß vieler Rauffahrer, welche die Gelegenheit benutzten, um unter dem Schutze der begleitenden Kriegsschiffe die Meerenge von Gibraltar zu passiren, aus neunzig, fast lauter großen Seglern bestand, machte einen kaum zu beschreibenden, großartigen Eindruck.

Dazu war es Weihnachten! Am Lande läuteten die Glocken; von den Masten sämtlicher Schiffe wehten unzählige bunte Flaggen und Wimpel, dem großen Feiertage zu Ehren, so daß sie auf dem Meere schwimmenden, buntgeschmückten Christbäumen glichen; das Gewimmel zahlloser kleiner Fahrzeuge, welches sich den ganzen Tag beim schönsten Sonnenschein in der buntesten Mannigfaltigkeit der Uniformen zwischen dem Lande und der Flotte hin und her drängte — kurz, das große Ganze gewährte, aus einiger Ferne gesehen, fast das deutsche Bild fröhlicher Kinder, die sich jubelnd zu den Weihnachtsgaben drängen.

Es war ein in jeder Beziehung merkwürdiges Fest, dieses Christfest auf dem Weltmeere begangen, das so mancher von hier zum letzten Male feierte. Als es wiederkehrte, lag schon manches Herz, das heute noch hoch aufschlag in froher Erinnerung an die glückliche Jugendzeit, regungslos unter spanischer Erde

gebetet. Der Delbaum wölbte sich ein schattendes Dach über dem Grabe manches Freundes, der damals harmlos anstieß auf das nächste fröhliche Weib; nachts fest; und die purpurne Traube wächst üppig über den Gräbern gar vieler, die damals scherzend vom ersten Christbaum sprachen, mit dem sie nach dem Frieden die zarten Sprossen treugehegter Liebe zu erfreuen gedachten.

Während der Nacht hatte sich der Wind und mit ihm das Wetter geändert. Trüb stieg der folgende Morgen heraus, und das gestern so ruhig und glänzend schillernde Meer fing an zu schäumen und zu brodeln wie siedendes Wasser in einer ungeheueren Braupfanne. Doch war die Bewegung noch mäßig, und Pferde und Leute waren munter und wohlthun. Das Schiff, an dessen Bord ich mich mit 40 Mann und Pferden befand, war die „Rowcliff“. Als eine ehemalige holländische Kriegsfregatte, die in einem vor wenigen Jahren in Trazel stattgefundenen Kampfe von den Engländern genommen war, bot sie sowohl hinsichtlich ihrer Größe, als wegen ihrer inneren Einrichtung manche Bequemlichkeit dar, die auf den meisten anderen Schiffen vermißt wurden. Die Officierscajüten waren schön und geräumig; die Zwischendecke für die Leute mit festen Bettstellen, luftig und hoch, und auch der untere Raum, in dem die Pferde aufgestellt waren, woran in einem Pferdetransportschiff alles gelegen ist, war vermöge zweckmäßig angebrachter Lüftungen kühl und so hoch, daß man überall bequem umhergehen und auch leicht zu den Pferden gelangen konnte. Im Gange selbst aber war in drei Fuß breiten und vier Fuß hohen Ballen, davon jeder 6—10 Centner enthielt, das Heu für drei Monate aufgespeichert, so daß auch im schlimmsten Falle auf der Reise kein Mangel eintreten konnte. Noch tiefer unten, in dem als Ballast mitgeführten Kiessande versenkt, lagen die großen Wasserfässer, aus denen täglich dreimal durch Handpumpen für jedes Pferd ein Eimer zur Zeit verabfolgt wurde.

Als die Nacht zum zweiten Male herabsank, waren wir zwar in etwas kleinerem Maasstabe, doch vollkommen in der Art eingerichtet, als in den von uns verlassenen Kasernen. Ungebuldig, nach Soldatenart, sobald man einmal weiß, daß es in's Feld geht, wurde das Signal zum Segeln herbeigeseht. Doch erst am nächsten Morgen, als das Signal gegeben worden war, daß alle die Verschiffung betreffenden Einrichtungen vollendet wären, donnerte vom Kommodoreschiffe, dem Rodney, der mit 80 ehernen Zungen zu sprechen vermochte, ein Kanonenschuß, das Zeichen für die Flotte, sich fertig zu machen. Da wurden die letzten Boote aufgewunden. Verkäufer und verspätete Besucher, unter denen manche trauernde Gattin, manche tiefbetrübte Geliebte, denen Gesetz oder Familienverhältnisse die Mitreise nicht gestatteten, suchten die Letzteren unter Thränen, Segenswünschen und erneuerten Gelübden, bis zum allerletzten Augenblicke zögernd, — das Weite.

In den Raan und Masten aber wurde es lebendig. Die Ankerwinde knarrten und in kurzer Zeit flatterten die gelösten Topsegel im Winde. Die Ankertau wurden immer kürzer, endlich schwebten die ungeheuern Eifenhaken einer nach dem andern frei über dem Wasser, und auf allen Schiffen fielen die oberen Segel. Da donnerte ein zweiter Schuß vom „Rodney“, und mit der ganzen Würde eines königlichen Anführers setzte er sich an die Spitze, während die ganze Flotte, — die ich nur noch einmal, als die Ausrüstung von Alicante zur Belagerung von Tarragona unternommen wurde, zahlreicher gesehen habe, — unter dem sich stets mehrenden Walde von blähenden Segeln hinter ihm her zog, unter dem sich stets mehrenden Walde von blähenden Segeln hinter ihm her zog.

Es war um Mittag und einige Stunden ging Alles ganz trefflich von statten. Obgleich der Wind stärker wurde und die See höher ging, je weiter wir uns vom Lande entfernten, so wurde doch noch der rechte Cours, wie der Capitain uns beehrte, innegehalten.

Nachmittags setzte sich jedoch der Wind fast gänzlich nach Südost um und wurde in unregelmäßigen Stößen so heftig, daß es schon Manchem von uns schwer wurde, sich auf den Beinen zu erhalten. Hin und wieder froch ein

Hufar, und ob er sich auf dem Lande auch noch so tapfer erwiesen hatte, schwindelnd und matt in seine Koje; die armen Pferde aber balancirten von Schweiß triefend, fest aufgestemmt auf die Vorderbeine, jeder Bewegung des Schiffes folgend, in der Art, daß sie alle wie auf Commando bald mit den Köpfen weit über die Rippen vortragten, bald alle im Hintergrunde verschwanden, so daß man nichts mehr von ihnen gewahrte, als den ihren weit geöffneten Rüstern entsteigenden heißen Dampf. Es war gut, daß die Stände hinten und vorn mit Schaaffellen ausgeschlagen waren; wäre diese Vorkehrung nicht getroffen worden, würden sich beim Ausschiffen viel mehr Pferde, als es der Fall war, gefunden haben, die sich wund gestoßen hatten. Der Sturm wurde gegen Abend immer heftiger, indessen wurde er vom Capitain immer nur noch eine etwas ungewöhnlich starke Brise genannt. Trotz dieser tröstlichen Ansicht des tüchtigen Seemannes, folgten sich die Signale vom Kommodoreschiffe, die Segel zu füren, immer schneller, und als die früher als gewöhnlich eintretende Nacht ihr Erkennen ferner unmöglich machte, wurden die Zeichen durch wiederholte Kanonenschüsse gegeben; auch wurden Laternen aufgesteckt, um das Zusammenstoßen zu verhüten. Der Kommodore selbst hatte deren drei mit farbigem Licht am Hauptmaste aufgehängt.

Aber weder der Donner der schwersten Geschütze noch die gemachten Leuchtsignale vermochte mehr die Schiffe zu erreichen, die bald in einem furchtbaren Abgrunde verschwanden, bald auf dem schäumenden Kamm eines Wassergebirges hinaufstanzten, von dessen schwindelerregender Höhe man in das schwarze Thal hinabsah, welches Schiff und Mannschaft im nächsten Augenblick zur Weiterbeförderung auf den nächsten Wogengipfel in diesem Kampfe der wild heulenden Elemente aufnehmen sollte. Die am Morgen unter so ermutigenden Hoffnungen von der Rhede abgelegelte Flotte, von der man die Eroberung der südspanischen Küste ohne Weiteres zu erwarten sich berechtigt glaubte, trieb schon nach wenigen Stunden, einige Schiffe halb enmastet, die mebrsten mit zerrissenen Segeln, gleich willkürlichen Rufschaalen nach allen Richtungen auseinander, und: Rette sich, wer kann, schien des Einzelnen Lösung zu werden.

Die Nacht lag schwarz wie ein ungeheures Leidentuch über dem Wogenkampfe. Man hörte nichts als das Heulen des Windes in dem zitternden Lauwerk, und den Donner der rollenden Wogen, wenn sie sich entweder in einiger Entfernung vom Schiffe überschlugen, oder dieses auf ihrem nassen Gipfel himmelwärts trugen. Die zerrissenen Wolken wälzten wild über die bleiche Sichel des Mondes, während ab und dann die Laterne eines in der Ferne schwankenden Schiffes, wie ein Irrelicht auftauchte, um ebensoschnell wieder in einem Abgrunde zu verschwinden.

Die „Rowcliff“ hatte alle Vorsichtsmaßregeln getroffen, um das Zusammenstoßen mit andern Schiffen zu verhüten. Doppelte Wachen, die alle Viertelstunden abgelöst wurden, lugten über das Bugspriet hinaus, und dennoch ereignete sich ein Unglück, das mich noch jetzt in der Erinnerung mit Entsetzen erfüllt.

Ich hatte mich, des unerträgliches Schaukelns und Stoßens, des Schiebens und Knarrens der Schiffsplanken in der Cajüte überdrüssig, in meinen Mantel gehüllt, auf das Berdeck balancirt, und mich dort, durch ein Tauende gegen Fallen oder Hinwegspülen durch eine Sturzfsee gesichert, den Männern zugesellt, welche die Wache im Vordertheile hatten. Da rauschte es plötzlich ganz nahe, quer gegenüber in unserem Fahrstriche. Trotz der Dunkelheit konnte man eine niedrige schwarze Masse, dann auch Masten und Segel, also ein kleines Fahrzeug erkennen, welches unserer starken Fregatte unaufhaltsam entgegenzog. Es war ein niedrig gebordeter Schooner. Ein Ruf ertönte von unsern Signalmännern; ein schredlicher Wehruf war die Antwort; doch war an eine von den beiden Schiffen vorzunehmende günstige Wendung nicht mehr zu denken. Von einem unwillkürlich mich überkommenden Schauer ergriffen und am ganzen

Körper erbebend, hielt ich die Hände vor das Gesicht, — ob mich selbst gegen die augenblicklich eintretende Katastrophe zu schützen, — oder um das nicht mehr abzuwendende Unglück nicht mit eigenen Augen zu sehen, — darüber vermag ich keine Rechenschaft zu geben. Jetzt hallte ein neuer, markerschütternder Schrei durch die grauenvolle Nacht; er kam vom Schooner, der im nächsten Augenblick von unserm Schiffe übersegelt, zertrümmert, in einzelnen Stücken in die Tiefe versank. Ueber dem Gurgeln des Wassers, das gierig seine Beute verschlang, über dem herzzerreisenden letzten Aufschrei der Ertrinkenden, hörte ich nicht das Krachen unseres eigenen gebrochenen Bugspriets, nicht das Fallen des Vormastes, die beide im Zusammentreffen mit dem Schooner geknickt waren, so daß kein Segel an ihnen mehr festhielt.

Der Schaden wurde durch die gesammte Mannschaft nothdürftig hergestellt; ein Leck wurde nirgends gefunden, auch versicherte der Capitain zu aller Beruhigung, daß keine Gefahr für uns vorhanden sei. Nichtsdestoweniger hallte der Todesjammer der untergehenden Schiffsmannschaft des Schooners mir fort während schaurig vor den Ohren, so, daß ich die ganze Nacht vor den Pforten des Todes zu segeln vermeinte, und nicht eher Ruhe fühlte, bis der erste matt-Tageschimmer durch die Fenster der Kajüte drang und mein Lager beleuchtete welches ich zwischen Kisten und Koffern auf dem Boden genommen, weil ich mich nicht ferner aufrecht erhalten konnte.

Nachdem ich meinen Anzug nothdürftig geordnet, kletterte ich auf das Verdeck hinauf. Der sich mir unter fortwährendem Kampfe der Elemente hier darbietende Anblick war nichts weniger als erfreulich. Von der ganzen so stattlichen Flotte waren nur sechs Schiffe im Gesicht, von denen einige mit gekappten Masten, gleich uns, schwer mit den Wellen kämpften.

Um Mittag waren auch diese am Horizonte, wohl eigentlicher hinter den Wogenbergen verschwunden. Nur die „Rowcliff“, ein standhafter Segler, der von einem kühnen Irländer befehligt, trotz Sturm- und Wogendranges den übrigen Transportschiffen stets vorangeblieben war, hatte die letzten Signale des Kommodore nicht mehr bemerkt. Das gute Schiff schwamm daher, während — wie sich später erwies — der größte Theil der Flotte nach schwerem Kampf die Häfen an der südöstlichen Küste von Irland wieder erreicht hatte, ohne Convoyn, ohne Gefährten, auf der weiten Wildniß des aufgeregten Oceans einsam umher, glücklicherweise jedoch noch dem zuerst vorgeschriebenen Course folgend.

Der Sturm hatte sich um Mittag etwas gelegt, indessen gingen die Wellen noch hoch und es blieb immer ein gewagtes Unternehmen, den Lauf bei den am Mast und an Segeln erlittenen Schäden allein durch den atlantischen Ocean fortzusetzen, der eben damals von französischen und amerikanischen Kreuzern, die fast täglich auf vereinzelte Schiffe Jagd machten, arg heimgesucht wurde. Dennoch sprach Mr. Bacon, der unerschrockene irische Schiffscapitain, gleich dem großen Ahn des uralten Guelphenhauses, der einst in der dringendsten Gefahr, das seitdem so berühmte „nunquam retrorsum“ zum Wahlspruch machte, mit fester Stimme: „never back again!“ — Niemals zurück! mit solcher Betonung aus, daß Niemand an der Ausführung seines Willens zu zweifeln sich versucht fühlte.

„Meine Herren!“ — so richtete er jetzt das Wort an die von ihm zusammenberufenen Officiere, — „im Fall eines uns betreffenden Unfalles sind wir, Capitaine der Transportschiffe berechtigt, die versiegelt uns mitgetheilten Instructionen, die wir außerdem erst auf einer bestimmt angegebenen Höhe eröffnen dürfen, zu erbreehen. Der Fall ist jetzt eingetreten, und ich habe meine Ordres gelesen. Alicante ist der Ort unserer Bestimmung, und Gibraltar das Rendezvous, falls wir durch Unwetter auseinandergetrieben werden sollten.“

„Fürchtet nichts Ihr Herren Deutsche!“ — setzte er mit blitzenden Augen hinzu — „ich gebe nicht den Werth einer Nadelspitze für diese französisch-amerikanischen Freibeuter. Haben wir nicht auch schweres Geschütz? — dabei

deutete er lächelnd auf die zehn eisernen Sechspfänder, die mehr zum Staat als zum ernstlichen Gebrauche auf dem oberen Deck aufgestellt waren — sind nicht breite Schwerter und Piken in Menge für meine Jungen vorhanden, und habt Ihr Herren Husaren nicht Carabiner und Pistolen, mit denen Ihr umzugehen versteht? Fünzig deutsche Männer wie Riesen, und zwanzig irische Matrosen! — I'll wi damned — ich will verdammt sein, wenn wir es nicht mit jeder französischen Kriegsbrigg, oder auch mit einem amerikanischen Kaper zu jeder Zeit aufnehmen können. Die letzteren sind allerdings respectable Feinde, englisches Blut — setzte er lächelnd hinzu, — „und deshalb stimme ich bei ihnen eine Note herab.“ —

Mit Vergnügen horchten wir der Rede unseres tapferen Capitains: sie war die erste angenehme Unterhaltung in den letzten vierundzwanzig Stunden, und als er nicht ohne sichtbare Zeichen von Wohlgefallen wahrnahm, wie wir in seine heldenkühnen Ansichten eingingen, fuhr er fort zu reden:

„Nur acht gegeben! all hands on deck!*) sobald sich irgendwo ein verdächtiges Segel zeigt. Unser Schiff ist für achtundvierzig Kanonen gebohrt; ich lasse mich kielholen, wenn nicht wenigstens die monsieurs,**) zumal bei einigem Nebel und hoher See, unsere „Row cliff“ für ein noch regelrechtes Kriegsschiff halten, obgleich die Stückpforten alle vernagelt und diese eisernen Kanonen das einzige redfähige Geschütz an Bord sind. —“

„Auf mit der Flagge! — so wandte er sich jetzt, ganz im Tone eines Sr. Majestät wohlbestätigten Flottenofficiers an den ersten Steuermann. Hoist up the blue peter!***) Mr. Williams! — herrsche er dem an seiner Seite stehenden Zweiten im Kommando zu — wir wollen doch sehen, was die Maske vermag. Und ihr meine Bursche! — so wandte er sich darauf an die mit staunender Lust zuhorchenden Matrosen — ihr habt mir jetzt unter Kriegerecht, als dem Befehlshaber eines Sr. Majestät bewaffneten Schiffes, strengen Gehorsam zu leisten, aufs Wort! — By Jassus!†) Ich will der Würde Ehre machen; wir steigen oder sterben, verlast euch darauf!“ Vielleicht glückt's uns auch mit einem ihrer geringen Kerle zusammen zu kommen, dann soll keinem von euch sein Antheil am Beutegelde entgehen; verlast euch darauf! Und nun — das sage ich euch allerlegt noch, legt für die Fahrt die Faulheit der Matrosen eines Kauffahrers ab, und thut eure Pflicht als Leute eines regelrechten Kriegsschiffes!“ —

„Strike eight bells ††) Mr. Williams! Es ist jetzt Zeit zum Mittagessen, die Leute müssen ihr Recht haben!“ — So schloß er endlich seine Rede; warf noch einen Blick auf den wieder so ziemlich wohlaussehenden Zustand des Schiffes, und stieg unter einem freundlichen, an uns gerichteten Wink ihm zu folgen, in die Cajüte hinab, wo diejenigen unter uns, die nicht seefrank waren, trotz der noch sehr bedeutenden Schwankung des Schiffes, ein ganz ansehnliches Mittagessen einnahmen, welches in Verbindung mit dem an Bord befindlichen vorzüglichen Claret auf mich, der ich nie an der bösen Krankheit leide, nach den letzten Beschwerden einen guten Eindruck nicht verfehlte. Es fehlte über Tisch nicht an Gesundheiten und Wünschen für eine glückliche Fahrt. Man durfte indessen nur in das zuversichtliche Gesicht, in die feuerstrahlenden Augen unseres Schiffsbefehlshabers sehen und jeder Gedanke an drohende Gefahr war verschwunden! —

*) Alle Mann auf's Deck!

**) Franzosen.

***) Zieht den blauen Wimpel auf! (Zeichen eines Kriegsagenten).

†) By Jassus, irischer Provinzialausdruck für Jesus.

††) Schlägt achtmal die Glocke! Ist das Zeichen zum Mittagessen, nachdem die Höhe auf der sich das Schiff zu der Zeit befindet, aufgenommen und in das Schiffstagebuch eingetragen ist.

Der Kaffeebaum und seine Frucht.

Von A. W. Grube.

I.

Sein botanischer Name ist zwar *Coffea arabica*, und wenn wir von Mokka hören, denken wir auch an den feinen, zarten Geruch und Geschmack des Mokka-Kaffees; aber ob Arabien allein das Vaterland der Kaffeebohne sei, ist keineswegs so ganz sicher gestellt, da man auf der afrikanischen Seite, welche dem glücklichen Arabien gegenüber liegt, in Enarea und Kassa noch heute die Kaffeepflanze sehr üppig wildwachsend findet und von hier gewiß schon frühzeitig die Verbreitung in die Länder der Gallas, nach Aethiopien und Nordafrika und selbst in die Mitte des afrikanischen Kontinents stattgefunden haben mag. Schon lange war es bei den Gallasstämmen Sitte, daß sie auf ihren langen Wanderungen die gerösteten und zerstoßenen Kaffeebohnen mitnahmen, und zwar mit Butter und Mehl gemischt und zu Klößen geformt, zur Stärkung und Erquickung. Der Sage nach soll ein äthiopischer Hirte, dessen Kameele vom Genuß der Kaffeebohnen sehr aufgeweckt und lustig wurden, zuerst die Menschen darauf hingewiesen haben. Nach Arabien konnte der Kaffeebaum leicht übergeführt werden, und Jemen's (des sogenannten „glücklichen Arabiens“) Klima war vortrefflich für das Gedeihen des edeln Gewächses, so daß noch heute der echte arabische Kaffee — neben dem „braunen Java“, der ihm den Rang streitig zu machen sucht — alle anderen Sorten an seinem Aroma übertrifft.

In Aden und Mokka fand der Baum gleichsam eine Pflanzschule, von wo aus bald sämtliche Nachbarländer versorgt wurden. Ein aus Aden gebürtiger Rusti, Dhabani, hatte auf seiner Reise an der Westküste des Rothen Meeres mit Erstaunen gesehen, wie seine Landsleute Kaffee tranken, und da er von dem braunen Trank kostete, mit Vergnügen die erheiternde und ermunternde Kraft desselben erfahren. Nach Hause zurückgekehrt, gab er auch seinen Derwischen, damit sie desto munterer den Gebeten obliegen möchten, den schlafvertreibenden Kaffee zu trinken. Die Sitte fand auch in Mekka, der heiligen Stadt des Propheten, Anklang; der glaubenseifrige Statthalter Khaïr-Beg, dem das neue Genußmittel sehr sündhaft schien, trieb aber im Jahr 1511 eine Kaffee trinkende Gesellschaft aus der großen Moschee, berief eine Art Kirchenversammlung von arabischen Schriftgelehrten und Aerzten, die den Kaffee als verderblich für Leib und Seele und als strafbaren Frevel gegen die Vorschriften des Korans erklärte. Der Kaffeegenuß ward strengstens untersagt, und wer sich fortan ihm dennoch hingeben würde, sollte die Bastonade erhalten und verkehrt auf einen Esel gesetzt durch die Gassen von Mekka geführt werden.

Unterdessen hatte sich unter den Augen des Sultans selber, in Cairo, der Kaffee unter dem Volke und bei den Gelehrten viele Freunde erworben, und bald erging von der Hauptstadt ein Dekret, die Kaffeeshenken in Mekka dürften wieder besucht werden. Der neue Statthalter von Mekka war selbst ein großer Kaffeeliebhaber, und da er seine Gäste öffentlich mit dem neuen Trank bewirthete, folgten bald Alle seinem Beispiel. Von Zeit zu Zeit erhoben sich freilich noch glaubenseifrige Männer und selbst eine Frau Soliman's II., die dem Kaffeegenuß den Krieg erklärten und erneute Verbote gegen denselben zu erwirken wußten; die Folge war jedoch, wie gewöhnlich in solchen Fällen, eine um so mehr verstärkte Lust, den verbotenen Genuß zu erlangen. Unaufhaltsam drang die Kaffeebohne weiter in alle Länder der arabischen Welt, drang durch Syrien über den Bosphorus und setzte sich schon im Jahre 1554 in Konstantinopel fest. Das erste dort errichtete Kaffeehaus ward ein Mittelpunkt für gesellige Unterhaltung, und wie im christlichen Abendlande die Bier- und Weinhäuser das gesellige Leben förderten und auch geschlossene Gesellschaften anzogen, so versahen

fortan im türkischen Reiche die Kaffeehäuser, die sich sehr schnell vermehrten, den gleichen Dienst.

Zu Anfang des 17. Jahrhunderts ward der Kaffee den venetianischen Kaufleuten bekannt und französische Kaufleute brachten ihn etwas später nach Marseille, nämlich im Jahr 1644; 1671 ward das erste Kaffeehaus daselbst eröffnet, 1662 das erste in Paris. Es fehlte auch in Frankreich nicht an lebhaftem Widerspruch, und die Parzeiller Aerzte luden zu einem großen gelehrten Kampfe Freunde und Feinde des Kaffees auf das Rathhaus ein; das Volk ließ sich aber nicht irre machen und meinte, was aus dem „glücklichen Arabien“ käme, könne doch nicht schlecht sein, und das türkische Wort *bön* (äthiopisch *bun*) für den Kaffee, sei nahe verwandt mit dem französischen „bon“ (gut).

Der englische Kaufmann Edwards hatte gleichfalls in der Levante den Kaffee kennen gelernt und so großen Gefallen daran gefunden, daß er ein im Kaffeehiebener erfahrenes griechisches Mädchen aus Smyrna mitnahm, die sich in London mit seinem Kutscher verheirathete und dort das erste Kaffeehaus eröffnete — im Jahr 1652.

Noch früher, schon im Jahr 1616, hatten holländische Kaufleute die Mokka-Bohne in ihre Heimath gebracht. Es konnte nicht fehlen, daß sowohl den französischen und englischen, als den holländischen Kaufleuten und Regierungen die Wichtigkeit des Kaffees für den Welthandel bald einleuchten mußte. Java, die werthvolle holländische Kolonie, eine der fruchtbarsten Inseln, gerade unter dem Aequator gelegen und wegen ihrer Berge auch mildere Klimate für den Anbau darbietend, hatte den günstigsten Boden für die Kaffeepflanze. Die Versuche gelangen, und schon vor dem Schluß des 17. Jahrhunderts konnte man einen auf Java gemachten Kaffeebaum als Geschenk nach Paris an König Ludwig XIV. senden. Die Franzosen schickten diesen Baum auf ihre westindische Insel Martinique und von diesem Exemplar stammen wahrscheinlich alle Kaffeebäume der Antillen ab. Im Jahr 1718 brachten die Holländer den ersten Kaffeebaum auf ihre amerikanische Besitzung Surinam, die Engländer pflanzten ihn auf Jamaica, die Franzosen auch auf Isle de Bourbon im indischen Ocean, und so war binnen einem Menschenalter der Kaffeebaum schon auf beiden Halbkugeln der Erde eingebürgert.

Die Holländer hatten gebrannten und gemahlten Kaffee auch nach Deutschland gesandt; die ersten Kaffeebohnen in ihrer natürlichen Gestalt kamen nach Leipzig im Jahr 1694; einige Jahre darauf errichtete man in Wien das erste Kaffeehaus. Erst im folgenden Jahrhundert kamen in Sachsen einige Anfänge vor, den Kaffee öffentlich zu schenken. So ward 1710 in Wittenberg von einem Italiener (in dessen Keller) zuerst Kaffee gekiedet, und es dauerte noch zehn Jahre, bis er in Mitteldeutschland sich weiter verbreitete. *) Im Jahr 1719 kam schon die erste Ladung Java-Kaffee nach Holland und 1732 der erste Jamaica-Kaffee nach England. Allmählig ward aber Jamaica von der größeren Insel St. Domingo (Hayti) überflügelt, die im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts ungefähr 76 Millionen Brund ausführte, durch den Negeraufbruch aber schnell von dieser Höhe herabsank. Seitdem ist Brasilien das Haupt-Kaffeeland der neuen Welt geworden und in Westindien die Insel Cuba. Auf der anderen Halbkugel kam neben Java besonders Ceylon empor und zu Anfang dieses Jahrhunderts pflanzte man schon den Kaffeebaum in Vorder- und Hinterindien, auf allen Sunda-Inseln, auf den Molukken (Gewürz-Inseln) und Philippinen,

Zu Anfang des Jahres 1852 betrug nach einer annähernden Schätzung von John Crowford die Kaffee-Erzeugung in

*) Des Verfassers sel. Großmutter erzählte ihm noch, wie sie in ihrer Jugendzeit vom Kaffee gar nichts gewußt hätte, und erst als sie verheirathet gewesen, habe sie Sonntags mit ihrem Manne Kaffee getrunken, aber die Kinder hätten Anfangs noch keinen bekommen. Also scheint erst c. 1760 sich der Kaffee in Norddeutschland Bahn gebrochen zu haben.

Brasilien	176	Millionen Pfund,
Java	124	" "
Ceylon	40	" "
Laguanra und Porto Cabello *)	35	" "
St. Domingo	35	" "
Cuba und Portorico	30	" "
Costarica	9	" "
Malabar und Mysore	5	" "
Sumatra	5	" "
Arabien	3	" "
Philippinen	3	" "
Britisch Westindien	8	" "
Französisches und holländisches Westindien	2	" "
Celebes	1	" "
Summa	476	Millionen Pfund. **)

Rechnet man im Durchschnitt den Centner nur zu 30 Gulden, so ergibt dieß einen Werth von 140 Millionen Gulden, welche den europäischen Regierungen ungefähr 40 Millionen Gulden Zoll abwarfen. Von jenen 476 Millionen Pfund braucht Deutschland allein an 100 Millionen. Man rechnet in Deutschland auf den Kopf jährlich $3\frac{1}{2}$ Pfund Kaffee, in England nur $1\frac{1}{2}$ Pfund, denn der Theegenuß überwiegt hier bei Weitem den Genuß des Kaffee's. In Amerika kommen auf den Kopf $6\frac{1}{2}$ Pfund Kaffee, in Belgien fast 9 Pfund. Ueberall, wo gegenwärtig dem Welthandel ein Zugang geöffnet ist, wird auch Kaffee getrunken. Und doch steht sein Konsum gegen den Thee noch sehr zurück, denn man rechnet, daß Kaffee von 100 Millionen, Thee aber von 600 Millionen Menschen getrunken wird.

In Deutschland würde das Verhältniß der auf den Einzelnen entfallenden Kaffeemenge viel größer sein, wenn nicht zum reinen Kaffee soviel Ersatzmittel kämen, so viel sogenannter „deutscher Kaffee“, der kein Tropenklima braucht, sondern ganz gemüthlich mit unseren Kartoffeln und Kohlköpfen auf Einem Felde wächst, und wenn auch nicht in Kraut, so doch in Rüben besteht, in Runkel- und Mohrrüben, die man klein geschnitten trocknet und röstet und dann pulverisirt wie Kaffeebohnen behandelt. Besonders aber ist es die Cichorie, welche als Kaffeezusatz verwandt und in Tausenden von Fabriken zum braunen Kaffee — soweit dieß einer Cichorie möglich ist — verwandelt wird. Noch größer ist die Kaffeeverfälschung in England, wo man den Kaffee gemahlen in den Kleinverkauf bringt. Im Jahr 1854 berechnete man für England den jährlichen Verbrauch der Cichorie auf 12,000 Tonnen, d. i. auf 26,880,000 Pfund. Wie manche arme Familie, die sich am Kaffee erlabt, mag nur die Kraft von einigen Bohnen auf die Tasse genießen! In unserem deutschen Vaterlande, namentlich in Sachsen, ist mitunter der Kaffee sehr „lang“, und dennoch müssen die wenigen Bohnen, aus denen er seine Güte genommen, mit homöopathischem Segen wirken. Mehr als auf eine Suppe freuet sich der arme Bergmann und Holzhauer des Erzgebirges und Harzes auf seine drei Tassen Kaffee, die ihn am Abend erwarten, und eine arme Frau, die einen schweren Korb mehrere Meilen weit über das Gebirge getragen hatte, versicherte den Verfasser mit wahrem Schagen, daß sie sich nun auch einen ordentlichen Kaffee machen wolle. Ob sie denn auch Cichorien dazu nähme? Ja freilich — war die Antwort — ohne Cichorien möchte sie gar keinen Kaffee trinken.

Das leibliche Leben des Menschen ist ein steter Kampf zwischen Sein und Nichtsein, zwischen Gewinn und Verlust; der Sauerstoff, den wir athmen und

*) Ausfuhrhäfen für Venezuela.

**) Nach Anderen betrug die Gesamtproduktion im Jahre 1851 523 Millionen Pfund.

der unsere Lebensflamme unterhält, will ohne Unterlaß neues Brennmaterial, und kaum hat der Mensch das angenehme Gefühl der Sättigung empfangen, so muß er — mag er nun leiblich oder geistig arbeiten, oder auch gar nichts thun — bald wieder unangenehm verspüren, wie das Kapital seiner Kraft sich mindert, wie die Einwirkung der Außenwelt an ihm zehrt. Er zündet eine Cigarre oder Pfeife an, und trinkt Kaffee — und siehe, das Gefühl des Mangels schwindet, die Phantasie, die noch kurz zuvor ihre Flügel hängen ließ, schwingt sich wieder lebensmuthig empor und das Gemüth ist wieder mit dem Leben versöhnt. Wegen dieser Wirkung auf das Gemüth hat der Kaffeegeuß so viel Reiz, obgleich er, gleich dem Thee, nicht sowohl nährt, als den Mangel der Nahrung weniger fühlbar macht.

Thee und Kaffee sind übrigens durchaus nicht ohne nährnde Bestandtheile; sie enthalten in geringer Menge Legumin (Käse- oder Erbsenstoff), Zucker und Gummi, sowie auch Fett, woran der Kaffee, der 10 Procent hat, reicher ist, als Thee. Dieß flüchtige Del, das sich beim Brennen der Kaffeebohnen entwickelt, gibt dem Kaffee das eigenthümliche Aroma. Aus frischen Theeblättern erhält man gleichfalls ein ätherisches, stark wie Thee duftendes Del, das aber giftartig wirkt, da es betäubend ist, und deshalb auch durch das Trocknen und Rösten der Blätter größtentheils entfernt wird. Die Chemiker scheiden aus dem Thee, wie aus dem Kaffee einen weißen, zu Krystallen anschließenden Grundstoff, Theein und Kaffein genannt, welche beide dieselben Eigenschaften zeigen und die nahe Verwandtschaft von Thee und Kaffee darthun. Auch der Kaffee, wenn man ihn sehr stark trinkt, zeigt seine narkotischen, d. i. betäubenden Eigenschaften, indem er dann den Kopf einnimmt, Zittern der Glieder und Herzklopfen verursacht. Dagegen ist er, mäßig genossen und weder zu schwach, noch zu stark bereitet, für die Meisten ein ebenso gesundes, als angenehmes Getränk. In Voralberg und der Schweiz wird nicht bloß von den Aemtern, sondern auch in vielen wohlhabenden Familien zum Frühstück ein Milch-Kaffee mit Weißbrod und Abends um sechs Uhr abermals Kaffee mit Brod und Butter oder auch gerösteten Kartoffeln zum Abendbrod genossen, und die Leute befinden sich wohl dabei. Den Kindern sollte man aber nicht zu frühe Kaffee geben, da er bei ihnen vor der Zeit die Nerven aufregt und somit schwächt.

II.

Der Kaffeebaum erreicht auf günstigen Stellen, wenn man ihn frei wachsen läßt, eine Höhe von 25, ja von 30 Fuß, aber man schneidet in der Regel die Krone schon in einer Höhe von 7 Fuß ab, um die Kraft in den Zweigen zusammenzuhalten. Da häufig zwei bis drei Stämmchen ganz nahe zusammenstehen oder ein Hauptstamm unmittelbar über der Erde sich theilt, so scheint er oft buschartig. Der Stamm ist schlank, von bräunlichgrauer rissiger Rinde bedeckt, das hellgelbe Holz von feinem Gefüge. Die zahlreichen gegenüberstehenden Aeste mit den dunkelgrünen, glänzenden, länglich eirunden Blättern, geben ein ansehnliches Laubwerk, unmittelbar aus dem Aeste, an der Wurzel der Blätter, kommen die weißen Blüthen hervor. Diese sind fünfblättrig und haben einen zarten Duft. Es ist ein schöner Anblick, wenn der reiche Blüthenschnee aus dem dunkeln Grün hervorschimmert. Doch fallen die Blüthen sehr bald ab und es kommt die anfangs grüne, dann rothe, endlich violette Beerenfrucht zum Vorschein, die Kaffeekirsche, deren Fleisch den Samenkern enthält — nämlich zwei Bohnen, die sich die platte mit einer Längsfurche versehene Seite zuehren. Manche Früchte haben auch nur eine Bohne, in andern sind wieder 3, 4, sogar 6 Bohnen enthalten. Eine lockere pergamentähnliche Schale umgibt diesen Kern, und unter ihr liegt noch eine äußerst feine Hülle unmittelbar auf der Bohne.

Man zieht den Kaffeebaum entweder in Samenbeeten oder benutzt auch wohl die von selbst aufgegangenen Bäumchen zum Verpflanzen; an letzteren fehlt es in keiner Plantage, da viele Vögel das süßliche Fleisch der Kaffeekirsche lieben,

die ganze Frucht verschlucken und dann die Bohnen wieder von sich geben, die nun von selber aufgehen.

In Venezuela hebt man die jungen Bäumchen, wenn sie etwa einen Fuß hoch emporgewachsen sind, aus, und pflanzt sie in das almacito oder Magazinchen $1\frac{1}{2}$ Fuß von einander entfernt, errichtet über diesem Beete ein 2 Ellen hohes Gerüst, das mit trockenem Gras oder mit Bananenblättern bedeckt wird. Erst wenn sie 3 bis 4 Fuß hoch geworden sind, verpflanzt man die jungen Bäumchen in das Hauptfeld und zwar in regelmäßige Reihen — jeden Baum etwa 6 Fuß vom andern entfernt. Oder auch im Quincunx :: In Entfernungen von 30 bis 40 Fuß kommt ein Schattenbaum zu stehen; denn da der Kaffeebaum schattige Standorte liebt, in größeren Pflanzungen aber meistens der Sonne zu sehr ausgesetzt sein würde, so geschieht ihm durch einzelne höhere Bäume, die über eine ziemliche Fläche ihre Schatten spenden, ein großer Dienst. In Westindien und Südamerika verwendet man am liebsten den bucare — *Erythrina Corallodendron* — zu diesem Dienst. Der „Bufare“ wächst rasch, erreicht eine Höhe von 100 bis 120 Fuß, hat hellgrüne, lindenblattähnliche Blätter und korallenrothe Blüten, aus denen sich kleine Schoten entwickeln. Er treibt seine Blätter vor den Blüten, und gibt gerade dann am meisten Schatten, wenn der Kaffeebaum seine Blüthe treibt; er verliert seine Blätter, wenn die Kaffeefrucht sich bilden will und recht viel Sonne verlangt.

In kleineren Pflanzungen setzt man auch wohl den Guamo, der unserer Kastanie ähnelt, oder die Banane als Schattenbaum. Man unterscheidet in Bezug auf die Höhe der Pflanzung die heiße Seeküste und Ebene, wo vor zu großer Hitze der Kaffeeertrag gering ist; die tierra templada (die gemäßigte Zone) von 1800 bis 3000 Fuß Höhe, wo die ergiebigste Ernte erzielt wird, und die tierra fria, die kühlere Region, wo man zwar keiner Schattenbäume mehr bedarf, aber auch weniger und schlechtern Kaffee gewinnt. Die Bäume werden da selten über 4 Fuß hoch, bekommen eine Menge blattloser Aeste und verkümmern schon nach 8 bis 10 Jahren, während in der mittleren Region ein Baum wohl 50 Jahre alt wird.

Eine neu angelegte Hacienda bringt schon im dritten Jahre eine kleine Ernte, im vierten und fünften Jahre reichlichen Ertrag, obwohl dieser in der alten und neuen Welt sehr verschieden ist. In Westindien, Venezuela und Brasilien kann man als Mittel'ertrag 4 Pfund auf den Baum nehmen, in Yemen (Arabien) 8 Pfund, in den Gallasländern, der muthmaßlichen Heimath des Kaffeebaumes, soll ein Baum schon im zweiten Jahre 30 Pfund liefern.

Da ein Baum mehrmals in einem Jahre Blüten und Früchte treibt, mithin grüne, halbreife und rothe Beeren zusammen sind, so wird die Ernte dadurch schwieriger, wie denn überhaupt ein Kaffeegarten das ganze Jahr hindurch Arbeit gibt. In den südamerikanischen Pflanzungen heißen die Räume zwischen je 4 Kaffeebäumen ventanas (Fenster), und das Reinigen der Hacienda wird nach der Anzahl solcher „Fenster“ verdungen. Für je 1000 Bäumchen wird in der Regel 1 Diener angestellt.

In der sehr günstig für den Kaffeebau, nämlich 2200 Fuß ü. M. gelegenen Residentenschaft Breanger auf der Insel Java mögen wohl 60 Millionen Kaffeebäume wachsen, von welchen 35 Millionen unter der Aufsicht des Assistenten-Regenten stehen. Auf Java ist der Kaffee gleich dem Thee und Zucker Monopol der holländischen Regierung — mit Ausnahme der Residentenschaft Batavia, wo Jeder bauen und verkaufen kann, was er will. In den übrigen Residentchaften hält die Regierung selbst ihre Kaffeegärten, oder verpachtet sie unter der Bedingung, daß eine bestimmte Menge Kaffee alljährlich an sie abgeliefert werde. In allen zum Kaffeebau geeigneten Gegenden muß jeder Bauer 300 Bäume pflanzen und stets in voller Zahl erhalten. Für den Bitul*) rohen — noch in

*) 1 Bitul = 125 Pfund leicht Gewicht.

der Kapsel befindlichen — Kaffee, den er in die Mühle liefert, erhält er 80 bis 100 Deut*). Desgleichen bezahlt die Regierung auch den Inhaber der Kaffeemühle, der für jeden Pikul reinen Kaffee 2 Kupfergulden erhält. Die größte Kaffeemühle von Lembang soll jährlich gegen 25,000 Pikul reinen Kaffee liefern.

Auf Java wird die reife Beere, wie sie vom Baume kommt, in einen Wasserbehälter geschüttet und so lange darin gelassen, bis sich das Fleisch vom Kerne ablöst und leicht mit den Fingern zerdrückt werden kann. Dann schafft man die ganze Masse in lange Bretterkisten, deren Boden kleine Löcher hat, durch welche die Bohnen gerade durchfallen können. Man drückt und fährt so lange mit den Händen in diesem Behälter umher, bis die Bohnen herausgefallen sind. Nun kommen sie auf den Trockenplatz und von da auf die Mühle, wo zwischen Walzen die Haut von der Bohne abgeschält wird. Hierauf werden die guten von den minder guten abgetrennt und endlich alle verpackt.

In den größeren amerikanischen Pflanzungen bringt man die Kaffeebeeren erst auf die Mühle, die ihnen das Fleisch nimmt, und dann in den Wasserbehälter, durch den fließendes Wasser läuft und wo sie 14 Tage bis 3 Wochen liegen bleiben. Alsdann kommen sie auf die Trockenplätze und nun erst beginnt das Rollen, das die Bohnen von ihrer pergamentartigen Schale befreit. Der hinreichend „trillirte“ Kaffee wird auf den *venteador* oder „Weher“ gebracht, der aus einem Windrade besteht, vor welchem zwei Siebe geschüttelt werden, der von Staub und Hülsen völlig gereinigte Kaffee wird in Säcken aufgefangen und in eine Bretterbude gebracht, wo das Sondiren beginnt.

Die kleineren Haciendenbesitzer, die weder kostspielige Maschinen anschaffen noch Wasserbassins anlegen können, sind natürlich den größeren gegenüber im Nachtheil, und nur große Kaffeepflanzungen bringen lohnenden Gewinn.

Die Wunder der Schöpfung.

Von Dr. W. Köleke.

1.

Sehen wir uns in Gottes großer, schöner Schöpfung um, die mit ihren Sternen, Bergen, Blumen und vielerlei Thieren von weisen Männern der Vorzeit und Gegenwart mit Recht ein großes Buch Gottes für den Menschen genannt wurde, wo auf jedem Blatte desselben — freilich statt der toten Buchstaben in lauter lebenden und zu uns redenden Gestalten — von der Liebe Gottes zu den Menschen und allen seinen Geschöpfen geschrieben steht, so erkennen wir im kleinsten Pflänzchen, wie im mächtigen gewaltigen Thiere, in Betreff seines innern Baues, seiner Ernährungs- und Lebensweise, ein eben so wundervolles Kunstwerk und Zeugniß von des Allmächtigen Güte, als es das ganze, große, schöne Weltgebäude ist. Hierfür, lieber Leser, dir in einer Reihe treuer Naturbilder, die ich nach und nach vor deinem geistigen Auge aufzurollen gedente, den Beweis zu liefern, dich zu überzeugen, daß Gott in seiner unbegreiflichen Weisheit und Machtfülle der natürlichen Wunder unzählig viele geschaffen hat, die bei richtiger Erkenntniß des Menschen Gemüth zur Bewunderung hinreißend, sein schwaches, irrendes Herz veredeln und im Vertrauen zum ewigen Lenker unserer Schicksale festigen müssen: das ist der beabsichtigte Zweck dieser meiner Zeilen.

Richten wir in einer ruhigen, heiteren Nacht unsere Blicke zum gestirnten Himmel empor, und lassen wir hier Auge und Geist in des Himmels unermeßlichen Lichtgebilden umherschweifen, — welchen eigenthümlich ergreifenden Eindruck machen da die theils stärker, theils schwächer leuchtenden und deshalb scheinbar

*) 8 bis 10 Reugroschen.

kleineren, die theils mit unflätem, flackerndem, theils mit mildem, ruhigem Lichte leuchtenden Himmelskörper auf uns: welches Heer von inhaltsschweren Fragen und tröstlichen Ahnungen drängt sich da dem forschenden Menschengenosse auf! Freilich erkennen wir hier trotz alles Forschens, wenn selbst wir unser Auge mit den stärksten Fernröhren bewaffnen, durch Anschauung nur wenig, da des Eterlichen Blick für die Unermesslichkeit des Weltalls viel zu beschränkt ist: aber Ahnung und Vermuthung ersetzen das Fehlende und geben uns Aufschlüsse selbst über das, was unsere Sinne nicht zu erreichen vermögen.

Durch langjährige Beobachtungen lernte der Mensch allmählig seinen Wohnort, die Erde, dann die mit derselben die Sonne umkreisenden Planeten und somit unser Sonnensystem näher kennen. In diesem erkannte er alsdann sehr bald die Sonne als den Alles erwärmenden und belebenden Mittelpunkt, um den sich Erde, Planeten und Monde in ewig sicheren Bahnen drehen. Da die Erde der Wohnplatz weislich erschaffener und geordneter, empfindender und denkender Wesen ist und die Anschauung durch Fernrohre uns belehrt, daß die Planeten und deren Monde unserer Erde ähnliche Weltkörper sind, so vermuthen wir, daß auch sie die Wohnorte ähnlich begabter Creaturen seien. Weitere Wahrnehmungen berechtigen uns zu der Annahme, daß diejenigen Sterne, welche sich zwar scheinbar mit dem ganzen gestirnten Himmel von Osten nach Westen drehen, aber niemals ihre Stellung zu einander verändern und daher, im Gegensatz zu den Planeten oder Wandelsternen, Fixsterne, d. h. feststehende Sterne, genannt werden, unserer Sonne ähnliche Weltkörper sind und, wie diese, von ähnlichen Planeten in vorgeschriebenen Bahnen umkreist werden — und es demnach eben so unzählige Sonnen als Fixsterne gebe.

Da die verschiedenen Weltkörper unseres Sonnensystems oder der Himmelskörper, die von der Sonne abhängig sind, in genau erforschten gegenseitigen Beziehungen zu einander stehen und wir in Allem, wohin unsere Wahrnehmung reicht, die weiseste Wechselwirkung, Ordnung und Nothwendigkeit antreffen, so dürfen wir dasselbe auch von den unzähligen Sonnensystemen und dem ganzen Weltall vermuthen, und es daher als ein System, als ein einträglich zusammenhängendes Ganze betrachten.

Neuere Forschungen, besonders die, welche Professor Mädler in Dorpat anstellte, bestärken uns nicht allein in diesen Vermuthungen, sondern lassen es außer Zweifel, daß die früher für unbeweglich gehaltenen Fixsterne auch eine — jedoch erst nach Jahrhunderten bemerkbare — Bewegung haben und ihrerseits sehr wahrscheinlich gleichfalls wieder um eine Sonne kreisen, die ihren Mittelpunkt bildet. Oft wiederholte genaue Beobachtungen und mühevolle Berechnungen haben ergeben, daß die Alkyone, ein Fixstern im Sternbilde der Plejaden (Siebengestirn), höchst wahrscheinlich der Weltkörper ist, um den sich das ganze Heer der Fixsterne sammt allen Planeten und Trabanten als Centralsonne oder Mittelpunkt bewege. Hiernach wäre das Ganze der Fixsterne im Großen ganz dasselbe, was ein einzelnes Sonnensystem im Kleinen ist. —

Die Entfernung jener Centralsonne, der Alkyone, beträgt von uns 714 Billionen Meilen, und unsere Sonne bedarf zur Umkreisung derselben des ungeheuern Zeitraumes von 18,200,000 Jahren. Das Licht dieses Fixsterns, das, wie das Licht überhaupt, in einer Secunde 42,000 Meilen durchweilt, braucht 537 Jahre, mithin mehr als 10 Menschenleben, um auf unserer Erde anzulangen. Welch' unbegreifliches Wunder!

Nebelflecke nennen die Sternkundigen solche Sternhaufen, welche wie kleine helle Wölkchen am Himmel erscheinen, und theils einzeln, theils in ganzen Gruppen beisammen stehen. Außer der allbekanntesten Milchstraße kennt man derselben bereits mehrere Tausende. Welcher anderen Meinung könnten wir wohl rücksichtlich der Natur und des Wesens dieser Lichtwölkchen am Firmamente sein, als daß sie eben so viele, nur unendlich entfernte, Sternensysteme sind, deren jedes, so wie unser Centralsonnensystem, wieder aus Millionen und abermals

Millionen Sternensystemen besteht? Aber wie erstaunen, ja erschrecken wir bei der Messung ihrer unbegreiflich großartigen Entfernungen von unserer Erde! Schon Herschel, der ältere, setzte diese bei solchen Nebelflecken, die sich durch gute Fernrohre noch in einzelne Sterne auflösen lassen, auf mindestens 100,000 Billionen Meilen, so daß das Licht eine lange Reihe von Jahrtausenden gebraucht, um von einem dieser Nebelflecken zu uns zu gelangen.

Hier starret Wig und Sinn; der Geist verliert sich ganz
In aller Welten Heer, Pracht, Ordnung, Licht und Glanz.
Was ist der Mensch? — Er wäre Nichts zu nennen,
Könnt' er am Werke nicht des Meisters Groß' erkennen!

Nicht weniger als die Unermesslichkeit des Weltraumes selbst, setzen uns die ungeheuern Gegenstände der Größenverhältnisse in demselben in Erstaunen, und es lohnt sich wohl der Mühe, lieber Leser, bei diesen Betrachtungen einige Augenblicke zu verweilen.

Die Sonne, dieser prächtige Himmelskörper, dem wir Licht, Wärme und alles Leben auf unserer Erde verdanken, ist, wie wir schon oben gesehen, der Haupt- und Centrikkörper unseres Sonnensystems. Sie ist, im mittleren Abstände, 20,662,548 Meilen von uns entfernt und von so staunenerregender Größe, daß, wäre sie eine hohle Kugel, nicht allein unsere Erde ganz bequem in ihr Platz fände, sondern auch der Mond, ihr getreuer Trabant oder Begleiter, der doch 51,000 Meilen von ihr absteht, sie in gewöhnlicher Weise umkreisen könnte, ohne Gefahr zu laufen, irgendwo an die innere Wandung dieser Kugel anzustoßen. Ihr körperlicher Raum beträgt 3,700 Billionen Kubikmeilen, und ihre Masse ist so ungeheuer groß, daß sie die der Erde 355,000 und die sämtlicher Planeten unseres Sonnensystems, sammt deren Monden, gegen 800 mal übertrifft. Wessen Einbildungskraft besäße wohl Schwungkraft genug, sich von einer solchen ungeheuern Massenhaftigkeit eine auch nur annähernde Vorstellung zu machen!

Ließen wir unsern Geist in den unermeßlichen Sphären und Lichtgebilden des gestirnten Himmels umherschweifen, that derselbe hier Blicke in die schwindelnden Tiefen des Weltalls, die ihn unter heiligem Schauer zur richtigen Erkenntniß seines unendlich großen, ewig gütigen Gottes und seines eigenen Nichts führen, gleichzeitig aber auch seine unsterbliche Seele mit namenlos süßen Ahnungen erfüllen mußten, so wird es, um des Vergleichs der Gegenstände willen, nicht weniger lohnend sein, wenn wir unsere Blicke nun auch auf solche Räume lenken, die der Allmächtige mit den uns bisher bekannt gewordenen kleinsten Wesen seiner Schöpfung bevölkerte.

Als nach Entdeckung des Mikroskops oder Vergrößerungsglases Leuwenhoek, ein hochverdienter niederländischer Naturforscher, sich der Untersuchung von Flüssigkeiten zuwendete, geriethen zum ersten Male Thiere in den menschlichen Gesichtskreis, deren Kleinheit das allgemeinste Erstaunen erregte. Man fand, daß außer der sichtbaren Welt, deren ungeheure Massenhaftigkeit uns bis in's Innerste unserer Seele erschüttern mußte, auch noch eine „unsichtbare“ existire, mithin dasjenige wirklich vorhanden sei, das von älteren Weltweisen schlussgerecht angenommen, aber in unklarer und unsicherer Weise gedacht worden war.

In verschiedenen Flüssigkeiten, besonders solchen, in welchen Stoffe aus dem Thier- und Pflanzenreiche einige Zeit eingeweicht (infundirt) gewesen sind, gewahrt das mit einem guten Mikroskope oder Vergrößerungsglase bewaffnete Auge eine ganz eigene Welt von früher nie geahnten Thiergeschlechtern, Infusorien, Aufgüsthierchen, genannt, deren unglaublich kleine Körperchen uns zum Theil so winzig klein erscheinen, daß ihr Durchmesser das Maas von $\frac{1}{20000}$ Linie nicht übersteigt und 1000 Millionen derselben sich in Einem Wassertropfen noch ausreichend bewegen und ihres Daseins freuen könnten. Neben der außerordentlichen Kleinheit dieser Thierchen setzt uns ihre fabelhafte Vermehrung in

Erstaunen. Eins der Geschlechter dieser unsichtbar kleinen Welt, das Stabthierchen, kann sich, wie Beobachtung und Berechnung außer Zweifel setzen, binnen vier Tagen aus einem Einzelwesen zu 140 Billionen derselben vermehren. Die Nahrung dieser Thiere besteht in allem Genießbaren, meist wieder in kleineren Infusionsthierchen. Sind ihre Mägen angefüllt, so scheinen sie durch die übrige Körpermasse hindurch, mit der Farbe des darin enthaltenen Nahrungstoffes, und erst in diesem Zustande ist es möglich, den Bau, die Form und Lage derselben zu erkennen. Man füttert sie daher, wenn man sie untersuchen will, meist erst mit etwas fein geriebenem Indigo oder Karmin, den die meisten bei der ihnen eigenen Gefräßigkeit gern verschlucken, und wodurch sie die blaue oder rothe Farbe annehmen. Bei vielen dieser Geschöpfe ist der Körper ohne äußere Bedeckung; bei anderen dagegen von einem Panzer umgeben, in dessen Zusammensetzung neben vorwaltender Kieselerde, Kalkerde und Eisen nachgewiesen wurden. —

Trotz ihrer Kleinheit spielen diese Thierchen in der Schöpfung eine wichtige Rolle. Sie tragen fortwährend zur Bildung und Vergrößerung der oberen Erdschicht bei, denn viele derselben besitzen, wie wir eben sahen, erdige Panzer, die selbst im Feuer unzerstörbar, durch Anhäufung den Boden der Gewässer nach und nach wesentlich verändern müssen. So klein diese Panzerchen, einzeln genommen, auch sind, und 100 Millionen derselben nur einen Gran wiegen, so brachte doch Ehrenberg, ein um die Infusorienwelt hochverdienter Gelehrter, binnen einer halben Stunde ein Pfund von ihnen im Woder des Spandauer Festungsgrabens zusammen. Daß auch in früheren Weltzeiten Infusorien in unendlicher Menge gelebt haben müssen, beweist ihr versteinertes Vorkommen in der Kreide, dem Feuersteine, Opal, Kufeneisenstein, Tripel, — Mineralien, die, bisweilen fast nur aus ihren Panzern zusammengesetzt, dennoch sehr ansehnliche Gebirgsmassen bilden. Und kann uns solches noch überraschen, nachdem thatsächlich erwiesen worden, daß, wie oben erwähnt, ein binnen vier Tagen zu 140 Billionen vervielfältigtes und zu Leichnamen gewordenes Stabthierchen während dieses Zeitraums durch seine hinterlassenen Kieselpanzer zwei Cubikfuß Erde bilden kann? Der Böhmer Polirschiefer enthält in einem Cubikzolle oder einem Würfel, der einen Zoll nach allen Seiten hält, gegen 41,000 Millionen Panzer von Gallionellen, und ähnlich ist die Zusammensetzung der Kieselquarz und des sogenannten Bergmehls, das in Lappland und Schweden zur Zeit der Hungersnoth, wenn auch nicht der Ernährung fähig, doch als Sättigungsmittel nicht selten dem Brodmehle beigemischt worden ist. Man fand bereits in fast allen Ländern Europa's vorweltliche Infusorienlager; das mächtigste jedoch am Rande der Lüneburger Heide bei Ober-Ohe, im Amte Ebsdorf, wo man das Kieselmehl als Düngemittel benutzt. Ein Theil der Stadt Berlin steht sogar auf einem 5 bis 100 Fuß mächtigen Torflager mit lebenden Infusorien! —

Da nicht in Abrede gestellt werden kann, daß unter allen lebenden Creaturen, welchen der allweise Schöpfer die Erde zum Wohnplatze anwies, dem Menschen, diesem bei seiner Geburt schwächsten, unbehültesten und wehrlosesten Wesen, die göttliche Gabe der Vernunft, und durch die aus derselben erwachsende Fähigkeit: seinen und des Weltalls Schöpfer zu erkennen, das religiöse Bewußtsein, einzig und allein zu Theil ward, wodurch selbst der niedrigste und roheste seines Geschlechts unendlich hoch über das vollkommenste Thier gestellt wurde; wodurch er, der in allen Zonen ausdauernd vermag, sich zum Herrn der Erde erhoben und die gewaltigsten Thiere dienstbar gemacht hat, — während das Thier in allen seinen Handlungen nur einer ihm innewohnenden, bewußtlosen und unwillkürlichen Richtung der Thätigkeit, Instinkt genannt, folgt, welche sich vornehmlich in den beiden Gegensätzen: Begehren und Vermeiden äußert, so finden wir in diesen im thierischen Haushalte so äußerst mannigfach und verschieden sich kundgebenden Thätigkeitsäußerungen ein so weites als noch fast gänzlich unbedauertes Feld höchst interessanter Forschungen.

Der Instinkt ist dem Thiere angeboren, da er nicht erst durch Nachahmung und Übung erworben wird, sondern sich sogleich mit dem Dasein desselben äußert; auch ist er ein natürlicher Trieb (Naturtrieb), da er nicht von Ueberlegung und Nachdenken, sondern von der jedem Thiergeschlechte eigentümlichen Organisation abhängt. In den Instinkten der Thiere, besonders insofern sich dieselben, z. B. bei den Bienen, Vögeln, Bibern u. s. w., bei ihren Wohnungseinrichtungen als Kunsttriebe äußern, liegt außerordentlich viel Räthselhaftes und Wunderbares, und Schreiber dieses würde sich einer argen Vermessenheit schuldig machen, versuchte er, diese Räthsel hier zu lösen und seine oder Anderer eigene Ansicht seinen Lesern aufzudringen. Vielmehr bescheide ich mich sehr gern mit der Aufzählung der wichtigsten Thatsachen und überlasse besser es dem freundlichen Leser, an denselben seinen eigenen Scharfsinn zu prüfen und sie seiner eigenen Erklärungsweise zu unterbreiten.

Sehen wir uns zunächst unter den Säugethieren nach Thatsachen fraglicher Art um. Sie stehen auf der höchsten Stufe thierischer Bildung und sind ihrer gesammten Entwicklung nach dem Menschen am ähnlichsten. Denn obgleich sich bei ihnen selten etwas findet, das den unwillkürlichen und ganz bewußtlosen, aber um desto bewunderungswürdiger in die Augen fallenden Kunsttrieben der Insekten, ja selbst denen der Vögel entspräche, so zeigt sich dafür desto öfter in dieser Thierklasse eine Spur oder gleichsam Vorbildung der höheren Seelenfähigkeiten, die den Menschen auszeichnen, und man kann z. B. von einem Elephanten oder Hunde sagen, daß er wirklich mit Ueberlegung handle. Wir finden aber nicht allein in den höchsten Grad von Fähigkeiten in dieser Klasse, sondern auch die größten Thiere der gegenwärtigen Schöpfung, denn unter den Walen oder Walfischen kennt man Arten, die bis 120 Fuß lang und an 255,000 Pfund schwer werden. Anders freilich stellte sich dieses Verhältniß in der Vorwelt heraus, indem aus den Trümmern der zahlreichen untergegangenen Säugethiere sich nirgend auf eine Größe schließen läßt, wie sie mehrere schlangennartige kriechende Thiere besessen haben müssen. Dem höchsten Grade der Größe steht in dieser Klasse aber auch der der Kleinheit entgegen: die Giraffe wird 18 Fuß hoch, die Zwergspitzmaus dagegen nur 1 Zoll lang, bei einem Gewichte von $\frac{1}{3}$ Quentchen. Zwischen Beiden liegen die zahlreichsten Abstufungen. Nicht minder bietet die Gestalt eine bewunderungswürdige Mannichfaltigkeit dar, denn neben den naturgemäßen Umrissen des auf vier Füßen einhergehender Landsäugethiers, finden wir noch die vogelähnliche Bildung in den Handflüglern (Fledermaus), die fischförmige in den Walen (Walfisch) u. s. w. Auch die Bekleidung des Körpers ist auffallend verschieden und besteht in Gronnenhaar (Wolf), Wolle (Schaf), Borsten (Schwein), Stacheln (Igel), Panzern (Armabill), Schuppen (Manis) u. s. w. Betrachten wir nun die Lebensweise und den innern Haushalt einiger dieser Thiere etwas näher.

Die Natur entwickelt einen großen Reichthum an Hilfsmitteln in allen Fällen, wo Instinkt die mangelnde geistige Befähigung und Urtheilskraft vertreten soll. Sie erfüllt auf diesem Wege sehr beschränkte Thiere mit der Fähigkeit und mit dem unabweislichen Triebe zu Handlungen, die selbst der verständige Mensch nicht vermögend sein würde, mit größerer Sicherheit und Zweckmäßigkeit auszuführen. Der Hamster bietet ein merkwürdiges Beispiel von gesteigertem Instinkte bei äußerst geringer Fähigkeit, denn unfähig zur Beurtheilung der Zukunft, gehorcht er dem dunklen Vorgefühle des Kommenden und sorgt für den langen Winter mit einem Fleiße und einer Vorsicht, die ihn von alter Zeit her berühmt gemacht haben. Er sammelt Früchte in seinen Kammerbau in der Erde für den Winter, wo er draußen keine findet.

Denken wir zur Sommerzeit unsere Schritte durch ein Kornfeld, wo ein zu reichender Thon- oder Lehmgelhalt des Bodens ihm die Anlegung seines Baues gestattet, so trifft es sich nicht selten, hier den Hamster im geschäftigsten Treiben zu erblicken. Er trägt nämlich den ganzen Sommer und angehenden Herbst hin-

durch mit dem emsigen Fleiße Hülsenfrüchte, Getreide und Wurzelgewächse zu Wintervorräthen zusammen, und zeigt sich bei diesem Geschäfte so geizig und hartherzig, so unverträglich und böshaft gegen seines Gleichen, ja gegen sein eigenes Weibchen, daß er diesem nicht einmal den Zutritt zu seinem Baue, geschweige den Aufenthalt in demselben, gestattet, sondern es zwingt, sich seinen eigenen zu schaffen. Das Weibchen ist dagegen nicht weniger rückwärtslos gegen seine Jungen und verläugnet gegen selbige jede Spur von mütterlicher Zärtlichkeit, indem es sie schon am achtzehnten Tage, wo sie noch recht klein und der mütterlichen Fürsorge bedürftig sind, durch Bisse zum Baue hinaustreibt und sich fortan, wo es ihnen begegnen mag, gegen sie als ihre ärgste Feindin benimmt.

In Verbindung mit jenem Vorherrschen des Instinktes steht bei sehr vielen Thieren, z. B. bei den Bienen, Hornissen u. a. m., vorzugsweise aber bei unserm Hamster, eine Kühnheit und Grimmigkeit, die dem verhältnismäßig kleinen Körper nicht angemessen ist. Treffen zwei Hamster irgend wo und wie zusammen, so entspinnt sich augenblicklich ein Kampf auf Tod und Leben und der unterliegende Gegner wird schließlich vom Sieger noch aufgefressen. Selbst ungereizt greift er in blinder Wuth jedes ihm zufällig begegnende, wenn auch ungleich größere Thier, als Hund, Pferd u. s. w., an und scheut selbst den Kampf mit dem Menschen nicht. Der Bau dieses possirlichen Geiellen hat eine Tiefe von 3 bis 6 Fuß und mindestens zwei Röhren, von welchen die eine schräg die andre senkrecht hinabführt. Jene wird der Auslauf genannt, weil der Inwohner durch sie in's Freie hinaustritt: diese aber, das Fallloch, dient zum Ausschütten der erbeuteten Körner und um, wenn er mit Proviant beladen nach Hause kehrt und von Menschen oder Hunden verfolgt wird, sich plötzlich in selbiges hinabstürzen zu können. Zwischen diesen beiden Oeffnungen befinden sich 5 bis 7 innerlich gut ausgeglättete Kammern von der Größe einer Rindsblase und darüber, deren eine, mit Gras oder Moos weich gefütterte, zur Wohnung, die übrigen zu Vorrathskammern dienen. In letztern häuft er nicht selten einen Vorrath des besten, auserlesensten Getreides von wohl hundert Pfunden auf.

Haben wir den Hamster hier als ein Bild der Unverträglichkeit, der Geßräßigkeit und Selbstsucht schildern müssen, so dürfen wir, um nicht ungerecht gegen ihn zu sein, auch nicht unterlassen, einen anerkennungswerth löblichen Zug von ihm anzuführen. Er hält streng darauf, daß in seinen Magazinen jede Sorte von Vorräthen von einander gesondert liegt, und nicht etwa Winter- und Sommergetreide, Hülsenfrüchte und Gemüsepflanzen bunt durcheinander: er verbindet mit unermüdblichem Fleiße und eiserner Ausdauer auch Ordnungsliebe.

Nicht uninteressant dürfte es noch sein, zu erfahren, wie geschickt er sich beim Einsammeln seiner Vorräthe benimmt. Er geht sowohl am Tage als zur Nachtzeit seiner Nahrung nach, die aus allerlei Pflanzenstoffen, besonders aber aus Getreidekörnern besteht, welche letztere mit Vorsicht ausgewählt und des Keimes beraubt werden, bevor sie in den Magazinen zum Wintergebrauche Aufnahme finden. Das Einsammeln selbst geschieht mittelst der Badentaschen, welche er mit seinen Vorderpfoten so gedrängt vollstopft, daß man oft Hamster antrifft, die zwei Hände voll Körner in diesen Badentaschen tragen. Um sie auszuleeren, streicht er schnell, auf den Hinterbeinen sitzend, mit den Vorderpfoten die Baden von hinten nach vorn, sodas der Vorrath hervorprist. In dem Zustande, wo er die Baden so voll gepfropft hat, sieht er äußerst komisch aus, kann weder geschwind laufen, noch sein Gebiß gebrauchen, und man kann ihn so, wenn er nicht Zeit gewinnt, die Baden zu leeren, ohne Gefahr mit den Händen ergreifen. Ist man aber nicht rasch genug, so macht er schnell die Baden leer, setzt sich auf die Hinterfüße, sticht die Zähne, zischt und murrst, springt nach dem Gesicht und den Händen und wehrt sich tapfer mit seinem scharfen Gebiß. Rahet endlich der Winter, so zieht er sich in seinen wohlgefüllten Bau zurück, schließt zuerst die senkrechte Fallröhre, geht noch eine Zeit lang aus, verstopft endlich den eigentlichen Zugang und verbringt die ersten Wintermonate wachend. Ende Jahr's

verfällt er in Winterschlaf, erwacht wieder im März, verzehrt dann den Rest seiner Vorräthe, kommt hervor, um von dem Saatkorn der bestellten Felder sich zu nähren und legt einen neuen Bau an. Die Bäume der Weibchen sind geräumiger, als die der Männchen, allein weniger reichlich mit Wintervorräthen gefüllt. — Der Hamster ist in manchen Jahren und Gegenden in Unzahl vorhanden, und die Nuzbarkeit seines Felles wiegt den Schaden, den er stiftet, nicht auf. Im Jahre 1817 wurden allein auf der Gothaischen Stadtkur, welche 12,718 Felmorgen beträgt, 111,817 Stück erlegte Hamster bei der Kammerei der Stadt eingeliefert und mit 2237 Rthlr. 14 Gr. 7 Pf. bezahlt.

Dies und Das.

Die Empörung der Indier gegen die englische Regierung des Landes hat auf Seiten der Indier Grausamkeiten erwiesen, vor denen die Seele schaudert. Dennoch hat man unter den empörten Hindu's Beispiele der edelsten Gesinnung anzuerkennen, und es thut Einem wohl, ihnen hier und da zu begegnen. Einer Begebenheit muß ich gedenken. Bald nach den Schreckenstagen von Meerut und Delhi, wo die Indier gegen die Europäer wütheten schlimmer als wilde Thiere, und wo kein Geschlecht, wo kein Alter ihrem Blutdurste Grenzen setzte, kam ein Fakir (sprich: Fuhr. Der Fakir ist ein Böhmer, der sich mönchisch die schwersten Selbstqualen auferlegt und dadurch selig zu werden hofft) nach der Stadt Meerut und brachte ein englisches Kind, welches die Wüthenden in den Fluß Dschumnah geschleudert, und das er vor dem Ertrinken gerettet hatte. Trotz der Versuche der wüthenden Reuterer, es ihm zu entreißen und grausam zu tödten, hatte er es vertheidigt und gerettet mit Aussetzung seines eigenen Lebens, und trotz der Drohungen und Schmähungen brachte er es den Engländern. Wem es gehört, wußte Niemand, aber man nahm es mit wahrem Jubel und innigem Danke gegen den Retter auf und pflegte es mit treuer Liebe. Als man dem Fakir eine große Belohnung anbot, wies er sie entschieden zurück und drückte nur bescheiden und demüthig den Wunsch aus, man möchte nur, zum Andenken an die Rettung des Kindes, am Wege einen Brunnen zur Erquickung der Reisenden graben, und demselben seinen Namen geben. Das that ein Heide, ein Indier! Das that ein Mann des Volkes, welches sich gegen die Engländer empört hatte und das sie lange schon glühend haßte.

Ein deutsches Frauenurtheil von anno 1521. Als im Jahr 1521 Landgraf Philipp der Großmüthige von Hessen, zu dem weltberühmten Reichstage zog, hatte er ein großes Gefolge bei sich, und das war dabei das Allen Auffallende, daß es alle Greise, graue ehrwürdige Häupter waren. Was meinst du, sprach eine dem Zuge zuschauende Wormserin zu ihrem Manne, daß diesen Fürsten so zierlich und herrlich mache?

Er ist, antwortete der Mann, ein gar schöner, feiner, junger Fürst und von Person, aus hohem Stamm geboren; auch reich an Land und Leuten. Das machet ihn zierlich und herrlich!

Wahr ist's, was du sagst, erwiderte das Weib, aber das ist sein höchster Schmuck nicht, sondern das erachte ich dafür, daß er so viele graue Härte um sich hat. Denn da soll die Jugend Rath suchen, wo Weisheit und Erfahrung ist, und mich dünket, von Allen sei der am Besten berathen!

Merinos werden die edeln spanischen Schafe genannt, und das Wollengewebe trägt bekanntlich davon den Namen. Der Name bedeutet Wanderschafe. Der Winteraufent halt der Heerde ist in Andalusien und Estremadura, jenen südwestlichen Provinzen Spaniens, wo sich das spanische Hochland gegen das Meer hinabsenkt und diese warme Lage keinen deutschen Winter aufkommen läßt, und die Heerden auf den frischgrünen Matten keines Obdachs bedürfen. Wenn aber der heiße Sommer kommt, dann vertrocknen diese Matten und die Zeit ist da, wo die Heerden ihre Wanderschaft nach den nördlichen Gebirgen antreten müssen, welche dann eine milde Temperatur und herrliche Futterkräuter bieten. Hier bleiben sie, bis der Herbst die Spigen der hohen Berge mit Schnee bedeckt; dann brechen sie wieder nach ihren Winterweidplätzen in Andalusien und Estremadura auf. Der Weg ist weit, etwa 80 bis 100 deutsche Meilen, und die langsame Wanderung dauert jedesmal 6 bis 8 Wochen. Der für sie besonders erhaltene Weg, die Cannasa genannt, windet sich auf und an den Bergrücken, von denen Spanien so vielfach durchzogen ist, hin, und breitet sich sehr weit aus. Zur Zeit der Wanderung ist dieser Weg mit Millionen Schafen bedeckt. Im Jahre 1802 zählte man vier und eine halbe Million dieser Thiere. Die Eigenthümer dieser Heerden sind meist reiche Klöster und reichbesitzende, adelige Herren, von denen manches Kloster oder mancher Gutsherr über 30,000 Stücke in seiner Heerde hat. Sie alle zusammen werden spanisch: *Mesta* genannt, und diese *Mesta* hat Vorrechte für ihre Heerden, die den Ackerbau sehr beeinträchtigen; denn der Pachtzins für die

ungeheuern Weideplätze steht fest und darf nie verändert werden. An ein Anfordern guter Ackergünde darf der Eigenthümer des Bodens nicht denken. Er muß ihn zur Weide, zu dem bestimmten Preise hergeben. — Die Heerden ziehen im Frühling aus den Bergen mit der Wolle, werden aber unterwegs in besonders erbauten Scherhäusern in der Gegend von Segovia geschoren, weil dort das reinste Quellwasser zum Waschen der Wolle sich findet, so daß diese Wolle sogleich gewaschen, getrocknet, sortirt und weitergebracht wird. Nur während der Schur sind die Thiere unter Dach, sonst immer unter freiem Himmel; freilich ist das der südlische stets hitzere, warme Himmel, was nicht zu vergessen ist.

Eine Anekdote. Bei einer Musterung bemerkte Friedrich der Große einen alten Soldaten, der tiefe Narben von Siebunden im Gesichte trug.

Voll guter Laune tritt der König an ihn heran und fragt: In welcher Schenke hast du diese Bierflaschenhiebe bekommen?

Der Soldat, der ein tapferer Mensch war, wurde unangenehm von dem Worte berührt und sagte ärgerlich: Bei Collin, wo Ev. Majestät die Zeche bezahlt haben!

Der König traf, denn Friedrich hatte bekanntlich diese Schlacht, und in ihr mehr als 13,000 Mann und 45 Kanonen verloren. Daß er Sachen räumen mußte, war nicht das einzige Uebel im Gefolge dieser verlorenen Schlacht. Friedrich ludte mit dem Gesichte sagte aber schnell: Du hast Recht und ich erinnere mich jetzt, daß ich dir deinen Antheil noch schulde! Er griff in die Tasche und reichte dem Soldaten einige Goldstücke, drehte sich dann um und ging.

Der Erfinder der Streichhölzchen war der Scheidekünstler John Walker in Stockton in England. Walker kam zufällig auf die Entdeckung und beutete sie sorglich zu seinem Vortheile aus, indem er das Schächtelchen um etwa 15 Silbergroschen verkaufte und reichlichen Absatz hatte. Der berühmte Gelehrte, Professor Faraday, welcher zufällig durch Stockton kam, von dem neuen Zündmittel hörte und sich ein Schächtelchen kaufte, machte indessen das Geheimniß öffentlich bekannt, und nun wurde es blizschnell zum Gegenstande einer großen Fabrikthätigkeit in England, fand seinen Weg schnell auf das Festland, und John Walker, der sich kein Erfindungspatent gelöst hatte, saß auf dem Trocknen, wir aber und die Welt hatten wohlfeile Streichhölzchen.

Capitain Parry, nachmal's Contre Admiral und als Nordpolfahrer bekannt und berühmt, gibt ein schlagendes Beispiel ab, wie sich die ursprüngliche Bestimmung des Menschen, über alle entgegenstehende Hindernisse hinaus, Bahn bricht. Er war, 1790 geboren, von seinem Vater zum Arzte bestimmt, und trat, nach vollendetem Jugendunterrichte, diese Laufbahn rüstig an. Allein bald regte sich in ihm die Lust, zur See zu geben, mit unwiderstehlicher Gewalt. Immer ein Waghals, Kletterer, kletterte und schwamm er ausgezeichnet. Dreizehn Jahre alt, betrat er zum ersten Male ein Seeschiff, nämlich das Verdeck der „Villo de Paris“. Er war bei dem Anblick der riesenhaften Verhältnisse dieses Schiffes stumm und starr vor Erstaunen, wie es ächte „Landratten“ immer werden, wenn sie das erste, große Seeschiff betreten oder auch nur sehen. Dieß Erstaunen überwältigte ihn jedoch nur wenige Augenblicke, und seine waghalsige Natur trat schnell, aber auch seinen Seemannsberuf entscheidend hervor. Alle seine leeren Fragen zeigten seinen klaren Verstand und seine Blicke erreichten Alles, was wichtig und bedeutungsvoll war. Plötzlich aber sah er einen Matrosen am Takelwerk von oben herabsteigen. Ohne sich zu besinnen, und ehe das Schiffsvolk im Stande war, zu errathen, was der frische, feste Junge wolle, sprang er gegen den Hauptmast, umfaßte ihn und kletterte mit der Gewandtheit und Behendigkeit einer Kage an demselben hinauf, bis oben hin und schwenkte von dieser schwindelnden Höhe lustig seinen Hut gegen die, welche, auf dem Verdecke stehend, mit Erstaunen den festen und gefährlichen Streich mit angesehen hatten. Als er wieder glücklich auf dem Verdecke ankam, riefen ihm die Matrosen ein Hurrah zu, und erklärten, er sei von der Ferse bis zum Scheitel, und jeder Zoll an ihm — ein Matrose. Das Unternehmen war beispiellos von einem solchen Knaben, der nie ein Seeschiff gesehen, und sein Beruf als Seemann, in dem er sich so ruhmreich ausgezeichnet, war entschieden. Er verließ von da an den Seediens nicht mehr.

Copal: Harz, erzählt Dr. L. Krapp, findet sich auf der Insel Sansibar, aus dem Eingeborne und handeltreibende Europäer großen Gewinn ziehen. Man findet es in und nach der Regenzeit, wenn das Wasser den Boden weggewaschen hat. Zu andern Zeiten ist es schwer, nach Copal zu graben, indem der Boden zu hart ist und das Graben nicht gestattet. Es scheint, fährt er fort, der Saft eines Baumes zu sein, der in die Erde rinnt, dort verdichtet, und sich krystallisirt. In Wäldern graben die Eingebornen immer in der Nähe der Bäume, die sie Copalbäume nennen. Nun findet man aber auch Copal an Orten, wo gar keine Bäume stehen, wo man aber annehmen darf, daß früher Waldung gewesen ist. Doch ist mir die Sache, sagt er am Schlusse seiner Bemerkungen, trotz aller Nachforschungen, immer noch etwas räthselhaft, namentlich warum sich das Copal nur immer in der Nähe der Küste findet, da doch im Innern auch ungeheure Waldungen sind, in denen es noch nicht gefunden worden ist — Wer denkt nicht da sogleich an die ähnlichen Umstände, unter denen an der deutschen Ostseeküste der Bernstein gefunden wird — ? —

Ich will vergelten, spricht der Herr.

Eine Geschichte aus der Zeit vor 65 Jahren.

Von W. O. v. Horn.

I.

Ein Greis ist eine lebendige Chronik, wenn er mit offenen Augen durch das Leben ging. Das finde ich an mir selbst, und so will ich denn einmal einige Blätter aus dieser Chronik reden lassen. Vielleicht ist's zu Nutz und Frommen.

Wer vor 65 Jahren von Bacharach am Rheine, damals einer thüringischen Oberamtsstadt, der Landstraße über Nauheim, an dem Schlosse Stahleck vorüber, folgte, der erreichte nach einer etwa eine halbe Stunde langen Wanderung die abgesehnte Höhe der Rheinberge, und somit die östliche Grenze des Huntrücks, und mit dieser den Wald, der sich damals noch weithin dehnte nach allen Richtungen. War er hierorts bekannt, und schlug den Waldpfad, am „Hegelborn“ vorüber, ein; hielt er sich dann rechts, und wanderte in nordwestlicher Richtung fort, so konnte er, wenn er die Wanderung früh angetreten, gegen Mittag am westlichen Saume des Waldes anlangen. War er dann müde, und setzte sich etwa auf einen der dort zahlreich umherliegenden Waldsteine, und zog aus seinem „Büchsenranzen“ etwa ein Stück Fleisch oder geräucherte Wurst, Brod und ein Fläschlein mit „Bierthalerwein“ hervor, um sein Frühstück oder Mittagmahl zu halten, so hatte er Zeit, sich die Gegend anzusehen, denn es lag ein schönes Stück „Huntrück“ vor seinen Augen. Das Beiwort „schön“, in dieser Weise angewendet, heißt in Rheinischer Ausdrucksweise soviel, als ein großes Stück Huntrück. So mein' ich es aber nicht, denn es wäre unrichtig, vielmehr will ich es in der eigentlichen Bedeutung verstanden wissen: „Es war schön da“. Groß und weit ist an der Stelle, die ich meine, und die in der lebendigsten Erinnerung vor meiner Seele steht, die Aussicht nicht, denn dem Orte des Verweilens gegenüber hob sich das hügelige Hochland ansehnlich empor, und ein prächtiger Hochwald bedeckte die Höhe zum Theil, und zog, sich im weiten Kreise biegend, weit in's Land, oder schien sich doch hineinzudehnen, da man das, was hinter ihm lag, nicht sah. In dem Bogen aber, den er bildete, erblickte man Ackerland, etwa so viel, als ein geringes Bauerngut umfaßt, dabei ein Doppelfreien Wiesen, die ein Bach scheid, der aus dem Walde kam, und dabei ein Haus mit Nebengebäuden. Anscheinend trug es die Eigenthümlichkeit eines ansehnlichen Bauernhauses zur Schau, das dicke Strohdach und die kleinen Fenster; aber auf beiden Giebelfirsten prangten prächtige Hirschgeweihe, fast armdicke Stangen, und, genau besehen, die zweier ungleichen Bierzehnender. Damit hatte das Haus seine unbestreitbare Bedeutung — es war ein Forsthaus. Heute würde man es vergeblich suchen, wie auch den Wald, der sich drum herum befand. Er ist der Art anheimgefallen, als die französische „Kuppenwirthschaft“ blühte, und der Pflug zieht auf seinem Grabe seine Furchen; das Haus wurde auf Abbruch verkauft und sein Holzgerippe steht unten im Dorfe heute noch. Schweifte der Blick von diesem Forsthause, dessen blendendweiße Wände mit dunkelrothem Balkenanstrich das Auge zuerst fesselten, hinab in's breite, wiesenreiche Thal, das eben die Höhe des Forsthauses von dem Standorte oder Sitzplaz des Beschauers scheid, so dehnte sich dies Thal rechts und links weit aus, und ein Bach floss durch dessen Mitte in wahrhaften Schlangenwindungen, auf beiden Seiten mit dunkeln Erlengebüsch, untermischt mit Weiden und Haselnußbüschen, zwischen denen man im Herbst an seinen rosenrothen Beeren auch hier und da einen Pfaffenhütleinstrauch entdecken mochte, bewachsen. Ein Kenner hätte so gleich gesagt: das ist ein herrlicher Krebsbach! und hätte sich nicht geirrt.

An dem Bache, schier in Mitten des Thalgrundes, lag ein hübsches Kirchdorf. Es mochten leicht an Hundert und mehr Feuerstellen sein. — Es sah sauber

aus, die Wände der Häuser weiß, das Balkenwerk graublau oder roth angestrichen, mit schwarzen Einfassstreifen, ebenso die kleinen Fenster und die Thüre eingefast, aber bedeckt mit den in jenen Tagen noch unvermeidlichen Strohdächern. Die Kirche lag auf einer von Grauwacke gebildeten Höhe mitten im Dorfe, dabei Pfarrhof und Schule. Der Thalrichtung folgend, konnte man an dem sich wunderbar schlängelnden Bache eine Reihe, in angemessener Entfernung von einander liegender kleiner Mühlen wahrnehmen, die auf dem Vorderhüsrück häufig sind.

Fast ringum schloß sich der Hochwald an die Ackerfluren und begrenzte oder vielmehr umrahmte so das freundliche Bild, dessen Grün eine Frische zeigte, eine Saftigkeit, wie sie nur dem Hunsrück, nie aber den ihn begrenzenden Flußthälern des Rheines, der Mosel und der Nahe eigenthümlich ist.

So hatte denn der Blick des Wanderers den Schauplatz einer Begebenheit überschaut, die ich in den nachfolgenden Blättern mittheilen will, eine Begebenheit, die eine Reihe von Jahren später noch einmal mein Herz tief bewegte, als mich mein Lebensweg mit Einer der Handelnden oder vielmehr der Leidenden zusammenführte.

In dem Forsthaufe, dessen ich gedachte, wohnte in den Tagen, da die Geschichte anhebt, der Förster Killian, der die Huth des Forstreviers hatte, das sich damals noch um das Forsthaus im weiten Bogen zog, und in ansehnlicher Breite, fast eine Stunde, das Thal begleitend, wo das Kirchdorf liegt, und weiter in's Land sich erstreckte.

Er war verheirathet, aber kinderlos, und es ging ihm, wie Abraham, er sehnte sich nach einem Sohne, dem er das Seine, und, wie es damals üblich war, auch das Amt vererben möchte. Der Wunsch blieb unerfüllt, und dieser Umstand steigerte sehr die unmuthige Stimmung des Mannes, der schon jenseits der fünfziger Jahre stand, als er, mit Zustimmung seiner sanften, zehn Jahre jüngeren Frau, mit der er übrigens in einer liebevollen, friedlichen Ehe lebte, einen Schritt that, der einiger Maßen dem Kindermangel abhelfen sollte.

Förster Killian war im Walde ein bärbeißiger Mensch; zu Hause aber, und im Umgange mit seiner Frau, ein wahres Lamm an Sanftmuth und hatte ein ungemein weiches Herz, nur nicht gegen die Holzdiebe. Eines Tags kam ein Bote von Oberwesel, wo Killian zu Hause war und noch Angehörige hatte, und sagte an, Killians einzige Schwester, die Wittwe Nietnagel, sei mit Hinterlassung ihres Jakobchens seliglich verschieden. Das war Killians einzige Schwester.

Wer den alten, wetterharten Forstmann ansah, wie sein Antlitz braun und rauh wie Eichenrinde war, der hätte ihn, wie man zu sagen pflegt, für einen rechten „Waldeufel“ gehalten, der keine Thräne in seinem Auge anders gerbergt, als wenn ihm etwa der steife, scheermesserscharfe „Wisperwind“, wie man den Ostwind landesüblich nennt, der scharf durch das bei Lorch am Rheine mündende Wisperthal pfeift, in die Augen geblasen. Darin aber hätte man sich sehr geirrt. Unter der rauhen Rinde lag ein weiches Herz. Das zeigte sich jetzt wieder, denn während der Bote sein Käse und Brod verarbeitete und bisweilen dazu ein Schlücklein oder einen Schluck Brantwein einsog, saß der alte Killian am Tische, stämmte beide Ellenbogen drauf und stöhnte, und wie ein Bäcklein rann's über die wetterharte Wange. Man hörte dazwischen die Worte: Du arme Lene, hast sterben müssen, ohne daß Du wußtest, wer Deinem Jakobchen ein Vater sein würde! —

Da irret Ihr, Herr Killian, sagte der Bote, der ein treuer Nachbar der Wittwe Nietnagel gewesen und bei ihr war, mit seiner Frau, als sie das Zeitliche segnete; da irret Ihr sehr! Sie sagte noch kurz vor ihrem seligen Abscheiden, mein guter Bruder wird mein armes Kind nicht verstoßen, und ich sagte: Frau Nachbarin, wenn das Ihr einziger Kummer ist, so kann Sie ruhig sterben, denn ich kenne Ihren Bruder, der Sie getreulich in Ihrem Wittwenstande unterstützt hat, zu gut, um Ihr versichern zu können, daß der Ihr Kind zu sich nimmt!

Da ließ der alte Killian die Hände los, blickte dem Boten in's Gesicht mit seinen rothgeweinten Augen und sagte: Hampeter, Gott lohn's und vergelte Dir's reichlich, daß Du ihr dies Trostwort gesagt, denn ich will's wahrmachen, so wahr ich ein Churtrierischer Förster bin!

Hierbei muß ich einschalten, daß auf dem Vorderhunsrück Churtrier häufig mit Churpfalz grenzte, und Oberwesel Churtrierisch war.

Im Sörgstuhl am Ofen saß die Försterin und weinte auch herzlich, denn sie hatte die Schwägerin lieb gehabt. Sie reckte das tief gesenkte Haupt empor und sagte: Amen, ja es soll geschehen! Und das Jakobchen soll an mir eine Mutter haben, wie es eine hatte, als sie noch lebte, die treue Seele, die nun abgeliitten hat.

Der Förster sandte seiner Frau einen Blick zu, der soviel sagte, daß, wäre der Bote nicht dagewesen, er ihr um den Hals gefallen wäre, nicht weniger liebevoll, wie anno 60, da sie ihm das Jawort gegeben zum Bunde für das Leben.

Das hab' ich gewußt! sagte freudig der Bote; und in dieser Gewisheit ist sie ruhig gestorben. Nun, fuhr er fort, es wird dem Jakobchen wohl sein hier, und ist ihm auch gut, wenn er unter Mannszucht kommt, denn er ist ein Strick und unter den Weseler Duben, die alle keine Engel sind, es sei denn schwarze — der Beste nicht! —

Diesen Abschnitt aus Jakobchens Lebensschilderung überhörten beide Ehegatten, denn der Förster dachte an seine gute Schwester Lene, die, zehn Jahre jünger als er, schon hatte sterben müssen, und die Försterin richtete in Gedanken die Kammer ein, wo Jakobchen schlafen sollte.

Als der Bote sich ordentlich getroffen hatte, mahnte er den Förster zum Aufbruch, denn er sollte ihn zum Leichenbegängniß rufen, und zu der Seelenmesse, die der Herr Pfarrer von Sanct Martinus zu Wesel auf Morgen früh acht Uhr festgesetzt, und wenn sie noch vor Nacht Wesel erreichen sollten, so durften sie nicht säumen. Da galt's, sich zusammen zu raffen!

Aber die Försterin war noch fix auf den Beinen, und noch vor zehn Jahren eine Tänzerin gewesen, wenn „Kerb“ oder wie es eigentlich heißen sollte, Kirchweife im Dorfe war, wie kaum ein junges Mädchen. Wie der Blicz war Uniform und Hut, Stiefeln und Hosen da, nebst dem schneeweißen Hemde und schwarzseidenen Halstuche. Der Förster war auch bei der Hecke und bald fertig, bis auf das Halstuch, an dem er sein Lebtag keinen ordentlichen Schlupf hatte fertig bringen können, und den daher allemal, wenn's galt, seine Frau band, wie es denn noch heutzutage in vielen Haushaltungen zu sein pflegt. — Kurze Zeit nachher drückte Killian herzlich die Hand seiner Frau und sie rief ihm noch nach: Bring' das Jakobchen gleich mit. Ich werde ihm die Kammer derweile herrichten. Er nickte freundlich, und Beide, der Bote und er, schritten in östlicher Richtung von dannen. Die Försterin blieb auf der Thürschwelle stehen, so lange sie ihren lieben Mann sehen konnte, und als ihn der dicht-belaubte Wald ihren Blicken verbarg, senkte sie tief auf und sagte halblaut: die arme Lene! Sie hat frühe ihren Mann müssen begraben sehen! — Diese Aeußerung ließ den Gedankengang ahnen, der in ihrer Seele Raum gewonnen hatte. — Erst nach einiger Zeit ging sie in's Haus, wo eben die Magd angekommen war vom Felde, der sie nun den Trauerfall erzählte, der ihren Mann so plötzlich nach Wesel gerufen.

II.

Acht Tage betrübter Einsamkeit waren der Försterin trägt dahin geflossen. Der Hampeter war mittlerweile wieder als Bote dagewesen, damit die Försterin wisse, warum Killian ausbleibe, und ihm Hemden nachzuholen. Es sollte die Vormundschaftsache gleich geregelt werden, und das Häubchen der Schwester Lene, der Garten am „Grün“, der Wingert im „Kalvinischen Berge“ und der

in der „Enghölle“ mußten, nebst dem Ankerhafen versteigert werden, denn ihr Seliger war ein „Schiffischer“ gewesen.

Besser gleich, hatte er ihr sagen lassen, als daß ich dich noch zwei oder dreimal allein lassen muß. Die Bauern werden ja das Holz nicht alles fehlen! —

Die Försterin mußte, vernünftiger Weise, das billigen, und so fand sie sich drein, ob sie gleich den ganzen Tag umherging und seufzte, und die Magd bei den Imbsen sagte: Wenn unser Herr nicht bald kommt, so seufzt Sie sich noch ganz vom Fleische! Darin hatte die Ev' Recht; denn die Försterin sah wirklich ordentlich bleich aus — weil seit ihrer Hochzeit Kilian so lange nicht abwesend gewesen war, es sei denn bei der Bittfahrt nach Kloster Bornhofen; da kam er aber schon am dritten Tage wieder heim. —

Endlich stillt sich alles Sehnen! sagt das Lied vom Könneken, dem das Herz im Kloster brach. Endlich sah sie gegen Abend dreie aus dem Walde kommen, und ihr scharfes Auge erkannte ihren lieben Mann, den Hampeter, der ein dickes Bündel trug, und das Jaköbchen, einen kräftigen Buben von etwa elf bis zwölf Jahren, auf den die etwas zierliche Bezeichnung „Jaköbchen“ passte, wie eine Faust auf's Auge. —

Jetzt war wieder Lust und Freude in ihrem Herzen, und sie schlang ihre vollen Arme — denn die Försterin war eine behäbige, wohlgenährte, runde Frau in den Vierzigen — um ihres Mannes Hals mit eben der Innigkeit, wie sie, zwanzig Jahre jünger, gethan, wenn er Abends aus dem Forste heimkehrte. Das war das Zeichen, daß nur der äußere Mensch altert, nicht der verborgene des Herzens.

Das Jaköbchen erhielt einen herzlichen Kuß auf die Wange und sah sehr munter drein, ob er gleich den schönen Fluß hatte verlassen müssen und das Angeln in seiner grünlichen Fluth; aber er hätte kein Bube sein müssen, wenn er nicht bei dem Anblicke des Waldes an die Giechhörnchen, die Turteltauben, Krammsvögel, Staare und alle die Vögel hätte denken sollen, die darin zu Hause, und an eine Flinte, und an das Schießen, und an den braunen Karo, der webelnd, bald an seinem Herrn, bald an ihm in die Höhe sprang und vor Herrlichkeit und Freude laut bellte, denn er war ja sein alter Bekannter von den Besuchen im Forsthaufe her, und Buben und Hunde haben sich oft lieb.

Es war ein frischer Bube, das Jaköbchen, mit schwarzem Struwelkopfe und schwarzen Augen, die freilich, näher angesehen, eine dunkle, unheimliche und heimtückische Fluth in sich trugen, und der ganze Ausdruck des Gesichtes legte Zeugniß ab, daß er einer wilden Leidenschaftlichkeit fähig sei, was auch Hampeter mit dem rheinischen Ausdruck „er sei sehr gähstüzig“, das heißt sehr jähzornig, bezeichnete. Die Försterin hatte in Erwartung der lieben Gäste ein leckeres Mahl zubereitet, dem dann auch die müden Wanderer Ehre anthaten, während dabei der Förster berichtete, wie die Versteigerung abgelaufen.

In wenigen Tagen war Jaköbchen bei seinen Pflegselttern zu Hause. In dem Alter, in welchem er stand, sind auch die mächtigsten Eindrücke nicht tief, und es gab im Forsthaufe und draußen so Viel, was den Knaben anzog, daß seiner guten Mutter Andenken schnell in den Hintergrund seiner Seele trat und das Neue und Liebgewordene sie erfüllte.

Eines freilich gefiel ihm nicht. Eines Sonntagnachmittags nämlich kam der Leinweber aus dem Kirchdorfe und brachte der Försterin ein Stück frisch gewebenes, von ihr im letzten Winter gesponnenes Tuch und erwartete den Lohn dafür.

Jaköbchen, sagte der Förster, setz' dich an den Tisch, nimm die Kreide vom Brett, und rechne einmal aus, was siebzig Ellen ausmachen, wenn Eine acht Kreuzer zu weben kostet, und die Schlicht für's Ganze dreißig Kreuzer.

Das fuhr dem Jaköbchen wie ein Wetterschlag in die Seele, denn mit dem Wissen und Erkennen haperte es stark bei ihm. Er wurde bleich, wie die Kreide,

die er in den Fingern hielt; nahm sie aber doch vom Brette, und fing an, allerlei Ragenfüße von Ziffern auf den Tisch zu schreiben — in Summa — es war allerlei Durcheinander und er konnte es nicht herausbringen. —

Als das der Förster sah, runzelte er die Stirne und sagte: Schier zwölf Jahre alt und noch nicht im Stande, ein Exempel zu rechnen aus der regula de tri von solcher Einfachheit? Da hat's entweder mit der Schule oder mit deinem Fleiße oder mit deinem Kopfe schlimm gestanden? Ich glaube an das Mittelste und werde dich von morgen an in die Schule schicken! Morgen früh um sieben Uhr gehen wir miteinander in's Dorf. — Damit war's fertig, und der Förster rechnete es selbst.

Jaköbchen ließ die Flügel hängen und den Kopf dazu, aber es half Nichts; er mußte mit dem Förster hinab. Als ihn der Lehrer prüfte, um zu wissen, in welche Klasse er passe, da stellte es sich heraus, daß er in Allem zurück war, und es stellte sich noch weiter heraus, daß er seine Mutter hundertmal betrogen und neben die Schule gegangen war. Er gestand's nämlich selbst.

Da folgte denn eine Strafpredigt des Försters aus dem Fiß, die durchschimmern ließ, daß für ähnliche Versuche der liebe Gott die ungebrannte Asche an den Haselstauden habe wachsen lassen, ein Artikel, den Jaköbchen aus der Oberweseler Schule her kannte und aus ganzer Seele verabscheute, indem er einen angeborenen Widerwillen gegen die blaue Farbe an menschlichen Leibe hegte, ausgenommen blaue Augen, weil da die Farbe natürlich und nicht angemalt oder in graden Linien angezeichnet war. Vor dem Förster hegte er einen ungemeinen Respekt und der Lehrer schien auch Einer, der's scharf nahm, und dem die Hand nicht steif war. Das gefiel ihm nicht; aber um die Ecke war nicht zu kommen, und — er ergab sich.

So mußte er denn hinabwandern jeden Morgen und lernen, daß es frachte. Der Lehrer meinte, er sei ein gewedter Junge, der, wenn er wolle, erstaunlich Viel leisten könne. Da nun Jaköbchen sah, daß er nicht um die Ecke kam, so fing er an, tüchtig zu lernen und die ungebrannte Asche konnte der Förster an der Haselstaude wachsen lassen. Nur der Lehrer konnte das nicht, denn Jaköbchen konnte es nicht lassen, allerlei Lumpenstreiche zu machen, und dafür erhielt er denn weidliche Portionen jener Asche, bis er sich zusammennahm und, schlau und pfiffig, seine Streiche verdeckte, daß ihm der Lehrer nicht dahinter kam. Mit dem angehend vierzehnten Jahre verließ er die Schule, als einer der besten Schüler und war nun geeignet, nach des Försters Angabe dessen Schreibereien, Berichte und dergleichen zu machen. Von da an trat er auch in die Lehre, als Jägerbursche, einstweilen noch als Beiläufer, wie man die angehenden Jägerbursche nannte, die heutzutage, vornehmer Weise, Forstleuten genannt werden, aber doch nichts Anderes sind, als vormals Beiläufer und Jägerbursche, nur daß der Name gleich um ein Erkleckliches fremdländisch und vornehm klingt, worauf heutzutage Alles hinausläuft. Dabei kommen mir allerlei Vergleiche. Heutzutage nennt man „mit seinen Finanzen brouillirt sein“ was man zu meiner Zeit „ein Lump sein“ oder „auf dem letzten Loche pfeifen“ hieß. Für „Bankrott-machen“ und seine Gläubiger um das Ihrige betrügen, sagt man heutzutage „seine Zahlungen einstellen.“ Freilich stellt so Einer seine Zahlungen ein, das heißt, er gibt Nichts für ehrlich geliehenes Geld. Kuriose Welt, heutzutage! — Sie verjudert Alles — aber bitter schmeckt's doch! —

Doch mir gehts, wie dem Alter überhaupt, es ist geschwähig, und ich muß meine Vergleiche von Vormals und Jetzt, wozu ich noch einen großen Vorrath in Gedanken habe, einstellen, um zu meiner Geschichte zu kommen, um die es dann doch zu thun ist, und nicht um zwickende Vergleiche von Vormals und Jetzt.

Unter der Hand, wie man sagt, wurde aus dem Jaköbchen ein Jakob. Der Name: Jaköbchen paßte nicht mehr für den, unter dessen Nase ein Schnurrbartlein sich kräuselte, so schwarz, wie Kohle; paßte nicht mehr für den, der so

groß war, wie fein Bathe und Dehm, und nach den hübschen Mädchen im Dorfe ausschaute, welches Dorf sich dadurch auszeichnete, daß es wie ein Rosengarten war und des Ruhmes sich erfreute, die hübschesten Mädchen zu haben auf dem ganzen Hunsrück, und das will doch Etwas sagen! —

Im Försterhause war Jakob stille, ordentlich, gefügig und that seinen Pflegeältern Alles zu Liebe und die meinten, er sei ein Muster von Zucht, Sitte, Ordnung und Zurückgezogenheit. Aber darin irrten sie sich gewaltig. Wenn die Alten schliefen, dann ging Jakobs Laden auf und das Fenster dazu, und, da sein Schlafkammerlein gleicher Erde war, so war das Heraussteigen ein Leichtes und husch! Hast du nicht gesehen! ging's um die Ecke herum und den Pfad hinab in's Dorf und in's Wirthshaus — oder — — ?

Unten am Ende des Dorfs stand ein kleines Häuslein; darin wohnte der Mattes, früher ein Wilddieb, den aber der Förster so oft erwischt und in Nummer-Sicher gebracht, das heißt in eine unwillkommene Behausung in der Stadt, die man auf dem Hunsrück: „Schlundes“ nennt, anderwärts: „Bollses“ und im Allgemeinen: „Gefängniß“, daß er endlich ein Härlein in der Sache fand, und es vorzog, statt eines Diebes ein Fehler zu werden. Bei solchem Geschäftswechsel war der Ehrenmann nicht nasser geworden, als er war, aber er stand sich gut dabei, denn die Wilddiebe hatten bei ihm ihre Niederlage und er zog den Hauptprofit. Ueberdies war der Bach, der sich durch das Thal schlängelte, reich an Krebsen und Fischen, besonders Hechten und roth gepupften Forellen. Er gehörte der Herrschaft wie die Jagd im Walde und auf dem Felde, aber die Krebse fingen sie weg; die Forellen und Hechte verschwanden, und der Mattes wußte allein, wohin sie kamen, wie er auch allein wußte, wer die Schlüpfen, welche der Jakob in den Schneisen im Walde stellte, leer machte von den Haselhühnern, Schnepfen und Krammtsvögeln, welche darin ihren Tod gefunden, und allemal leer waren, wenn der Jakob kam. Das hielt den Mattes nicht ab, auch mit Jakob selbst Geschäfte zu machen, der sich ihm freundlich genähert hatte.

Der Förster und die Försterin gingen nämlich von dem Gedanken aus, einem leicht fliegenden Vögelein müsse man nicht noch die Flügelgelenke einschnütern, daß es noch schneller fliegen könne. Diese volksthümliche Redensart findet ihre Erklärung für den, der sie nicht verstehen sollte, in folgendem kurzen Worte: Die beiden Pflegeeltern gaben ihm wenig Geld, denn — er fartete gerne, das wußten sie; er hatte, wie man am Rheine sich ausdrückt, eine trockene Leber, das heißt, er trank gerne ein Gläslein über den Durst, und dann war er ein Krafkeeler, und griff gleich zu und raufte sich. Da mußte denn der Vogelheerd seine Beute an Krammtsvögeln an Mattes abliefern; die Schlingen in den Waldschneisen, die Beute an Haselhühnern und Schnepfen dito, und mancher Rehbock stürzte im Feuer zusammen, von dem der Förster Nichts erfuhr, wohl aber Mattes, der ihn wohlfeil ein- und theuer verkaufte. Von den Hasen, die es genug gab, den Rebhühnern, deren Völker zahlreich waren, sei gar nicht die Rede. Gelegentlich wechselte auch ein Hirsch, dem Jakob auf's Blatt hielt, und an den Mattes gelangen ließ, auch mancher Spießer.

In den Commernächten, und in den Monaten namentlich, die kein R haben, krebste er mit den Gärnchen am Bache und Mattes bezahlte die Krebse gut. So floss denn Geld genug in seinen Beutel, um hinter dem Rücken der Pflegeältern im Dorfwirthshause zu spielen und zu trinken und den „Flotten“ zu spielen. Ehe der Tag graute, war er allemal wieder in seinem Bette.

Erfuhr das der Förster denn nicht? fragen meine Leser, und darauf muß ich antworten: Der alte Kilian war ein pflichttreuer Mann, und im Walde scharf hinter den Holzstehlenden Bauern her, und darum verhaßt, wie das immer so zu gehen pflegt. Dagegen war Jakob beliebt, weil er auch einmal ein paar trierische Thaler nahm und den Förster nach Besten führte, wenn die Bauern im Ofen einen Eichenbaum stahlen. — Der Förster ging nie in's Wirthshaus. Er machte sich, um ungebundene Hände zu behalten, mit den Bauern nicht ge-

mein. Jakob sah ganze Nächte bei den Schlimmen, trank und kartete mit ihnen, und war, begreiflicher Weise, beliebt — freilich dennoch nicht geachtet, denn dafür war er denn doch zu überlich und zu verrufen. —

Aber aus diesen Gründen erfuhren die Försterleute Nichts von dem Leben des lockeren Vogels, der sie so gut zu fördern mußte, daß sie ihn für wenigstens drei Viertel eines Engels ansahen und meinten, ein so gestitteter junger Mensch sei meilenweit nicht zu finden, als Jakob. Sie hielten ihn dennoch kurz im Gelde, um ihm nicht Gelegenheit zu Ausschweifungen zu geben, um ihm demaleinst ein um so größeres Erbe hinterlassen zu können. Jakob erkannte das an, suchte aber Alles auf, zu Gelde zu kommen, nur nicht das, was Recht war.

Jakob war aus einem hübschen Jungen ein bildhübscher Jüngling geworden. Seine Farbe war bräunlich, aber seine rothen Wangen hatten eine Frische, der man die durchschwelgten Nächte nicht ansah. Seine Augen strahlten wie zwei Sonnen und der schwarze Schnurrbart stand ihm prächtig. Dabei war er groß, schön gewachsen, gelenkig, stark, ein Tänzer ohne zu ermüden, und darum bei manchen Mädchen im Dorfe recht beliebt, nur bei der nicht, um deren Günst er sich unablässig bemühte. Das war aber auch unstreitig die Schönste der Schönen im Dorfe, eines ziemlich wohlhabigen Bauern im Dorfe einziges Kind. Sie hieß Angelika, ein Name, den der Hunsrücker in Aengel führt und kurzweg: Engel spricht. Nun, die Engel des Peter Lüttger war ein leibhaftiger Engel, wie alle Jungbursche weit und breit schwuren, aber auch alle Leute, anspielend auf den Namen, sagten.

Engel war eine schlanke und doch volle Gestalt, ebenmäßig gewachsen, leichten Schrittes, sanften, milden, bescheidenen Wesens. Ihre Haut war weiß wie Schnee; ihre Wangen — leibhaftige Rosen; ihr Auge blau, wie der Märzimmel; ihr Haar blond wie Flaß und wunderbar weich. Wer das Mädchen sah, mußte sie lieb haben, und im Hause ihres Vaters, der Wittwer war, war sie die treueste Wirthschafterin, die sittigste Jungfrau, die gehorsamste Tochter.

Warum sollte sie, die Allen gefiel, Jakob nicht gefallen? Wer wollte es ihm verargen, daß er Alles aufbot, ihr zu Gefallen zu leben, ihre Liebe zu gewinnen? Sie war seiner Wünsche, seines Strebens einziges Ziel. —

Aber da gab es Haken! Im Dorfe lebten nur vier protestantische Familien, die in Churtrier nicht viel Seide spannen und vielfach bedrückt waren. Das trieb die Leute zum Zusammenhalten; das machte sie festhalten an ihrem Bekenntniß; das sonderte sie so viel möglich ab von denen der herrschenden Kirche im Lande. Und Engels Vater war ein bekennnistreuer, felsenfester Protestant, der um keinen Preis sein schönes Kind einem Katholiken in die Ehe gegeben hätte. Engel selbst war in diesen strengen Grundsätzen erzogen; trug tief im Herzen das Kleinod des Glaubens, und wenn auch kein Funken Glaubenshasses in ihrer reinen, lautern Seele war, so zog sie sich doch gerne von dem Jungvolke zurück, bei dem keine Protestanten waren. Wenn nun schon der Glaube eine Scheidewand zwischen Jakob und Engel aufbaute, die von Jakobs Seite freilich so hoch und stark nicht war, da ihm die Religion, wie die Leute sagen, zwischen Haut und Fleisch stecken geblieben und nie tiefer gedrungen war, so bestand doch diese Scheidewand und Engel war nicht geneigt, sie irgendwie niederzureißen oder zu übersteigen, am Wenigsten bei dem wilden Jakob.

Dazu kam, daß in Lüttgers Hause eine strenge Sitte von je geherrscht, eine Sitte, die auch nicht den leisesten Schatten des Unrechts duldete, die darum das Urtheil über Anderer Sitten ungemein geschärft hatte. Jakob's Wandel, seine Forstbetrügereien, kannte der alte Lüttger genau und er sprach sich im engsten Kreise seiner Vertrauten auf eine Art aus, die begreiflicher Weise in den Augen des schönen Mädchens um so weniger geringe geachtet werden konnte, als sie ihres Vaters Wort und Urtheil überaus hochhielt und verehrte; aber wenn auch das Alles nicht gewesen wäre, und das war für Jakob der allerschlimmste Punkt, sie konnte ihn nicht leiden; sie hatte gegen das feste, anmaßende

Wesen des jungen Menschen eine Abneigung, die sie nicht bewältigen konnte. Diese aber hatte einen andern Grund, noch tiefer, als eine jener uns merkbaren, natürlichen Abneigungen, für die wir keine Gründe bisweilen anzugeben wissen, gegen die wir aber auch völlig vergeblich ankämpfen. Im Unterdorfe wohnte eine arme Witwe in einem der kleinen Häuschen, die man dort sah. Die Witwe war meist leidend und die barmherzige Engel war oft in diese Hütte geschlichen, die Leidende zu erquickend, denn sie war auch eine Glaubensgenossin, um die sich sonst Niemand kümmerte. Die Witwe hatte nur ein Kind, einen Sohn in Engels Alter. Paul war ein sehr hübscher Bursche, der häufig im Hause des Vaters Engels tagelöhnete.

Nun fragt die Liebe nicht nach Hab und Gut und that's auch hier nicht und ging in Pauls und Engels Herzen ein. Ihr Herz gehörte Paul; wie konnte sie die Bewerbungen des ihr ohnehin Widerlichen begünstigen, der überdies noch ihres lieben Pauls erbitterter Feind war? —

Der alte Lüttger wußte das schon lange, aber er wollte es nicht merken lassen, denn der fleißige, treue, brave Paul war gerade der, den er als Schwiegersohn in's Haus nehmen mochte, da er sanft und bescheiden war, wie seine liebe Engel. — Das wußten aber die Zweie nicht, und Niemand wußte es. —

III.

Wenn unser Dichter sagt: Was kein Verstand der Verständigen sieht, das ahnet in Einfalt ein kindlich Gemüth, so sag' ich in andrer, aber ebenso erfahrungsmäßiger Weise, was nicht leicht ein ehrlich Gemüth durchschaut, das erpähnt ein arglistiges.

Wenn auch der alte Lüttger herausfand, wie es um das Herz der jungen Leute stand, so wußte es doch sonst Niemand im Dorfe, denn bei der eigenthümlichen Anschauungsweise der Bauern, die sich in den Worten ausdrückt: Reich zu Reich, das macht sich gleich — konnte Keiner auf den Gedanken kommen, daß Lüttger gar nicht abgeneigt sein könne, seine Engel dem armen Paul zu geben, zumal der eine kranke Mutter, als eine für einen armen Menschen schlimme Zugabe, mit in die Ehe brächte. Eigentlich war dieß im Grunde der Seele Lüttgers auch der einzige Stein des Anstoßes, wenn er es sich auch kaum selber gestehen mochte.

So dachte Niemand an die Möglichkeit einer Ehe zwischen Paul und Engel. Das Liebhaben ist ja Etwas für sich, und Viele haben sich auf dem Lande lieb, die doch sich nicht heirathen können, weil eben ihre Vermögensumstände ein Haupthaken sind. Nur gibt es ein Kennzeichen älterer Billigung — wenn nämlich zur Zeit der „Kerb“ oder Kirchweih, der Bursche das Mädchen zur Tanzmusik führt, zumal wenn die Aeltern dabei sind, und dieß ist ein untrügliches Kennzeichen, das aber bis jetzt hier fehlte.

Das war bei Paul und Engel nie geschehen, weil — Paul zu schwüchtern war, und dieß bestärkte die Leute auf's Neue in ihrer Meinung, daß nicht das geringste dafür sein könne. Nur Einer behauptete es fest, wenn auch sein Herz dabei in wildem Zorne entbrannte, und dieser Eine war Jakob! — fragten sie ihn, woher weißt du denn das? dann sagte er, ich sehe es ihnen an den Augen an, und wo er Engel begegnete, da neckte er sie mit Paul, und ihr Erglühen, wenn es auch theilweise auf die Rechnung des jungfräulichen Zornes zu setzen war, wurde doch der Verräther dessen, was im tiefsten Innern geheimnißvoll ruhte.

Eins war schlimm. Die Leute fürchteten den boshaften Jakob. Paul hatte er einmal gedroht, er solle ihm im Walde zu begegnen sich hüten! Das hatte er Engel vertraut, und Engel hatte es ihrem Vater gesagt, dem sie auch gesagt, wie er ihr überall nachgehe und sich ihr aufdränge. Der alte Lüttger traute dem wilden Gefellen nicht und mochte nicht mit ihm in Berührung kommen. Seiner Tochter aber sagte er, sie möge lieber die Häuser meiden, wo er Zugang habe. Das war hart, denn er drängte sich überall zu, wo Engel auch nur einmal ge-

wesen war. Es hieß also ebensoviel, als jede Gesellschaft meiden. Das wurde von Seiten Jakobs immer schlimmer; ja er mußte Spione haben, die ihm sagten, wo Engel mit ihrem Spinnrade hingegangen sei, denn flüchtig war er auch da, wo sie war. —

Mit Paul war er einmal im Walde zusammengetroffen, und ziemlich weit vom Forsthaufe, als er eben nach den Schlüpfen für Schnepfen und Haselhühner in den Waldschneisen sah. Waffen hatte er keine. Er trat fest an Paul heran, und sagte: Sei froh, daß ich keine Flinte habe! dich schöße ich nieder, denn du richtest mich aus bei Engel! Dabei loberte eine dunkle, teuflische Gluth in seinen Augen. Paul war ein Mensch von riesenmäßiger Stärke. Er antwortete nicht, sondern lachte — und ging schweigend weiter seines Weges.

Da stürzte sich Jakob auf ihn, wie ein Lieger sich auf seine Beute stürzt, und würgte ihn. Aber Paul faßte seine würgende Hand, und drückte sie, daß Jakob einen dumpfen Schrei ausstieß; dann schleuderte Paul ihn weit von sich weg, auf die Tagwurzeln einer alten Eiche, daß er halb bewußtlos liegen blieb. Paul aber ging ruhig weiter, als wäre Nichts geschehen.

Von da an kochte eine Rache in Jakobs Herzen, die sich nie in Worten, wohl aber in Blicken aussprach, in Blicken voll glühenden, unverföhnlichen Hasses, und die nur auf den Augenblick wartete, daß sie sich völlig befriedigen könne.

Im Laufe des Herbstes starb Pauls Mutter. Er trauerte mit dem treuen Herzen eines guten Sohnes um sie, wie er sie mit dem liebenden Herzen eines guten Sohnes gepflegt hatte.

Paul, sagte kurz darauf der alte Lüttger zu ihm, was wirst du nun machen? Mir selber kochen, wie ich auch die langen Jahre der Krankheit meiner lieben Mutter gethan habe, und tagelöhnern, war Pauls betrübte Antwort. Er seufzte dabei, und dachte an Engel. — Der Alte schwieg eine Weile nachdenklich. —

Wär's nicht klüger, meinte Lüttger, wenn du dein Haus versteigern ließeest und verdingtest dich? Dann hättest du Ordnung und Brod und könntest deinen Lohn sparen!

Man kann doch nicht immer dienen, entgegnete Paul, und wenn ich alt werden sollte, wo fände ich ein Obdach? — Bei wem Pflege, wenn ich einmal krank würde?

Lüttger lächelte. Du mußt heirathen und ein Haus erheirathen, sagte er. Und sah dabei von der Seite Paul an, um zu erforschen, was dies Wort wirke. —

Paul lächelte wehmüthig, und in diesem Augenblicke trat die blühende Engel in die Tenne, wo Paul eben Strohseile band für die künftige Jahreserndte, wobei ihm Lüttger half. Er blickte in Engels strahlendes Auge.

Wie es zuging, wußte Paul selbst nicht, und wie ihm das Wort auf die Lippe und der Muth eines solchen Scherzes in's Herz kam, auch nicht, aber er sagte lachend: „Mit der da, auf Engel deutend, wäre mir geholfen, wenn sie mich möchte und Ihr mir sie gäbet!“

Engel erglühete und wollte sich eilend entfernen, denn ein Schrecken kam über sie.

Bleib hier, Engel, sagte Lüttger und sah so ernst und doch so ganz besonders freundlich aus. Hast du gehört, was der eben sagte? fragte er das völlig verwirrte, in holdseliger Scham erglühende Mädchen. Engel zitterte ob Pauls unbedingter Kühnheit.

Ach, Vater, laffet mich doch, ich muß in die Küche! rief sie aus und wollte weg, um ihre Schamröthe, ihre beengende Angst, die ihr die Seele preßte, zu verbergen.

Nun, sagte Lüttger, in feierlichem Ernste, ich scherze nicht. Paul meint, mit dir sei ihm geholfen in seiner trostlosen Lage, allein in seinem Häuschen wohnen zu müssen. Ich nehme das nicht als Scherz. Ist es dein Ernst, Paul, und willst du ihm deine Hand geben, Engel? fragte er mit feierlichem Tone und sah Beide milbiglich an. —

Da trat Paul an ihn heran und sagte mit einer Thräne im ehrlichen Auge,

Lüttgerswetter, für Scherz ist es zu viel und Ernst ist's Euch nicht, denn ich bin ein blutarmer Bürsche.

Wer sagt's, Paul? fragte Lüttger fast zürnend. Wann habe ich einen solchen U3 mit dir getrieben; bin ich ein Leutuzer? Es ist mein Ernst. Wenn Ihr Euch wollet, und lieb habt Ihr Euch doch schon lange, dann — ist's mir recht. Das sag' ich in vollem Ernste, und du sollst mir ein lieber Sohn sein!

Da faltete Paul seine Hände und stand wie eine Bildsäule da, und Engel nahm ihre Schürze und bedeckte sich das Gesicht, aber sie hatte noch Zeit genug, ehe das geschah, einen Blick auf Paul und ihren Vater, in rascher Aufeinanderfolge, zu werfen.

Nun, rief endlich Lüttger, als er die Beiden so dastehen sah, ich glaub' Ihr wollt jetzt mich uzen? Wollet Ihr Euch denn nicht, und hab' ich mich in Euch geirrt?

Da bekam Paul Leben und sagte: Gott behüte mich! Ist es Euer Ernst, so vergelt's Euch Gott! Und rasch faßte er Engels Hand und zog sie — bei scheinbarem Widerstreben, zum Vater und sagte zu ihr: Lieb' Engelchen, sag' Ja, wie ich Ja sage, und wir sind Braut und Bräutigam! Ich seh's, es ist deinem Vater Ernst! Er scherzt so nicht!

Ja, sagte da, noch immer und dichter ihr Gesicht mit der Schürze verhüllend, das Mädchen leise, aber doch vernehmbar. Und Lüttger faßte ihre Hand und fügte sie in die Pauls und sagte: Gott segne Euch! —

Das war eine Art zu freien, die aussah, als wolle der Vater für die Tochter freien, aber es war von Lüttger absichtlich so herbeigeführt, ob er gleich einen so raschen Abschluß nicht erwarten konnte, allein es machte sich nun so und er segnete in seinem Herzen die Fügung, daß Engel in die Tenne trat. Was er hier so seltsam herbeigeführt, das hatte er längst im Sinne; aber das sah er wohl, daß er Paul ermuthigen müsse, weil er sonst den Ruth nicht würde gehabt haben, jemals um Engel bei ihm zu werben. Nun hatte sich's gemacht und er war glücklich, und die Beiden waren erst recht glücklich, und der Alte segnete die Stunde.

Strohseile wurden nun nicht mehr gemacht. Als aber die Kartoffelsuppe versalzt war, da machte selbst Lüttger einen Scherz mit seiner Tochter, daß sie wieder erglühte und Paul half sie necken.

Als sie nach dem Essen bei einander saßen, nahm Lüttger das Wort.

Unser Handstreich (Verlobung) in der Scheuer muß unter uns bleiben, wie es denn Niemand sah, sonst werdet Ihr und ich verhöhnt. Die Hochzeit muß auf Michaelis sein. Du, Paul, läßt nun dein Häuschen versteigern und kommst zu uns, vor der Welt als Knecht, unter uns als künftiger Schwiegersohn. Wir bekümmern uns nicht um Andre, und an der Kerb (Kirchweih) führst du Engel als deine Braut zum Tanze. Bis dahin schweigt Ihr! — Merk't's Euch! Dabei blieb's, und Beide schwiegen, ihres Glückes froh und gewiß.

Du hast Recht, sagten wohlmeinende Leute, als Paul sein Haus versteigerte und seine Kiste in Lüttgers trug. Du hast Recht, daß du auch deinen Hausrath versteigerst; du bist noch jung. Diene und spare dir Etwas oder mach', daß du dich auf's lange Jahr in Lüttgers verdingst! Hörst du? —

Sich auf's lange Jahr verdingen ist eine bildliche Bezeichnung für Heirathen. Dabei lachten sie, aber Paul blieb ernst und meinte, die Trauben hingen zu hoch, und den Fuchs wolle er nicht spielen. Die Verläugnung seines Glückes kostete ihn Ueberwindung, aber er hatte es gelobt und hielt's.

Damit war die Sache abgethan und Niemand ahnete, was in der Tenne geschehen war, als Einer, der meinte, die Engel sehe gerade aus wie eine glückliche Braut! Aber zu boshaftem und rohem Necken kam er nicht mehr, denn Engel ging nicht mehr aus, und die protestantischen Mädchen kamen zu ihr in's Haus spinnen, und in diese Gesellschaft wagte sich Jakob nicht, weil — er die

Kraft von Pauls Arm über sechs Wochen spürte und den Förster hatte anblügen müssen, er sei von einem Baume gefallen, so übel war's ihm bekommen.

Baul hatte sein Häuschen und sein bißchen Hausrath, Bett und Getreide gut angebracht, und das kleine Kapital, auf Lüttgers Beirath, sogleich durch Ankauf einer Wiese gut angelegt.

Die jungen Leute nahmen sich so sorglich in Acht, daß nicht einmal die Spinn-Mädchen Etwas merkten, wozu allerdings die Anwesenheit des gewöhnlich ernstern Vaters Lüttger das Seinige beitrug.

Wie denn auch Jakob plaudern mochte, Niemand glaubte es ihm. Er trieb indessen seine Wildddiebereien und Verkauf an Mattes, den Fehler aller schlechten Streiche Jakobs und der andern Wildddiebe, die nun natürlich Jakob in ihrem verbrecherischen Treiben nicht stören durfte, immer in einem größeren Maßstabe. Der alte Förster tobte beispiellos über die Wildddieberei, die sein einst so wildreiches Revier völlig alles Wildes entblöße: aber Alles half Nichts. Wenn er aufpaßte mit Jakob, kam Nichts vor, und wenn er ein paar Tage es nicht that, wurde ihm ein Thier nach dem andern weggeschossen. An Jakobs Streiche zu denken, und ihn in Verbindung mit der Wildddieberei, mit dem immer frecher betriebenen Holzdiebstahl zu bringen, fiel dem ehrlichen alten Manne im Traume nicht ein; wie er denn sowohl, als seine Frau, keine Ahnung von Jakobs nächtlichem Treiben hatten. Jakob war zu schlau, daß ihm Niemand auf die Fährte kam, ja er weckte wohl gar einmal den guten Alten, wenn er, nach einer durchwachten Nacht heimkehrte und sagte, er habe die ganze Nacht im Walde zugebracht, um endlich einmal dem Wild- und Holzfrevel auf die Spur zu kommen, aber er habe in dieser Nacht wieder Nichts erwischt. Dann lobte der Alte seinen Fleiß und seine Treue überschwänglich, und die gute Försterin nöthigte ihn, sich zu Bette zu legen, um doch des nöthigen Schlafes nicht zu ermangeln. Solche Liebe aber ging spurlos an der Seele des verdorbenen Menschen vorüber.

Endlich kam der Frühling und Wald und Flur ergrünte in frischer Pracht; der Sommer kam und mit ihm die Aerndte, aber auch die „Kerb“ im Dorfe, die Kirchweih. Dies war der einzige Tag im Jahre, da Musik zum Tanze aufspielte. Die Bursche, welche die eigentliche Tanzgesellschaft ausmachte, und die den Kerbebaum oder Kirchweihbaum, einen schlanken hohen Buchen- oder Eichenbaum, setzten, den ihnen der Förster im Walde unentgeltlich anwies, und den dann diese Bursche nach der Kirchweih zum Besten ihres geleerten Geldbeutels verkaufen durften, kamen zu Paul, um ihn auch in ihre Mitte zu ziehen, aber Paul lehnte es ab. Er werde, sagte er, wie andere Leute zum Tanze kommen, aber ein Kerbebursh zu sein, das passe ihm nicht. Die Bursche sagten: Bist du denn verlobt? Darauf schwieg er, und das war doch räthselhaft. Zum Nachgrübeln hatten sie keine Zeit, und als sie es Jakob erzählten, sagte er mit Zähneknirschen: Gebt Acht, der Lumpenkerl führt die schöne Engel heim! Ich hab's immer gesagt und Ihr glaubtet's nicht. Verdamm't soll er sein!

Einer der Reichsten im Dorfe, der ernste Absichten auf Engels Hand hatte, faßte sich den Muth und fragte sie, ob sie sein Kerbemädchen oder Tanzmädchen werden wolle, dann werde er ihren Vater fragen? Engel erröthete und sagte: Laß es sein, Peter, es wird dir Nichts helfen! Und damit hatte sie ihn stehen lassen und war weggeil't.

Davon war im Wirthshause auch die Rede, und Jakob schlug auf den Tisch und rief: Ihr seid alle blind! Ich sage, sie ist Paul's Braut. Ihr werdet's sehen! Ich trüge mich nicht! —

Da waren denn alle gespannt, und das ganze Dorf mit, denn Baul stand nicht Rede und Engel nicht, und den alten Lüttger zu fragen, das hätte denn doch Einer bleiben lassen, weil es ihm übel bekommen wäre, denn der konnte Einen heimschicken, daß er schier den Heimweg nicht fand. Alle trugen sich mit Vermuthungen, Keiner mußte das Wahre.

Endlich kam der Perbetag. Die Bursche zogen im Staate, bunte Sträußer an den Hüten oder Mützen, mit der Musik im Dorfe auf und holten ihre Mädchen ab. Jakob war aber nicht dabei, weil es der Förster nicht litt. Nachmittags, etwa um 4 Uhr, öffnete sich hier eine Thüre und dort eine und die Alten kamen heraus und gingen zum Wirthshause mit ihren Töchtern, die etwa keinen Schatz hatten oder Bräute waren, da denn aber der Bräutigam nicht fehlte. Endlich ging denn auch Lüttgers Thüre knarrend auf. Der Alte trat mit freundlichem Gesichte zuerst heraus — die Leute lugten aus allen Fenstern — dann folgte Engel und Paul. Hand in Hand. Paul strahlend von Glück und Freude — Engel hocherglühend, den Blick geschämig zur Erde schlagend; aber war sie immer schön, heute strahlte sie im Schmucke einer jedes Herz erobernden Schönheit. Und doch war ihr Anzug so einfach. Sie trug den dunkeln, faltigen Rock und das hellblaue Nieder mit schwarzem Sammetbande eingefast; das weiche, glänzende, flachsblonde Haar war im Nacken breit eingebogen und dann glatt gestrichen und auf dem Hinterkopfe mit einfachem Kämmchen festgehalten, um die reine, klare Stirne glatt hinters Ohr gestrichen. Es stand ihr so außerordentlich gut. Das schneeweisse Halstuch war bis zum schönen Halse zugesteckt, daß man kaum das Halsband von falschen Granaten sah. Schneeweisse Strümpfe und hohe Abfahrschuhe, in die der kleine Fuß gezwängt war, und schneeweisse Hemdärmel bis zum Ellenbogen umgeschlagen, vollendeten den Anzug der schönen Jungfrau, deren Hand in der ihres Paul heftig zitterte. Hier und da kamen auf dem langsamen Gange Nachbarn und Bekannte hinzu und wünschten Glück und mehrten so noch des Mädchens Schamröthe.

Als sie in den Tanzplatz traten, wirkte ihr Erscheinen merkwürdig auf die Anwesenden. Ein stummes Staunen hier, ein verwunderndes Kopfschütteln dort; dann leises Klüffern — und in manchem Gesichte ein Ausdruck des Schmerzes und der Mißgunst. Nur Einer stand am Fenster, der Thüre gegenüber und — wären seine Blicke Dolche oder Kugeln gewesen, Pauls Herz hätte keine Sekunde länger geschlagen! — Ob er es gleich längst gesagt, er hatte stets auf Widerspruch gerechnet, weil seine Wünsche damit in Einklang standen und er sich gerne widerlegt hätte sehen mögen. Aber jetzt war's wahr! Es war nicht mehr zu läugnen! Es war für ihn nichts mehr zu hoffen! — Wer vermöchte das zu schildern, was in seinem verdorbenen Herzen jetzt kochte, wallte, tobte? — Er war starr; aber die Hölle, die in ihm tobte, trat in seinen Blicken zu Tage. Er blieb am Fenster stehen. Er hörte nicht das Beginnen der Musik. Er sah nicht, daß Paul und Engel dahinslogen im wirbelnden Reigen, das allbewundernde schönste Paar, das zu finden war. Seine Freunde traten zu ihm: Jakob, tanze doch! Komm' tanze mit meinem Mädchen! baten und boten sie ihm an; aber er hörte und sah nicht. Paul sah wohl den Eindruck, welchen sein und Engels Erscheinen auf seinen Feind gemacht. Er las in der dunkeln Blut seiner Blicke die Stimmung seines feindseligen Herzens und ahnte, wie die Rachsucht gegen ihn sich in ihm rege; aber er blieb ruhig, gefast, heiter, ohne daß in seiner stillen, seligen Heiterkeit etwas Herausforderndes, Etwas gelegen hätte, was den Triumph, den er errungen, seinem Feinde schmerzlicher zu machen beabsichtigt hätte. Waren ja doch Mehrere da, die sein Glück beneideten, die er beugte, weil sie die schöne Engel lieb hatten. Sie trugen das Unvermeidliche mit ruhiger Ergebung; nur er, der wilde, leidenschaftliche Mensch konnte es nicht tragen, nicht sich aus dem Sinne schlagen.

So ruhig wie Paul blieb, konnte Engel nicht bleiben. Sie hatte die lodernden Hassesblicke gesehen, mit denen er sie verfolgte, und namentlich ihren theuern Paul, und eine Angst, eine Qual erfüllte ihre Brust, die sie nicht beherrschen konnte. Finstere Ahnungen stiegen in ihr auf und die Taurmusik klang ihr wie Hohn — ja oft wie Grabgeläute. Immer mehr beengte es ihre Brust und ohne daß sie es wußte, traten Thränen in ihre schönen Augen, die sie nur mühsam verbarg. Sie hatte sich lange schon gefreut auf den Tanz mit ihrem

Paul, aber die Freude war ihr vergällt und verbittert. Der Tanz war ihr zuwider, sie sehnte sich heim, in ihr kühles Kammerlein, um sich auszuweinen. Der Nachmittag flog schnell für Paul herum, der im Glücke seines Herzens ihren Zustand kaum bemerkte; für sie schlich er qualvoll hin. Endlich war die Sonne hinabgesunken.

Kommt Kinder, sagte Lüttger. Für mich alten Mann ist es Zeit. Ihr könnet nach dem Essen noch tanzen, so viel Ihr wollet!

Sie gingen; aber zu Hause angekommen, brach das krampfhaft Weinen hervor, das Engel so lange zurückgehalten.

Erstaunt sah sie Paul an. Auch ihr Vater sagte: Du weinst, wo And're vor Freude strahlen?

Sie konnte lange nicht reden. Als sie sich gesammelt, sagte sie: Ich habe in Jakobs Augen Unglück und Leid für uns gelesen! Gott behüte Dich, Paul, vor dem boshaften Menschen, dem ich jede Unthat zutraue! Er trägt unverföhllichen Haß, wilde Rachsucht in seiner Seele! Die Männer beruhigten sie, allein sie gewann keine Ruhe; sie wäre um kein Gut der Welt wieder mit Paul zur Tanzmusik gegangen. Der Abend, der Allen Freude brachte, verlief traurig in Lüttgers Hause. — Am traurigsten für Engel. — Am andern Tage war Engel noch trauriger. Sie hatte einen schweren, schrecklichen Traum gehabt, und gar viele ihrer Träume waren schon in Erfüllung gegangen. — Sie hatte ihren Paul als Leiche heimbringen sehen. —

Lange Zeit währte es, bis ihr Vater und Paul ihr diesen Traum ausgeredet, dessen Zusammenhang mit ihrer Seelenstimmung am Abende außer Zweifel war. Erst als in geordnetem Lebensgange die nächsten Wochen vorüber gegangen waren, beruhigte sich einiger Maßen ihr Gemüth.

So kam der Nachsommer und mit ihm die Zeit, da der Nachwuchs des Wiesengrases, der Grummet, gemäht werden sollte.

Es war Ende August und die Witterung noch völlig sommerlich heiß. Selbst die Nächte hatten noch keine herbliche Kühle gewonnen, wie in anderen Jahren.

Lüttgers Grummetwiesen lagen an dem Krebsbache im Brühl, und da sie stets bewässert werden konnten, stand der Grummet wie Frühlingsgras. Paul wollte den Grummet frühe mähen, und Engel und Vater sollten dann, wenn die Sonne schon höher stand, kommen und es spreiten. Er stand schon um zwei Uhr in der Nacht auf und ging mit seiner Sense hinaus; aber die Nacht war gewitterschwül und stichdunkel. Als er an der Wiese ankam, sah er noch keine Hand vor den Augen. Es war noch kein Thau befeuchtend gefallen. Am Tage vorher hatte er einen weiten Gang auf den Rother Viehmarkt gemacht und eine junge, muthwillige Kuh heimgeführt. Das hatte ihn unendlich ermüdet. Du könntest dich hinter die Erlenhecke legen, dachte er, und noch eine Stunde schlafen. Die aufgehende Sonne wird dich schon wecken, und dann geht das Mähen desto rascher.

Gedacht, gethan. Bald legte sich der Schlaf mit bleierner Schwere auf den Ermüdeten. —

IV.

Jakob war am Abend bei seinem Freunde Mattes gewesen und hatte ihm einen Rehbock gebracht und Geld eingenommen. Du klagst immer, die Fische und Krebse im Krebsbache würden seltener, sagte Mattes. Nun will ich dir den Staar zeigen, woher das kommt! Letzten Donnerstag war ich mit deinem Krebsgärnchen draußen am Bache; ich hatte frische Froschschenkel aufgebunden, und das Steinöl nicht gespart, legte die Gärnchen ein und setzte mich ruhig in's Gras. Gegen zwei Uhr ging der Mond im letzten Viertel auf und machte leidlich hell. Da höre ich Etwas patscheln im Wasser, wo der große Lünipel ist, und die Hechte sich gerne aufhalten. Plötzlich platscht's in's Wasser. Ich

gute scharf und ein mächtiger Fischotter taucht auf und hat einen pfündigen Hecht in den Zähnen, aber er wittert auch, und wie ein Gedanke ist er fort. Nun kennst du deinen Fischdieb. Ich meine, du solltest diese Nacht dich auf die Lauer legen, und er kann dir nicht entgehen.

Jacob hörte mit der Erregung, die ein rechter Jäger allemal fühlt, wenn ihm eine seltene Beute bevorsteht, diese Mittheilung an.

Ich gehe gleich! rief er aus. Mein Lebtag ist mir das Glück noch nicht zu Theil geworden, einen Otter zu schießen! Er hing seine Flinte um und entfernte sich.

Mattes wohnte am untern Theile des Dorfes. Der Otter war in den Wiesen gesehen worden, die oben vor dem Dorfe lagen, wo der Bach am stärksten mit Hecken bewachsen war. Dort wollte er sich verbergen.

Als er an Lüttgers Hause vorüber ging, war schon Licht im Zimmer, ohne daß die Läden geschlossen waren. Er konnte mit geringer Mühe durch die hellen Fenster in's Innere sehen. Da saß Paul am Tische und vor ihm die wunderliebliche Engel. Sie lächelte ihn an mit ihrer bezaubernden Freundlichkeit und Paul hatte ihre Hand in der seinen. —

Dieser Anblick einer reinen, schuldlosen Liebe fachte alle Hölle macht der Leidenschaft in dem wilden Herzen an. Sein Kopf brannte; seine Pulse schlugen fieberisch. Die Gluth der Eifersucht brannte in seinem Herzen. Hestig faßte er nach dem Gewehre, das mit einer Kugel geladen war — aber er setzte es ab und hing es wieder um. Er entgeht mir doch nicht! sprach er, mit einer vor Leidenschaft zitternden Stimme in sich hinein — und ging — in's Wirthshaus. Er hatte ja Geld, und die Alten im Forsthaufe wußten, daß er diese Nacht wieder im Walde zubringen wollte, um Holzdiebe zu fangen, wie sie meinten, eigentlich aber, um denen, die wieder einen Baum von ihm gekauft hatten, diesen Baum zu bezeichnen. Das hatte er bald vergessen, als er von dem Wilddiebstahlhehler Mattes von dem Fischotter hörte und es trat, als er das Glück Engels und Pauls sah, vollends in den Hintergrund seiner Seele, in der alle Leidenschaften auf's Hestigste aufgeregert waren.

Im Wirthshause fand er das „Gelichter“, welches dort in den Nächten der wilden Schwelgerei stets seine Gesellschaft war. Sie sahen es ihm an, daß ihm Etwas mußte begegnet sein, dessen Stachel sich tief in sein Herz gedrückt, und da sie seine Stellung zu Lüttgers schönem Kinde und dessen beneideten Bräutigam Alle kannten, so gelang es ihnen leicht, den Grund seiner Aufregung herauszufragen. Manche von ihnen neckten ihn, and're ließen sich über Lüttgers Thorheit aus, die schöne Engel einem Menschen zu geben, der doch gar Nichts besäße, kurz, die geführten Gespräche dienten dazu, Jakob noch mehr aufzuregen. Er trank in den Grimm seiner Seele, trank mehr, als ihm gut war, und taumelte gegen zehn Uhr hinaus an den Bach, wo er sich eine bequeme Stelle aussuchte, sich in's Gras setzte, den Rücken an den Stamm eines Weidenkopfes lehnte und bald einschlief. So trunken war er nicht, daß er in einen bemußtlosen Schlaf gesunken wäre. Er erwachte öfters. War es ihm auch wüste im Kopfe, so war er doch eingedenk des Zweckes seines Harrens, und auch der wenige Schlaf ernücherte ihn wieder; aber was er gesehen, das konnte er nicht vergessen, und immer auf's Neue fachte die Erinnerung die wilde Leidenschaft der Eifersucht und des Hasses an.

O daß er mir jetzt käme! rief er in sich hinein, und seine Fäuste umklammerten krampfhaft das geladene Gewehr, das zwischen seinen Beinen lehnte.

Jedes Geräusch regte ihn auf; aber der Fischotter wollte nicht kommen.

Allmählig überwältigte ihn jedoch der Schlaf, da es todtstille in dem Wiesengrunde blieb.

Während Jakob in einen unruhigen Schlaf gesunken war, kam Paul in die Wiesen, ohne daß es Jakob vernahm, der etwa hundert Schritte tiefer am Bache saß. Als der Tag graute, weckte ihn der ihm wohlbekannte Ruf des

Hahn, der sein Volk Rebhühner zusammenrief. Kommt dir auch der Otter nicht, sagte er, nachdem er erwacht war, so kannst du doch vielleicht ein Rebhuhn oder einen Hasen schießen! So dachte er, stand auf und schlich am Bache hinauf.

Blötzlich sieht er eine Sense an einer Hecke lehnen. — Er biegt um die Hecke und — Paul liegt vor ihm im Grase in tiefem Schlafe. —

Da erwachen in ihm die bösen Gedanken, die er nun schon monatelang in seinem Innersten getragen. Alle die kaum zur Ruhe gekommenen Leidenschaften erwachen. Der Versuchter raunt ihm in's Ohr: Niemand sieht dich! die Stunde ist günstig! — Aber schießen darfst du nicht, sonst hört man's im Dorfe!

Rasch ist die Flinte von der Schulter; der Hahn in Ruhe. Da holt er mit gewaltiger Wucht mit dem Kolben aus und ein fürchterlich wuchtiger Schlag trifft den Kopf Pauls, dem die schützende Mütze entfallen war. — Der Getroffene fährt auf, er reckt beide Arme empor und greift nach dem Kopfe — aber ein weiter und dritter Schlag, noch wuchtiger, als der Erste, folgen sich. Der Hirnschädel ist zerschmettert. Gehirn und Blut spritzen aus. Paul macht noch einige krampfartige Bewegungen und Zuckungen, dann streckt sich der Körper. Er ist todt. —

Jakob sieht sich um. Nirgends kann er ein lebendes Wesen erspähen. Die Morgenglocke im Dorfe hat noch nicht geläutet. —

Rasch eilt er durch die vom Thau nun benetzten Wiesen, und ist bald in den Hecken, die den Höhenabhang bedecken, und das Schlagholz, Buchen und Eichenstangen, verdecken ihn.

In wenigen Augenblicken hat er das Forsthaus erreicht. Alles schläft noch; nur der Hahn krähet den Morgen an und Caro kriecht wedelnd aus seiner Hütte und gähnt. —

Jakob steigt in's Fenster. Schnell legt er die nassen Unterkleider ab, legt trockene an; nimmt des Oheims beste Flinte von der Wand, springt zum Fenster wieder hinaus und verschwindet im Walde. Sein Rausch ist bis zur letzten Spur verraucht. Daß er fort muß, ist ihm klar, denn sein Gewissen sagt ihm, daß Mattes und die Gäste im Wirthshause ihn verrathen. Aber wohin? Das ist die Frage, auf die er keine Antwort weiß! —

Ohne Rath, im Grunde ohne klares Bewußtsein, eilt er hinab in's Thal, läßt das Dorf rechts liegen und steigt in eilender Hast die jenseitige Höhe hinauf. Hier erreicht er den Waldpfad, dessen ich Eingang gedacht, der ihn am „Helgenborn“ vorüber, am „Schwalbe“ auf die churpfälzische Landstraße leitet. Ihr folgt er mit raschem Ausschreiten, und kommt hinab nach Rauheim. Dort beugt er um die Rauheimer Mühle und erreicht nach kurzer Zeit das Thor von Bacharach. Die Marktleute von Steng und Breitscheid begegnen ihm schon. Jeder Blick erschreckt ihn. Keuchend vor Erhitzung und Erschöpfung durchweilt er die Straße, welche auf den Holzmarkt führt; dann den Markt; die Marktgasse hinabschreitend, kommt er an den Rhein, wo ihn der Kahn eines Schiffers aufnimmt und ihn an's jenseitige Ufer bringt.

Der hat Gile, hatten die Marktleute gesagt. Eine setzte hinzu: Man meint, den triebe sein böses Gewissen! Das hatte er gehört, und eiskalt hatte ihn der Schauer durchrieselt.

Die kurze Raft auf dem Bänklein des Dreibords aber hatte ihn seine Ermüdung erst recht fühlen lassen. Als er aus dem Kahne stieg, brachen schier die Beine unter ihm, dazu kam, daß er nichts genossen hatte.

Obgleich der Rhein nun hinter ihm lag und er in einem andern Landesgebiete wanderte, quälte ihn doch die Angst vor der Verfolgung, und jedes Geräusch hinter ihm dünkte ihm seine Verfolger anzuzeigen.

In Lorchhausen versagten seine Kräfte. Er hätte nicht weiter gekonnt, und wenn es ihn augenblicklich Freiheit und Leben gekostet hätte. Er trat in das Wirthshaus des Dörschens und bestellte ein Frühstück. Als die Wirthin es ihm brachte, war er fest eingeschlafen. Sie weckte ihn und es war ihr er-

schreckend, wie der junge Mensch zusammenfuhr und wie er sie mit Augen anstarrte, die einem Irnsinnigen anzugehören schienen. Er aß und trank und sank dann auf die Bank nieder, völlig unfähig, der überwältigenden Ermattung gebieten zu können. Bis zum Mittag schlief er, denn die Wirthin hielt ihm jede Störung ab. Dann brach er auf und ging am Rheine hinauf, auf dem Weinspade, weiter.

Vier Tage später saß im goldenen Anker zu Bockenheim bei Frankfurt ein Oesterreichischer oder, wie man damals zu sagen pflegte, ein Kaiserlicher Werbekorporal und that sich ein Gutes an, indem er mit urkräftigem Behagen sein Stummelpfeifelein schmauchte, ein Schöpplein dazu trank und den „Frankfurter Postcurier“ las, die nachmalige Oberpostamtszeitung.

Ein heftiges Bellen des Hoshundes veranlaßte ihn, durch's Fenster zu sehen. Was er sah, mußte ihn sehr in Anspruch nehmen, denn er legte die Zeitung weg, bückte sich gegen das Fenster, wusch den Anlauf der Scheiben mit der Hand weg und starrte hinaus. Dann sagte er halbblaut zu sich selbst: Auch ein verlorn'er Sohn! Sieht aus, als habe er eine schwere Last auf dem Gewissen! Abgemagert, verkommen, aber ein schöner Kerl, wie es scheint ein Förster! Gäbe ein prächtiger Scharfschütze und grade so Einen könnte ich brauchen! — Wichtig, er kommt herein. Will's versuchen, ob das Vögelein auf der Leimruthe sitzen bleibt!

Wenige Augenblicke später ging die Thüre auf und ein Mensch in Jägerkleidung, ein Gewehr über der Achsel, einen Büchsenrangen in der Seite, wankte herein. Mühsam leitete er sich an einem Stocke, den er offenbar sich in irgend einem Walde geschnitten hatte. Er sah entsetzlich aus. Das Haar hing wild um das erdfahle Gesicht. Die Wangen waren bleich und eingefallen. Das dunkle Auge lag tief in seiner Höhle, schwarz umrandet. Die grüne Försterkleidung war höchst unordentlich und unrein, ja, man konnte sagen, Hunger und Elend waren wie ein Stempel der ganzen jugendlichen Gestalt aufgedrückt.

Ueber das Gesicht des wankenden Schrittes Eintretenden flog Etwas, das wie freudige Ueberraschung aussah, als er den Werber erblickte und in seiner Meinung sich bestärkt sah, mit wem er es hier zu thun habe.

Der Werber hatte seinen Mann richtig tarirt.

Es war Jakob. Umherirrend, unsiät und flüchtig, hatte er bisher fast nur im Walde übernachtet. Er hatte einmal gehört, in oder bei Frankfurt am Main sei eine Kaiserliche Werbestation. Er hatte Stunden gehabt, wo die Gewissensangst ihn wahrhaft zerkleischte, wo er nicht wußte, was er that, wie ein Wahnsinniger umherirrte, Menschen und menschliche Wohnungen floh, bis ihn der Hunger trieb, sie aufzusuchen. Sein Geld war zu Ende. Wo Hülfe finden, wußte er nicht. Daß er sein köstliches Gewehr verkaufen, damit seine Noth lindern konnte, davon war ihm kein Gedanke in das gänzlich verworrene Gehirn gekommen. Zuletzt hatte er sich die Füße wund gelaufen. Da kam ihm der Gedanke, als einziges Rettungsmittel, sich anwerben zu lassen, und so war er in diese Gegend gekommen, und nach Bockenheim. Am Eingange des Ortes nannte man ihm das Wirthshaus, wo er ohne Zweifel den Werbekorporal treffen würde, der sich meist da aufzuhalten pflege, weil da eine gute Gelegenheit zum Fange seiner Dpfer sei.

Keines Wortes fähig, völlig erschöpft, sank Jakob auf die Bank neben der Thüre, und lehnte mit geschlossenem Auge den Kopf an die Wand. Der Werber sprang auf.

Euch ist's schlecht geworden, sagte er, faßte Jakob unter dem Arme und hielt ihm sein Weinglas an den Mund.

Jakob hob matt die Hand, faßte den Boden des Glases, hob ihn, und sog mit Verlangen den Inhalt des Glases in sich.

Wahrscheinlich seid Ihr lange unter Weges, sagte der Werber, und der Jählinger ist Euch angekommen? Er öffnete die Thüre und rief nach Speise.

Die Dienerin brachte Brot und kaltes Fleisch. Jakob fiel darüber her, wie Einer, der Tage lang nicht das Mindeste genossen. Der Werber hatte wirkliches Mitleid mit ihm, und schenkte ihm noch ein Glas Wein ein, das er ihm reichte. Ein dankbarer Blick war das Einzige, was Jakob als Zeichen geistigen Lebens von sich gab.

Die zwei Gläser Wein und die hastig verschlungene Speisen hoben des Jünglings Lebenskraft wieder.

Das Geld war mir ausgegangen, sagte er, matt, leise und jedes Wort mit einem tiefen Athemzuge unterbrechend.

Wo wolltet Ihr denn hin? fragte der Werber.

Zu Euch, Herr Corporal, sagte darauf, sich sichtbar erholend, Jakob. Zu Euch wollte ich!

Aber ich kenne Euch nicht, entgegnete der Corporal.

Ihnt Nichts, erwiderte Jakob, ich wollte mich anwerben lassen, wenn Ihr mich schnell fortschaffen könntet aus dieser Gegend.

So? So? sprach der Werber. Dazu kann Rath werden.

Ich sende in etwa drei Tagen einen Transport nach Wien. Da kommt Ihr gleich weit genug fort.

Das klang wie eine Freudenbotschaft in Jakobs Seele.

Aber, fuhr der Corporal fort, Ihr seid in einem Zustande, der einen weiten March nicht zuläßt. Ist es Euch aber darum zu thun, Euch zu verbergen, so weiß ich Rath. Es sollen Euch hundert scharfnäsige Spürhunde nicht entdecken. Jedenfalls müßt Ihr Euch erholen.

Ein Wort gab nun das andere, und Jakob war bald über das Handgeld mit ihm einig, empfing es und war — Soldat.

Aber, sagte der Werber, ich kann gar nicht begreifen, warum Ihr, wenn Ihr in Noth waret, Euer köstliches Gewehr nicht verkauft habet, das ist eine vortreffliche Flinte, von der schönsten Arbeit. Als Geworbener nützt sie Euch Nichts. Ich will sie Euch schon anbringen; was fordert Ihr dafür? In Frankfurt gibt's Liebhaber!

Jakob setzte einen Preis für das Gewehr und seine Jagdtasche, die mit Seehundsfell überzogen und noch neu war, und da der Preis dem Werbcorporale die Aussicht eröffnete, noch ein schönes Stück Geld daran zu verdienen, so kaufte er Beides Jakob ab und gab ihm das Geld. Dann brachte er ihn in eine Hinterstube des Wirthshauses, ließ ihm ein gutes Mittagessen bereiten und ging dann mit dem Versprechen fort, ihm einen Wundarzt zu senden.

Der kam, verordnete heilsames Pflaster und Ruhe, und am Abend holte ihn der Werber ab, um ihn an einem sicheren Orte unterzubringen. Der Transport Geworbener wurde noch dabehalten, bis Jakob marschfähig und marschfertig war, dann zog er ungefährdet nach Wien ab. —

V.

Paul war, wie schon erzählt, frühe und lange vor Tage von Hause weggegangen, um den Grummet zu mähen; aber er war zum Frühstück nicht heimgekommen. Lüttger sagte daher zu Engel: Kind, ich denke, der gute Paul, der schon seit zwei Uhr auf ist, wird Hunger haben. Es ist jetzt sechs Uhr. Er kann fertig sein, und da er nicht kommt, und du noch das Vieh zu besorgen hast, ehe du mitgeben kannst, um den Grummet auszuspreiten, so mache ihm ein lüchtiges Frühstück zurecht, leg's in den Hänkelkorb. Ich nehme dann meinen Rechen und die Spreitgabel, sammt dem Korbe und gehe hinaus, es ihm zu bringen.

Kaum hatte der alte Mann diese Worte gesprochen, da schlug ein verworrener Lärm an sein Ohr. Es klang, wie das Durcheinanderschreien vieler Menschen. Er horchte. —

Mein Gott, es wird doch nicht brennen! rief er erschrocken, und eilte vor

das Hofthürchen, das neben dem Thore in den Hof sich befand. Engel war ihm in größter Bestürzung gefolgt.

Da sahen sie einen Haufen Menschen kommen, die Einen trugen, dem ohne Zweifel ein Unglück begegnet sein mußte.

Plötzlich stieß Engel einen gellenden Schrei aus. Ach Gott, rief sie, es ist Paul, den sie tragen!

Sie drängte den Vater auf die Seite und stürzte den Leuten entgegen.

Da sah sie den Leichnam ihres Bräutigams und sank bewusstlos in die Arme einiger Frauen, welche auf der Straße standen.

Lüttger konnte nicht von der Stelle.

Ach, ihr Traum! ihr Traum! rief er, die Hände ringend und wankte dem Zuge entgegen. Jetzt erreichte er ihn. Ein Blick reichte hin, ihm es zur Gewisheit zu machen, daß sie einen Todten trugen. Alles Leben wich aus dem Greise. Er stand starr da und faltete die Hände.

Ist er todt? fragte er tonlos.

Ja, sagten die Männer; der Hirnschädel ist ihm eingeschlagen! Und hinter dem Leichnam Pauls brachten die Frauen das leblose Mädchen. Da brach der Greis jammern in die Worte aus: Ach soll ich denn meiner Kinder ganz beraubt werden! Und ein Strom von Thränen brach aus den Augen des alten Mannes, und selbst die Robesten in dem Haufen brachen in Thränen aus.

Engel ist nur ohnmächtig, sagte eine junge Frau. Ich will sie mit Essig anwaschen, so kommt sie wieder zu sich; aber halbblaut sagte sie, ihre Thränen trocknend, es wäre dem armen Kinde besser, es erwachte nicht wieder! —

Das ganze Dorf lief zusammen. Sie trugen Paul auf seine Kammer und die Frauen trugen Engel in die ihre, legten sie auf's Bette und wuschen sie an.

Der Greis war in seinen Lehnstuhl gesunken. Bei ihm saß der Nachbar und erzählte ihm, wie er ihn todt, kalt, erschlagen, am Rande des Baches gefunden, als das Erglänzen der Sense, das er sich nicht zu erklären gewußt, ihn herbeigezogen habe.

Du wirst sehen, Lüttger, sagte der alte Mann, das hat Niemand Anders gethan, als der überliche Jakob, der Jägerbursch des alten Kilian! Er hatte deine Engel lieb und die verschmähte ihn, wie es nicht anders sein konnte. Da warf er den glühenden Haß auf den braven Paul, und das ist das Ende vom Liebe!

Lüttger nickte mit dem Kopfe, den er in beide Hände gestützt hatte, und seine Thränen rannen unaufhaltfam auf die Erde. O, das hat Engel geträumt, sagte er, und Paul und ich wir haben's ihr ausgeredet, und nun haben wir's!

In diesem Augenblick ging die Thüre auf und Engel, bleich wie eine Todte, stürzte herein. Oelt, Vater, rief sie verzweifelt, nun ist mein Traum aus, den Ihr Beide mir ausreden wolltet? Und sie fiel jammern um des Vaters Hals!

Der Schultheiß und die Gerichtschöffen kamen und hielten Leichenschau. Es war nur Eine Stimme unter Allen, daß Jakob der Mörder sei. Niemand zweifelte daran, selbst der Schultheiß nicht. Er ging mit den Gerichtschöffen, dem Büttel und sechs Männern hinauf nach dem Jägerhause, um ihn zu verhaften. Niemand ahnete dort Etwas. Entsetzlich war der Schrecken des Försters und seiner Frau. Sie gingen in seine Kammer. Er war nicht da, aber da lehnte das Gewehr, an dessen Kolben Blut, Haare, ja Spuren von Gehirn sich fanden. An seinen Bein Kleidern und Stiefeln klebte Blut. — Es war kein Zweifel, daß er der Mörder war, aber auch ebenso wenig, daß er sich vor Tage umgekleidet hatte und entflohen war. —

Der Schultheiß, ein Mann von Klugheit und Umsicht, sandte sogleich Leute aus, ihn zu suchen und zwar zunächst in den Wald; aber Matthes sagte ihnen voraus, daß sie ihn nicht finden würden, was sich denn auch bestätigte.

Die Gerichte kamen schon am andern Tage; das Zeugenverhör stellte alle einzelnen Umstände fest, die dem Morde vorher gingen, und die Ortsbesichtigung

stellte es außer Zweifel, daß er Paul im Schlafe überrascht und erschlagen habe, denn das kein Kampf zwischen Beiden stattgefunden, das zeigte das Gras an der Stelle des Mordes, es war nicht zertreten, als man die Leiche Paul's fand.

Ein Leichenbegängniß, wie es Paul hatte, war in dem Dorfe nie vorgekommen. Der protestantische Pfarrer des nächsten Pfälzischen Dorfes hielt die Leichenseier ab. Bei diesem Falle hörte denn doch einmal aller Unterschied des Bekenntnisses auf. Es war Ein Gefühl, in dem sie sich Alle einigten. Hinter dem Sarge ging Lüttger allein. Auf seinem freundlichen Antlitz lag eine Ruhe, wie sie nur die ächte, wahre Frömmigkeit, die lebendig gewordene Glaubenskraft gibt, die schon hier auf Erden den Himmel offen steht und Christus zur Rechten Gottes, wie der sterbende Stephanus vor dem Thore Jerusalems. Ueber allen Gesichtern aber lag eine innige Trauer. Man sah erst jetzt, wie Engel geliebt, Paul geachtet war. Der Pfarrer hielt eine tiefergreifende Grabrede; aber er nahm sich sorgfältig in Acht, irgend ein Gefühl in den Herzen der Andersgläubigen zu verletzen. Vielmehr wirkte sein Wort milde und segensreich für Alle. Bei Engel blieb der alte, ehrwürdige Mann lange und unterredete sich mit ihr. Auch bei ihr segnete der Herr sein Wort, daß es wirkte, wie Balsam aus Oilead. Freilich, das jugendliche Herz, dem Alles, Alles, was es inniglich, außer dem theueren Vater, umfaßte, entrisßen war, es trauerte tief; aber leidenschaftliche Ausbrüche des Schmerzes kamen nicht vor. Stille trug sie Leid und Weh. Für den Vater lebte sie fortan allein. Auf ihn richtete sich alle ihre Liebe, ihre Treue, ihre Sorge, ihre Thätigkeit; aber die Rosen, die einst auf diesen Wangen geblüht, waren entblättert; das Auge, das einst gestrahlt, es war matt und trübe vom nächtlichen Weinen — denn dem Vater wollte sie ihre Thränen nicht zeigen. Die Lippe, die sonst so lieblich geplaudert, war stumm, festgeschlossen. Sie redete nur das Nothwendigste mit den Leuten und da Lüttger selbst seit dem Tode Paul's schweigsam und in sich zurückgeworfen war, so schien's, als sei das Haus, wo man so oft Engels liebliche Stimme singen gehört, ausgestorben oder es wandelten darin zwei Schatten aus einer andern Welt, die irdische Angelegenheiten nicht zu verhandeln hätten. Sie wechselten Blicke, aber sie verstanden sich, und damit war es ja genug für sie. Mit der Außenwelt verkehrten sie von jeher überhaupt wenig. Eine jedes Herz bewegende Trauer lag auf Engels Zügen, ein Ausdruck, der sie nur noch schöner erscheinen ließ, wenn auch in ganz anderer Weise wie früher. Niemand sah mehr eine andere Farbe an ihr, als Schwarz, und höchstens ein weißes Halstuch und dagegen stand das weiße, edle Gesichtchen mächtig ab, aber ganz eigenthümlich und ergreifend, ja es kam vor, daß fremde Leute wie gefesselt stehen blieben und sie anstauten, wenn sie sie sahen, weil sie Ähnliches noch nicht gesehen.

Als die Trauerzeit, wie man das so äußerlich nimmt, und nach Monaten und Wochen berechnet, ohne jemals nur zu fragen, wie es um das Herz im Busen steht, das für sein tiefgehendstes Weh keine Zeit hat, als, sage ich, diese äußerlich berechnete Trauerzeit um war, kamen Freier und Freierrmänner, um die Hand der schönen Engel; aber, wie auch der sie oft bittend ansehende Vater um ihre Zukunft, um ihr Alter, bangen mochte, sie schüttelte wehmüthig lächelnd den Kopf und Jeder erhielt sein: Nein, bis Keiner mehr anzufragen wagte und Engel froh war, dieser Dual überhoben zu sein. — Sie seufzte oft in sich hinein und sagte leise: die Menschen begreifen es nicht, daß es ein Herz geben könne, das eben nur einmal die Treue gelobt und dann sie auch hält, bis an's Ende! —

Sie war ein solches Herz — aber Viele gibt's so nicht in der Welt, das ist wahr! — Lüttger starb, von ihr gepflegt mit heiliger Kindesstreu, in hohem Alter, und seitdem lebte sie allein im Hause und eine arme Familie im Dorfe that ihr die Feldarbeit; sie aber war, wie die Leute im Dorfe mit Einem Munde und Einem Herzen es aussprachen und anerkannten, der Engel des Dorfes. In ihrem Hause fand Zuflucht, wer ihrer bedurfte, Brod, wen es hungerte, Trost, wer gedrückt war. Durch sie fanden Wöchnerinnen, Kranke, besonders alte Leute,

eine Pflege, wie sie linder, zarter, sorglicher, liebevoller nicht sein konnte. Sie war die Wohlthäterin Aller und genoß einer Achtung, Liebe und Anerkennung, wie Niemand sonst. Sie war eine Seelsorgerin im Dorfe, denn wo Hader war, da schlichtete sie ihn; wo Einer oder Eine auf Abwege gerieth, da lehrte, ermahnte, strafte sie. Sie war der Engel des Dorfes! —

Niemand aber wurde schrecklicher enttäuscht, als Förster Kilian und sein Weib, denn jetzt, wo der Pflegesohn weg war, kamen alle seine schlechten Streiche heraus. Jeder mußte Etwas von ihm zu sagen, was die alten Leute kränkte und schmerzte. Sie hatten eine giftige Schlange im eigenen Busen gehegt und Alles, was auf die Rechnung der Wilddiebe und Forstfrevler kam, fiel auf Jakob's eigne Rechnung zurück.

Dem pflichttreuen Kilian nagte das am Herzen, daß er es gar nicht verwinden konnte. Tag und Nacht quälte es ihn, daß er, ohne sich bloßzustellen, nicht einmal die belauschen durfte, die Jacobs's Fehler gewesen und denen er Waldbäume verhandelt. Der alte Mann nahm sichtbarlich ab und ehe der Winterschnee die Höhen deckte, trugen sie ihn zu Grabe und die Försterin dankte Gott, daß sie, für den Berverworfenen sparend, sich die Mittel erworben hatte, in ihren alten Tagen nicht darben zu müssen. Sie zog nach Oberwesel, wo ihre Heimath war, und starb kummerbelastet nach wenigen Jahren. So hatte der Ruchlose zwei Familien in ein tiefes Leid versenkt und ihr Lebensglück für immer zertreten.

Von ihm verlautete Nichts mehr. Es war in jenen Tagen leichter, dem rächenden Arme der Gerechtigkeit zu entgehen, als in unsern Tagen. Die kleinen Ländergebiete, in die das Land zerstückelt war, besonders das schöne Rheinland, machten die Verfolgung des Verbrechers unendlich schwer, fast unmöglich, und so entging er dem Schwerte, das an einem Haare über seinem Nacken hing. Auch dem Arme des Richters, der über uns Allen waltet? — Nein! dem entgeht Keiner! —

VI.

Es waren Jahre in's Land gegangen, in denen das im vorigen Capitel Erzählte sich ereignete und ich ging rascher, als die Zeit, über Zeiträume hinweg, deren Begebenheiten ich kurz zusammen fassen zu müssen glaubte.

Das Ende des vorigen Jahrhunderts war schnell herbeigekommen und in Frankreich war eine Umwälzung vor sich gegangen, die wir als die Revolution kurzweg bezeichnen. Gräuel auf Gräuel häuften sich. Der Krieg gegen Frankreich war unglücklich abgelaufen, und die Franzosen brachen mit ihren Schaaren über die Grenzen des Rheinlandes, des heillos zerstückelten Landes herein. Kaiserliche Soldaten standen auf dem Hunsrücken, Rothmäntel nannte man sie, nach ihrer Kleidung, aber eigentlich waren es Kroaten und Gränzer von der türkischen Gränze, wüste, gräuliche Gefellen, die als Freunde Frevel verübten, die es ahnen ließen, was sie sein möchten, wenn sie als Feinde in Land kämen. Aber es waren nicht bloß Rothmäntel, sondern auch Jäger oder Scharfschützen, deutsche, aber geworden aus aller Herren Ländern, Geworbene, meist aus der Hefe der menschlichen Gesellschaft, Landflüchtige und solche Gefellen, die daheim entweder geächtet waren oder Solche, die dem Arme der strafenden Gerechtigkeit entgangen, im kaiserlichen Noth sich Sicherheit gesucht oder Solche, die, nachdem sie auf überliche Weise Alles durchgebracht, sich anwerben ließen, um noch Brod zu gewinnen, während sie die Brücke der Rückkehr ins Vaterland und Heimath hinter sich abgebrochen. So stand's damals überall mit den geworbenen Heeren. Kein Wunder, daß sie den von den Gedanken der Freiheit und Gleichheit theilweise begeisterten, theilweise aber im fremden Lande, auf Kosten seiner Einwohner, ihr Glück suchenden Franzosen keinen Widerstand leisteten und im Grunde leisten konnten. Sie hatten meist kein Vaterland mehr, für das allein der Soldat mit Muth, Ausdauer und Treue sichts.

Im Allgemeinen war aber auch die Truppenmacht, welche die Gränzen des

Churfürstenthums Trier gegen den Andrang der gegen den Rhein heranziehenden Franzosen beschützen sollte, viel zu geringe, um das zu leisten, was ihre Aufgabe war. Sobald darum die Franzosen über die Gränze brachen, zogen sich die Kaiserlichen zurück. Einzelne Schärmügel wurden nur das Zeichen schnelleren Weichens und Zurückziehens gegen den Rhein, über den sie sich zuletzt zurückzogen und das Rheinland auf dem linken Ufer preisgaben.

Ein unermesslicher Schrecken ergriff die Bevölkerung des Hochlandes, welches den Namen Hunsrück, nicht, wie man eben fabelhaft erzählt, von dem einstigen Rückzuge der Hunnen nach der Schlacht an den fatalaunischen Feldern, sondern darum trägt, weil hun hoch und Rück oder Ruck, Rücken, Bergland, also bergiges Hochland heißt. Kunde auf Kunde trug sich von Munde zu Munde von Plünderung, Raub, Erpressung und Mißhandlung, und diese Mittheilung durch die Weise ihrer Fortpflanzung in's Fabelhafte vergrößert, wurde durch das Land getragen. Es unterlag keinem Zweifel, daß die sich zurückziehenden Rothmäntel und Kaiserlichen nicht weniger an den friedlichen Bewohnern Thaten verübten, welche schlimmer von den andringenden Franzosen nicht verübt werden konnten; die Ueberlieferung des Volkes weiß heute noch Vieles zu erzählen, was haarsträubend ist und der Name: Kroate oder, wie es das Volk spricht: „Krawate“ ist heute noch der ärgste, den man einem ächten Taugentichts beilegen hören kann. —

Vom sogenannten „stumpfen Thurm“ auf der Hochstraße von Trier her zogen die Schaaren der Franzosen heran und standen schon im Herzen des Hunsrückens, als noch Kaiserliche Jäger und Rothmäntel auf dem Vorderhunsrück, gegen den Rhein hin, und namentlich in der Nähe des Dorfes standen, wo das Forsthaus Kilians stand und die Begebenheiten sich ereignet hatten, welche ich erzählt habe.

In dem Forsthause wohnte ein junger Förster, der nach Kilians Tode dort angestellt worden war. Er kannte im Allgemeinen das, was sich vor einer ansehnlichen Reihe von Jahren hier zugetragen hatte, wie er es aus dem Munde der Bauern im Dorfe erfahren, die es ihm gleich Anfangs, als er herkam, vielfach erzählt. Wie man aber im Laufe der Zeit solche Dinge vergißt, wenn sich Neues heranbrängt, so hatte der Förster längst jene Begebenheiten vergessen in den Sorgen, welche die Kriegsereignisse jedem Gemüthe führten. Eines Tags war ein Korporal von den Kaiserlichen Jägern ihm im Walde begegnet, der ihn angeredet, und sich nach dem alten Kilian erkundigt hatte. Er sagte, daß er ihn einst in Oberwesel kennen gelernt, und eben auf dem Wege gewesen sei, ihn aufzusuchen.

Der Förster erzählte ihm, daß die heillos schlechten Streiche seines Schwefersohnes, an dem er als treuer Vater gehandelt, ihm das Herz gebrochen hätten, denn er habe von Stunde an gekränkelt, sei menschenscheu und trübsinnig geworden und endlich, langsam hinstehend, gestorben; seine Frau, die auch, wie er gehört, eine sehr brave Frau gewesen sein soll, sei ihm nach wenigen Jahren im Tode gefolgt. Das ansehnliche Vermögen sei, da rechtmäßige Erben nicht dagewesen und Jakob verschollen, als des Mordes überführt durch unläugbare Anzeichen auch nicht erbfähig gewesen, an Kirchen und Stiftungen durch ein leztwilliges Testament gefallen. Diese Erzählung, arglos gegeben, machte auf den Korporal einen ungewöhnlich heftigen Eindruck; allein der Förster, der Nichts ahnete, dachte wohl, dieser Eindruck sei die natürliche Folge seiner Erzählung auf ein empfänglich und an Kilian theilnehmendes Gemüth. Der Korporal, dessen Gesicht sehr vernalbt und leidend war, ließ sich nicht weiter ein, nahm von dem Förster höflich Abschied und schlug den Weg nach dem Dorfe ein, während der Förster seinen Weg tiefer in seinen Forst hinein nahm.

Der Korporal aber mußte doch sehr kundig in der Gegend gewesen sein, denn, als der Förster Abends nach Hause kam, fand er seine Frau in einer ungewöhnlichen Bewegung, und sie erzählte ihm, daß sie — der Zeit nach, in

welcher der Korporal mit ihm im Walde zusammengetroffen, etwa eine Stunde später — aus dem Hause tretend, auf der Bank in dem von dem Förster, dem Hause gegenüber, gegen den Wald hin, angelegten Garten, einen Soldaten habe sitzen sehen, der mit beiden Händen sein Gesicht bedeckend und die Ellenbogen auf den Knieen stützend, dagesessen. Sie sei, darüber erschrocken, in das Haus zurückgeeil, habe hinter sich die Hausthüre geschlossen, und sei in die Oberstube gegangen, wo sie durch die durchbrochenen Läden gerade auf die Bank habe sehen können, worauf er gesessen. Sie habe, von Angst gefoltert, dort müssen stehen bleiben, wo sie, ungesehen, den Fremdling habe beobachten können. Lange Zeit sei er in dieser Stellung geblieben; plötzlich aber sei er, ordentlich emporgeschneilt, aufgesprungen; habe mit beiden Armen gerungen, als wühle ein außerordentlicher Schmerz in seiner Seele, und sei dann rasch auf das Haus zugeeilt; aber gegen die Thüre sei er nicht gekommen, sondern vor das Fenstere, rechts von der Thüre. Dort habe er seine Stirne auf den kalten Stein gestützt, habe laut gestöhnt und es habe ihr geschienen, als seien Thränen aus seinen Augen auf die Erde gefallen. Ihre Angst sei mit jeder Minute gewachsen, fuhr die Försterin fort, denn sie sei mutterseelenallein im Hause gewesen und Niemand nahe, der ihr im Nothfalle habe Hülfe leisten können. Der Soldat sei endlich wieder in den Garten zurückgegangen und habe sich, nachdem er spähende Blicke rings auf alle Fenster geworfen, wieder auf die Bank gesetzt, habe eine Brieftasche herausgezogen und mit einem Bleistifte lange und eifrig geschrieben. Das habe gewiß eine Stunde gedauert, worauf er die Brieftasche, nachdem er das Geschriebene gelesen, wieder in die Brusttasche seines Soldatenrockes gesteckt, habe noch einmal lange, und wie sie zu sehen geglaubt, mit unsäglich schmerzlichem Ausdrucke das Haus betrachtet, habe sich dann, wieder aus dem Garten tretend, gegen den Wald gewendet und sei eiligen Schrittes von dannen geeilt und dann im Walde verschwunden.

Ich kann dir nicht sagen, Hubert, schloß sie ihre Erzählung, was ich anfänglich eine Angst ausgehalten habe, weil ich nicht wissen konnte, welche Absichten der Mensch habe und ich allein war; aber hintennach hat mich ein eben so tiefes Mitleid mit dem Menschen ergriffen, der jedenfalls hier genau bekannt ist, und den eine schwere Last auf der Seele drücken muß. Unserer, fuhr sie dann nach einer Pause wieder fort, grübelt gerne solchen räthselhaften Erscheinungen nach. Was meinst du, Hubert, was ich glaube? Nun? fragte der Förster, der ihr mit eben so großer Aufmerksamkeit und Theilnahme zugehört hatte.

Nun, auslachen darfst du mich aber nicht, — ich — glaube, daß der Mensch Niemand Anders war, als — der verschwundene und gänzlich verschollene Jakob! —

Obgleich, fuhr die Försterin fort, bei dem Gedanken, daß der fluchbeladene Mörder des armen Paul mir so nahe gewesen, ein Grusel nach dem andern mir über den Rücken rieselt, so kann ich doch den Gedanken gar nicht los werden, und die ganze, schreckliche Geschichte ist mir wieder in die Seele gekommen. Ich bin froh, daß du da bist, Hubert, denn ich habe mich entsetzlich in dem einsamen Hause gefürchtet.

Der Förster saß nachdenklich und stille eine geraume Zeit da; dann sagte er: Ich glaube fast selbst, daß du Recht hast!

Gelt! sagte die Försterin, froh, daß ihr Mann sie nicht auslachte; da siehst du doch, daß wir Weiber doch auch einmal das Rechte treffen!

Immer! erwiderte der Förster mit einem schalligen Lächeln, das aber schnell wieder einem tiefen Ernste Raum machte. Er erzählte nun seiner Frau, was ihm mit dem Korporale, denn daß es derselbe war, stand außer allem Zweifel, im Walde begegnet sei, und wieweil einen tiefen Eindruck jene Erzählung, namentlich bei der Erwähnung Jakob's, auf ihn gemacht. Das falle ihm jetzt erst auf. Er habe es im Walde weniger beachtet und es auf die Rechnung eines weichen

Gemüthes gesetzt, daß freilich bei einem Soldaten eine seltene Erscheinung sei. Jetzt aber befestigte ihn jene Wahrnehmung in dem Dafürhalten, daß die Vermuthung seiner Frau richtig sei. Nun, schloß er, der wird seinem Richter nicht entgehen! —

Den ganzen Abend drehte sich das Gespräch der Ehegatten um den Korporal, um Jakob, um den gemordeten Paul und die unglückliche Engel, welche die junge Försterin außerordentlich lieb hatte und hochachtete.

Während diese Gespräche im Forsthaufe geführt wurden, trat in's Wirthshaus im Dorfe ein Kaiserlicher Jägerkorporal. Er war sehr ermüdet und man sah an seiner Uniform und seinen Schuhen und Gamaschen, daß er einen weiten Weg mußte gemacht haben. Er sagte, er stehe mit einer Abtheilung seiner Leute und zwölf Rothmänteln im nächsten Dorfe und sein Offizier habe ihn ausgesendet, einmal auszuspioniren, ob die Franzosen in die Stadt, die etwa zwei Stunden weit, in einem tiefen, aber weiten und kesselartigen Thale liege, eingerückt seien. Er habe zwar seinen Zweck erreicht und erkundschaftet, daß sie am Nachmittage eingerückt seien, aber auf dem Rückwege habe er sich irre gelaufen und wolle nun ein Bißchen ausruhen, etwas essen und dann wieder sich auf den Weg nach dem Dorfe machen.

Da könntet ihr euch aber wieder irre gehen, meinte der Wirth. Ihr solltet auch einen Boten mitnehmen! — Nein, nein, erwiderte der Korporal; meint ihr, Einer, der auf Kundschaft ausgeht, habe sich nicht auch nach allen Seiten genugsam umgesehen? Auf dem freien Felde kann unsereinem das nicht passiren. Im Walde ist es etwas Anderes.

Die Wirthin brachte Essen und Trinken, aber der Korporal aß und trank sehr wenig. Er wies des Wirthes redselige Unterhaltung darauf kurz zurück, legte den Arm auf den Tisch und seinen Kopf darauf und that, als ob er schlief, aber er schlief nicht, wie der Wirth deutlich von der Seite her sah; in dessen er schwieg, um wenigstens dem Ermüdeten Ruhe zu gönnen. Der Korporal lag etwa eine Stunde so da. Unterdessen war es Nacht geworden, und da es Neumond war, so finstere Nacht, daß man keine Hand vor den Augen sah. Jetzt stand der Korporal auf, zahlte seine Zeche und wollte aufbrechen. Der Wirth bat ihn dringendst, seinen Knecht mit einer Laterne mitzunehmen, aber er wies es entschieden zurück und entfernte sich.

Um diese Zeit saß Engel im Erdgeschosse des väterlichen Hauses am Tische und aß ihre Abendsuppe. Neben ihr saß ein junges Mädchen von etwa fünfzehn Jahren, ein armes Waisenkind, das sie zu sich genommen und mit mütterlicher Sorgfalt erzog, obwohl es mit ihr nicht im Entferntesten verwandt war.

Die Zeit geht jenseits der frischesten Jugendblüthe an keinem Menschen spurlos vorüber, vorab, wenn sie schweres Weh' und Leid in ihrem Schooße getragen. Jeder Sturm weht ein paar Blättlein ab, bis endlich blätterlos der Baum im Winter dasteht. Und ist nicht das Alter der Winter des Lebens? — Wie heftig waren die Schläge, die Engel getroffen? Wie heftig die Stürme, die sich an ihr gebrochen? Dennoch aber war von ihrer einst so wunderbaren Jugend Schönheit und Frische noch so viel übrig, daß sie noch immer die Blicke auf sich zog, wo sie sich einmal unter den Menschen zeigte. An ihr zeigte es sich eben wieder, wie die innere Schönheit und Reinheit, die Schönheit der Seele, sich auch äußerlich kund gibt im Erhalten der Schönheit des Leibes über die Zeitgrenzen hinaus, die sonst der Dauer leiblicher Vorzüge gesetzt zu sein pflegen.

Der Korporal, der das Wirthshaus im Dunkel verlassen hatte, stand vor dem Hause. Ein Zittern überkam den starken Mann, wie wenn der Gewittersturm durch das Geäste der Eiche oder der Pappel dahin fährt und jedes Blatt in zitternder Bewegung setzt. Seine Hände waren krampfhaft ineinander geschlagen. Sein Fuß schien in den Pflastersteinen zu wurzeln, auf denen er stand, daß er nicht weg konnte. Endlich sagte er dumpf in sich hinein: Nur noch einmal für diese Welt!

Er trat leise zum Fenster und Engel saß vor ihm. War es eine Bewegung, die sie am Fenster flüchtig wahrgenommen oder war es eine jener unerklärlichen Ahnungen der Seele, daß Jemand ihr nahe getreten sei, mit dem ihre Seele in einer feindlichen, innerlich abstoßenden Beziehung stehe — es durchrieselte sie plötzlich ein Schrecken, daß sie rasch den gesenkten Kopf erhob und das volle Gesicht gegen das Fenster richtete und mit dem großen, blauen Auge dahin blickte. — Sie sah ein Gesicht, ein paar Augen, die sie erschütterten, und mit einem lauten Schreckensschrei sprang sie auf und taumelte zurück. —

Das Gesicht, welches auch das Mädchen gesehen, die bei dem Schreckensrufe Engels auch nach dem Fenster geblickt hatte, war verschwunden, und als das furchtlose Mädchen das Fenster öffnete und heraus sah und horchte, war Alles todtstill auf der Straße. Nur die Nachbarin gegenüber, die den Ausruf gehört, kam eiligst, um nach Engel zu sehen. Es war Jakob, rief Engel erschüttert aus. O diese entsetzlichen Augen kenne ich, wenn auch das Gesicht mir nicht kenntlich war.

Aber wo sollte der herkommen? fragte die Nachbarin.

Kann ich dir's sagen? erwiderte Engel; aber er war's. Er oder sein Geist.

Die Nachbarin schüttelte den Kopf ungläubig, aber es mußte etwas Außerordentliches geschehen sein, denn in einem solchen Zustande hatte sie Engel seit Pauls Tode nicht mehr gesehen. Auf Engels Bitten entschloß sie sich, die Nacht bei ihr zu bleiben und lange noch, nachdem Mitternacht schon vorüber war, wachte Engel, so sehr war sie aufgereggt und erst gegen Morgen fiel sie in einen tiefen Schlaf.

An diesem Morgen drängten sich neue Ereignisse zwischen die Bilder des gestrigen Abends und die Träume der Nacht. Man hörte in der Ferne schießen, und die Nachricht verbreitete sich, die Franzosen und Kaiserlichen seien aneinander. Das mußte wohl so sein, denn man vernahm deutlich von der Seite her, wo das Nachbardorf lag, ein fortdauerndes Gewehrfeuer. Gegen Mittag schien es sich näher zu ziehen. Vom Kirchturme, auf den, da er eine weite Aussicht gestattete, Männer gestiegen waren, sah man, wie sich eine nicht eben starke Abtheilung kaiserlicher Jäger und Rothmäntel gegen den Wiesengrund herabzog und den von Gebüsch umwachsenen Bach zu gewinnen suchte, der sich durch die Grummetwiesen des Dorfes hinschlängelte. Dort, hinter den Büschen der Erlen, Weiden und Haselstauden, fasten die Kaiserlichen Posten, und hielten durch ein wohlgenährtes, und wohlgezieltes Gewehrfeuer die Franzosen zurück, die in weit größerer Zahl auf sie anrückten. Das Geplänkel währte den ganzen Tag hindurch und da die Franzosen keinen Zutug erhielten, übrigens auch gut schossen, so schien es, als wollten die Kaiserlichen die Abenddämmerung abwarten, um ohne Verluste die Höhe zu erreichen, auf der jenseits des Thales jener Hochwald sich ausdehnte, der unmittelbar in das Rheinthal hinab leitete, und wo die sursächliche Landstraße sich nach Bacharach hinabzog.

Es war wirklich so. Ein Rückzug am hellen Tageslichte hätte sie den Kugeln der Feinde bloßgestellt, obwohl diese Kugeln dennoch ihre Opfer niederstreckten.

Mit der nahenden Dämmerung hörte das Gewehrfeuer auf. Aber man sah, wie die Franzosen, die durch den Wald Zutug erhalten haben mußten, auf einem Umwege auf der andern Seite des Dorfes die Höhe zu erreichen suchten, um den Kaiserlichen den Rückzug abzuschneiden und sie gefangen zu nehmen.

Glücklicher Weise für die Kaiserlichen bemerkten diese die Absicht des Feindes, und in größter Eile, ihre Todten zurück lassend, eilten sie die Höhe hinan, erreichten diese noch zeitig und entgingen so, indem sie sich in eins der nach dem Rheine hinabziehenden Seitenthäler warfen, ungefährdet den Rhein. Als die Franzosen wahrnahmen, daß ihre Absicht vereitelt war, und die schnell herabsinkende Nacht die Verfolgung der Kaiserlichen unmöglich machte, zogen sie sich

auf die fenfentige Höhe zurück, ohne in das Dorf selbst an diesem Abende zu kommen. —

VII.

Eine Nacht und ein ihr folgender Tag voll Angst und Sorge ging den Bewohnern des Dorfes vorüber, ohne daß die Angst und Sorge gerechtfertigt worden wäre durch Ereignisse, wie sie in Aussicht gestanden.

Die Franzosen, welche umsonst die letzten Kaiserlichen gefangen zu nehmen getrachtet, hatten sich nach einer andern Seite hingezogen und es vergingen Wochen, ehe die ersten wälschen Gäste sich in dem Dorfe einfanden.

Engel war nach und nach von dem Schrecken jenes Abends genesen, welchen ihr das Gesicht Jakobs am Fenster verursacht. Daß es kein Spiel der Einbildungskraft gewesen, davon war sie lebhaft überzeugt, denn sie war weit davon entfernt, in jenem Augenblick an den Schrecklichen zu denken, der ihr Glück zertreten hatte. Dennoch war es ihr räthselhaft, weil keine Spur mehr auf ihn hindeutete, bis am Sonntage nachher die junge Försterin ihr mittheilte, was sich am Forsthaufe zugetragen; allein was lag Alles zwischen diesem Abende, da Engel das Gesicht gesehen und die Försterin den Korporal auf der Bank, und dem Tage, welcher dem Scharmüzel der Kaiserlichen und der Franzosen in den Wiesen oberhalb des Dorfes folgte? — —

Eben an dem Morgen jenes Tages, da Alles still und ruhig geblieben war, und man wußte, daß die Franzosen sich weiter gegen die Gebiete des Moselthales hingezogen hatten, trat der Mann, welcher Engels Feldarbeit verrichtete, so weit sie Mannesarbeit war, in Engels Stube und sagte, nachdem er gegrüßt, er halte dafür, daß es Zeit sei, für die Wässerung der Grummetwiesen im Brühl zu sorgen, und mit dem Namen „Brühl“ wurden die Wiesen bezeichnet, wo die Todesstätte Pauls war und wohin Engel nie wieder ihren Fuß gesetzt hatte.

Sie wußte, daß dem Manne ihre Arbeit getreulich anlag, und erkannte auch selbst das Richtige seiner Ansicht, deswegen sagte sie: Gehet in Gottes Namen und machet's gut.

Der Mann nahm das Wiesenbeil, damit man die Gräben in den Wiesen schneidet und den losgeschnittenen Rasen heraushebt, und ging in gemessenem Schritte die Straße hinauf, die nach dem „Brühl“ führte. Die Erden hatten noch ihre dunkle Belaubung und der Morgennebel lag noch über dem feuchten Wiesenrunde. Der Mann glaubte noch nicht die Canäle sehen zu können und nahm willig ein Gespräch mit dem Müller der nächsten Mühle auf, der ihm entgegenkam.

Wohin, Gottfried? fragte der Müller.

Gottfried gab die Absicht an und den Ort, wohin er zu gehen im Begriffe stehe.

Der Müller schüttelte sich. Hui! rief er, das Ausrufwort sehr dehnend, besonders das „i“ am Ende desselben — dahin ginge ich nicht für 100 Triersche Thaler.

Ei, warum denn, fragte Gottlieb erstaunt.

Weil dort, wo Lüttgers Wiese liegt und wo der arme Paul todgeschlagen wurde, die Kaiserlichen standen und die Franzosen tüchtig d'rauspufften. Da liegen gewiß noch ein paar todgeschossene Kaiserliche, und die möchte ich nicht finden, besonders nicht an dieser Stelle, die man ja seit Pauls Tod die Mordstelle und die Wiese, die Mordwiese nennt!

Wah! sagte Gottfried in großer Gemüthsruhe, die Todten beißen nicht. Geseht ich fände dort eine Leiche, so würde ich nicht voll „Alteweiberfurcht“, wie du, fliehen, sondern beim Schultheiß die Anzeige machen, daß der Todte ein christlich Grab erhielt. Mit diesen Worten ließ er den Müller stehen und trat vom Fahrwege in den Wiesenpfad. Der Müller aber ging, wie eine begossene

Rage seines Weges, dachte aber in seinem Herzen: Recht hat er, aber die Kuratsche ist nicht Jedermanns Ding. — Und mit diesem Gedanken machte er sich schnell aus den Reifern. —

Gottfried ging ruhig weiter.

Der Nebel zog sich, als die Sonne höher stieg, empor und ließ einen regnerischen Tag fürchten.

Jetzt war er an der Wiese, welche der Müller die Mordwiese genannt, und dachte, daß es wohlgethan sein möchte, die gewaltig dicken Büsche am Rande des Baches abzuhauen, da sie durch das Ueberhängen den Graswuchs am Rande des Baches, wo er am üppigsten zu sein pflegt, beeinträchtigen. Er bog eben um den Erlenbusch, an dem einst Pauls Leiche gelegen, da — fuhr er denn doch erschreckend zusammen! Gerade an der Stelle, wo er einst den Leichnam seines erschlagenen Kameraden und Freundes Paul hatte aufladen helfen auf die Bahre, war der Boden zerstampft, zerwühlt, und — da lag der Leichnam eines Kaiserlichen in einer Stellung, die es deutlich verrieth, daß der Mann einen schrecklichen Tod mußte gekämpft haben. Er hatte sich auf dem feuchten Lettenboden, der vom Grafe entblößten Wiese unzählige Male umhergewälzt, denn seine Uniform war dafür Zeuge; man sah Stellen, wo seine Finger im Boden abgezeichnet waren, wie er im entsetzlichen Schmerze hineingegriffen hatte; ja, als Gottfried ihn näher betrachtete, nachdem er den ersten Schrecken und die jedem Menschen natürliche Scheu überwunden, da sah er, wie der Todte in den krampfhaft geballten Fäusten große Büschel des eigenen Haupthaars hielt, die er sich selbst im Todeskampf ausgerissen hatte.

Das Gesicht war furchtbar verzerrt, und auch dadurch völlig unkenntlich, daß ihm eine feindliche Kugel die rechte Kinnlade völlig zerschmetterte hatte. Diese Wunde war zwar schrecklich, aber sie würde wohl doch schwerlich seinen Tod so schnell herbei geführt haben, wenn man sie hätte verbinden können, sondern die Blutlache, in welcher der erstarrte Leichnam lag, zeigte deutlich auf ihren Ursprung, — eine Kugel war ihm in den Unterleib gefahren. —

Aber welche Schmerzen mußte der Unglückliche ertragen, welchen Todeskampf gekämpft haben, ehe er seine Seele ausgehaucht hatte? — Es überlief Gottfried bei diesem Gedanken eiskalt und er schüttelte sich, wie der Müller aus abergläubischer Furcht sich geschüttelt hatte. Dennoch beugte er sich und drückte oder wollte vielmehr dem Gefallenen die schrecklichen, weitgeöffneten, starren, schwarzen Augen zudrücken, aber es war dieß Bemühen christlicher Barmherzigkeit umsonst. Schauernd wandte sich Gottfried ab und faltete seine Hände zu der Fürbitte: Herr, sei seiner Seele gnädig, um des Heilandes, Jesu Christi Willen! Amen. Darauf wandte er seinen Gang dem Dorfe zu, um dem Schultheiße, der nahe dem Ende des Dorfes wohnte, von der Seite, von welcher Gottfried kam, die Anzeige zu machen.

Der Schultheiß sagte: Also ist's doch wahr? Der Müller, das abergläubische, alte Weib, hat so Etwas geplaudert, ohne daß ich aber Etwas daraus nehmen konnte. Setze dich, Gottfried, daß ich ein kurzes Anzeigeprotokoll aufnehme, und dann bist du so gut und hilfst den Verunglückten in's Dorf tragen, daß wir ihn doch christlich beerdigen können. Was er aber bei sich hat, das muß ich auch zu Protokoll nehmen, um es abliefern zu können. Darum sollst du dabei sein und Alles bezeugen.

Nachdem das Anzeigeprotoköllchen aufgenommen und von Gottfried unterschrieben war, rief der Büttel die Gerichtsschöffen zusammen und beschied sechs Männer in der Frohnde.

Mit allen diesen Leuten ging der Schultheiß hinaus an die Stelle, wo der Leichnam lag. Es kam Alle ein Entsetzen an.

Einer aber, der früher ein täglicher Kartenspieler und Trinkgefelle von Jakob war, betrachtete ihn genauer. Trotzdem, daß das Gesicht viele Narben

wies, rief er aus: Das ist ja der Jakob aus dem Forsthaufe, der den Paul erschlagen hat.

Dies Wort fuhr wie ein Blitz durch die Glieder derer, die hier standen. Alle betrachteten, Alle erkannten ihn!

Des Herrn Arm ist nicht verkürzt, rief Gottfried aus. Ich will vergelten, mein ist die Rache, spricht der Herr!

Alle standen starr vor innerem Grauen und Entsetzen um die Leiche. Die Erkenntnis der unerforschlichen Gerichte Gottes zog erschütternd durch ihre Seelen. —

Wie wunderbar sind die Wege Gottes, sagte der Schultheiß. Nach jahrelanger Irrfahrt in der Welt führt ihn der Herr an die Stelle seines Verbrechens und gerade da, wo er den Unschuldigen ermordet hat, ereilt ihn der Tod nach einem furchtbaren Todeskampfe. Was mag er äußerlich und innerlich gelitten haben, ehe die Seele dahinfuhr, wo das Gericht ihn trifft? Gott sei seiner Seele gnädig und behüte jeden Christenmenschen vor Frevel und Sünde! Er zog seine Müze ab, und Alle thaten gleich also, und als sie stille für den armen Sünder gebetet, luden sie ihn auf eine mitgebrachte Leiter und trugen ihn langsam dem Dorfe zu und stellten ihn in dem untern Raume des Rathhauses nieder. Das ganze Dorf lief zusammen, als es bekannt wurde. Der Büttel unterfuchte seine Kleidung. Außer der Flinte, dem Seitengewehr und der Patronentasche hatte er Nichts bei sich, als eine Briefftasche, und in dieser auch Nichts weiter, als ein mit Bleistift eng beschriebenes Papier und den Stift, mit dem er geschrieben hatte, und unter dem Geschriebenen stand sein voller Name: Jakob Nietnagel. Den Namen las nur der Schultheiß und rief aus: Du hast Recht, Hannjosepp; er ist, hier steht sein Name!

Die Männer gingen nun mit dem Schultheißen in sein Haus, um das nöthige Protokoll aufnehmen zu können, und am Abend wurde der Mörder Pauls ohne Sang und Klang in der einsamen Ecke des Kirchhofs, wo die ausgegrabenen Todtengebeine bleichten, eingescharrt und Niemand ging mit ihm, als die Männer, die ihn auf der Todtenbahre trugen, der Büttel und der Todtengräber, der das Grab von ortsgewöhnlichen hatte graben müssen. Als der Schultheiß aber das Papier genauer ansah, da las er die Ueberschrift: „An Angelika Lüttger.“

Halt, sagte der ehrliche Bauersmann, das ist Nichts für mich und Nichts für Euch Ihr Gerichtschöppen! Das gehört unserer guten Engel. Es sei ferne, daß ich es lesen sollte! Da, Gottfried, hast du es. Bring' es ihr gleich, es wird wohl ein Sündenbekenntnis sein und eine Bitte um Vergebung und um ein Gebet. Grüße Engel von mir, und sag' ihr, daß ich es nicht gelesen, aber ich ließe sie bitten, sie solle vergeben und für den beten, der sie unglücklich gemacht!

Gottfried ging. Als er in Engels Stube trat, fand er sie in heißen Thränen. Sie hatte am Fenster gestanden, als sie ihn vorbei trugen. Auch sie hatte ihn erkannt und die Wunde im Herzen blutete wieder, wie einst. — Gottfried setzte sich zu ihr und erzählte ihr Alles, wie er es gefunden und erlebt. Als er von dem Todeskampfe redete zuckte Engel heftig zusammen und machte eine abwehrende Bewegung. Gottfried verstand sie und brach ab, aber was ihm der Schultheiß gesagt, das richtete er getreulich aus und legte das Papier auf den Tisch.

Gottfried sah ein, er mußte Engel ruhig werden lassen. Er saß stille da, und überließ sie ihren wogenden Gefühlen. Jeder Sturm, auch der im Herzen, hat seinen Verlauf, und dann legt er sich und es wird wieder stille, besonders in einem religiösen Herzen, wie das Engels war.

Gottfried, bat Engel, sei so gut und lies das, was in dem Papier steht. Es ist also an mich gerichtet?

Gottfried las die Ueberschrift als Antwort auf diese Frage, dann las er: „Was ich an Dir verschuldet, gute Engel, drückt mich zu Boden. Ich habe, verblendet von meiner Eifersucht, Paul erschlagen. — Dem Arme der Gerechtigkeit, wie sie von den Menschen geübt wird, bin ich entgangen, nicht dem

„Gewissen, nicht dem Alles vergeltenden Gotte. In der Welt bin ich herumgeirrt mit meiner Qual im Gewissen, unstät und flüchtig, wie Cain. — Ich wurde Soldat, weil ich meinem Glende entgehen und den Tod suchen wollte. Ich wurde verwundet, zerschossen, zerhauen, aber der Tod floh mich und meine Qual blieb, die tausendfache Qual der Hölle, denn wachend und im Traume sah ich Paul, wie er mit seinen Armen nach dem Kopfe griff, den ich, als er schlief, zum Tode getroffen; Dich, wie Du den Fluch über mich aussprachst. O, es war ein Leben, wie in der Hölle, das ich führte. Oft wollte ich zurück; hierher, um mich dem Gerichte zu überliefern und so den Tod zu leiden — aber dann widerstrebte die sündhaftige Menschennatur. Herr, vergieb mir! Da führte mich die Hand Gottes hierher, an die Stätte meiner Verbrechen. — Ich weiß es, Morgen falle ich, ich fühle es, mein Schicksal erfüllt sich. — Droben am Forsthaufe war ich, o, ich habe dort gerungen, wo ich auch treue Herzen betrog, und ihr Mörder wurde. Ich konnte sie nicht um Erbarmen, um Vergebung ansehen, sie waren nicht mehr da; aber Du warst noch da, Du, mit deinem milden Herzen! Vor Dir wollte ich nieder knien, und stehen: Nimm Deinen Fluch zurück! Erbarme Dich! Ich habe gebüßt, schrecklich gebüßt! Ich wartete die Nacht ab. Ich trat an Dein Fenster. — Ich sah Dich, o Du Engel voll Milde! Neue Hoffnung erwachte in meiner zerrütteten Seele. Da sahst Du mich, erkanntest mich. Der Schrecken, das Entsetzen in Deinen Jügen packte mich mit aller Macht. Der Kummer eines verlorenen, durch mich verlorenen Glückes, stand darin zu lesen. Da ergriff mich wieder alle Qual der Hölle. — Der Muth, um Vergebung zu flehen, war weg. — Ich fühlte, meine Sünde war größer, denn daß sie mir konnte vergeben werden. Ich floh, ich floh an der Stelle vorüber, wo Paul seine Seele unter meinen Mörderhänden aushauchte; ich floh zu dem Standquartier zurück. Engel, es steht klar vor meiner Seele, Morgen falle ich — vielleicht in Deiner Nähe. O ich flehe Dich an, ich flehe Dich an, nimm den Fluch zurück und vergieb mir, daß ich weniger belastet vor meinen Richter trete! Kannst Du, so bete für mich, der ich schon vor Gott stehen werde, wenn diese Zeilen in deine Hand kommen!
Jakob Rietnagel.“

Gottfried war so erschüttert, daß er kaum zu lesen vermochte. — Als er zu Ende war, und sich nach Engel umfah, lag sie auf ihren Knien. Ihre Hände waren vor der Brust gefaltet; ihr Auge war mit wunderbarem Ausdruck zum Himmel gerichtet und ihre Lippen hauchten das Gebet: Herr sei seiner Seele gnädig!

Von Hamburg über Cap Horn nach Boldivia, Valparaiso, Callao nach den Guanoinfeln.

Nach dem Tagebuche eines jungen braunschweig. Seemanns.

Von E. Heusinger.

Mit 68 Auswanderern und Passagieren, die ihr Glück in Böldivia und Valparaiso versuchen wollten, verließen wir Hamburg am 27. Oktober und erreichten nach einer besonders glücklichen Fahrt die Aequatorlinie schon in der letzten Woche des Novembers. — Es war Sonnabends acht Uhr Abends; alle Passagiere waren auf dem Verdeck, als sich plötzlich die Stimme des Abgeordneten Neptuns durch ein Sprachrohr aus dem Vortopp vernehmbar machte. Mit feierlicher Stimme kündigte er der Versammlung an, daß morgen bei guter Zeit sein Herr und Meister, der gewaltige Gott der Meere an Bord kommen und an allen denen, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts, welche die Sonnenlinie noch nicht passiert wären, den feierlichen Taufact vollziehen würde. Als er sich in höflicher Weise empfahl, bemerkte er schließlic, daß die Passagiere die feuerigen

Vorbotten des mächtigen Meeresgeistes schon sehen würden, falls sie sich nur nach dem Vordertheil des Schiffes bemühen wollten.

Alle begaben sich eiligst dahin und sahen zu ihrem nicht geringen Erstaunen, wie eine große Feuermasse von den Wellen auf und niedergeschaukelt wurde. Es war dies eine große Tonne, die mit allen möglichen brennbaren Stoffen gefüllt von einigen eingeweihten Marrosen angezündet und über Bord gesetzt worden war.

Der Sonntag war herangekommen, alle Einrichtungen getroffen um das bevorstehende Fest in geziemender Weise zu begeben. Jeder harrte gespannt der neunten Stunde entgegen, in welcher der alte Meergott erscheinen sollte. Da ertönten einige weithin schallende Horntöne als kämen sie von den voranziehenden Tritonen, und es dauerte nicht lange, so stieg er in aller ihm zu Gebot stehenden Würde, im Vordertheile des Schiffes über die Verchwanzung. Ihm folgten seine hohe Gemahlin, ein in Frauenkleidern steckender Matrose, sein Barbier und die zahlreiche Bedienung. Hierauf wurden der Gott und seine Gemahlin jedes auf eine Kanonenlavette, von der das Rohr abgenommen war, gesetzt und nach dem Quartierdeck zum Capitän gefahren, den er mit seinem guten Schiffe unter der Linie willkommen hieß. Nachdem er sowohl ihm als den Steuerleuten die Hand gereicht hatte, hielt er eine herzbrechende Rede an sämtliche Tauslinge, in der er am Schlusse bemerkte, daß sie bei ihrer ersten Taufe Bathengehenke erhalten hätten, daß aber am heutigen, für sie so hochwichtigen Tage der Fall ein anderer sei, indem sie für den ihnen vom erhabenen Meeresgeiste bis dahin verliehenen Schutz und die nun folgende Taufe, die Accidenz an ihn gebührender Weise zu entriüwen hätten. Zu diesem Zwecke sei der Barbier mit einer Mappe versehen, in welcher die gleich nach der Taufe zu zeichnenden freiwilligen Beiträge niedergelegt würden.

Darauf gab sich Neptun nebst Gesolge unter dem Jubel der versammelten Menge nach vorn, um das heilige Amt zu vollziehen. Sein Barbier bestrich den ersten Tausling mit Seife, welche der alte Meergott vom Grunde des Oceans mit heraufgebracht hatte — eine schwarze Masse von Kienruß und Fett — alsdann fragte er mit einem ungeheuren hölzernen Messer die größte Schmiere wieder ab. Wenn der zu Tausende von dieser Ceremonie absolvirt war, überschüttete ihn der Meergott mit einem Eimer Wasser und so folgte Einer nach dem Andern bis sie alle der Reihe nach durch waren; jeder Getaufte aber griff nach einem Gefäß, um den nach ihm Kommenden nach Herzenslust zu begießen. Als Alle die Feierlichkeit durchgemacht hatten, gab es ein wildes durcheinander Platzen, so daß das Wasser, da alle Spingäten, um das Abfließen des Wassers zu verhindern, zugestopft waren, 9 Zoll hoch auf dem Verdeck stand. — Mittag rückte heran; es kam die Zeit zum Aufnehmen der Höhe und zur Berichtigung des Logbuches, und der Capitain befahl, der Ceremonie ein Ende zu machen. Der Koch reichte jedem der Getauften etwas warmes, süßes Wasser, um das Gesicht vollends zu reinigen, dann wurden die triefenden Kleider gegen trockene gewechselt, und sobald die acht Glockenschläge ertönten, verfügten sich die verschiedenen Genossenschaften zum Mittagessen, dem heute eine Extraration Fleisch und eine dergleichen Rum und Zucker zum Glase Grog, zur Feier des Tages vom gemüthlichen Capitain hinzugefügt war.

Wir erreichten ohne irgend einen Unfall Cap Horn am 12. Januar und hatten die Küste so nah, daß einer der Passagiere eine hübsche Skizze davon entwerfen konnte. Das Feuerland konnten wir nicht so schnell umsegeln, als wir gehofft hatten; der Wind wurde ungünstig, so daß wir mehrere Tage mit Kreuzen hindringen mußten, während uns starke Schneegestöber so überschütteten, daß wir Stunden lang auf dem Verdeck schaukeln mußten. Die Leinen und Taue waren Morgens mit Eis überzogen, was uns viel zu schaffen machte und manchem Matrosen die Hände blutig ritzte, da mit Handschuhen nichts rechtes zu schaffen ist.

Sobald wir jedoch die Südwestküste von Amerika erreicht hatten, wurde der Wind günstig bis nach Valdivia, in dessen Bucht wir am 6. Februar vor Anker gingen. Hier wurden in den nächsten Tagen unsere Passagiere bei dem Flecken Carol an's Land gesetzt. Unter ihnen befanden sich zwei Brüder; der eine reiste in der ersten Cajüte, der andere im Zwischendeck. Der letztere hatte Preußen, als ein Bethelligter an den Märztagen, verlassen müssen und war nach längerem Aufenthalt in Belgien zu dem Entschlus gekommen, nach Chile auszuwandern. Der andere, der schon lange in Newyork ansässig gewesen war, hatte eine Niederlage in Valdivia begründet und zu diesem Zweck passliche Waaren in Hamburg eingekauft, um damit versuchsweise das Geschäft an der Südwestküste von Amerika zu beginnen. Sie erkannten sich erst in dem Augenblick, als der Zwischendecksbruder den andern bei dem Ausschiffen seiner Kisten und Waarenballen seine Hülfe anbot. Die Scene war ergreifend. Die Freude über dieses so unerwartete Wiedersehen ist schwer zu schildern. Aber wie es mir vorkam, war beiden Brüdern durch das Wiederfinden hier am Plage geholfen.

Die Küsten der Provinz Valdivia bieten einen wildromantischen Anblick dar. Hohe Felsen wechseln mit undurchdringlichem Urwald, in denen es von Vögeln mit dem schönsten Gefieder wimmelt. Hin und wieder sieht man auch dichte Gruppen wilder Aepfelbäume; die Früchte aber sind essigsauer und nicht genießbar. Diese wilden aber durch ihre Erhabenheit und den reichen Wechsel so schönen Gegenden, trifft man nur unter diesen Breiten von Südamerika an. Höher hinauf bleiben die Küsten zwar felsig; aber wo die Einschnitte von Valdivia die schönsten Baumgruppen zeigen, gewahrt man dort nichts wie Dornestrüpp und einige magere Cactusarten zwischen gelbem Flugsand.

Da es den Anschein hatte, als würden wir nicht länger vor'Anker bleiben, als der Transport der den Passagieren gehörenden Effecten und Güter nach dem vier Stunden in der Bucht weiter hinauf liegenden Valdivia und die Einnahme von Ballast erforderlich machte, nahm ich mit einem meiner Tischgenossenschaft Urlaub, um einen Blick in den unserem Ankerplatz gegenüberliegenden Flecken Carol zu werfen.

Der Ort zieht sich amphitheatralisch die Anhöhe hinan, die rechts und links bis dicht an die letzten Häuser mit dichtem Urwald bedeckt ist. Blühende Schlingpflanzen ziehen sich von einem Stamme zum andern; lange Moosbärte und Flechtentege hängen von den Ästen herab, und weicher, grüner Rasen, der den Boden bedeckt, dient Schaaren eben so mannigfaltiger als prächtiger Käfer zum Tummelplatz. Ein wunderbares Säuseln tönt fortwährend durch diese noch unangetastete Wildniß; es rührt nicht vom Winde her, denn die Zweige rühren sich bei stillem Wetter ja nicht, sondern von Myriaden glänzender Schmetterlinge und kleiner Vögel, welche ungestört von Menschen und Thieren aus den duftenden Blütenkelchen, von den Früchten u. d. viele von der Rinde der Bäume ihre Nahrung haben. — Hin und wieder trifft man auch die angefangene Niederlassung deutscher Colonisten an, die, sobald die ersten schweren Jahre vorüber sind, sich anscheinend gemüthlich fühlen. Es fehlt ihnen zum angenehmen Leben, bei bescheidenen Wünschen — wie sie sagen — nur die deutsche Intelligenz und deutsche Sitte, und es werden noch manche Jahre darüber hingehen, ehe die deutschen Ansiedelungen zwischen Carol und Valdivia und darüber hinaus, so zahlreich geworden sind, daß sie durch sich selbst, das was sie jetzt vermissen, herstellen können. Das erste Erwerbsmittel zu dem sie greifen, ist der Handel mit Möbel- und Bauholz, wozu ihnen die Ausrodungen auf dem angekauften Terrain eine gute Veranlassung geben. Ich habe fast alle Farben bei den von ihnen zur Ausfuhr zubereiteten Blöcken gefunden, gelb, rosenroth, braun, bis zum tiefsten Schwarz. Sie nehmen die feinste Politur an, sind aber fast alle, bis auf eine feine Cederart, die wie das Rosenholz einen angenehmen Geruch hat, sehr hart, und verlangen besonders gute Werkzeuge zur Bearbeitung. Ein Herr Schulze aus Braunschweig, der in Valdivia wohnt, hat eine Dampfsgemühle

angelegt, die sehr gute Geschäfte macht, indem sie die starken Blöcke in dicke Bohlen schneidet, wodurch sie zum Transport. d. h. zum Ein- und Ausladen bei der Verschiffung geeigneter sind.

Die Straßen des unansehnlichen schmutzigen Orts führen bergauf und bergab und sind mitunter so steil, daß man bei Regenwetter Gefahr läuft hinabzurutschen, wenn man nicht die Hände zu Hülfe nimmt. Es ist zu bewundern, wie man an einzelnen Stellen den Häusern, — wenn die hölzernen einstöckigen Barracken diesen Namen verdienen, — Halt gegen die stürmische Jahreszeit leben kann, so daß sie nicht den Berg hinabgeweht oder vom Regen hinuntergespült werden. Die vielen halb- und ganz nackten Kinder, die sich in den durch das Regenwasser gebildeten Lachen wie Frösche nach anhaltender Dürre umhertummelten, waren nicht geeignet, uns zu einer durchgängigen Besichtigung des Restes zu veranlassen. Wir hatten von einer der Anhöhen eine Art öffentlichen Platzes zu unsern Füßen bemerkt und kletterten nicht ohne Mühe hinunter, in der Hoffnung, dort auf interessante Gegenstände zu stoßen, zumal der Ton eines musikalischen Instrumentes an unser lauschendes Ohr schlug.

Endlich hatten wir das Haus erreicht, aus dem die Guitarrentöne erschallten. Es war einer der hier zu Lande üblichen Tanzböden, so dürrig von außen anzusehen, daß uns auch hier wieder zum Näherreten fast die Luft verging. Es war eine aus ungehobelten Brettern zusammengesetzte Bude; die weiten Spalten in den Wänden gestatteten der frischen Luft überall freien Zutritt. Fenster waren nicht vorhanden, statt ihrer dienten lockere, durchbrochene Läden, die vom Wetter abwärts weit offen standen. Die gleich darauf so anlockend beginnenden Töne der Castagnetten und eines Tamburins verlockten uns endlich, einen Blick in das Innere des leichtfertig erbauten Salons zu werfen. Und es gereuete uns nicht. Einige mit Matten bedeckte Bänke standen längs der Wände; der Spielmann, welcher mit gewaltigen Griffen eine große Mandoline handhabte, saß hinter einem Tische, auf dem große Stücke Salzfleisch und Schiffszwieback standen, mit denen einige unserer Matrosen augenscheinlich die Gesellschaft regäliren wollten. Es waren vier rüstige Bursche, die schmucksten Gefellen unserer Schiffsmannschaft, die uns zwar bei unserm Eintritt freundlich begrüßten, gleich darauf aber wieder einem war zigeunerartig aussehenden aber übrigens ganz hübschen spanischen Mädchenpaare, die einen Fandago aufführten, ihre Blicke zuwandten; ihre Augen schienen wie gebannt an den zierlichen Füßchen und an den idealen Bewegungen der Arme zu haften, mit denen sie dem Tanz und dessen Touren die höhere Wirkung verliehen. Endlich war der Tanz zu Ende, die Tänzerinnen sanken erschöpft auf eine der Bänke; unsere lustigen Matrosen aber, zwei davon aus guten Familien des nördlichen Deutschlands, beieferten sich jetzt mit einer Artigkeit, die ihnen im feinsten Ballsaale des fernen Vaterlandes zur Ehre gereicht haben würde, den harten Schiffszwieback und das in zarte Scheiben geschnittene Salzfleisch zu präsentiren.

Meine Freude aber bemerkten so schnell wie ich selbst, daß es doch eigentlich noch am Besten fehlte, an einem passenden Getränk; und so eilte einer meiner Genossen in eine benachbarte Bude, wo dergleichen zu haben war, und brachte einige Flaschen Chica, einen geistigen Obstwein, herbei, von dem die Damen mit wahrer Lust einige Gläser mit uns leerten. Mit lusternen Blicken verweilte unterdessen der alte, grauhaarige Spielmann und einige in den Winkeln kauernde Kinder auf der herrlichen, von den Damen sehr appetitlich eingenommenen Erfrischung; man sah ihm die Sehnsucht an, mit der er jedem von den jungen Mädchen hingeworfenen neuen Stückchen folgte; da wurde einer von den zuerst Anwesenden der Schiffsgesellschaft gewahr, was in dem Gemüthe des Alten vorging. Rasch ging er zu der an der Wand hängenden Provianttasche, holte ein ganzes Rationstück Fleisch und eine Handvoll Zwieback heraus und bedeutete gastfultirend dem Orchester, die Mahlzeit mit den hungrigen Kindern zu theilen. Jetzt war der Freude und des Dankes kein Ende, und wir hörten noch lange

das lustige Klappern der Castagnetten, als wir die schlüpfrigen Stufen zum Landungsplatze nach unserem Boote hinabstolperten. —

Auf dem äußersten Vorsprunge der kleinen Bucht, an welche Caral erbauet ist, liegt ein kleines, sehr verwahrlostes Fort. Die Bastionen sind hin und wieder eingestürzt und obgleich noch einige eiserne, lange Kanonen ihre Mündungen aus den Schießscharten blicken lassen, dürften sie doch wenig geeignet sein, das wohlgerichtete Feuer eines Kriegsschiffes nachdrücklich zu erwiedern. Das Werk rührt aus dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts und ist nach einer über dem Thore befindlichen Inschrift von Don Manuele Pereira erbaut.

Eine nicht weit davon gelegene Caserne und das Haus des Hafencapitäns sind die einzigen von Stein aufgeführten Gebäude. Alle übrigen bis auf ein im Bau begriffenes Waarenlager sind einstöckig, von leichtem Fachwerk, manche nur mit Dielen beschlagen. Ohne die an den besseren derselben angebrachten, mitunter recht lieblichen Veranden, würden sie keinen andern Eindruck machen als die ersten Blochhäuser der Colonisten.

Am andern Tage fuhr der Capitain mit einem Segelboote nach Valdivia. Ich hätte die Parthie gerne mitgemacht, aber der Wachtdienst verhinderte mich, um Urlaub zu bitten. Bei der Rückkehr erzählten mir meine Westmaten, daß ich nicht viel verloren hätte. Die sogenannte Stadt Valdivia sei zwar etwas größer, aber im Ganzen ein ebenso trauriges Nest als Caral. Diese Expedition hatte dem Capitain einen seiner besten Matrosen gekostet. Er war ein fixer Bursche, der schon auf der Reise eine Liebchaft mit der hübschen Tochter eines Auswanderers angeknüpft hatte, womit die Eltern um so mehr einverstanden waren, als der kräftige junge Mann beim Urbarmachen wohl zu gebrauchen war. Es kam nur auf die Gelegenheit an, vom Schiffe zu entweichen, und diese hatte sich auf dieser Fahrt ergeben, zu der er vom nichtsahnenden Capitain selbst aufgefordert wurde. Er hatte auf seine Rückkunft vergeblich gewartet, fast bis zum Abend. Aber Wilhelm Müller aus Burtshude blieb verschwunden, wir haben ihn nicht wieder gesehen.

Am 12. Februar gingen wir unter Segel und erreichten Valparaiso nach einer viertägigen Fahrt. Diese Stadt ist eine der bedeutendsten Handelsstädte auf der Westküste von Südamerika. Obgleich es an einem Sonntag Nachmittag war, als wir vor Anker gingen, herrschte doch ein ungemein reges Leben auf dem großen Marktplatze, der zugleich der Landungsplatz für die Boote der hier sehr zahlreich liegenden Schiffe ist, ein Vortheil, den nur die wenigsten transatlantischen Hafensplätze dem Seehandel bieten. Hier halten die Fiakres und die zu vermeidenden Reitpferde, deren feurigen Augen man es anseht, daß sie von andalusischer Abstammung sind. Die kostbarsten Früchte, Fische, Wildpret aller Art sind hier zum Verkauf ausgestellt, ambulante Küchen für Faseolensuppe und Makaroni, Puppentheater, Drehorgeln, die meist von Deutschen und Franzosen gehandhabt werden, sieht man an allen Ecken.

Zwei schöne breite Straßen führen rechts und links von dem großen Plage in das Innere der Stadt, die mit schönen, durch hübsche Balcons gezierter, massiv erbaute Häuser besetzt sind. Diese werden wieder von einigen andern nicht minder breiten Straßen durchschnitten, von denen zwei bei dem Einmünden auf die beiden ersten kleine Rondele bilden, denen Springbrunnen mit dem klarsten kühlen Wasser zur hohen Zierde gereichen. Die oberen Stadttheile sind weniger hübsch, weil Valparaiso, so wie die meisten Küstenstädte des südlichen Amerika, an einem Gebirgsufer terrassenartig hinaufgebaut ist.

Einige von uns benutzten das schöne Wetter, welches den Sonntag zu einem doppelt genussreichen Tage machte, um von dem Leben am Lande etwas kennen zu lernen.

Die spanischen Sitten sind fast verdrängt durch die von den Engländern und Deutschen, die sehr zahlreich in Valparaiso vertreten sind, eingeführte vaterländische Lebensweise. So sind auch die Sonntagsvergnügungen dieselben wie bei

uns. Die vornehme Welt fährt und reitet nach den in einiger Entfernung von der Stadt angelegten Lustorten, wo, wie bei uns, Thee, Kaffee und Wein getrunken, Kegel und Billard gespielt, und wenn sich die Gesellschaft dazu findet, von den Deutschen gelegentlich ein Tänzchen gemacht wird. Sähe man dann nicht ringsum statt unseres norddeutschen graublauen Himmels die prachtvolle süßliche Natur im Schimmer des klarsten Sonnenlichtes und die so vielfarbig umherwandelnden Gesichter, man würde glauben sich auf einem heimathlichen Tanzsaale zu befinden. Der Kleinbürger und der eingewanderte Handwerksmann, macht es in seiner Art ebenso, in den für ihn passenden Vorstadtlokalen, wohin er sich mit der ganzen Familie begiebt, deren einzelnen Mitgliedern, gerade wie bei uns, die Proviantbeutel zu tragen obliegt, da es in den von Engländern oder Deutschen gehaltenen Restaurationen Sonntags etwas theuer leben ist, wenn man eine vollständige Mahlzeit einnehmen will. Wir haben uns einige Male an Sauerkraut und gepökeltem Fleisch wohl sein lassen — ein ächt deutsches Gericht, welches besonders gut von einem Bremer Speisewirth bereitet wurde. Es giebt auch deutsche Brauereien in Valparaiso, die gute Geschäfte mit Lagerbier — bairischem Bier machen, weil Deutsche wie Engländer, denen das eingeführte Porterbier zu theuer erscheint, ihre stehenden Gesellschaften dort halten.

Es kommt, wie gesagt, in den unteren Stadttheilen außer den Händlern und Köchen nicht viel spanisches Leben mehr zum Vorschein; und die Eingebornen sagen selbst, daß es jetzt viel fröhlicher bei ihnen hergehe, als zur Zeit wie die Ausländer unter spanischer Herrschaft eben nur geduldet wurden, und hohe Abgaben zahlen mußten.

Man sieht in Valparaiso alle handeltreibenden Nationen außer Türken. Zu jeder Zeit liegen englische, französische und amerikanische Kriegsschiffe hier auf Station. Die Offiziere geben oft glänzende Feste an Bord ihrer Schiffe, und es wird überhaupt, sowohl von diesen als von den Mannschaften, viel Geld in Umlauf gesetzt. Das meiste Leben bringt jedoch der Handel, der, wie in allen bedeutenden Seestädten von Südamerika, auch in Valparaiso zum größeren Theil in den Händen der Engländer ist, obgleich nicht zu verkennen, daß auch die Deutschen sehr rührig dort sind.

Die drei Wochen, die wir dem täglichen fröhlichen Leben so nahe gegenüber vor Anker lagen, gingen schnell vorüber. Unsere ganze Arbeit bestand während der Zeit darin, 24,000 Mauersteine zu löschen, die wir theils als Waare, theils als Ballast für die in Caral und Valdivia ausgefetzten Emigranten hierher gebracht hatten, wieder neuen Ballast dafür einzunehmen und das Lauwerk nachzusehen. Am 10. März gingen wir in See und erreichten mit sehr schönem Wetter, wie es um diese Jahreszeit jenen Breiten eigen ist, am 20. März Callao.

Hier wurden wir allererst gewahr, welche schöne Ladung wir nach Europa einnehmen sollten, nämlich — den in allen Beziehungen so höchst unangenehmen und so übelriechenden Guano. Zu diesem Zweck hatte der Capitain Legitimationspapiere zum Empfange des Guano bei den Behörden nachzusehen, und was besonders wichtig war, eine Menge Wasser, nicht allein für einen möglichst langen Aufenthalt des Schiffes selbst, an jenen bei dem Seemann so übel berufenen Felsenilanden, sondern auch für die Malayen, Chinesen und Verbrecher, welche die ekele Arbeit des Guanoscharrens, die ersten für Lohn, die letzten als Strafe verrichten, an Bord zu nehmen. Da es auf diesen trockenen Eilanden, wo das Auge keinen Halm, keinen Strauch, geschweige denn irgend ein baumartiges Gewächs erblickt, weder regnet noch thaut, folglich kein süßes Wasser aufgefangen werden kann, so wird es jedem Capitain, der Guano laden will, in Callao zur Pflicht gemacht, Wasser für die unglücklichen Arbeiter mitzunehmen. Es ist dies eine Abgabe, die am Preise des Guano wieder abgeschrieben wird. Das war nun freilich kein angenehmes Stück Arbeit, welches uns bevorstand. Indessen wie der Seemann über manches hinweg kommt, was

ihm, zumal bei einer sogenannten feinen Erziehung, nicht angenehm erscheint, so hoffte ich auch das Einladen des modernen Düngmittels zu übersehen. Außerdem war es etwas Neues; um die Welt mit ihren Wundern und Merkwürdigkeiten kennen zu lernen, hatte ich mich der Seemannskunst gewidmet. Ich dachte von jetzt an nur an Pelikane und Pinguine, an Malayen und Chinesen, und ließ mein „oh — hio“ beim Aufziehen der Wasserkäffer um so lustiger erschallen, je mehr meine Kameraden darüber brummten, sich auch um das Wasser für das verlaufene Gesindel auf den Felseninseln quälen zu müssen.

Am 23. März lichteten wir die Anker und erreichten unter einem so klaren, blauen Himmel, wie wir ihn bis dahin noch nicht gesehen, Pisco am 28. des ebenen Monats. Dort residirt ein Regierungsbeamter, welcher die Verabfolgung des Guano auf den in der Entfernung weniger Meilen gegenüberliegenden Inseln leitet und die Anzahl mit Wasser gefüllter Fässer zu Buch trägt, welche an deren stets sehnsüchtig darauf harrende Bewohner abgegeben werden sollen. Pisco selbst empfängt das nöthige Wasser aus Leitungen, welche das unentbehrliche Bedürfnis zur Zeit der Trockenis nur spärlich aus dem Gebirge zuführt, weshalb man in neuerer Zeit den Schiffen, die Guano laden wollen, die Auflage gemacht hat.

Nachdem die in Callao erhaltenen Papiere umgeschrieben waren, legten wir am nächsten Tage an einem der grauen, von fern schon durch einen starken Geruch sich bemerkbar machenden Eilande vor Anker. Es waren eine Menge Schiffe, unter ihnen viele deutsche, hier versammelt, die auf Ladung warteten, und der Kapitän wurde beduht, daß leicht sechs Wochen darüber hingehen könnten, ehe die Reihe an ihn käme. Indessen wurde gestattet, einstmehlen für den ausgeworfenen Ballast so viel von dem häßlichen Stoff einzunehmen, daß das Schiff seine Lage halten konnte, und lebte der Kapitän nach der mit einigen ihm befreundeten Landleuten genommenen Rücksprache der Hoffnung, einige Wochen früher zum Zwecke zu kommen.

Da auf den elenden schattenlosen Inseln keine Freude zu holen war, statteten wir gewöhnlich Sonntags den benachbarten Schiffen Besuche ab, wo nach dem Essen beim Klang einer Harmonika, einer Geige, Flöte und Trommel getanzt wurde. Oder wir fuhren zum Fischfange aus, zu dem ganze Züge von Heringen und Makrelen die schönste Gelegenheit gaben. Fische sind das einzige Gut, was an diesen Küsten zu haben ist; deshalb sind aber auch darauf Jagd machende Haifische sehr häufig in diesem Gewässer; auch kommen Seehunde und Seelöwen vor, auf welche zur Veränderung auch einmal ein Trieb gemacht wurde, in dessen gelang es während der ganzen Zeit nur zwei dieser scheuen, aber wenn sie verwundet sind, gefährlichen Thiere zu erlegen.

Pinguine und eine Art großer Vögel, die dem Albatros nicht unähnlich sind, mehre Gattungen Fischreiher, zahllose Taucher, umschwärmen die Inseln; ihr Fleisch ist jedoch nicht genießbar, und da eben von diesen Vögeln der Guano herrühren soll, dürfen sie jetzt nicht mehr geschossen werden.

Die Makrelen werden nicht mit einzelnen Angeln gefangen, sondern es werden dieser vier von gehöriger Stärke, mit den Haken nach auswärts, an denen ein Köder befestigt ist, um ein fingerdickes und eben so langes Stück Blei gebunden und vermittelst einer langen Schnur unter einen Schwarm der ununterbrochen vorüberziehenden Fische geworfen, worauf man gewöhnlich schon nach wenigen Minuten beim Zurückziehen zwei bis drei daran zappeln sieht.

War auch der Fischfang der einzige Zeitvertreib, auf den wir in müßigen Stunden beschränkt waren, so gewährte doch die dabei vorkommende Abwechslung großes Vergnügen. Es ereignete sich mitunter, daß einer der gestieberten Fischfänger, die sich in ihren Versuchen, Beute zu machen, nicht stören ließen, nach dem an der Angel schwebenden Fische beim Aufziehen schnappten und daran hängen bleibend trotz aller Fluchtversuche mit in das Boot gezogen wurde, wobei das von dem Gefangenen erhobene fürchterliche Geschrei die Kameraden oft

in so dicken Haufen herbeizog, daß man sich ihrer, wenn sie groß waren, selbst durch Schläge mit dem Bootshaken nicht anders entledigen konnte, als bis man den Gefangenen frei gab. Dies verursachte, besonders dann, wenn der Haken nicht bald aus dem Schnabel gelöst werden konnte, manche drollige Scene; besonders an einem Tage, wo ein Leichtmatrose, der mit diesen Seejagden noch nicht sehr vertraut war, fast auf einem dieser Albatrosse reitend über Bord kam. Auch ein ziemlich großer Hai wurde vom Schiff aus an einer schweren Angel gefangen. Er war so unbändig, daß er, zwischen dem Wasser und der Schiffschwanz schwebend, mit einem Beile auf den Kopf so lange gehämmert werden mußte, bis er erschöpft war. Da man dem grimmigen Raubthiere aber noch nicht recht traute, wurde noch ein Musketendonner mit einer Handvoll Blei auf ihn abgefeuert, worauf er dann glücklich verendete. Die Leber des Fisches war, nach mehrmaliger Abwässerung, gekocht, obgleich ein wenig nach Thran schmeckend, mit einer Sauce von Essig, Zwiebeln und Pfeffer ganz gut zu essen.

Da unser Aufenthalt schon in die vierte Woche ging, holte der Kapitän eines Tages ein kleines Schwein und einen Hammel nebst frischem Gemüse von Bischo herüber. Das war eine lang ersehnte Veränderung! Statt des immerwährend gefalgten Rindfleisches, welches wir seit Valparaiso gehabt und wodurch bei dem heißen Wetter der Durst sich so bedeutend vermehrte, wurde der Magen wieder einmal durch eine kräftige Suppe gestärkt, und man kann es dem Seemann, der gewiß kein Kostverächter ist, nicht verargen, wenn ein kräftiges Essen bei ihm ein Ereigniß ist, wie einem lange vagirenden Handwerksgefallen, wenn ihm beim gelegentlichen Durchziehen eines Dorfes das Sattessen auf einer Bauernhochzeit einmal gestattet wird.

Endlich war zu aller Freude der Tag bestimmt, an dem wir zum Einladen kommen sollten. Es war jedenfalls besser die schmutzige Arbeit hinter sich zu haben, als fortwährend an den Staub zu denken, der uns zu verschlucken vorbehalten war. Die Räume waren sämmtlich geklärt, das Privatmagazin aber sowie die Kajüte und die Matrosenwohnung wurde bestmöglichst gegen das Eindringen des Guanostaubes verwahrt und wir waren am letzten Nachmittage damit beschäftigt gewesen, an der Raa des Hauptmastes einige Klöben zu Flaschenzügen anzubringen, als in der Ferne ein von Bischo kommendes Fahrzeug auftauchte, welches, sobald es nahe genug heran war, die amerikanische Flagge aufzog. Es war eins jener scharf auf den Kiel gebauten schmucken Barkschiffe, dessen straffe Takelung und etwas schräg stehende Masten erkennen ließen, daß es einer von den Schnellseglern war, in deren Baue es die Yankee's in der Neuzeit zu einer so großen Fertigkeit gebracht haben.

Als das Schiff nahe genug war, um eine Uebersicht vom Verdeck zu gewinnen, konnte man an den langen Zöpfen und den buntfarbigen Gewändern der vielen darauf umherwandellenden Menschen erkennen, daß die meisten derselben Chinesen waren. Da die Arbeit gethan war, sammelte sich unsere Mannschaft auf dem Deck, um sich die angekommenen Fremdlinge mit Ruhe zu betrachten. Auch die Chinesen schienen einiges Interesse an uns zu finden, denn sie kamen in dichten Haufen nach oben, bis es ihrer etwa 80—90 sein mochten, die aus ihren schlauen kleingeschliffnen Augen neugierig zu uns herüber blickten.

Blötzlich verursachte ein vom amerikanischen Kapitän oder von dessen Steuermann ausgehendes Zeichen eine unruhige Bewegung in der jenseitigen Versammlung. Gleich darauf klang des Bootsmanns Pfeife zum Niederlassen der Schaluppe und die Passagiere griffen nach ihren Bündeln und Kisten, die, wie man jetzt bemerkte, in verschiedenen Abtheilungen, wie zum Auschiffen geordnet, umherstanden.

Auffallend war es, daß das Schiff nicht vor Anker gegangen war, sondern nur beilegt hatte; da sich jedoch kaum ein Lüftchen rührte, brachte man, wie es sogar vom Kapitän geschah, das seltsame Verfahren mit einer Laune des Amerikaners in Verbindung, wie man sie schon mehrfach beobachtet hatte, wo es einem

Danke darauf ankam, von seiner seemannischen Gewandtheit oder Sicherheit eine Probe zu geben.

Die Auserschiffung der gelben Söhne des himmlischen Reiches wurde durch die Schaluppe und zwei kleinere Boote mit überraschender Schnelligkeit bewerkstelligt. Unter den Letzten, welche das Schiff verließen, waren zwei schon etwas ältere Männer, welche, der Kleidung nach zu urtheilen, unter der übrigen Gesellschaft einen etwas höheren Rang einzunehmen schienen. Sie sprachen sehr lebhaft mit dem Kapitän, welcher zuletzt jedem die Hand drückte und zu wiederholten Malen mit dem Kopf nickte. Dann stiegen sie, vom Steuermann gefolgt, in das sie erwartende Boot, um ihren Gefährten zu folgen, die schon am Fuße des sich nach der Spitze des Felsens windenden schmalen Pfades versammelt waren.

Sobald die Schaluppe die letzte Ladung abgesetzt hatte, erschienen auf der Höhe einige Männer, welche dem Steuermann durch Winken ein Zeichen machten heraufzukommen. Da huckten sie auf Geheiß des Steuermannes ihre Habseligkeiten auf, die nur bei den Wenigsten von einer Bedeutung zu sein schienen, und der Zug setzte sich zu zwei und drei Mann in Bewegung, da der schmale Pfad deren nicht mehr fassen konnte. Als sie die Höhe erreicht hatten, warfen sie noch einen Blick auf das von ihnen verlassene Schiff und gleich darauf waren sie hinter dem Felsen verschwunden, unter dessen Ueberhänge die elenden hölzernen Baracken liegen, welche den Arbeitern, den Verbrechern, die von der Küste herüberschickt werden, und den Aufsehern zur Wohnung dienen.

Es mochte etwa eine Stunde verflossen sein, als der Steuermann wieder herabkam und nach seinem Boote rief. Die beiden Matrosen darin legten sich in die Kuber und wie ein Vogel schoß es durch das ruhige Meer nach dem Schiffe hin.

Raum war er auf dem Verdeck angelangt und das Boot aufgehört, da erschauete des Bootsmannes Pfeife wieder. Aber wie groß war unser aller Erstaunen, als der Amerikaner, statt jetzt von seinem Dünkel abzulassen, wofür wir sein Beilegen anfänglich gehalten hatten, statt endlich die Segel einzunehmen und nach Seemannsgebrauch auf der Station vor Anker zu gehen, vom Lande ab hielt. Die nur wenig aufgeholten Segel faßten die günstige Brause auf, die mit dem Niedergehen der Sonne gekommen war, und unter Beisehung des letzten Stückchens Linnens zur Seite und auf den Topps, flog das schmutze Barkschiff wie ein gesporntes Ross gen Süden.

Vergebens zerbrachen wir uns bei unserem Nachtgrog die Köpfe, was das seltsame Manöver des Dankeeschiffes zu bedeuten haben möchte. Der eine rieth auf diese, der andere auf jene Ursache. Endlich kamen wir darin überein, daß der Amerikaner, wie alle seine echten Landsleute, eingedenk des Wahlspruches gehandelt habe „time is money!“ (Zeit ist Geld). Nur der Kapitän schüttelte etwas bedencklich den Kopf, als er Abends in der zweiten Woche seine gewöhnliche Promenade machte und mit dem Steuermann die Sache noch einmal besprach.

Raum war am nächsten Morgen die Sonne herauf, als wir uns zum Beginnen des unangenehmen Tagewerkes anschickten. Die Leute, welche zur Leitung der Arbeit beordert waren, gewährten in ihren Theerjacken und Hosen, an denen alle Oeffnungen fest zugebunden waren, mit den von Tüchern eng eingehüllten Köpfen, welche kaum die Augen durchblicken ließen, das vollständige Bild verkappter Waldmenschen. Als der einzige auf dem Schiffe, welcher der spanischen Sprache etwas mächtig war, wurde mir der Auftrag zu Theil, auf den Felsen hinaufzugehen, um das Nöthige wegen der zur Arbeit erforderlichen Malayen u. s. w. zu arrangiren und über die Ladung selbst so lange die Controle zu führen, bis mich der Steuermann um Mittag ablösen würde.

Raum hatte ich den Hof oder die Einfriedigung erreicht, wo Aufseher und Arbeiter, die einen nicht um ein Großes besser daran als die anderen, für schlechten Lohn oder zur Strafe ihr trauriges Leben hinschleppen, als sich mir ein

Anblick darbot, den ich lange nicht vergessen werde. Da standen und lagen die gestern an's Land gebrachten Chinesen in herzzerreißenden Stellungen. Einige rissen sich an den langen Zöpfen, bis das Haar wild über den Vorkopf und die Schulter fiel und den an sich nicht schönen, jetzt von Schmerz und Jammer gräßlich entstellten Gesichtern einen schreckeinsößenden Ausdruck verlieh. Andere zerrissen die Kleider, indem sie mit drohenden Geberden auf die beiden Männer loschrien, welche die Anführer der Chinesen zu sein schienen. Wieder andere traten mit den Füßen die mit dickem Reis angefüllten Schüsseln zur Seite, die man ihnen zum Frühstück vorgesetzt hatte, welches augenblicklich durch einige Hiebe von Seiten der Aufseher und Soldaten gerügt wurde. Es war ein Auftritt des Schreckens und der Verwirrung, wie man ihn vielleicht schwerlich jemals in einem Zucht- oder Irrenhause zu sehen bekommt. Am meisten dauerten mich einige junge Frauen, die nah an einander gekauert sich umfaßt hielten und stumm, aber mit thränenstarken Augen vor sich hinsahen, ohne den von einigen jungen Malaien, deren Sprache den Chinesen verständlich ist, an sie gerichteten Trostworten die geringste Aufmerksamkeit zu schenken.

Nicht ohne Mühe konnte ich endlich so viel herausbringen, daß der amerikanische Kapitän diese armen Leute in Hong-Kong für gute Bezahlung an Bord genommen, um sie ihrem Wunsch gemäß nach Californien zu bringen. Schon während der Reise hatten sie wegen schlechter Kost und übler Behandlung viel Noth ausstehen müssen, so daß sie sich endlich zu der Drohung veranlaßt sahen, den Kapitän und den Stewart über Bord zu werfen, wenn die Sachen nicht anders würden.

Da waren die beiden Herren in der letzten Zeit etwas geschmeidiger geworden, — ob aus Furcht um ihr Leben, oder weil die Ausführung eines wahrscheinlich gleich anfänglich gemachten Planes, das Passagegeld doppelt an den Emigranten zu verdienen, am Ende noch scheitern möchte — lasse ich dahin gestellt sein. Genug, der Amerikaner hatte ihnen in den letzten Tagen, im Einverständnis mit dem Schiffszimmermann, vorgespiegelt, daß das Schiff einer Reparatur bedürfe und sie, um den Arbeiten nicht im Wege zu sein, ein oder zwei Tage am Lande zubringen müßten. Die armen Chinesen gingen in die Falle. Sie waren schon in Bisco als Lohnarbeiter an den Gouverneur verkauft, selbstverständlich als geschähe es im vollen Einverständnis mit den Passagieren.

Es wurde nun zwar sofort auf die von mir bei unserem Kapitän gemachte Anzeige die in den dortigen Gewässern kreuzende englische Kriegsbrigg durch ein leeres noch auf Ladung wartendes Schiff von dem Vorfalle in Kenntniß gesetzt und jenes hatte, wie wir später erfuhren, auch Jagd auf den amerikanischen Seelenverkäufer gemacht, aber von dem Erfolg haben wir nichts vernommen, da wir schon am nächsten Tage nach England unter Segel gingen.

Unter allen Ladungen, welche ein Schiff nach Europa als Rückfracht einnimmt, bleibt Guano die unangenehmste. Denn abgesehen von seinem durchdringenden Geruch, welcher sich in dem Maße steigert, als die Bewegungen des Fahrzeuges stärker werden, bringt er, vermöge seiner mehrlartigen Feinheit, durch den kleinsten Ris, selbst in die Speisebehälter, wenn diese nicht mit der größten Sorgfalt verwahrt sind.

Sobald die Quantität, welche von allen Theilen der Insel auf Karren und in Säcken zusammengebracht war, zur Ladung genügend erschien, lichtete unser Schiff den Anker und legte sich mit den beiden Schaluppen hart an den Felsen, dicht unter die Spruts, von denen zwei für ein großes Fahrzeug und je einer für eine Schaluppe bestimmt ist. — Der Sprut ist ein viereckiges, unten sich verengendes dichtes Gewebe von Rohr in Gestalt eines Kastens, der oben etwa zwei Fuß im Durchmesser hält. Er hängt ungefähr bis auf vierzehn Fuß vom Schiffe am Felsen herunter und mündet dort in einen etwas weiteren, durch Reife ausgespannten Schlauch von starkem Segeltuche, den Windfängen ähnlich, welche als Ventilatoren in die beiden entgegengesetzten Eingänge zum Zwischen-

deck eines Transportschiffes hinabgelassen werden. Der oben eingeschaufelte Guanoftaub fällt nun wie vom oberen eines Kornmagazins, in die für ihn bestimmten unteren Räume. An verschiedenen Stellen der seitwärts gedrehten Raaren sind Leinen befestigt, um im Niederfallen eintretende Stodungen durch Rütteln zu beseitigen, oder dem Beutel die gehörige Leitung zu geben, wenn das Schiff durch die Brandung von dem Felsen um mehre Fuß abgetrieben wird. Es ist besonders bei unruhigem Wasser eine mühevollen, und wegen des durch das öftere Rütteln verursachten Staubes für Leute, die nicht mit guten Lungen versehen sind, eine ungesunde Arbeit. Am übelsten sind die Malayen oder Chinesen daran, denen im unteren Raume das Geschäft obliegt, den Guano rückwärts zu schaufeln und bis unter das Deck ordnungsmäßig aufzuschichten. Es sind ihrer gewöhnlich zwölf Mann dabei angestellt, die sich von fünf zu fünf Minuten auflösen, weil kein Mensch beim Einladen längere Zeit im unteren Raume ausdauern kann. Es hat sich ereignet, daß Leute erstickt sind, wenn die Luke hinter ihnen voll lief, während sie nicht rasch genug fort schaufelten.

Ehe diese fremdländischen Leute an die Arbeit gehen, mit der sich kein europäischer Seemann befaßt, binden sie etwas aufgelockertes Werg und darüber ein leichtes Tuch um den Mund, damit sie nicht allzuviel von dem ekelen Staube verschlucken. Sie haben alle ein fiesches Aussehen, und ihr Loos ist mit Ausnahme, daß die sogenannten freien Leute bezahlt werden, ein nicht viel besseres, als das der schweren, todeswürdigen Verbrecher, die im Königreiche Hannover zum Aussteben des Kalkes in den übelberüchtigten Kalkberg bei Lüneburg auf 10 Jahre verurtheilt werden. So wie dort, kommen auch die Arbeiter auf den Guanoinseln bei längerem Aufenthalt selten mit dem Leben davon. Diejenigen aber, welche ihr Vaterland wiedersehen, tragen bis an ihr Ende einen fieschen Körper mit sich herum.

Angefeuchtet ist der Guano fett und schlüpfrig wie Seife, und ist dies die beste Probe für seine Rechtheit. Sobald er in Europa beim Verkauf grobkörnig erscheint, ist er durch Beimischung von Sand oder Grant verfälscht, um ein höheres Gewicht zu erzielen.

Es war 10 Uhr Abends, als wir die Ladung, volle 200 Last zu 6000 Pfund an Bord hatten. Am 24. Mai segelten wir hinüber nach Pisco, wo das Schiff bestmöglichst auswendig gereinigt wurde und der Kapitän seine Deklaration abgab. Seelenvergnügt diesen Strich endlich verlassen zu können, lüchelten wir Tags darauf die Anker für Callao, um Wasser einzunehmen, welches uns fast gänzlich ausgegangen war. Hier erfuhren wir, daß wir zu Cowes, auf der Insel Wight, über den Bestimmungsort für unsere kostbare Waare Nachricht finden würden. Einstweilen aber gab es für einige Tage Urlaub, um uns am Lande für den an den Guanoinseln eingeschluckten Staub gütlich zu thun.

Ich benutzte die willkommene Gelegenheit, mit der Eisenbahn nach Lima zu fahren. Dort erinnert noch recht Vieles an die Glanzperiode der spanischen Herrschaft. Der Palaß der ehemaligen Vicekönige oder Statthalter ist ein prächtiger Bau, ganz würdig einer königlichen Familie zur Residenz zu dienen, und hat viel Aehnliches mit dem Buen-Retiro zu Madrid. Außer dem Vorhofe enthält er zwei so geräumige innere Höfe, daß ein Regiment Infanterie süglich darin aufgestellt werden kann. Hohe Bewunderung erregen ihre Kirchen, unter ihnen die Cathedrale, welche einen großen Reichthum an kostbarem Schnitzwerk und Bildhauerarbeit, aber auch an wunderthätigen Reliquien besitzt, deren einige in silbernen und goldenen mit edelen Steinen besetzten Schreinen aufbewahrt und an hohen Festtagen ausgestellt werden. Der größte Schatz aber besteht in einem hohen massiv silbernen Randelaber mit goldenen Armluchtern, die mit einem Kranz von weithin schimmernden Topasen, Rubinen und Smaragden in Form einer Blumenguirlande, eingefaßt sind. Die Achtung vor diesen Kirchenschätzen ist so groß, daß sie so wenig während der ersten Revolution, als während der Bürgerkriege angetastet wurden.

Es giebt einige sehr schöne Straßen in Lima, mit einer Menge prachtvoll ausgeschmückter Verkaufslotale, in denen englisch so fertig wie spanisch gesprochen wird, und jedes Bedürfnis, jeder Luxusartikel so gut und geschmackvoll als in Europa, einzelne derselben nur etwas theurer gefunden werden. Die Marktplätze sind mit Lebensmitteln jeder Art reichlich und zu billigen Preisen versehen, und Morgens und Abends durch die vom Lande zu Pferd und zu Wagen hereinkommenden Gärtner, Federviehändler und Mantagenbesitzer sehr belebt. Auch trägt die Eisenbahn nach Callao, die von den Mannschaften der dort immer sehr zahlreich versammelten Schiffe häufig benutzt wird, zur Belebung des Verkehrs in Lima viel bei.

Die peruanischen Damen höheren Ranges kleiden sich ganz nach europäischer Sitte, jedoch tragen sie in der Regel alle den spanischen Schleier, hinter dem sie nur mit einem Auge hervorlugen. Aber das diesem einen Auge entstrahlende Feuer ist hinreichend, das Herz eines Nordeuropäers zu entflammen und hat denn auch solch ein schöner Zug ins Land schon zu mancher glänzenden Verheirathung zwischen blonden Söhnen des Nordens und den schönen Brünetten von Lima Veranlassung gegeben.

Am 3. Juni lichteten wir die Anker, um von der Westküste von Amerika Abschied zu nehmen. In den ersten Tagen wurden wir von einem schönen Wetter und von passendem Wind so begünstigt, daß wir gute Fahrt machten. Indessen blieben Stürme und hohe See nicht aus, als wir uns dem Cap Horn wieder näherten.

Das Wetter wurde täglich schlechter. Heftige Schneeschauer stürzten über das Berdeck und wir verloren mehrere Segel, trotzdem daß sie alle stark gerefft waren. Wir hatten nahe an drei Wochen mit widrigen Winden in diesen Breiten zu kämpfen, mußten viel Laviren, um das böse Cap endlich zu umschiffen, so daß wir erst Ausgangs Juli Buenos-Ayres und am 3. August Trinidad erreichten, wo es fast ganz windstill wurde und das Meer einer glatten Spiegelfläche glich.

Das Wetter wurde eines Tages in der Nähe des Eilandes zu einem Fischfange mit dem Netze benutzt. Unter den vielen, welche gefangen wurden, erregten zwei Gattungen, die eine in jenen Gegenden der Parrot (Papagai), die andere der Perlfiß genannt, wegen der prachtvollen Farbe ihrer Schuppen meine Bewunderung in einem hohen Grade. Der Parrot, $1\frac{1}{2}$ Fuß lang, hat einen runden Kopf mit einem Maule, welches in einen Schnabel ausläuft, der dem eines Papagai sehr ähnlich ist. Der Rücken dieses sehr schönen Fisches ist mit spiegelartigen, hochrothen, ziemlich großen Schuppen bedeckt und läuft in einen kaum merklich gespaltenen fasanenartigen Schwanz aus. Die großen wie Schwingen herabhängenden Flossen sind himmelblau; dieselbe Farbe hat auch der Bauch; die Farbenzusammensetzung ist ganz dieselbe wie bei der Papagaiengattung, die unter dem Namen Arras von Menageriebesitzern zur äußeren Ausschmückung ihrer Thierbuden verwandt werden, weshalb auch der prachtvoll schillernde Fisch von den englischen Seefahrern den passenden Namen Parrot erhalten hat. Sehr schön sind auch die glänzenden Augen dieses Fisches, die, mit einem goldgelben Ringe eingefast, in Form und Größe den Augen unserer Haushühner fast gleichkommen.

Der Perlfiß ist etwas kleiner und ist von Gestalt etwa einer unserer anderthalb bis zweipfündigen Forellen ähnlich. Er ist den Zähnen nach zu urtheilen ein Raubfisch, der sich von kleinen Fischen ernährt. Der Rücken ist bis tief unter den Leib mit kleinen, dicht aufeinanderliegenden scharlachrothen Schuppen bedeckt und auf beiden Seiten mit einer in der Breite eines Strohhalmes auseinanderliegenden glänzenden weißen Reihe perlenartiger Schuppen eingefast, welche ihm den Namen „Perlfiß“ verschafft haben, der vom Seefahrer, der sich auf die Bestimmungen der Gattungen und Geschlechter nicht versteht, beibehalten ist. Nach den von mir und vielen meiner Bekannten auf Seereisen gemachten Beobachtungen haben die Schuppen vieler der kleineren Fischgattungen in den südlichen Gewässern, selbst eine Gattung ungeschuppter, die ich an der Küste des westlichen Afrika bei Morroo in Liberia gesehen habe, die Farben der bunt gefiederten Waldbewohner, an deren

prachtvollem Wechsel der Europäer, der sie zum ersten Male sieht, sich so sehr ergötzt. Der ebenerwähnte ungeschuppte Fisch, in der Landessprache Carrago genannt, kommt in Geschmack dem unserer gleichfalls ungeschuppten Quappen oder Aakraupen gleich; das Fleisch ist eben so zart aber weniger fett.

Je mehr man sich dem Norden nähert, desto feltener werden die schönen Farben sowohl der Fische als der Conchilien. Es geht fast damit wie mit den Bäumen, den Früchten und den Blüthen auf dem Lande, wo die südlüche Vegetation allmählig in die des mehr gemäßigten Klimas übergeht, welches der Eiche, der Buche und der Linde zu ihrem hundertjährigen Wachstume die Kraft verleiht. In den nördlichen Breiten, wo die Durchsichtigkeit und die schöne bläuliche Färbung, wie man sie noch bis zum mittelländischen Meere wahrnimmt, in ein dunkles, schmutziges Grün übergeht, haben die Fische, mit wenigen Ausnahmen, dasselbe dunkle oder graugrüne Ansehen, als das Seewasser dort dem Blicke erscheint. Man findet den Unterschied, sobald man nach einem Fischmarkt von Hamburg oder London die zahllosen Farbenverschiedenheiten der auf den Märkten des europäischen Südens ausgestellten Fische betrachtet. In Palermo sind sie schon bedeutender als in Marseille und Neapel, und je mehr man sich der Tropenwelt nähert, wo die Natur ihre höchste Pracht in so verschwenderischer Fülle entfaltet, desto mehr glänzen auch die zahllosen Bewohner des Oceans, und nicht allein die munteren Fischlein, sondern auch die Muscheln groß und klein bis zum schmucken über die Meeresfluth schiffenden Nautilus in so gold und purpurstrahlendem Schimmer, wie die Vögel in der Luft und die herrlichen Früchte, die unter duftenden Blüthen halb versteckt, wie goldene Äpfel von gepuzten Christbäumen dem Wanderer entgegenleuchten.*)

Die Reise war im Ganzen eine sehr glückliche zu nennen, denn ohne andere Unfälle, als die am Cap Horn ausgestandenen Stürme, von denen selten ein diesen Weg machendes Schiff verschont bleibt, erreichten wir zu Ende des Septembers Cowes auf der Insel Wight. Hier erhielt der Capitain die Weisung, seine Ladung in den Dock von London zu löschen und wir erreichten die ungeheure Weltstadt am 4. October.

Schon am folgenden Morgen kamen Arbeiter an Bord, um den Guano einzusacken und an's Land zu bringen. Dieses erforderte aber noch größere Mühe als das Einladen an dem Plage seiner Entstehung, denn der Stoff, den wir wie feines Mehl an Bord gebracht hatten, hatte sich durch das Stampfen des Schiffes während der langen Reise so fest aufeinandergesetzt, daß er mit Hacken auseinandergerissen und stückweise fortgeschafft werden mußte.

Sobald wir unserer Waare entledigt waren, ging es an die Reinigung des Schiffes, die volle zwei Tage hinwegnahm. Eine gute Eigenschaft wenigstens hatte der Guano auf der Reise gezeigt. Es hatten sich während unseres Aufenthaltes an der Küste von Chile eine Menge Käferlaken**) an Bord eingeschmuggelt, die uns in ihrer raschen Vermehrung gar sehr belästigten. Etwa eine Woche nachher, als wir den Guano eingenommen hatten, lagen sie überall todt umher, wahrscheinlich in Folge des starken Salmiakdunstes, der sich aus dem Vogeldünger entwickelte. In der Hoffnung, nach einjähriger Abwesenheit Hamburg auf einige Zeit wiederzusehen, sahen wir uns getäuscht. Der Capitain kam eines Morgens mit der ihm anscheinend sehr erfreulichen Nachricht aus der Stadt an Bord, daß

*) Was die kleineren schönen Fische in den tropischen Gewässern betrifft, so habe ich die wiederholte Erfahrung gemacht, daß die, welche mit großen runden und ziemlich festen Schuppen versehen sind, zumeist ihren Aufenthalt zwischen den Klippen längs der Küsten haben, während die feiner geschuppten Fische fast immer nur im offenen Meere gefunden werden, wo ihre Flossen und Schuppen weniger einer Verletzung ausgesetzt sind.

Anmerkung des Bearbeiters.

**) Fast 1½ Zoll lange schwarze langbeinige Käfer, die Nachts aus ihren Schlupfwinkeln hervorkommen und in ihrer Gefräßigkeit nicht allein Brod, Fleisch und alles Eßbare, sondern auch die Kleidungsstücke zernagen.



Druck von C. W. Lohke

Brehm, Der Lammergeier.

In Darmstadt.

wir Ladung nach Ostindien einnehmen würden, sobald das Schiff durch einen neuen Ausstrich sein etwas verwischtes äußeres Ansehen wieder erlangt hätte.

Zwar hätte ich wohl gerne meine Eltern und Freunde in Braunschweig vorher einmal wieder gesehen, aber die in so große Nähe gerückte Erfüllung meines lange gehegten Wunsches, die Wunder des Orients zu sehen, stillte dieses Sehnen meines Herzens, zumal mir der Capitain den Trost gab, daß diese zweite große Reise mir das Anrecht zur Meldung für das Steuermanns-Examen verleihen würde.

Ich hatte ebensoviel Zeit gehabt, die bedeutendsten Merkwürdigkeiten der Riesenstadt, den zoologischen Garten, den Tunnel, die Straße unter der Themse mit ihren Läden, Trinkbuden, Marionettentheatern und die Eisenbahnen anzusehen, die Nachts mit ihren glühenden Augen wie Drachen über die Häuser hin- und herflogen, als an einem recht klaren Herbsttage, wie er auf dem Flusse selten vorkommt, unser guter St. Paul die Anker wieder lichtete und mit vollen Segeln die Themse hinab seiner neuen Bestimmung entgegeneilte.

Der hoffnungsvolle junge Seemann ist zu Anfange dieses Jahres von der Reise nach Ostindien und Ceylon glücklich heimgekehrt. Der Aufenthalt im elterlichen Hause, wo er sich gegenwärtig für das Examen des Steuermannes vorbereitet, gab mir Gelegenheit, einige Blicke in das während der ersten Reise von ihm geführten Tagebuch zu thun, aus dem ich, selbst ziemlich vertraut mit den Freuden und Leiden längerer Seereisen, die vorstehenden Schilderungen so gut als möglich im Auszuge zusammengestellt habe.

Nach dem — woran ich keinen Zweifel hege — glücklich von ihm bestandenen Examen, welches meinem Bekannten die Stellung verschaffen wird, in der er, wie er in seiner gemüthlichen Weise bemerkte, auch einmal befehlen kann, da er ohne zu mucken Jahre lang der Votsmannspfeife hat Folge geben müssen, werde ich auch in die während der letzten an Ereignissen so reichen Reise geführten Tagebücher Einsicht erhalten, um ähnliche Auszüge zur Oeffentlichkeit zu bringen, falls, wie ich hoffe, die zwar einfachen, aber dennoch lehrreichen Berichte über des Seemanns Reise nach den Guanoinfeln Anklang gefunden haben.

Der Lämmergeier (Geieradler).

Von Dr. L. Brehm.

Mit einer Abbildung.

Unter allen europäischen Vögeln ist keiner, welcher unsere Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch nimmt und verdient, als der Lämmergeier. Er ist ein prächtiger Vogel, schön von Gefieder, auffallend durch seine Größe und herrlich in seiner Haltung. Deswegen werden die geehrten Leser der *Maja* hoffentlich nicht ungehalten sein, wenn ich ihnen Einiges über diesen einzigen Vogel, und zwar manches Neue nach den Beobachtungen meiner Söhne hier mittheile. Der Lämmergeier ist bis 3 Fuß 6 Zoll lang und bis 10 Fuß breit, im ausgefärbten Kleide auf dem Unterkörper und Halse gelb oder weißgelb, oder gelblich weiß, auf dem Mantel, Oberflügel und zugewendeten langen Schwanze gänsegrau, schwarz gefleckt mit großem, aufgeschwungenem, scharfkantigem Schnabel, starken Borstenhaaren am Kinnanfange und kurzen, bläulichen Füßen mit stumpfen Nägeln.

In der Jugend ist der stark besiederte Kopf und Hals schwarzbraun, das übrige Gefieder braun. Er bewohnt Europa, Asien und Afrika, ist aber nach seinem verschiedenen Wohnorte etwas verschieden. So hat der afrikanische nur halb besiederte Fußwurzeln, während die der Verwandten bis auf die Zehen besiedert sind. Das Schönste an ihm ist das Auge. Es ist nicht nur groß, sondern auch bei dem alten Vogel durch einen rothen und gelben, den schwarzen

Augapfel umgebenden Ring, so herrlich und strahlend, daß man es mit Freude und Bewunderung ansieht. Es hat durch seinen Muskelapparat die merkwürdige Einrichtung, daß sich sein runder Augapfel in einen schmalen Strich zusammenziehen kann und dadurch fähig wird, in die Sonne zu sehen. Er bewohnt die Alpen und hohen Gebirge der alten Welt, namentlich die Alpen der Schweiz, die Pyrenäen, die Gebirge Südspanien's, Sardinien's und Sicilien's, Griechenland's, Asien's und Afrika's. —

Wenn der Reisende in der Schweiz die Alpen besteigt, so fühlt er sich immer einsamer, je höher er kommt. Die Wohnorte der Füchse, Marder, Zitze, Bären und Wölfe, der Hasen und Kaninchen, der Falken, Habichte, Eulen und anderer Raubvögel, wie die der meisten Säger, liegen weit unter ihm, selbst die Aufenthaltorte der Gemsen, Murmelthiere und Mäuse, der Schneehühner, Alpenflurvögel und Schneefinken hat er überschritten; denn sein Fuß wandelt nicht mehr zwischen Zwergtannen, Zwergkiefern und Alpenrosen, sondern auf dem ewigen Schnee, welcher alles Leben bedeckt und erstickt hat: da glaubt er ganz allein auf dem großen Grabhügel des weit und breit erstorbenen Lebens zu stehen, als er mit einem Male einen hellen Schrei aus hoher Luft vernimmt, welcher ihn erinnert, daß es Geschöpfe giebt, welche im Stande sind, nicht nur Tausende von Fußes höher als er emporzuksteigen, sondern auch in diesem reinen Aether sich frisch und fröhlich zu bewegen. Er blickt empor, aber sein Auge muß lange suchen, ehe er den gewaltigen Lämmergeier als einen Punkt erblickt. Er hat eine solche Höhe erreicht, daß er, wenn es die Schärfe seines Auges erlaubte, halb Europa überschauen könnte. Doch mit einem Male ändert sich die Scene, der gewaltige Räuber hat tief unten eine an dem Rande eines steilen Felsens stehende Gemse erblickt. Pfeilschnell schießt er aus der unermesslichen Höhe herab und stößt mit solcher furchtbaren Gewalt auf das unschuldige Thier, daß dieses der Wucht des Stoßes nicht widerstehen kann und in den Abgrund hinabstürzt, wo es der Lämmergeier auffucht und verzehrt. Seine Frechheit ist so groß, daß er selbst Kinder anfällt, wenn sie an einem Abgrund weiden und sie in diesen hinabzustürzen sucht; allein diese Hörnerträger stehen schon durch das Gewicht ihres Körpers so fest, daß die Angriffe des Geieradlers nichts gegen sie vermögen. —

Darin besteht überhaupt das Gefährliche des Lämmergeiers, daß er die von ihm bedrohten Geschöpfe in die Tiefe zu stürzen sucht. Selbst der Mensch ist am Rande steiler Abhänge nicht sicher vor seinen Stößen. Die Bedrängniß eines Gensenjägers, welcher einen jungen Lämmergeier ausnehmen wollte, und von dem alten Weibchen so heftig angegriffen wurde, daß er ohne Zweifel unterlegen wäre, wenn es ihm nicht gelungen wäre, mit der großen Zehe eines seiner nackten Füße seine Büchse abzurücken und dem gefährlichen Feinde eine Kugel durch die Brust zu jagen, ist bekannt; ebenso die Geschichte von dem sardinischen Gebirgsjäger, welcher sich an einem Seile zu einem Lämmergeierhorste herabließ, die jungen Vögel ausnahm, mit einer Schnur an sich befestigte, und sich, als er heraufgezogen wurde, mit einem Säbel vertheidigen mußte und weil er das Seil über sich halb durchgehauen hatte, in solche Angst gerieth, daß seine kohlschwarzen Haare, als er heraufgezogen war, ganz grau erschienen. Weniger bekannt ist, daß auch unser großer Naturforscher, der Dr. Lenz auf seiner Alpenreise in der Schweiz, nur durch eine schnelle und geschickte Körperwendung, zu welcher er durch Zuruf seines Begleiters veranlaßt wurde, dem Stoß eines Lämmergeiers und dem dadurch beabsichtigten, tobbringenden Sturz in einen Abgrund entging. So soll auch nach Crespons (siehe Deiland) ein 2¹/₂ jähriges Mädchen auf Sicilien von einem gezähmten Geieradler so angegriffen und niedergeworfen worden sein, daß ihr Leben in Gefahr stand und nur durch das Herbeieilen Erwachsener erhalten wurde. Dieses Alles will ich gern glauben, obgleich sich der spanische Lämmergeier, wie wir bald sehen werden, ganz anders beträgt; allein daß er Lämmer, junge Ziegen, sogar kleine

Kinder mit den Fängen ergreife, weite Strecken in der Luft forttrage und seinen Jungen vorwerfe, beweisen wir, meine Söhne und ich, und zwar aus folgenden Gründen.

1) Sind die Nägel der von uns untersuchten Lämmergeier stumpf, fast so stumpf wie bei den eigentlichen Geiern, welche bekanntlich ihre Fänge zum Ergreifen des Raubes niemals anwenden.

2) Weiß man in Spanien, wo der Geieradler lange nicht so selten als in der Schweiz ist, kein Beispiel, daß ein solcher ein Lamm oder Zicklein forttragen habe. Die spanischen Hirten fürchten auch den Lämmergeier gar nicht, wohl aber den spanischen Steinadler, welchen sie als einen ihren Heerden sehr gefährlichen Vogel schildern. Bekannt ist es, daß der Steinadler sehr fest ist. Es sind mir zwei Fälle bekannt, welche dies beweisen. Ein Mal wollte ein Steinadler einen Jagdhund forttragen und ein anderes Mal griff er bei München auf dem Trockenplate der Wähe ein Kind, welches schon sitzen konnte, mit solcher blinden Wuth an, daß er von der Wärterin desselben mit der Schürze zugeeckt, mit der Hand ergriffen und in den königl. Thiergarten abgeliefert wurde. Das sind Thatsachen, welche sich nicht abläugnen lassen. Es ist deswegen sehr möglich, daß die Verbrechen, nämlich der Raub der Lämmer und Kinder, welche dem schwarzen Geieradler schuld gegeben werden, von dem auch in der Schweiz lebenden Steinadler begangen worden sind, und daß also die sogenannten Geierani — ein Raubvogel hatte sie ergriffen und eine weite Strecke fortgetragen, als sie gerettet wurde — eigentlich Adlerani hätte genannt werden sollen. Allein wir geben dies nur als Vermuthung; genauere Beobachtungen müssen die Sache entscheiden. —

Der ganze Bau des Lämmergeiers ist von dem Schöpfer so eingerichtet, daß er nicht nur fast eben so hoch als der Condor, welcher Tausende von Füßen über dem Chimborasso herumschwebt, emporsteigen, sondern auch das Fliegen Tage lang ohne die geringste Anstrengung fortsetzen kann. Meine Söhne können den Flug dieses königlichen Vogels nicht schön genug schildern. Er schwimmt gleichsam in der Luft, denn er gleitet weite Strecken durch sie hin, ohne einen Flügel zu bewegen, was ihm durch seine sehr großen Flügel, seine starken luftleeren Armknochen und seine ganz ungewöhnlich ausgebildeten Brust- und Schultermuskeln möglich gemacht wird. Damit er die gewaltigen Stöße auf seine Beute ausführen könne, erhielt er seine sehr spitzen Flügel und seinen langen fufsenförmigen Schwanz. Es ist aber sehr begreiflich, daß er auf den nur mit wenigen Geschöpfen bevölkerten ungeheuern Strecken, welche sein Revier bilden, oft Tage lang ohne Erfolg jagen muß. Dabei würde er sich sehr schlecht befinden, wenn ihm nicht die Fähigkeit, ohne Beschwerde mehrere Tage den Hunger zu ertragen, verliehen wäre. Er nimmt dann aber auch sehr große Mahlzeiten zu sich, und verdaut sie in kurzer Zeit, ja er verarbeitet sogar Knochen durch seinen äußerst scharfen Magensaft. Mein verstorbener Freund, der Herr Dr. Richter in Roda holte früher einen gezähmten Lämmergeier aus der Schweiz ab und fütterte ihn unterwegs nur mit großen Rindsknochen. Er weichte diese vorher in Wasser ein, steckte sie ihm mit dem stumpfen Ende in den Rachen und schob sie in den großen Kropf hinab. Da bemerkte er deutlich, wie der eingeschobene Knochen nach und nach weiter herabging, bis er endlich verschwand. —

Das Gesagte paßt nur auf den schweizer und südlichen Lämmergeier. Beide halten sich nur in hohen Gebirgen auf und kommen nicht in die Ebenen. Ganz anders ist es bei dem spanischen Lämmergeier. Er bewohnt vorzüglich die Sierra Nevada und die felsreichen Gebirge bei Murcia, verläßt aber die Höhe nicht selten, streicht über die Ebenen hinweg und kommt zuweilen sogar in die Nähe der Städte, was der Schweizer nie thut. Der spanische ist überhaupt ein viel weniger edler Vogel; denn seine Hauptnahrung ist Aas, welches er in einem sehr weiten Umkreise aufsucht. Er ist, wie der östliche, weit weniger

sehen als der Schweizer, und fürchtet deswegen die Nähe des Menschen weit weniger als dieser. Deswegen war es meinem Sohne Alfred möglich, einem östlichen mit der Büchse eine Schwungfeder aus dem großen Flügel zu schießen und einem spanischen über ihn wegsfliegenden eine Kugel durch die Brust zu jagen. Der Lämmergeier hat aber ein so zähes Leben, daß dieser durch die Brust geschossene, ob er gleich aus bedeutender Höhe herabstürzend sehr derb auf den Boden aufgefallen war, noch über eine Stunde lebte. —

Es wird vielleicht dem lieben Leser nicht unangenehm sein, wenn ich ihm die Beobachtungen hier mittheile, welche mein Sohn Reinhold an zwei Lämmergeiern, welche er in Murcia lebendig besaß, gemacht, und in „den Mittheilungen aus der Werkstätte der Natur“, (Frankfurt a. M. bei Weidinger S. 61) bekannt gemacht hat. Er sagt: „In sehr kurzer Zeit verlor mein alter Lämmergeier*) allen im Anfange gereizten Troß. Er wählte sich im Käfige einen Mauervorsprung zu seinem Sitz, und ließ, dort sitzend, alles Erdenkliche um sich geschehen, ohne es zu beachten. Wenn er in den Hof gebracht wurde, lief er stets schlenkigst wieder in seinen Käfig. Nach wenigen Tagen durfte ich ihn angreifen.

Nach einiger Zeit erhielt er und der junge, von welchem bald die Rede sein wird, eine neue Gesellschaft, und zwar eine Dohle. Sie wurde gar nicht beachtet und bald so dreist, daß sie die durstigen Geieradler von dem frischgefüllten Trinkschirr mit Schnabelhieben zurückscheuchte, und zwar so lange sie nicht selbst ihren Durst gestillt hatte. Sie holte sich auch mit der größten Frechheit Brocken von dem Fleische, an welchem die Geieradler gerade fraßen. Beide ließen die Rede gewähren; sie warteten mit dumm erstaunten Blicken, bis sie getrunken hatte und näherten sich dann schüchtern, um ebenfalls ihren Durst zu löschen. Ueberhaupt schien die größte Gutmüthigkeit ein Hauptzug ihres Charakters zu sein. Wenn ich sie Abends neben einander auf eine erhöhte Sitzstange setzte, so konnte ich ruhig unter dieser weggehen, ohne daß einer von Beiden jemals den Versuch gemacht hätte, mich zu beschädigen, vielmehr bog sich der junge zu mir herab, um sich streicheln zu lassen. —

Wenige Tage später erhielt ich einen jungen, bereits flüggen Steinadler, und zwei junge schmutzige Aasgeier. Die Lämmergeier schienen sie ziemlich erstaunt zu betrachten, thaten ihnen jedoch ebenfalls nichts zu Leide; ja, (der junge gab sogar zu, daß einer der Aasgeier sich auf seinen Rücken setzte wenn er sich im Sande ausstreckte. Als ich aber noch einen Habichtsadler Bonellier-Adler) zu dieser bunten Gesellschaft brachte, war die Ruhe für immer gestört. Der Habichtsadler war ein wahrer Teufel an Wildheit und Wuth; er rasste in dem Käfige herum, warf sich zuweilen auf den Rücken und hieb, wenn ein Lämmergeier vorüberging, was selbst die Geduld dieser wirklich gutmüthigen Vogel ermüdete und dem Habichtsadler gewöhnlich einige derbe Schnabelhiebe zuzog. Die ledere muntere Dohle war das erste Opfer des Wütherichs; er hatte sie eine Stunde nach seiner Ankunft schon im Magen. Schwerlich kann es einen wilderen, grausameren und kühneren Räuber geben, als dieser Vogel es ist; nicht nur die Gestalt erinnert an den Habicht, sondern auch die Heimtücke seines Charakters. Von einer Zähmung war bei ihm gar keine Rede, er verwundete uns stets, wenn er uns erlangen konnte.

Aber auch dieser Vogel erhielt einen seiner würdigen Genossen. Man brachte mir einen dritten Aasgeier und einen Uhu. Der lichtscheue Finsterring suchte sich sogleich einen stillen Winkel aus und schien sich entschieden klagjämmerlich zu fühlen. Alle Genossen des Käfigs betrachteten den merkwürdigen Ankömmling mit deutlich ausgesprochener Neugier; sogar der junge Geieradler schien sich für ihn zu interessiren. Er ging zu ihm hin, besah ihn sorgfältig von allen Seiten und begann schließlich das Nachtgefieder des mürrischen Gastes mit

*) Er war von einem Bauer in den einen Flügel geschossen, welchen mein Sohn mit einer Ampuette hatte. L. B.

dem Schnabel zu untersuchen. Aber urplötzlich fuhr der Nachtkönig auf und versetzte dem arglosen Lämmergeier einige scharfe Klauenbisse, fiel jedoch bald wieder grollend in seine Stellung zurück. Der Geieradler sah ihn nach diesem Wuthausbruche mit allen Zeichen des höchsten Erstaunens an und wandte ihm dann den Rücken.

Gegen Abend setzte ich den größten Theil der Gesellschaft in folgender Ordnung auf die Sitzstangen: zuerst den Steinadler, sodann den Uhu, neben diesen den jungen Lämmergeier, hierauf einen Nasgeier und zuletzt den alten Lämmergeier; der Habichtsadler blieb niemals sitzen. So lange ich im Käfige war, blieben alle in ihrer Stellung, sobald ich aber heraustrat, begann der junge Lämmergeier sich jedesmal mit dem Uhu zu beschäftigen und erntete regelmäßig die Grobheiten desselben. Trotzdem ließ der Lämmergeier seine Redereien nicht eher, als bis der Uhu von seiner Sitzstange herabflog, wobei er aber gewöhnlich dem immer zum Kampfe bereiteten Habichtsadler in die Klauen fiel. Wenn beide Störenfriede sich in die Federn geriethen, herrschte die größte Ruhe bei den übrigen; sie gaben dann neugierige, theilnahmevolle Zuschauer ab.

Daß die rothe Farbe dem Geieradler ganz gleichgültig ist, beweist der Umstand, daß mein roth gefütterter Schlafroß, dessen Inneres die meinigen oft genug zu sehen bekamen, ihnen niemals ein Zeichen des Unwillens abzwingen konnte. Eben so wenig zeigten unsere Geieradler eine besondere Abneigung gegen Kinder, wie Cresspans nach Degland *) vom sardinischen beobachtet haben will. Wenn sie im Hofe herumliefen, gingen sie oft an einem spielenden Kinde vorüber, ohne es anzutasten, oder auch nur eines Anblickes zu würdigen. Nur wenn Jemand sie in ihrem Käfige belästigte, wurde der junge ärgerlich, machte aber dann einen Unterschied zwischen erwachsenen Personen und Kindern. —

Leider war der Käfig den Strahlen der spanischen Mittagssonne ausgesetzt, woher es kommen mochte, daß der alte Lämmergeier nach und nach erkrankte und schließlich an einer Lungenentzündung sanft und ruhig starb.

Der junge Geieradler, die drei schmutzigen Nasgeier und der Habichtsadler blieben jedoch am Leben und konnten mit meinem Bruder Alfred Spanien verlassen. Die Hitze, welche die Thiere unterwegs bis zur Küste auszustehen hatten, belästigte unsern Vogel sehr; er saß mit weit geöffnetem Schnabel (wie die Krähen bei großer Gluth) und lechzte nach frischer Luft und nach Wasser. Nachdem wir ihn mehrmals getränkt hatten, steckte er jedes Mal, wenn der Wagen hielt, seinen Kopf zwischen den Sprossen des Reisefäßigs durch, als wolle er wieder um Wasser bitten. Wahrhaft rührende Blicke dankten es uns, wenn wir ihm seine Bitte erfüllten. —

Auf der Ueberfahrt nach Frankreich mußte er sich bald die Liebe aller Matrosen des Dampfschiffes zu erwerben und wurde von ihnen auf Kosten der Schiffsküche reichlich mit Nahrung versorgt. Er saß oft ganz frei auf dem Deck, ohne den Versuch zu machen, seine gewaltigen Schwünge zu proben, obgleich er sie jedenfalls gut zu benutzen verstanden haben würde.

Gegenwärtig befindet sich unser lieber Vogel unter den für den zoologischen Garten in Frankfurt a. M. bestimmten Thieren.

Den Horst in welchem mein lieber Lämmergeier ausgebrütet worden war, bestieg ich wenige Tage nachher, als ich den ihm entriessenen Vogel zum ersten Mal gesehen hatte und bin also laut Tschudi der erste Naturforscher, welcher den Horst eines Geieradlers gesehen hat. Er stand auf der, ungefähr eine Meile von Murcia entfernten Sierra-crista del gallo (Hahnenkamberg) auf einem Felsenvorsprunge, welcher durch einen etwas überhängenden Felsen einigermaßen vor den Strahlen der Sonne geschützt war,

*) Siehe oben.

längst mehr als 100 Fuß über der Basis des letzten Felskammes. Mit unsern Hanfsandalen wurde es uns — mir und dem Hirten, welche den jungen Vogel ausgenommen hatten — nicht schwer, ihn zu erreichen. —

Der Horst war sehr groß. Der Durchmesser des Unterbaues betrug ungefähr 5 pariser Fuß, die gegen 5 Zoll tiefe Nestmulde 2 pariser Fuß, die Höhe des ganzen Horstes 3 Fuß. Dicke und lange Nester von der Stärke eines Daumens bis zu der eines Kinderarmes bildeten den Unterbau. Hierauf folgte eine Schicht von dünnen Reisern, Nestchen und Zweigen, auf denen das eigentliche Nest stand. Dieses war aus denselben, aber etwas feinem Bestandtheilen, wie die zweite Schicht aufgebaut, und innen mit Baststreifen, Kuh- und Rosshaaren sorgfältig ausgekleidet.

Um den Horst herum waren alle Felsplatten mit einer schneeweißen Kruste von Excrementen überzogen; diese glichen angefeuchtet gewesenem und wieder getrocknet gewordenem Knochenmehle. —

Nach meiner Berechnung mußte das Ei Ende Dezembers oder Anfang Januars gelegt worden sein. Obgleich die Eltern im Februar ihr Junges verloren hatten und der Horst auf meine Bitten über einen Monat unberührt geblieben war, hatten die Alten doch nicht zu einer zweiten Brut Anstalt gemacht. Aus der Gegend aber waren sie nicht verschwunden, sondern zeigten sich täglich über dem Gebirgskamme, und erst nachdem das Weibchen, mein alter Lämmergeier, erbeutet worden war, entwich das Männchen, vielleicht für immer. — So weit mein Sohn. Die Eier, welche in unserm Eierwerke *) sehr treu abgebildet und erst in neuerer Zeit bekannt geworden sind, zeichnen sich sehr aus. Sie sind im Verhältniß zur Größe des Vogels klein — sie halten nur 3 Zoll **) in der Länge und 2 Zoll 6 Linien in der Breite, sind fast rundlich, trüb gelblich weiß, mit rothbraunen und aschgrauen großen und kleinen Flecken, ihr Korn ist grob.

Sehr merkwürdig ist der Umstand, daß diese beiden Lämmergeier meines Sohnes weder Vögel noch Knochen, selbst wenn die letztere ihnen eingesteckt wurden, verzehrten; die ihnen in den Knopf geschobenen Knochen spieen sie wieder aus. Ich erkläre mir die große Verschiedenheit im Betragen des schweizer und spanischen Geieradlers dadurch, daß der Erstere kein Aas hat, also lebende Thiere mit Mühe jagen muß und dadurch ein wildes Wesen und einen muthigen Charakter annimmt, wie der auf dem Sinai und den andern hohen westasiatischen Gebirgen. Der spanische aber, welcher wie der afrikanische genug Aas zu seiner Nahrung auffinden kann, ist dadurch verweichlicht und entmuthigt und hat das Betragen der eigentlichen Geier sich zu eigen gemacht, wie ein Jagdhund sich verliert, d. h. verdirbt, wie die Jäger sagen, wenn er nicht zur Jagd gebraucht wird. Allein höchst merkwürdig ist diese große Verschiedenheit im Betragen der Lämmergeier jeden Falls. —

Schließlich kann ich mir das Vergnügen nicht versagen, das hier mitzutheilen, was mein Sohn Alfred über den westasiatischen Lämmergeier von den Beduinen, welche ihn sehr gut kennen, erfahren hat. Sie schildern ihn als einen sehr verwegenen Räuber, nennen ihn „el Bubi“, wahrscheinlich von seiner lautpfiffenden Stimme und fürchten ihn sehr. Man läßt die Ziegenherden, welche das größte Besitztum der Wenig besitzenden und begehrenden Wüstenkinder ausmachen, niemals ohne Hirten und erhebt sogleich ein lautes Geschrei, wenn sich ein Geieradler sehen läßt, gerade so, wie es die Spanier zu thun pflegen, wenn sich ein Adler in der Nähe ihrer einsamen Hütten zeigt und die Absicht verräth, ein Huhn wegzunehmen. Die Beduinen, welche mich und meine Gefährten, unter denen sich der Naturforscher Th. v. Heuglin befand, nach

*) Die Eier der europäischen Vögel nach der Natur gemalt von F. W. J. Bädeler Leipzig und Jserlohn. J. Bädeler. II. Heft, pag. 9, Nr. 3.

**) par. Maß.

dem Sinai führten, erzählten mir, daß der „Budi“ unter beständiger Aufsicht gehalten werden müsse, weil er oft wie ein Bliz aus heiterem Himmel unter eine Ziegenherde falle und ein Zicklein mitnehme. Auch den Hasen und Klippfisch liefern — die letzteren kannten sie unter dem Namen „Wabbr“ sehr gut — stelle er eifrig nach; kurz er sei ein sehr bössartiger Vogel.

Der Horst des „Budi“ wurde mit sehr richtig beschrieben. „Sein Haus gründet dieser Räuber und Sohn des Räubers — verdamme Allah ihn und seine Nachkommen! — auf dem Haupte des Gebirges im Bauche einer Höhle. Selten ist der Adamssohn im Stande, seine Burg zu ersteigen; denn gemeiniglich führt kein Weg zu ihr, kann es aber geschehen, dann erblickt man ein sehr großes Bett, welches sich dieser Döswicht aus den Haaren der von ihm erwürgten kleinen Ziegen erbaut hat und darin ein Ei oder zwei Eier; denn der „Budi“ ist so hungrig und gierig, daß er bloß ein Ei oder zwei Eier ausbrütet (während die Steinhühner doch oft fünfzehn legen). — Wahrscheinlich weiß er auch, daß unsere Kinder die Heerden der Ziegen sehr schützen und es ihm schwer werden dürfte, genug Fraß für seine Kinder zu erbeuten. Die Eier sind weißlich, aber mit dem Blute der Thiere, welche er frist, beschmuzt. Ja Herr, so wahr Gott lebt, einen größeren Räuber giebt es nicht.“

So erzählten mir die Beduinen, welche, wie schon bemerkt, vortreffliche Beobachter sind.

Der nacktfüßige Lämmergeier bewohnt die Gebirge Abyssiniens und des Vorgebirges der guten Hoffnung bis zur Höhe von 12000 Fuß. Er ist keinesweges selten und so wenig scheu, daß er dem Reisenden Bruce das Fleisch aus dem Topfe stahl und von Heuglin mit Hühnerschrotten erlegt wurde. Er wird wenig gefürchtet.

Dies und Das.

Die Tombola ist ein Spiel, das einem italienischen Volksfeste, selbst kirchlichem, nicht fehlen darf, wenn es nicht allen Reizes für das Volk entbehren soll. Wer weiß, wie Leidenschaftlich, namentlich wie habgierig der Italiener ist, wird es begreiflich finden, daß ein solches Glücksspiel alle Leidenschaften und Begierden aufstachelt, und einem solchen Auftritte, er finde nun zur Belustigung einer geschlossenen Gesellschaft oder auf öffentlichem Markte Statt, eine Bewegung, ein Leben verleiht, wie es in unserm kälteren Norden niemals dem Auge bezeugt, ohne daß damit gesagt werden soll, daß die genannten Leidenschaften uns abgingen. Die Tombola ist eine Art Lotto mit kurzer Abwicklung des Spiels, welche denen, die sie veranstalten, meist einen erheblichen Gewinn bringt. Es sind zwei bis drei Preise, zwei geringere und einer, der unverhältnismäßig gegen die andern hoch ist — das große Loos. Nun werden bei dem beliebigen Feste Karten zu geringem Preise verkauft, auf denen in drei Reihen je fünf Zahlen oder Ziffern stehen, grade wie bei den Karten des Lotospieles. Sind sie alle untergebracht, so begiant in der festgesetzten Zeit die Ziehung, die „Tombola“ ganz besonders vom Volke genannt, auf dem Markte oder auf irgend welchem geeigneten Plage. Auf einem Balkone oder auch auf einer eigens errichteten Bühne steht ein Beamter. Vor ihm die Urne, worin die Zahlen sind und vor dieser ein beliebiger Mensch, dessen Arme bloß sind, bis in die Nähe der Schulter. Neben diesem steht der Ausrufer der gezogenen Nummern, ein Mensch, der sich durch die Macht seiner Stimme und Lunge auszeichnen muß. Drunten, auf dem Plage, steht Kopf an Kopf, dicht gedrängt des Volkes Menge, in der Linken die Karten, in der Rechten ein Bleistift, um, falls eine der Nummern gerufen würde, diese sogleich zu durchstreichen. Einige Trompetenköpfe oder ein dergleichen Zeichen verkündigen den Beginn. Todtenstille herrscht überall. Jedes Ohr horcht auf die Nummern des Ausrufenden, jedes Auge folgt gierig den Zahlen auf seiner oder seinen Karten. Plötzlich schreit Einer, hält seine Karte hoch und rennt die Stiege hinauf zu dem Beamten, wo die Wichtigkeit, daß seine fünf Zahlen in einer Reihe gezogen worden sind, festgestellt und ihm sodann der niedere Preis oder einer der Niederen eingehändigt wird. Dieß Ereigniß unterbricht die Stille nicht viel. Hin und wieder ein halblaut gemurmelter Fluß, ein Zähneknirschen — dann wird's wieder stille und das Ausrufen geht fort; aber hat Einer alle fünfzehn Nummern seiner Karte besetzt, d. h. sind sie alle herausgenommen, und er hat also den Hauptgewinn zu ziehen, dann ist der höllische Lärm unbeschreiblich. Entsetzliche Flüche, heftigste Bewegungen, Verwünschungen, Wehklagen — kurz jeder Ausbruch geäußter Hoffnung macht sich auf's Rückhaltloseste und Heftigste breit. Der Tumult ist ohrzerreißend, aber bald verläuft sich Volk und Leidenschaft und die Tombola ist vorüber!

Das **Verlassmännlein** ist aus unsern Kalendern noch nicht lange verschwunden, findet sich vielleicht heute noch hier und da. Es zeigte befanntlich die Tage an, an welchen gut Aderlassen war oder nicht. Es stammte aus der Zeit, wo jeder gesunde Mensch, um gesund zu bleiben, meinte, zwei, drei, viermal im Jahre zur Ader lassen zu müssen. Solcher Unfinn ist zu Grabe getragen. Er ruhe in Frieden! Aber der Kalenderaberglaube, der ächt heidnische Aberglaube an gute und böse Tage, spukt noch fort in den Köpfen unfreies Volkes. In manchen Gegenden — ich will sie nicht nennen — sind Dienstag und Freitag gute Tage zum Heirathen und alle Copulationen und Hochzeitzeiten fallen auf diese Tage. Im Norden spielen die sogenannten Jul-Tage der alten Heiden noch eine Rolle. Man denke nur an das „Zulflapp“ in Pommeru! Im Garten-Kalender der Frauen herrscht der lächerlichste, komischste Aberglaube. Am Tage des h. Bonifacius, möglichst um 12 Uhr Mittags, werden die Bohnen gelegt. Die Bohnen werden recht zahlreich in der Schote, wenn sie um 12 Uhr gelegt werden. Bonifacius heißt also nach der Frauenübersezung: Bohnenmacher! Man lache nicht! Ich berichte Thatfachen. Schade, daß wir den Kalender der Chinesen nicht haben, denn dieser gibt bestimmt und genau die Tage an, an denen man sich verheirathen muß, um glücklich zu werden; an denen man eine Seefahrt oder Reise antreten muß, um glückliche Fahrt zu haben und glücklich das Ziel zu erreichen; an denen man eine Schlacht liefern muß, um den Sieg, eine Wittschrift einreichen muß, um das zu gewinnen, was man sucht, und der Gleichen mehr. Das wäre noch Etwas für die Abergläubischen, und so ein Kalender würde — leider! — gewiß um so mehr gekauft, je mehr er Widsinn dieser Art enthielte. Wer mit offenen Augen in das Volksleben geblickt hat, wird das Maß des Aberglaubens in dieser Beziehung kennen und anerkennen, wie viel noch zu thun ist, daß es licht in den Köpfen werde.

Die **künftige Aerndte vorauszubestimmen** ist zu allen Zeiten und an allen Orten eine, wenn auch augenfällig täuschende, dennoch immer wiederkehrende Bestrebung des Landmanns gewesen. Der alte Grieche beobachtete den am frühesten im Jahre blühenden Baum, seinen schon im Januar in Griechenland blühenden Mandelbaum. Seine frühliche, reiche Blüthe war der für untrüglich angesehene Vorbote einer reichen Jahreserndte und die kümmerliche Blüthe der des Gegentheils. Am Rheine und in seinem Flußgebiete, wo der Weinstock gepflegt wird und von seinem Ertrage unendlich viel abhängt, hat der Winzer auch seine Vorboten. Segt der Epheu im Herbst reiche Früchte an, reifen sie gleichzeitig und schön, so wird das für ein Zeichen eines reichlichen und guten Weines gehalten; fallen die Beeren theilweise ab, so fällt die Weinblüthe eben nicht gut aus, auch die Weintraube fällt aus, ja völlig ab und der Gleichen. Ebenso gilt der frühe blühende Holunder als ein sicheres Vorzeichen. Das Ausfallen der einzelnen Blüthchen der Dolde gilt für ein gleiches Vorzeichen der Weinblüthe. Ebenso das gleich- oder ungleichmäßige Reifen der dunkelgefärbten Beeren für die gleichen Ersehnungen bei der Traube. Die Blüthe des gefleckten Aron (*Arum maculatum*), an der befanntlich der Landmann die Repräsentanten der Körnerfrüchte, des Obstes und der Traube entdeckt, ist propheetisches Vorzeichen der Gesamterndte und wird sorgfältig beobachtet, stimmt die Seele trübe oder heiter. Gewiß hat das Volk in andern Gegenden Deutschlands andre Voranzeigen dieser Art. Wie oft auch die Erfahrung diese Zeichen lügenhaft und täuschend erscheinen läßt, es ist schwer, einer vernünftigen Belehrung über die Thorheit solcher prophetischen Dinge Eingang zu verschaffen.

Wasserfälle bilden in allen Ländern der Erde Gegenstände staunender Bewunderung, wenn sie großartig, oder anziehender Theilnahme, wenn sie klein, aber immerhin schön sind. Viele Tausende wandern an den Niagara-Fall in Amerika, zu dem Staubbach, dem Rheinfalle in der Schweiz, zum Trollhätta und andern Wasserfällen des europäischen Nordens. Amerika hat noch manchen großartigen Wasserfall, der es freilich dem Niagara an Größe nicht, wohl aber doch an eigenthümlicher Schönheit gleichthut. Wir nennen die sogenannten Katabaka-Fälle im weißen Fischfluß, wohin allerdings selten der weiße Mann seinen Fuß setzt, es sei denn, daß er ein Biberfänger oder Bärenjäger ist. Die wilden Felsen, über welche der Fluß in stundenweit zu hörendem Donner und Gebräuse sich hinabstürzt, sind 171 englische Fuß hoch. Der Anblick des theilweise in Silberstaub sich ausfließenden Stromes soll noch weit überraschender, fesselnder und schöner sein, als der Fall des Niagara. Dazu trägt gewiß die todähnliche Einsamkeit des Ortes bei; die Menge der starken Wildbäche, die neben dem Stromfalle sich, als dessen dienende Gesellen, hinabstürzen, und das Hauptkauptspiel im Kleinen auf allen Seiten wiederholen; die schroffen Felszacken, welche überall, mit spitzigem Grün oder starrendem Eise bedeckt, hervortreten, und auf denen oft Tannen von ungeheurer Höhe und ebensolchem Umfange stehen, die die Reste von der Erde an bis zum Gipfel verjüngen, und so Pyramiden von großartigster Schönheit bilden; endlich aber die mächtigen Berge, dunkel bewaldet bis zum Gipfel hinauf, und in der späten Jahreszeit von gletscherartig aufgethürmtem Schnee rings umgeben. — Das ist ein neues Schaubild der reichen Natur Nordamerica's, und wenn's einmal recht bekannt ist und die Zugänge weniger mühsam zu überwinden und weniger gefährlich sind, wird Bruder Jonathan und Jac Yankee sich in zahlreichen Schaaeren aufmachen und dorthin wandern, und der langbeinige John Bull wird ihm folgen und nach wenigen Minuten des Anschauens in sein Tagebuch eintragen: „Katabaka-Fälle — dagewesen!“ — dann umkehren und die Reise zurückmachen, um am Falle des Niagara eine ähnliche, geistreiche Darstellung einzutragen, wie er's am Rheinfalle und anderwärts auch gethan hat.

Die Prämie.

Erzählung von Ferdinand Schradet.

Der unheilvolle 30jährige Krieg war zu Ende und hatte Deutschland eine böse Erbschaft hinterlassen; die entlassenen Kriegshorden, an Nichtsthun und gutes Leben gewöhnt, hatten sich aus Mangel an einem ehrlichen Erwerb in waldbreichen Gegenden niedergelassen und machten als Räuberbanden das Land unsicher. So war es in Böhmen, in Oberfranken und Westphalen und auch das Thüringer Waldgebirge sollte von dieser neuen Landplage nicht verschont bleiben. Ein gewisser Hörfelmeier hatte sich an die Spitze einer solchen Bande gestellt und beunruhigte durch seine Verwegenheit die umliegenden Ortschaften, deren Bewohner ohnehin von den Kriegsdrangsalen viel zu leiden gehabt hatten. Bisher war nur der westliche Theil des thüringer Waldes der Schauplatz kühner Räuberthaten gewesen, der östliche Theil, die Gegend von Schwarzburg, Blankenburg u. s. w., war glücklicherweise von den Besuchen dieser Nachtvögel verschont geblieben.

Eines Abends jedoch, als Hans Weniger in seine Wohnung nach Schwarza heimkehrte, trat sein Nachbar Grauwacker zu ihm, machte ein geheimnißvolles Zeichen mit der Hand und sprach halbleise: „Nachbar, Ihr werdet wohlthun, sorgsam Euer Gehöfte zu verschließen, denn der Hörfelmeier soll angefangen haben sein Wesen auch in hiesiger Gegend zu treiben.“

„Das wollte Gott verhüten,“ entgegnete der Heimkehrende, „haben wir doch noch lange zu schaffen, um die durch den Krieg uns verursachten Schäden wieder auszugleichen.“

Drauf schieden die Beiden von einander.

Hans Weniger, ein langer, hagerer Mann in den mittleren Lebensjahren, war einer der thätigsten und bravsten Arbeiter. Sein Beruf war das Brunnen graben und Röhreneinsetzen; in diesem Fache besaß er eine besondere Geschicklichkeit, und er war als ein vorzüglicher Brunnenmeister in der Gegend weit und breit bekannt. Er grub nicht nur die Brunnen, sondern bohrte und fertigte auch selber die Röhren aus schlank gewachsenen Lannen, die er zu diesem Behufe draußen im Walde schlug. Als Gehilfen bediente er sich eines Burschen aus Lichto, welcher bisher im Schacht gearbeitet und sich mancherlei Kenntnisse angeeignet hatte. Beide handhierten stets zusammen und Meister Weniger schätzte den Burschen um so höher, weil er ein fleißiger und gewandter Arbeiter war, auf den er sich in jeder Beziehung verlassen konnte. Die Art der Beschäftigung brachte es mit sich, daß Weniger seine Zeit meist außer dem Hause verbrachte; er war entweder mit dem Brunnenbau in einer der umliegenden Ortschaften beschäftigt, oder er fällte Bäume und bohrte Röhren draußen im Walde. Dabei freute er sich aber allemal, wenn es auf den Feierabend losging und er in sein trautes Dörfchen heimkehren konnte, wo ihn sein liebes Weib und sein einziges Töchterchen freundlich empfingen.

Wie sehr aber Weniger seine Kräfte immer anstrengen mochte, es wollte mit ihm doch nicht recht vorwärts gehen; denn es traten Perioden ein, wo er längere Zeit feurig lag, was namentlich im Winter der Fall war. Der sauer erworbene Verdienst ward dann gewöhnlich wieder zugesezt und so kam es immer nicht an die Tilgung eines auf seinem Hause haftenden Kapitals, das er in Folge der Kriegswirren von seinem Nachbar Grauwacker, einem reichen Bauern, hatte aufnehmen müssen, was ihm zuweilen nicht geringe Sorge machte. War es doch sein einziger Wunsch, sein Eigenthum seinem Kinde einst als ein schuldenfreies Erbe hinterlassen zu können. Weiter konnte es ja ohnehin nichts bekommen.

Bärbchen, erst 17 Jahre alt, war ein schlankes, rothwangiges Mädchen, mit veilschönenblauen Augen und lieblichen Gesichtszügen, auf das die jungen

Burschen wie veressen waren. Auch Traugott, des Vaters fleißiger Gehilfe, ließ keine Gelegenheit vorübergehen, um sich der Jungfrau gefällig zu zeigen und ihre Neigung zu erwerben; zu welchem Beginnen ihn der Vater verblümter Weise schon öfters ermutigt hatte. Weniger hätte es gern gewünscht, daß die jungen Leutchen sich einander genähert hätten und zuletzt ein Pärchen geworden wären, denn er hatte die Ueberzeugung, daß Traugott einst ein Mann werden würde, der um seinen Broderwerb nicht verlegen zu sein brauchte, indem er mit Fleiß und Sparsamkeit eine ungewöhnliche Geschicklichkeit verband. Aber Bärbchen sah mit Geringschätzung auf den schlichten Arbeiter herab und seine Aufmerksamkeiten waren ihr höchst gleichgültig; ihr Sinn stand viel höher, sie dachte nicht daran, sich von einem armen Arbeiter zur Schau herumführen zu lassen. Der junge, biedere Mann fühlte sich durch eine solche Zurücksetzung schwer gekränkt und er benahm sich von nun an dem schönen Bärbchen gegenüber ebenfalls gleichgültig und zurückhaltend, bis er eines Tages von Weniger zu neuem Liebesdienste ermutigt wurde.

Diese Ermuthigungen waren aber nicht nach dem Wunsche seines Weibes Gertrud und der gute Mann wurde deshalb öfters von ihr zurecht gewiesen. „Was soll denn unser Bärbchen mit dem Traugott?“ sprach sie eines Tages. „Er hat nichts und sie hat nichts und so würden sie all' ihr Lebtag ein armes Paar bleiben und sich plagen und schinden müssen, um das liebe Leben zu erhalten. Laß unser Bärbchen gewähren, Hans, sie ist jung und hübsch und wird ihr Glück machen.“

„Nur mag sie nicht über ihren Stand hinaus wollen, das hat noch niemals gut gethan bei einem armen Mädchen,“ entgegnete der verständige Hausvater. „Ich mag ihr an ihrem Glück durchaus nicht hinderlich sein, aber ich habe auch mein Bedenken, wenn ich sie mit den weiten, weißen Blanderärmeln an dem schwarzsammetnen Nieder und dem kurzen, rothen Ländelröckchen einhergehen sehe, eine so vornehme Tracht schickt sich nicht für arme Leute, wie wir sind, die sich ihr Brod mit ihrer Hände Arbeit verdienen müssen. Auch hab' ich wohl bemerkt, daß Andreas, der jüngste von den Söhnen unseres reichen Nachbars Grauwacker, sich mit ihr neckt und herumspast. Was soll das? Erfährt's der Alte, so kriegen wir ihn auf den Hals und es gibt Feindschaft. Darum hät' ich's viel lieber gesehen, wenn Bärbchen sich gegen den wackern Traugott etwas freundlicher benähme. Wenn dieser auch kein baares Geld besitzt, so kann er sich doch auf seiner Hände Fleiß verlassen und das ist mehr werth, als alles Andere.“

Aber wie eindringlich der verständige Mann in diesem Sinne auch sprechen mochte, bei seinem Weibe fand er nur wenig Beachtung. Ihr schmeichelte es gar sehr, daß der reiche Bauerssohn öfters mit Bärbchen tänzelte und heimlich an der Gartenhecke mit ihr zusammen kam. War Bärbchen nicht hübsch? und sollte sie nicht in das Gehößt eines reichen Bauern passen? So dachte das kirr-sichtige Weib und bestärkte das unerfahrene Kind wohl gar noch in der Hoffnung, sich zu bestreben, eines reichen Mannes Frau zu werden. „Wohlstand geht mir über Alles, mein Kind,“ sprach sie eines Tages zu der Tochter. „Lieber möchte ich ein bißchen Liebe weniger, aber nur Wohlstand. Ich kann nicht wollen, daß Du auch ein solches Plagholz werdest, wie Deine Mutter, darum bestrebe Dich, eine gute Barthie zu machen und sieh' hübsch auf Wohlstand, der ersetzt alles Andere tausendfältig. Was hilft Dir zum Beispiel eine schöne Schüssel, wenn darin die Speise mangelt?“

Meister Weniger hätte diesen mütterlichen Rath freilich nicht hören dürfen; er war aber oft tage- ja wochenlang gar nicht zu Hause, und darum folgte Bärbchen auch der Stimme der Mutter, wußte sie doch ohnehin, daß der Vater davon Nichts gewahr werde. Aber er sollte von ihrem Treiben nur zu bald Kunde erhalten. Denn als er eines Abends von der Arbeit heimkehrte, da stand der alte, reiche Grauwacker, mit seinen kurzen Kniehosen und dem rothen Laze,

die Zippelmütze mehr nach dem einen Ohr gerückt und das hölzerne Pfeifchen schmauchend, an der Hausthür und rief ihm zu: „He, Nachbar, wenn Ihr ein Räumchen Zeit habt, so kommt doch ein Augenblickchen herüber. Ich hätte ein paar Worte mit Euch zu sprechen.“

„Das kann sogleich geschehen, Nachbar,“ sprach Weniger, dem das Blut heiß zu Kopfe stieg; denn ihm ahnte fast, was er ihm sagen wollte. Er trat zu ihm.

„Hans,“ sagte der Alte, der in seiner Behändigkeit sich nicht wenig breit machte, „ich habe bemerkt, daß Eure Tochter oft Gelegenheit sucht, sich mit meinem Jüngsten zu schaffen zu machen; sie wirft nach ihm mit Schneebällen, die so schön im Garten blühen, neckt ihn auf unanständige Weise und sucht ihn sogar auf seinen Abendgängen auf. Das darf nicht geduldet werden. Ihr seid wohl verständig genug, einzusehen, daß mein Sohn und Eure Tochter nicht für einander geschaffen sind, und wie leicht bei Nachtzeit vergessen sie über ihren Tändeleien die Thüre zu schließen und ebnen dem Hörfelmeier dadurch die Bahn, uns seinen nächtlichen Besuch zu machen. Warum soll man sich denn solcher Gefahr aussetzen? Ich denke, wir wollen auch ferner gute Nachbarn bleiben. Bei diesen Worten ließ er ihn stehen und ging in sein Gehöft hinein, heftig die Thüre hinter sich zuschlagend.

Meister Weniger biß vor Ingrimme die Zähne zusammen. Er war zwar arm, aber rechtschaffen und nicht frei von einem gewissen Stolze, wie er dem Manne von Ehre geziemt. War er doch stolz auf seine Leistungen, die ihm den Ruf der Geschicklichkeit verschafft hatten. Nicht so heitern Sinnes als sonst betrat er seine Wohnung und auf das freundliche Entgegenkommen von Frau und Tochter erwiderte er diesmal nicht so unbefangen, wie sonst. Auch seine Angehörigen merkten seine Verstimmung und schienen den Grund zu ahnen.

„Was wollte denn der Nachbar Grauwacker von Dir, Hans?“ fragte Gertrud neugierig, nach einer nur flüchtigen Begrüßung.

„Was konnte er anders wollen, als sich darüber beklagen, daß unser Bärbchen seinem Sohne nachlaufe und ihm den Kopf verdrehe, und dabei ließ er mir's recht deutlich merken, daß er ein reicher Mann sei und wir uns wohl vermaßen würden, zu glauben, daß sein Jüngster unsere Tochter heirathen werde. Seht ihr nun die Folgen eurer Kurzsichtigkeit? Aber ich glaube fast, mit diesem Verweis hab' ich eure Thorheit noch nicht gebüßt genug; ich fürchte, ich fürchte, er kündigt uns das Kapital, und dann, gute Nacht, Hans! Niemand wird uns in dieser geldarmen Zeit ein anderes Darlehn borgen, und kommen wir vollends um unser kleines Anwesen, dann wird unser Bärbchen wohl kaum einen armen, viel weniger einen reichen Burtschen zum Manne bekommen. Dahin habt ihr's durch eure Kurzsichtigkeit gebracht! Denn ein Reicher nimmt sie nicht, und ein Armer kann sie nicht gebrauchen, weil sie nicht häuslich genug sich kleidet und auch zur Verrichtung der ländlichen Arbeiten nicht genug angehalten wird. Ich sag' es ja immer, nur nicht über den Stand hinaus sich erheben wollen; das thut nicht gut!“

Während dieses Sermons schäfterte Frau Gertrud ängstlich in der Stube herum und Bärbchen drückte fast mit ihrer Stirn die kleinen Fensterscheiben ein, durch die sie schaute, um den verschämten Blick dem Vater nicht sichtbar werden zu lassen, der schmolgend den Kopf in die Hand gestützt, auf einem Schemel Platz genommen hatte und seinen Gedanken nachhing.

„Nun, Nachbar Grauwacker wird's nicht gleich so ernstlich gemeint haben, Hans,“ nahm endlich Frau Gertrud das Wort. „Du pflegst nur Alles so schlimm aufzunehmen.“

„Wollte Gott, es wär' dem so,“ erwiderte Weniger, indem er sich erhob und sein Handwerkszeug der Reihe nach an der schmucklosen Wand aufhing. „Aber, wenn Bärbchen nicht aufhört, mit dem Nachbarssohne zu liebäugeln, dann

kann meine Befürchtung wohl leicht sich erfüllen. Kennt ihr nicht das Sprichwort: Hochmuth kommt vor dem Falle?"

Die Frau mochte sich getroffen fühlen, sie antwortete nicht weiter auf des Mannes Rede. Es schmolte das Eine hin und das Andere her und es wollte lange nicht mehr zu der früheren Herzlichkeit in dieser Familie kommen. Weniger ging später wieder seinem Berufe nach und warnte bei seinem Fortgehen wiederholt Weib und Kind, von allen hoffärtigen Plänen abzustehen und dem alten Nachbar Grauwacker ja keine Gelegenheit zu weiterer Unzufriedenheit zu geben. Aber kaum hatte der Vater den Rücken gewendet, so pastete Bärbchen den rechten Augenblick ab, um des Andreas ansichtig zu werden, und die Mutter verbot es ihr auch nicht, sondern sie ermahnte sie nur, bei ihren Zusammenkünften mit dem Nachbarssohne vorsichtiger zu sein. Ihr müßt eure Stelldicheins dem Alten nicht sichtbar werden lassen, Bärbchen," sprach die Mutter. "Bin ich doch auch jung gewesen und habe das Treiben der Jugend kennen gelernt. Nachbars Andreas würde sich nicht um Dich kümmern, wenn er Dir nicht ein wenig gut wäre. Aus einem Fünkchen entsteht aber oft eine unverlöschliche Flamme, und was wollte denn der alte Grauwacker dagegen machen, wenn sein Sohn Dich zu seiner Braut erwählte und dem Vater erklärte, daß er nur Dich und keine Andere zum Altar führen wolle? Wär' es denn wohl das erste Mal, daß ein wohlhabender Bursche ein armes Mädchen geheirathet hätte? Dein Vater ist in solchen Dingen ein Griesgram, man muß ihn gehen lassen."

Auf diese Zusprache der Mutter fing das Liebesgetändel unter den beiden jungen Leuten von neuem an. Sie suchten zwar ihre Zusammenkünfte so geheim als möglich zu veranstalten und wählten dazu meistens die Stunden der Nacht, aber der alte Grauwacker, der nun einmal Verdacht geschöpft hatte, beobachtete den Sohn mit scharfen Blicken, und der Gedanke, daß er um die Hand eines armen Mädchens werben könnte, ließ ihn Tag und Nacht kein Auge schließen. So oft der große Hofhund anschlug, stand er auf, schob das kleine Schiebfenster seines Kämmerleins leise zur Seite und lugte mit zurückgehaltenem Athem hinaus in das Dunkel der Nacht, und wenn ihm auch das blöde Auge den Dienst versagte, an dem Knarren von Bärbchens Thür, so wie an dem Geflüster, Geflücher und Gefose der jungen Leuten, merkte er nur zu bald, was die Glocke geschlagen hatte. Er schob das Fenster leise wieder zu und brummte dann ärgerlich in den Bart hinein: „Wartet nur, das soll bald anders werden!"

Als kurz darauf Hans Weniger wieder einmal heimkehrte von seiner Arbeit nach wochenlanger Abwesenheit, da pastete ihn der alte Grauwacker abermals ab und rief ihm zu: „He, Nachbar, erlaubt mir nur ein Wörtchen!" Dem wackern Brunnenmacher trieb eine schlimme Ahnung abermals alles Blut nach dem Antlitz, und als er dem wohlbeleibten Alten nahe getreten war, sagte dieser zu ihm: „Ihr nehmt's nicht übel, Nachbar, ich muß nächstes Jahr bauen und da brauch' ich Geld. Es wird Euch wohl nicht schwer werden, es anderweitig zu leihen?"

Weniger war wie vom Donner gerührt. Obgleich er einen solchen Ausgang gefürchtet hatte, so war ihm die Kündigung jetzt doch überraschend, weil sie ihm ungelegen kam.

„Nun, wenn Ihr das Kapital braucht, Nachbar, dann muß ich doch wohl Rath schaffen. Bei der dreimonatlichen Kündigungsfrist hat es doch wohl sein Bewenden?"

„Ei ja wohl, Nachbar, auch soll es dabei gar nicht auf Tag und Stunde ankommen. Wir kennen uns ja seit Langem und es sei fern von mir, Euch drücken zu wollen.“

Darauf schieden die beiden Männer in nachbarlicher Freundschaft wie immer. Bei einiger Aufmerksamkeit hätte man aber in den Zügen des Einen eine schmerzliche Verzückung wahrnehmen können, während sich in dem Angesicht des Andern eine schalkhafte Schadenfreude spiegelte, als ob er hätte sagen wollen: „Ja, ja,

bemüh' Dich nur, Nachbarchen; aber Geld aufzutreiben dürfte Dir heutzutage doch wohl schwer werden!"

Das wußte auch Weniger; die Bauern vergruben lieber ihr Geld und vertrauten es dem Schutze der Erde an, als daß sie es auf Häuser verborgten, die keine Sicherheit gegen Feuersgefahr boten; denn damals kannte man das Versicherungswesen noch nicht. Und hätten sie ihre Baarschaft im Hause irgendwo verborgen, konnte ihnen da Hörselmeier nicht einmal einen nachlässigen Besuch machen und ihnen ihre Ersparnisse wegnehmen? Schwärmte er mit seiner Bande doch fortwährend in der Waldgegend herum und machte sich bald da, bald dort durch Einbrüche bemerklich, wobei er sich freilich immer nur die Wohlhabendsten unter den Bewohnern aussuchte. In Folge dieser Ausichtslosigkeit betrat daher Weniger auch in tiefer Niedergeschlagenheit seine Wohnung.

"Was hatte denn Nachbar Grauwacker wieder für ein Anliegen, Hans?" fragte ihn die Gattin.

"Er hat mir das Kapital gekündigt!" erwiderte er verdrüsslich. "Ich habe mir immer gedacht, daß das so kommen würde. Siehst Du, Gertrud, das sind die Folgen von Deiner Leichtfertigkeit und von Bärbchens Eitelkeit, die ihr Auge auf den Jüngsten unseres reichen Nachbarn geworfen hatte. Nun werdet ihr wohl zur Erkenntniß kommen, denn es ist nicht abzusehen, von wo ein anderes Kapital hergenommen werden soll, wenn es nicht durch ein Wunder geschieht. Aber es gibt Leute, die immer erst durch Schaden klug werden müssen, und unter diejenigen scheinst Du mit Bärbchen auch zu zählen."

"Nun, es sind ja noch drei Monate bis zur Zahlung, und da wird sich schon ein anderes Kapital aufreiben lassen," meinte Frau Gertrud.

"Wenn es nun aber doch nicht möglich wäre, was dann?" fragte in gereiztem Tone Weniger. "Würden wir nicht unser Eigenthum zum Verstrich kommen sehen und würden wir dann nicht als Miether ein Unterkommen suchen müssen? Dann würden doch die Nachbarn und guten Freunde was zu reden haben, und um Bärbchen würde sich vollends kein anständiger Burfche mehr kümmern. Den Traugott habt ihr ohnehin schon verschucht, kann ich doch den Burfchen nicht mehr dahin bringen, mit in unsere Wohnung zu kommen."

"Unserem Bärbchen steht der Sinn nun einmal hoch, so laß sie doch, wenn sie glaubt, einen reichen Mann zu bekommen!" entgegnete Frau Gertrud.

Weniger wollte dies aber nicht gelten lassen; bei ihm galt der Spruch: „Schuster, bleib' bei deinem Leisten“, und er war daher nicht wenig aufgebracht über das hoffärtige Wesen, das in seiner Familie Eingang gefunden hatte. Aber sein Zorn legte sich augenblicklich wieder, als Bärbchens reizende Gestalt in das Zimmer trat, denn er liebte sein einziges Kind und konnte sich's nicht verhehlen, daß es mit jedem Tage hübscher wurde.

Das Mädchen begrüßte den Vater freundlich und suchte durch sanftes Streicheln mit ihren zarten Händen die Wolken zu verschuchen, welche sich auf seiner Stirn aufgethürmt hatten. Kannte sie doch den Vorgang mit dem Nachbar nicht.

Weniger's Blicke ruhten zwar mit Wohlgefallen auf dem rothwangigen Kinde, aber die ihm gewordene Kündigung des Kapitals lastete ihm zentnerschwer auf dem Herzen und vergällte ihm jede Lust und jede Freude.

"Durch Dein Tändeln mit Nachbarn Andreas hast Du mir ein schweres Unheil bereitet, Bärbchen," sprach endlich der Vater. "Das Alles würde nicht geschehen sein, wenn Du mehr an Traugott gehalten und seine Aufmerksamkeiten besser beachtet hättest. Er ist eine treue Seele, ist wacker in seinem Geschäft und wäre ganz der Mann für Dich. Ich könnte morgen aus der Welt scheiden, er versteht das Brunnenmachen so gut wie ich, und ihr beide, Du und Deine Mutter, würdet eine zuverlässige Stütze an ihm haben."

Aber Bärbchen senkte das Köpfcgen und schwieg, da schwieg der Vater auch;

denn es lag nicht in seiner Absicht, sein Kind zu betrüben, und so wurde diese Sache nicht weiter berührt.

Weniger aber ging seitdem herum wie ein Träumender. Es verging Woche um Woche, Monat um Monat, alle Bemühungen, ein anderes Kapital aufzutreiben, waren umsonst gewesen. Der Gedanke, sein Eigenthum und väterliches Erbe möglicherweise zu verlieren, war ihm schrecklich. Lieber hätte er sterben mögen. Nur die eine Freude hatte er, zu sehen, daß Bärbchen das dem Vater zugefügte Leid dadurch zu mindern suchte, daß sie freundlicher gegen Traugott sich benahm, und jede Annäherung an den Nachbarnssohn um seines eigensinnigen Vaters willen, sorgsam vermied. Durch die Scheiben des Fensters schaute ihr der arme Bursche oft traurig nach; seine sonst blühenden Wangen bleichte der Gram.

Die Zeit, in welcher das Kapital geschafft werden sollte, war bald verflossen und noch war keine Aussicht vorhanden, ein anderes aufzutreiben. Es war im Hochsommer; Weniger war mit Traugott im Tännig mit Baumfällen und Röhrenbohren beschäftigt und wünschte, daß ihm das Mittagessen hinausgebracht werde, denn das Tännig war kaum ein halbes Stündchen von Schwarzgarten entfernt. Bärbchen entschloß sich auf Zureden der Mutter zu dem Gange. „Der Vater wird sich freuen, schon um Traugott willen, wenn Du das Mittagbrod hinausbringst,“ sagte die Mutter.

Sauber gekleidet, nahm die Jungfrau das Geschirr mit dem Essen und trollte dem Walde zu. Am Waldsaume entlang führte ein fahrbarer Weg; als sie diesen überschreiten wollte, ritt ein stattlicher junger Jägersmann vorüber, der sehr vornehm gekleidet war und dem zu Rosß ein Diener folgte, welcher ein Federspiel auf der Hand trug. Der junge Edelmann — denn das schien er — grüßte freundlich die Jungfrau und fragte sie, ob dies der Weg sei, der nach Schwarzburg führe?

„Wohl ist dies der rechte Weg,“ bemerkte Bärbchen, „reitet nur gerade fort und Ihr könnt das Ziel nicht fehlen.“

„Danke Dir, mein Kind. Aber wo willst Du denn hin so mutterserkeln allein?“

„Ich will meinem Vater das Mittagessen in den Wald bringen, wo er arbeitet.“

„Und da fürchtest Du Dich nicht so allein?“

„Es ist ja nicht weit, ich kann schon fast seine Stimme vernehmen. Und vor wem sollt' ich mich auch fürchten, die Gegend hier herum ist am Tage immer belebt.“

„Und wohl auch des Nachts? Treibt denn der Hörselmeier nicht auch sein Wesen in diesem Waldestheile?“

„Davon hab' ich nur wenig gehört. Am Tage wird er sich wohl hüten sichtbar zu werden und des Abends verlasse ich mein Stübchen nicht, darum kann ich auch nicht wissen, was da außerhalb vorgeht.“

Der Reitermann grüßte die Jungfrau noch einmal nach ritterlicher Sitte und sein Rosß trug ihn schnell hinweg. Bärbchen schaute einige Mal nach der Richtung hin und erreichte bald darauf das Tännig, wo sie den Vater und Traugott noch bei der Arbeit traf. Sie war den beiden arbeitsamen Leuten eine willkommene Erscheinung; denn wer im Freien arbeitet, dem verstärkt die Luft und die Bewegung den Appetit. Man machte sich sogleich über das Mittagbrod her und verzehrte es unter mancherlei Gesprächen, an welchen auch Bärbchen Theil nahm. Darauf packte sie das Geschirr wieder zusammen, um den Rückweg anzutreten. „Bei so schönen Wetter kannst Du uns das Mittagbrod immer herausbringen, so lange wir hier beschäftigt sind,“ sprach der Vater, „ist es doch, als ob es uns, von Dir gereicht, vortrefflicher munde. Nicht wahr, Traugott?“

Dieser bejahte es mit freundlichen Worten, das Mädchen lachte und verabschiedete sich. „Ihr kommt doch nicht sehr spät heim?“ fragte sie.

„Wenn's anfängt mit dunkeln, mein Kind. Wir müssen uns sputen, daß wir etwas vor uns bringen,“ entgegnete der Vater.

Darauf verschwand das Mädchen mit dem Geschirr hinter Gebüsch.

„Es ist doch ein liebliches Kind, das Bärbchen,“ sagte Weniger. „Sieh nur zu, daß Du sie an Dich fesselst, Traugott; ich möchte sie Dir am liebsten gönnen, und ich bin im Herzen froh, daß das Verhältniß mit Grauwacker's Jüngstem sich aufgelöst hat; es war nicht Ihresgleichen und sie würde in jenem Hause nie für gut gehalten worden sein; denn arm und reich paßt nun einmal nicht zusammen.“

Mittlerweile war Bärbchen wieder an die Stelle gekommen, wo der junge Rittermann ihr begegnet war. Sie schaute längs des Weges mit neugierigen Blicken, gleichsam als ob in ihrem Innern der Wunsch aufgetaucht sei, daß ihr diese angenehme Erscheinung abermals begegnen möchte. Aber sie sah ihn nicht mehr und sie schlug die Richtung nach ihrer Wohnung ein.

Es war das Erste, was Bärbchen ihrer Mutter erzählte, daß sie einem jungen, hübschen Reitermann in Jagdkleidern begegnet sei, der sie gefragt habe, ob er auf dem rechten Wege nach Schwarzburg sei.

„Er kam doch zum Besuch des Grafen,“ sagte die Mutter. „Das ist dort nichts Seltenes.“

Bärbchen sprach noch viel und lange von dem fremden Reitermann und man sah, daß er ausschließlich ihren Geist beschäftigte.

„Laß nur Traugott und dem Vater nichts merken von dem Begegnen des jungen Ritters,“ warnte die Mutter, „sie legen sonst gleich dem zufälligen Zusammentreffen etwas Absichtliches unter, und wer weiß, ob Du wieder nach dem Walde gehen dürftest.“

„Ich soll dem Vater immer das Mittagbrod hinausbringen, so lange er in dem Walde arbeitet. Ich gehe den Weg gern, vielleicht begegnet mir der junge Reitermann wieder.“

Das junge Mädchen war wie begeistert von der Erscheinung des vornehmen Ritters. An Traugott, den jungen, fleißigen Burschen, der ihr mit so großer Liebe anhing, dachte sie wohl kaum.

So verging der Tag und als am Abend Meister Weniger heimkehrte, brachte er die Nachricht von mehreren nächtlichen Einbrüchen des Hirsfelmeier mit, wie ihm von den Waldarbeitern, mit denen er zusammengetroffen, mitgetheilt worden war. Die Regierung von Rudolstadt setzte einen ansehnlichen Preis auf seine Habhaftverbundung.

„Wenn nur unsere Gegend erst diese Landplage los wäre,“ fügte Weniger hinzu.

„Jeder Besizende kann sich nur mit Zittern und Zagen der Ruhe hingeben, muß er doch immer gewärtig sein, während der Nacht seines Eigenthums beraubt und wohl gar des Lebens gefährdet zu werden.“

„Nun, es ist noch nicht aller Tage Abend,“ meinte Gertrud. „Wie leicht kann es geschehen, daß der Bösewicht einmal in die unrecten Hände fällt und gefangen genommen wird. Geht der Krug doch nur immer so lange zu Wasser, bis er zerbricht.“

„Das muß doch ein recht böser Mensch sein, der Hirsfelmeier,“ sagte Bärbchen, „da er soviel Unheil anrichtet. Ich wünschte selber, daß man ihn finge, denn ich wäre des Todes, wenn er mir einmal auf dem Wege nach dem Walde begegnete. Wie sieht er denn eigentlich aus?“

„Niemand kann eine Beschreibung von ihm geben,“ entgegnete der Vater, „er ist gleichsam ein fabelhaftes Wesen. Man glaubt, daß er sich an dem Räuberhandwerk selber gar nicht theiligt, sondern das seinen Leuten überlasse, die sehr zahlreich sein mögen.“

Man sprach noch eine Zeit lang über diesen Gegenstand, dann begab man sich zur Ruhe.

Der folgende Tag traf Weniger und Traugott wieder im Walde, und Bärbchen trug ihnen wieder das Mittagbrod zu. Sie ordnete sorgsam das Haar und strich die Kleider, denn sie mochte denken, es begegne ihr der junge Reitermann wieder.

Am Waldsäume angekommen, schaute Bärbchen nach rechts und links sich um, sie sah aber Niemanden, und sie war heut einsilbiger gegen den Vater und Traugott, als sie das Mittagbrod brachte. Auch der Vater war einsilbig, er sagte dem Mädchen nur, daß er nicht gleich nach dem Feierabend heimkäme; er wolle 'mal einen Gang 'über nach Bucha machen. Bärbchen wartete, bis das Geschirr leer war, dann trat sie den Rückweg wieder an.

„Soll ich Dich durch den Wald begleiten, Bärbchen,“ fragte Traugott, „wenn Du Dich etwa fürchtest?“

„Bemühe Dich nicht, ich habe ja herwärts auch allein gehen müssen und mich nicht gefürchtet.“ Und ohne wieder ein Wort zu sagen, nahm sie den Korb mit dem Geschirr und trollte fort. Je näher sie dem Ausgange des Waldes kam, desto lebhafter dachte sie wieder an den fremden Reitermann von gestern, der ihr so wohl gefallen hatte. Horch! knisterte es jetzt nicht? Erschrocken blieb Bärbchen stehen und lauschte. Es war Alles wieder still, wahrscheinlich war eine Samenkapsel von einer der schlanken Tannen gefallen. Sie schritt dem Waldsäume zu, blickte aber oft um sich, wie ein scheues Reh. Plötzlich stand sie wie an den Boden festgebannt; denn dicht am Ausgange des Waldes trat hinter einem Baume der vornehme Reitermann auf sie zu. Er war diesmal zu Fuß.

„Ei, sieh da, welch' ein glücklicher Zufall läßt mich Dir wieder begegnen, schöne Jungfrau!“ sagte der Fremde. „Ich danke Dir für die freundliche Berichtigung des Weges nach Schwarzburg und wünsche, Dir auf andere Weise gefällig sein zu können.“

Der jugendliche Fremde faßte Bärbchen's Hand und drückte einen sanften Kuß auf dieselbe. Auch kniff er sie in die Wangen und sagte ihr allerlei Schmeicheleien. Die Jungfrau bemühte sich scheinbar, ihre Hand der seinigen zu entziehen und sich von ihm abzuwenden. „Laßt mich,“ bat sie, „es könnte Jemand kommen, dann käm' ich in's Gerede, wenn man sähe, daß ein so vornehmer Herr mit mir spräche.“

„Ei, wer soll denn an diese einsame Stelle kommen? Bleibe, ich bin Dir auch recht gut, Du bist ganz die Jungfrau, wie ich sie mir immer wachend und träumend gewünscht habe. Aber Du liebst wohl schon?“

„Was kann euch denn das interessiren! Ihr treibt ja doch nur mit einem so armen Mädchen Euren Scherz.“

„Nein, wahrhaftig, mein Kind, ich bin Dir von Herzen gut, Deine freundliche Erscheinung gefiel mir schon gestern und ich bin deshalb hergekommen, um Deiner abermals ansichtig zu werden. Das Glück hat mich begünstigt. Willst Du mich heirathen?“

Bärbchen, das die im Scherz gesprochenen Worte auch nur für Scherz aufnahm, brach in ein lautes Lachen aus. „Da müßt Ihr den Vater fragen,“ entgegnete sie, „ob der seine Einwilligung geben wolle.“

„Wann kommt denn Dein Vater nach Hause?“

„Das wird heute Abend spät werden,“ versetzte das Mädchen immer noch lachend, „er hat in Bucha drüben nach dem Feierabend noch ein Geschäft abzumachen und da dürftest er sich wohl längere Zeit aufhalten, so daß es für diesmal wohl zu spät werden dürftest, um das Jawort zu unserer Verheirathung zu erlangen. Drum lebt wohl und kommt ein andermal!“

Mit diesen Worten eilte Bärbchen schäfernd und flüchtigen Fußes davon.

„Ich komme, mein Kind!“ rief ihr der Fremde noch nach, und entfernte sich ebenfalls.

Bärbchen erzählte der Mutter das Begegniß mit dem Fremden, denn vor ihr hatte sie kein Geheimniß; sie berichtete ihr auch den scherzhaften Wortwechsel, und daß er noch im Fortgehen versprochen habe, zu kommen.

„Laß nur den Vater und Traugott nichts merken, daß nicht wieder so viel Aufhebens darüber gemacht wird, wie mit dem Zusammentreffen mit Grauwacker's Jüngstem. Der arme Bursche hat doch wohl ernste und brave Absichten gehabt; er verzehrt sich gleichsam, seitdem das Verhältniß aufgelöst ist. Als ob es eine Sünde wäre, wenn ein reicher Bursche ein armes Mädchen zur Liebsten sich wählt!“ seufzte die Frau Gertrud.

Sie sprachen noch längere Zeit über den Vorfall und so kam der Abend herbei.

Traugott kehrte von der Arbeit heim, der Meister aber war hinüber nach Bucha gegangen, wo ihm Hoffnung zu einem Darlehn gemacht worden war.

„Wenn es ihm doch nur einmal glückte,“ sagte die Hausfrau, „daß der Zweifel und die Unruhe einmal ein Ende hätten in unserer Familie.“

Man mußte, daß Meister Weniger nicht frühzeitig heimkommen würde; er plauderte gern, wenn sich die Gelegenheit bot, und es kam ihm dann gar nicht darauf an, zu welcher Stunde er heimkehren würde. Des Morgens war er doch wieder auf dem Damme, um an die Arbeit zu gehen. Traugott hatte sich zu Bett begeben, Mutter und Tochter aber waren wach geblieben, um den Vater zu erwarten.

„Es ist eine üble Gewohnheit von dem Vater, so spät heim zu gehen, da er doch weiß, wie unsicher die Gegend jetzt ist,“ sagte Frau Gertrud. „Er sagt zwar, der Hörselmeier vergriff sich nicht an armen Arbeitern, aber man ängstigt sich doch.“

Bärbchen bejahte das, aber wenn man sie hätte beobachten können, würde man gesehen haben, daß ihre Gedanken mit ganz andern Dingen sich beschäftigten. Sie dachte ohne Zweifel an den vornehmen Fremden, der ihr nun schon zweimal am Walbsaume begegnet war. Beide waren zuletzt, als Mitternacht immer näher rückte, auf ihren Sitzen ebenfalls eingeschlummert.

Endlich weckte sie ein Poltern. „Faßt Euch nur an mir an, damit Ihr den Weg findet,“ hörte man sagen. Frau Gertrud zündete noch halb schlafes-trunken das Lämpchen an und stieß Bärbchen sanft an, damit sie erwache, denn der Vater brachte sicherlich einen Gast mit.

So war es auch. Eben trat Weniger mit einem Fremden in das Stübchen. „Ich bringe euch einen Gast, der sich draußen verirrt hatte, und der in der Nacht ohne Führer den Weg nach Schwarzburg gewiß nicht gefunden haben würde.“

„Ich bedauere nur, guten Leute, daß ich euch so spät noch solche Störung verurfache,“ sprach der Fremde, dem ein gewisses vornehmes Wesen eigen war.

Bärbchen war bei dem Anblick des Fremden aufgesprungen und verließ mit der Mutter das Stübchen. „Mutter, Mutter!“ rief sie draußen derselben hastig zu, „wenn der Fremde keinen Bart hätte, möchte ich behaupten, es sei der Jägersmann, der mir im Walde begegnet ist. Der Wuchs, die Sprache, das Benehmen, Alles war genau so bei dem Jägersmann, nur einen Bart hatte er nicht, und der kann ihm doch in den paar Stunden nicht gewachsen sein.“

„Man kann sich auch falsche Bärte machen, Bärbchen,“ sagte die Mutter. „Auffällig bleibt es immer, daß ein Fremder noch heute Abend bei uns einkehrt, was noch nie geschehen ist. Geh' Du in Dein Bett, ich werde den Fremden beobachten und ihn auszuforschen suchen.“

Frau Gertrud machte Anstalten, um dem fremden Gaste eine Lagerstätte zu bereiten, während Meister Weniger mit demselben sich vertraulich unterhielt.

„Ihr habt wohl Euer gutes Auskommen, lieber Mann?“ fragte der Fremde.

„An Arbeit fehlt es mir Gott sei Dank nicht, aber auch an Sorgen und

Kümmernissen hat es keinen Mangel. Ich war eben nach dem Feierabend in einer Angelegenheit, die mir viel schlaflose Nächte macht, 'nüber in's Nachbardorf gegangen. Wenn das nicht gewesen wäre, säßet Ihr wahrscheinlich noch draussen auf dem Steingelüst und wartetet vergebens auf einen Menschen, um Euch zu recht zu weisen."

"Gewiß; darum dank' ich auch dem glücklichen Zufalle, der Euch zu mir führte und mich in seinen Schutz nahm. Was war es denn für eine Angelegenheit, die Euch so spät noch den weiten Weg zu machen geboht?"

"Ich habe ein Kapital von dem Nachbar auf dem Hause, das er mir aus Aerger und Verdruss gekündigt hat, weil mein Bärbchen sich einigemal mit seinem Jüngsten gespaßt hatte. Er ist reich und wir sind arm, darin liegt das ganze Geheimniß. Nun hab' ich mir schon alle Mühe gegeben, ein anderes Kapital aufzutreiben, es will mir aber in der geldarmen Zeit nicht gelingen, und ich werde es wohl erleben müssen, mein theures, väterliches Erbe zum gerichtlichen Verkauf kommen zu lassen."

"Wie stark ist denn das Kapital, das Ihr braucht?"

"Zweihundert Gulden."

"Will sich denn der Gläubiger durchaus nicht bestimmen lassen, Euch eine längere Frist zu geben?"

"Eher läßt sich ein Stein bewegen, als das Herz des reichen Brauwaders, und daran ist blos die Liebelei seines Jüngsten mit meinem Kinde schuld. Der Alte braucht das Geld nicht, er will mir blos einen Poffen spielen und vielleicht mein Besitzthum für ein Spottgeld an sich bringen."

"Da Ihr nur eine so unbedeutende Summe bedürft, lieber Mann, so wünschte ich nicht, Euch länger in Unruhe zu wissen; ich werde sie Euch vorstrecken, und könnte ich ja über zweihundert Gulden nicht augenblicklich verfügen, so würde es bei dem Grafen von Schwarzburg, unserm gnädigen Gebieter, dessen Gast ich bin, gewiß nur eines Wortes bedürfen, um Euch eine so mäßige Summe zu leihen. War er doch immer ein Helfer und Beschützer der Bedrängten. Wann muß denn das Geld zurückgezahlt werden?"

"In einigen Tagen schon ist die Kündigungsfrist abgelaufen."

"Gut, Ihr sollt das Darlehn haben. Macht Euch von nun an keine Sorgen weiter. Ich freue mich, Euch für Eure gastliche Aufnahme eine so kleine Gefälligkeit erweisen zu können. Hätte mir nicht ein Unglück begegnen können, in dunkler Nacht, wenn Euch der Himmel nicht zu mir geführt hätte?"

"Ach Gott, wie gütig Ihr doch seid. Da kann man sehen, wie wunderbar Gott die Seinen führt! Drei Monate lang habe ich mich nun schon mit Sorgen und Kümmernissen herumgeschlagen, Land und Leute habe ich schon aufgeboden, und es war Alles umsonst. Jetzt, wo die Frist ziemlich abgelaufen ist, sendet der ewige Weltenregierer seinen Engel in mein Haus und es wird mir Hilfe zugesagt. Ich danke Euch viel tausendmal für Eure Zusicherung, Ihr habt eine große Last von mir genommen!"

"Nun, so mag Euch die Freude eine gute Nacht gewähren," sprach der Fremde; "begebt Euch zur Ruhe, Ihr werdet ermüdet sein von des Tages Last und Hitze. Für mich hat, wie ich sehe, Eure Hausfrau schon auf das Beste gesorgt!"

Frau Gertrud hatte in der That dem Fremden auf einer hölzernen Bank, welche längs der Wand hinlief, ein bequemes Lager bereitet, so gut sich's in der Eile eben hatte herstellen lassen. Weniger rückte noch die Kissen etwas zurecht, wünschte dann dem Gaste eine angenehme Ruhe und begab sich in das gemeinschaftliche Schlafgemach zu den Seinen, welches aus einer Kammer am Vorsaale bestand.

Er glaubte Weib und Tochter schon in tiefem Schlaf versunken. Das ungewöhnliche Ereigniß hatte aber Beide wach erhalten.

"Freut euch mit mir, ihr Lieben," sagte er, während er die Kleider ablegte,

„unser Sorgen haben nun ein Ende gefunden. Der fremde Gast wird mit das Darlehn vorstrecken.“

„Gott sei's gedankt, daß die Noth endlich aufhört! Wer ist denn der Fremde, Hans?“ fragte die Gattin, „und wie hat er sich denn zu Dir gefunden?“

„Ich weiß nicht, wer er ist. Ich fand ihn draußen auf einem Stein sitzen, und wie er mir sagte, hätte er von Rudolstadt nach Schwarzburg reiten wollen, das Pferd sei aber scheu geworden und habe ihn abgeworfen. Ueber dem Suchen des Pferdes habe er den Weg verloren und um nicht in der Irre herumzulaufen, habe er sich niedergesetzt, entschlossen, das Morgengrauen abzuwarten, um dann die richtige Fährte einzuschlagen. Mittlerweile kam ich des Weges daher, und nachdem ich von dem Fremden erfahren, wie es um ihn stand, habe ich ihm ein Obdach in unserer Wohnung angeboten. Mir war's ja nur, daß er nicht Schaden leiden sollte. Wie leicht hätte er in die Hände des Hörfelmeier fallen können, dessen Bande in unserer Gegend herumschwärmten, Einbrüche begeht und friedliche Wanderer anfällt. Auch drüben in Dreilipp haben sie ihr Handwerk versucht und einem Hofbesitzer seine ganze Baarschaft, sowie Hühner und Gänse mit fortgenommen. Ich erblicke in dem seltsamen Zufalle eine Schickung Gottes. Der Fremde ist für mich ein Himmelsbote, darum schlaf hübsch ohne Sorgen, damit wir ihn morgen früh mit einem Imbiß bewirthen können.“

Die Freude hatte Meister Weniger ebensowenig ruhig schlafen lassen, als seine Tochter Barbara die Neugier, ob der fremde Gast wohl derselbe vornehme Jägersmann sei, den sie zu Mittag im Walde gesprochen hatte. Sie vernahmen mehrmals ein Gepolter im Nachbarhause und glaubten, dem Grauwader sei ein Pferd krank geworden. Der Morgen begann kaum sein graues Licht zum Fenster herein zu werfen, als Weniger und seine Haushebe sich von ihrem Lager erhoben, um dem Fremden ein einfaches Frühstück zu bereiten. Sie wollten den Gast nicht im Schlafe stören, und schlüpfen auf den Fußzehen in die Wohnstube. Aber als sie eintraten fanden sie ihn schon völlig angekleidet und zum Gehen bereit.

„Ei, so früh schon auf den Beinen, Herr!“ sprach Weniger verwundert nach einem Morgengruß.

„Ich bin gewöhnt, früh aufzusteigen und wäre schon längst hinaus in's Freie, wenn ich's für schicklich gehalten hätte, so ohne Dank und Gruß zu scheiden.“

„Wollt Ihr nicht etwas Warmes erst genießen?“

Der Fremde lehnte das Dargebotene freundlich ab. Er dankte für die gastliche Aufnahme und verabschiedete sich. Im Fortgehen stieß er draußen im Vorsaale auf Traugott, welchen der Lärm ebenfalls zeitiger als gewöhnlich nach gerufen hatte und welcher den Herrn mit großen Augen betrachtete. Auch Bärbechen hatte leise ihre Kammerthür einige Fingerbreit geöffnet, um noch einen Blick auf den scheidenden Fremden werfen zu können. Ihn begleitete Meister Weniger die Treppe hinab. Er dankte dem Fremden, daß er seinem Hause die Ehre angethan und durch seine Zusage wieder Glück und Frieden in die Familie gebracht habe. „Ich kann mich doch auf Euer Wort verlassen, guter Herr?“ fragte der Hauswirth.

Der Fremde gab ihm wiederholt die Versicherung, daß er ihm das gewünschte Darlehn geben werde.

Hocherfreut rief da Weniger: „Nun gewährt mir nur noch die eine Bitte und sagt mir Euren Namen, damit ich weiß, wen ich beherbergt habe.“

„Ich heiße Graf Hans von Greußen,“ entgegnete der Fremde, „und bin zu Besuch bei meinem Vetter, dem Grafen von Schwarzburg.“

Weniger war ganz erstaunt, als er den Fremden seinen Namen nennen hörte. Dieser aber empfahl sich und schritt eilig durch die einsame Gasse des Dorfes.

Der Meister schaute ihm nach, bis er um eine Ecke bog und aus dem Gesichts-
kreise verschwand; darauf konnte er nicht schnell genug die Treppe hinaufkommen.

„Wißt ihr, Kinder, wen wir schlichten Leute beherbergt haben? Einen
Edelmann, den Grafen Hans von Greußen! Na, nun glaub' ich's, daß mir ge-
holfen wird.“

„Daß er ein wohlhabender Mann sein mußte, hat er dadurch bewiesen,
daß er ein Goldstück dort in's Fenster gelegt hatte,“ versetzte Frau Gertrud,
und Bärbchen brachte es dem Vater.

„Sieh nur,“ sagte sie, „wie es so schön glänzt!“

Weniger nahm das Goldstück, betrachtete es wohlgefällig und zeigte es dann
auch seinem Gehilfen, welcher schweigend dageessen und nur aus den zusammen-
hangslosen Worten die Vermuthung geschöpft hatte, daß der Fremde hier über-
nachtet habe. Der Anblick desselben hatte ihn stufig gemacht.

„Damit hat er Eure Mühe reichlich bezahlt,“ sprach Traugott das Goldstück
zurückgebend.

„Ja wohl! Ja wohl! Er hätt' es nicht thun sollen,“ entgegnete Weniger.
„Sein Versprechen, mir zu helfen, ist mir tausendmal mehr werth, als dies Ge-
schenk. Doch wir wollen es zum Andenken hübsch aufbewahren. Thu's in Deinen
Brauttschaz, Bärbchen, ich will Dir es schenken!“

„Ei, dann dank' ich schön!“ sprach das Mädchen, das sich an dem blanken
Goldstück gar nicht satt sehen konnte.

„Du mußt uns aber auch das Mittagessen wieder nach dem Walde bringen,
mein Kind.“

„Ei, gar gern, lieber Vater,“ sagte Bärbchen.

Mittlerweile waren die beiden Mannsleute mit ihrem Anzug fertig ge-
worden und hatten einen kleinen Imbiß zu sich genommen. Sie hingen ihr Ar-
beitszeug über und traten den Gang nach dem Walde an.

Als Weniger seine Haushür hinter sich schloß, sah er den alten Grau-
wacker am Fenster gucken und rief ihm einen Morgengruß zu.

„Ge, Nachbar, nur ein Wörtchen erlaubt mir!“ rief der Alte.

Weniger trat näher an ihm heran, neugierig, was er wohl von ihm
wollen könne.

„Habt Ihr denn diese Nacht nichts vernommen, ein Geräusch oder sonst
etwas? Denkt Euch nur, wir sind all' unserer Baarschaft beraubt worden! Ge-
wis ist es kein Anderer, als Hörselmeier gewesen! Daß auch diese Landplage
noch über uns kommen mußte nach so furchtbaren Kriegsdrangsalen! Meine
Leute sind eben fort nach der Stadt und zeigen das Geschehene der Behörde an.
Ich sag' Euch, man hat uns rein ausgeplündert. Der Teufel mag wissen, wie
sie den Versteck unserer Baarschaft haben ausmitteln können. Ich kann doch
drauf rechnen, daß Ihr Eure Schuld pünktlich abtraget?“

„Mit dem Tage, guter Nachbar. Ich hab' es endlich aufgetrieben.“

„Schon gut! Schon gut! Nachbar! Ich beanspruche es auch nicht früher.
Ich wollte Euch nur sagen, daß ich das Geld nun nöthiger brauche, als es
sonst der Fall gewesen wäre. Ja, seht Ihr, Nachbar, uns betrifft alles Unglück.
Auch das bißchen Geld mußte uns noch gestohlen werden!“

„Nun, vielleicht erlangt Ihr's wieder,“ sprach Weniger. „Einmal müssen
die Spitzbuben doch ertappt werden!“ Er grüßte und ging, um seinen Ge-
hilfen zu erreichen, der langsam vorausgegangen war. Nach einem Weilchen
hatte er ihn eingeholt.

„Unserm Nachbar Grauwacker hat Hörselmeier einen nächtlichen Besuch ab-
gestattet und alles Geld mit fortgenommen,“ sagte Weniger. „Da bin ich doch
glücklicher gewesen mit meinem Gast, der hat mir das Herz leicht gemacht und
auch noch ein Goldstück zurückgelassen zur Belohnung. Der Tausend! der Tau-
send! daß auch noch ein Graf in meiner armfälligen Wohnung sein Nachtquartier
nehmen mußte!“

„Nun, ich will Euch zwar Euren beglückenden Gedanken nicht rauben, Meister,“ entgegnete der Bursche, „aber der sah mir auch nicht recht aus wie ein Graf. Mir wurde es ganz unheimlich, als ich mit ihm auf dem Vorssaale zusammenstieß, und man sagt immer, der erste Eindruck sei der rechte.“

„Du warst noch verschlafen und erschrockt, so unerwartet einem fremden Gesicht zu begegnen. Was hättest Du denn sonst an dem jungen, gewandten Manne auszu sehen?“

„Nichts, gar nichts weiter, als was ich Euch gesagt habe.“

Die Bemerkung des Burschen schien den Meister etwas verdrießlich gemacht zu haben; er schwieg und Traugott schwieg auch. So erreichten sie Beide den Arbeitsplatz im Walde. Dort ging jeder an seine Arbeit, und es gab nun keine Zeit mehr zu plaudern. Die Arbeit wollte gar nicht so recht von Händen gehen an diesem Tage, auch zerbrach ein Bohrer, der nöthig gebraucht wurde.

„Das Mädel kann einen andern herausbringen, wir wollen's ihm sagen, wenn es das Mittagessen bringt,“ sagte Weniger.

Die Mittagstunde kam, Bärbchen brachte das Essen.

„Das ist ein schöner Spektakel heute im Dorfe,“ sagte sie, „Stadtsołbaten und Polizeiknechte erschienen in Menge, zogen dahin und dorthin, aber herausgebracht haben sie nichts. Ihr müßt nämlich wissen, daß vergangene Nacht bei unserm Nachbar Grauwacker eingebrochen worden ist und man will behaupten, Hörstelmeier sei es gewesen. Das muß ja ein abscheulicher Bösewicht sein!“

„Ei wohl. Ihm wird freilich Alles in die Schuhe geschoben, mag er es nun gewesen sein oder nicht,“ bemerkte der Meister.

Es wurde noch viel über den Vorgang gesprochen, während Weniger mit seinem Gehilfen das Mittagessen einnahm, und man war ganz Ohr, denn so etwas passiert nicht alle Tage in einem Dorfe. Bärbchen selbst schien sich heute mehr als sonst zu spüren, um noch weitere Neuigkeiten zu vernehmen. Traugott packte ihr das Geschirz zusammen und überreichte es ihr, wobei er sie verstohlen in die Wange kniff, Bärbchen aber wehrte es gleichgültig ab. Ihre Gedanken waren heute höher gerichtet. War es nicht Graf Hans von Greußen gewesen, der unter ihrem Dache übernachtet hatte und war dieser junge Mann nicht nach Gang, Sprache und Haltung derselbe gewesen, der mit ihr Tages zuvor am Waldsaume so traulich gesprochen hatte? Ob sie ihn wohl heute wieder sprechen würde, ob er wohl gar um sie werben werde? Das waren die Gedanken, welche das Mädchen vollauf beschäftigten. Früher hatte sie Aussicht gehabt, als Weibchen ihre Hand einem reichen Bauern zu reichen, jetzt lag sogar die Möglichkeit vor, eine Frau Gräfin zu werden! Konnte sie da noch Zeit haben mit einem plumpen Arbeiter sich abzugeben? Sie eilte, den Arbeitsplatz zu verlassen.

Raum war Bärbchen eine Weile fort, so fiel es dem Meister ein, daß sie vergessen hatten, ihr zu sagen, daß sie einen andern Bohrer herausbringen möchte, den sie nothwendig gebrauchten.

„Lauf ihr nach, Traugott, und sag' ihr, sie sollte den Bohrer herausbringen. Du bist stink auf den Beinen und holst sie vielleicht noch ein,“ sprach der Meister.

„Das denk' ich wohl!“ sagte der Bursche, nahm sein Schurfsell auf die Achsel und trabte fort. Ihm war ein kürzerer Weg bekannt, der zwischen dichtem Gebüsch hindurch aus dem Walde hinaus führte, und deshalb von Bärbchen vermieden wurde. Diesen Weg schlug der flinke Bursche ein und schlich sich dann zu der Stelle, wo sie vorüber gehen mußte, um sie, wenn sie kommen würde, zu erschrecken. Von ferne sah er aber schon eine Mannsperson am Eingange stehen, er maß sie mit scharfem Blick und glaubte in seiner ganzen Erscheinung den Grafen zu erkennen, der bei seinem Meister übernachtet hatte. Bärbchen war noch nicht zur Stelle. Jetzt aber kam sie, schien bei dem Anblick des Fremden etwas verlegen, als er sie aber freundlich begrüßte, verlor sich die Verlegenheit; sie setzte ihren Korb nieder, als ob er ihr schwer geworden sei

und nun ging es an ein Necken und Kosen, daß es dem eifersüchtigen Beobachter ganz schwarzgeln vor den Augen wurde. Er hätte besten mögen vor Wuth.

„Das ist mehr als einen ehrlichen Burschen zum Narren halten, das ist Betrug!“ rief er leise und ballte die Faust, als ob er Beide hätte zermalmen mögen. „Der will ein Graf sein und gibt sich mit einer gemeinen Bauerndirne ab? In meinem Leben ist das kein Graf; Hörfelmeier wird es sein, der gefürchtete Räuberheld! — Man seh' nur, wie vertraulich sie thun, gerade als ob sie schon lange miteinander Bekanntschaft hätten!“

Der Bursche schlug sich ergrimmt vor die Stirn und rannte fort. Sein nächster Weg war zum Richter des Dorfes. „Wollt Ihr den Hörfelmeier fangen,“ sagte er, „so sputet Euch. Er kost' draußen mit des Röhrenmachers Tochter!“

„Was Ihr sagt, Traugott! Zweihundert Gulden sind Euch gewiß, wenn Eure Rede in Wahrheit sich bestätigt.“

Im Nu verbreitete sich diese Nachricht durch's ganze Dorf. Die Bauern eilten herbei mit Sensen und Dreschflegeln bewaffnet. Traugott bezeichnete ihnen genau den Standort des Liebespaares. Sie vertheilten sich im Kreise herum und mehrere begaben sich in den Wald, damit das edle Wild ihnen nicht entweichen sollte. Der Kreis zog sich immer enger und dichter um das bezeichnete Opfer zusammen. Der Fremde ahnte nicht das Gewitter, das sich über seinem Haupte zusammenzog. Die Unterhaltung mit Bärbchen war zu süß, als daß er auf das hätte achten sollen, was um ihn her vorging. Bärbchen aber, das mitten im süßen Kosen eine düstere Ahnung beschlich, dachte nicht im Entferntesten an Gefahr. War es doch ihres Wissens der Graf Hans von Greußen, mit dem sie jätlich that, und warum sollte sie auch so leichtlin ihr Glück verschmerzen, da der Graf sie liebte und ihr tagtäglich zu Gefallen ging.

Es raschelte hie und da im Laube. Die beiden Liebesleute schauten sich schüchtern um. Bärbchen meinte, es werde wohl eine Eidechse gewesen sein; der Fremde aber schien sich dabei nicht zu beruhigen, sein Scharffinn glaubte Menschenentritte entdeckt zu haben. Er hatte Bärbchen bisher umschlungen gehalten, jetzt ließ er sie los und schaute unverwandt nach einer Richtung hin. Da, plötzlich sprangen mit einem lauten Hussa! zwei Bauern vor und wollten den Fremden fassen. Dieser aber zog schnell entschlossen ein Dolchmesser unter seinem Gewande hervor und drohte Jeden zu erstechen, der sich ihm nahen würde. „Damit erschreckt Ihr uns nicht,“ rief ein mit einem Dreschflegel bewaffneter Bauer.

„Ergebt Euch!“ rief ihm der zweite zu, der als Waffe eine Heugabel trug.

Das Hufschrei und der laute Wortwechsel rief nun auch die entfernteren Verfolger herbei. Der Fremde glaubte nun das Aeußerste wagen zu müssen. Mit gebeugtem Haupte drang er, wie ein Stier, vorwärts, während das spitze Dolchmesser, krampfhaft gefaßt, ihm den Weg bahnen sollte. Als er seinen verwegenen Anfaß genommen hatte und im Begriff stand, den nächsten Gegner niederzustoßen, wich dieser geschickt zur Seite und der derbe Schlag eines Flegels streckte den Verwegenen zu Boden. Bärbchen schrie laut auf, als sie den vermeintlichen Grafen hinstürzen sah und wollte fliehen.

„Bleib' Sie nur, Jungfer,“ sagte einer der Bauern sie festhaltend. „Hat Sie die Suppe eingebrockt, kann Sie helfen, dieselbe auch mit ausessen.“

Das Waldende wimmelte von kräftigen Bauern, und das Gerücht von Hörfelmeier's Verfolgung trieb Kind und Regel aus Schwarzza herbei.

Man hatte schleunig eine Tragbahre verfertigt und den von dem Schläge Betäubten darauf festgebunden. Zwei Mann erfaßten dieselbe, die Uebrigen umringten sie wie eine Leichenbahre und hintennach führte man Bärbchen, das weinte und schrie und sich sträubte, mit fortgeführt zu werden. Aber all' ihr Sträuben half ihr zu nichts. Fort wälzte sich der Zug nach Rudolfsstadt, von Strecke zu Strecke sich vergrößernd, denn die Nachricht, man habe Hörfelmeier

gefangen, verbreitete sich mit Sturmeseile überall hin und führte eine große Menge Reuigerer herbei.

Einer nur war zurückgeblieben: Traugott. An der Stelle, wo Bärbchen gestanden hatte, lehnte er mit dem Rücken an einer Buche und weinte; ihm zu Füßen stand Bärbchens Korb mit dem Geschirr. Er stand lange; er schien sich Gewissensbisse zu machen über seine übereilte Handlung. Wußte er denn, daß der Gefangene der gefürchtete Hörfelmeier war? Ei bewahre. Die Eifersucht hatte ihm diesen Gedanken eingegeben. Konnte es nun aber nicht eben so gut der Graf von Creußen sein, für den er sich ausgab, und mußte ihn nicht harte Strafe treffen, wenn es sich herausstellte, daß er den Fremden auf fälschliche Weise angeklagt und Bärbchen um ihren guten Ruf gebracht hatte?

In dieser Betrachtung störten ihn Menschentreitte, und als er sich umsah, stand Meister Weniger vor ihm.

„Wo bleibst Du denn so lange, Traugott? Ich warte und warte nun schon bald zwei Stunden, ohne etwas arbeiten zu können, denn es fehlt mir der Bohrer. Wo ist denn Bärbchen?“

„Fort nach Rudolstadt hat man sie geführt und den Grafen auch,“ sprach der Bursche mit weinender Stimme.

„Nach Rudolstadt geführt? Beide? Sind sie denn beisammen gewesen?“

„Freilich, vier waren sie beisammen, hier steht ja auch noch der Korb. Es mochte aber verrathen sein, denn die Bauern kamen und fingen den Grafen und nahmen dabei auch Bärbchen fest. Drauf haben sie Beide nach Rudolstadt fortgeführt in's Kriminalgericht.“

„In's Kriminalgericht! Dann steh' Gott mir armen Mann bei! Und wegen was denn?“

„Weil sie mit dem Grafen scharnirt hat, der, ich will es Euch nur sagen, der Hörfelmeier sein soll.“

„Derselbe, der vergangene Nacht unter meinem Dache beherbergt worden ist?“

„Ich glaube, derselbe.“

„Das arme Mädchen! Nein, mein Kind darf ich nicht so ohne Weiteres einsperren lassen. Da muß ich nach und es von dem Schimpf zu retten suchen. Räume Du unterdeß das Arbeitszeug zusammen, heute wird es nun doch nichts mehr.“

Mit diesen Worten eilte Weniger fort, den Weg nach Rudolstadt einschlagend. Traugott that, wie ihm der Meister geheiß, hochte das Arbeitszeug auf, nahm den Korb an die Hand und ging nach Schwarzja, angegafft von Allen, die ihm begegneten.

„Das ist sein Arbeitsbursche und ihr Liebster!“ hörte er im Vorübergehen den Leuten sich zulispeln.

Als ob er zwischen den Zungen dieser Leute Spießruthen laufen müßte, so ward er von allen Seiten begafft und beklatscht. Er war froh, endlich seine Wohnung zu erreichen. Dort fand er die Frau Meisterin in der größten Unruhe. Sie rang und wand die Hände und das Haar hing ihr lose um den Kopf herum. Dunkle Nachrichten von dem Vorgefallenen waren bereits zu ihren Ohren gedrungen.

„Um Gotteswillen, wo sind denn Bärbchen und mein Mann?“ rief sie dem bleichen, zitternden Burschen entgegen.

„Nach Rudolstadt,“ war seine einförmige Antwort.

„So ist es doch wahr, daß man sie dahin abgeführt hat?“

„Nur Bärbchen, der Meister ist ihr nachgegangen, um sie zurückzubringen.“

„Ist es denn so, daß man auch den Hörfelmeier mit ihr gefangen hat?“

„Ich weiß es nicht.“

„Du weißt es nicht, und doch sagt man, Du habest sie verrathen.“

Traugott schwieg und schlich betrübt und gedankenvoll in sein Kämmerlein. Frau Gertrud wartete und wartete; sie lauschte auf jedes Geräusch und guckte

sich bald die Augen blind nach ihrem lieben Töchterlein und dem Ehegatten. Aber Stunde um Stunde verging und sie kamen nicht. Wohl aber wurde ihr die Kunde hinterbracht, daß man Bärbchen sowohl als ihren Mann zu Verhör gebracht habe. Man beschuldige sie des Einverständnisses mit dem Räuberhauptmann.

„Gott, ach Gott! was muß ich doch noch Alles erleben!“ seufzte die Frau. Aber sie mußte sich in ihr Schicksal ergeben. Erst des andern Tages in den Nachmittagsstunden kehrte Meister Weniger aus dem Verhör zurück. Er hatte auch um Freilassung seiner Tochter gebeten, aber da hatten die Herren gemeint, das ginge nicht; erst mußte es genauer untersucht werden, ob sie nicht in näherer Beziehung mit dem Räuber gestanden habe.

„Ist denn der vermeintliche Graf nur wirklich der Hörselmeier gewesen?“ „Fast scheint es so,“ erwiderte Weniger. „Nun wollt' ich mir daraus noch gar nichts machen, aber das Darlehn, das Darlehn geht mir im Kopfe herum. Nun bin ich wieder einmal gepritscht! Ich seh' es kommen, daß wir zu Grunde gehen. Die Schande, mit dem Hörselmeier in Verbindung zu stehen und nun auch das Kapital nicht schaffen können; das ist der Nagel zum Sarge! Daran ist wieder einmal euer hoffärtiges Wesen schuld. Man hat es mir wohl gesagt im Kriminalgericht, daß Bärbchen nicht erst gestern zum ersten Male mit dem Fremden sich vertraulich unterhalten habe, auch hat sie es Dir erzählt, ohne daß Du sie gewarnt oder ihr doch abmahnend begegnet hättest. Nun wird mir wohl klar, daß der Fremde meiner am Wege wartete: er hatte Bärbchen ausgeforscht und wollte eine lustige Nacht mit ihr verbringen. Dahin ist es gekommen, mit dem stolzen Dinge, daß sie Gemeinschaft mit einem Räuber haben mußte, weil er ihr vorgespiegelt hatte, daß er ein Graf sei. O ihr schwachen, bedauernswürthigen Kreaturen! Dir, Gertrud, hab' ich es immer gesagt: nur nicht über den Stand hinaus mit dem Bärbchen! Aber es war Alles in den Wind gesprochen. Es ist bei den Bauernmädchen zur Sitte geworden, daß sie viel lieber Städter heirathen wollen als Ihresgleichen. Sie denken, in der Stadt zu leben ist Zuckerlecken, dort konnten sie sich auf's Stühlchen setzen und brachten nicht zu arbeiten. Darum schnappen sie förmlich darnach, städtische Liebhaber zu erlangen und bei dieser Gelegenheit werden sie am Narrenseil herumgeführt oder es nahen sich ihnen abgefemte Schurken, wie wir das Beispiel erlebt haben. Traugott, dieser brave junge Mann, dieser fleißige, unermüdlche Arbeiter, wurde zurückgesetzt, bei Seite geschoben, um einem Räuber Platz zu machen. Nun freilich ist's vorbei; um ein Mädchen, das im Gefängniß gesteckt und ein Verständnis mit dem Hörselmeier gehabt hat, wirbt kein Städter und kein Bauer mehr. Wir können nun einpacken. Es geht hier das Sprichwort in Erfüllung: Hochmuth kommt vor'm Falle!“

Alles Glück und alle Freude waren von der Familie gewichen. Das Eine saß in dieser Ecke und stützte sorgenvoll den Kopf in die Hand, das Andere in jener. Auch Traugott schlich umher, wie ein Träumender. Nach dreien Tagen endlich kehrte auch Bärbchen aus dem Gefängnisse zurück. Bei ihrem Eintreten sank sie bleich und erschöpft auf einen Sessel nieder, so hatte sie der Vorfall angegriffen. Vater und Mutter freuten sich, sie wiederzusehen, aber von Nachbarn und Freunden ward sie nicht mehr angeschaut. Traugott aber ward von allen Dorfbewohnern freundlich begrüßt, wenn er an ihnen vorüberging; denn man ehrte in ihm den Retter der Dorfschaften am Walde, den Befreier aus Räuberhänden. Durch die Untersuchung hatte es sich gar bald herausgestellt, daß der vermeintliche Graf der gefürchtete Hörselmeier war. Seine Bande, als sie die Gefangennahme ihres Anführers erfuhr, zerstreute sich, und so war die Thüringer Walbgegend von dieser schweren Plage befreit. Die Familie Weniger aber sah ihrem Untergange entgegen und Traugott machte sich darüber bitt're Vorwürfe, weil er sich für den Urheber all' dieses Unheils hielt.

Der Zahlungstermin war verstrichen. Grauwacker hatte auf den öffentlichen

Verkauf des Grundstücks angetragen und um so weniger Rücksicht auf die Familie genommen, als bekannt geworden war, daß sie mit Hörselmeier im Verkehr gestanden und er sie wohl gar in dem Verdacht hatte, Schuld an dem bei ihm verübten nächtlichen Einbrüche zu sein. Tag und Stunde des öffentlichen Verkaufs waren bereits anberaunt und viele seiner Freunde empfanden eine heimliche Freude, als es nunmehr mit Wenigers zu Ende zu gehen schien. Weniger, der eben so gemieden wurde wie seine Weibsleute, ging auch zu Niemanden mehr in der Absicht, um Geld aufzutreiben, und Alle fügten sich in das Unvermeidliche und machten sich darauf gefaßt, Haus und Hof verlassen zu müssen.

An dem Tage jedoch, an welchem der Verkauf des Grundstücks auf 2 Uhr Nachmittags anberaunt war, erhielt Traugott eine Vorladung Vormittags 11 Uhr an Kriminalgerichtsstelle zu erscheinen. Daraus erwuchs für ihn, so wie für die Weniger'sche Familie neue Angst und neue Besorgniß, denn man fürchtete, daß auch er in die böse Sache des Hörselmeier mit verwickelt werden sollte. Der Bursche ging dahin mit schwerem Herzen, begleitet von der Theilnahme seines schwerbedrängten Meisters.

Nachdem ihn der Gerichtsherr nach Namen, Stand und Alter gefragt hatte, sagte er: „Ihr seid der Mann, der den Aufenthalt des Räubers Hörselmeier so anzugeben vermocht hat, daß er hat gefänglich eingebracht werden können. In Rücksicht auf die Gefährlichkeit des Hörselmeier aber haben wir uns veranlaßt gefunden, eine Prämie von zweihundert Gulden auf seine Entdeckung auszusetzen. Ich bin beauftragt, Euch den Betrag dieser Prämie hiermit zu überreichen und Ihr habt mir über den Empfang zu quittiren oder wenn Ihr nicht schreiben könnt, an Stelle Eures Namens drei Kreuze hinzusetzen.“

Der Bursche that, wie ihm gesagt wurde. Das Herz bebte ihm vor Freude; hastig ergriff er das ihm gereichte Packet mit dem Geld und eilte, als ob ihm der Kopf brenne, dem Dorfe Schwarzja zu. Er kam dort an, als das Amtspersonal sich bereits versammelt hatte, um den Verkauf des Weniger'schen Grundstücks vorzunehmen. In das Zimmer stürzend, rief er, triefend von Schweiß: „Meister, Euch ist geholfen! Hier ist Geld, deckt die Kapitalschuld bei Grauwacker, die aufgelaufenen Kosten könnt Ihr ja von Eurem Verdienste nach und nach abzahlen.“

„Traugott, wo hast Du das Geld her?“ rief verwundert der Meister.

„Laßt das, ich hab' es ehrlich erworben,“ antwortete der Bursche.

„Ich will es unter der Bedingung annehmen, daß Du zugibst, daß das Grundstück auf Deinen Namen eingeschrieben werde. Du wirst und bist ja doch mein Sohn, Traugott. Du allein weißt es, daß Bärbchen eben so unschuldig ist, wie wir es sind. Das Kind wird von allen Freunden verachtet, gib ihr Deinen Namen und sie wird wieder geachtet und geehrt werden.“

„Ich bin arm, aber brav;“ antwortete der Bursche, „es sei!“

Einen Augenblick später lag Bärbchen in Traugotts Armen, und Frau Gertrud schaute beglückt auf die beiden jungen Leute. Solche Erfahrungen mußten erst vorher gehen, um Bärbchen von einer falschen Einbildung zu befreien und sie für das Leben gewißigt zu machen.

Als das Glück und der Friede in die Familie wieder eingekehrt waren, erinnerte man sich noch oftmals der traurigen Vorgänge, die Meister Weniger stets mit dem Ausrufe begleitete: „Drum nur nicht über den Stand hinaus!“

Die Corallen-Inseln.

Von Dr. Georg Hartwig.

Seltam überraschend ist der erste Anblick einer Corallen-Insel! Sonst sind es die blauen Gipfel der Gebirge, die zuerst am fernen Horizont dem heranziehenden Auge. III. Jahrgang.

regelnden Schiffer erscheinen, und es währt lange, ehe das allmählig wechselnde Land zu deutlicheren Umriffen sich gestaltet; diese niederen Eilande dagegen, die nur wenige Fuß über den Meerespiegel sich erheben, kündigen sich plötzlich aus geringer Ferne durch deutlich kennbare Baumwipfel an, die, so wie das Schiff mit der schwellenden Woge steigt, aus dem Ocean auftauchen, und mit der sinkenden Welle wieder verschwinden. Es ist, als ob ein Wald im Meere wurzelte, und man fragt sich, ob die unsichere Erscheinung nicht eher ein Wahnbild der Luftspiegelung, als eine Wirklichkeit war.

Doch bald zeigt sich der aufspritzende Schaum der gegen das Grundriff anschlagenden Brandung, und endlich kommt auch dicht über dem Wasserspiegel der schmale Streifen weißgelblichen Corallensandes zum Vorschein, auf welchem jener grüne Waldsaum sich erhebt. Trägt die Insel eine nur spärliche und niedrige Vegetation, und hat das ganze Riff nur einen mäßigen Umkreis, so erblickt man auch wohl vom Mastorbe aus das stille Wasser des eingeschlossenen Lagunenbeckens, dessen Ruhe seltsam absteht gegen das Wogengetümmel am äußeren Rande des Riffes.

Ist es dem Fahrzeug gelungen, durch eine Oeffnung oder Lücke des einschließenden Corallenringes in die Lagune einzudringen, so eröffnet sich eine nicht minder eigenthümliche Scene, deren Schönheit jedoch vorzüglich auf dem Glanz der Farben beruht.

Bei einer größeren Tiefe, von 20 bis 35 Faden, hat das Binnenwasser schon ganz die Dunkelbläue des unergründlichen Oceans, dort aber, wo es auf seichterem, weißsandigem Grunde ruht, erscheint es unter dem Strahl der senkrechten Sonne im allerlebhaftesten Grün. Wo das niedrige Riff kaum über den Wasserspiegel sich erhebt, bietet die Brandung ein eben so abwechselndes als erhabenes Schauspiel. Bald brechen sich die tiefblauen Wellen des Oceans mit entsetzlichem Getöse an den aufragenden Felsblöcken von schwarzem und groteskem Ansehen unter hochaufspritzenden Massen von weißem Schaum; bald rollen sie wie ein ungeheurer Gießbach über die Platte des Riffes dahin. Das Gefühl der Sicherheit im Busen der ruhigen Lagune erhöht nicht wenig den Reiz dieser tumultuarischen Scene.

An andern Stellen, wo das Riff sich bereits zu einer vollkommenen Insel gestaltet hat, wird das liebliche Lagunenbild durch hohe Palmen eingefast, deren zierliche Webel, vom Passate bewegt, malerisch abstechen gegen das ajurne Himmelsgewölbe.

Wo man nur hinsieht, erscheint alles mit helleren, hellen, lebhaften Farben, durchaus verschieden von den matten einförmigen Tinten unserer nördlichen Gestade.

Dieser eben so schöne als merkwürdige Anblick gewinnt ein um so höheres Interesse, wenn man die mannigfachen organischen und physischen Kräfte bedenkt, welchen die Corallen-Insel ihre Entstehung verdankt; wenn man es weiß, daß der Boden, auf dem jene Palmen wurzeln, oder gegen welchen jene Brandung tobt, einzig und allein von Steincorallen herrührt, winzigen, fast auf der untersten Stufe des animalischen Lebens stehenden Thierchen, deren Bildung ich nothwendig einige Worte widmen muß, damit ihre Bauten besser verstanden werden.

Der Blindsack ihres Körpers öffnet sich nach oben in einen weiten Mund, mit einem Kranz von Fangfäden umgeben, welche sie willkürlich ausbreiten und zurückziehen können, und dem Schlunde die Nahrung zuführen. Unfähig den Ort zu wechseln, sind sie außer Stande, durch Kampf, durch Körperkraft oder List irgend eine Beute zu fangen, und so wie die hilflosen Jungen der höheren Thiere von ihren Eltern gefüttert werden, so zehren die Polypen ihr ganzes Leben von dem, was das Meer, ihre gütige Mutter, ihnen zuführt. Es ist leicht begreiflich, daß Thiere, die zu ihrer Existenz eines so geringen Aufwandes von Intelligenz bedürfen, der höheren Sinne entbehren können. Die Polypen hören und sehen nicht, und wozu sollten sie es auch? Bei ihrem festgewurzelten Leben konnte weder Ohr noch Auge ihnen behülflich sein, um den Angriffen ihrer

Frische zu entgegen, eben so wenig wie diese Organe dazu nöthig waren, ihnen das Ergreifen einer Beute zu erleichtern, die ohne daß sie sich umsehen oder zu horchen brauchen, ihnen von selbst entgegen kommt. Der vornehmlich in ihren Greifapparaten sich concentrirende Gefühlsinn genügt offenbar allen Ansprüchen ihres beschränkten Lebens. Wie die Pflanzen, denen sie durch die Niedrigkeit ihrer Bildung so nahe stehen, vervielfältigen sie sich durch Knospen und bilden auf diese Weise eng verbundene Gesellschaften oder socialistische Republiken. Jedes Individuum hat seinen besonderen Mund und Fangapparat, seinen eigenen Magen, jedes sondert innerhalb seines Gewebes die kalkige Masse ab, wodurch es mit dem Stock verwächst; aber weiter erstreckt sich seine Eigenthümlichkeit nicht, denn durch Kanäle und Säfte ist es gleichfalls mit seinem Nachbar verbunden, so daß die Säfte, die der einzelne Polyp bereitet, der ganzen Verbrüderung zu Gute kommen.

In einem solchen Corallenstock halten Tod und Leben gleichen Schritt; die sterbende, sich mit dem Alter immer mehr verkalkende Schicht dient einer neuen Generation zur Grundlage, und so wächst und wuchert der Bau an der Oberfläche fort und fort, so lange er in der Außenwelt noch die nothwendigen Bedingungen seines Dasein findet. Das Knochengestütze der höheren Thiere verschwindet nach wenigen Jahren von der Erde, und läßt kein dauerndes Denkmal zurück: aber das steinerner, festgewurzelte Skelett der Polypen trägt zur Bildung einer ewigen Felsmasse bei. Wundern wir uns also nicht, daß Thiere, deren Wachstum an und für sich unbeschränkt ist, und deren Produkte mit einer solchen Unveränderlichkeit begabt sind, im Lauf der Zeiten Bauten aufführen, deren riesige Größe alles Geübte von Menschenhand weit hinter sich zurückläßt.

Da die Steincorallen pflanzenähnlich wachsen, nehmen sie auch alle möglichen vegetabilischen Formen an. Es giebt unter ihnen Flechten und Moose, Sträucher und Bäume, zierliche Vasen und symmetrische Domkuppeln, deren Durchmesser nicht selten 10 und sogar 20 Fuß erreicht.

Ihr Vorkommen beschränkt sich auf die tropischen und subtropischen Meere, denn die Temperatur des Wassers, in der sie gedeihen, darf nimmer unter + 13° R. sinken. Am östlichen Ufer des Großen Oceans sind ihre Grenzen zwischen 21° und 4° nördl. Br. eingeengt; am westlichen Ufer dagegen erweitern sich dieselben bis 34° nördlicher und 30° südlicher Breite. Ein ähnliches Verhältnis zwischen den Ost- und Westküsten findet auch im atlantischen Meere statt, und erklärt sich durch die Wirkung des westwärts fließenden warmen Aequatorialstroms, der an den amerikanischen und asiatischen Ostküsten sich bricht, während die Westküsten dieser Continente von kälteren, dem Corallenleben feindlichen Strömungen bespült werden.

Innerhalb dieser Grenzen nun kommen die Bildungen der Corallenthier unter drei verschiedenen geologischen Formen vor. Die Riffe nämlich hängen entweder unmittelbar mit dem Ufer eines Continents oder einer Insel zusammen; oder sie bilden einen Damm in größerer oder geringerer Entfernung vom Lande; oder sie umgeben ringförmig einen Centralsee, eine Lagune.

Obgleich diese verschiedenartigen Riffe oft hunderte von englischen Meilen in die Länge oder im Umkreis sich erstrecken, sind sie stets nur von geringer Breite, so daß jede Laguneninsel wie ein schmaler Reif aus dem Meere sich erhebt, und zwar gewöhnlich so steil und abschüssig, daß schon in geringer Entfernung das Senfblei keinen Grund mehr findet. Eine so seltsame Bildung mußte nothwendig die Aufmerksamkeit der Naturforscher auf sich ziehen und deren Scharfsinn zu ihrer Erklärung auffordern.

Anfangs glaubte man, daß die Steincorallen aus den tiefsten Tiefen des Oceans ihre senkrechten Mauern aufführten, doch diese Meinung ließ sich nicht mehr halten, so wie es bei näherer Untersuchung sich ergab, daß die Tiefe, bis zu welcher die riffbildenden Corallenthierchen (Asträen, Poriten, Pocilliporen, Mäandrinen u. s. w.) leben können, höchstens 20 bis 30 Klafter beträgt.

Hierauf stellten Duoy und Gaimard die Behauptung auf, daß die Corallenriffe auf den Rändern unterseeischer Krater eine verhältnißmäßig dünne Rinde bildeten und meinten auf diese Weise sowohl die merkwürdige Ringform der Lagunenriffe, als deren steilen Absturz in den Meeresgrund vollkommen zu erklären. Doch auch diese Theorie hielt die Feuerprobe einer näheren Untersuchung nicht aus, denn wo auf Erden fände sich ein Krater, dessen Durchmesser nur im entferntesten die Größe mancher Ringriffe erreichte, die oft Lagunen von 20, 30 oder 40 Quadratmeilen einschließen.

Endlich fand Darwin den Schlüssel zu den geologischen Räthseln, welche die Riffbildungen darboten, indem er sie von dem noch immer fortbauenden Oscillationszustande der Erdrinde ableitete, die bekanntlich durchaus nicht jene feste Unbeweglichkeit besitzt, die man ihr früher zuschrieb, sondern an einigen Stellen sich langsam hebt und an andern sich eben so langsam senkt.

Man denke sich also einen von Corallenriffen umrandeten hohen Inselberg, dessen Grundfeste langsam zu weichen anfangen, und behne diesen Vorgang über eine ungemessene Reihe von Jahrhunderten aus. Während der Fels sich senkt, streben die ihn umsäumenden Corallenthierchen jenem Prozeß entgegen, indem sie fortwährend in die Höhe bauen, so daß das Riff sich an der Meeresoberfläche behauptet. Aber die nach der Seeseite liegenden Corallen finden dort eine bessere Nahrung, einen zuträglicheren Standpunkt für ihre Entwicklung als die dem Lande zugekehrten, und so bildet sich mit der Zeit, zwischen der hohen vulcanischen Centralinsel und dem Riff, ein breiter Canal, in welchem das Wasser oft so tief gefunden wird, daß große Schiffe in diesem eingeschlossenen Becken bequem wie in einem Hafen ankeren können.

Endlich kommt eine Periode, wo bei immer fortschreitendem Sinken die Centralinsel gänzlich unter den Wellen verschwindet, und nur noch das Ringriff übrig bleibt. So wird der Corallenfranz, der sich anfangs verschönernd und beschützend um den Fuß der hohen Berginsel schlang, später zu ihrem Denkmal und gibt allein noch Kunde von ihrem früheren Dasein. Seine Umrisse bezeichnen die Form der Küste, die er einst umrandete. Jeder Atoll (Lagunenriff) ist der Grabstein eines versunkenen Landes.

So wie die Corallenthier nur bis zu einer geringen Tiefe leben, so vertragen sie auch nicht das Aussehen an die Sonnenstrahlen in der Luft, und bauen daher nicht über den Stand der tiefsten Ebbe hinaus.

Die höher liegenden Bänke und Trümmerdämme der Riffe sind daher Producte einer andern Kraft — der Brandung, — die sonst zerstörend, sich hier als Baumeisterin erweist, indem sie Fragmente und Blöcke von der Außenseite des Riffes abreißt und mit riesiger Gewalt weit über dessen Oberfläche, nach dem Lagunenrande hinrollt. Corallen, Muscheln und Seeigelgehäuse verwandeln sich unter ihrer zermalmenden, zerreißenden Kraft in Kalkgries, welcher die Zwischenräume der größern unregelmäßig aufgeführten Blöcke ausfüllt und das Gestein zusammenkittet, und so steigt der Boden höher und höher, bis sogar die Springfluth nicht mehr darüber hinbraust, und ein fester, trockener Grund sich bildet, auf dem endlich das Pflanzenleben erwacht.

Nur äußerst selten wird jedoch ein Riff in seiner ganzen Ausdehnung so vollständig ausgebildet, meistens ist es nur auf der dem Winde zugewendeten Seite seines Umkreises erhöht, wo also auch das Meer am stärksten brandet, und ragt da bei der Ebbe gleich einer breiten Kunststraße aus dem Wasser hervor. Auf dieser Seite, und besonders an den auspringenden Winkeln, sammeln sich die meisten Inseln auf dem Rücken des Dammes an. Unter dem Winde dagegen taucht derselbe meist unter das Wasser. Er ist da stellenweis unterbrochen, und seine Lücken bieten oft selbst größeren Schiffen Fahrwege dar, durch welche sie mit dem Strome in das innere Becken einfahren können.

Uebrigens stehen die Riffe auf den verschiedenartigsten Stufen der Entwicklung und während manche nur nackte Klippen darstellen, reiht sich auf anderen

ein grünes Inselchen an das andere, so daß die Lagune wie von einer Schnur von Smaragden eingeschlossen erscheint. Stets jedoch ist die Oberfläche des bewohnbaren Landes nur äußerst gering im Vergleich zur Ausdehnung des ganzen Atolls. Nairisa in der Baumotu-Gruppe z. B., welches bei einer Länge von 50 englischen Meilen und einer Breite von 19 eine 1000 englische Quadratmeilen große Lagune umwallt, hat eine mit Vegetation bedeckte Fläche von nur 16 engl. Quadratmeilen; und auf Madak beträgt der grünende Boden kaum den hundertsten Theil des ganzen Raumes. Sämmtliche Atolls der Carolinen, die auf der Karte des großen Oceans sich so breit machen, würden zu einem fast unsichtbaren Punkte zusammenschrumpfen, wenn man ihr bewachsenes Areal auf einer Stelle concentrirte.

Man begreift, daß die großen Lagunen durchaus nicht den stillen ruhigen Charakter darbieten, der den eingeschlossenen Gewässern von geringerem Umfange zukommt. Sie sind vielmehr wellenschlagend wie der Ocean, wenn auch nicht in so hohem Grade, und branden bei heftigerem Sturme gegen ihre Ringmauer, so daß das einlaufende Schiff nur unter dem Winde der höheren Inseln Schutz findet.

So wie auf manchen großen Landseen, sieht man auch hier auf einem Ufer stehend das jenseitige Gestade nicht und glaubt am Strande des unbegrenzten Oceans zu sein. Weit in der Ferne, rechts und links, erscheinen einige schwache undeutliche Punkte, die sich allmählig zu grünen Linien ausbilden und endlich in weiten Bogen als Palmenhaine zum Standpunkte des Zuschauers herüberschweifen.

Ich gehe nun zur Betrachtung des eigenthümlichen Lebens über, welches an und auf den Riffen sich entwickelt. Was zunächst die Corallen betrifft, die Baumeister, auf welchen die ganze Existenz dieser kleinen Welt beruht, so gedeihen und wuchern sie am üppigsten unterhalb des äußeren Riffandes, dort wo die Brandung aufschlägt; in den breiten Oeffnungen oder Canälen der Riffe; und auf den Bänken, die innerhalb der Lagunen sich erheben. Einige Arten lieben ein bewegtes, andere ein ruhigeres Wasser. So wie der Albatros sich am Sturm ergötzt und mit ausgebreiteten Schwingen dem furchtbarsten Winde troht, so wachsen jene im brüllenden Bogenschwall, die man unmöglich betrachten kann, ohne zur Ueberzeugung zu gelangen, daß eine aus dem härtesten Felsen — und wäre es Granit, Porphyr oder Quarz, erbaute Insel einer solchen Riesenmacht endlich weichen müßte. Aber die niedrigen Coralleneilande widerstehen siegreich dem wüthenden Angriff, denn hier tritt eine neue lebende Kraft in die Schranken gegen die blinde physische Gewalt. Die Brandung mag der äußeren Riffmauer tausende von Blöcken entreißen — doch was bedeutet dieses gegen die aufgehäuften Arbeiten unzähliger Millionen kleiner Architekten, die Tag und Nacht, Jahr aus Jahr ein, den schäumenden Wogen fortwährend ihre Kalkatome entziehen und zu symmetrischen Bauwerken ordnen. So sehen wir die Lebenskraft, die in dem weichen gallertartigen Körper eines Polypen weilt, die Gigantenstärke eines Oceans besiegen, dem weder die Werke der menschlichen Kunst, noch der leblosen Natur widerstehen könnten.

Die Oberfläche des Riffes zwischen der Brandung und dem erhöhten Trümmerdamm, die während der Ebbe häufig bloßgelegt und von abgesetztem Sand und aufgeworfenen Bruchstücken verunreinigt wird, ist ein für den Wachsthum der Corallen ungünstiger Boden, und gleicht im allgemeinen einem Bruchfeld, wo nacktes unfruchtbares Gestein mit bewachsenen Stellen abwechselt.

Nur in den größeren, stets bewässerten Klüften und Aushöhlungen zunächst der Brandung wuchert ein reichlicheres Corallenleben und entfalten die Polypen jene Farbenpracht ihrer asterartigen Kronen, welcher sie es verdanken, die Blumen des Oceans genannt zu werden. In den Löchern und sich schlängelnden Gängen des Felsens finden zahlreiche Krabben, Seeigel, Seeanemonen und Seeesterne eine Zuflucht, und häufig trifft man nach dem äußeren Rande des Riffes hin die

riesige *Tridama muschel* halb im Gestein vergraben, so daß sie kaum noch ihre schwere Schalen aufsperrten und ihren prächtig gefärbten Mantel zur Schau stellen kann. Wie die kleinen Bohrmuscheln oder *Pholaden* unserer Meere, besitzen die tropischen *Tridacæen* die Fähigkeit, den Kalkstein aufzulösen und sich ein Lager in Felsen auszuhöheln. Wenn sie sich nicht auf diese Weise eingraben, müßten sie unfehlbar zerstört werden, denn auch der stärkste Wyßus, der zum Beispiel unsere kleine Riesmuschel im Getümmel der Fluthwellen sicher vor Anker hält, wäre nur ein sehr unvollkommener Schutz gegen den Wogenbrang für ein Schalthier, welches eine Querlänge von fünf Fuß und ein Gewicht von fünf Centnern erreicht.

Am herrlichsten zeigen sich die Corallen auf den Felsen, die in den Lagunen oder Lagunencanälen bis auf einige Fäden von der Oberfläche emporstauken und gewähren dem darüber hinfahrenden Schiffer ein unendlich reizendes Schauspiel. Das Ultramarin des tieferen Wassers verwandelt sich plötzlich in zarte, gelbe oder apfelgrüne Tinten, ganz verschieden von der gewöhnlichen trüben Färbung der seichteren Gründe, und sowie auf einer beblumten Aue Schmetterlinge und Vögel in den heiteren Lüften umherzaukeln, so wird hier über den Domen der *Alsträen* und der zierlich ästigen *Madreporen* das kristallklare Wasser von mannigfach gestalteten kleinen Fischen durchkreuzt, deren schimmerndes metallglänzendes Schuppenkleid und zierliche Zeichnungen auch die blühendste Phantasie schwerlich erdenken könnte.

Diese glänzende Fischwelt der *Balisten*, *Chaetodons* und *Glyphisobonten* zeichnet sich auch noch durch die große Mannigfaltigkeit ihrer Arten aus. Fast jeder Atoll hat seine eigenthümlichen Species, und wie viele jener prangenden Gestalten mögen noch völlig unbekannt sein!

„Den Eindruck, den solche isolirte Corallenfelsen hervorbringen“, sagt *Kittlitz*, „wird noch dadurch erhöht, daß sie beim Hinüberfahren so schnell verschwinden, so rasch der geheimnißvollen Halbdurchsichtigkeit des tieferen Gewässers weichen. So bleibt der Phantasie ein unbegrenzter Spielraum, und um so abschreckendere, düstere Bilder dieselbe geneigt ist, sich in der räthselhaften Tiefe vorzustellen, desto freundlicher wird sie durch die Pracht jener plötzlich erscheinenden Glanzscenen überrascht. Es ist wie ein entzückender Traum von höchster Lebendigkeit, der aus der unbestimmten Dunkelheit des Schlummers hervortritt und dessen Wiederholung erwartet wird.“

Wenn auf diese Weise das unterseeische Leben durch eine unendliche Mannigfaltigkeit der Gestalten sich auszeichnet, und von einer Gruppe zur andern in wechselnder Schönheit erscheint, so ist dagegen die auf den Coralleninseln sich ansiedelnde Vegetation auf nur wenige Arten beschränkt, und wiederholt sich eiförmig auf den entferntesten Atollen.

Trotz der großen Ausdehnung der *Paumotu*-Gruppe findet der Botaniker dort nur 28 oder 29 einheimische Pflanzenspecies, während sogar die winterliche *Melville*-Insel im amerikanischen Eismeer 64 Phanerogamen aufzuweisen hat, und *Chamisso* sammelte auf dem schon mehr begünstigten *Kadack*-Archipel doch nur 52 wildwachsende Pflanzenarten, von denen 19 auch auf der 40 Breitengrade entfernt liegenden Insel *Romanzoff* vorkommen.

Die Wellen und die Strömungen des Meeres führen die Saamen herbei, die auf dem neugebildeten, dem Schooß der See entsteigenden Boden entsprossen, und verschönern das Land, welches die Brandung aufthürmte. Das Ganze ist ein Product des Oceans, ein natürlicher Tempel des Neptuns.

Auf dem Trümmerdamm wachsen zunächst nach außen die schirmenden Gesträuche der *Scaevola*, *Königii* und der *Tournefortia sericea*, deren gedrängt verschlungenes Gezeige dem Winde eine abschüssige Fläche darbietet, unter deren Schutz sich der Wald oder das Gesträuch des Innern erhebt. Durch den üppigen Wuchs dieser Pflanzen und die Saftigkeit ihrer großen hellgrünen Blätter, wird auch die schleunige Bildung einer Dammerde befördert, auf

der bald andere größere, anspruchsvollere Gewächse gedeihen können, und so sehen wir, daß hier wie überall die Natur ihre Zwecke auf dem passendsten Wege zu erreichen weiß.

Auf den vollkommener bewaldeten Inseln zeichnen sich unter den größeren Gewächsen der gemeine Pandanus der Südseeinseln aus, der wild sowohl auf dem dürrsten Sande wächst, wo erst die Vegetation anhebt und den dürrtigen Grund durch die vielen abgeworfenen Blätter bereichert, als auch in den feuchten Niederungen wuchert; die prachtvolle, hier meist als großer Strauch wachsende *Barringtonia speciosa*, die *Morinda citrifolia* oder der indische Maulbeerbaum und der *Hibiscus litiaceus* mit seinen dunkelrothen Blüten.

Wie ein König ragt über allen Häuptern des Haines die herrliche *Cocospalme*, theils gesellig, theils einzelnstehend hervor, der hundertfältig nützliche Baum, auf welchem, wie auf dem Kamel der Wüste oder dem Kobben des Eismeeress, das Dasein ganzer Völker beruht. Die jüngeren Palmen, deren Kronen nur wenige Fuß über den Erdboden sich erheben, bilden mit ihren langen gebogenen Weideln die schattigsten Lauben und nur wer es erprobt hat, weiß, wie köstlich es ist, dort zu sitzen und den kühlen Labetrunk der Nüsse zu genießen, völlig geschützt gegen die glühenden Sonnenstrahlen, die vom weißen Kalkstrande des Riffs zurückprallen, und durch den Wasserflaub der Brandungen nur noch verlezender für den menschlichen Körper werden.

Die Landthiere sind noch einförmiger, auf noch weniger Arten beschränkt, als die Vegetation. Auf manchen fehlen alle Säugethiere, sogar die allgegenwärtige Raze, welche dem Menschen auf seinen Wanderungen über den ganzen Erdball gefolgt ist. Kleine Eidechsen, ursprünglich mit dem Treibholz herübergekommen, welches der ausgetretene Fluß dem fernern heimathlichen Urwalde entriß, bewegen sich schlängelnd zwischen dem Steingerölle, oder rasseln im abgefallenen Laube, und sind oft die einzigen vierfüßigen Gäste der Insel. Verschiedenartige Strandläufer, Schnepfen und Rallen kommen häufig vor, und einer Unzahl pelagischer Vögel bietet das niedrige Land einen höchst willkommenen Brüteplatz, mitten in der ungeheuren Wasserwüste dar. Der hochfliegende Fregattenvogel ruht von seinen weiten Luftstreifen in den Kronen der Palme aus, und Seeschwalben nisten in unendlichen Schaaren in den hohen windgeschlagenen Wipfeln.

Auch in ihrer vollkommensten Ausbildung ist die Coralleninsel immer noch ein elender Wohnsitz für den Menschen, und ihr poetischer Reiz, wenn seine geistige Armuth dafür empfänglich wäre, nur ein dürftiger Erzas für die nahrhafteren Früchte der mit einem einträglicheren Boden begabten vulcanischen Länder. *Cocos-* und *Pandanus*nüsse sind gewöhnlich die einzigen Producte des Pflanzenreichs, die zu seiner Nahrung beitragen, und Fische und Krabben von den Rissen seine einzige thierische Kost. Sogar diese dürftigen Speisen werden ihm nur kärglich zugemessen, und oft gebietet ihm die Selbsterhaltung zum grausamen Kindermorde zu schreiten, um der Uebervölkerung der paar Schollen Erde vorzubeugen, welche seine ganze kleine Welt ausmachen.

Und doch gibt es mehr Annehmlichkeiten, als man erwarten sollte — auf einem Lande von so äußerst beschränktem Umfange — ohne Flüsse, ohne Hügel, mitten im salzigen Ocean; dessen höchster Punkt kaum zehn Fuß über der Fluth sich erhebt, und welches sich nirgends drei Hundert Schritte vom Ocean sich entfernt. Obgleich nur eine äußerst dünne Dammerde den Boden überzieht, und die Oberfläche häufig mit Corallenblöcken bedeckt ist, so wölbt sich doch ein dichtes Laubdach über die niedrige Hütte des Insulaners und gewährt ihm Schutz gegen die Gluthen der tropischen Sonne. Der *Cocos*baum allein befriedigt fast alle seine geringen Bedürfnisse, und wo dieser ihm fehlt, gewährt ihm der *Pandanus* den süßlichen Saft seiner faserigen Steinfrüchte. Die zahlreichen, kleinen Riffische lassen sich leicht fangen, und in den tieferen Gewässern werden die größeren Arten mit hölzernen oder aus Muschelschalen verfertigten Haken geangelt.

Außer diesen Nahrungsmitteln, welche die Natur freiwillig dem Menschen

darbietet, werden auf mehreren niedrigen Inseln verschiedene Culturgewächse gezogen, — die Taramurzel, die Banane, die Igname und sogar der Brodfruchtbaum, das vegetabilische Wunder Polynesens. So findet sich auf manchem kleinen Coralleneilande eine dichte Bevölkerung, und Taputeonea (Kingsmill-Gruppe) z. B. ernährt nicht weniger als 10,000 Menschen, auf einem Areal, dessen bewohnbare Oberfläche kaum eine Viertelquadratmeile beträgt. Obgleich das Land so niedrig und flach ist, so liefert es ihm doch gewöhnlich Wasser in hinreichender Menge. Er gräbt fünf bis zehn Fuß tiefe Brunnen in den Corallensand und erhält dadurch einen fortwährenden Vorrath süßen Wassers. Diese Brunnen sind oft sorgfältig eingeehrt und rings herum erheben sich die dürftigen Hütten. Die einzige Quelle des Wassers sind die Regen, welche durch den losen Sandboden sickern, und auf dem harten Corallenfels sich sammeln, der die Grundlage der Insel bildet. Da der Boden weiß ist, und folglich die Sonnenwärme zurückstrahlt, wird er nur langsam erhitzt, so daß das einmal eingesogene Wasser nur wenig durch Ausdünstung verliert.

Außer den Saamen, welche ursprünglich seine dürftige Heimath befruchteten, führt der gütige Ocean auf geheimnißvollen Wegen manch anderes kostbare Geschenk dem Coralleninsulaner zu, und versorgt ihn nicht nur mit Treibholz zum Birogenbau, sondern auch mit dem zu dessen Bearbeitung nothwendigen Material. Als eine besondere Gunst des Meeres werden von ihm die harten, zum Schleifen brauchbaren Steine angesehen, die er aus den Wurzeln und Höhlungen der ausgeworfenen Bäume aussucht, so wie die Trümmer europäischer Schiffe mit eingeschlagenen Nägeln, wodurch er seinen Bedarf an Eisen gewinnt. Steine und Eisen gehören den Hauptlingen, denen sie gegen eine Belohnung und unter Strafe abgeliefert werden müssen. So gilt hier als ein beneidenswerther Schatz, der Auswurf des Meeres, woran wir auf unserm Strande verachtend vorbeigehen, während die hohen Palmen und metallglänzenden Prachtfische, deren Anblick uns zur höchsten Bewunderung hinreißen würde, jenen armseligen Insulanern durch die Wohnheit zu gleichgültigen Gegenständen geworden sind.

Dem fremden Schiffer bieten die Laguneninseln manche Vortheile dar. Zur Zeit des herrschenden Passates findet er häufig unter ihrem Schutze einen sicheren Ankerplatz und wenn sie auch sonst arm an Producten sind und in allen anderen Beziehungen weit hinter den hohen vulkanischen Inseln zurückstehen, so gewähren sie ihm doch häufig eine reiche Ernte von Perlensmuscheln und Trepang.

Auf einigen der Carolinen, deren Bewohner weitere Seereisen unternehmen, findet sich natürlich ein etwas erweiterter Ideenzirkel, sonst drückt sich überall in der Armuth der Sprache die Dürftigkeit des auf einen so kleinen Raum und auf so wenige unabänderliche Gegenstände beschränkten Lebens aus. Wahrlich auf der ganzen Erde möchte kaum noch ein Flecken zu finden sein, der noch ungeeigneter wäre zur moralischen und geistigen Ausbildung seiner Bewohner, als eine solche Coralleninsel, trotz aller Schönheit von Hain und See.

Wenn man die hohen Palmentronen im Hauche des Passates auf und nieder rollen sieht und die ewige Bläue und Frühlingsmilde des Himmels betrachtet, sollte man kaum glauben, daß auch hier mitunter die Natur mit zerstörender Hand den Bau urplötzlich vernichtet, den sie so langsam ausgebildet und vollendet. Bei Sturmfluthen setzt zuweilen die verwüstende Welle über die Insel her, ihren Schmutz jämmerlich verwirrend; ja es sind sogar Fälle bekannt, wo ein gewaltiger Orkan alles Lebende fortriß und das grünende Eiland zum früheren Zustande des nackten Riffes zurückführte. Kein Denkmal zeigt davon, daß hier einst Menschen gelebt, wo jetzt nur der Seevogel rastet; daß ein anmuthiges Wäldchen sich an der Stelle erhob, wo nun die Brandung nur ein kahles Gestein bespült.

Der chineſiſche Thee.

Von A. W. Grube.

Als ich vor einem Jahrzehent eine Reiſe in meine Heimath — am Fuße des Brodens gelegen — machte und vom Abend überrascht in einem Landſtädtchen zu übernachten beſchloß, fragte ich meine Wirthsleute, ob ſie mir nicht eine Taffe Thee machen könnten? Die Frau ſah mich groß an und mochte an Flieder und Camillenthee denken, der Mann aber ſagte: „Ach, Thee trinken wir nur, wenn wir krank ſind!“ Glückliche Menſchen, der Himmel erhalte euch in eurer Einfachheit! — ſo würde wohl mancher Lobredner der guten alten Zeit hierbei ausgerufen haben. Ich für meine Perſon, der ich das ſchlechte Weißbier, dort Broihahn genannt, nur zu gut kannte und zu Schnaps und geräucherter Blutwurst keine Luſt verſpürte, bedauerte, die Theebüchſe nicht mit auf die Reiſe genommen zu haben; denn wie den Reiſenden früh Morgens nichts ſo ſehr ermuntert und zur Fortſetzung des Wanderns erluſtigt, als ein guter Kaffee, ſo erquickt ihn Abends — nächſt einem Glaſe Wein — nichts ſo ſehr, als ein Aufguß von den Blättern des chineſiſchen Theeſtrauchs. Wer in Niederungen gereiſt iſt, wo das Waſſer oft brackig, der Wein nicht zu haben, das Bier ſauer iſt; aber auch wer auf die Hochgebirge geſtiegen iſt, in deren feiner Luſt der Wein zum brennenden Alkohol wird: der weiß es, wie der Theetrank die abgeſpannten und aufgeregten, die erſchlafften und überreizten Nerven ſtärkt und beruhigt und zu neuem Leben erweckt. Aber auch im alltäglichen Leben iſt der Thee — gleich ſeinem Better, dem Kaffee — am traulichen Familieniſch ein willkommenener Gaſt, der nicht wenig dazu beiträgt, daß es den Leuten heimlich und heimlich wird am häuſlichen Heerd. Der Geſchäftsmann wie der Gelehrte, wenn ſie den Tag über ihre Gedanken nach Einer Richtung hin angeſtrengt haben, werden durch eine Taffe Thee angeregt zu erheitertem Geſpräch, und zu neuer Friſche des Denkens, denn der Thee erregt das Gehirn zu geſteigerter Thätigkeit, macht den Verſtand klar, den Kopf frei. Nicht ſelten iſt eine Taffe Thee das wirksamſte Mittel wider Kopſweh, und bei Entzündungskrankheiten, die in aufgeregtem Gefäßſyſtem beruhen, ein wahres Beruhigungsmittel. Chineſiſche Schriftſteller rühmen vom Thee, daß er „von kühlender Wirkung ſei und nur in zu großer Menge getrunken Erſchöpfung und Schwäche hervorbringe.“ Wir Nordländer könnten aber auch ſeine erwärmende Kraft beſingen, die ſich im Winter und bei naſtkalter Witterung bewährt. Es iſt gewiß nicht bloßer Zufall, daß ſowohl Engländer als Holländer in ihrem feuchten oceanischen Klima, wie Ruſſen, Mongolen und Nordamerikaner in ihrem mit ſchroffen Wechſeln von Hitze und Kälte verſehenen continentalen Klima dem Theegenuß ergeben ſind. Wo Millionen von Menſchen den Thee zu ihrem täglichen Getränke — wie das Getreide zu ihrem täglichen Brod — gemacht haben: da muß gewiß ein tief in der menſchlichen Natur liegendes Bedürfniß obwalten und durch den Theegenuß Befriedigung finden. Der Einzelne freilich muß prüfen, was ſeinem Leibe gut thut oder ſchadet, er muß ſtreben, ſeine Diät mit ſeiner Körperkonſtitution und ſeiner Lebensweiſe in Einklang zu bringen; Manchem iſt Kaffee und Thee nicht zuträglich, und während Jener nicht ſchlafen kann, wenn er Abends nicht ſeine Taffe Thee getrunken hat, wird Dieſer, der nicht an Thee gewöhnt iſt, durch denſelben um ſeinen Schlaf gebracht und kann ſich durchaus nicht an den Thee gewöhnen. Von dieſen einzelnen Erſcheinungen müſſen wir aber abſehen, wenn wir die Bedeutung eines Genußmittels, wie der Thee iſt, im Großen und Ganzen würdigen wollen. Und da ergibt ſich denn, daß er in viel ausgezeichneterem Sinne als jener Gaſtwirth meinte, der ihn als Medicin betrachtete, ein Genuß und Heilmittel zugleich iſt, welches die Vorſehung den Völkern der Erde bietet, damit ſie ſich daran erfriſchen und erfreuen. Je weiter die Kultur im Lauf der Jahrhunderte fortſchreitet und je mehr die Nerven in Anſpruch genommen werden, je theuerer ferner die Lebensmittel werden bei ſteigender Volkszahl, um ſo mehr werden auch Genußmittel wie Kaffee und Thee, welche Hunger und Durſt löſchen, indem ſie den Stoffwechſel verzögern, welche zu-

gleich das Gemüth erheitern und die Phantasie in ein angenehmes Spiel versetzen, von den Völkern gesucht und geschätzt werden. Daß mit unserer immer höher geschraubten Kultur das ganze Leben künstlicher, die phlegmatische Behaglichkeit immer schwieriger, das Nervensystem aufgeregter wird und die robusten kräftigen Konstitutionen abnehmen — ist nicht zu leugnen. Doch es wäre ungerecht, die Schuld dem Thee oder Kaffee beizumessen, anstatt der Verfrühung geistiger Arbeit, unserm Fabrik- und Industriewesen und dem rastlosen Jagen nach Gewinn, das heutzutage alle Stände aufregt, unseren schwankenden gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnissen, dem ganzen Gährungsprozeß der Gegenwart. Trotz aller Mängel in der leiblichen Kraft des heutigen Geschlechts, ungeachtet der zunehmenden Bevölkerung der Städte, ist doch die Lebensdauer nicht geringer, der Gesundheitszustand im Ganzen aber besser geworden als zur Zeit, da man weder Thee noch Kaffee noch Kartoffeln kannte. Wo in den unteren Ständen Thee getrunken wird, nimmt der Branntweingenuss ab und die nüchterne Besonnenheit zu. Wohl dem Landmann, der von seinem selbsterzeugten Most und Wein sich einen Labetrant holen, wohl dem Arbeiter und Handwerker, der Abends eine kräftige Suppe essen und ein gutes Glas Bier dazu trinken kann! Der Thee für sich allein ist sowenig als der Kaffee ein Nahrungsmittel. Zum einfachen Butterbrod und einem Stück kalten Fleisches gibt er aber Gedeihen; er macht eine vollständige Mahlzeit daraus. Gleichwie in vielen Gegenden Mittel- und Süddeutschlands Kaffee mit gerösteten ein wenig geschmelzten Kartoffeln das Frühstück und Abendbrod bildet, zugleich weil er das Allerbilligste ist und die nackte Kartoffel verdaulicher macht: so bekommt manche arme englische Familie durch einige Tassen Thee gleichfalls ein erquickendes warmes Frühstück und Abendbrod. Für den wohlhabenderen Engländer, der sich mit reichlicher und nahrhafter Fleischkost sättigt, schwere Biere und hüzige Weine trinkt, ist der Thee wieder dadurch so unschätzbar, daß er das dicke Blut verdünnt, die Nerven und die Verdauungskraft anregt, die Ausdünstung und Thätigkeit der Haut rege erhält. Wollte China dem britischen Inselreich keinen Thee mehr verabsolgen, so müßte letzteres, auch wenn das „Reich der Mitte“ mächtiger wäre, als es ist, mit diesen auf Tod und Leben kämpfen, um die Theeausfuhr wieder zu gewinnen.

In den sumpfigen Flussniederungen von China und auf den hochgelegenen Steppen der Mongoley ist wegen des schlechten Trinkwassers der Thee noch viel mehr als in England oder Holland ein Lebensbedürfnis geworden. Der Chinese trinkt selten und ungern kaltes Wasser; dagegen muß ihm sein Lieblingsgetränk, der Thee, desto öfter den Magen erwärmen und den Sinn erheitern; wie bei uns Bier, Most oder Wein wird in China zu allen Tageszeiten Thee getrunken, und was unsere Kaffee- und Wirthshäuser, Bierhäuser und Schenken, das sind dem Chinesen seine Theegärten, die in keiner Stadt und auf keinem Dorf, weder an den Landstraßen noch auf den Gebirgspässen fehlen, und namentlich auch in der Nähe der buddhistischen Tempel zu finden sind. Für noch nicht ganz einem halben Kreuzer unseres Geldes kann man in China 3 bis 4 Tassen Thee bekommen und somit ist auch dem Bettler das Nationalgetränk nicht versagt. Nimmt man die ganze theetrinkende Bevölkerung der Erde auf 600 Millionen an, so kann man die Hälfte, also 300,000,000 getrost auf China rechnen, und da im himmlischen Reich die Kinder ebensoviel Thee als die Erwachsenen trinken, man also recht wohl 6 Pfund Thee jährlich auf den Einzelnen rechnen kann: so ergibt das einen jährlichen Verbrauch von 1800 Millionen Pfund Thee.*)

*) Im Jahre 1850 ward der Theebedarf für England auf 59 Millionen Pfund

Nordamerika	„ 150	„	„
Rußland	„ 10	„	„
Deutschland	„ 2	„	„ berechnet.

Im Jahr 1858 rechnete man auf England schon 91 Millionen Pfund.

China — und vielleicht das benachbarte Asien — ist aber auch das echte Heimathland des Thees. Die Theepflanze (*Thea chinensis*) ist ein Strauch, der, wenn man ihn frei wachsen läßt, gleich unserer Weinrebe zu stattlicher Höhe emporstiebt, aber wie der Weinstock auch für den Anbau nur 5 bis 6 Fuß, an manchen Stellen nur 3 bis 4 Fuß hoch gezogen wird, und eine Menge von Zweigen mit diesem Blätterwerk treibt. Die Pflanze gehört in das Geschlecht der Camelien, hat glänzend dunkelgrüne, kurzgestielte, lanzettförmige Blätter; die weißen wohlriechenden*) Blüthen kommen aus den Blattwinkeln hervor, und die Frucht ist eine dreifächerige Kapselfrucht, in deren getrennten Fächern sich ein Saame mit harter außartiger Schale findet.

Vom 15. Grade nördlicher Breite bis zum 40. Grade im östlichen Asien kommt der Theestrauch im Freien fort; die eigentlichen Theedistrikte China's liegen jedoch in dem nicht breiten Gürtel vom 25. bis 31. Grade n. Br.; in Japan liegt der Anbau zwischen dem 30. und 35. Grade. In den südlicheren Landstrichen pflanzt man die Sträucher — in Reihen, etwa 4 Fuß auseinander — auch auf ebener Fläche; in den nördlichen Gegenden von China trifft man die Theepflanzungen fast immer an den unteren fruchtbaren Abhängen der Hügel. In den Provinzen Fokien, Tschekiang und Kiangnan hat fast jeder kleine Hausbesitzer seinen Theegarten, der ihm seinen Bedarf an Thee und meist noch einen Ueberschuß liefert. Der Boden in Fokien und Tschekiang ist ein weicher sandiger Lehm. Bei Nigppo in Tschekiang pflückt man die ersten Blätter um die Mitte April; es sind die zarten jungen Blattknospen, die sich eben entfalten wollen und welche den feinen „Jung-Hyson“ liefern, der in kleinen Quantitäten an gute Freunde zum Geschenk gesandt wird. Eine besonders werthvolle Art ist ausschließlich für den kaiserlichen Hof in Peking bestimmt, der einen eigenen Beamten absendet, um das Einsammeln und die Zubereitung zu beaufsichtigen. Man unterscheidet im Handel Hyson, Young Hyson, Imperial (Kaiserthee) und Gunpowder (Kaiserthee in pulverisirter Form); die beiden letztgenannten sind die kostbarsten. Alle diese Sorten sind grüner Thee.

Durch das wiederholte Abbrechen leiden natürlich die Pflanzen, und da manche absterben, hat man stets junge aus Saamen gezogene Setzlinge bereit. Was aber gerade jenen Gegenden Ost-Asiens zu Statten kommt, sind die regelmässigen Sommerregen; die Atmosphäre hat in der verhängnisvollen Periode so viel Feuchtigkeit und der fallende Regen hilft so gut nach, daß die Blattknospen mit stets erfrischter Kraft hervorsprossen und sich entfalten, und daß man 14 bis 20 Tage nach der ersten Blätternte — etwa zu Anfang Mai — schon eine zweite halten kann. Diese ist die ausgiebigste. Es wird freilich noch eine dritte und letzte Ernte gehalten, die Blätter sind dann aber grob, nicht mehr von dem starken und feinen Duft des Frühjahrs, und werden zum Theil für den gröberen Ziegelthee benutzt.

Man hat die *Thea Bohea* oder den schwarzen Thee von der *Thea viridis* oder dem grünen Thee unterschieden, und es kommt der schwarze Thee vorzüglich von den Bohea Hügeln am Minsflusse in der Provinz Fokien, (unter 27° 47' n. Br. und 119° östl. L.) der grüne Thee aus der nördlicher gelegenen Provinz Tschekiang, dem sogenannten „grünen Theelande“; aber der Unterschied beider Theesorten ergibt sich lediglich aus der verschiedenen Behandlung des Blattes, wenn auch nicht verkannt werden kann, daß durch die Kultur in verschiedenem Boden sich mehrere Spielarten des Einen Theestrauchs erzeugt haben. Man kann aber von jeder Abart grünen und schwarzen Thee machen, je nachdem man die Blätter schneller oder langsamer röstet. Bei der Bereitung des schwarzen Thees breitet man die Blätter auf großen Matten von Bambusrohr aus und läßt sie erst einen Tag oder eine Nacht liegen. Sodann schüttelt man sie auf, schlägt sie mit den Händen, bis sie ganz weich und welf geworden sind, wirft sie wieder in Haufen zusammen und bewirkt so den Anfang einer Gährung. Dann erfolgt dieselbe Behandlung wie beim grünen Thee; man schüttelt die Blätter in eiserne Pfannen,

*) Ein orientalisches Sprichwort sagt: „Gleiche der Theepflanze, von der nicht bloß die Blüthe gelobt wird, sondern auch das Blatt.“

röstet sie etwa 5 Minuten und bringt sie dann auf den Rolltisch. Hierauf breitet man sie auf Sieben aus und setzt sie in die freie Luft. Der Bambus eignet sich vortreflich zu den Trockengestellen, und man sieht diese fast an jeder Hütte an den Theehügeln. Die Arbeiter gehen während des Trocknens an den Sieben herum, zertheilen und wenden die Blätter, und in 3 Stunden — man wählt wo möglich einen warmen trockenen Tag — sind die Blätter hinlänglich getrocknet. Dann kommen sie abermals in die Röstpfanne auf 3 bis 4 Minuten und werden abermals gerollt. Unterdessen steht schon ein Kohlenfeuer bereit, über das man einen gleich einer in der Mitte zusammengebrückten Röhre gestalteten Korb hält, in welchem nun langsam die Blätter von den Sieben hineingeschüttet werden; nach 5 bis 6 Minuten nimmt man die Blätter wieder ab und bringt sie zum dritten Mal auf den Rolltisch, wo sie bereits zu kleinen Kugeln zusammengechrumpft sind. Diese Operation des Hizens und Rollens wird auch wohl noch zum vierten Mal wiederholt, die Blätter sind dann ganz schwarzgrün geworden. Das Sieben und Reinigen macht den Schluß der ganzen Behandlung, die an sich zwar nicht schwierig doch mit vieler Genauigkeit und Bünktlichkeit ausgeführt sein will. Die Chinesen sind dazu die rechten Leute.

Zur Bereitung des grünen Thees werden die Blätter schon nach einer oder zwei Stunden, nachdem sie abgepflückt sind, geröstet und nach dem Prozeß des Rollens schnell abgetrocknet; sie haben zuletzt eine glanzlose hellgrüne Farbe, werden aber später glänzender. Leider geben die Chinesen dem für die Ausfuhr bestimmten grünen Thee nicht selten durch berliner Blau und schwefelsauren Kalk eine künstliche Färbung, zum Schaden der Gesundheit. Der grüne Thee soll das seine Aroma besser bewahren, als der schwarze, aber auch mehr die Nerven aufregen. Die bekannte feine und allgemein geschätzte Sorte des schwarzen Thees ist der Pekoe, den man auch durch Zusatz wohlriechender Blüten und Blätter von andern Pflanzen noch lieblicher macht (Flowery-Pekoe). Auch der stärkste Aufguß eines echten Pekoe-Thees bleibt hell goldfarbig. Die geringste Sorte des schwarzen Thees heißt Bohea.

Wie bei unseren Weinen hängt auch die Güte der chinesischen Theesorten sehr von der Lage des Hügels oder Berges und Distriktes, nächstdem aber auch von der Zeit und der Sorgfalt des Abpflückens der Blätter ab. Diese müssen mit ganz reinen Händen, die zartesten sogar in Handschuhen abgepflückt werden, ja man wählt die Abpflücker sorgfältig aus und läßt sie 8 Tage zuvor wenig essen, da man selbst die Ausdünstung eines Unmäßigen als den Blättern schädlich erachtet. Die Käufer erforschen genau die Lage der Gärten, aus denen man ihnen die Muster vorlegt; der Thee von einem Gipfel eines Hügels hat nicht denselben Werth wie der von seinem Fuße, in der Bodensenkung zwischen zwei Hügeln trifft man wieder ganz besondere Arten. Zuweilen hat ein Kaufmann schon vor der Ernte mit diesem oder jenem Pflanzler einen Vertrag abgeschlossen und eine Summe Geldes vorausbezahlt, um sich eine beliebte Sorte zu sichern. Die feinsten Sorten werden gleich nach der Zurichtung in Papiere verpackt, 2 bis 3 Pfund in jedes, und mit dem Namen der Pflanzung und dem Tage der Zubereitung gestempelt.

Von der Nord- und Südseite des Bohea-Gebirges geht der Thee auf seinem Wege nach den Ausfuhrhäfen über Ho-kow, eine große blühende Stadt mit vielen Thee-Hongs. Dort oder in den Hongs von Kanton kann der Reisende sich eine Anschauung verschaffen von der großen Ausdehnung und Bedeutung des Theehandels. Bloß für das Verkosten der verschiedenen Theesorten sind einige Beamten angestellt, die Tag für Tag einzig damit beschäftigt sind, alle die der Handelsfirma vorgelegten Muster zu probiren. Sie nehmen erst eine Handvoll und riechen sie, dann kauen sie einige Blätter, endlich wird in die verschiedenen kleinen Tassen, die stets bereit stehen, eine kleine Portion gethan und siedendes Wasser darauf gethan; nun bemippt der Theefoster den Trank und schließlich schreibt er sein Urtheil kurz und bündig in einen großen Folianten. Selten irren sich diese Leute

in ihrem Urtheil, und durch Aufdeckung der Verfälschungen und Betrügereien leisten sie dem Hause die wesentlichsten Dienste. Sie haben aber, der betäubenden Kraft des Thees ohne Unterlaß ausgesetzt, oft von Schwindel und Kopfschmerzen zu leiden, wie denn auch die Theepacker, welche ein Schiff frisch beladen, nicht selten von Schwindel und Lähmung ergriffen werden — so stark und heftig wirkt die Ausdünstung des frischen Thees.

Mit Rosen und Orange, mit Jasminblättern und den weißen duftigen Blüthen der *Olea fragrans*, mit der wohlriechenden *Agajaja* und *Gardonia* geben die Chinesen ihrem Thee noch eine neue Würze. Der englische Botaniker Rob. Fortune, der die ganze Theekultur an Ort und Stelle studirte, schildert die Parfümierung also: In einer Ecke des Gebäudes lag ein großer Haufen Orangenblüthe, welche die Luft mit dem köstlichsten Wohlgeruch erfüllte. Ein Mann war beschäftigt, sie zu sieben, um die Staubfäden und andere kleine Theile daraus zu entfernen. Dieses Verfahren war nothwendig, damit, wenn die Parfümierung vollzogen war, die Blüthen leicht aus dem Thee ausgesteibt werden konnten. Die Orangeblüthe muß ihre völlige Breite erlangt haben, damit der Wohlgeruch sich um so sicherer dem Thee mittheilt; die Jasminblüthen hingegen werden als Knospen gebraucht, da sie ihren Duft während der Vermischung mit dem Thee ausbreiten und ausströmen. Mittlerweile war auch der zu parfümirende Thee einer sorgfältigen Behandlung unterworfen worden und schien vollkommen getrocknet und gereinigt. Während aber der Thee vollkommen trocken war, nahm man die Orangeblüthen so frisch, wie man sie von den Bäumen gesammelt hatte. Große Mengen Thee wurden nun mit Blüthen vermischt, im Verhältniß von 40 Pfund Blüthen auf 100 Pfund Thee. Den trockenen Thee und die ungetrockneten Blüthen ließ man nun gemischt 24 Stunden liegen. Nach Verlauf dieser Zeit wurden die Blüthen wieder aus dem Thee herausgesteibt und dieß gelang fast vollständig. Manchmal läßt man aber auch eine gewisse Menge von Blüthen im Thee. Ein kleiner Theil Thee bleibt beim Aussteiben an den feuchten Blumenblättern hängen, der den Armen zu Gute kommt, die ihn sorgfältig mit der Hand herauslesen. Da durch Beimischung der feuchten Blüthen der Thee selber Feuchtigkeit angezogen hatte, brachte man ihn in Körben und Sieben noch einmal über ein mäßiges Holzfohlenfeuer. Anfangs scheint der dem Thee mitgetheilte Wohlgeruch sehr unbedeutend zu sein, aber er kommt nach einigen Wochen sehr merklich zum Vorschein.

Beim Verpacken auf das Schiff — dessen Größe und Ladung keineswegs gleichgültig ist — muß alle Sorgfalt angewendet werden, daß die Theekisten trocken und frei von der Nachbarschaft starkriechender Stoffe zu liegen kommen. Die feuchte Seeluft bleibt immer mehr oder minder nachtheilig für den Thee, und der zu Lande über Kiächta durch Sibirien und Rußland nach Europa gebrachte Karawanenthee hat darum soviel Werth.

Mit dem Ziegel- oder Bazenthee werden weniger Umstände gemacht; die größten Blätter und Abfälle von den Zweigen, auch Blätter von manchen anderen Pflanzen, die nicht in das Geschlecht des Theestrauchs gehören, werden gepreßt, mit Schaf- und Ochsenblut versetzt und in die Form eines Backsteins gebracht, dann in grobe Matten der Länge nach verpackt, um nach Tibet, der Mongoley und Tatarei und in das asiatische Rußland ausgeführt zu werden. Die Buräten Mongolen und Tibetaner mögen gar nicht ohne ihre Theesuppen leben, sie trinken eigentlich nicht Thee, sondern sie essen ihn; denn sie bereiten ihren Thee also: Nachdem ein Stück von dem Ziegelthee abgeschlagen ist, zerreiben sie dasselbe zu Pulver und schütten dasselbe in den Kessel mit kochendem Wasser, worin es so lange siedet, bis die Brühe eine röthliche Farbe erhält. Dann wird Salz und Milch dazu gethan, und wenn das Ganze noch einmal aufkocht, auch wohl noch Butter zugefügt oder Mehl hineingequirlt. In Ermanglung der Butter ist auch Salz sehr willkommen. Der Mongole schwärmt ebenso für seinen Ziegel-Thee wie der Baiere für sein Bier, in Groß-Ruren werden chinesische und russische Waaren mit Ziegelthee bezahlt oder doch nach der Zahl von Theeziegeln abgeschätzt. Der Stoff für

das Nationalgebränk bildet den Werthmaffer; ein Pferd oder Kameel, ein Haus oder Kleiderstoff gilt so und soviel Stücke Ziegelthee; fünf derselben sind so viel werth wie eine Unze Silber.

Der Chinese und Japanese trinkt seine Thee frei von aller Beimischung; das Theepulver wird gleich in der Tasse dargereicht und dann das siedende Wasser darauf geschüttet; doch genießt man in den südlichen Grenzgebieten des chineesischen Reichs auch einen sehr gewürzten Theeaufguß, der einen Beitrag von Zimmet und Cardamon, Mandeln, Milch und Zucker, sogar von Butter erhalten hat. Auch Soda wird mitunter zugesetzt — was auch in manchen europäischen Haushaltungen geschieht, da durch die Soda ein Theil des in den Theeblättern enthaltenen Klebers aufgelöst und so der Trank nahrhafter gemacht wird.

Daß man allerlei Versuche angestellt hat, um auch einheimische Pflanzen zu Thee zu verwenden, ist begreiflich, da wegen der Länge des Transports der chineesische Thee keineswegs wohlfeil ist. So hat man bei uns in Deutschland die Blätter der Walderdbeere, der Stechpalme (*Ilex aquifolium*), die ohnehin mit dem Paraguan-Thee, der auch von einer *Ilex*-Art genommen wird, nahe verwandt ist, in Rußland die Blätter einiger Fünffingerkrautarten (*Potentilla fruticosa* und *rupestris*), in Sibiren das *Epilobium angustifolium* als Ersatzmittel benutzt. Würde man mit der gleichen Methode und Sorgfalt, wie die Chinesen ihren Thee behandeln, zu Werke gehen, so möchte Mancher kaum im Stande sein, das Surrogat vom echten Thee zu unterscheiden. Wenigstens erzählt Herr Fortune, daß er sechs Chinesen mit nach Kalkutta genommen habe, welche an beliebigen Baumblättern die Zubereitungsweise vormachten, und als man das Produkt mit heißem Wasser überschüttete, hätten die Trinkenden fast schwören mögen, chineesischen Thee zu kosten. Befanntlich wird der grüne und schwarze Thee nach seiner Ankunft in Europa vielfach verfälscht, und Mancher trinkt den Abguß von einem guten Theil Eichen- oder Eschenblätter in seinem vermeintlichen echten chineesischen Thee mit, ohne es zu ahnen.

Zu Anfang des 9. Jahrhunderts war der Thee schon allgemein in China in Gebrauch, als Arzneimittel wider Kopfweh ward er aber schon viel früher angewandt. Chineesische Bongen brachten ihn dann nach Japan, wo seine Kultur schnell Eingang fand. Die Japanesen erzählen von einem buddhistischen Heiligen, Namens Dharmas, der von Indien nach China kam, um dort seine Lehre auszubreiten, und um sich für seine Sendung recht eifrig zu bemühen, auch des Schlafes sich enthalten wollte. Dennoch fielen ihm vor Müdigkeit die Augen zu, und darüber erzürnt, schnitt er, gleichsam als Sühne für den Bruch seines Gelübdes, sich die Augenlider ab. Doch siehe, wie er sie auf die Erde warf, wuchs alsbald die Theestaude hervor, deren Blätter die Kraft haben, den Schlaf zu verschrecken und den Sinn zu ermuntern. Die Schüler Dharmas' begrüßten freudig das neue Getränk und verbreiteten es. Doch dauerte es ziemlich lange, bis der Thee nach Persien kam. In Europa ward der Thee fast gleichzeitig mit dem Kaffee bekannt. Eine russische Gesandtschaft brachte den Thee zuerst aus der Mangley, wo sie ihn als Geschenk erhalten hatte, nach Moskau (1638) und schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts (1610) brachten die Holländer auch zur See den Thee aus China, indem sie ihn anfangs bloß als ein medizinisches Kraut in der Heimath verkauften. Allmählig gewahrte man aber, daß das Heilmittel auch ein Genußmittel sei. So auch in England. Nachdem im Jahr 1664 die ostindische Kompagnie dem Könige Karl II. zwei Pfund Thee zum Geschenk übersandt hatte, erhielt das im Jahr 1667 nach Ostindien segelnde Schiff Befehl, 100 Pfund mitzubringen. England, Holland und Rußland wurden bald die Hauptabnehmer des Thees in Europa, während Frankreich und Deutschland mehr dem Kaffee den Vorzug gaben. Die Theeausfuhr China's nach Großbritannien hat für 1859—60 die große Summe von 4,775,200 Pfd. erreicht — 3,754,700 Pfd. mehr als im vorigen Jahr. Die Theeausfuhr nach den Ber. Staaten von Nordamerika im selben Jahre betrug 1,700,500 Pfund.



Photograph Anstalt von P.C. Kistner in Frankfurt a.M.

. Zu: Strack die heidnischen Preußen.

Die heidnischen Preußen und deren Bekehrung*.)

Von R. Strack.

Mit einer Abbildung.

Die heidnischen Preußen.

Im fernen Osten liegt die Provinz des Königreichs Preußen, von welcher der ganze Staat seinen Namen hat. Schon im Alterthum wurde diese Landschaft wegen des dem Golde gleich geachteten Bernsteins von Handelsleuten besucht. Wir haben den Bericht eines solchen Reisenden, Pytheas mit Namen, welcher im 4. Jahrhundert vor Christus von Marseille (damals Massilla), aus zu Wasser nach den Küstern der Nord- und Ostsee fuhr. Er erzählt Folgendes: „In dieser kalten Zone kennen die Menschen noch keine edlen Früchte und von zahmen Thierarten nur einige; sie nähren sich von Hirse und anderen Kräutern, von Wurzeln und Früchten. Diejenigen, bei denen Honig und Getreide gefunden werden, bereiten daraus ein Getränk. Das Getreide aber dreschen sie, weil heiterer Sonnenschein selten ist, in großen Gebäuden aus; denn Tennen auf dem Felde würden durch Regen und Mangel an Sonnenschein sehr bald verderben. Dort wohnen die Guttonen (Gothen), ein germanisches Volk, an einer durch das eindringende Wasser vielfach zerrissenen Küste. Zur Frühlingszeit wird auf einer Insel der Bernstein durch die Fluthen des Meeres ausgespült. Die Bewohner gebrauchen ihn statt des Holzes zur Feuerung, oder verkaufen ihn an die benachbarten Kentonen.

Diese Bewohner waren ein kräftiger Menschenschlag von festem gedrungenem Körperbau und geradem Wuchse, also daß sich lange Zeit die Sage von einstigen Riesengestalten unter dem Volke erhalten hat. Thätigkeit war eine hervorragende Tugend derselben, Trägheit und Arbeitscheu galten unter ihnen für entehrende Laster. Nur kranke, altersschwache Personen machten dabei eine Ausnahme. Arme Greise wurden von Haus zu Haus gepflegt und ernährt; sowie überhaupt jeder Dürftige, der sich durch seine Arbeit nicht ernähren konnte, in jedem Hause Sättigung erwarten durfte. Ackerbau war die Hauptbeschäftigung der alten Preußen, doch trieben sie auch Viehzucht und liebten die Jagd. Jeder hatte das Recht, zwei oder drei Frauen zu nehmen, die Vornehmen wohl noch mehr. Die Kinder wurden als Eigenthum des Vaters betrachtet und standen unter seiner fast unbeschränkten Gewalt. Darum mußte auch der Bräutigam die Braut von deren Vater durch eine gewisse Anzahl Vieh oder ein bestimmtes Maß Getreide, in späteren Zeiten durch eine gewisse Geldsumme loskaufen, und weil die Frau gekauft war, so wurde sie im Hause des Mannes nicht viel besser als eine Sklavin behandelt. Sie diente dem strengen Eheherrn wie eine Magd und unterlag jeder Strafe, welche derselbe über sie verhängte. Sie aß nicht mit dem Manne an einem Tische, mußte aber jeden Tag den Gastfreunden und sonstigen männlichen Hausbewohnern die Füße waschen.

War die Braut verkauft, so versammelte sie ihre Freundinnen um sich und stimmte mit ihnen ein Klaglied an, Eltern, Vieh und Feuer bedauernd, die sie jetzt unverpflegt zurücklassen müsse. Auf einem Wagen wurde sie zu ihrem künftigen Manne abgeholt. Erreichte sie die Grenze von dessen Hof, so kam ihr ein Mann entgegen mit einem lodernden Feuerbrand in der einen und einem Trinkgefäß in der andern Hand. Er lief dreimal um den Wagen herum, überreichte dann der Braut das Trinkgefäß, indem er ausrief: „Wie sonst in deines Vaters Hause, so bewahre nun das Feuer in dem deines Mannes!“ Sobald sie die Schwelle überschritten hatte, führte man sie an den Feuerheerd, wusch ihr die Füße und besprengte mit dem Wasser Gäste, Brautbett, Vieh und alles

*) Besonders auf Grundlage von Voigt's Geschichte von Preußen.

Hausgeräthe. Hierauf benezte man ihr den Mund mit Honig und führte sie mit verbundenen Augen an alle Thüren des Hauses; sie stieß auf den Zuruf des Führers an jede, worauf dieselbe sich öffnete. Weiter bestreute man sie mit Getreide jeglicher Art und ermahnte sie: „Halte fest an dem Glauben unserer Götter, so werden sie dir Alles geben!“ Nach einem heiteren Mahle schnitt eine Freundin der Braut das jungfräuliche Haar ab und setzte ihr einen Kranz mit weißem Tuch umnäht auf den Kopf. Diesen trug die Frau als Schmuck bis zur Geburt des ersten Sohnes.

In das väterliche Erbe theilten sich nur die Söhne, die unverheiratheten Töchter waren der Freigebigkeit der Brüder anheim gestellt.

Bier und Meth waren schon in den ältesten Zeiten die beliebtesten Getränke. Später, da die Bienenzucht allgemeiner wurde, nahm der Gebrauch des Bieres ab, der des Methes zu. Die Reicherer und Bornehmeren berauschten sich gern an gegohrener Pferdemicth und Rinderblut. Ueberhaupt war die Trunksucht ein fast allgemein verbreitetes Laster der alten Preußen, so daß Fremdlinge die Behauptung aufstellten: „Der Preußen Gott ist ihr Bauch.“ Diese Liebe zu berausenden Getränken bewiesen sie auch, wenn sie einen Fremden beherbergten, was nicht selten geschah, da die Gastfreundschaft eine durch Gesetz und Sitte geheiligte Tugend war. Man betrachtete den Fremden als ein von den Göttern zugesandtes Glück. Konnte dieser beim Eintritte in ein Haus des Wirthes Namen nennen, so stand ihm Alles zu Gebot, was im Hause war und er blieb, so lange er wollte. Eine Beleidigung des Gastfreundes wurde mit dem Tode bestraft. Man hielt es für eine tadelnswerthe Vernachlässigung desselben, wenn man nicht mit ihm bis zur völligen Trunkenheit gezecht hatte. Jeder Hausgenosse leerte ein gewisses Maß von Getränk und verlangte von dem Gaste, daß er es ebenfalls leerte. Dieses Zutrinken wurde so lange fortgesetzt, bis alle Hausgenossen sammt dem Gaste völlig berauscht waren.

Wurde der Mann, besonders der aus vornehmerem Geschlechte, von einer Krankheit überfallen, so rief man einen Priester herbei, welcher Tag und Nacht bei dem Kranken weilte und täglich eine gewisse Anzahl Segensformeln über ihn aussprach. Dies wurde so lange fortgesetzt, bis zweimal der Neumond erschienen war. Dann sollte der Zorn der Götter durch ein Gelübde versöhnt werden. Trat auch jetzt noch keine Besserung ein, so holten die Priester an der heiligen Eiche bei der Götterwohnung von der Asche des heiligen Feuers und gaben solche dem Kranken als Genesungsmittel. Blieb auch dieses ohne Erfolg, so hielten Kinder und Freunde einen Rath über den Kranken. Verzeielfelten dieselben an der Wiederherstellung, so wurde der Kranke von den Priestern mit einem Kissen erstickt. Kinder von vornehmen Eltern wurden, auch wenn sie schon das Jugendalter erreicht hatten, in hoffnungslosen Krankheiten auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

Die Gesetze erlaubten es ausdrücklich dem Hausvater, welcher mit kranken Frauen, Kindern, Geschwistern, Knechten oder Mägden belastet war, oder sich selbst krank fühlte, die kranke Person zu verbrennen. Dabei fügte das Gesetz hinzu: „Die Diener der Götter sollten nicht stöhnen, sondern lachen; durch's Feuer aber würden die Kranken geheiligt und würdig, mit den Göttern zu lachen und wohl zu leben.“ Ein anderes Gesetz erlaubte, blinde oder mit einem Fehler behaftete Söhne im Wasser zu versenken oder sonst wie umzubringen, „weil das Glend der Menschen Göttern und Menschen eine Trauer sei.“ Zu viele Töchter wurden getödtet bis auf eine, welche bestimmt war, das Geschlecht fortzupflanzen, auch wurden sie wohl als Sklaven verkauft.

Ueberaus strenge waren die Gesetze gegen den Diebstahl. Bei dem ersten Verbrechen wurde der Dieb mit Ruthen gepeitscht, bei dem zweiten mit Knippen geschlagen, bei dem dritten durch wilde Hunde zerissen.

Eben so strenge waren die Gesetze gegen die Vergehungen der Frauen ihren Männern gegenüber. Schalt oder fluchte die Frau des Mannes Namen, so

soßten ihr vier große Stelne an den Hals gehängt und mit diesen sollte sie durch eine Anzahl Dörfer getrieben werden, bis sie der Priester von ihrer Last wieder befreite. Mißhandelte die Frau ihren Mann auch nur mit einem Schläge, so schnitt man ihr die Nase ab und nahm ihr alles Recht im Hause.

Gegen den Mörder wurde Blutrache geübt, d. h. die Freunde des Ermordeten hatten das Recht, sich an dem Thäter zu vergreifen wie sie wollten, und so wurde ein solcher meistens ums Leben gebracht.

Die Leichname der Verstorbenen behielt man 1—2 Monate, bei Königen und sonst vornehmen Personen auch wohl noch länger, bisweilen ein halbes Jahr im Hause. Während dieser Zeit sollte im Hause Trinken und Spiel sein bis zu dem Tage, wo die Leiche verbrannt werden würde. An diesem theilte man die bewegliche Habe des Verstorbenen, so viel noch nach den Zechgelagen übrig war, in fünf oder mehr Theile. Diese wurden vom Hause aus bis etwa eine Meile davon verteilt. Der beste Theil lag in der größten Entfernung, der geringste nicht weit vom Hause. Nun versammelten sich die Männer, welche die raschesten Pferde im Lande hatten, wenigstens fünf bis sechs Meilen von dem Hause des Verstorbenen. Sie jagten nach den ausgelegten Portionen. Wer zuerst eine solche erreichte, erhielt sie als Eigenthum. Der beste Renner empfing also die beste Portion.

Der Leichnam wurde nun gebadet, mit weißen Kleidern geschmückt und vor den eingeladenen Freunden auf einen Stuhl gesetzt. Die Andern saßen umher und tranken einander sowie dem Verstorbenen zu. Beim Abschied trug man denselben Grüße an die früher vorangegangenen Freunde und Verwandten auf, umgürtete ihn mit einem Messer oder einem Schwerte, und gab ihm etwas zur Zehrung mit, den Frauen auch wohl Nadel und Zwirn. Man betrachtete überhaupt das jenseitige Leben nur als eine Fortsetzung des diesseitigen. Jeder blieb in dem Stande, worin er gelebt hatte; der Reiche blieb reich, der Arme arm. Darum bedurfte auch dort noch der Krieger seiner Waffen, der Jäger seiner Hunde und Jagdvögel, der Arbeiter seiner Geräthe. Die Freunde begleiteten den Leichnam, welcher auf einem Wagen gefahren wurde, nach dem Begräbnißplatze, um die bösen Geister fern zu halten.

Hier wurden nun mit dem Leichnam die Geräthschaften, welche man ihm nach seinem Bedürfnisse mitgeben wollte, verbrannt; und während die Flamme emporloderte, besangen die Priester die Thaten des Verstorbenen. Hierauf sammelten Freunde die übrig gebliebenen Gebeine sammt der Asche und bewahrten sie in einer Art Urne. Auch andere Gegenstände, welche dem Verstorbenen besonders lieb und werth gewesen waren, wie Ringe, Schmuckfetten, Haarnadeln u. s. w. wurden in die Urne gethan, welche hierauf in der Nähe der Wohnung beigelegt wurde.

Dreißig Tage lang besuchte die Wittve unter Thränen und Klagen den Grabhügel des Mannes, acht Tage lang der Mann den seiner Frau. Am dritten Tage nach der Beisetzung des Mannes wurde bei seinem Grabe ein Trinkgelage als Todtenfest veranstaltet, ebenso am sechsten, neunten und vierzehnten Tage. Zu jedem dieser Feste wurde der Verstorbene eingeladen, auch mit der gebührenden Portion Speise und Trank bedacht.

Die Vorstellungen vom ewigen Leben waren, wie schon angedeutet worden ist, von grob sinnlicher Art. Die Preußen glaubten, wer den Göttern und den Priestern Gehorsam leistete und die verkündigten Gesetze beobachtete, werde jenseits zur Belohnung erhalten: „schöne Frauen, viele Kinder, gute Speisen, süße Getränke, im Sommer weiße Kleider, im Winter warme Röcke und ruhigen Schlaf auf großen weichen Betten, also daß sie in völliger Gesundheit stets lachten und sprängen.“

Die Preußen hielten mit zäher Hartnäckigkeit an ihrem väterlichen Glauben fest. Der heiligste Ort im ganzen Lande war der Hauptgötterthron Komove. Es war dies ein heiliger Hain, welchen kein Ungerechter betreten durfte. Nur

die Landesfürsten oder Kees durften bisweilen mit dem Oberpriester (Grive) zu Romove berathen; wer sonst diesen Wald mit seinem Fuße entweihete, dessen Blut müsse den Zorn der Götter versöhnen. In diesem Walde wurden die Bildnisse der drei obersten Götter aufbewahrt, diese Bilder durfte aber selbst nicht einmal der Fürst betrachten. Wer einen Baum in diesem Heiligthum fällte, sollte gleichfalls das Leben verlieren. Auch einzelne Bäume wurden für heilig gehalten, weil man in ihnen ein höheres Wesen ahnte und sie für Wohnsitze der Götter ansah. Berühmt und von Opfernenden viel besucht war die Eiche bei Heiligenbeil, welche das ganze Jahr gegrünt haben soll. Auch starke Linden, der Hollunder und verschiedene andere Bäume wurden als heilig betrachtet, so das Niemand wagte, einen Zweig davon abzubrechen. In der Nähe der heiligen Haine befanden sich auch heilige Felder, welche niemals bebaut und ebensowenig von einem Christen besucht werden durften. Ein heiliger Berg lag bei Brandenburg in der Nähe des frischen Haffes. Strenge verboten war es auch, in den heiligen Quellen ohne die Gegenwart eines Priesters Wasser zu schöpfen, oder in heiligen Seen zu fischen.

Als ein heiliges Thier wurde die Schlange betrachtet. Man hielt sie für unsterblich und meinte, daß sie bei jedem Wechsel ihrer Haut verjüngend Kraft annehme. Sie wurde mit großer Sorgfalt als Schutzgeist in alten, ausgehöhlten Eichenbäumen, in Ställen und Bohnhäusern gepflegt und verehrt. Frauen, welche keine Kinder hatten, brachten ihr Milch als Nahrung und baten um ihren Segen. Ebenso wurde ein weißes Pferd wegen seiner weissagenden Gabe für heilig gehalten und als Eigenthum der Götter geweiht. Niemand wagte es, ein solches Pferd zu besteigen.

Die Priester standen in ungewöhnlichem Ansehen, namentlich der Oberpriester. Wer bei diesem Rath suchen wollte, durfte dessen Wohnsitz nicht selbst betreten, sondern mußte in einiger Entfernung verweilen, bis ihm die Priester auf die Fragen Antwort ertheilten. Wenn die Fürsten vor ihm erschienen, so geschah es immer mit der größten Ehrerbietung. Sonst zeigte sich der Grive (Oberpriester) so selten dem Volke, daß sich ein Jeder glücklich pries, wer denselben einmal gesehen hatte. Seine Befehle verkündigte er wohl niemals selbst vor dem Volke. Es geschah dies vielmehr durch seine Gesandten, welche er durch Uebergabe eines Gebieterstabes oder sonst eines bekannnten Zeichens seiner Würde bevollmächtigte. Sein Befehl wurde stets als Götterwille betrachtet und darum gewissenhaft befolgt. Er war in jeder Landschaft Richter und Gesetzgeber, so daß er gewissermaßen über dem Landesfürsten stand.

Im allgemeinen waren die Preußen ein friedliebendes Volk, welches ungereizt keinen Krieg begann, wenn's aber nöthig war, auch tapfer zu kämpfen wußte. Ehe sie dem Feinde entgegen zogen, suchten sie den Rath der Götter zu befragen. Sie bemühten sich noch vor dem Auszuge, aus dem feindlichen Heere oder dessen Lande einen Gefangenen in ihre Gewalt zu bekommen. War dies gelungen, so band man den Unglücklichen an einen Baum (welcher jedoch keine Eiche sein durfte) und schoß ganz aus der Nähe einen Pfeil oder einen Spieß in sein Herz. Wenn das Blut sogleich heftig und reichhaltig hervorquoll, so galt dieses als ein günstiges Zeichen.

Kehrte das Heer siegreich zurück, so mußte abermals ein Gefangener fallen und zwar einer der Vornehmsten, welcher durchs Loos bestimmt wurde. Man band denselben in voller Rüstung auf sein Ross, dessen Füße an vier in die Erde geschlagenen Pfähle befestigt waren. Weide, Pferd und Reiter, wurden durch ringsum angehäuftes und angezündetes Holz, mit ihren Waffen den Göttern zu Ehren verbrannt. Auch Jungfrauen mit Blumen geschmückt wurden als Opfer gebracht.

Die Gefangenen wurden meistens sehr grausam behandelt, oft jämmerlich ermordet oder mit schweren Arbeiten zu Tode gequält. Selbst Frauen und Kinder verschonte man nicht. Mit besonderer Grausamkeit verfuhr man gegen christliche Weistliche, welche im Preußenland missioniren wollten, und doch war die

Befehrung zum Christenthum für die Preußen, trotz ihrer guten Eigenschaften, der einzige Weg, ihre Verhältnisse zu verbessern und sie von ihren vielen unheilvollen Ansichten und Sitten zu befreien. Der erste christliche Prediger, welcher unter ihnen den Märtyrertod starb, war

Adalbert von Prag.

Adalbert war der Sohn des Grafen Slawnik und geboren 950 in der Grafschaft Lubitz in Böhmen. Bei seiner Taufe erhielt er den Namen Woycech. Durch Geburt sowie durch körperliche Schönheit schien der junge Woycech berufen zu sein, an irgend einem Fürstenhofe sein Glück zu machen. Das war auch die Hoffnung seines Vaters und seiner Mutter. Eine schwere Krankheit, welche den blühenden Jüngling an den Rand des Grabes brachte, änderte die Sache. Die schwer bekümmerten Eltern legten ein Gelübde ab, wenn ihr Sohn wieder genesen, so sollte er dem Dienste der Kirche gewidmet werden. Beides geschah. Der junge Woycech wurde nach einiger Zeit in eine berühmte Schule nach Magdeburg gebracht. Hier lebte damals der von ganz Deutschland geachtete Erzbischof Adalbert, welcher selbst eine Missionsreise nach dem Norden Europa's gemacht hatte, freilich ohne Erfolg.

Das Beispiel dieses großen Mannes schien dem jungen Böhmen ein nachahmungswürdiges Vorbild zu sein. Auch der Erzbischof fand Wohlgefallen an dem jungen, strebsamen Jünglinge und würdigte ihn besonderer Gunstbezeugungen. Als er demselben nach Verlauf einiger Zeit die Weihe zum geistlichen Stande erteilte, gab er ihm zugleich statt des bisherigen Namens seinen eigenen. Dieser fühlte nun noch mehr als bisher den Drang in sich, sich durch die strengste Reinheit und Frömmigkeit seines Wandels, sowie durch den regsten Eifer in allen Uebungen der Gottseligkeit auszuzeichnen.

Niemals nahm er an lustigen Spielen oder an sonstigen Vergnügungen seiner Schulgenossen Theil; dagegen betete er oft Stunden lang in der Einsamkeit oder an den Gräbern verehrter Märtyrer. Auch brachte er bisweilen Nächte in den Kirchen vor den Bildern der Heiligen oder in der Pflege der Armen und Kranken zu. Diese schwärmerische Frömmigkeit lag ganz im Geiste der Zeit und befestigte den jungen Adalbert nicht allein in der Gunst seines Lehrers und des Erzbischofs, sondern zog ihm auch die Bewunderung aller Bekannten zu. Allgemein lautete das Urtheil über ihn: „Diesen Jüngling hat Gott gesegnet, da er schon in so zarter Jugend zu solchen herrlichen, bewunderungswürdigen Werken der Frömmigkeit sich erhebt.“

Als aber der Erzbischof 981 starb, ging Adalbert nach neunjährigem Aufenthalte zu Magdeburg in sein Vaterland zurück und erwarb sich auch hier durch sein Betragen wie durch seinen Eifer in seinem geistlichen Amte, sowohl das Vertrauen und die Liebe seines Bischofs, als auch die Gunst und Hochachtung des Herzogs.

Im Jahr 983 wurde der bischöfliche Stuhl von Prag erledigt. Der Herzog und die Großen des Landes erhoben fast einstimmig durch ihre Wahl den frommen und allgemein hochgeachteten Adalbert auf denselben. Im ganzen Volke war die größte Freude über diese Wahl verbreitet. Adalbert begab sich zum Kaiser, um dessen Bestätigung, und zu dem Erzbischof von Mainz, um von demselben die bischöfliche Weihe zu empfangen. Bei seiner Rückkehr nach Prag zog ihm das Volk jubelnd entgegen. Adalbert aber bewies auch bei dieser Gelegenheit, daß er seinen früheren Sinn noch nicht geändert hatte. Er wanderte barfuß ohne Schmuck und Glanz in die Stadt, um sein wichtiges Amt zu übernehmen.

Leider sollte er bald erfahren, wie wenig man auf die Gunst der Menschen zu bauen vermag.

Auf der einen Seite erwarb er sich durch seine Milthatigkeit und Fürsorge für Arme und Unglückliche, sowie durch seinen frommen, gottergebenen Lebenswandel immer allgemeinere Achtung und Liebe; auf der andern mißfiel er nicht

weniger durch sein unablässiges Bemühen, alles gottlose und heidnische Wesen unter dem noch rohen böhmischen Volke zu vertilgen. Er scheute sich nicht in seinen ernstlichen Strafpredigten, die Vielweiberei, sowie überhaupt das genussüchtige Leben und die Sittenlosigkeit, welcher namentlich die Vornehmen ergeben waren, öffentlich zu rügen; er verfuhr mit aller Strenge gegen das Lasterleben der ihm untergebenen Geistlichen und übte ohne Menschenfurcht die ihm zukommende Kirchenzucht aus, wo es ihm nöthig schien. Solchen unerbittlichen Sittenrichter wollte man nicht. Seine Predigten wurden immer schwächer besucht, bisweilen verspottet, seine Ermahnungen blieben ohne Erfolg. Er fühlte sich unglücklich in seiner Stellung, weil er das nicht leisten konnte, was er mit glühendem Eifer erstrebte.

Eine nächtliche Erscheinung Christi im Traume bekräftigte ihn in seinem schon längst im Stillen gefaßten Entschlusse, eine Pilgerreise nach Rom und vielleicht auch zum heiligen Grabe zu unternehmen. In dieser Absicht verließ er 984 seinen bischöflichen Stuhl zu Prag. In Rom legte er seinen Hirtenstab in die Hände des Papstes nieder und begab sich in das berühmte Kloster Cassino, um von dort aus nach Palästina zu wandern. Doch das stille Klosterleben gefiel ihm so sehr, daß er der Aufforderung des Abtes, im Kloster zu bleiben, bereitwillig Gehör schenkte, und das Geld, welches ihm die Kaiserin zu seiner Pilgerreise nach Palästina gegeben hatte, für die Armen der Umgegend verwendete. Eins nur bestimmte Adalbert das Kloster wieder zu verlassen. Die Mönche behandelten ihn nämlich fortwährend als Bischof, während er doch nur ihresgleichen sein wollte. Er begab sich daher in ein Kloster zu Rom, wo er das Mönchsgewand aus den Händen des Abtes erhielt. Während seines mehrjährigen Aufenthaltes führte er fast ununterbrochen ein Leben der Entbehrung und Entsagung. Meistens schlief er auf dem harten Stubenboden im härenen Gewande; als Kopfkissen diente ihm gewöhnlich ein Stein. Dofters enthielt er sich tagelang aller Nahrungsmittel. Was er sich abgezogen hatte, verschenkte er an die Armen. Ganze Nächte widmete er der Pflege dürftiger Kranken. Er leistete alle Dienste wie der geringste Klosterbruder; er reinigte die Küche, säuberte das Eßgeräthe, zog Wasser aus dem Brunnen, bediente die Mönche bei Tische &c. Ein treuer Genosse bei dieser mönchischen Selbstentsagung und Selbstüberwindung war ihm Gaudentius, der ihm so enge verbunden war, daß er für seinen Bruder gehalten wurde.

Unterdessen war das Kirchenwesen in Böhmen durch die Abwesenheit des Oberhirten in tiefen Verfall gerathen. Der Herzog klagte beim Erzbischof von Mainz, und dieser wendete sich an den Papst. Adalbert erhielt nun die Weisung nach Prag zurückzukehren und sein Bischofs-Amt wieder zu übernehmen. Weinend nahm er von dem Kloster und dessen ihm befreundeten Bewohnern Abschied, und voll banger Besorgniß kam er 993 in Prag wieder an. Das entgegenziehende Volk begrüßte ihn mit lautem Jubel. Adalbert aber hatte ähnliche Empfindung wie der Herr bei seinem Einzuge in Jerusalem, mit bangem Herzen gedachte er an den bevorstehenden, unvermeidlichen Kampf. Er zeigte sich in seinen Predigten und sonst in seiner bischöflichen Wirksamkeit noch eben so strenge als früher; ja er war noch angelegentlicher darauf bedacht, ohne Ansehen der Person und des Standes und ohne Menschenfurcht alles gottlose Wesen und die weltlichen Lüste zu beseitigen.

Der alte Haß der Weltkinder war bald wieder da und zwar stärker denn zuvor. Ein besonderes Ereigniß brachte das im verborgenen glimmende Feuer zum Ausbruch. Ein Weib, welches die gelobte eheliche Treue gebrochen hatte, wurde von den Verwandten des Mannes verfolgt, um ihr nach alter Landesfite den Kopf abschlagen zu lassen. Die Unglückliche flüchtete sich zu dem Bischof, welcher ihr ein Kloster zum Aufenthalt anwies. Das Volk verlangte unter Drohworten und Schmähungen die Auslieferung der Sünderin. Adalbert verweigerte dies, da er an solcher Volksjustiz kein Wohlgefallen hatte. Aber das

Volk holte die Frau mit Gewalt aus den klösterlichen Mauern und überlieferte sie ihrem Manne. Da dieser nicht selbst die Strafe vollziehen wollte, so mußte eine gemeine Dirne das Scharfrichteramt übernehmen.

Adalbert war über den Vorfall so entrüstet, daß er abermals sein Bischofsamt niederlegte, um sich in das ihm werth gewordene Kloster in Rom zurückzuziehen. Der Papst sprach auf seinen Bericht den Kirchenbann über die Böhmen aus. Diese hielten ihren Bischof für den Urheber der Strafe und wollten darum an den Familien desselben blutige Rache nehmen. Sie überfielen Adalberts Geburtsort, ermordeten unter grausamen Qualen dessen Brüder und verbrannten den ganzen Ort.

Man kann sich denken, wie wenig Adalbert geneigt war, einer abermaligen Aufforderung des Papstes, zur Rückkehr nach Böhmen, Folge zu leisten. Unter Thränen bat er, daß ihm gestattet sein möge, seine Tage in Ruhe unter den Mönchen zu verleben. Endlich gab Adalbert nach, Rom wieder zu verlassen, nachdem er die Zusage erhalten hatte, daß es ihm verstattet sein sollte, wenn die Böhmen ihre Gesinnung nicht ändern würden, in den Ländern der Heiden das Evangelium zu predigen.

Im Jahr 996 reiste er über die Alpen nach Mainz, wo Kaiser Otto III. damals seinen Aufenthalt hatte. Er wurde von dem Kaiser mit Ehren überhäuft. Aber je mehr er geehrt wurde, desto mehr demüthigte er sich. Auch am Kaiserhofe unterzog er sich den gemeinsten Diensten, und verrichtete selbst die Arbeiten der kaiserlichen Bedienten. Heimlich puzte er oft des Nachts sämtliche Schuhe und Stiefeln des kaiserlichen Gefolges, so daß man am Morgen nicht wußte, wer das Alles gethan hatte.

Adalbert wollte erst die Herzen der Böhmen prüfen, ehe er sich wieder in deren Mitte wagte. Er ging zum Herzog von Polen, um von hier aus eine Anfrage nach Prag ergehen zu lassen, wie man seine Wiederkehr aufnehmen, und ob man ihm folgen würde.

Die Böhmen ertheilten eine verneinende, selbst spöttische Antwort, indem sie fürchteten, sie würden wegen ihrer Frevelthat an Adalberts Familie gezüchtigt werden. Nun stand der Entschluß bei Adalbert fest. Er wollte in die Heidenwelt, dem Herrn eine Heerde zu sammeln. Es war nun noch die Frage, wohin er sich wenden solle. Dem Herzog von Polen war besonders viel an der Befahrung der ihm benachbarten Preußen gelegen, darum entschied sich Adalbert, unter diesen einen Missionsversuch zu machen. Der Herzog rüstete ein Schiff für die Missionäre aus und gab ihnen dreißig Bewaffnete zur Begleitung mit. Der früher genannte Gaudentius und der Presbyter Benedikt fuhren mit dem Bischof unter solcher Bedeckung auf der Weichsel bis Danzig. Hier gelang es Adalbert, eine Anzahl für den christlichen Glauben zu gewinnen. Doch er blieb nur wenige Tage in der Gegend; er eilte nach Preußen, als dem Ziele seiner Wanderung. Mit günstigem Winde gelangte er in kurzer Zeit an die Ufer des frischen Haffes. Hier schickte er die Bewaffneten mit dem Schiffe zurück, indem er Alles vermeiden wollte, wodurch er bei den Preußen Mißtrauen und Erbitterung erwecken konnte.

Die drei Glaubensprediger betraten im Vertrauen auf Gott, von aller menschlichen Hülfe entblößt, eine kleine Insel, wahrscheinlich nahe bei der Mündung des Pregel-Stromes in das frische Haff. Kaum hatten die Bewohner von den Fremden und dem Zweck ihrer Ankunft gehört, als sie herbeileiten, dieselben schleunigst wieder zu vertreiben. Adalbert ließ sich im Gebete durch das wilde Geschrei des Haufens nicht stören. Er empfing einen Schlag mit einem Ruder, also daß er wie todt zu Boden stürzte. Da er sich wieder ermannet hatte, dankte er dem Herrn, daß er gewürdigt worden wäre, wenigstens einen Schlag für den Gekreuzigten zu erdulden.

Hierauf begaben sich die Missionäre an das andere Ufer des Flusses. Der Grundherr der Gegend führte sie in das Dorf, welches wahrscheinlich ein

Handelsort war. Hier mußte Abalbert vor einem großen Haufen des umherwohnenden Volkes über seine Reisen und die Absicht seiner Reise Rechenschaft ablegen. Da er gesagt hatte, daß er gekommen wäre, die Leute von den stummen und tauben Götzen zu dem lebendigen Gott zu führen, erhob das Volk ein fürchtbares Geschrei. Während die Andern mit den Füßen stampfen und die Keulen schwingen, rufen einige mit lauter Stimme und zornentbrannten Blicken: „Es sei dir genug, daß du ungestrast hierher gekommen bist; jetzt rettet dein Leben nur die schnellste Rückkehr. Morgen findet ihr den Tod, wenn ihr nicht diese Nacht entweichet.“

Abalbert erkannte aus dem was er gehört und gesehen hatte, daß bei solchen Menschen mit der Predigt von Christi nichts zu machen sei; er fuhr darum in seinem Schiffe nach der südwestlichen Küste Samlands, wo er fünf Tage verweilte, um zu überlegen, was weiter zu thun sei. Es kam den Missionären wohl der Gedanke, ob sie nicht ganz und gar ihr Unternehmen unter den Preußen aufgeben und zu den Lutziziern, einem slavischen Völkerstamme in Deutschland, wandern sollten.

Doch zuletzt entschieden sie sich für einen nochmaligen Versuch unter den Preußen, zwar an einem andern Orte, aber doch in der Nähe. Ein Traumgesticht, welches Gaudentius hatte, und welches den Tod Abalberts andeutete, schreckte die wackeren Männer nicht zurück. Der Bischof sagte zu seinem Gefährten: „Füge es Gott, daß deine Ahnung in Erfüllung gehe; doch soll man trügerischen Träumen nicht trauen. Die Wanderer kamen durch einen dichten Wald in ein offenes Feld, wo sie das heilige Abendmahl feierten und dann ein wenig ausruhen wollten. Aber ihre Ruhe wurde plötzlich durch wildes Geschrei gehört. Sie hatten, ohne es zu wissen, den heiligen Wald durchwandert und das heilige Feld betreten, welches sich bis Romove erstreckte. Solches Vergehen mußte nach der Ansicht der Preußen mit dem Tode gesühnt werden. Abalbert wurde alsbald von den wild herbeistürmenden Heiden gefesselt. Ruhig und gelassen tröstete er seine Begleiter über sein Schicksal und das ihrige. Ein Priester kam aus dem tobenden Haufen hervor und stieß einen Wurfspeer durch Abalberts Brust. Andere folgen nach, begierig, ebenfalls das Ihrige zu dem Tode des frommen Mannes beigetragen zu haben. Aus sieben Wunden blutend, stürzte der Bischof zur Erde, indem er bis zum letzten Augenblick für seine Feinde und Mörder betete (23. April 997).

Die beiden Gehülften des Ermordeten wurden anfangs gefangen weggeführt, später aber wieder freigelassen. Sie waren es, welche den Tod ihres hochverehrten Meisters in Polen verkündeten und denen auch wir die Nachrichten über die näheren Umstände verdanken.

Der Herzog Boleslav von Polen kaufte den Leichnam des geliebten Mannes für eben so viel Geld, als derselbe wog.

Der Sage nach soll er beim Wiegen überaus leicht gewesen sein. Er wurde in Gnesen beigesezt, wo Gaudentius später Erzbischof wurde.

Eroberung Preußens durch den deutschen Orden.

Ein Anderer, welcher nicht geschreckt durch Abalberts Schicksal, vielmehr ermunthigt durch dessen Beispiel, den Preußen den Frieden und Trost des Evangeliums bringen wollte, war Bruno, der Hofkaplan des Kaisers Otto III., welcher auch den Beinamen Bonifacius führte. Er war aus einem angesehenen Geschlechte in Quersfurt entsprossen und wahrscheinlich durch ein Bild von Bonifacius, dem Apostel der Deutschen, welches er zu Rom gesehen hatte, zu dem Entschlusse, Missionär zu werden, angeregt worden. Der Papst ertheilte ihm nicht nur die erbetene Erlaubniß, sondern auch die Würde eines Erzbischofs in den heidnischen Ländern.

1007 trat er die Wanderung nach Preußen an, wobei er von 18 Gefährten begleitet wurde. Anfangs war er glücklicher als sein Vorgänger. Er bekehrte

eine Anzahl der Bewohner und konnte bis zur östlichen Gränze vordringen. Hier aber wurde er mit seinen Begleitern gefangen und bald darauf enthauptet *). Zweihundert Jahre vergingen nun bis wieder ein Glaubensprediger unter den Preußen aufzutreten wagte. Unterdessen war bei mehreren Kriegen, welche die Preußen mit den Polen und andern christlichen Völkern zu führen hatten, die Stimmung für's Christenthum keine günstigere geworden. Doch gelang es 1207 dem Abte Gottfried vom Kloster Lufino in Polen, zwei von den Landesfürsten zur Annahme des christlichen Glaubens zu bewegen.

Glücklicher noch war der Mönch Christian aus dem Kloster Oliva in Pommern. Dieser schien auch vor Andern der rechte Mann zur Befehrung der Preußen zu sein. Er war mild in seinen Gesinnungen, untadelig in seinem Wandel, klug und vorsichtig bei seinen Unternehmungen, und um so mehr darauf bedacht, alle seine Schritte vorher genau zu bedenken, da er durch die unglücklichen Beispiele seiner Vorgänger gewarnt worden war. Außerdem waren ihm die Verhältnisse in Preußen, die Sitten und Ansichten des Volkes genau bekannt. In der Nähe von Culm begann er seine Wirksamkeit und hatte die Freude, daß sich eine kleine Heerde ihm anschloß. Er wurde vom Papst zum ersten Bischof von Preußen ernannt.

Als er aber bekleidet mit dieser Würde aus Rom, wo er über den Erfolg seiner Predigt Bericht erstattet hatte, zurückkehrte, erwachte der Haß der heidnischen Preußen gegen das Christenthum fast heftiger denn je: fürchtbar wurden die Gegenden, wo dasselbe Eingang gefunden hatte, verwüstet. Diese Einfälle wiederholten sich mehrmals, so daß Christian die Ueberzeugung gewann, das Kreuz müsse mit bewaffneter Hand gegen solche Angriffe vertheidigt werden, damit jeder, der es wolle, seinen Heiland ungestört verehren könne. Der Papst gab 1209 die Erlaubniß dazu, daß die Christen benachbarter Länder zu einem Kreuzzug nach Preußen, um die dasigen Christen zu schützen, aufgefordert würden. Es sollten den Theilnehmern dieselben geistlichen Wohlthaten zugesichert werden, wie denjenigen, die einen Kreuzzug nach Palästina unternehmen. Doch sollten dieselben auch befehrt werden, daß das Unternehmen nur den Schutz der Christen bezwecke, keineswegs aber die Unterwerfung der Preußen unter die Herrschaft der Kreuzfahrer. Es kamen aus verschiedenen Ländern streitlustige Kämpfer herbei, welche sich durch die Vertheidigung ihres Glaubens Vergebung ihrer Sünden verdienen wollten. So lange das Kreuzheer beisammen war, wagten die Preußen keinen Ueberfall in christlichen Gegenden; aber eben so wenig konnten sie in ihrem mit Sümpfen und Wäldern durchzogenen Lande mit Erfolg angegriffen werden. Als aber die bewaffnete Mannschaft wieder auseinander gegangen war, fielen die Heiden über die Gläubigen im Bisthum Culm und im benachbarten Masonien, einer polnischen Landschaft, deren Herzog Konrad sich als ein eifriger Beschützer der Christen, wenn auch mehr aus Staatsklugheit als aus warmer Glaubensstreu, bewiesen hatte; 250 Kirchen und Kapellen wurden verwüstet und geplündert. Besonders hatte das weibliche Geschlecht, sowohl Frauen als Jungfrauen, die grausamste und entehrendste Behandlung zu leiden. Ganze Schaaren wurden in Gefangenschaft geführt. Ebenso wurde den Geistlichen und Mönchen der sammervollste Tod bereitet.

Unter solchen Umständen war guter Rath theuer. Ein neues Kreuzheer konnte höchstens nur vorübergehende Hülfe bringen. Da kamen der Bischof Christian und der Herzog Konrad überein, einen Ritterorden zu stiften, dessen besondere Bestimmung es wäre, die Christen in Preußen und Masonien zu beschützen. Der Papst gab seine Einwilligung und so wurde der Vorschlag in Ausführung gebracht. Diese Ritter wurden Ritter Christi oder Brüder des Ritterdienstes Christi, oder auch nach ihrer Burg Ritter von

*) Von ihm hat Braunsberg seinen Namen.

Dobrin genannt. Auch diese Aushülfe bewährte sich nicht lange, da die Ritter in einer furchtbaren Schlacht bei Straßburg in Preußen geschlagen und größtentheils vernichtet wurden.

Der für sein liebes Preußenland oder vielmehr für die Befreiung des preussischen Volkes unermüdblich thätige Bischof Christian kam nun in Uebereinstimmung mit Konrad von Masonien auf den Einfall, den deutschen Orden zu Hilfe zu rufen. Der Herzog schickte eine Gesandtschaft an den Hochmeister Hermann von Selz, um denselben aufzufordern, daß er einen Theil der Ritter zur Bekämpfung der Preußen hergeben, und dafür das Culmer Land als Kampfspreis nehmen möge.

Die Sache verdiente überlegt zu werden. Es war keine Kleinigkeit, mit einem nicht allzugroßen Haufen ein Volk zu bekämpfen, welches für sein Vaterland und für seine Religion begeistert war und ein ansehnliches Heer aufstellen konnte. Doch war die Aussicht für das Christenthum und zugleich für den Orden, ein bisher heidnisches Land zu erobern, zu lochend, als daß nicht alle andern Bedenklichkeiten davor hätten schwinden müssen. Der Papst gab bereitwillig seine Zustimmung und der Kaiser bestätigte dem Orden schon im Voraus den völlig rechtmäßigen, von jeder Grundlast freien Besitz des Landes, welches er in Preußen erobern würde.

1228 kamen die ersten Ritter unter Anführung des tapferen und kriegserfahrenen Hermann Balke, welcher an der Spitze der preussischen Angelegenheiten stehen und den Titel „Landmeister“ führen sollte, nach Preußen.

Die Eroberungen gingen anfangs langsam vorwärts, da sich der Orden vorerst selbst festsetzen mußte. War es ihm einmal gelungen, in einem Bezirk einige Burgen zu gründen, so erfolgte bald die völlige Untwerfung desselben. So gewann er von der Burg Thorn aus 1231 das ganze Culmer Land. Deutsche Einwanderer, welche theils durch Aussicht auf Handelsvorteile, theils aus religiösen Gründen herbeigelockt wurden, beförderten die Gründung von Städten, so wurden i. J. 1232 Thorn und Culm angelegt, 1237 Elbing in einem andern eroberten Distrikte. Auch muß man den Rittern das Zeugniß geben, daß sie, namentlich während der ersten Jahre, die Neubekehrten milde und schonend behandelten. Sie ritten im Lande umher, zu Vornehmen und Armen, pflegten mit christlicher Liebe die kranken Preußen in den Spitalern, sorgten für Wittwen und Waisen und schickten talentvolle Knaben zu ihrer Ausbildung nach Deutschland. Das nur erbitterte vorerst auch die christlichen Preußen, daß den deutschen Einwanderern, um deren immer mehr herbei zu locken, besondere Vorrechte zugesichert wurden. Bald vergaßen auch die Ritter die früher bewiesene Milde und Leutseligkeit. Daher erwachte auch bei den Getauften der alte National- und Glaubenshaß; denn im Herzen waren sie immer noch mehr Gözenverehrer als Bekenner Jesu. Herzog voninterpommern (Swantopole), welcher ebenfalls wieder vom Christenthum abgefallen war, trat mit den unzufriedenen Preußen in Verbindung und so entspann sich ein hartnäckiger Kampf, in welchem die Ritter, wenn auch mit schweren Opfern und Verlusten, doch zuletzt den Sieg errangen. 1249 schlossen die erschöpften Preußen mit dem Orden einen förmlichen Frieden, in welchem ihnen, so lange sie dem christlichen Glauben und dem Orden treu blieben, völlige persönliche Freiheit und das Recht, Eigenthum zu erwerben, zugesandt wurde.

Drei Bisthümer umfaßte das schon eroberte Gebiet; ein viertes sollte für die noch zu erobernden Landschaften errichtet werden. Unter diesen schien Samland besonders wichtig zu sein. Der König Ottokar von Böhmen und der Markgraf Otto III. von Brandenburg halfen mit einem ansehnlichen Kreuzheere zu dessen Unterwerfung. Hier wurden die Städte Memel und Königsberg erbaut. Letztere erhielt den Namen zu Ehren Ottokars, des ritterlichen Königs.

Noch immer war der Orden weit vom Ziele entfernt. Wo die Erbitterung der Preußen nicht offen und ungehindert mit Feuer und Schwert sich austoben

konnte, da geschah es im Geheimen. Nur allzuhäufig wurden die Saaten der Christen, mochten es Deutsche oder Preußen sein, zerstört. Die dadurch bisweilen veranlaßte Hungersnoth vermehrte die Leiden auch des preussischen Volkes und in Folge davon die Erbitterung desselben; fand nun diese, außerdem noch durch Anreizung von außen oder durch zu erwartende Hülfe Nahrung, so wiederholte sich das schon öfters aufgeführte Trauerspiel des Kampfes auf Leben und Tod, der grausamen Ermordung der gefangenen Christen, der unmenslichen Vermüstung von solchen bewohnter Gegenden. Dies geschah z. B. 1261 als der lithauische Herzog Windewed die deutschen Ritter bekämpfte und in einer blutigen Schlacht den Sieg davon trug. Weit und breit wurden die Kirchen niedergerissen, die Geistlichen ermordet und die heiligen Geräthe geraubt. Mit Mühe vertheidigten sich die Ritter in ihren Burgen, deren nächste Umgebung sie kaum verlassen durften. Eine Burg nach der andern fiel, meistens durch Hunger zur Uebergabe gezwungen, in die Hände der Preußen. Die Gefahr für den Orden und somit zunächst wenigstens für die Kirche des Christenthums vergrößerte sich mit jedem Tage, auch die abermalige Hülfe Ottokars von Böhmen 1267 war von geringem Erfolg, da derselbe wegen des gelinden Winters nicht über die Moräste und Landseen zu den Schlupfwinkeln der Preußen gelangen konnte.

Doch die noch übrigen Ritter verzweifelden nicht. Die meisten thaten Wunder der Tapferkeit und wurden mit neuem Muth belebt als 1270 der Marschall Konrad von Thierberg den Oberbefehl erhielt. Das verlorene Land wurde wieder erobert und neues dazu. Aber die Kämpfe wurden immer hartnäckiger. Die Ritter überzeugten sich, es fehre keine Ruhe ein, bis der letzte heidnische Preuße unterworfen und getauft wäre, und die Preußen merkten, daß es sich um Sein oder Nichtsein bei ihnen handele.

Endlich kam die allein noch unabhängige und heidnische preussische Landschaft, Sudauen, an die Reihe. Die Bewohner derselben gehörten zu den stärksten und tapfersten des ganzen Landes; darum gingen auch mehrere Jahre darüber hin, bis die Unterwerfung (1283) vollendet war. Als der letzte Sudauische Häuptling sah, daß er an keine Vertheidigung weiter denken könne, verheerte er den heimathlichen Boden so weit er konnte und wanderte mit seinem ihm übrig gebliebenen Volke nach Lithauen.

Nur schwer und nach langer Zeit erholte sich Preußen von den tiefeinscheidenden Wunden, welche ihm der 53jährige Kampf geschlagen hatte. Die Ritter thaten ihr Möglichstes, die Heilung dieser Wunden herbeizuführen. Ihre Regierung war mindestens nicht drückender als die in andern Staaten des Mittelalters.

Von der Macht und Größe des Ordens zeugte auch das Residenzschloß des Hochmeisters zu Marienburg in Preußen.

Bier und Biertrinken.

Von August Vogel.

Man hört sehr oft dem Biere es zum Vorwurf machen, daß es ein künstliches Getränk sei, im Gegensatz zum Weine, welchen man gewöhnlich ein natürliches Getränk nennt. Wir wollen gern zugeben, daß es eine Kunst ist, gutes Bier zu brauen und daß man daher das Bier ein künstliches Getränk nennen müsse, allein zugleich ist nicht zu übersehen, daß es mit der Natürlichkeit des Weines nicht gar so weit her ist, als man gewöhnlich glaubt. Jeder, der sich nur irgend um die Weinproduction bekümmert hat, weiß wohl, daß es ein sehr weiter Weg ist vom frisch ausgepreßten Traubensaft bis zum hellen, klaren Weine, wie er in versiegelten Flaschen auf die Tafel kömmt. Wie oft muß der Wein von einem

Faß zum andern abgelassen werden, wie viele Mühe macht es, die Fässer stets durch Nachfüllen voll zu erhalten und endlich, ist denn das Schwefeln der Fässer, das Schönen der Weine und so manches Andere, was mit dem Weine, wenn er gerathen soll, vorgenommen werden muß, — ist das nicht Alles eine künstliche Nachhülfe? Daß in Gegenden, in welchen sehr gute Trauben wachsen, dennoch bisweilen keine ausgezeichneten Weinsorten producirt werden, wenn die Bewohner nichts von der Behandlung der Weine verstehen oder zu bequem dazu sind, ist eine bekannte Thatsache und zugleich ein Beweis, daß es doch immer noch eine Kunst ist, auch aus guten Trauben sogar einen guten Wein herzustellen.

Im Noahliede heißt es:

„Da griff der Herr in's Paradies
„Und nahm daraus den Weinstock süß,
„Und gab ihm guten Rath und Lehr,
„Und sprach: den sollst du pflegen sehr!
„Und wies ihm Alles so und so,
„Der Noah war ohn' Maassen froh!“

Wir sehen schon daraus, daß auch der alte Noah das Weinproduciren erst lernen mußte und daß der erste Wein schon kein natürliches Getränk war, wie es denn auch in demselben Lied weiter heißt:

„Baut Keller dann und preßt den Wein
„Und füllt ihn gar in Fässer ein.“

Weit schwieriger, als die Behandlung des Weines, ist freilich das Bierbrauen; nach einer Reihe von mühsamen Arbeiten: Malzen, Dörren, Meischen, Kochen, Abkühlen u. s. w. — Arbeiten, die überdies auch große Sachkenntniß erfordern, ist der Bierbrauer erst dahin gelangt, wo der Weinproducent gleich anfangs steht, wenn er nur seine Trauben ausgepreßt hat. Ja die Güte des Bieres ist so sehr von einzelnen Umständen und kleinen Handgriffen abhängig, daß man auch heutzutage noch nicht ganz abgeneigt ist, an mitwirkende Geister zu glauben, welche an der unendlichen Mannichfaltigkeit der Biere an verschiedenen Orten Schuld haben sollen. Früher, als noch jede Haushaltung ihren Bedarf an Bier selbst fabrizirte, war der Glaube oder vielmehr der Aberglaube an jenen neckischen Dämon,

„Durch den der Brau mißrath und mit Verdruß
„Die Hausfrau athemlos sich buttern muß“

allerdings noch sehr verbreitet; seitdem aber das schwere Geschäft des Bierbrauens den zarten Hausfrauen glücklich abgenommen ist, können wir uns nicht mehr mit dem Gedanken befreunden, daß in den großen Brauereien unter den ungeschlachten Gestalten verber Bräufnechte noch elfenartige zarte Wesen umher schwärmen und es wagen sollten, schelmisch den Brau zu verderben.

Wiewohl man noch nicht alle auffallenden Erscheinungen bei der Bereitung der Biere auf ihre Ursachen zurückzuführen im Stande ist, so braucht doch kaum gesagt zu werden, daß die Wissenschaft schon manche dunkle Punkte aufzuhellen versucht hat und noch fortfährt, den Gespensterglauben auch aus der Technik des Bierbrauens zu verbannen.

Die Menge des zum Brauen verwendeten Getreides, die Beschaffenheit und Menge des nöthigen Wassers, die Art und Weise des Keimens und des Trocknens oder Darrens, des Malzziehens, des Kochens der Flüssigkeit, die Art und Weise, wie der Hopfen hinzugegeben wird, und die Menge desselben, ferner das Abkühlen, Gähren, mit einem Worte alle bei der Brauerei vorkommenden Arbeiten können auf den Geschmack, den man dem Biere zu geben wünscht, von größtem Einflusse sein. Wo man bei allen diesen Arbeiten nach festen Regeln verfährt, erzielt man ein Bier, welches nicht nur dem Geschmacke der Consumenten ent-

spricht, sondern welches man auch öfters an andern Orten nachahmen sieht, wenn ein intelligenter und kenntnißreicher Mann an der Spitze steht.

Wir sind indes weit entfernt, den Einfluß örtlicher Verhältnisse auf die Güte des Bieres zu verkennen, im Gegentheile, sie sind vorhanden und müssen in ihrer Bedeutung wohl berücksichtigt werden. Den Weinbauern ist es recht gut bekannt, daß ein vortrefflicher Weinberg auf einmal eine minder werthvolle Weinsorte liefert auch bei ganz gleicher Behandlung des Weinstocks und des ausgepreßten Saftes. Niemand wird aber hiebei an einen geheimnißvollen dämonischen Einfluß denken wollen, wenn es sich aus der näheren Betrachtung der Ortsverhältnisse ergibt, daß z. B. durch die Aufführung einer hohen Mauer, vielleicht zum Behufe eines Viaductes für eine Eisenbahn, einem Theile des Weinberges täglich nur eine Stunde Sonnenschein entzogen worden. Etwas Aehnliches kann auch bezüglich des Bieres von Einfluß werden. Erfährt z. B. der Ort, wo das Malzen der Gerste vorgenommen wird, eine Veränderung, indem derselbe vorher durch nahe daranstoßende große Gebäulichkeiten auf einer stetigen Temperatur erhalten, nunmehr durch das Abreißen dieser Gebäude einem größeren Temperaturwechsel ausgesetzt ist, so darf dieser Umstand schon als hinreichend angesehen werden, um einen Einfluß auf die Eigenschaft des Bieres auszuüben. So mag es sich denn auch mit dem Abbruche von alten Klöstern und Begräbnissen von Befestigungswerken verhalten, wodurch der Geschmack eines Bieres wohl verändert werden kann, ohne daß man genöthigt wäre, solchen Verhältnissen eine mystische Bedeutung zuschreiben. So kann eine Brauerei, deren zur Gährung oder Aufbewahrung des Bieres bestimmte Localitäten irgend eine Veränderung erleiden, gerade hierdurch ein minder gutes, aber auch ein besseres Bier liefern. Erhalten die Verhältnisse durch die Veränderung eine weniger gleichmäßige Temperatur, so fällt das Bier schlechter aus. Hat das Bier an Güte gewonnen, so haben die Räume durch die erfolgte Veränderung möglicherweise eine mehr gleichbleibende Temperatur erhalten.

Die Bestandtheile eines guten Bieres sind: Malzertract, Weingeist, Kohlensäure, aromatische und bittere Stoffe in Wasser gelöst. Ohne Uebertreibung kann man daher sagen, daß das Bier alle diejenigen Bestandtheile in sich vereinigt, welche sich getrennt von einander in den kohlenensäurehaltigen Mineralwassern, im Weine, in bitteren Liqueuren und im Brode vorfinden. Die Menge des im Biere enthaltenen Weingeistes schwankt sehr bedeutend und zwar von 2 bis zu 8 Procent, so daß also die stärksten Biere an Weingeistgehalt dem schwächsten Weine gleichstehen. Auch die Menge des nach dem Verdampfen bleibenden Rückstandes, des Malzertractes, ist bedeutenden Schwankungen unterworfen; in der Regel beträgt derselbe zwischen 3 und 9 Procent. Allein es gibt Biere, bei welchen er sich viel höher stellt. Auf eine bayerische Maas Bier kommen bekanntlich ungefähr 6 Lothe festen Ertrages. Bei einem so bedeutenden Gehalte an festen Bestandtheilen dürfte man wohl von vorneherein dem bayerischen Biere eine nicht geringe Nahrhaftigkeit zuschreiben, obgleich die Gelehrten noch nicht ganz darüber einig sind, ob das Bier überhaupt als ein Nahrungsmittel gleich dem Brode oder Fleische zu betrachten sei.

Für die Nahrungsfähigkeit des Bieres spricht vor Allem der allgemeine Volksglaube, indem man in Bayern wenigstens sehr häufig die Behauptung hört, daß bei schweren Arbeiten, wie z. B. in Maschinenfabriken, bei Eisenbahnbauten u. a. eine gewisse Menge Bier zu trinken nothwendig sei, indem bei sonst geeigneter Kost die Kräfte zu so anstrengender Arbeit nicht ausreichend blieben. Wir wollen es dahingestellt sein lassen, in wiefern hier die in manchen Bezirken eingewirkte Gewohnheit des Biertrinkens mit ins Spiel kommt, indem doch jedenfalls in vielen Gegenden Norddeutschlands, wo das Bier noch nicht allgemeines Eigenthum des Volkes geworden ist, ohne den Genuß desselben doch auch nicht minder schwere Arbeiten verrichtet werden. Wenn man die sprichwörtliche Belebtheit der Biertrinker und namentlich der Bräumeister zum Beweise der Nahrhaftigkeit des

Bieres anführen will, so ist nicht mit Unrecht dagegen vorgebracht worden, daß diese wackern Leute es neben dem Biertrinken auch an einer kräftigen Kost von gehörigen Portionen Fleisch und Brod in der Regel nicht fehlen lassen. Es ist offenbar eine auf unrichtige Versuche sich gründende Annahme, wenn man früher den Nahrungswerth von 560 Maas bayerischen Bieres gleich dem Nahrungswerthe eines einpfündigen Laibes trocknen Schwarzbrottes setzte; hiernach wäre die Nahrungsfähigkeit des Bieres allerdings verschwindend gering. Neuere Versuche haben indeß dem Biere seine bestrittene Stelle unter den Nahrungsmitteln wieder verschafft, indem man gegenwärtig nicht mehr zweifeln kann, daß eine Maas Münchener Bier im Nahrungswerthe einem Stüde Weißbrot von 3½ Lothen gleichsteht. Demzufolge hätte also der alte Humorist Lichtenberg, der von den Streitigkeiten der gelehrten Chemiker noch nichts wußte, doch nicht so ganz Unrecht gehabt, wenn er schon vor mehr als 60 Jahren in seiner berühmten Beschreibung der Hogarth'schen Kupfer das Porterbier „flüssiges Brod, den wahren Nahrungs-saft der Nation, in welchem man die zweckmäßige Mischung der Begeisterung mit der Nahrhaftigkeit getroffen“, genannt hat.

Die Ueberrieselung und der gegenwärtige Ackerkulturzustand im Lüneburgischen.

Aus einem volkwirthschaftlichen Wanderbuche.

Von G. Heusinger.

Unter den vielen dem Volksleben nützlichen Mittheilungen, welche uns die Waze in letzter Zeit erfreulicherweise gebracht hat, veranlaßt mich die im 11. Hefte des vorigen Jahrgangs über Bienenzucht enthaltene Abtheilung, über eine Einrichtung einige Worte zu sagen, welche der Lüneburger Haide, dem uralten Vaterlande der Bienen zum großen Wohlstande verholfen hat; während sie in früherer Zeit nichts aufzuweisen hatte, als eben die Bienen und die Haidschnuden, jene schwarzen gehörnten Schaafse, bei deren Anblick ein reisender Franzose als vor wilden Thieren die Flucht ergriff, gleichen viele Strecken jetzt einem blühenden Garten, dessen smaragdnes Grün den Wanderer unwillkürlich zur näheren Schau der ihm so freundlich heranwinkenden Auen veranlaßt.

Hören wir aber wie die anmuthige Verwandlung sich ereignet hat.

Es waren der Amtsvoigt Helmreich und der Steuereinnehmer Hillmar zu Sudenburg, Männer, die vermöge ihrer Dienststellung viel im Lande herumkamen und deshalb wie mit den Bedürfnissen der Bewohner, auch mit dessen örtlichen Verhältnissen so ziemlich bekannt waren, die ersten, welche sich vor etwa 30 Jahren im Königreiche Hannover, zuerst in der Umgebung von Sudenburg und Oldendorf im Fürstenthume Lüneburg, durch Einführung der Wiesenüberrieselung ein unsterbliches Verdienst um die Landwirthschaft erworben haben.

Diese den Haidegegenden so großen Segen bringende Einrichtung blieb eine Reihe von Jahren nur auf einzelne Districte beschränkt, bis sie etwa vor 21 Jahren vom landwirthschaftlichen Provinzialvereine Nellen unter thätiger Mitwirkung des damaligen Vereinspräsidenten, Freiherrn v. Hammerstein, eines um die Landwirthschaft hochverdienten Mannes, allgemein mit größtem Erfolge eingeführt wurde. Man hat seitdem 14,000 Morgen Rieselwiesen, welche aus dem etwa 3000 Morgen haltenden Stöckener Teiche bewässert werden, zwischen dem Stöckener Damm und der Stadt Gifhorn angelegt. Es bedarf für Alle, welche von jener 6 Stunden langen öden unwirthlichen Gegend nur gehört haben, wohl keiner Auseinandersetzung, welche heilsame Folgen die Ausführung des

großartigen Planes für einen Landstrich gehabt hat, der durch seine Unfruchtbarkeit, seine Sümpfe, Sandsteppen und Torfmoore, aber durch kein anderes Gutes als durch seine Bienenzucht bekannt war.

Aus Sudenburg und Oldendorf begeben sich schon seit Jahren mit Eintritt des Frühlings viele hundert sogenannte Wiesenmacher in alle Theile von Europa, namentlich nach Preußen in die Mark, nach Schlesien, Polen und Rußland, um dergleichen Wiesen anzulegen, wodurch sie in kurzer Zeit viel Geld verdienen und mit nach Hause bringen.

Bei dem Anblick der vielen neuen, künstlich angelegten Wiesen, welche fast in der Nähe jedes Dorfes in der Umgegend von Uelzen und weiter hinaus das Auge des sachverständigen Beobachters erfreuen, fühlt man sich ganz von selbst zu einem Vergleiche der ehemaligen und jetzigen Zustände der Lüneburger Haide veranlaßt, besonders nachdem die Verkoppelung und Theilung überall eingeführt und ihre wohlthätigen Folgen überall äußert. Wo man sonst oft meilenweit nichts als das eintönige Geläut zerstreut umherirrender Haidschnucken vernahm, da sieht man jetzt den Pflug und den Spaten eifrig gehandhabt. Große Felder duftenden Buchweizens, weite Fluren von Roggen und Hafer, zwischen unabsehbaren Kartoffelfeldern, erfreuen das Auge. Mehr in der Nähe des Dorfes aber, eine Erscheinung, die früher an das Wunder geknüpft haben würde, sieht man, wo ehemals Haide und Sand nur spärlichen Buchweizen und schlechten schwarzen Hafer trugen, Erbsen, Stangenbohnen, Mohrrüben, Salat und Steckrüben, ja, stellenweise auch weißen Kohl und viele andere Küchengemüse gedeihen, wie sie sonst nur in schon langcultivirten Gärten gebaut wurden. In den Dorfgärten aber erblickt man schon Obstplantagen; ja selbst hochstämmige Aprikosen, wie ich sie in den Gärten einiger strebsamen, durch ihr Beispiel vorangehenden Pfarrrer erblickt habe, gehören nicht zu den seltenen Erscheinungen, und beweisen, daß der Boden der Lüneburger Haide vermöge seines Untergrundes, wenn er mit Sachkunde behandelt wird, und durch Anwendung des Wassers schon nach wenigen Jahren etwas Gutes hervorzubringen vermag.

Aus den Sandflächen und Mooren sind, wie gesagt, große Wiesenflächen entstanden und der Torfbau fängt an, spärlicher zu werden, je nachdem der künstliche Wiesenbau den Ertrag des Torfes übersteigt. Sonst waren nur der Kleibiz, die Rohrdommel und eine gewisse Krähenart dort zu Hause; mit der sich ausbreitenden Cultur sind viele Gattungen von Singvögeln eingezogen, die man sonst gänzlich vermiste. In den Dörfern, welche alle grün umbuscht wie blühende Inseln aus der Haide hervorlugen, steht man statt des Rothmeeres, welches die Straßen bildete, die im Herbst und wenn der Schnee wegging selbst mit Wasserstiefeln schwer zu passieren waren, gut gepflasterte Straßen zu denen man das sonst fehlende Material bei Urbarmachung der Haiden in der Tiefe reichlich vorgefunden hat. Statt der zahllosen Gleisen, welche ehemals labyrinthisch sich kreuzend durch die Haiden liefen, so daß es ohne Kompaß schwer fiel, den rechten Weg zu treffen, führt jetzt von Dorf zu Dorf nur ein einziger, der durch Gräben an beiden Seiten begrenzt ist. Auch jede Feldmark hat regelmäßige Wege von angemessener Breite, welche von den Ackerstüden zusammenlaufend in's Dorf führen und zur Erleichterung des Ackerbaues ein Großes beitragen.

Als ein höchst zu beachtendes Beispiel, was der kräftige Wille eines Einzelnen in der Haide vermag, möge die schöne Besitzung des achtenswerthen Dorfschulzen in Esterholz, das Gut des Herrn Löbbecke dienen, welches aus 600 Acker Land, Wiesen und Wald besteht und durchgehends mit einander verbunden ist. Das Bestizthum vor 40 Jahren aus etwa 80 Acker Land und wüster Haide bestehend, ein gewöhnlicher Halbmeierhof, ist seitdem durch die Einsicht und die angestrenzte Thätigkeit des Besitzers, eines der werthvollsten Landgüter in der Umgegend geworden. Der in Ausführung seines Vorhabens unverdroßene Mann hatte durch Herbeileitung des Wassers aus weiter Ferne eine Mehl- und Delmühle, Ziegelbrennerei und Spiritusfabrik angelegt, Industriezweige, von denen bei Uebernahme

des Güthens keine Spur vorhanden war, die aber begreiflicherweise durch Düngergewinn zu dessen allmählicher Werthhöhung ein sehr Bedeutendes beigetragen haben.

Wenn man aber mit Erstaunen die Wasserleitungen, die Bewässerungs- und Entwässerungsanstalten, und die vielen tausend Fuder aufgehäufter Steine betrachtet, die allmählig aus der Haide gebrochen wurden, wo jetzt das zehnte Korn wächst, dann erst sieht man, was der Mensch vermag und wie dankbar auch die Lüneburger Haide wird, wenn man ihr Liebe, statt der frühern Verachtung zuwendet, wie es ungerechterweise so viele Jahrhunderte hindurch geschehen ist.

Von einer Noth, worüber vor Jahren fast überall, fast in den segneren Theilen von Deutschland geklagt wurde, ist in der Haide, die ich eben damals zufällig durchreisete, keine Rede gewesen. Man hat sich auch dort wohl behelfen und einschränken müssen, aber der kleine Häusling, der Tagelöhner, wenn er sonst ein rechtlicher Mann war, ist keinen Tag ohne ausreichendes Brod gewesen. Daß aber die geringere Noth damals nicht in der geringeren Bevölkerung der Haide ihren Grund hatte, ist daraus zu entnehmen, daß in vielen Dorfschaften der Lüneburger Haide, wo sonst bei 12—14 Hofbauern etwa 2—3 Häuslingfamilien lebten, deren schon 20—30 damals vorhanden waren, und daß eben in Folge der sich so überraschend mehrenden Bevölkerung ein Acker rohes Haide- oder Bruchland, das vor Jahren in Menge bloß für Cultur zu haben war, jetzt mit 2, 3. hin und wieder auch schon 4 Rt., gewiß ein hoher Preis für Rohland, an jährlicher Pacht bezahlt wird.

Aber der Haidebewohner ist eben so mäßig als arbeitsam. Die zunehmenden Wiesenanlagen, der Umbruch der Haide, wobei das Herausbringen des schweren Untergrundes, und das Versenken des Sandes eine sehr bedeutende Arbeit ist, verschaffen dem Arbeitsmanne fortwährend Beschäftigung. Jeder, der zwei kräftige Arme und guten Willen hat, wird es in ein halbdutzend Jahren dahin bringen können, sich aus dem Erlöse seines Fleißes, als Colonist neben seinem Dorfe den eigenen Herd zu begründen. Es bleiben ihm dann immer noch zwei Wege offen, seine Ersparnisse zu vermehren. Er geht entweder als Wiesenbauer hinaus, um im Herbst ein schönes Sümmechen der Hausfrau in den Schooß zu schütten, oder er wird Jmmeker für sich selbst und für andere Leute, wodurch er im Genus der freien Natur bei nicht schwerer Arbeit leicht zwei bis dreihundert Thaler jährlich erübrigen kann.

Bei alledem aber ist es zu bebauern, daß bei der in der Haide vorgenommenen Verkoppelung, bei den immer mehr sich ausdehnenden Wiesenflächen manch' uralte Eiche, manch' kräftiger Erlenstamm fallen muß, die sonst den in den unabsehbaren Heiden zerstreut liegenden Ortschaften zur Zierde gereichten. Wenn man sonst ein Eichwäldchen oder Erlengebüsch gewahrte, da konnte man gewiß sein, auch bald das dahinter verborgene Dörfchen zu erblicken.

Es wird jetzt Alles eingeebnet; der kleinste Raum, auf dem Nahrung für den Menschen erzielt werden kann, wird benutzt, und das darf einmal nicht anders sein. will man, was täglich gefordert wird, nicht allein für die Bedürfnisse der Gegenwart, sondern auch für die Nachkommen Sorge tragen, welche wie die Kinder ihrer Eltern darauf Anspruch zu machen volles Recht haben. Indem die Bedürfnisse der Zeit immer größere Opfer erheischen, wird das Urbild der Natur zerstört, das Bild der Industrie nimmt mehr und mehr seinen Platz ein. In dessen wollen wir die Veränderung nicht allzusehr bebauern, sobald das immer regere Streben der Menschheit nach besseren Zuständen, die Veranlassung wird, daß die Erde sich allmählig zu großen schönen Gärten umgestaltet: zu dem Eben, dessen Bild uns aus der Jugendzeit bei der Erzählung vom verlorenen Paradiese recht lebhaft vor Augen schwebt. Was durch die früheren Fehltritte des Menschen verloren ging, das soll durch die Kämpfe des Menschen zum Heile der ganzen Menschheit wiedergewonnen werden! Sollte es auch mitunter noch im

Schweisse unseres Angesichtes geschehen, was thut? — Wenn nur der Ausspruch der Bibel dadurch erfüllt wird, — daß Alle ein Hirt und eine Heerde werden! —

Sieht man die heilsamen Veränderungen, welche durch Bewässern und Entwässern, überhaupt durch die ganze Art und Weise der Bodenbehandlung in der einst so verrufenen Lüneburger Halde vorgegangen sind, kann man als Menschenfreund nur wünschen, daß alle in Deutschland als Eigenthum der Regierungen noch vorhandenen Halden die Millionen Acker enthaltenden sumpfigen oder wilden Aenger an diejenigen Bedürftigen vertheilt werden, denen es an Platz gebriht, um die eigene Hütte darauf zu bauen und am Raum durch ihrer Hände Arbeit selbst das nöthige Brodkorn zu bauen, wie es doch wohl im ersten Plane des Weltenregierers scheint gelegen zu haben!

Dies und Das.

Die Schiffahrt unter dem Wasser ist bis jetzt für ein Hirngespinnst oder, was gleich bedeutend, für Unsinn gehalten worden; indessen muß man sich heutzutage hüten, Etwas, was bis jetzt nicht möglich schien, gleich so haßabschneiderisch zu taufen, wie Napoleon den Plan Fulton's, Schiffe zu erbauen, die mit Dampf getrieben, gegen Strom, Wellen und Wind führen. Er nannte bekanntlich den Erfinder der Dampfschiffe einenarren, und wir befahren damit Ströme und Meere. Und grade so ist es mit dem, was die Ueberschrift nennt. Bekanntlich haben die Russen im Hafen von Sebastopol prächtige Seeschiffe in's Meer versenkt, um die Engländer und Franzosen abzuhalten, in den Hafen einzulaufen. Hintennach, als doch Alles nicht helfen konnte, mag sie das kostspielige Geschäftchen gereut haben, und sie hätten gerne wieder herausgeholt, was sie versenkt; aber da war der Wig am Ende. Die bis jetzt bekann- ten Taucher-Vorrichtungen erwiesen sich so ziemlich unzureichend. Während nun Hohrmuscheln und anderes Insektengefindel da unten die Schiffe zernagen und das Seewasser auch das Seine thut, hat man Zeit gehabt, über allerlei künstliches Gebäu und Maschinenwesen zu brüten, und da ist es denn einmal wieder ein Deutscher, der den Knoten gelöst hat, an dem Engländer und Amerikaner sich Nägel und Zähne verbarben. Ein gewisser Wilhelm Bauer, ein Ingenieur, hat eine Vorrichtung erfunden, die Aller Augen auf sich lenkt und die Prüfung für's Erste bestanden hat, welche die geschicktesten Männer Rußlands damit vornahmen, wenn es auch noch großer Verbesserungen bedarf, die ihm aber auch der Erfinder schon geben wird.

Es ist diese Vorrichtung eben ein Boot aus Eisenrippen und wasserdicht vernieteten Eisenplatten von $\frac{1}{2}$ Zoll Dicke, das 50 Fuß Länge, $12\frac{1}{2}$ Fuß Höhe und 11 Fuß Breite hat. Der im Boote vorrätige Luftraum ist so groß und so eingerichtet, daß 14 Menschen 7 Stunden ohne Lufterneuerung atmen können. Am Kopf des Bootes ist eine Luke, durch welche die Taucher, welche natürlich den Taucherkhelm aufhaben müssen, wodurch sie unter dem Wasser atmen können, aus und einsteigen. Das Boot hat eine sehr klug ausgedachte Vorrichtung, durch die es ihm möglich wird, sich nach Befund in die Tiefe hinabzulassen und an die Oberfläche zu steigen; aber das ist nicht allein das Wertwürdigste, sondern daß sich das Boot unter dem Wasser drehen und wenden kann, wie man will und — sich vorwärts bewegt in jeglicher Tiefe. Dieß geschieht durch eine Schraube, wie sie als Fortbewegungsmittel an den „Schraubendampfern“ zur See angebracht sind. Freilich ist es kein Dampf, der sie in Bewegung setzt, sondern eine Vorrichtung, welche die Menschen treten, wie das Rad in einer Tretemühle. Jedensfalls ist diese Erfindung eine der wichtigsten in der Neuzeit; der erste Schritt auf einer bis jetzt sehr unvollkommen betretenen Bahn, deren Ende und Ziel so wenig abzusehen ist, als das des Elektromagnetismus und der Dampfkraft. Mensch, wohin willst du noch?

Wo sind die höchsten Berge? Wie man die Tiefe des Meeres ermist, so hat man längst die Höhen der Berge gemessen, und wir wissen, daß die Schweiz, daß Amerika schöne Gipfel hat, die dort über 14,000 Fuß, hier über 18,000 hinausgehen. Sie sind aber nach sichern Messungen bei Weitem die höchsten auf unsrer Erde nicht. Die müssen wir vielmehr im alten Wunderlande Asien suchen. Ein kühner Engländer, der Obrist A. S. Waugh, der durch seine amtliche Stellung in Britisch-Indien dazu die Gelegenheit im reichsten Maße hatte, war in dem Himalaya-Gebirge und maß, mit reichen wissenschaftlichen Hülfsmitteln und Kenntnissen ausgerüstet, die höchsten Gipfel dieses gewaltigen Gebirges. Nach seinen Messungen ist der Mount Everest 29,002 englische oder 27,212 Pariser Fuß; der Rindschindjunga 28,156 englische oder 28,419 Pariser Fuß; der Dhaulagiri 26,826 englische oder 25,171 Pariser Fuß; der Tschumalari 23,946 englische oder 22,468 Pariser Fuß hoch. Da muß der Chimborasso in Amerika und der Gotthard, die Jungfrau und der Monte Rosa in der Schweiz denn doch es sich vergehen lassen, für die höchsten Berge gelten zu wollen.

Der Buchtabendienst in England darf als eine allgemein bekannte Sache vorausgesetzt werden und es reiht sich folgende Anekdote kennzeichnend daran. Clubs oder Gesellschaften hat England aller Art. So besteht in London ein solcher Club, welcher Travellers Club, Gesellschaft der Reisenden, heißt. Niemand, das ist Grundsatz, darf in diese Gesellschaft aufgenommen werden, der nicht wenigstens eine Reise von 1000 Meilen gemacht hat. Eines Tags erschien bei den Vorstehern des Clubs ein Herr, mit dem Verlangen, aufgenommen zu werden.

Befremdet sahen sich die Herren an und schwiegen verlegen; endlich sagte der Präsident zu dem Fremden: Kennen Sie die Grundsätze unsrer Gesellschaft? Ja! erwiderte dieser. So müssen Sie auch wissen, daß wir Niemanden aufnehmen, der uns nicht nachweisen kann, daß er wenigstens Eine Reise gemacht von 1000 Meilen. Das ist mir wohl bekannt, erwiderte der Andere. Ich würde nicht um Aufnahme nachgesucht haben, wenn ich diesem Satze Ihrer Clubgrundsätze nicht genügen könnte. Hören Sie mich an! Vor etwa 10 Jahren, sprach er, fühlte ich die ersten Anfänge einer Krankheit, welche mein Leben bedrohte. Mein Arzt sagte, es gäbe nur Ein Mittel, mich zu retten, und das sei viel Bewegung in freier Luft. Andere Aerzte bestätigten das, und so unterwarf ich mich und That mit eiserner Festigkeit und ähne wie Raufschuck, was die Aerzte befohlen. Seit 10 Jahren habe ich nicht unterlassen, täglich zwei volle Stunden im HydePark, zwei volle Stunden mit großen Schritten, auf und nieder zu wandeln, das Wetter mochte sein, wie es wollte. Ich bringe darüber, wenn Sie es wünschen, die vollgültigsten Zeugnisse bei. Nun belieben Sie selbst nachzurechnen, wenn ich in der Stunde auch nur 4 (englische) Meilen gegangen bin, so beträgt dieß in 10 Jahren 29,200 Meilen, die ich zurücklegte, und hiernach habe ich Ihre Bedingungen 29 mal erfüllt. Es steht meiner Aufnahme also nicht das Geringste entgegen, da Ihr Grundsatz nicht sagt, das Ziel der Reise müsse in Einem Male, auf Einer Reise erreicht werden und außerhalb Londons oder Englands liegen. —

Dagegen ließ sich nichts einwenden und — er wurde aufgenommen.

Der Scharfsinn der Indianer wird oft gerühmt, auch wohl hin und wieder in Zweifel gezogen; allein es ist nicht daran zu zweifeln. Eine beglaubigte Geschichte mag hier als Beleg stehen. Ein Indianer kehrte von einem längeren Zuge in seine Hütte zurück und findet, daß ihm das in der Hütte oder im Wigwam aufbewahrte getrocknete Fleisch gestohlen worden war. Der Diebstahl war erst ganz kurz vollbracht worden. Nach kurzem sich Umsehen in und vor der Hütte, macht er sich auf, den Dieb zu verfolgen. Auf diesem Wege begegnet er einigen Europäern und fragt sie, ob ihnen nicht ein kleiner, alter, weißer Mann mit einer kurzen Flinte und von einem kurzgeschwänzten Hunde begleitet, begegnet sei? Sie mußten es bejahen und er erzählte ihnen, daß dieser Weiße ihm sein Fleisch gestohlen habe und zwar in seiner Abwesenheit, und ohne von Jemanden gesehen worden zu sein. Als jene verwundert fragten, woher er denn diese sichern Kennzeichen habe, antwortete der Indianer: Ich weiß, daß der Dieb ein kleiner Mann ist, denn er trug Steine herbei, auf die er sich stellte, um an das Fleisch zu kommen; ich weiß, daß er ein Greis ist, weil er, als ich seine Spur beobachtete, nur kleine Schritte machte; ich weiß, daß es ein Weißer ist, weil er beim Gehen seine Füße auswärts stellte, was gegen den Gebrauch der Indianer ist; ich weiß, daß sein Gewehr kurz ist, weil es wider einem Baume stand, und der Lauf ein Zeichen in der Rinde zurück ließ; ich weiß endlich, daß er einen kurzgeschwänzten Hund bei sich hatt, denn dieser lag auf dem Sande bei meinem Wigwam wo der Schweiß seine Spur zurückließ! —

Die Hochzeitsgebräuche und die Art des Freiens bei den verschiedenen Völkern der Erde ist so verschieden, so eigenthümlich, daß wohl kaum Etwas anziehender sein kann, als sie kennen zu lernen. So mag denn unser: „Dieß und das“ den Lesern auch je und dann solche Gebräuche schildern. Die Araber von Abarara in der Syrischen Wüste schliessen ihre Eheverträge in folgender Weise:

Sobald ein Freier um die Tochter in das Zelt des Vaters tritt, so nimmt der Vater des Mädchens einen Strohhalbm, und hält ihn ruhig in der Hand. Nun wird darüber hin und hergehandelt, wie viel an Mitgift das Mädchen erhalte. Diese Mitgift besteht in Eseln und Kameelen. Sind sie einig geworden, so zerschneidet der Vater den Strohhalbm in der Mitte, dessen Enden er und der Bräutigam halten. Jeder legt sein Stück Strohhalbm auf's Haupt, und die Heirath ist fest.

Das neuentdeckte Metall: Aluminium, welches in unsrer Lehm-Erde überall reichlich enthalten ist, aber durch die Hülfsmittel der Scheidekunst erst daraus geschieden werden muß, ist doch noch nicht so weit, wie der Franzose Deville gesagt hat, nämlich, „daß in nicht fernher Zeit jede, auch die ärmste Frau, statt in irdenen Gefäßen, in solchen von Aluminium kochen würde; denn — das Kilogramm (etwa 2 Pfund) Silber hat einen Werth von 200 Francs, und das gleiche Gewicht Aluminium 300 Francs. Da liegt nun der Hase des Herrn Deville im Pfeffer! Der, der es entdeckt hat, ist der Professor Wöhler, ein Deutscher. Wenn es den Scheidekünstlern gelänge, das Aluminium schnell und wohlfeil aus dem Lehm auszufcheiden, dann könnte Deville etwa anno 1959 Recht haben. Bis dahin ist's aber doch noch weit!

Eine Kaiserin.

Geschichtliche Erzählung.

Von G. Henjinger.

Zu fernem Lithauer Lande, in einer zu Anfang des vorigen Jahrhunderts noch öden unwirthlichen Gegend lagen, durch weite Moorstrecken und düstere Fichtenwälder von einander getrennt, die Hütten eines armseligen Dorfes, das nach unseren Begriffen nicht den Namen eines solchen verdiente. Ein längliches Biered übereinander gelegter Lannenbalken, die Fugen kunstlos mit Moos und Lehm ausgefüllt, mit etlichen niedrigen eingeräucherten Fenstern, in denen die hin und wieder mangelnden Glasscheiben durch Hader oder Holztäfelchen ersetzt sind; über dem Ganzen ein oft zur Hälfte eingestunkenes, grünbemoostes Strohdach; so waren die Wohnungen des Dörfchens beschaffen, zu dem wir den Leser uns zu begleiten bitten. —

Eine Ausnahme von dem Uebrigen machte der für die damalige Zeit nicht übel aussehende, wenn auch mit Stroh gedeckt, doch von Fachwerk erbaute Herrenhof, der von einem kleinen Hügel über die zerstreute Dorfschaft hinausragte, und ein am Saume eines Föhrenwaldes gelegenes Häuschen, dessen weißgetünchte Wände einen ganz freundlichen Anblick gewährten.

In dem einzigen Gemach dieser kleinen Wohnung lag auf reinlichem Lager eine todtkranke Frau. Am oberen Ende saß die Tochter der Kranken, ein etwa vierzehnjähriges Mädchen von nicht gewöhnlicher Schönheit, die ihr mit liebevollen Worten Trost einsprach, während sie den Schweiß abtrocknete, der fortwährend in dicken Perlen die kalte Stirn der Mutter bedeckte.

Zum öfteren schon hatte die Kranke nach ihrem abwesenden Sohne Stephan gefragt. Mit eintretender Nacht hatte sich der Zustand der Leidenden verschlimmert und die Sehnsucht nach dem einzigen Sohne vermehrt. Endlich war es den tröstenden Worten des Kindes gelungen, die Mutter zu beschwichtigen. Sie wandte sich wie zum Schlaf auf die andere Seite, und das Mädchen, nachdem es zuvor statt der mangelnden Lampe einen in der Wand befestigten Kienspan angezündet hatte, setzte sich mit einer häuslichen Arbeit zu Füßen des Bettes, um die Kranke besser beobachten zu können.

Indessen hatte sich der Sturmwind aufgemacht, der sich am Tage etwas gelegt hatte. — Schaurig mischte sich das Rauschen im nahen Föhrenwalde mit dem Rechnen der Kranken; die Thür seufzte in den Angeln bei den einzelnen heftigeren Windstößen, und wenn die vom Zuge bewegte Flamme des Kienspans knisternd ihre Funken über das einsame Gemach sprühete, bangte es dem Kinde immer mehr in ihrer Einsamkeit bei dem Gedanken an den Tod der geliebten Mutter.

Stunden waren vergangen, als endlich das ihr wohlbekannte Klopfen an der Hausthür des Bruders langersehnte Rückkehr verkündigte.

Rasch eilte sie, die verriegelte Pforte zu öffnen. „Du kommst so spät, lieber Stephan, und weißt, daß ich allein in der stürmischen Nacht bei der schwerkranken Mutter verweile!“

„Eben der armen, franken Mutter wegen hat es heute etwas länger gedauert. Daß der evangelischen Pfarrleute Speiseforb bei solchem Unwetter wohl mal ausbleiben konnte, hatte ich mir gedacht. Da ist etwas zur Stärkung für sie.“ So sprechend nahm Stephan ein junges getödtetes Reh von der Schulter und hing es an einen der Wandhaken — „ich habe es heute früh schon im Lager gefangen, und die zwei Stunden, die ich über dem Suchen im Herrendienst versäumt, habe ich nacharbeiten müssen, ohne daß mir der Voigt eine Minute daran erlassen. Du kennst ihn ja zu sammt seinem Herrn.

„Ja leider, sie sind hart diese Menschen, ohne alles Gefühl“ — entnegnete die Schwester.

„Das war aber nicht Alles“ — nahm Stephan wieder das Wort — „allerlest wurde mir noch ein Fäßchen Branntwein, einige Laib Brod und ein großer Schinken auf gepackt für den katholischen Priester. „Er hat's nöthig, der ehrwürdige Herr“ — sagte höhnisch lächelnd der Junker; „er ist schlant geworden wie eine Tanne, seitdem die Kriegsvölker auch bei ihm die Borrathskammern ausgeleert, und ihr Bauern ihm den Fleischzehnten verweigert, weil ihr selbst nichts mehr habt. Ich weiß, Stephan, du und der Priester seid gute Freunde, du wirst ihm also den Liebedienst schon erweisen.“ —

„Armer Bruder,“ sagte Martha, ihm die geröthete Wange streichelnd, — „bei dem fürchterlichen Wetter den weiten Weg um das ganze Dorf herum, und dazu auf dem Rückwege noch das Reh! Aber wie ist's? Ihr sollt ja wirklich recht gute Freunde sein, du und der Priester. Der alte Jablonowich hat unlängst der Mutter erzählt, wie freundlich er thut, wenn er dir begegnet.“

„Nun mit der Freundschaft ist's nie weit her gewesen zwischen uns. Als meinem Beichtvater muß ich ihm als rechtläubiger Christ Folge geben, wo er Rechtes von mir verlangt. Seitdem ich aber kürzlich gesehen, wie er dem Junker in der Thorpforte jublinzette, als du eben mit der Deputatwolle zum Spinnen vom Hofe gingst — da ist's völlig aus zwischen ihm und mir. Du bist meine liebe Schwester, die mir der Vater auf die Seele gebunden, ehe er von hinnen schied.“ Eine Thräne rann bei diesen Worten über Stephens wettergehärtete Wange auf die Stirn der Schwester nieder, die sich wie schußsuchend an seine Brust lehnte, unter Thränen zu ihm aufblickend.

„Aber wie steht's mit der Mutter?“ — frug der junge Mann hastig, als fiel es ihm jetzt ein, wie er über dem Gespräch das aberwichtigste versäumt — „ich hoffe, es geht nicht zum Schlimmen!“

„Ich fürchte, sie übersteht's nicht,“ schluchzte das schöne junge Mädchen. „Sie hat während des Tages recht viel nach dir verlangt. Gegen Abend war das Fieber heftiger wie am Tage. Der Athem und das Sprechen wird ihr schwer; ich fürchte, sie ist kränker als gestern. Jetzt schläft sie; gebe Gott, daß sie vom Schlafe gestärkt erwacht. Laß' uns leise eintreten; setze dich zu ihr an's Lager; unterdessen will ich dir das Abendbrot bereiten.“

Die Kranke befand sich beim Eintritte der Kinder in derselben Lage, wie die kleine Martha sie verlassen.

Stephan aß nur wenig, und setzte sich dann mit der Schwester an das Lager der Kranken, die jetzt in ihren Fieberphantasien den Geschwistern unbekannt Namen aussprach. Ab und dann entzogen sich schwere Seufzer der beklemmten Brust, und die wachsblassen Hände irrten wie nach etwas suchend über die Decke.

Der Bruder hatte sich nach einiger Zeit vom Schlaf übermannt auf die Ofenbank gestreckt, die Schwester war auch am Rande des Bettes eingenickt, als sie durch ein wiederholtes Klopfen am Fensterladen aufgeschreckt wurde. Schnell erhob sie sich, um den Bruder zu wecken. Horchend richtete sich Stephan empor, doch glaubte er nur das Toben des Windes und das Rauschen des Regens zu hören, der hin und wieder in unheimlichen Tönen an's Fenster schlug.

„Hast auch wohl die Stimme des Reichthums gehört — darüber wundern solltest du dich nicht, liebe Schwester, bei dem presthaften Zustande der Mutter.“ Doch — da vernahm auch Stephan eine menschliche Stimme, die dringend um Einlaß bat.

Behutsam nahm der Bruder den brennenden Rienspan, öffnete den kleinen Schieber im Fensterladen, und kaum hatte er das Gesicht einer Frau gewahrt, die jetzt noch einmal mit einem sprechenden Blick aus den dunkeln Augen ihre Bitte dringender wie vorher wiederholte, als er sich beeilte, der Obdachlosen die Hausthür zu öffnen.

Die Fremde war kaum eingetreten, als ihr scharfer Blick die Kranke erkannte, deren Irrreden andeuteten, daß ihr Geist fern von der Stätte verweilte, wo der Körper durch Krankheit gefesselt war.

„Meine Ahnung! sie hat mich nicht getäuscht, und doch wär' ich bald zu spät gekommen, um ihr noch einmal den Spruch vor dem Scheiden zu wiederholen, den sie in ihren höchsten Nöthen aus meinem Munde vernahm,“ unter diesen Worten war sie an das Lager der Kranken getreten, deren eine Hand sie leise faßte.

Verwundert blickten sich die Geschwister einander an, als die Mutter, plötzlich aus ihren Träumereien zum klaren Bewußtsein erwacht, die Kinder erkannte. Dann weilt ihr Blick längere Zeit wie prüfend auf der hohen Gestalt der seltsam gekleideten Frau, und mit einem unerfennbaren Ausdruck der Freude wandte sie sich gegen Martha, welche vergebens bemüht war, die Thränen zu verbergen, die unaufhaltsam ihren schönen blauen Augen entströmten.

„Ja, sie ist's!“ — rief die Kranke, sich mühsam unter dem Beistande der Frau erhebend, die, wie die Geschwister bald erkannten, einem Stamme des geheimnißvollen Volkes der Zigeuner angehörte, die Glück und Unglück weissagend, heimatlos über die Welt ziehen. — „Sie ist's, die mir beistand, als du, meine Martha, mir vom Himmel geschenkt wurdest. Es war unter Gottes weitem blauen Himmel, auf einem Gang in's Feld, wo ich deinem Vater, nicht ahnend, daß meine Stunde so nah, die Last der Frohnarbeit erleichtern wollte. O wie schön hat damals die gute Frau den kleinen Dienst gelohnt, als ich sie gegen Verfolgung des bösen Volks einen Tag in unserm Häuschen verborgen hielt.“

Nur mühsam hatte die Kranke unter mancher Unterbrechung diese Worte gesprochen, während die Zigeunerfrau freundlich auf sie niederblickte. Endlich sprach diese mit feierlicher Betonung — „es war der große Geist, der mich in dieser stürmischen Nacht auf den Weg zu dir trieb. Ich scheute nicht die pfadlose Dede, um dir noch einmal vor deinem Hinscheiden zu verkünden, was ich schon einmal auf dein Geheiß dir geweissagt. Weißt du, Euphenia, was ich dir von der Zukunft deines Töchterleins prophezeit?“ — — —

„Wohl weiß ich's,“ sprach unter einem leichten Lächeln mit matter Stimme die Kranke — „nicht im freien Felde wie die Vögelein — — —“

„Nicht unter freiem Himmel, im Palaß, im goldnen Bette wird dereinst dein Töchterchen ihre Kinder wiegen!“ So ergänzte in tiefem Tone die Wahrsagerin den von der Mutter begonnenen Spruch, sah in die Linien von Martha's feiner kleiner Hand, und legte freundlich nickend die braune Hand auf des schönen Kindes blondgelocktes Haupt.

„Ja, — — so — war — es,“ seufzte die Leidende, in deren Zügen sich bereits die Nähe des Todes verkündigte; mit einer schwachen Handbewegung winkte sie Martha, näher zu kommen.

Knieend beugte die Tochter das Haupt auf das Kissen der sterbenden Mutter, die wie segnend die Hand darauf legte, und die andere nach Stephan ausstreckte, der sie mit tiefer Bewegung an sein Herz drückte.

„Im goldnen Bettchen — — wirst du — — dereinst — — deine Kindlein wiegen! — —“ waren die letzten Worte, die kaum Martha verständlich wie Geisterhauch den Lippen entflohen, die im andern Augenblick der Tod auf immer geschlossen hatte.

Lange Zeit lag das Geschwisterpaar knieend am Bette der Verbliebenen, um Gott im heißen Gebet für die Aufnahme der Mutter in sein himmlisches Reich anzusehen. Dann küßte Martha die bleichen Lippen der Todten, deren Züge den verklärten Ausdruck behielten, womit sie von hinnen geschieden, und Stephan schloß die Augen, deren freundliches Licht im Leben ihm so oft die rechte Bahn bezeichnet hatte. Als sie sich erhoben, war die Zigeunerin verschwunden. Keine Spur deutete an, wohin die rastlos Wandernde ihren Fuß gesetzt hatte.

Acht Tage waren seitdem vergangen. Martha hatte wieder die in letzter Zeit bis auf das Nöthigste liegen gebliebenen Geschäfte übernommen. Stephan arbeitete auf dem Burghofe. Da trat der Junker mit dem Vorschlage an ihn heran, die Schwester auf den Hof zu geben, wo sie bei leichter Arbeit seiner alten Mutter zur Hand gehen könne.

Stephan, leicht merkend, wo das hinaus sollte, schlug das gnädige Anerbieten rund ab, da, wie er sagte, die Schwester im eigenen Haushalte unentbehrlich sei. Der Gutsherr verzog keine Miene bei der Antwort, schwang sich auf das bereit gehaltene Ross und ritt langsam auf einem Umwege Stephan's Häuschen zu, wo er wußte, daß die Schwester jetzt allein sei.

Nicht wenig erstaunt, den gnädigen Herrn um solche Tageszeit, fern von den Arbeitern, zu erblicken, erhob sich das junge Mädchen von ihrem Sitze an der Hausthür, furchtlos nach des Junkers Begehren fragend, als dieser ohne Weiteres vom Pferde stieg und den Zügel an einem Baumaste befestigte.

„Fragen wollte ich, wie es dir geht, schönes Kind, in deiner jetzigen Einsamkeit; ob's dir an irgend etwas gebricht, schöne Waise? Komm', reich mir einmal deine Hand,“ rief er lächelnd, und streckte die feine nach der ihrigen aus. Unbefangen reichte ihm Martha die Rechte. Als aber der Junker sie fest hielt und das Mädchen ernstem Blickes mit der raschen Frage zu ihm auffah: „Was soll's?“ erwiderte er, sie näher an sich ziehend: „dir sagen, daß ich dir gut bin, und daß es meiner Mutter Wunsch ist, daß du bei ihr auf dem Burghofe wohnest.“

Mit einer kräftigen Bewegung entwand Martha dem Junker ihre Hand. Ihre Wangen glühten purpurroth, und ihr sonst so sanftes, kindliches Auge begann im Zorn zu funkeln.

„Herr Junker!“ rief sie — „habt Ihr mir sonst nichts zu sagen?“ und ihre schlankte Figur richtete sich stolz auf. „Eure Leibeigenen sind wir nicht, haben nichts mit Euch zu schaffen, bis auf die Dienstage. Sind sie gethan, sind wir freie Leute, wie die besten im Dorfe, die weiter nichts gemein haben mit dem Herrn Junker.“

„Wie schön dir der Zorn steht, mein Engel!“ rief lachend der Junker — „ich liebe dich d'rum nur noch mehr. Kommt Zeit, kommt Rath, vielleicht führt die Noth das kurrige Hühnchen doch noch einmal auf den Hof des Junkers, nach einem Körnchen zu picken, dann spannt's wohl gelindere Saiten auf.“ Lachend schwang sich der Gestränge auf's Pferd und trabte mit einem letzten Rückblick auf Martha von dannen.

Das junge Mädchen verfolgte ihn mit Blicken, die tiefe Verachtung aussprachen, während sie im Herzen tiefer wie je die Verlassenheit fühlte, in die sie durch den frühzeitigen Tod der Mutter versetzt war.

Es war Abend geworden. Vom hohen Burghofe verkündete der weit hinaus schallende Ton des Auerhorns den außerhalb arbeitenden Herrendienstern ersehnten Feierabend. Bald nachher trat Stephan in das Häuschen. Eine Wolke des Unmuthes lagerte auf seiner Stirn, als er Hacke und Schaufel an die Seite stellte. Nicht gewohnt, lange zu verbergen, was ihm das Herz bedrückte, erzählte er der Schwester den vom Junker gemachten Vorschlag.

„Das ist ja dasselbe, was er mir heute Morgen selbst offenbarte“ — rief Martha, ihren inneren Groll unter einem Lächeln verstedend; „aber ich habe ihm darauf gebient, und ich denke, er wird das Wiederkommen vergessen,“ setzte sie unter einer drohenden Bewegung des erhobenen Zeigefingers hinzu.

„Er wird es nicht vergessen“ — grollte Stephan. — „Kommt er morgen nicht, kommt er ein anderes Mal. Aber der Vogelsteller soll das Nest leer finden. So lieb ich dich habe, meine einzige Schwester, mein Alles, du mußt fort von hier.“

„Ich bin dein Alles, sagt du, und doch heißest mich gehen“ — rief Martha, des Bruders Hand ergreifend, liebevoll in die auf sie gerichteten Augen blickend.

„Ja, eben darum, weil du mein Alles bist, das Letzte, was mir von denen, die ich liebte, geliebt, will ich Alles daran setzen, dich so zu bewahren, wie es die seligen Eltern gethan, und hast du vergessen, was die Tingana dir am Sterbette geweissagt hat?“

Bei dem letzten Zusatz des Bruders zuckte es wie ein Blitz aus des Mädchens schönen blauen Augen; doch schnell wie Wetterleuchten am abendlichen Sonnenhimmel war er hinter einem kindlichen Lächeln verschwunden. „Sobald der Morgen

graut, bringe ich dich nach Koop zum evangelischen Prediger, da bist du wohl geborgen; findest Vater und Mutter wieder in dem frommen Ehepaar und Geschwister in den beiden fröhlichen Kindern. Ich habe in dieser Woche drei freie Tage; die will ich benutzen, dich in Sicherheit zu bringen."

Martha kannte zu genau den Bruder, um nicht auch jetzt aus seiner Miene zu lesen, daß es ihm Ernst sei mit seinem so wohl gemeinten Plane. Noch am Abend suchte sie ihre wenigen Habseligkeiten zusammen, und die aufgehende Sonne fand die Geschwister auf dem Wege nach dem einige Stunden entfernten Flecken Koop.

Mit einem Freudengeschrei sprangen die um einige Jahre jüngeren Töchter des Pfarrers den Ankommenden entgegen, sobald sie die wohlbekannte Freundin an der Hand des Bruders den zum Pfarrhause führenden Baumgang heraufkommen sahen. Während sie Martha zur Mutter führten, erzählte Stephan dem Prediger die Ursache ihrer unerwarteten Erscheinung, und der fromme Mann, der wohlgefällig des Bruders Bitte vernahm, versprach, als ein Vater für das Kind zu sorgen, das er wie seine Gattin schon längst nicht bloß wegen ihrer Schönheit, sondern auch wegen ihrer mehr als gewöhnlichen geistigen Begabtheit liebgewonnen hatten.

Stephan schied beruhigt über das Schicksal der Schwester. Für Martha aber ging, sobald sich der Schmerz über die erste längere Trennung vom Bruder gegeben, ein neues, das schöne lehrreiche Leben auf, wie sie es sich immer schon früher bei zeitweiliger Anwesenheit im Pfarrhause, oder wenn die Predigerfamilie das Häuschen der einfachen Landleute in Riegen mitunter durch ihren Besuch erfreut, gewünscht hatten.

Der Pfarrer Daut in Koop war ein heiterer aber frommer Mann. Einfach und fromm wie sein Inneres, war die häusliche Einrichtung und das Leben seiner Familie. Hatte jeder, vom Größten bis zum Kleinsten am Tage seine Pflicht erfüllt, fand der Abend die Familie unter der alten Linde vor dem Hause im trauten Gespräch versammelt. Mit einem herzlichen „Willkommen!“ wurde auch ein verspäteter Ankömmling als Gast an der einfachen Tafel begrüßt, die zur schönen Jahreszeit immer unter dem grünen Gezweig des ehrwürdigen Baumes gedeckt wurde. Hatte Liebe und Freundschaft die einfache Mahlzeit gewürzt, so dauerte die bald lehrreiche, bald heitere Unterhaltung bis das höher aufsteigende Sternengeheer zur Ruhe mahnte, um den neuen Tag mit seinen Sorgen und Freuden wieder kräftig zu beginnen.

Wie in der Pfarre, so ging's in der Gemeinde, und noch darüber hinaus, überall da, wohin den Prediger seine Amtspflichten führten. So war er auch zum öftern nach Riegen gekommen, weil er die Eltern der Geschwister, und besonders Martha lieb gewonnen. Seinem Einfluß war die größere Wohllichkeit und Ordnung in dem uns bekannt gewordenen Häuschen zu verdanken. Martha aber hatte die für ihr Alter und ihren Stand ungewöhnliche Bildung zumeist von der Gattin des Predigers empfangen, die das blühende Mädchen oft wochenlang zu sich nahm, so lange die Mutter noch wohlthun konnte.

Bei Martha's Empfänglichkeit für alles Gute und Schöne, konnte es nicht fehlen, daß sie außer in weiblichen Arbeiten auch in anderen Kenntnissen, unter Leitung des Predigers, schnelle Fortschritte machte. Bereits ein Jahr später waren ihre Religionsbegriffe so geläutert, daß der Pfarrer sie nach Brauch der lutherischen Religion confirmirte.

Martha fühlte sich glücklich. Aber das ein Glück selten dauernd ist, sollte auch sie allzubald erfahren. Noch hatte das zur Jungfrau herrlich erblühende Kind nicht das sechzehnte Jahr erreicht, als die Pfarrerin starb, und einige Monate später folgte ihr der geliebte Pflegevater in's Grab nach. Er hatte sich den Tod vom Lager eines Fieberkranken geholt, den Niemand als der wackere Seelsorger in den heftigen Anfällen geistiger Abwesenheit zu beruhigen wußte.

Heiße Thränen weinend, stand Martha oft stundenlang an den Gräbern der theuern Pflegeeltern; aber Thränen wecken die Todten nicht wieder auf, und nicht

Menschen haben ein Herz für die Thränen der Wittwen und Waisen. — Es war das Gottvertrauen, was sie jetzt aufrecht erhielt, wie später, wo ihre Lebensbahn gefährlicher wurde und jeder Schritt, den sie darauf weiter ging, ängstlich genau von ihr bemessen werden mußte.

So fand sie der Probst Glück aus Marienburg bei der Rückkehr von einem benachbarten Gutsbesitzer, einem Verwandten seines Freundes Daut, bei dem er dessen beide jungen Töchter untergebracht, da die wiederbesetzte Pfarrstelle die Räumung des Hauses nöthig gemacht hatte. Ein alter Landmann hatte ihm nach langem vergeblichen Suchen den Ort bezeichnet, wo er sie gewiß finden würde. Martha kniete an den Grabhügeln der Pflegeeltern, auf denen sie zwei aus dem ersten Blüthen des Frühlings gewundene Kränze als letztes Liebeszeichen vor ihrer Abreise niedergelegt hatte.

Gerührt von der zarten Aeußerung kindlichen Gefühles und eingenommen von dem verständigen Wesen der schönen Jungfrau bot er ihr sein Haus als Zufluchtsstätte an, bis sich Besseres für sie finden würde. Martha küßte die Hand des ehrwürdigen, ihr Schutz verheißenden Mannes, und dieser führte sie am folgenden Tage seiner wackeren Gattin zu, die überrascht von der Schönheit und dem anständigen Betragen des jungen Mädchens ihr mit liebevollen Worten eine zweite treue Pflegemutter zu werden versprach.

Kaum waren einige Wochen vergangen, als die Frau Probst, die mit dem Scharfblick einer guten Hausfrau dem wirthschaftlichen Treiben ihres hübschen Pflegekindes gefolgt war, mit herzlichem Worten dankte, daß er ihr einen solchen Schatz ins Haus gebracht. Der Probst aber, mit richtigem Blick das innere Leben seines Schüßlings erkennend, hatte indessen angefangen, manche der von seinen Amtsgeschäften ihm übrig bleibenden Stunden zur Vermehrung der bei Martha wahrgenommenen Kenntnisse in Erdkunde und Weltgeschichte zu verwenden. Der höher strahlende Blick des jungen Mädchens, wenn er von berühmten großen Männern und Frauen erzählte, deuteten auf ihre zunehmende Empfänglichkeit für alles Große und Erhabene, in der Natur wie im Menschen. Je weiter er in seinem Unterrichte fortschritt, desto größer war seine Freude über seine aufmerksame Schülerin.

Ogleich sie das fröhlich-kindliche Geplauder der Pfarrtöchter von Koop, den Umgang eines munteren weiblichen Wesens, wie der seligen Pfarrfrau, die jünger war als die Frau des Probstes, mitunter vermischte, so fühlte sie sich durch die große Gutmüthigkeit entschädigt, womit die würdigen alten Pflegeeltern jedem ihrer immer bescheidenen Wünsche entgegenkamen. Unter stets neuen Beweisen ihrer Liebe floss ihr Leben ruhig dahin, ohne daß der Friede ihrer Seele durch irgend etwas gestört wurde.

Ihr Bruder Stephan hatte, der zunehmenden Quälereien des Junkers von Riegen überdrüssig, zu ihrer Freude das dortige kleine Besitztum verkauft, sich außer dem Bereich seiner Herrschaft angestellt und eine brave Hausfrau gefunden. Schon einige Male hatte er sie zu einem Besuche eingeladen, und der Probst hatte endlich einen Tag bestimmt, an dem er selbst sie zu Stephan begleiten wollte. Da wurde das Vordringen des schwedischen Heeres nicht allein zum Hinderniß für die Ausführung des so lange von der Schwester gehegten Lieblingswunsches, sondern es führte auch in stürmischer Eile alle die kriegerischen Ereignisse herbei, welche dem bisherigen Stillleben der immer schöner erblühenden Jungfrau eine ganz entgegengesetzte Richtung geben sollten.

Schon längere Zeit hatte man im Städtchen und dessen nächster Umgebung vom Anmarsche der Schweden und von Bewegungen in dem entfernteren russischen Heere gesprochen. Aber die Schweden blieben aus und von den Truppen des Czaren wurde nichts mehr vernommen; die Bewohner der Stadt und des Landes fingen an, neuen Friedenshoffnungen Raum zu geben, die Geschäfte gingen wieder den gewohnten Gang.

Da weeten schon am Frühmorgen eines schönen Sommertages der Trompeten

ungewohnte Klänge die erschrockenen Bürger von Marienburg aus dem süßen Schlummer.

Ein schwedisches Reiterregiment, des Königs blaue Leibdragoner, rückte in langen Reihen unter klingendem Spiele durch die Gassen. So prächtig anzuschauen für einen Krieger Rosse und Reiter der schönen Truppen auch sein mochten — die Bürger erkannten in den blitzenden Helmen und Harnischen nur die Vorboten des Krieges und schlossen entsetzt Thüren und Fenster.

Aber was half's? Nachdem das Regiment in einer stattlichen Linie auf dem Schloßplaze aufmarschirt war, forderte der Befehlshaber — Oberst Wrangel, auf längere Zeit Quartiere für Pferde und Mannschaft.

Kein Haus, selbst nicht das geringste, blieb verschont, und so erhielt auch der Probst Glück als erster Geistlicher seinen Mann. Es war der Wachtmeister von der Leibschwadron, Arel Fersen, ein junger Mann von stattlicher Figur, mit hoher Stirn und hellen Augen. Seine ganze äußere Erscheinung deutete darauf hin, daß er mehr als gewöhnlicher Leute Kind war. Er rebete Martha, die in Abwesenheit des Probstes den Gast empfing, mit wohlklingender Stimme in deutscher Sprache an, und entschuldigte seine etwa unwillkommene Erscheinung mit der eisernen Nothwendigkeit des Krieges.

Der Wohlklang seiner Stimme, verbunden mit der edelen Erscheinung des Kriegers, machte auf das arglose Landmädchen, die so wenig in ihrem Dörfchen als später bei ihrem ersten Pflegevater Gelegenheit gehabt hatte, einen schönen Mann, wie Arel Fersen war, zu sehen, einen ungewöhnlichen Eindruck. Unter einem Erröthen, das ihre Wangen höher färbte, je länger des Kriegers Blick auf der schönen Jungfrau verweilte, beantwortete sie beschreiben die nach der übrigen Familie des Hauses an sie gerichteten Fragen.

Martha verließ unter einem wunderbaren Gemisch von Gefühlen, über die sie sich nicht Rechenschaft zu geben vermochte, das Zimmer, sobald der Probst mit seiner Gattin eintrat. Letztere hatte es sich nicht nehmen lassen wollen, im vollen Sonntagsstaate zu erscheinen, gleich ihrem Herrn, wie sie ihn nannte, der im vollen Priesterornate seinen Gast freundlich, aber würdevoll, wie es sein Stand erheischte, begrüßte.

Es waren noch nicht viele Tage verfloßen, als Wirth und Gast schon gegenseitig Wohlgefallen an einander gefunden hatten. Arel, welcher gegenüber der Rohheit, welche damals fast die Krieger aller Nationen kennzeichnete und deshalb Bürger und Landmann ein Abscheu waren, durch seine Bildung und sein sanftes Benehmen einen günstigen Eindruck auf seinen Hauswirth gemacht hatte, brachte fast jede Stunde, die ihm der beschwerliche Vorpostendienst frei ließ, im kleinen Familienkreise zu. Bald wurde er als ein demselben Zugehöriger betrachtet, der wie die Freuden auch die Sorgen des Hauses theilte, welche der Probst im Hinblick auf die schwieriger werdende Zeit nicht immer zu unterdrücken vermochte.

Wenn der Wachtmeister Abends von Land und Leuten, die er gesehen, von seinen Kriegszügen, ein anderes Mal von der heldenmüthigen Tapferkeit seines Königs erzählte, dann leuchteten Marthas Augen in einem mehr wie gewöhnlichen Glanze. Dem unbefangenen Beobachter würde es nicht entgangen sein, wie die großen Thaten, welche der junge schwedische Reitersmann in seinen Erzählungen berührte, an ihren Gedanken größeren Antheil hatten, als das oft in langen Zwischenräumen unbeweglich vor ihr stehende Spinnrad.

Doch nicht anders ging es zu Zeiten dem würdigen Ehepaare. Mit wachsender Theilnahme hörten sie den Darstellungen ihres Gastes, während sie mit Wohlgefallen auf der schönen Kriegergestalt verweilten. Die Frau Probstin wollte sogar große Aehnlichkeit zwischen ihm und dem einzigen Sohne finden, der in der Blüthe des Lebens gestorben war, einige Tage vorher, als er beim Herzoge von Curland die Stelle eines Geheimschreibers antreten sollte.

Aber auch Arel fand immer mehr Wohlgefallen an Martha, deren Schönheit sich jetzt aus der Knospe zur strahlenden Blüthe zu entfalten begann.

Sie machte in ihrem natürlichen Wesen, mit ihrem klaren Verstande einen um so tieferen Eindruck auf den jungen Mann, da er bislang zu Hause nur vornehme Damen mit einstudirten Reden und erkünstelten Mienen kennen gelernt hatte, während er auf seinen raschen Kriegszügen selten länger an einem Orte gewohnt hatte, als um nur oberflächliche Bekanntschaften in der weiblichen Welt machen zu können, wie sie nicht ausreichen, um ein Herz sich zu eignen zu machen.

An einem schönen Nachmittage, um die Zeit, wo im Glanz die allmählig niedergehende Sonne Bäume und Berge, vor allem ein schönes Menschengesicht die wunderbare Verklärung erlangen, die der geschickteste Maler immer vergebens seinen Gebilden zu verleihen sucht, befanden sich Arel und Martha im Familienzimmer allein. Während sie sich traulich in hochgeschweiften Fensterbogen gegenüber saßen, waren beide überrascht über die Wirkung, welche das Sonnenlicht in malerischer Weise auf ihre schönen Gestalten hervorbrachte.

Arel hatte eben die Erzählung eines Treffens beendigt, in dem er unter Anführung seines tapfern Rittmeisters Drenskierna den König aus der Mitte der Feinde herausgehauen hatte, bei welcher Gelegenheit er von diesem selbst zum Wachtmeister ernannt wurde.

Ich aber sah nichts als meinen König, dachte nicht an den eben mir gegebenen Beweis seiner königlichen Gnade; als er augenblicklich, für das unter ihm getödtete, das Pferd eines gefallenen Dragoners bestieg und den Degen statt mit der verwundeten Rechten mit der Linken erhebend, dem Rittmeister Drenskierna zurief: „Seht, dort ist das Ende der Schlacht!“

Der König deutete auf die feuerspeiende russische Batterie und gegenüber, und der Schwadron weit voran, der sich der Rest des Regiments jetzt anschloß, ließ er dem Pferde den vollen Lauf. Heiß war die Blutarbeit. Die Unsrigen stürzten wie Halme im Hagel der feindlichen Geschütze, aber, die Batterie — ward genommen und unter war der Sieg.

„Solch einen Helden, wie Euren König Karl, möchte ich auch einmal von Angesicht zu Angesicht sehen“ — hatte Martha im Aufwallen ihres für jede große That so empfänglichen Herzens ausgerufen — „gewiß gleicht er Euch; denn so wie Ihr, Herr Wachtmeister, denke ich mir, müßte ein König wohl aussehen; und ich begreife, daß er Euch liebt, und daß Ihr Euerm Karl mit der ganzen Kraft Eurer Seele anhängt. Könnte ich doch selbst solch einen König, der ein Held ist, verehren, wie keinen andern Mann, wenn ich selbst ein Mann wäre.“

Sinnend hatte Arel Herzen nach diesen von der schönen Jungfrau gesprochenen Worten eine Zeit lang auf der im Abendroth schimmernden Kuppel des Marienburger Schlosses verweilt, dann aber fiel sein Blick auf Marthas schönes Gesicht zurück, das im Glanz des scheidenden Tagesgestirns wie von einem Heiligenschein umstrahlt schien. Das Auge des schönen Mädchens, dessen Hände wie im Gebet auf ihrem Schooße gefaltet waren, haften auf dem jungen schwebischen Kriegsmanne mit einem Blick, von dem es ungewiß blieb, ob er der Ausdruck der Bewunderung für den ihr gegenüber sitzenden Helden, oder die für Arel im Wachen begriffene Freundschaft war.

Jetzt nahm der Wachtmeister, in dessen Auge sich schon etwas deutlicher die Gefühle ausdrückten, die sein Innerstes bewegten, eine von Marthas Händen in die seinige und bat mit seiner herzugewinnenden Stimme, aus ihrem Leben auch etwas zu erzählen, da er erst an diesem Morgen vom Probst, als er seiner lieblichen Tochter mit höchster Achtung gedacht, zu seinem Erstaunen vernommen, daß Martha nicht sein Kind, sondern nur die innig geliebte Pflegetochter des Ehepaars sei.

Als die Jungfrau nun unter einem leichten Erröthen der Bitte nachgebend, die Geschichte ihrer Jugend, wie der Leser sie bereits kennt, mit einfachen Worten erzählte, der schweren Todesstunde der Mutter und zuletzt auch des Verlustes

ihre ersten Pflegeeltern mit rührenden Worten gedachte, da konnte sich Arel nicht länger halten, die Gefühle, die sein Herz bewegten, zu offenbaren.

„Wenn je ein Mädchen eines schönen Looses werth ist, so bist du es, holdes, reines Engelskind.“ Sanft hatte er bei diesen Worten seine Hand auf Marthas, von einer Fülle blonder Locken umwallte Schulter gelegt, und sah ihr lächelnd in das große blaue Auge, dessen Schimmer durch eine ausperlende Thräne verhüllt wurde. Die eintretende kurze Pause war entscheidend. Denn als sie das gesenkte Auge wieder erhob und Arels auf sie gerichteten Blick mit gleichem Ausdruck erwiderte — flüsterte dieser: „Martha, ich kann es nicht länger verbergen — ich liebe dich, wie Worte es nicht zu sagen vermögen; sprich, liebst du mich wieder? O, sprich es aus. Ich ertrage nicht länger das Zögern deiner Antwort.“

„Ja, mein Arel, ich liebe dich mit ganzer Seele,“ antwortete Martha kaum hörbar; und mit gehobener Stimme fügte sie hinzu: „Wie sollte ich einem Mann Liebe versagen, der ein Held ist wie du, der ritterlich wie du seinen König in höchster Gefahr beschützt hat! — „Ja, ich will dir gehören Arel, wenn dir, dem die schönsten Ehren noch bevorstehen, das arme Lithauer Landmädchen, die elternlose Waise, nicht zu gering ist.“

„Eltern findest du in meiner Heimath, meine theure, theure Martha,“ rief Arel, indem er die unter Thränen lächelnde schöne Braut immer aufs Neue an sein Herz drückte und ihren Mund mit Küssen bedeckte; — „und gedenkst du nicht der Worte, die dir deine Mutter als Erbschaft auf dem Todtenbette hinterließ, wer weiß, wer von uns Beiden noch dem Andern sein höchstes Glück zu verdanken hat?“

„Doch im Kriege muß alles rasch gehen!“ — fuhr Arel, diese Worte stark betonend, fort: „soll's zum guten Ende führen, muß man mit dem Anfange nicht zu lange zögern.“ Und sich zu der Geliebten niederneigend, die ihr schönes Lockenhaupt fest an seine kräftige Brust geschmiegt hat: „Komm', laß' uns die Eltern um ihren Segen bitten, denn morgen muß unsere Hochzeit sein!“

Da erhob die Jungfrau den strahlenden Blick zum Auge des theuern geliebten Mannes und mit verschlungenen Händen traten sie in das kleine Studirzimmer, wo der Probst, hinter seinen Büchern vergraben, für den kommenden Tag, der ein Sonntag war, die Predigt ausarbeitete.

Als der Mann Gottes sich von der ersten Ueberraschung erholt hatte, hieß er Martha die Mutter herbeiholen. Weniger verwundert als ihr Eheherr, wollte sie, nach dem Scharfblick, den die Mütter in solchen Dingen vor den Vätern voraus zu haben pflegen, schon längere Zeit etwas gemerkt haben, und that ordentlich böse, als die jungen Leute der Wahrheit gemäß doch Alles in Abrede stellten, was der Mutter zu dergleichen Vermuthungen hätte Veranlassung geben können. Nach manchen Hin- und Herreden, Ueberlegen und Bedenken, gab das ehrwürdige Ehepaar den Verlobten seinen Segen.

Die Frau Probstin freute sich in ihrer übergroßen Herzensgüte, daß ihr liebes Marthchen einen so vortrefflichen und auch vornehmen Herrn zum Ehegemahl erhielt, an den sie in ihrer Armuth nie hatte denken mögen. Etwas anderes war es bei dem Pfarrherrn, der in seiner Weltersahrung die Gefahren des Krieges nicht übersah, denen die jungen Ehegatten beim Ausbruche der Feindseligkeiten unausbleiblich ausgesetzt sein würden. Doch „Auf Gott und nicht auf meinen Rath — den herrlichen Gesangvers, Kinder, wollet immer wohl beherzigen!“ Und der ehrwürdige Geistliche nahm das schwarze Käppchen ab, faltete die Hände wie zum Gebet und sprach den Gesang bis zu Ende und reichte beiden die Hände.

Ein einfaches Mahl, zu dem der Küster und der Organist als Zeugen der Verlobung zugezogen wurden, beschloßen den Tag, der Martha auf eine neue schöne Bahn, aber auch allzufrüh in die Stürme des Lebens hinaus führen sollte.

Am folgenden Tage erfolgte nach beendigtem Sonntagsgottesdienste die kirchliche Einsegnung in Gegenwart der Officiere von Arel's Regiment und der versammelten Gemeinde. Hingerissen von Martha's Schönheit brachte der befehligende Oberst Wrangel persönlich der jungen Frau seine Huldbildung dar, während die Augen manches Mitgliedes der frommen Gemeinde, dem Martha Hülfe und Trost gebracht, wie sie es während ihres Aufenthaltes in Kooper gethan, sich mit Thränen füllten im Gedanken an Martha's Scheiden von Marienburg. Wenn es sich auch verzögerte, konnte es doch am Ende nicht ausbleiben.

Glücklich durch ihre Liebe, die sie Monate lang im innersten Herzen für einander gehegt und dennoch verborgen gehalten, hatte das junge Ehepaar friedlich einen Monat im Hause des Probstes verlebt, der seine Lieblinge nicht eher von sich lassen wollte, als bis das harte Gebot des Krieges eintrete. Gleich Stunden waren Martha die Tage entflohen. Sie hatte sich die Besorgung des Haushaltes nicht nehmen lassen, und waltete jetzt als doppelte Hausfrau im Hause ihres Wohlthäters. In den Armen ihres ritterlichen Gatten hatte sie der Mutter letztes Wort, die Prophezeihung von der goldenen Wiege fast vergessen.

Zur Erhöhung ihres Glückes kam Bruder Stephan zum Besuch, sobald ihm die Schwester ihre Verheirathung gemeldet hatte. Nun war ihr die Nachricht, daß ihr ehemaliger Grundherr, der Junker von Riegen, wegen wüster Wirthschaft in tiefe Schulden gerathen, den Burghof habe veräußern müssen, und, wie man es sich hin und wieder im Dorfe erzählte, mit seinen letzten Pferden in russische Kriegsdienste in ein übelberüchtigtes Freicorps eingetreten sei.

Aber je größer das Glück auf Erden, desto näher ist ihm die Gefahr! So wie schon gar viele Menschen vor ihnen sollten auch die jungen Ehegatten des Spruches Wahrheit erfahren. Wie die bis dahin nicht unterbrochene Waffenruhe des Bürgers Hoffnung auf Frieden neu belebt hatte, schien sie auch die schwebische Besatzung zusammen dem liebenden Arel bei allen von ihm schon gemachten Erfahrungen in allzu große Sicherheit eingewiegt zu haben.

Es war der zweite Monat nach ihrer Verheirathung ins Land gekommen. Der Wachtmeister herzte und küßte sein schönes junges Weib. Martha las dem jungen Eheherrn den leisesten seiner Wünsche aus den Augen. Es war ihr erst jetzt — wie sie zu den Pflegeeltern sagte — der Werth des Lebens ersichtlich geworden, ein Leben, von dem sie einen eigentlichen Begriff noch nicht gehabt hatte.

Die Predigerfrau freute sich der blühenden Schönheit der jungen Frau, die sich strahlend, wie der wachsende Frühlingstag, täglich in neuen Reizen entfaltete. Der Probst dagegen betrachtete mit innerem Wohlgefallen Martha's geistige Entwicklung, die sich, ungleich schneller als in seiner Schule, wie Blüthen aus schwellender Knospe im Umgange mit Arel entfalteten, dessen geistige Bildung im Einklange stand mit seinem äußeren edeln Wesen.

In dieser Zeit war es, wo man ab und dann von zu Markt kommenden Landleuten von Bewegungen an der Grenze hatte sprechen hören, die auf ein Zusammenziehen der russischen Truppen schließen ließen. Da jene aber viele Meilen entfernt und durch Moräste und unwirthliche Steppen von Marienburg getrennt waren, vermuthete man eher eine Veränderung der Stellung wegen Mangel an Lebensmitteln und Fourage, als ein Vorrücken der Russen in der Absicht die Schweden aus den inhabenden Quartieren zu vertreiben.

Indessen waren die Gerüchte beunruhigender geworden; Reisende erzählten eines Tages, daß sie von streifenden russischen Reitern ausgeplündert wurden. So erhielt eines Morgens der Wachtmeister Arel Fersen den Befehl, mit einer Abtheilung von des Königs Leibdragonern dem Feinde so weit wie möglich entgegen zu reiten, um über dessen eigentliche Absicht Kunde einzujiehen.

Arel blieb zwei Tage und zwei Nächte aus. Schon bangte Martha um den Gatten, von dem sie zum ersten Male so lange getrennt war, als dieser am Abend des dritten Tages frisch und unverfehrt, ohne einen seiner Leute verloren zu haben, in Marienburg wieder einrückte. Aber einige Gefangene, die er vom

Feinde gemacht, als dieser an den äußersten feindlichen Vorposten in einem kleinen Dorfe nach russischer Art mit Sengen und Plündern den Anfang gemacht, die Weiber geraubt, die Männer erschlagen hatte, die er als sprechende Zeugen des von ihm abgestatteten Gerichts mit sich führte, deuteten mehr als die ernste Miene, womit er sein Pferd an der Pforte der Probstwohnung abgab, daß der Wiederausbruch der Feindseligkeiten nahe bevorstehe.

Und so kam es auch. Schon nach wenigen Tagen, während denen die Vorhut des Feindes der Spur der schwedischen Dragoner gefolgt war, zogen die Kriegsfurien mit dem entfesselten Schlangenheer wild umher über die der Erndte schon entgegenreisenden Saaten. Der Donner der Geschütze verkündete ihren zermalmenden Schritt, unter dem der Fleiß des Landmannes, sein schnüchziges Hoffen, spurlos zu Grunde gehen sollte.

Mit jedem Tage mehrten sich die vor den Fortschritten des Feindes weichenden Landbewohner. Alt und Jung, ohne Unterschied des Standes und des Geschlechts, suchten, mit ihrer besten Habe beladen, Schutz im kleinen Städtchen. Alles geschah für sie, was Mitleid und Barmherzigkeit erheischten. Aber die Flüchtigen mehrten sich täglich, und da die schon mit Einquartierung stark belegten Häuser kein Unterkommen mehr gewährten, wurden die beiden Kirchen den Ausgewanderten als Obdach eingeräumt.

Der Probst hatte mit seinem Haushalte unter Arel's Schutz den Aufenthalt im Schlosse genommen, da man, um die Stadt in gehörigen Vertheidigungsstand zu setzen, auch die hart an der Mauer gelegene Probstei in die Abwehrwerke hatte hineinziehen müssen.

Martha verzagte nicht. Sie sprach den Furchtsamen Muth ein, trug den Hungernden Nahrung und den armen Entblößten Kleidungsstücke zu. Ueberall stand sie den Jammernden als tröstender Engel zur Seite. War dann ein schwerer Tag überstanden, fand sie der Abend bei ihren Pflegeeltern oder bei ihrem Arel, wenn der täglich schwerer werdende Dienst ihm eine freie Stunde gestattete. Dann wick sie, dem ihm am Altare gethanen Gelöbniß getreu, nicht von seiner Seite, und er mußte ihr auch zugestehen, sie im Kampfe in seiner Nähe zu dulden, wenn es dazu kommen sollte.

Es war in einer stürmischen Gewitternacht, als die ringsum am Horizont blutroth aufsteigende Gluth des Feindes Ankunft verkündigte. Der Wachmeister, der mit dem Rittmeister Drenskierna auf Kundtschaft ausgeritten war, kehrte am Morgen mit der Nachricht wieder, daß die Drischastan Samalick, Litrow und Bojamill gleich vielen andern in Flammen stünden, und daß des Feindes zahlreichere Vorhut zwischen der Gluth der brennenden Dörfer und dem etwa eine Meile entfernten Grenzgraben ein Lager bezogen habe.

Schon um Mittag desselben Tages sah man von den Thürmen ein zahlreiches Corps im Anmarsch auf die Stadt, welches in Entfernung von einer Stunde Halt machte. Das Schloß war ziemlich gut besetzt und mit schweren Geschützen versehen, so die Mauern und die Mauerthürme an den geeignetsten Orten. Jetzt wurden die Thore, vor denen man schon früher Berhaue angelegt und spanische Reiter (kreuzweis über einander gesteckte hohe, spitze Pfähle) zur Abwehr errichtet hatte, auf Befehl des Commandirenden geschlossen. Die Hälfte des Dragonerregiments blieb beritten, die andere mußte zu Fuß mit den Arquebustieren Dienste thun, die vom General Schlippenbach der bedrohten Stadt zu Hülfe geschickt waren.

Gegen Abend meldete die Wache auf dem Thorthurme einen Parlamentair, der in Begleitung seines Trompeters Einlaß begehrte. Oberst Wrangel befahl einem Officier den feindlichen Boten, nach Kriegsbrauch mit verbundenen Augen, ihm vorzuführen.

Der feindliche Officier forderte den schwedischen Commandanten im Namen des Generals Schermetow auf, Stadt und Besatzung zu übergeben oder am nächsten Tage des Sturmes gewärtig zu sein. „Das Blut, was dann in Strömen wird vergossen werden, das kommt über Euch“ — so schloß er seine Rede.

„Sagt dem General Schermetow ich lese ihn grüßen und hätte nichts dawider, wenn er sein Glück versuchen wolle.“ So lautete der kurze Bescheid des tapfern schwedischen Befehlshabers und der Parlamentair, dem die Binde wieder um die Augen gelegt wurde, sobald er das letzte Zimmer im schwedischen Hauptquartier verlassen hatte, wurde aus dem Thore zu den Seinigen hinausgeleitet.

Am nächsten Morgen begann das Feuer aus zahllosen Geschüßen, so daß die Stadt davon erbebt. Der Angriff der näher gerückten Feinde wurde durch tapfere Vertheidigung von den Schweden erwidert. Aber so muthvoll auch die Belagerten kämpften, die Stadt länger als einige Tage zu halten, war nach der Sachverständigen Meinung unmöglich. — Schlippenbach aber hatte dazu den Befehl gegeben und Oberst Wrangel war der Mann dazu, ihm Folge zu leisten.

Der in den ersten Tagen vom Feinde durch das wirksame Feuer der geübten schwedischen Schützen erlittene Verlust steigerte dessen Angriffswuth um so höher, da er bislang fast noch gar keinen Vortheil errungen hatte. Da ersehten endlich die Wälle von Leichen, welche sich jenseits der Mauer aufstürzten, die sonst gebräuchlichen Sturmleitern. Ohne ferner das mörderische Feuer der Belagerer zu beachten, erstiegen die zur Tigerwuth aufgestachelten Russen auf den blutigen, schrecklich zerstückelten, oft noch zuckenden Leibern der Ihrigen an zwei Orten die Mauer und die Besatzung mußte zurückweichen. Jetzt begann unter der Anführung eines entmenschten Wüthrichs das schrecklichste Schlachten, in dem, wie die schwedischen Soldaten, auch von der männlichen Bevölkerung alle, welche keine Zuflucht im Schlosse finden konnten, ohne Gnade den Tod fanden. Bald waren die Sturmglocken verstummt, die noch eine Zeit lang so herzerreißend zur Rettung der brennenden Häuser gewimmert hatten, und die feurige Lohe verbreitete sich schnell über den größten Theil des dem Untergange geweihten Städtchens. Schrecklich ertönte dagegen das Brüllen und Fluchen der wüthenden, nach Raub und Beute streifenden Soldaten, bis sie selbst zuletzt zum Tode berauscht von den geistigen Getränken, die sie in Kellern gefunden, unter den von ihnen getödteten Frauen und Kindern, gleich gefällten Thieren, die Straßen und Zugänge zu den Häusern bedeckten.

Erst am folgenden Tage begann der Angriff auf das feste Schloß. Zwei Tage widerstanden seine granitnen Mauern den feindlichen Geschossen. Da gestattete endlich der durch das unausgesezte Kanonenfeuer entstandene Mauerbruch einer feindlichen Abtheilung den Sturm zu beginnen, der ihr, zweimal zurückgeworfen, im dritten Anlaufe mit großem Verlust gelang.

Es wiederholten sich jetzt die Schreckensauftritte, wie sie bei Einnahme der Stadt sich ereignet hatten, mit dem Unterschiede, daß die russischen Barbaren dort schonungslos Weiber und Kinder hinmordeten, während hier der Muth der Schweden ihnen jeden Fuß Vordringens freitig machte, so daß die Feinde in großer Zahl den Boden mit ihrem Blute tränkten, ehe die Nachdringenden festen Fuß fassen konnten.

Am heftigsten wüthete der Kampf auf dem großen Blase. Dort hatte sich eine kleine Schar Bürger und Soldaten um den muthigen Probst versammelt, der Gott ergeben in Ausübung seines heiligen Amtes, im vollen Ornat, das Kreuz mit dem Heiland erhebend, sich furchtlos dem andringenden Feinde entgegenstellte. Arel dagegen ließ mit einem Trupp seiner Dragoner die blanken Schwerter schwirren, Jeden niederhauend, der sich dem Kreise zu nahen wagte, der den ehrwürdigen Geistlichen, ihm zur Seite sein junges Weib, gleich einer Mauer bis dahin beschirmt hatte.

Da sprengte ein wildschauender Krieger, der Kleidung nach zu urtheilen ein Angehöriger der furchtbaren Schaaeren vom Ural, auf seinem kleinen Rosse mit eingelegter Lanze auf den Haufen ein, und der von ihm geführte kräftige Stos warf den Helden, der bis dahin so erfolgreich gekämpft hatte, zu Boden. Neben ihm sank Martha, mit dem gellenden Schrei: „O, mein Arel!“ in das der tiefen Brustwunde des Geliebten entströmende Blut.

Schon wichen die dem Anführer nachsprenghenden Krieger vor dem heiligen Bilde des Erlösers, welches der Probst in dem schrecklichen Augenblick über die Gefallenen gesenkt hatte. Der Anführer aber, dessen Bluthbild die schöne Frau plötzlich erkannt zu haben schien, zuckte rasch sein Schwert, um es der Niedergesunkenen in die Brust zu stoßen.

Da ertönte plötzlich ganz in der Nähe ein donnerndes „Halt ein, Barbar!“ und ein hoher Officier in glänzender Uniform spornete sein Pferd gegen den Frevler, daß er zur Seite wankte. „Ist das dein Muth, Unmensch, mit dem du prahltest, als du Dienste bei mir erbatest? Wehrlose Frauen überfallen und tödten! Bindet den Hund!“ rief er den nächststehenden Soldaten zu, die ehrerbietig beim Anblick des höheren Befehlshabers die Waffen gesenkt hatten — und mit den Worten: „Dein Maaß wird bald voll, solcher Gesellen wie du, kann der Kaiser besser in den Gruben von Tobolsk verwenden als im Heere,“ wandte er sich von dem zähneknirschenden Bösewicht zu dem am Boden liegenden Paare.

Ein Blick auf Arel Fersen belehrte den kundigen Officier, daß noch Leben in ihm, und daß auch die stark blutende Wunde wohl nicht gerade tödtlich sei. Er befahl ihn aufzuheben und in das Innere des Schlosses zu den übrigen Gefangenen abzuführen. Dann beugte er sich zu Martha, deren Schönheit, trotz der über ihre Züge ergossenen Todesblässe, einen tiefen Eindruck auf ihn machte. Eben wollte er den Befehl geben, auch sie als Gefangene, aber in ein besonderes Zimmer, abzuführen, als sie die Augen aufschlug, sie aber sogleich wieder schloß, als ihr Blick auf das Gesicht des gefesselten Russen fiel, aus dessen pulvergeschwärtzen, grimmig verzerrten Zügen sie den Junker von Riegen erkannte. Doch ihre Besinnungslosigkeit dauerte nur einen Augenblick; schnell hatte sie mit dem vollen Bewußtsein die Erinnerung an das eben vorgegangene schreckliche Ereigniß wieder erlangt, denn Arel, den man fortführen wollte, hatte mit matter Stimme ihren Namen genannt.

„Hier, mein Arel“ — rief sie — „ist dein Weib; dir treu bis in den Tod, wird sie Alles muthig ertragen, was Gott über uns verhängt hat. Sieh, dort steht dein Mörder, du bist schon gerächt; der feindliche Anführer, der mir und dir das Leben gerettet, hat das Urtheil über ihn gesprochen.“

Es war der General Bauer, ein Deutscher von Geburt, dem Martha, als dem Anführer des Heeresheiles, welcher Marienburg erobert hatte, nach damals bestehendem russischen Kriegsbrauch, als Beuteantheil zugefallen war. Erfreut über ihre Schönheit wie über die geistigen Fähigkeiten, die er während seines Verweilens in der eroberten Stadt an ihr kennen gelernt hatte, führte er seine Gefangene nach Simla, dem Stützpunkte des Heeres, wo der Obergeneral Schermetow sein Hauptquartier hatte.

Arel Fersen war im Lazareth zu Marienburg zurückgeblieben, doch hatte General Bauer in seiner Menschlichkeit den Ehegatten Abschied von einander zu nehmen gestattet. Martha hatte sich mit dem ganzen Aufgebot ihrer geistigen Kraft, gefaßt wie es schien, von ihrem Gatten getrennt, dessen Wunde nicht gefährlich war, aber Ruhe und längere Zeit zur Heilung verlangte. — „Gott, der sich der geringsten seiner Geschöpfe erbarmt, wird auch Euch nicht verlassen,“ waren die letzten Worte, welche die tiefgebeugten Pflegertern beim Scheiden an sie richteten. Ohne einen nutzlosen Schmerz zu zeigen, wie er nur das Eigenthum schwacher Seelen ist, im tiefen Inneren ihre Gedanken verschließend, war sie dem Generale auf dem Zuge gefolgt.

Der von einem zerstörten Kloster unversehrt stehen gebliebene Seitenbau ward für den Befehlshaber zur Wohnung eingerichtet. Da der Aufenthalt für mehrere Tage berechnet war, ließ General Bauer ein besonderes Gemach für seine Gefangene einrichten, welches so bequem als möglich mit den in seinen Packwagen mitgeführten Teppichen und Felstühlen ausgestattet wurde.

Einige Tage waren durch die Meldungen des zu Marienburg über die Schweden so blutig errungenen Sieges und über den Anordnungen zu den neuen

Aufstellungen des Heeres vergangen, als der Obergeneral Schermetow endlich die nöthige Zeit gewonnen hatte, sich die gemachten Kriegsgefangenen und die aus der unglückseligen Stadt entführten, der Leibeigenschaft verfallenen Einwohner vorführen zu lassen.

General Bauer hatte währenddem volle Gelegenheit gehabt, den Schatz zu beurtheilen, den ihm das Kriegsglück in der schönen Schwedischen Wachtmeisterfrau zugeführt hatte. Bei der im russischen Heere nicht nur für die Niedrigsten, sondern auch für die höher stehenden Offiziere angeordneten strengen Mannszucht durfte er es nicht wagen, Martha den Blicken des Höchstherrschenden zu entziehen, er mußte die schöne Martha ihm vorführen. Obgleich es schon lange her war, daß er durch Peters Liebling Lesort, der ihn als einen brauchbaren Mann in Genf kennen gelernt hatte, in das russische Heer eingeführt war, wo menschliche Behandlung eben nicht zu den häufigen Erscheinungen gehörte, so war ihm doch so viel von dem Geiste deutscher Ritterlichkeit geblieben, daß er die schöne Frau nicht mit dem großen Troste gehen ließ. An seinem Arme betrat sie den zu der verhängnißvollen Musterung bestimmten Platz.

Stolz, nicht auf die Ehrenzeichen, mit denen seine glänzende Uniform bedeckt war, sondern auf das Vertrauen seines Kaisers, der ihm erst kürzlich den Oberbefehl über die Truppen in Finnland anvertraut hatte, trat Schermetow aus seiner Wohnung. Wenig beachtete er die rauschenden Trompetenstöße, mit denen sein Erscheinen vor den aufmarschirten Regimentern begrüßt wurde. Schnell hatte sein scharfer Blick die edle Haltung der schönen Frau entdeckt, als sie sich den in Marienburg gefangenen weinenden Müttern und Töchtern anschloß, und ruhig die Annäherung des Obergenerals erwartete, der, vom General Bauer begleitet, auf sie zuschritt.

Ueberrascht von ihrer Schönheit, vernahm er beifällig die ruhigen und klaren Antworten, die sie auf seine Fragen nach den kürzlich in Marienburg erlebten Schicksalen ertheilte. Es bedurfte bei Schermetow, der längere Zeit im Auslande und auch am Hofe des prachtliebenden französischen Königs verweilt hatte, nur kurzer Zeit zur Einsicht, daß Martha in ihrer so ungewöhnlich schönen Erscheinung nicht dazu gemacht sei, den Launen eines Generals als Sclavin zu dienen. Freundlich beschied er die ihm ruhig Gegenüberstehende, sich von den übrigen Frauen zu trennen und in ihre Wohnung zurückzukehren. Dann sagte er rasch, sich zu seinem Begleiter wendend: „General, das schöne junge Weib paßt nicht für euer leeres Haus; wäre es eine gewöhnliche Frau, die vom Himmel weniger wie diese mit Schönheit und Geistesgaben bedacht — so möchte ich sie euch gerne als wohl erworbenes Eigenthum belassen. Aber hört zu, fuhr er lächelnd fort: — unverheirathet, wie ihr seid, wohin würde es führen? Ein Geist, wie er in der schönen Schwedenfrau wohnt, erträgt nicht lange unwürdige Dienerschaft. Hört meinen Vorschlag, nehmt zwölf meiner edelsten Pferde und laßt mir dafür eure Gefangene ab. Ihr wißt, meine Ehe ist kinderlos, und Rathinka, meine Gemahlin, die schon Manches mit mir über Rußlands Grenze hinaus gesehen, was besser ist, als im alten Moskau, sehnt sich schon lange nach einem weiblichen Wesen, ihr die Tage, wenn ich fern von ihr bin, durch entsprechende Unterhaltung zu verkürzen durch einen Umgang, den sie nicht findet in der gewöhnlichen leibeigenen Magd. Also schlägt ein, Herr General, — schloß Schermetow jetzt in entschiedenerem Tone. — Seitdem ich die schöne Gefangene gesehen, habe ich nicht Ruhe, bis ich meiner Gemahlin den Schatz senden kann, den ich, nachdem ihr ihn durch euren tapferen Degen auf dem Schlachtfelde in Marienburg errungen, euch in ehrlichem Handel jetzt abkaufe.“

Gehorsam, vielleicht auch in Aussicht auf höhere Beförderung, wirkten nach kurzem Besinnen entscheidend auf den General. Sich vor dem Oberbefehlshaber verneigend, schlug Bauer in die ihm von Jenem dargebotene Rechte.

So waren zwölf edle Ukrainer Hengste der Preis, für den die schöne Martha vom deutschen General an den Obergeneral Schermetow überging. Sie selbst

hatte keine Ahnung davon, während sie sinnend über die entsehllichen Erlebnisse der letzten Tage im kleinen Gemach auf und nieder schritt.

Die Tage der Ruhe im russischen Feldlager waren nur von kurzer Dauer. Die Schweden, zahlreich verstärkt, schickten sich an, unter dem Befehl des Generals Grafen Schlippenbach den erlittenen Verlust durch einen großen Schlag wieder beizubringen. Schermetow erhielt vom Czar den gemessenen Befehl, Alles aufzugeben, um in Kiewland festen Fuß zu behalten. Denn Peter war augenblicklich weniger an Polen gelegen, wo Carl XII., durch Maseppa unterstützt, seinen Tummelplatz hatte, als an dem Besitz der Ostseeküsten, um die Dauer seines lieben Peterssburg zu begründen und zu sichern.

Nicht ohne geheime Unruhe vernahm Schermetow den Befehl, der ihm die Pflicht auferlegte, sich von der schönen Martha zu trennen, die er, weil er sie schnell lieb gewonnen, den ferneren Gefahren des Krieges nicht aussetzen wollte.

Ein in Gunst bei ihm stehender höherer Offizier, dem er die trauernde Frau als ein Kleinod von unberechenbarem Werthe anvertraute, erhielt den Auftrag, sie in seinen Ballast nach Moskau zu führen, und sie dort Niemand als seiner Gemahlin, nebst dem begleitenden Schreiben, zu übergeben.

An dem zu Marthas Abreise bestimmten Tage wurden auch die gefangenen Marienburger in das Innere von Rußland abgeführt. Es war ein herzerreißender Austritt, als die Armen jammernd von ihrem vaterländischen Boden Abschied nahmen, um auf den Gütern der reichen Bojaren als Sklaven vertheilt zu werden. Martha, ihrer Rührung nicht länger mächtig, reichte laut schluchzend jedem der ihr näher Bekannten zum letzten Abschiede die Hand, dann wandte sie sich mit verhülltem Gesicht nach dem für sie bereit gehaltenen Fuhrwerke. Da trat der Obergeneral mit der Bitte an sie heran, noch einen Augenblick mit dem Einsteigen zu warten.

Martha wandte den Blick dem General Schermetow zu, als eben eine Abtheilung Soldaten heranmarschirte, in ihrer Mitte einen gefesselten Mann, den Martha sofort erkannte, als der Anführer „Halt!“ gebot, und General Schermetow dem Gefangenen mit donnernder Stimme hervorzutreten befahl. „Sieh da, schöne Frau, den Elenden, deinen frühern grausamen Gutsheeren, der, als er vor einiger Zeit von deinem Bruder deinen Aufenthalt gewaltsam erpreßt hatte, den teuflischen Plan gemacht, dich zu rauben, und, falls ihm dies nicht gelingen sollte, dich zu tödten bei erster Gelegenheit, die er, bei unseren Truppen angestellt, schon zu finden hoffte. Soll ich den Hund vor deinen Augen todt peitschen lassen, der es wagte, die Hand nach deinem Leben auszustrecken. Sprich dein Urtheil, Martha; ein Wort von dir spricht seinen Tod aus.“

„O schenkt ihm das Leben, großer General, wenn es wahr, was ihr mir gesagt, daß mein Leben einigen Werth für euch hat. Um Gott, kein Blut um mich; ich verzeihe ihm gern; überlaßt Gott und seinem inneren Richter die Strafe; straft nicht die Absicht, nachdem der Himmel in seiner Gnade die Ausführung des Verbrechens verhütet hat.“

Ueberrascht, ja streng weilte sein Blick eine kurze Zeit auf Martha, in Gedanken, den Truppen in der Bestrafung des Bösewichts kein abschreckendes Beispiel geben zu können, wenn er ihre Bitte erfüllte. Als sich aber Marthas in Thränen schwimmendes Auge nicht senkte vor dem des Generals, zu dem sie die Hände, um Gnade für den Verbrecher stehend erhob, da sprach der Gewaltige, der ein Herr war über Leben und Tod aller der Tausende, die der Kaiser seinem Befehle untergeben hatte, das entscheidende Wort, wodurch dem Junker von Kiegen das Leben geschenkt wurde.

„Führt ihn ab!“ herrschte der Befehlshaber dem die Abtheilung befehligen den Offizier zu — „aber reiß ihm vorher die Offizierzeichen ab; als gemeiner Soldat soll er über sein sündvolles Leben zur Erkenntniß kommen!“

Dankbar drückte, küßte Martha des Generals Hand, die er ihr reichte, um ihr zum Einsteigen in den Wagen behülflich zu sein. Dieser nickte ihr einen

letzten freundlichen Gruß zu, der zu ihrer Begleitung bestimmte Offizier nahm seinen Platz, und das mit vier kleinen, raschen Steppensperden bespannte Fuhrwerk flog auf der Straße nach Moskau von dannen.

Der General kehrte langsam in seine Wohnung zurück, wo sich auf seinen Befehl ein Kriegs Rath wegen der Unternehmung gegen die Schweden versammelt hatte, die unter Anführung des Generals Löwenhaupt bei Gemavershof eine feste Stellung genommen.

Blutroth war die Sonne am äußersten Rande des weiten Schlachtfeldes untergegangen, das mit Tausenden von Todten bedeckt war. Schauerlich widerhallte der Schmerzensruf eben so vieler gräßlich verstümmelter Krieger, die ohne Hülfe auf kalter Erde gebettet lagen, über die blutgetränkten Fluren. Die Schlacht bei Gemavershof war für die Russen verloren. Obgleich an Zahl den Schweden überlegen, hatte General Löwenhaupt mit seinem kleinern, aber in der Kriegskunst geübteren Heere über seinen Gegner einen glänzenden Sieg errungen. Außer zahlreichen Gefangenen war fast das ganze Geschütz der Russen in seine Hände gefallen.

General Schermetow, selbst verwundet, harrte ungeduldig in einer elenden Hütte der Rückkehr eines Wundarztes entgegen, die zwar nicht schwere, aber schmerzhafte Schädigung am Oberschenkel zum andern Male zu verbinden, als ein schwedischer Unterhändler gemeldet wurde, mit dem Antrage des Generals Löwenhaupt, die Gefangenen auszuwechseln. Man erbat sich für sämtliche in die Gewalt der Schweden gerathenen hohen russischen Offiziere, unter denen sich einer von des Kaisers Lieblingen, General Labanoff, befand, den schwedischen General Wrangel und den Rittmeister Orenstierna, des berühmten Reichsfanzlers Bruder, der mit andern, unter diesen auch der Wachtmeister Arel Fersen, im Lazareth zu Marienburg zurückgeblieben waren.

Schermetow ging gern auf den gemachten Vorschlag ein, da er dadurch nicht allein den kriegserfahrenen Labanoff und dessen Adjutanten, den Oberst Murawiew, wieder erhielt, sondern auch des Transportes der schwedischen Offiziere und Soldaten überhoben wurde, wozu er ein halbes Regiment würde haben behren müssen.

Zwei Tage später traf Labanoff mit seinem Gefolge im russischen Lager ein. Er überbrachte Schermetow einen Brief von Arel Fersen, der fast völlig genesen, zum Offizier befördert, bei seinem Abzuge im schwedischen Hauptquartiere eingetroffen war. Dieser dankte darin für den seiner Gattin erwiesenen Schutz und empfahl sie des Generals fernerer Obhut unter dem Beifügen, daß er mit eingetretene Friede sich persönlich für alles seiner Frau erwiesene Gute dankbar erweisen würde. Dem Briefe an den General war ein offenes Schreiben an Martha beigefügt, worin er mit den schönsten Worten die Fortdauer seiner Liebe versicherte und Gottvertrauen als die beste Stütze in Nothen empfahl. Der Brief an seine Gemahlin, dem Schermetow Arels Brief beigefügte, war der letzte, den er für lange Zeit nach Moskau abgehen ließ.

Der Gaar, — so lautete bald darauf die Nachricht, die er aus dessen Hauptquartier aus dem Süden erhielt —, rückte in Eilmärschen mit einer Heeres-Abtheilung heran, um sich mit den Ueberresten der von Schermetow befehligten Truppen auf die Schweden zu werfen, diese um jeden Preis zu schlagen und sich durch den Sieg den Besitz von Liefland zu sichern.

Finstern Blicks erschien Peter am 23. August 1803 in Schermetow's Lager, der bis dahin als ein ebenso tapferer, als erfahrener Feldherr von ihm hoch geachtet war. Mit zusammengezogenen Brauen ritt er durch die so beträchtlich gelichteten Regimenter, deren Mannschaft fast zur Hälfte verwundet war.

„Und deine Geschütze, wo sind sie?“ donnerte Peter den Obergeneral an, als er am linken Flügel des Fußvolkes sechs oder acht Kanonen, der Rest von dreißig

Feldstücken, gewährte, mit denen Schermetow in die Schlacht bei Gemavershof gerückt war.

„Sie wurden vom Feinde genommen, Majestät“, erwiderte der hart angefahrene Feldherr, „in dem Augenblick, als ich verwundet unter dem getödteten Pferde lag.“

„Du sollst sie dir wieder holen!“ rief der Monarch mit einer Stimme, welche sein Gefolge erbeben machte, „oder beim St. Georg, meinem großen Schutzpatron, du machst die Reise nach Sibirien wie der gemeinste Verbrecher!“

So lauteten die Worte, mit denen Schermetow in höchster Ungnade vom Kaiser entlassen wurde.

Zehn Tage später war es der General Schermetow, welcher als der erste auf den Wällen von Nietau die Fahne des heiligen Georg aufpflanzte.

Für die in der Schlacht bei Gemavershof eingebüßten sechs und zwanzig Feldgeschütze übergab Schermetow dem Kaiser vierzig schwere Festungskanonnen und drei völlig bespannte Batterien. Als die letzte derselben die Musterung passirt hatte, rief Peter, sich nach dem Generale umsehend: „Fast's völlig gut gemacht Iwanowich! Von heute an Fürst und Feldmarschall!“

Sobald Ingermannland gegen die Schweden gesichert war, begab sich Peter zum König von Polen, um diesem mit großem Pomp einige der von den Schweden erbeuteten Fahnen zu schenken. Augustus erneuerte das alte Bündniß mit dem Czaaren in Tyrforjin und dieser überließ sich einige Tage mit Lust den geräuschvollen Festen, die der König ihm zu Ehren veranstaltet hatte. Der neue Feldmarschall aber wurde nach Astrachan befehligt, wo ein Rest der alten Strelitzen sich zu Gunsten der in einem Kloster in Verbannung weilenden Kaiserin Eudoria empört und den Gouverneur ermordet hatte.

Ohne sich viele Ruhe zu gönnen, hatten Martha und ihr Begleiter, bei der Raschheit, mit der die Reisenden auf allen Stationen befördert wurden, die Kaiserstadt Moskau schon am Ende der zweiten Woche erreicht. Es war Abend, als das Fuhrwerk vor Schermetow's hell erleuchtetem Pallaste anhielt. Eine reichgekleidete Dienerschaft umbrängte den Wagen, um den wohlbekannten Adjutanten ihres Gebieters in knechtischer Unterwürfigkeit zu empfangen. Mit Erstaunen gewahrte Martha die bisher ihr so gänzlich unbekannte Pracht, die ihr schon am Fuß der großen Treppe entgegenschimmerte und größer und strahlender wurde, je näher sie durch eine Reihe kostbar geschmückter Zimmer und Säle dem Gemach sich nähete, welches von der Herrin des Hauses bewohnt wurde. Nach längerem Harren war endlich der Augenblick gekommen, wo es der schönen Gefangenen erlaubt war, vor ihrem Angeficht zu erscheinen.

Ein gebieterischer Wink beschied Martha, dem kostbar ausgestatteten Ruhebett näher zu treten, auf dem die Gemahlin des Feldmarschalls in prunkender morgenländischer Kleidung, halb sitzend, halb liegend, den Eindruck einer Fürstin machte, wie man sie nur im fernen Osten zu sehen gewohnt ist. Wohlgefällig zwar verweilte der Blick der schönen aber stolzen Frau ab und dann, während sie das Schreiben ihres Gemahles überflog, auf der schönen Gestalt der jungen Frau; aber diese fühlte sich eiskig durchschauert, als sie die kalten gebieterischen Worte vernahm, mit denen die neue Herrin der Sclavin die künftige Stellung verkündigte. Solch' strenge Worte hatte sie bisher noch nie aus dem Munde einer Frau vernommen, sie hatte sie für nicht möglich gehalten bei einem Wesen ihres Geschlechts. Eine Thräne füllte ihr Auge. Sie, die bisher sich unter allen Prüfungen des Schicksals aufrecht erhalten hatte, fühlte in diesem Augenblick, mitten in der sie umgebenden fürstlichen Pracht, das entsetzliche Weh der gänzlichen Verlassenheit.

Monate vergingen, ehe die Eisdecke brach, welche das Herz der Feldmarschallin scheinbar umschlossen hatte. Da geschah es eines Abends, während Martha, die auf Befehl ihrer Gebieterin ausführlich die Schicksale ihres Lebens erzählen mußte, mit rührenden Worten des Lobes ihrer Mutter erwähnte, daß die Gemahlin Schermetow's in der Erinnerung an das Schwere, was sie selbst in der ersten Jugend erlebt

hatte, von Schmerz übermannt, in Thränen ausbrach und den Kopf in die weichen Polster des Ruhebettes zurücksinken ließ. Martha war bei diesem Anblick zu ihren Füßen niedergefunken und eine ihrer herabgefunkenen Hände in die ihrigen geschlossen und mit Küffen bedeckt. Da nahm sie die hohe Frau mit den Worten an ihr Herz: „O mein armes, verlassenes, süßes Kind, von heute an will ich dir eine Mutter sein!“ Der scheinbare Stolz der Herrin war gebrochen; die bisherige Scheidewand gefallen, und Martha ward von dem Tage an, wozu der Feldmarschall sie bestimmt hatte, die Gesellschafterin und Freundin seiner Gemahlin.

Als Schermetow nach beinahe Jahresfrist aus Astrachan in seinen Pallast nach Moskau zurückkehrte, hätte er die schöne junge Frau, die nur wenige Tage mit ihm in seinem geräuschvollen Hauptquartiere verweilt hatte, fast nicht wieder erkannt. Es waren nicht die stattlichen Kleider, welche die schönen Formen noch erhöhten, sondern die in ihrem ganzen Wesen vorgegangene Veränderung, die ihn irre machten, als seine Gemahlin, ihn zuerst zu begrüßen, am Fuße der Treppe in Martha's Begleitung ihm entgegentrat.

Martha zeigte in ihrer äußeren Erscheinung jene von Demuth freie Bescheidenheit, wie sie von den Großen der Welt bei Niedrigeren als sie selbst vor allen andern als erste gute Eigenschaft anerkannt und geschätzt wird. Dagegen ging sie den Untergeordneten mit einem so edeln Beispiele zur moralischen Erhebung voran, daß selbst der niedrigste Leibeigene der zahlreichen Dienerschaft im Pallast sich guter Sitte befleißigte, woran es vor Martha's Eintritt gar sehr gefehlt hatte. So kam es, daß die schöne junge Frau bald überall gern gesehen wurde. Es waren die von ihren Pflegeeltern erhaltene Erziehung, der wohlbenutzte Unterricht des Probstes Glück, das von dessen würdiger Gattin ihr zur Lehre dienende Beispiel, welche jetzt anfangen, ihre Früchte zu tragen.

Auch Peter der Große war heimgekehrt von seinen Kriegszügen in fernen Landen, um während des Winters im Kreml auszuruhen von den ausgestandenen Mühseligkeiten, und neue Pläne für die Zukunft zu machen. Ueberhaupt pflegte der Kaiser die Zeit des Winters, die bei der Strenge des russischen Klimas den kriegerischen Bewegungen ein Ziel steckte, dazu zu benutzen, den starkköpfigen alten Adel durch Feste, wie sie im übrigen gebildeten Europa gebräuchlich waren, für höhere Gesittung empfänglich zu machen. Die ersten der Bojaren, die mit glattrasierten Gesichtern und in einer Kleidung erschienen, wie sie im gebildeten Deutschland Sitte waren, wurden mit Rang und hoher Stellung in seiner nächsten Umgebung bedacht, wogegen er Diejenigen mit tödtlichem Hasse verfolgte, welche sich hartnäckig weigerten, die langen, schmutzigen Bärte abzulegen, oder die langen, pelzverbrämten Kasan's und die Zuchtenstiefel, die Peter, der sonst eben nicht sehr verwöhnt war, wegen ihres Geruches unleidlich waren.

Wie vor alter Zeit im Morgenlande, so herrschte damals noch in Rußland der Brauch, daß die Rückkehr des Familienhauptes nach längerer Abwesenheit durch ein Gastmahl gefeiert wurde. Schermetow's hohe Stellung verlangte, daß das Fest ein recht glänzendes sei, und er beeilte sich um so mehr, der guten alten Sitte nachzukommen, da er die Gelegenheit benutzen wollte, vor dem Beginn der Mahlzeit von den lange nicht gesehenen Freunden und Bekannten, die in der Hauptstadt herrschende Stimmung, die Namen der noch vorhandenen Anhänger der von Peter verbannten Kaiserin Eudoria und die Maßregeln zu erfahren, die von den Freunden des Kaisers gegen die zu dessen Untergange sich Verschworenen getroffen waren. Es war der Zeitpunkt eingetreten, wo man durch feste Anhänglichkeit an den Kaiser zu den höchsten Würden, und durch den gewonnenen Einfluß zum höchsten Reichthum gelangen konnte. Das Streben, wie es bis zum heutigen Tage noch die russischen Großen bei ihren Unternehmungen anspornt, schreibt sich aus jener Zeit her.

An dem zum Feste anberaumten Tage fuhren die Fürsten Menzikoff und Galizin, der Großadmiral Apraxin, die Generale Butenief, Woronzow und noch einige andere Herren aus der nächsten Umgebung des Monarchen, sowie die

Geheimschreiber der beiden Ersten, in prächtig geschmückten Schlitten, die nach damaliger Sitte wie Bären, Löwen, Hirsche und andere Thiere der Wildniß geformt waren, von einem zahlreichen glänzenden Dienertrosse umgeben, in langer Reihe vor Schermetow's Ballaste an. Der Feldmarschall selbst empfing die Gäste am Fuße der Treppe und führte sie über einen langen mit kostbaren Teppichen belegten Vorfaal, in dem die Dienerschaft des Hausherrn sich ehrfurchtsvoll vor den Ankommenden fast bis zur Erde beugte. Geräuschlos wie die Schritte der ankommenden Gäste öffneten sich die Flügelthüren des am äußersten Ende des langen Saales liegenden Arbeitszimmers des Feldmarschalls, und schloß sie sich eben so geheimnißvoll in Folge eines unsichtbaren Druckwerkes, sobald der letzte der Herren eingetreten war.

Nicht Alles von dem, was sie darin verhandelten, ist zur Kenntniß der Welt gekommen; doch Wichtiges war jedenfalls darunter, wie die Welt es bald nachher in Peters neuen Unternehmungen gewahr wurde.

Es war spät geworden, als die Gäste in den glänzend erleuchteten Saal eintraten, dessen Ausschmückung gleich den goldenen und silbernen Gefäßen, mit denen die Credenztiße im Ueberflus prangten, von dem Reichthum und dem Geschmack des Festgebers Zeugniß gaben. Zahllose krystallene Kronleuchter, deren Strahlen sich in einer Reihe hoher Spiegel brachen, verbreiteten einen Glanz, das es anfänglich schwer hielt, die stattliche Hausfrau zu erkennen, die sich von einem mit Goldstoff bedeckten Lehnstuhl erhoben hatte, um die Eintretenden zu begrüßen. Diese nahmen ihre Plätze, nachdem ihnen zuvor, nach altrussischer Weise, Salz und Brod als Zeichen der Gastfreundschaft gereicht war, und sprachen dann nach Landes Sitte zwanglos den aufgetragenen Gerichten zu, die von Caviar, Sardellen und Lachs, und der unentbehrlichen Sauerkrautsuppe, womit der Anfang gemacht wurde, bis zu Braten, Pasteten und köstlichem Confect, das mit den seltensten Südfrüchten aus der Krim den Beschluß machte, im fortwährenden Wechsel die Tafel bedeckten. Bald kreisten munter die Becher von goldenem Klange, und die Herren, die eben mit tiefem Ernst in einer mehrstündigen Berathung des Kaisers und des Vaterlandes Wohl, das eigene dabei nicht ver-gessend, verhandelt hatten, überließen sich jetzt an der Tafel der allerfröhlichsten Laune bis tief in die Nacht hinein.

Da gab, wahrscheinlich durch die zunehmende Heiterkeit dazu veranlaßt, die hohe Frau vom Hause mit einem vor ihr stehenden silbernen Glöckchen ein Zeichen, worauf Martha kaum hörbar aus einem nahen Cabinet, tief erröthend bei dem Anblick der vielen besternten Herren, von denen ihr nur der Feldmarschall bekannt war, neben den Lehnstuhl ihrer Gebieterin trat. Diese erhob sich und verließ unter einer leichten Verbeugung gegen die lustigen Gäste am Arme ihrer schönen Gesellschafterin mit etwas beschleunigtem Schritt den Saal. Die heiteren Tischgenossen hatten, nach russischer Art, zu oft und zu tief in die Gläser gesehen, außerdem waren hübsche leibeigene Dienerinnen, mit denen die hohen russischen Herrschaften, wie damals, auch jetzt noch Staat machten, etwas zu Gewöhnliches für sie, als daß sie Marthas Schönheit besondere Aufmerksamkeit hätten schenken können; unbeachtet ging die schöne Erscheinung an ihnen vorüber.

Mitternacht war vorüber, als Fürst Menzikoff, zum Aufbruch mahnend, noch einmal den vollen Pokal erhob, um ihn, wie zu Beginn des Mahles, so auch zum Schluß auf das Wohl des Kaisers zu leeren. Laut klangen die Gläser und ein „Hoch auf den Kaiser!“ erfüllte dreimal den Saal. Da öffnete sich geräuschlos an dessen äußerstem Ende eine Thür, und zu nicht geringer Bestürzung der fröhlichen Zecher stand der eben Gefeierte, Peter der Große in eigener Person, auf seinen schweren Krüdstock gestützt, auf der Schwelle.

„Seht da, wie munter die Herren sind, noch in später Nacht!“ tönte, statt des schnell verhallenden Klanges der Becher, des Monarchen sonore Stimme durch den Saal. „Während ihr euch hier bei dem Feldmarschall laßt wohl sein,

habe ich einsam in stürmischer Nacht einen Umgang gehalten, um in der Stadt nach dem Rechte zu sehen.“

Indessen hatte sich Peter der Tafel genähert, wo die Herren sich bei der bekannsten gefürchteten Stimme pfeilschnell erhoben, und gerade, wie die Probratschenyschen neuen Grenadiere, vor ihren Stühlen wie vor einem Schilderhause paradirten.

„Laßt euch nicht stören in der Freude“, fuhr Peter fort, der heute in besonders guter Laune schien — während er, sich nichts vergebend, auf den Staatsessel niederließ, den die Hausfrau nicht lange zuvor verlassen hatte. — „Schenk mir den Römer voll, Schermetow, ich will vergessen, daß dir heute der Kaiser nicht gut genug war an deinem Tische. Stoßt Alle mit an, ich bringe Euch Erfüllung der guten Wünsche für mich und das Reich, — denn damit Ihr wißt, daß Peter oft mehr weiß wie seine Diener — was Euch hier heute versammelt, habe ich gestern schon gewußt.“

Peter, welcher den schönen alterthümlichen Pokal, den der Feldmarschall bis zum Rande gefüllt hatte, auf einen Zug langsam geleert, erhob sich. Sein scharfer Blick überflog noch einmal die Tafel, als wolle er sich überzeugen, daß die Anwesenden sämmtlich zu seinen Freunden gehörten. Dann schob er die Pelzmüge auf dem Kopfe zurecht, und, zum Fürsten Menzikoff gewendet, der hinter des Kaisers Sessel getreten war: „Iwanowich, geleite mich zum Kreml, ich habe mit dir noch über mein Petersburg ein Wort zu reden; du wirst schon in den nächsten Tagen deine Rundreise an den Ostseeküsten antreten“, verließ er den Speisesaal.

Des Kaisers Entfernung war auch für die übrigen Gäste das Zeichen, sich zurückzuziehen. Kaum war das Geläute der abfahrenden Schlitten verhallt, als die am Portale des Ballastes brennenden Beckspfanzen erloschen. Der Glanz der bisher so hell erleuchteten Fensterreihen verschwand, und in dunkle Nacht gehüllt, wie der ganze weite Spiridionplatz, lag das Haus, dessen glänzende Räume der Beherrscher eines Reiches, welches sich vom Eismere bis zum Pontus Eurinus hinabdehnte, zu Fuß, in unscheinbarer Kleidung, am Arme des einflussreichen Günstlings so eben verlassen hatte.

Menzikoff, der es sich nach seines Lehrherrn Lefort Beispiel, und bei der Leidenschaftlichkeit seines hohen Herrn, zur Aufgabe gestellt hatte, bei solchen Gelegenheiten mehr, als es die Gewohnheit seiner Freunde war, sich der Mäßigkeit zu befeihigen, war der einzige der Tischgesellschaft an jenem Abend gewesen, dem Marthas große Schönheit nicht entgangen war. Durch seine einzige Tochter, Anna, die sein Augapfel war, wurde er über Marthas früheres Leben, und wie sie in das Haus des Feldmarschalls gekommen, unterrichtet.

„O mein Vater“ — rief die liebliche Anna — „sie ist nicht allein ein Engel an Schönheit, sie ist auch gut wie ein Engel, und hat viel bessere Kenntnisse als ich. Iwanowa Schermetow liebt sie als ihre Tochter; mein bester Papa, hätte doch deine Anna solch eine Schwester.“

Das von seinem Lieblingskinde Gehörte war für Menzikoff hinreichend, einen großen Plan darauf zu begründen, falls Martha, wie Anna ihm erzählt hatte, in gleicher Weise mit Geist als mit Schönheit begabt war; und Fürst Menzikoff war der Mann, einen Entwurf zur Reise zu bringen, wenn er einmal von ihm mit ganzer Kraft erfaßt war.

Es war einige Tage nach der zwischen ihm und seiner Tochter stattgefundenen Unterredung, als er unangemeldet bei Schermetow eintrat. Kaum hatte er nach der ersten Begrüßung seinen Platz eingenommen, als er unter einem leichten Lächeln den Feldmarschall anredete: „Seit wann bist du so geheimnißvoll gegen mich geworden, der ich dir stets mein geheimstes Innere offenbarte?“

Schermetow wußte bei dieser Anrede erstaunt die Worte des Fürsten nicht zu deuten, bis dieser näher mit der Sprache herausrückte. Da konnte er denn

nicht wußte, alles, was Anna Menzifoff zum Lobe Marthas erzählt hatte, mit kurzen Worten zu bestätigen.

Dem berechnenden Menzifoff aber wollte dies Alles noch nicht genügen, bis er aus einer im Zimmer der Feldmarschallin mit Martha gehaltenen Unterredung sich völlig überzeugt hatte, daß in dem schönen Körper des Lithauer Landmädchens eine große Seele den Wohnsitz genommen.

Sobald er mit Schermetow in dessen Arbeitszimmer zurückgekehrt war, nahm er nicht länger Anstand, den Freund mit dem Plane bekannt zu machen, den er wegen der Zukunft seines schönen Schütlings entworfen hatte.

Im weiten Rußland, wo das höchste Glück fast überall nur in den höchsten Ehrenstellen und im maaslosen Reichthum gesucht wird, lernen die Menschen leichter wie anderswo, die Gefühle des Herzens beschwichtigen. So geschah es, daß auch der Feldmarschall Schermetow, bei der Liebe und Achtung, die er für Martha hegte, zwar nicht ohne einiges Zögern, aber in der Voraussicht, noch höhere Stellung als die bisherige zu erlangen, auf Menzifoffs Pläne einging. Auch seine Gemahlin mußte sich fügen, so schwer ihr die Trennung von der wurde, die sie gleich einer Tochter lieb gewonnen hatte. Das Glück ihres Gemahles lag ihr zu sehr am Herzen, als daß sie es gewagt hätte, dem allmächtigen Günstlinge entgegenzutreten, der mit dem Schicksale des Höchsten im Reiche mitunter spielte, wie mit dem von leibeigenen Sklaven. Martha verließ unter heißen Thränen das Haus des Feldmarschalls, wo sie bisher als Kind geliebt ward, um in den Palaß des Fürsten Menzifoff überzugehen, wo sie mit lebhafter Freude von dessen lieblicher Tochter Anna als Schwester begrüßt wurde.

Als Menzifoff von seiner Reise nach Peterssburg, nach längerer Abwesenheit nach Moskau zurückkehrte, fand er die von Marthas geistigen Fähigkeiten gehegten Erwartungen übertroffen. Als er eines Tages dem Unterricht beiwohnte, den sie mit seiner Tochter theilte, mußte er anerkennen, daß sie fast in allen Lehrgegenständen seiner Anna überlegen war. So wenig übrigens diese Bemerkung dem Stolze des hohen Herrn bei seiner Vaterliebe schmeichelte, so diente sie doch dazu, die Ausführung seines Planes zu beschleunigen. Es war ihm nicht unbekannt geblieben, daß Peter in dieser Zeit oft viele Stunden in tiefe Träumerei versunken die hohen Prunkzimmer des alten Czarenpalastes durchwanderte. Der Geheimerath des Kaisers mußte recht gut, daß es nicht Pläne über Krieg und Frieden waren, die den Monarchen in der Gegenwart beschäftigten. Der Menschenkenner Menzifoff hatte, während er Peter auf den letzten Reisen begleitete, den Zielpunkt seiner unruhigen Sehnsucht wohl erkannt. Es war eine im Innern des Kaisers entstandene Regung, die ihn mehr und mehr beunruhigte, je länger die Ruhe der Waffen anhält. Es war ein Frauenherz, was dem kaiserlichen Herzen fehlte. Zur Ausfüllung dieser Lücke hatte er Martha, die an Geist und Körper gleich hochbegabte junge Schwedenfrau ausersehen.

Bei aller Härte, bei einem maaslosen Ehrgeiz, der ihn oft das Heiligste vergessen machte, wo es die Erreichung seiner hochfliegenden Entwürfe galt, war Fürst Menzifoff ein zärtlich liebender Vater, dem das Glück seiner Tochter Anna über Alles ging. Er wußte, daß ihr Herz sie hinzog zu ihrem Jugendgespielen, dem jungen Fürsten Galizin, den er selbst wegen seiner vortrefflichen Eigenschaften gleich einem Sohne liebte. In ihrer dereinstigen Verbindung das Glück und die Ruhe seiner alten Tage zu finden, war des Fürsten sehnlichster Wunsch. — Menzifoff zitterte bei dem Gedanken, daß es dem Czar bei Annas nicht lange mehr zu verschiebendem Auftreten in der großen Welt in einer despotischen Laune gefallen könne, seinem Lieblingskinde, das er bisher wie sein Auge gehütet, von Liebe zu reden, in einer Art, wie er es wohl früher gegen die Tochter seiner Diener gethan. Um der ihn fortwährend quälenden Angst um seine geliebte Anna überhoben zu sein, um, bevor noch Anna der Kindheit völlig entwachsen, des Czaren Reizung zu fesseln, hatte er Schermetows reizende Dienerin Martha ausersehen. Ob er seine Pläne geändert haben würde, wenn er eine

Ahnung von der glänzenden Zukunft gehabt, die der schönen schwedischen Gefangenen bevorstand. Wer konnte es sagen, ohne einen Blick in das so Vieles verbergende Innere des verschlossenen Mannes gethan zu haben! —

Es war nichts Ungewöhnliches, daß Peter den Fürsten ohne alle Umstände in dessen Hause besuchte. Dann erschien er im einfachen Anzuge eines Staats-offiziers. Kein äußeres Abzeichen deutete auf den hohen Rang des Besuchers. Bei einer solchen Gelegenheit sollte der Kaiser Martha zum ersten Male sehen.

Als Peter eines Tages wieder ohne vorhergegangene Anzeige in Menzikoffs Arbeitszimmer eingetreten war, nahm er nach gewohnter Weise seinen Sitz in einem der hohen Bogenfenster, von wo er den Spiridionplatz und Alles, was darauf vorging, übersehen konnte. Etwas später erschien Martha, um sich unter leichtem Errothen und mit sittigem Anstande des ihr gewordenen Auftrags zu entledigen, dem ihr unbekanntem Gaste einige Süßfrüchte zu überreichen. Peter war im Begriff, eine der Früchte, die er besonders liebte, von der goldenen Schale zu nehmen, als sein Blick sich plötzlich von den zarten weißen Händen zu den edeln Zügen der schönen Frau erhob. Lange Zeit verweilte er auf der hohen tabellosen Gestalt; es war, als könne sein Auge sich nicht von dem vor ihm stehenden schönen Menschenbilde trennen. Die bis dahin in ernste Falten gezogene Stirn des Kaisers glättete sich, sein Feuerblick wurde mild, als er über die wegen Namen und Herkunft an Martha gerichtete Frage, die bescheidene Antwort in einem Tone vernahm, der ihm wie Musik zum Herzen drang. Doch eben so schnell hatte Peter, eingedenk seiner kaiserlichen Würde, sich auch wieder gefaßt. Unter einem freundlichen Dank gab er Martha das Zeichen der Entlassung.

Der Kaiser, augenscheinlich überrascht von Marthas lieblicher Erscheinung, schied bald, ohne eine besondere Frage über ihre weitern Verhältnisse an Menzikoff zu richten. Aber kaum waren einige Stunden verflossen, als dieser in den Kreml zum hohen Gebieter befohlen wurde.

„Wer ist das schöne Weib, Michalow, das ich heute bei dir gesehen?“ so lautete des Kaisers an Menzikoff so hastig gerichtete Frage, als könne er nicht schnell genug eine genügende Antwort darauf erhalten.

Nachdem er aufmerksam der Erzählung des Fürsten gehorcht, rief er mit glühenden Wangen: „Schön ist sie, bei meinem Schutzheligen; ich habe sie in meinem weiten Reiche noch nicht schöner gesehen, auch nicht in Deutschland und in Holland, wo an schönen Gesichtern Ueberfluß ist. Aber hat sie Geist Michalow, Verstand wie ich ihn von der Frau erwarte, die ich in meine nächste Umgebung zu ziehen beschloß? Wird sie ein Herz für mich haben? Du weißt Michalow, ich bin rauh und hart, zu Zeiten grausam, wenn die Sicherstellung meines Thrones mich dazu zwingt, und — nun, du weißt es, mein Vertrauter — setzte er nicht ohne Bewegung hinzu, weil es mir von jeher an einem wahrhaft liebenden weiblichen Herzen gefehlt hat. Euboria, die verbannte Kaiserin, hat nie ein Herz für mich gehabt; sie ist eine ränkevolle Frau, aller sanften Gefühle baar, die einem Weibe zur Zierde gereichen.“

Menzikoff gab dem Kaiser vorläufig hinlänglich beruhigende Auskunft und es wurde festgesetzt, daß er auch ferner unter der Maske eines einfachen Offiziers bei Menzikoff vorsprechen wolle, um ein Urtheil über den Gegenstand der bei ihm aufkeimenden Neigung zu gewinnen.

Peter erschien von jetzt an häufig als Hausfreund in Menzikoffs gewöhnlichem Familienzimmer und Martha, der die Formen des höheren Lebens nicht mehr fremd waren, ging in ihrer Unbefangenheit fast leichter noch wie Anna Menzikoff in die angeknüpften Unterhaltungen ein. Bei jedem Wiederkommen war die an sich harte Stimme des Kaisers merklich weicher geworden und Menzikoff und Anna mußten zugeben, daß sein Lächeln noch nie gewinnender gewesen als in dieser Zeit. — Eines Tages gab Peter Menzikoff beim Weggehen den Befehl am nächsten Morgen mit Martha in seinem Cabinet zu erscheinen.

Martha, obgleich nicht furchtsam, konnte sich eines leisen Zitterns nicht wehren, als er derselben den vorgeblich durch einen kaiserlichen Boten schriftlich erhaltenen Befehl des Monarchen mittheilte. Ein Frösteln überkam sie, als sie am folgenden Tage an der Hand des Fürsten, die zu den inneren kaiserlichen Gemächern führenden Säle durchschritt, wo die an jeder Thür aufgestellten Wachen die dem gefürchteten Günstling gebührenden Ehrenbezeugungen machten. Endlich war das kaiserliche Cabinet erreicht, dessen hohe Flügelthüren von zwei wachhaltenden Heibuden geöffnet wurden. Die schweren Burpursammetvorhänge, welche das Innere des Cabinets noch verbargen, wichen zurück, und mitten im Zimmer stand Peter in seiner hochaufgerichteten Gestalt im höchsten Schmuck der kaiserlichen Würde.

Mit einem leichten Kopfnicken erwiderte er die tiefe, ehrfurchtsvolle Bezeugung des Fürsten; mit freundlichem, Vertrauen einflößendem Lächeln erhob er Martha, die unter einem leisen Ausruf des Schreckens zu des Monarchen Füßen niedergesunken war.

„Ach ich sehe, du erkennst den Freund aus Menzjoff's Hause, dem deine heitere Unterhaltung manche heitere Stunden gemacht? — sagte er freundlich eine ihrer Hände nehmend.

„O, großer Kaiser und Herr! wollet in Gnaden die in meiner damaligen Unkenntniß Eurer erhabenen Person verletzte Ehrfurcht in Gnaden verzeihen!“

„Laß gut sein, liebes Kind!“ entgegnete Peter mit seinem freundlichsten Lächeln — du hast nicht geschmeichelt und nicht geheuchelt; wie es immer und überall sein sollte im Leben. Aber, setzte er mit einem Seitenblick auf Menzjoff hinzu — Fürsten hören selten die Wahrheit, wie du sie gesprochen, und wenn sie klug wären, sollten sie nur die Hälfte davon, wenn nicht das ganze Gegentheil für wahr halten, was die Höflinge und Schmeichler sie glauben machen wollen.“

Der Fürst, der des Kaisers Blick gar wohl verstanden hatte, wagte einen Schritt näher tretend, in bescheidener Haltung, aber mit fester Stimme auf des Kaisers Bemerkung zu erwidern: „Ew. Kaiserliche Majestät werden doch Ausnahmen zulassen! denn woher sollte ich sonst ferner den Muth haben, als der erste in Allerhöchst Ihrem kaiserlichen Rathe zu sitzen?“

„Laß gut sein, Petrowich! Ich wollte dich nur aufmerksam machen, mir auch ferner die mir bisher bewiesene Treue zu bewahren.“ Mit diesen Worten, das scheinbar gereizte Ehrgefühl seines Günstlings beschwichtigend, wandte er sich wieder zu Martha, die vor seinem Freude strahlenden Auge erröthend den Blick zu Boden senkte.

„Könntest du mich lieben, schöne Frau, täglich hier im Palaß um mich sein, um mich, nach der erfüllten schweren Kaiserpflcht, durch deine schönen Worte zu beglücken? Vergebens habe ich mich seit Jahren nach einem dir ähnlichen Wesen umgesehen. — Du bist es, die mir gefehlt hat, — fuhr Peter nach einer kleinen, aber bedeutungsvollen Pause fort, während Martha dem wohlwollend auf ihr ruhenden Blick ausweichend, das schöne Haupt tiefer gesenkt hatte. — „Du sollst deine Wohnung hinfort im Kaiserpalaste haben, wie eine Fürstin bedient werden, und wenn nicht vor der Welt, doch in meinem Herzen Kaiserin sein! Sprich Martha, gib Antwort, nicht als stündest du vor dem Herrscher von Rußland, sondern als sprächst du zu deinem besten Freunde.“ —

Als Peter ihre Antwort erwartend geendigt hatte, erhob Martha das Haupt, richtete sich würdevoll auf und das Auge fest auf den Kaiser richtend entgegnete sie mit bescheidener, aber fester Stimme: „Ich liebte und verehrte Euch längst, hoher Kaiser und Herr, auf den die ganze Welt mit Erstaunen und Bewunderung blickt, weil Euer starker Arm stets muthvoll vollbringt, was Euer großer Geist für das Wohl Eurer Völker erfunden. Aber allzugroß war schon das Glück, das ich bisher in den Familien meiner Wohlthäter in Moskau genoss. Tief fühle ich in diesem Augenblick, was ich in der niedrigen Stellung gewagt habe, als ich bei Ew. Majestät Schilderungen von Land und Leuten fragte,

wo ich den schönen Erzählungen nicht zu folgen vermochte und Antworten gab, uneingedenk der einer niedrigen Magd zukommenden Demuth. Mein hoher Herr und Kaiser will jetzt den damals an mir vielleicht mißfällig wahrgenommenen Dünkel strafen; denn anders vermag ich Eure kaiserlichen Worte nicht zu deuten. Die Strafe ist gerecht. Verzeiht, Herr, der Magd, daß sie es gewagt hat, sich der Beachtung des Offiziers nicht unwerth zu halten, der jetzt als Herr und Kaiser vor ihr steht!"

Nicht ohne Unruhe bemerkte Menzifoff wie bei diesen Worten auf Peters Stirne die rothe Linie anfing sichtbar zu werden, welche jedesmal einem ausbrechenden Zornstürme bei ihm voranging. Doch blieb es bei dem rothen Zeichen; der Kaiser that sich sichtbar Gewalt an, die in seinem Innern beginnende Gährung der Leidenschaften zu bewältigen.

Ruhig aber im ersten Tone entgegnete er auf die von der schönen Frau vielleicht nicht erwartete Antwort: „Ich könnte dir jetzt bei meiner Ungnade befehlen, von diesem Augenblick an im Kreml zu verbleiben; aber sieh', weil ich dich liebe, gestatte ich dir Bedenkzeit einen Entschluß zu fassen; wie lange du es verschieben willst, mit Peter von Rußland Leid und Freud zu theilen für die Zeit seines Lebens.

Als sich der Kaiser dann zu Martha neigte, um ihre Stirn zu küssen, begegneten sich Beider Blicke; aus Peter des Großen Auge strahlte die Hoffnung. Was das Innere der schönen Frau bewegte, zeigte ihre geknickte Gestalt. Das sonst so glänzende Auge war von Thränen umflort, bleich, schwankend, verließ sie, vom Fürsten unterstützt, des Czaaren für sie so verhängnißvoll gewordenen Cabinet.

Die Untersuchung einer Verschwörung, die des Kaisers eigene Schwester Sophie gegen das Leben des ihr wegen seiner Neuerungen verhassten Bruders angezettelt hatte, nahm bald nach diesem Ereigniß Peters Gedanken so gänzlich in Anspruch, daß die schöne Liefländerin aus seiner Erinnerung verdrängt schien. Dagegen vernahm diese mit Entsetzen die Todesgefahr, welche über dem Haupte des Mannes geschwebt hatte, der ihr ein Herz gezeigt, das von mehr als von einer vorübergehenden Liebe für sie erfüllt schien. Mit Schaudern aber hatte sie auch die fürchterlichen Strafen vernommen, welche die Räbelsführer erlitten, und wie der Czaar in seinem gerechten Zorn die Schwester zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt hatte, da dem bessern Gefühl in ihm es widerstrebt, die Hand mit dem Blute der Schwester zu beflecken, obgleich sie es gewesen, die nach seinem Leben die Hand ausgestreckt hatte. Peters Gemüth war zu sehr von den letzten schrecklichen Vorgängen erschüttert. In seinem neuen lieben Petersburg hoffte er die ihm verhaßt gewordene alte Hauptstadt Moskau zeitweilig zu vergessen. Dort waren dem nie ruhenden Manne unter Beaufsichtigung der Neubauten, die sich wie durch Zauber auf dem schwierigen Boden erhoben, durch die Anlage der Festung Cronburg, und in den Versuchen der unter seiner Leitung erbauten Kriegsschiffe, manche Monate wie im Fluge entteilt. Fast ein Jahr war vergangen, als die Sehnsucht nach Martha, deren Bild jetzt wieder in seiner ganzen Schönheit vor seine Seele getreten war, den Kaiser zur Rückkehr nach Moskau antrieb.

Die Zeit war indessen auch verfloßen, die er dem Lieblinge seines Herzens zum Ueberlegen seines Vorschlages gestattet hatte. Er kam darauf zurück bei der ersten Audienz, die er dem Fürsten Menzifoff gestattete: „Morgen die Antwort, Petrowich — ich will hoffen, daß deine Freundschaft zu mir nicht fruchtlos gewesen, daß es deinen Vorstellungen gelungen, deine Pflegebefohlene uns günstig zu stimmen," so lautete der Bescheid, mit dem der Kaiser den Fürsten entließ.

So war denn der schon lange von Martha gefürchtete Tag herbeigekommen. Sie hatte den schweren Kampf durchgekämpft und ihr Entschluß stand fest. Indessen erbat und erlangte sie vom Fürsten die Zustimmung, daß man in den nächsten vierundzwanzig Stunden sie in ihrem Zimmer sich selbst überlassen möge,

um die nöthige Kraft für die Stunde zu jammeln, in der sie sich bereit erklärte, dem Fürsten am folgenden Tage die entscheidende Antwort zu geben.

Menzikoff hatte soeben seinem hohen Gebieter Marthas Antwort mit ihren eigenen Worten, so wie es der Kaiser von ihm verlangt hatte, überbracht. „Saget dem Kaiser, meinem allergnädigsten Kaiser, daß ich zu Gott um Kraft gebetet, ihm das zu sein und noch mehr zu werden, was er mit seinen kaiserlichen Worten von mir gefordert — eine Trösterin, wenn er leidet, eine treue Freundin in alles Vorfällen seines Lebens, bereit, Rath zu geben, soweit ein schwaches Weib es vermag; aber keine Macht auf Erden soll mich bewegen, meinem Gatten, von dessen Leben oder Tod ich ohne Kenntniß bin, die ihm am Altare vor Gottes Angesicht gelobte Treue zu brechen.“

Unter einem Lächeln, das seinen inneren Gedanken — wie sich Alles schon fügen und finden würde, deutlich bezeichnete — hatte Peter den Beschluß der von ihm geliebten Frau vernommen. Sofort ertheilte er seinem anwesenden Hofmarschall, dem Fürsten Galizin, den Befehl, wegen der im Kreml für sie zu treffenden glänzenden häuslichen Einrichtung. Peter, der bis dahin ein Feind alles nutzlosen Prunkes war, fand nichts zu theuer, nichts gut genug, was irgend beitragen konnte, das Leben der Frau seines Herzens zu verschönern. „Ich will ihr den Himmel auf Erden bereiten“ — waren die Worte, mit denen er die Getreuen zum Ausrichten der ihnen ertheilten Befehle entließ. —

Kaum waren einige Monate seit Marthas Einzuge im Kreml vergangen, als man sich wie in den Palästen, so in den Hütten der Kaiserstadt von der Veränderung erzählte, die in Peters Gemüthsart vorgegangen sei. Der Kaiser war nicht mehr der eiserne Despot, der bei dem kleinsten, seiner Laune widersprechenden Vorfälle in einen Zorn ausbrach, der auch den Furchtlosesten beben machte, und an ein Todesurtheil gemahnte, das Peter in früherer Zeit wohl mit eigener Hand zu vollziehen, nach russischer Weise, nicht unter seiner kaiserlichen Würde gehalten hatte. Er war freundlich und sanft, viel zugänglicher geworden, kurz ein ganz anderer Mann wie er sonst war. Anfangs flüsterte man es sich nur leise zu, daß das Gute, was vom Kaiser ausging, das Werk der schönen sanften Frau sei, die jetzt in seiner Umgebung allen Andern voran, ihm am nächsten stand. Kaum war aber ein Jahr vergangen, als ganz Moskau es laut aussprach: daß die Frau, deren schönes Bild des Kaisers Inneres erfüllte, so wie ihm selbst, auch dem Reiche der Schutzgeist geworden.

Bald aber trat auch jene schwere Prüfungszeit ein, in der sich der eigentliche Werth dieser beiden großen Herzen vor den Augen der Welt bewähren sollte. — Peter wurde von einer schweren langwierigen Krankheit befallen. Die daraus hervorgehenden heftigen Schmerzen weckten die ihm angeborene Charakterwildheit in ihrer ganzen früheren Leidenschaftlichkeit wieder auf. In schäumender Wuth ließ er eines Tages vor Marthas Augen die Hinrichtung eines Herrn vom Hofe vollziehen, den er in Marthas Zimmer in eifrigem Gespräch mit dieser angetroffen hatte. — Als der Kaiser einige Tage später, nachdem sein Zorn verflüht war, von seinem Leibarzte das Wahre von der Sache erfuhr: daß der Arzt es gewesen, der den Kammerherrn des Dienstes mit der Bitte an die hohe Frau abgeschickt hätte, den allerhöchsten Herrn zum Einnehmen einer von ihm verabscheueten Arznei zu bewegen, von der die Heilung des Kranken abhinge, — da senkte Peter das Haupt. Er bedeckte mit beiden Händen die Augen, um den Umstehenden die Thränen zu verbergen, die die tiefe Reue und die strenge Mahnung des Gewissens über die im Zühorn begangene That ihm auspreßten. Er verbannte sich jetzt selbst wochenlang aus dem Angesicht der ihm so theueren und doch so schwer von ihm beleidigten Frau. Als diese endlich auf die Nachricht von des Kaisers Kummer zu ihm ging, bleich, abgehärmt, im grauen Gewande, wie es die frommen Nonnen im St. Spiridionklosters zu tragen pflegten, da erklärte er, ohne ihre Gegenwart nicht leben zu können, und legte einen feierlichen Eid ab, seinen Zühorn zu bändigen und nie im Leben wieder in Leidenschaft

ein Todesurtheil bestätigen zu wollen. Und — von diesem Tage wurde es Peters Aufgabe, Recht und Gerechtigkeit walten zu lassen im Lande und im Besitz des Welkenbeherrschers über die ihm anvertrauten Leute zu regieren.

Ohne Erfolg hatte der Kaiser von einem Jahre zum andern Martha, als höchsten Beweis seiner Liebe, mit seiner Hand die höchste Würde, die eine Frau erlangen kann, den Titel einer Kaiserin angeboten. Vergebens hatten die Fürsten Menzikoff und Galizin, der Feldmarschall Schermetow, Aprarin, der Großadmiral, und andere Große des Landes Martha sichtlich gebeten, unter Berücksichtigung des Grames, von dem der Kaiser wegen der Verweigerung ihrer Hand verzehrt würde, zu einer Vermählung mit Peter ihre Einwilligung zu geben.

„Meine treueste Freundschaft bleibt ewig dem Kaiser, den ich verehere bis in den Tod, aber Arel Fersen gehört meine Hand, ihm darf ich die Treue nicht brechen, Herr Fürst!“ so hatte sie zu Menzikoff gesprochen, als er sich vor seiner Abreise nach dem Süden bei ihr verabschiedend, mit ergreifenden Worten die Erfüllung des kaiserlichen Wunsches nicht länger zu verzögern bat.

Menzikoff schien für Marthas Worte die richtige Deutung gefunden zu haben. Obgleich er die letzten Befehle des Monarchen bereits entgegengenommen, trat er unangemeldet in der letzten Stunde vor seiner Abreise in das Cabinet seines Herrn.

Voll Bewunderung, fast streng blickte dieser den Günstling an, den er schon viele Werste über Moskau hinauswählte.

„Majestät!“ nahm dieser auf Peters fragende Miene das Wort. — „Ich würde es nach der Abschiedsaudienz nicht gewagt haben, noch einmal vor Eurer erhabenen Person zu erscheinen, wenn nicht die Sorge um das Wohl meines Herrn und Kaisers mir noch höhere Pflichten auferlegte, als die, welche Ihr von mir jetzt als commandirender General erwartet.“

„Laß gut sein, Batrowich! was soll die lange Rede? Komm endlich zum Zweck deines so unerwarteten Erscheinens! — entgegnete der Kaiser, seinen durchbringenden Blick auf den Fürsten gerichtet.

„Ich hoffe Euch jetzt mit größerer Hoffnung Eures liebenden Herzen baldige Befriedigung zu bringen“ — setzte Menzikoff seine Rede fort. — „Ein Frauenherz, beliebte Ew. Majestät erst kürzlich zu sagen, ist tiefer zu ergründen als die Pläne meiner Feinde. Ja, hoher Herr, mit denen seid Ihr immer noch fertig geworden. Aber ich glaube, mein Kaiser hatte dabei das Herz im Auge, dessen Ueberwindung schwieriger zu werden scheint, als alle Welt es erwarten konnte. Eure schöne Freundin, ein wahres Wunder von Seelengröße und Tugend, glaubt's mir erhabener Herr, hat manchen schweren Kampf gekämpft in letzter Zeit, schwerer noch als Ew. Majestät ihn bestanden, und als Sieger, hoch von mir bewundert, ist sie auch heute wieder daraus hervorgegangen. Welch' eine andere Frau würde der verlockenden Aussicht auf einen Thron, wie Ihr ihn der armen verlassenen Martha seit Jahren geboten, widerstanden haben? Eben in ihrer Treue für den verschollenen Gatten liegt die Bürgschaft für den hohen Werth ihrer Seele, aber auch das andauernde Hinderniß für die Erfüllung Allerhöchst Eurer Wünsche. Müde es Ew. Majestät gefallen, noch heute Boten auszusenden in alle Lagerplätze der Schweden. Es kommt Alles darauf an, entweder die Bestätigung von des schwedischen Wachtmeisters muthmaßlichem Tode, oder seine Entfagung zu erlangen, die er bei der Aussicht auf die große Zukunft seiner Gattin nicht verweigern wird, wenn er sie je wahrhaft geliebt hat. — Er wäre ein Barbar, wollte er darauf bestehen ein Hinderniß zu bleiben.“ —

„Was du da sagst, mein Getreuer!“ entgegnete Peter mit wohlwollendem Lächeln, „habe ich in diesen Tagen nach einer Unterredung mit Martha auch schon bedacht; es scheint der einzige Weg, mich zum langersehnten Ziele zu führen. Zuvor aber laß und noch den Zug nach Pultawa machen, wo mein Bruder Carl auf günstige Gelegenheit wartet, mich in Moskau zu überfallen. Wer weiß, ob's mir nicht vom Schicksale vergönnt ist, dort zwei Siege statt einen zu er-

ringen; den einen über den Schwedenkönig, den andern über ein Herz, ohne dessen Besitz ich nicht länger leben kann. — Sorge, weil du einmal noch hier bist, für hinlänglich bequemes Fuhrwerk. Martha, die treue Seele, will mich auch diesmal nicht ohne ihre Begleitung den Fährlichkeiten des Kriegszuges ausgesetzt wissen, und es freut mich, daraus wahrnehmen zu können, daß ich doch nicht ohne allen Werth für sie bin. —

Fürst Menzikoff verließ das Cabinet, in dem Peter noch einige Zeit auf und nieder schritt, dann wie über etwas nachsinnend, unterbrach er plötzlich seine Wanderung, und einige Minuten später befahl er einem der im Vorzimmer harrenden Diener, der Hausfrau — wie Martha am liebsten von ihm genannt wurde — seinen Besuch zu melden.

Ehrfurchtsvoll wie immer, trat Martha ihm auf der Schwelle des Zimmers entgegen, das zwar sehr behaglich, aber nach ihrem Wunsche ohne allen entbehrlichen Luxus eingerichtet war, um die Befehle des Kaisers zu vernehmen.

„Für dich, Geliebte, hat der Kaiser von Rußland keine Befehle“ — sagte Peter mit der sanftesten Stimme, deren er mächtig war — „er kommt dich zu bitten,“ — dabei nahm er eine ihrer Hände in die seinige — „daß du über der Sorge um ihn dich selbst nicht vergißt. Es ist dein Wunsch mich noch einmal hinaus in den Krieg zu begleiten, meine Sorge zu der Deinigen zu machen, wie der gemeinste Soldat, vor dem ich im Felde nichts voraus habe, jede Beschwerlichkeit zu theilen. Deinen Helbengeist ehrend, sei dir die Bitte gewährt. Setz vernimm aber auch meine Bitte — nichts zu verschmähen, was wenigstens die Bequemlichkeit der Reise betrifft. Ich habe Galzin, der uns begleitet, deshalb die gemessensten Befehle gegeben, und du würdest mich betrüben, wolltest du nicht annehmen, was meine Sorge um dich, mein theures Leben, erfonnen.“

Als Peter geendet, entgegnete Martha von so viel Güte bewegt: „Nehmt meinen Dank, hoher Herr, für diesen neuen Beweis der für mich gehegten Sorgfalt; wollt aber nicht glauben, daß der langjährige Aufenthalt in der kaiserlichen Wohnung mich so verwöhnt, daß ich nicht, eingedenk der früheren Einfachheit, der wenigen Bedürfnisse, die ich in meinem Vaterlande hatte, mit dem allgeringsten Maaße von Bequemlichkeit zufrieden bin. Tragt nur Sorge für Euch selbst, mein kaiserlicher Freund, für ein Leben, das wie mir, dem Wohle Eurer vielen Millionen Unterthanen unentbehrlich ist.“

„Meine Kaiserspflcht“ — sprach Peter erfreut über Marthas letzte Worte, — „nimmt heute meine ganze Zeit in Anspruch. Ich habe für die Ruhe von Moskau und für das Gedeihen meiner künftigen herrlichblühenden Residenz Sorge zu tragen. Hier und in Petersburg will's strenge Aufsicht für die Zeit unserer Abwesenheit. Hier aber wird man dich noch mehr als den Kaiser vermiffen. Doch auch für deine armen Schützlinge ist gesorgt; müssen sie auch die Worte des Trostes, die dein Mund so rührend zu sprechen weiß, eine Zeit lang entbehren, — so habe ich die Mittel zu ihrer Unterstützung um so reichlicher angewiesen. Gott schütze dich, bis Morgen! Möge er dich durch einen sanften Schlaf stärken für den vielleicht etwas beschwerlichen Anfang der Reise! Bei diesen, von Peter mit so großer Milde ausgesprochenen Worten, daß Martha sich zum ersten Male wunderbar davon ergriffen fühlte, küßte sie der Kaiser auf die Stirn, strich nach seiner Gewohnheit mit sanfter Hand über das goldene Lockenhaupt und kehrte in sein Arbeitskabinet zurück. Dort harrten bereits sämtliche Großwürdenträger des Reiches, um die für die Abwesenheit des Kaisers nöthigen Verhaltungsbeehle zu empfangen.

Als am nächsten Morgen die ersten Sonnenstrahlen das hohe goldene Kreuz auf der Kuppel der Zwanzkirche beleuchteten, flog ein leichtes Fuhrwerk mit vier stattlichen Kennern bespannt auf der Straße nach dem Süden dahin. Es war der Wagen, der Peter und Martha, dem übrigen kaiserlichen Gefolge weit voran, der Festung Pultawa entgegen trug, wo Beider Schicksal sich in so wunderbarer Weise erfüllen sollte.

In einem festen Lager vor Bultawa lag Carl XII., der hartköpfige Schwedenkönig, ungeduldig die Ankunft seines Generals Löwenhaupt erwartend. Dieser aber konnte beim besten Willen nur in langsamen Tagemärschen auf den grundlosen Wegen der menschenleeren Steppen heranrücken. Hastig befahl der König ein Pferd, als ihm das Herannahen der Vorhut des langersehnten Truppen-corps gemeldet wurde. Aber Wolken des Unmuths überflogen seine Stirne, als er die halbverhungerten Reste von Löwenhaupt's Truppen erblickte, die von 16000 auf 8000 Mann auf dem grauenvollen Zuge durch die Wüste zusammengesmolzen waren.

„General, Ihr habt auf dem Marsch ein böses Stück Arbeit gehabt, wie es scheint, rief Carl mit feuersprühenden Blicken; doch soll's mich nicht abhalten den einmal gefassten Plan durchzusetzen.“ — Dieser war kein geringerer, als trotz aller Abmahnungen seines weisen, ruhigen Geheimraths Pieper, sich durch die Einnahme der Festung Bultawa der dahinter liegenden Engpässe zu bemächtigen und geraden Weges in der Art, wie es später der große Frankenkaiser zu seinem Unheil unternahm, auf Moskau zu marschiren. —

In wenigen Tagen war die Festung völlig eingeschlossen. Zahllose schwere Geschütze sanden Tag und Nacht ununterbrochen ihre verheerenden Geschosse gegen die Außenwerke der Stadt; — aber vergebens sah Carl XII. nach einem Mauerbruch aus; es zeigte sich nirgends eine Lücke, um durch Sturm die Einnahme zu erringen, da eine Capitulation vom russischen Befehlshaber standhaft verweigert wurde. —

Peter dagegen hatte vom schönsten Wetter begünstigt, den Weg von Moskau bis zu einer zwei Stunden von Bultawa entfernten Gegend erreicht, die er zur Vereinigung seines Heeres bestimmt hatte.

Carl glaubte seinen Ohren nicht trauen zu dürfen, als ihm die Annäherung der Russen gemeldet wurde. Als er sich indessen endlich persönlich von ihrem Erscheinen auf den fernen Anhöhen überzeugt hatte, mußte ihm Alles daran liegen, sie von Besetzung der Engpässe abzuhalten, durch die der Weg nach Moskau führte, dessen Eroberung er in seinem starren Sinne nicht aufgeben wollte. — Peter, seinem Feinde zuvorkommend, hatte, Alles bedenkend, am 15. Juni 1709 diese jedoch schon verratmeln lassen und erschien selbst an der Spitze eines Heeres von 60,000 Mann am den Ufern der Worokla, die ihn von den Schweden trennte. — Schon in derselben Nacht ließ Peter eine Reihe von Verschanzungen aufwerfen und mit schweren Geschützen besetzen. Unter ihrem mörderischen Feuer wurden im Angesicht der Schweden zwei Brücken geschlagen, und schon am Mittage des 16. war die Hälfte der Russen jenseits des Stromes in Schlachtordnung aufgestellt. — Jetzt sollte Carl gewahr werden, ob der, den er so oft verachtet, ob der Kaiser, den er in Moskau zu entthronen gedachte, die Kriegskunst verstand oder nicht. — Nachdem Peter seine Reiterei zwischen zwei Gehöhlen aufgestellt, diese mit Fußvolk besetzt und die Flügel durch zahlreiches Geschütz gedeckt hatte, ritt er mit Martha an seiner Seite und von sämmtlichen, die verschiedenen Heeresabtheilungen befehligen Generalen begleitet, über die Vorposten hinaus, um die Stellung des Feindes in Augenschein zu nehmen und den Angriff darnach zu leiten.

Die Schlacht begann, indem die ersten russischen Heeresäulen im Sturmschritt vordrangen und die Schweden hinter ihre Feldschanzen zurückwarfen. Vergebens befeuerte Carl, in seinem tollkühnen Muth die Seinen stets voran, die Weichenden wieder hervorzubrechen. Er selbst stürzte, schwer von einer Kugel am Fuße getroffen, vom Pferd; aber ohne den heftigen Schmerz zu beachten, ließ er sich, das Schwert in der Faust, auf einem Tragstuhl durch die Reihen tragen, als der Kampf auf der Schlachtlinie allgemein wurde. Die Schweden fochten wie gereizte Löwen, als sie ihren König blutend unter dem heftigsten Kugelregen Befehle ertheilen sahen, und es glückte ihnen nach hartem Kampf, zwei von den Schanzen zu nehmen, welche durch die russische Reiterei gedeckt waren. Der

Sieg schien sich auf die Seite der Schweden neigen zu wollen, als Peter, dessen Mantel bereits von mehreren Kugeln durchlöchert war, den rechten Augenblick zu entscheidendem Schlage erkannte. Er schickte Martha, die bis dahin nicht von seiner Seite hatte weichen wollen, in Begleitung des Feldmarschalls Scheremetow in angemessene Entfernung hinter die Kampflinie und stellte sich dann an die Spitze des zweiten Treffens. Diese bestand größtentheils aus schwerer Reiterei und den von ihm neu errichteten Grenadiren. Mit dem Rufe: „St. George und mein Recht!“ der vom tausendstimmigen Rufe der Truppen erwiedert wurde, sprengte er im unwiderstehlichen Sturmbrange gegen das schwedische Fußvolk, und dieses sank bald unter den Schwertern und Bajonetten der Russen zusammen wie niedergemähetes Halme. Immer näher in das eigentliche besetzte schwedische Lager wälzte sich der mörderische Kampf. Auch dieses wurde erkürrt und nun war auch kein Halt mehr für den tapfern Schwedenkönig selbst. Dem Schicksale fluchend, wandte er sich auf einem elenden Fuhrwerke zur Flucht; zur Bedeckung folgten ihm einige Schwadronen Dragoner. Einige Tausend Mann, der Rest des Heeres, folgte in der Nacht. Nicht volle vier Stunden hatte die Schlacht gedauert, welche Carls XII. Heeresmacht zertrümmernd, Peters eigentliche Größe und den nachhaltigen Wachsthum des russischen Reiches begründete. Graf Biper, Carls erster Minister und Geheimrath, Feldmarschall Kenschild, die Generale Löwenhaupt, Schlippenbach, Rosen, Stadelberg, Grew; und Hamilton, 59 Stabsofficiere, unter denen ein Prinz von Württemberg, 18,746 gefangene Soldaten, Unterofficiere und Officiere der untern Grade, das sämmtliche schwedische Geschütz, waren die Früchte des unter Peter des Großen eigener Leitung so glänzend erfolgten Sieges. Außerdem bedeckten 9000 Tode der Russen das Schlachtfeld. Es entkamen von der ganzen schwedischen Armee nicht viel über 2000 Mann, die dem Könige auf der Flucht über den Dnieper gefolgt waren. —

Bei allem Muth, den Martha in spannender Erwartung über den Ausgang des Kampfes bewiesen, war sie von Peter am anderen Morgen nicht zu bewegen, ihn auf Besichtigung des Schlachtfeldes zu begleiten. Mit dem schnell wieder die Oberhand bei ihr gewonnenen zarterern weiblichen Gefühl, empörte sich ihr Inneres dagegen, die im Tode erstarrten Leichen, die Zustungen der noch mit dem Tode ringenden Sterbenden zu sehen, von denen die Meisten mit einem Fluch auf die Urheber ihrer Leiden den letzten Seufzer verhauchten. Indessen sollte sie nach Peters Wunsche bei der später von ihm angeordneten Musterung der gefangenen hohen schwedischen Officiere zugegen sein. Diese fand in einem großen prächtigen Zelte statt, welches der Kaiser zu diesem Zwecke hatte aufschlagen lassen. Nicht ohne Stolz überflog sein Blick die Menge der kriegserfahrenen Männer, vor denen seine Fahnen mehr als einmal hatten weichen müssen. Dann aber belobte er in anerkennenden Worten die hohe Tapferkeit, welche die Schweden, an Zahl viel geringer als sein Heer, bis zum letzten Augenblick bewiesen hatten. Mit hoher Bewunderung erwähnte er des Heldenmuthes ihres Königs, dessen hartes Schicksal er bedauerte. Dann wurden sie einzeln nach ihrem Range vom Fürsten Menzikoff dem Kaiser vorgestellt.

Als der Oberst Graf Fersen genannt wurde, fragte hastig der Kaiser: „Haben Sie Verwandte des Namens im schwedischen Heere?“

„Ich hatte einen Bruder darin, den Oberstwachmeister Graf Arel von Fersen, von des Königs Leibdragonern. Er wurde gestern durch denselben Schuß neben dem Könige getödtet, der diesen mit zerschmettertem Fuße vom Pferde warf. —

Und weiter fragte Peter, mit zunehmender Spannung, „war dieser Bruder jemals verheirathet?“

„Er hinterläßt eine Wittwe, eine geborene von Klinkowström, mit zwei kleinen Kindern.“

Martha, die, sobald sie den Namen Arel Fersen gehört, in zunehmender

Spannung der Unterredung gefolgt war, erbleichte bei diesen Worten, und ihr Blick richtete sich starr auf den schwedischen Officier.

„Und war Ihr Bruder schon früher verheirathet, Herr Graf“, fuhr der Kaiser in seinen eiligen Fragen fort.

„Ich glaube gehört zu haben, daß er in einem Anfluge von Schwärmerei, wie sie junge Männer im Felde zuweilen wohl überkommt, — ein ähnliches Bündniß mit einem jungen hübschen Lithauer Mädchen eingegangen ist, in Marienburg, wo er längere Zeit seinen Quartierstand hatte. Diese seine sogenannte Frau soll aber bei der Einnahme durch Ew. Majestät Truppen abhanden gekommen sein.“

Ein leiser Schmerzruf entfloß bei diesen Worten Marthas Lippen, indessen bedurfte die starke Frau, die in allen Prüfungen sich bewährt hatte, nur wenige Augenblicke, die verlorene Fassung wieder zu gewinnen. Sie erhob sich mit Würde von ihrem Sitze und an den Grafen herantretend, sagte sie mit fester Stimme: „Sie steht vor Euch, Herr Graf, das arme lithauische Landmädchen, das, — wie Ihr zu sagen beliebt, — Euer Bruder, der mir unter dem einfachen Namen Arel Fersen bekannt wurde, in einer Anwandlung romantischer Laune zur Gattin zu nehmen nicht zu gering hielt. Ich habe den Schwur gehalten, den er gebrochen, als eine hochgeborene Frau seinen Standesverhältnissen angemessener erschien.“ — Sie zog bei diesen Worten einen Goldreif von einem Finger der Rechten und überreichte ihn dem bestürzten Grafen. Nehmet diesen Ring, fuhr sie mit bewegter Stimme fort, den er mir als Pfand der Treue am Altare reichte, legt ihn in das Grab Eures Bruders; dort ist sein Platz jetzt. Das Herz, das ich ihm in heißer Liebe zubrachte, ist wieder mein eigen geworden.“ Eine Thräne aber entglitt ihrem schönen blauen Auge, als sie des Todten noch einmal mit dem ganzen Gefühl der ersten jugendlichen Liebe gedachte.

Dann zu Peters Füßen sinkend, der mit strahlenden Blicken der geliebten Freundin letzte Worte vernommen, vernahm nur die Zunächststehenden die Worte, die sie, mit einem begeisterten Blick zu ihm aufsehend, mehr hauchte als sprach: „Jetzt, mein hoher Herr und Kaiser, darf ich Euch auch ein Herz an Liebe weihen, das bis hierher mit der höchsten Ehrfurcht für Eure Größe erfüllt war. Ist Euch an dem großen Tage, der die Welt mehr wie je mit der höchsten Bewunderung erfüllen wird, das arme Lithauer Mädchen nicht zu gering, dann will ich Euch angehören als Eure Gemahlin, und Freuden und Leiden mit Euch theilen bis in den Tod!“

Peter, der die Knieende mit Innigkeit an sein Herz gezogen, rief mit strahlenden Blicken: „Ja, jetzt bist du die Meinige und sollst es bleiben bis in den Tod!“

Eine tiefe, feierliche Stille herrschte in dem Kreise, welches den Siegeskaiser umgab, als er jetzt seine majestätische Gestalt höher aufrichtend, Martha an der Rechten einige Schritte vorführte: „Seht hier Eure Kaiserin, die unter dem Namen Katharina, den ich ihr als Oberhaupt unser Kirche jetzt beilege, hinführo das Reich und den Thron Rußlands mit mir theilen wird!“ —

Fürst Menzikoff war der Erste, welcher der hohen Gebieterin seine Huldigung darbrachte. Ihm folgte der Feldmarschall Schermetow, der Admiral Apraxin, der Fürst Galizin, zuletzt trat der General Bauer heran, an den Katharina einige besonders freundliche Worte richtete.

Endlich wandte sich Peter an den schwedischen Minister Grafen Piper und an den Prinzen von Württemberg; „Meldet Eurem Könige was Ihr heute hier gesehen! Sagt auch meinem unglücklichen Bruder Carl, daß ich ihn herzlich bedauere, während ich stolz darauf bin, einen so großen Sieg über einen so großen Feldherrn gewonnen zu haben, aber verschweigt ihm auch nicht, daß ich noch glücklicher bin durch den Schatz, den ich in der Schlacht von Bultawa gewonnen, meine künftige Gemahlin, meine theuere Katharina.“

Jetzt trennte sich der Kreis des kaiserlichen Gefolges und der gefangenen

Officiere. Im Zelte blieb Niemand zurück als Peter und Katharina, die nach einer innigen Umarmung im heißen Gebet Gott dafür dankten, daß er Alles so gnädig für sie zum glücklichen Ende geführt. —

Einige Wochen später hielt Peter seinen glänzenden Einzug in Moskau, wo unterdessen Alles zu seiner Vermählung vorbereitet war. An seiner Seite ritt Katharina in strahlender Schönheit auf einem milchweißen, prächtig geschirrten Zelter. Ihre schönen Formen bedeckte ein Reitergewand von kostbarem Sammet, reich mit goldenen Schnüren besetzt in den Farben der Uniform, wie sie der Kaiser trug. Unter dem Geläute aller Glocken bewegte sich der unabsehbare Zug bis zu der Metropolitankirche, wo der Archimandrit in vollem Ornat, von der hohen Geistlichkeit umgeben, das kaiserliche Brautpaar feierlich begrüßend, zu dem von zahllosen Kerzen strahlenden Hochaltar führte und die Trauung vollzog. In dem Augenblick, wo der Kaiser seiner geliebten Katharina die goldene Krone auf das Haupt setzte, verkündete der Donner der Kanonen der Hauptstadt, daß Rußland wieder eine Kaiserin habe.

Nicht etwa stolz, mit hochgehobenem Haupte, wie es wohl manche Frau in Katharinas neuer Lage gethan haben würde, — in der Demuth, wie sie der Frauen schönste Zierde ist, schritt sie vom Kaiser geführt dem Ausgange der Kirche zu. In dem Augenblick, als sie die letzte Stufe der Treppe betrat, warf sich ein Weib zu ihren Füßen, die den Saum ihres Gewandes küßend, das dunkle Auge zu der Kaiserin aufschlug. Von einer dunkeln Erinnerung bei dem Anblick der seltsam gekleideten Frau durchjuckt, war die Kaiserin im Begriff nach ihrem Begehren zu fragen, als diese ihr zuflüsterte: „So hat es sich schon früh erfüllt, erhabene Kaiserin, was ich, vom großen Geiste getrieben, Eurer armen Mutter weissagte, als Ihr zum Erstenmale das Licht der Welt erblicktet. — Im goldenen Bettchen würdet Ihr dereinst Eure Kindlein wiegen! Sein Segen wird über Euch kommen und über Eure Nachkommen und Euer Ruhm wird die Welt erfüllen bis in die späteste Zeit!“

Im Augenblick aber, als die Kaiserin die Zigeunerin wiedererkannte und sich der von ihr am Sterbebett der Mutter gesprochenen Worte erinnerte, war diese Frau in der Menge verschwunden; Niemand wollte gesehen haben, woher die Räthselhafte gekommen, oder wohin sie gegangen war.

Als der Zug die Thore des Kanals erreicht hatte, harrte der Kaiserin allerlezt noch ein sie tief ergreifender Anblick. Dort hatte sich eine Schaar von den Genesenen versammelt, denen Katharina in der Zeit der Pest, welche Moskau so arg heimsuchte, Trost und Hülfe gespendet; der zahllosen Armen, die sie gespeist und gekleidet, und der Vielen, die auf der milden Frau Fürsprache beim Kaiser noch vor Ankunft des hohen Paares in Moskau aus den Kerker entlassen waren. Glücklich waren die, welche die goldnen Steigbügel ihres Pferdes küssen konnten; alle aber hoben die Hände empor, um Segen für die schöne Kaiserin vom Himmel zu ersehen. —

Drei Monate waren etwa nach der Vermählung verfloßen, als zu ungewöhnlich früher Zeit von der Hofdame der Kaiserin, der Fürstin Galizin, ein fremder Graf gemeldet wurde, der um ein kurzes Gehör bitte.

Auf Zustimmung der Kaiserin öffnete sich alsbald die Thür und herein trat ein hoher, kräftig gebauter Mann, dessen sonnenverbrannte Züge den sonst freundlichen Ausdruck keinen Eintrag thaten. Er näherte sich der Kaiserin, verbeugte sich tief und küßte ihre Hand.

Erkennt die Kaiserin Katharina von Rußland den Stephan Kabruski aus Riegen, ihren einzigen Bruder, nicht wieder?

Kaum hatte diese die wohlbekannte Stimme vernommen, als sie den langentbehrten Bruder mit beiden Armen umschlingend an ihr Herz zog.

Diesen Augenblick hatte Peter zu seinem Eintreten erwählt.

„Habe ich es recht gemacht, meine theuere Katharina, habe ich nun auch einmal etwas Gutes gethan? rief er lächelnd — und diese sank aus den Armen

des Bruders, unter Thränen für die ihr gemachte große Freude dankend, an das Herz ihres kaiserlichen Gemahls.

Peter hatte nicht eher geruhet, als bis er Stephan Kabruski ausgekundschaftet und nach Moskau hatte kommen lassen. Für die ihn vom Kaiser angebotene hohe Stelle am Hofe hatte er gedankt, weil der einfache Mann, wie er meinte, nicht dafür gemacht sei. Dagegen hatte er das Dorf Kiegen mit einer ausgedehnten Umgebung und den Titel eines Grafen von Kabruski*) angenommen, weil nach Peters Meinung sein Schwager doch nicht ohne Rang und Titel in der Welt leben könne.

Katharina starb als Selbstherrscherin Aller Rußen im 47 Jahre, zwei Jahre nach Peters Tode, geliebt und geehrt, und was in Rußland so selten, ohne Reider. —

Das Sprüchlein der Zigeunerin aber war vorher zur Wahrheit geworden. Sie schenkte ihrem Gemahl drei Töchter, von denen eine, Elisabeth, später wieder den kaiserlichen Thron bestieg. **)

Ein Tag auf Ceylon.

Von W. D. v. Horn.

Mit einer Abbildung.

Unter den Inseln Indiens nimmt die Insel Ceylon eine hervorragende Stelle ein, sowohl durch ihre Größe (etwa 966 Geviertmeilen), als durch den Reichthum ihrer Erzeugnisse. Indessen ist es nicht der Zweck dieser Darstellung, die Insel selbst zu besprechen, sondern die Schilderung eines Reisenden wieder zu geben, welche ein Tagesleben auf dieser Insel vor die Seele des Lesers zu führen geeignet ist. Diese Schilderung beginnt mit dem Erwachen „des Lichtes, das den Tag regieret“.

Was da fliehet und was da kommt mit dem Erwachen des Tages ist der Aufmerksamkeit werth, aber auch das Erwachen des Tages selbst. Zwischen dem ersten, leichten Erröthen des Himmels, dem gewaltigen Wälzen der feuchten Rebel in den Thälern und Rinnsalen der Bäche und Flüsse, die sich empor zu ringen suchen, um nicht ganz als perlender Thau an der Erde zu bleiben, sondern im leichten Fluge eines schleierartigen Gewölkes in den blauen Lustringen verdunstend zu sterben, und dem Tage, ist eine viel kürzere Zeit, als in nördlicheren Himmelsstrichen. Kaum ist jenes erste jungfräuliche Erröthen des Himmels vorüber, so schießen einige leuchtende Strahlen herauf, und ihnen folgt rasch, fast hüpfend, der Feuerball der Sonne, der am Himmel eine so tiefe Gluth verbreitet, als stünde rings der Himmel und die Erde in lichtglänzenden Flammen.

Da heißt es: Fliehe, was solchen Lichtes Gluth nicht verträgt! Und das Gesindel der Nacht folgt dem gebieterischen Rufe, wie wenn der heftigste Feind verfolgend hinter ihm drein wäre. Da eilen die Fledermäuse von erschreckender Größe, die die Nacht in ihrer Jagd und Lust zugebracht, in die Wipfel der Kokos und anderer Palmen, um sich am rauhen Stamme aufzuhängen mit

*) Kabruski soll der Familienname der Geschwister gewesen sein.

**) Bei den über die Zeit der Vermählung und der Krönung der Kaiserin Katharina sich so sehr widersprechenden Nachrichten, ist Jahr und Tag, an dem jene Feierlichkeiten stattgefunden, noch nie mit Bestimmtheit ermittelt worden. Der freundliche Leser wird jedoch leicht herausfühlen, was mich veranlaßt hat, in der vorstehenden Novelle, Vermählung und Krönung an einem Tage, und zwar nach der für Peter den Großen so bedeutungsvollen Schlacht von Poltawa stattfinden zu lassen.



Lithograph. Anstalt von F.C. Klimsch in Frankfurt a. M.

Zu: Horn Ein Tag auf Ceylon.

Digitized by Google

sorglich gefalteten Hautflügeln, und dann schnell in den tiefen Schlaf zu versinken. Da eilen die zahlreichen Käuzlein und Eulen in ihrem sammetweichen Flüge, den kein Ohr vernimmt, in's tiefe Dunkel der Felsenspalten oder der Baumhöhlen, und ihr Klagetön stöhnt noch einmal unter dem Blätterdache des Waldes, wo noch Dunkel herrscht. Da kriecht das erste Gezüchte, das an der Erde und im hohen Grase nach Beute aus war, in seine Schlupfwinkel, und die Vierfüßer, die nächtlichen Räuber, der Schakal, der Leopard, und andere Feinde des Lebenden blicken scheu um sich und eilen, sich in der Dschungel oder dem morastigen undurchdringlichen Dickicht die Lagerstätte zu suchen, um von nächtlicher Unthat auszuruhen. Aber auch der gewaltige Elefant, der im Moraste sich gefühlt oder im Flusse sich gebadet, eilt heim in's Dunkel der Wälder; denn nun hat er den Feind nicht zu fürchten. Alle diese Rückzüge des Lebenden geschehen ziemlich stille, nur das Glennthier brüllt auf seinem Heimwege, um die Seinen zusammen zu rufen, daß es schauerlich durch die Wälder hallt.

Die Ersten der Erwachenden sind die Schmetterlinge, die an Größe und Farbenpracht das Auge des Beobachters entzücken. Mit neu beschwingter Lust umflattern sie die sich öffnenden Kelche der zahllosen Blumen der Erde, die Blüthen der Sträucher und Bäume; mit ihnen schweift die rastlose Libelle über die Uferstreifen hin, deren Leib in Gold und Juwelen zu glänzen scheint. Der vom Thau feuchte Käfer kriecht hervor, um einen trocknenden Sonnenstrahl zu erfassen; dann hebt er die glänzenden Flügeldecken und summend fliegt er von dannen. Beelzebubs gewaltiges, blutaugendes Heer, Mücken, Fliegen, Moskitos, erheben sich in wolkenartigen Schwärmen, und überall leb's, web's, flattert's, glänzt's und summt's, und es ist, als ob lebende, sich bewegende, glänzende Blumen der Lüfte sich auf Blumen und Blüthen senkten, um mit ihnen zu kosen und zu necken, und schnell sie verlassend, andern den Liebesgruß froh erwachten Lebens zu bringen. Es ist kaum möglich, sich eine Vorstellung dieses wunderbaren, glänzenden, sich summend und schwirrend bewegenden Lebens zu machen, wenn man es nicht selbst gesehen hat. Der, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, zweite Aufzug dieses entzückenden Schauspiel beginnt. Die Vogelwelt erwacht und mit ihr die der Affen. Von dieser letzteren wendet sich der Blick gerne ab, denn es ist eine widerliche Erscheinung, wenn sie, widerwärtig schreiend, sich prügelnd, mit einander zankend, die Schlafstellen verlassen, die sie mit gleichem Hader am Abende eingenommen. Der Wald ertönt von ihren häßlichen Stimmen und ist belebt von ihren widerlichen Gestalten und Grimassen. Zum Wasser ziehen ihre Schaaren und dann zum Walde, um die leckere Speise aufzusuchen; immer aber ist Zanfen und Lärmen ihr erstes und letztes Lebenszeichen. Lieber wenden wir uns der Vogelwelt zu, die die Brutstätten oder die Zweige verläßt, wo im Blätterdunkel sie die Nacht verträumt, wenn nicht eine gierige Schlange, leise sich von Zweig zu Zweig windend, ihre Ruhe gestört. Die Krähe ist der erste Vertreter der beschwingten Segler der Lüfte, der, das Gefieder schüttelnd, den Ast mit dem ersten Grauen des Tages verläßt. Ist auch ihr Morgengruß nicht schön, so mag er doch noch das Lob der Bescheidenheit verdienen gegen den der Papageien, die nun in die Lüfte zu steigen beginnen, um die vom Herrn für sie gedeckte Tafel aufzusuchen. Mit den buntesten, glühendsten Farben geschmückt, fehlt ihnen der gemüthsprechende Reiz der sanft stötenden Stimme. In Schwärmen, welche oft nur nach Tausenden zu zählen sein möchten, verlassen sie die schwanken Wipfel, wo sie, den Schnabel wendend, erwachten, und ihr Mark und Bein durchdringendes Geschrei erfüllt Wald und Luft in einer Weise, die das Wort unmöglich schildern kann. Die Stelzen hebend, ziehen Reiher, Kraniche, Enten und andere Sumpfvögel heran und suchen des Wassers Thierreichthum oder des Sumpfes quakende Bewohner auf, um ihr Frühstück zu halten.

Immer belebter wird Feld, Flur, Wald, Gebüsch, Waldsaum und Flußufer und die blaue Fluth. Die Singvögel lassen ihre Stimmen hören, merkwürdiger

Weise unter ihnen eine Ekster, unähnlich unserer lachenden, spottenden, falschen und diebischen Stammverwandten. Ihre Stimme ist sanft und melodisch, und klingt schön flötend durch die Dämmerung des Morgens, selbst ehe noch der Affen und Papageien frecher Lärm entstand. Aus dem feuchten Grunde der Thäler läßt der Dschungelhahn seine Stimme erschallen. Es ist kein gellendes Krähen, sondern ein mannichfaltig wechselnder, angenehmer klingender Ruf. Jetzt erwacht der zahlreichen Lauben Girren im Walde, der melodische Gesang der kleinern Vögel, einer Grasmücke besonders; die Drosseln erheben ihren Ruf, unter ihnen besonders die Goldbrossel; die Nachtigall, der Bulbul genannt, beginnt zu flöten. Die kolibriartigen Honigsauger schwirren in augenblendendem Farbenschmucke von Blume zu Blume in zitterndem Flügelschläge auf dem Kelche wartend, bis der Honigtropfen aufgesaugt ist. In den Lüften wiegen sich Falken, Geier, Adler, auf ihre Beute lauend, die sich durstend dem Flußufer naht. Ueberall übt, glänzendes, farbenreiches, summenbes Leben. — Da tritt der Mensch aus seiner Bambushütte. Er blickt zum Himmel auf, den keine Wolke deckt, der glühend golden sich über ihm wölbt. Er geht an seine Arbeit, sei es auf dem Felde oder Flusse, wo er das Boot hinaus-schiebt und die Rege zurechtlegt, oder zum Handwerke, was er gerne unter Palmenschatten im Freien übt, bis die Sonne des nahenden Mittags ihn wieder zur trägen Siesta oder Ruhe des Mittags drängt; denn es sinkt erschlaffend seine Kraft; er kann die durchglühte Luft kaum athmen; Kühle — Schatten ist das Bedürfnis, das er befriedigen muß, und wie erschlafft die Hand herabsinkt, so sinkt das Augenlid, zum Schlafe sich schliefend, bis er mit den wachsenden Schatten des Abends wieder zur erneuten Thätigkeit erwacht. Und wie ist es nun draußen?

Mit dem Steigen der Gluthsonne zum Mittag flieht zum Schatten, was ihn am Morgen verließ. Fünf Stunden hat das Leben alle seine Reize, alle seine Thätigkeit entfaltet, seine Düste ausgehaucht, aber auch seine Kräfte erschöpft. Die Milliarden von Insekten verschwinden, wie sich der Himmel wie flüssiges Gold darstellt und die Sonne ihre Strahlen sendend niederbrennen läßt.

Schatten! ist das Lösungswort alles Dessen, was eben erst in tausendfachen Formen und Gestalten, Farben und Tönen, sich des Daseins freudig, bewegt hat. Nach dem Walde zieht das Leben, um zu ruhen. Nur in den Lüften bewegen sich noch die Raubvögel, um noch eine Beute zu haschen, ehe des Waldes Dunkel sie ihnen rettend entzieht. Nur über den Sümpfen schwebt noch die grün schillernde Drachenfleie in Schaaren, um die sich schnell verborgenden kleineren Wesen zu verschlingen. Im Grase raschelt die Schlange, die die Kühle sucht; in den Wipfeln flattert der Vogel, um sich das Ruheplätzchen zu suchen. Selbst die Wedel der Palmen senken matt die gefiederten Blätter. Die Laubbäume stehen müde da, die Blumen senken ihre Blätter und Kelche. Die Luft zittert in fieberischer Bewegung. Die Papageien nahen wieder schreiend, die Affen zanken um ihre Ruhestätte; die Eichhörchen schießen von Ast zu Ast, schreiend in widerlichen Tönen. Die Eidechse schießt am Stamme herauf und herab, und ihre Backen blähen sich in rascherem Athmen. Die Cicade, die Heuschrecke, das Heimchen zirpt matter, und schneller, als da es erwacht, erstirbt das Leben völlig und jeder Hauch und Ton desselben. Keine Bewegung, kein Schreien, nicht einmal der feinsten Blättchen, ist sichtbar. Der Athem der Luft scheint bis zum letzten, leisesten Hauche erstorben. Es herrscht eine wirkliche Grabesstille, eine beängstigende Todesstille, die den Herzschlag in des Menschen Brust hörbar macht.

Ist denn Alles, Alles hingesunken in den Schlaf todähnlicher Ermattung? Gewiß! Jedes sucht in seiner Weise das schnell verrauhende Leben zu erfrischen, zu erlesen. Der Büffel ist zum Wasser oder wässrigeren Schlamm geschlichen, wohinein er den schwerfälligen Leib versenkt, daß nur der struppige Kopf und die mächtigen Hörne hervorragen; der Vogel ruht auf dem Aste aus; das

Insekt unter dem Blatte; der Käfer in kühler Erde; die Schildkröte senkt sich herab auf den Boden der Gewässer; die Schlange liegt geringelt im Grase; der Elefant steht im dichtesten Waldesdunkel, reißt mit dem Rüssel Aestlein ab, und säckelt sich oder scheucht damit die quälende Mückenjungst, die auch in der allgemeinen Ruhe keine Ruhe hat. Der Schakal liegt der Länge nach ausgestreckt, die Beine nach vorn und hinten weit ab reckend, daß sein Leib Kühle gewinne; das Antilopenvolk und das Rothwild liegt schlummernd in Rudeln bei einander, und das große wilde Raubgeschlecht macht's wie die Hauskaze am warmen Ofen des Nordens, es ringelt sich zusammen und schläft den leisen Schlaf des Räubers.

Das schöne Wort des frommen Abendliedes:

„Es ruht die ganze Welt,“

gilt hier von dem von der Sonne niedergebeugten Mittagschlummer der ganzen Natur.

Aber, wie die Schatten länger werden, wie der abendliche Hauch erwacht und leise durch die Baumeskronen zieht, und die Sonne zur „Rüste“ gehen will, da ist's, als ob ein Zauberschlag die Natur träfe, gleich dem erwachenden Tage am Morgen.

Das Leben athmet auf. Der Mensch tritt aus der dumpfen Schwüle seiner Hütte und reckt die Glieder. Er eilt, die kurze Frist bis zur Nacht, die schnell hereinbricht, wie der Tag schnell erwacht, zu benutzen, und im Regen der Kräfte die Pflicht zu erfüllen, in deren Thätigkeit ihn die Tageshize unterbrach.

Zwar ist es nicht die Thätigkeit des Europäers im Abendlande, die ihn befeelt; wie alle Kinder eines heißen Himmelstriches, will auch der Eingalese von einer starken und andauernden Kraftanstrengung Nichts wissen; aber er braucht sie sich auch nicht zuzumuthen, da ihm, so zu sagen, die köstlichsten Früchte in den Mund wachsen und das Bedürfnis des Lebens überreich bedacht ist, auch wenn er nicht seine Kräfte anstrenge, besonders Angenehmes zu erringen.

Mit der nahenden Kühle erneuert sich das glänzende Schauspiel des Morgens. Das Insektenheer bricht aus dem Blätterschatten noch einmal hervor und schwirrt umher. Die Vögel lassen noch einmal ihre Stimmen erschallen und mit den krummschnäbeligen, schreienden Kletterern, der haedende Specht, der zänkische Affe, das hüpfende Eichhorn. Droben in den Lüften und unten an der Erde eilt das lebende Geschöpf zum Wasser, das es in der Tagesgluth entbehrt und nun bedarf, eilt zur Auffuchung des Abendbrotes, ehe der Tag endet, der seine Gluthfackel eben so schnell im Weltmeere löst, als er sie am Morgen angefacht.

Bald ahnet das Thier den nahenden Abend. Schaarenweise nahen die Vögel und suchen die sichern Nester, wohin etwa keine Schlange sich winden kann. Da habern die Papageien, die Affen aber insbesondere, um den sichern Plas. Sie werfen einander herab. Man hört das Klatschen der Schläge, die sie sich einander geben und das Geschrei, Getöse, Gesumme, Gezirpe, Gezirpe ist bisweilen zu einem sinnverwirrenden Ganzen vereinigt, wenn man in der Nähe eines besonders dichten Waldtheils weilt. Allmählig wird es dunkler und — stiller. Das Bedürfnis der eigenen Sicherheit bringt nun Todesstillsitzen, wie am Mittage. Man will sich dem Feinde nicht bemerklich machen. — Es wird Nacht, schnell, tiefdunkel kommt sie, fast ohne Dämmerung. Eine Weile dauert das Gesumme der Insekten noch fort, das heißt derer, die dem Tage angehören. Wenn endlich auch das verstummt ist, hebt ein neues Leben an, aber es ermangelt des Reizes, wie ihn das Auge im Sonnenlicht geschaut; es rieselt oft ein Schauer durch die Aderu; denn die Fledermäuse schwirren lautlos umher, man sieht ihre Gestalten gespenstig umherirren. Unzählige leuchtende Insekten und Käfer machen die Nacht fast so helle, daß man jeden dunkeln Gegenstand unterscheiden kann. Mit ihnen wetteifern die Eulen im leichten Fluge, aber ihre klagenden Töne zittern durch

die Nacht. Die Palmfaze steigt aus der Krone der schlanken Bäume herab, von denen sie den Namen trägt, weil sie in der hohen Krone sich den Tag über verborgen hat. Töne, wie der fernerrollende Donner, künden die Raubgeschlechter an, die Bürger und Mörder sind für das größere Thier, und der Büffel, wie die Gazelle, der Hirsch, wie das Reh und der Affe auf seinem Aste zittern vor dem unwiderstehlichen Feinde, der nun ausgeht, seine Beute zu haschen. Aus den Sümpfen tönen entsetzliche Töne schrill, gellend, dumpfdröhnend, mit großer, aber — unschöner Mannigfaltigkeit. Dazwischen erschallt das eigenthümliche Wellen der hungernden Schakale, die gerne der Spur der großen Raubthiere folgen, um sich von den Brosamen zu nähren, die von des Reichen Tische fallen, und zu benagen was diese übrig lassen. Der Elephant zieht zum Wasser, das der Büffel längst verlassen hat, und im fernen Krachen brechender Aeste thut sich der Rachen des Gewaltigen kund, dem gern das niedrigere Leben ausweicht, das es nicht unter seinem schwerfälligen Tritte zermalmt werde.

Im Grase stecken zahllose Glühwürmer ihre grünlich leuchtenden Laternlein an und bei ihrem Scheine sieht man die raschen Bewegungen der Schlange, die den jungelnden Kopf emporhebt, ob sie nicht einen erreichbaren Vogel oder ein Afflein erspähe, dem sie sich tückisch nahe, indem sie sich schraubenmäßig am Baume hinauf windet.

Ueber den Vertilgungskampf breitet die Nacht ihren Schleier. —

Dies graufige Nachtleben dauert bis gegen Mitternacht hin; dann erlischt der letzte Ton, es sei denn, daß ein Affe laut aufschreit, den sein Nachbar unsanft berührt, und der nun meint, Eins der feinseligen Ungeheuer habe ihn ergriffen. Der Irrthum klärt sich schnell auf und die Ruhe tritt endlich, bis zum Erwachen des Tages ein.

Menschenwohnungen in einfachster Form.

Von A. W. Grube.

1.

In der Polarzone.

Mit dem Instinkt des Polarfuchses, der sich gegen die grimmigste Kälte des Nordpols zu schützen weiß, indem er sich Höhlen gräbt, die in der Mitte einen Kessel haben, den er mit Moos auspolstert, und deren schräg an- und absteigende Aus- und Eingänge die äußere Luft nur schwer eindringen lassen — mit gleichem Baugenie und praktischem Blick erbauet sich auch der Eskimo seinen unterirdischen Winterpalast. Er braucht nicht einmal in die Erde, nur in das tiefe Schneelager zu graben, so daß man noch richtiger seine Wohnung eine „unterschneeische“ nennen könnte. Und um Baumaterial in der unermesslichen Schnee- und Eismüste ist er auch nicht verlegen; er nimmt Schnee und Eis, um sich gegen den Schnee und die eisige Kälte zu schützen. Auf der Schneefläche, welche zum Hüttenbau bestimmt ist, wird ein Kreis gezogen, und innerhalb desselben schneidet er mit einem scharfen Messer die Blöcke des hartgefrorenen Schnees, in einer Dicke von 8 Zoll, einer Länge und Breite von 2 Fuß, aus. Von den beiden Männern, die bei einem solchen Häuserbau zusammenwirken, arbeitet der eine von Außen, der andere von Innen. Wenn sie bis zum Grundeis gelangt sind, so haben sie auch den Fußboden der Hütte erreicht, und brauchen sich um kein Parkett weiter zu bemühen. Die Schneequadern werden sehr regelmäßig in der Runde ringsum aufgeschichtet und indem man ein heißgemachtes Walfischmesser

an den Fugen hinzieht, Nebt die kalte Luft das kaum Aufgethauete so schnell wieder zusammen, daß gar kein Kalk und Mörtel vonnöthen ist. Ohne von römischen Rotunden oder vom Rundbogenstyl gehört oder gelesen zu haben, bauen diese Eskimozimmerleute und Maurer doch am liebsten einen kleinen Dom, der nach oben sich regelrecht verengend nur eine kleine Oeffnung frei läßt, die man mit einem hellen Eisküde schließt, so daß ein angenehmes Dämmerlicht wie in einer gothischen Kathedrale das Innere erhellt. Der eine von den beiden Arbeitern, der sich hat einschließen lassen, schneidet sich ein Loch unten aus, durch welches er hervortriecht, denn die Thür darf im Verhältniß zum ganzen Gebäude keine zu große Höhe haben. Gewöhnlich wird der Zugang in Form eines gekrümmten Stollens ausgearbeitet, und an jeder Wendung desselben ein Eisküde aufgestellt, wodurch die äußere kalte Luft recht gut abgeschlossen wird. Im Innern der etwa 10 bis 12 Fuß im Durchmesser haltenden und 8 Fuß hohen Rotunde läuft rings herum eine Schneebank, welche man, wie auch den Fußboden, mit Fellen belegt.

Die Dide der Mauer ist verhältnißmäßig gering, nur 3 bis 4 Zoll, und doch wird Wind und Wetter vollkommen abgehalten, und die runde Form hält Stand im ärgsten Sturme. Die Ausgänge münden alle nach Süden, und zwischen mehreren nicht zu weit von einander entfernten Hütten werden Verbindungsgänge hergestellt. Zuweilen leben zwei, ja drei Familien in einer einzigen Hütte, und da diese Schneemenschen am liebsten ihr Robben- und Bärenfleisch, ihren Walffisch und Walrossspeck roh verzehren, so sind sie des Bratens und Kochens überhoben, und ihre aus Stein gearbeitete Thranlampe genügt vollkommen, das nöthige Licht und die nöthige Wärme zu spenden.

Will der Eskimo ein dauerhaftes Haus bauen, so nimmt er Steine, Rasenstücke und Treibholz; letzteres besonders zur Decke, um darauf Gras und Moos zu legen. Fehlt's an Treibholz, so helfen Walffischknochen und zerbrochene Kajakrahmen aus. Dünngeschabte Robbenhäute und Därme spannt man vor die 1½ Fuß weite obere Oeffnung und hat damit ein Fenster gewonnen. Nicht selten erweichen aber die von Innen aufsteigenden Dämpfe und Dünste die Erdstücke an der Decke, und es tropft dann ein sehr schmutziges Wasser herab. Doch an Schmutz und Gestank ist der Polarmensch gewöhnt. Die grönländischen Mütter baden wohl hie und da ihre Kinder, jedoch im selben Kessel, in dem sie über der Thranlampe ihre Speisen kochen.

Während des kurzen, aber sehr warmen Sommers beziehen die Eskimo's gleich den Lappen, Samoeden, Tungusen und übrigen Kennthiernomaden wohl auch die luftigen Kennthierzelte, und diese sind dann locker und luftig genug. Immerhin zeigt aber der Eskimo, der von seinen Nachbarn so gering geachtet wird, mehr Sinn für das Solide, als der Lappe, dessen Hütten ein englischer Reisender, Hurton, noch unter diejenigen des Feuerländers setzt, der bekanntlich wenig geeignet ist, um als Muster in edler Baukunst zu dienen. Eine lappische „Samme“ ist ein fast formloses Gemisch von Baumzweigen, Stämmen und Erde, etwa 12 Fuß lang und breit und 10 Fuß hoch. Licht, Regen u. s. w. kommen zur oberen Oeffnung frei herein, und der Rauch kann da gleichfalls ungehindert entweichen. Die Kennthierfelle, welche den Bodenteppich, die Matraße, Bettdecke und das Hemd des Menschen bilden, lassen jedoch die Nässe und Kälte schwer durchdringen. Der eiserne Kessel bildet den Mittelpunkt und das Hauptmobiliar.

Der eigentliche Kern des Tungusenvolkes sind die Kennthier-Tungusen; diese wohnen als ächte Nomaden Sommers und Winters in Zelten. Ihre Jurten laufen nach oben spitz zu, wie ein Ke gel, und sind zwar einfach, doch sehr regelmäßig konstruirt. Drei Stöcke von 3 bis 5 Fuß Länge werden am oberen Ende zusammengebunden; zwei von diesen Stöcken werden sodann unten in die Erde gefenkt, der dritte aber wird mit seinem unteren, nicht befestigten Ende aufgeben und quer über auf das nächste Dreieck gelegt und so ein Dreieck mit dem andern verbunden, bis der Kreis geschlossen ist. Nun werden an sämmtliche

Querstöcke lange Stangen gebunden, die oben sich fast berühren und die Form eines Zuckerrutes bilden; über das Stangengerippe werden Rennthierfelle geschlagen und die Hütte ist fertig. Zwei einander gegenüber stehende Oeffnungen, die gleichfalls durch Rennthierfelle geschlossen werden, bilden die Thüren; auf den Boden wird fleingehacktes Cedernholz gestreuet und nur im Winter ein Belzteppich darüber gebreitet. In die Mitte der Jurte, gerade unter die Dachöffnung, kommt der Feuerherd, der also errichtet wird, daß man vier Pfähle in die Erde schlägt, oben durch Querstöcke verbindet und den inneren Raum mit Kies ausfüllt. Die reicheren Tungusen haben kupferne Kessel und Töpfe, die ärmeren eiserne; irdene Gefäße können sie so wenig brauchen wie die Nomaden der wärmeren Zone. Da sie ihre Winterzelte fast ganz so wie die Sommerzelte einrichten, müssen sie sich geschützte Stellen im Wald oder am Flußufer für die Winterzeit auffuchen, und während sie des Fischfangs willen im Sommer nordwärts ziehen, wandern sie mit Beginn des Herbstes wieder nach Süden.

Die ansässigen Tungusen, ein Mischvolk, haben kleine Wohnungen nach Art der russischen Bauernhäuser, in welchen sich außer der Familienstube noch ein Zimmer, die sogenannte Gaststube, befindet. Deseu haben sie aber auch nicht und ersetzen diese durch gemauerte und angestrichene Kamine. Die Fensteröffnungen schließen sie, da Glas ein zu kostbarer und zu zerbrechlicher Artikel wäre, mit Frauenglas oder gereinigter Seehundsblase, im Nothfall auch wohl durch Eis tafeln. Die Rennthierfelle, die sie von den Nomaden-Tungusen einhandeln, müssen auch ihnen die Winterfalte erträglich machen.

Am kläglichsten wohnen die sogenannten „sitzen“ Tungusen, die weder Rennthiere noch Häuser besitzen und ganz auf den Fischfang, als ihre einzige Erwerbsquelle, verwiesen sind. Sie wandern von einem Fluß zum andern und wieder an die Meeresküste und wohnen in elenden Erdhütten und dürftigen Jurten.

Auch die Tschuktischen theilen sich in ansässige (Seeufer-) Tschuktischen und freie Nomaden oder Rennthiertschuktischen. Letztere sind noch nicht, wie die Rennthiertungusen, der russischen Regierung unterworfen, obwohl sich die Mehrzahl derselben hat taufen lassen. Auch sie sind in steter Wanderung begriffen und führen ihre leicht beweglichen Zelte mit sich. Rennthierfelle bilden auch an ihren Hütten die Wände, innerhalb die Thüren und Zimmerabtheilungen. Man hebt den einen Zipfel des vorgespannten Felles ein wenig empor, kriecht gewandt durch die enge Oeffnung und ist im Empfangszimmer, das vom düsteren Schein der Walfischthranlampe erhellt und vom Dampf des im Mittelpunkt der Küche befindlichen eisernen Kessels durchräuchert, den neugierigen Reisenden aus dem civilisirten Europa warm genug empfängt und dringend zum Niedersitzen einladet, denn zum Stehen ist kein Raum vorhanden.

Die Seeufer-Tschuktischen — wahrscheinlich später eingewanderte Eskimo-Stämme — bieten in ihren Hütten, die an der unwirthlichen Küste des Eismeres bis zur Behringsstraße sich hinziehen und kleine Dörfer bilden — der schrecklichen Winterfalte Trost. Im Jahre 1852 verunglückte ein amerikanischer Walfischfänger, der Citizen, an jener Küste, und die Mannschaft fand Schutz und Rettung in einem solchen Tschuktischendorf. „Fünf Monate“, so heißt es in einem Bericht, *) „brachten wir in dem Dorfe zu, und drei von diesen fünf haben wir nur in den Hütten gelegen, zwischen den schmierigen Tschuktischen, in einer verpesteten Atmosphäre und ebenso, wie unsere Wirthen, voller Schmutz und Ungeziefen, ohne uns bewegen, uns reinigen, ja fast ohne einmal frische Luft schöpfen zu können. Nur wer die Winterwohnungen dieser Leute gesehen hat, kann unsere Lage ganz beurtheilen. Innerhalb eines größeren, mit Fellen überzogenen Gerüsts von Holz und Walfischknochen, welches die äußere Behausung

*) Hermann Brahe: „Ein Winter bei den Tschuktischen“. Westermann's Illustrirte Monatshefte, VI. 32.

bildet, steht die Juronga — die Schlafstelle oder eigentliche Hütte — ein kleiner enger Raum, dessen Wandungen mit doppelten Rennthierfellen bekleidet sind. Fenster und Thüren gibt es nicht; man kriecht durch ein enges Loch hinein, indem man die Felldecke ein wenig emporhebt. In dieser Juronga liegt die ganze Familie dicht zusammengebrängt beim Schein einer qualmenden Thranlampe, die zugleich Licht, Erwärmung und Feuerung für die Küche hergibt. Daß es warm genug hier ist, brauche ich wohl nicht zu sagen; eine doppelte Peltlage bedeckt die Wandungen und den Boden des inneren Raumes, in welchem die Lampe nie verlischt, und welcher durch die Luftschicht zwischen beiden Hüttenwänden und die hohe Schneedecke gut genug gegen die draußen herrschende Kälte abgeschlossen ist; — aber welche Luft den ganzen Winter hindurch diesen Kasten erfüllt, davon kann sich Niemand eine Vorstellung machen, der nicht selbst einmal in einer ähnlichen Lage gewesen.“ Zu dem Quaal der Lampe, zu den Ausdünstungen und Ausleerungen der Menschen kommt der Geruch des halbverfaulten Speckes und Thrans; auf der fettigen Haut von Jung und Alt sammelt sich jahrelanger Schmutz; aber an's Waschen denkt Keiner und die Reinigung der Haut würde nicht einmal praktisch sein, wenn sie nicht schon durch den Wassermangel unterbleiben müßte; denn die dicke Schmutzdecke ist wie ein Kleidungsstück, macht die Haut unempfindlicher und hemmt einigermaßen den Stoffwechsel, der bei der kalten Luft ohnehin stark genug ist. Die Eskuttischen sind wie die Eskimo's starke und gesunde Leute und fühlen sich in ihrer Haut ganz wohl.

2.

Indianer-Hütten.

Es gibt unter den Kaffern und Hottentotten Südafrika's „Buschmänner“, die gar keine Hütte bauen, sondern sich im Busch und Wald ein geschütztes Plätzchen aussuchen, wenn der Regen etwa zu stark wird; die wilden Dayak's-Stämme im Innern der Insel Borneo sind gleichfalls „Buschmänner“, die eine Hütte für einen höchst unbequemen Lurusartikel halten. Dieß ist nun bei den Indianerstämmen in Nord- und Südamerika nicht der Fall — alle bauen Zelte oder Hütten, einige Stämme wirklich zierliche Zeltwohnungen von gegerbten Büffelhäuten, deren Außenseite mit allerlei Figuren bemalt ist, oder von Baumrinde und Palmblättern. In den holzreicheren Gegenden Mexiko's bauet der Indianer sich seine Hütte von Holz; junge Baumstämme, die man weiter nicht zu behauen braucht und nur gleich lang zu machen hat, bilden die Pfosten, welche Gebälk und Dach tragen. Mit Schlingpflanzen werden die Stangen aneinander gebunden, mit Palmblättern oder Stroh wird das Dach gedeckt, das man aber gern auf einer Seite verlängert und dann mit einigen niederen Pfosten stützt, um so eine Vorhalle zu bekommen. Das Hauptgebäude ist in der Regel 25 Fuß lang und 15 Fuß breit, freilich ohne alle Abtheilungen im Innern, aber doch nicht selten mit einem kleinen Nebengebäude, das zur Küche dient. Eine solche Mexikaner-Hütte ist ein wahrer Palast gegen die simple Wohnung des Feuerländers. Dieser, des Fischfanges willen stets hart an der Seeküste hausend, sucht sich für seine Hütte eine gegen die Winde geschützte Bucht, nimmt dann einfach starke Baumzweige oder junge Baumstämme, steckt sie in die Erde, bindet sie oben zusammen und schiebt in die Zwischenräume Rinde, Zweige, Binsen und Schilfgras. Auf diese ganz wie eine Fischreufe gestaltete Hütte werden dann noch Rafensrüde und Baumrinde gelegt, doch so locker, daß der Regen noch bequem durchsickern kann. Das Ganze hat etwa 8 Fuß im Durchmesser und nur 4 bis 5 Fuß Höhe; ein rundes Loch bildet den Eingang; den Boden belegt man mit einem festgetretenen Thon. Die armfälligen Wilden wissen sich in den engen Raum dennoch zu schieben und das in der Mitte brennende Feuer wärmt der Nähe willen um so besser.

Fast noch einfacher sind die Wohnungen der Botokuden, die in den Urwäldern des warmen Südamerika auch weniger Schutz vor der Unbill der Bitterung nöthig haben. Sie nehmen bloß einige große Palmblätter, neigen diese gegeneinander in Form eines Daches, und die Hütte ist fertig. Wozu sollten sie auch dauerhaftere Wohnungen anlegen, da sie stets wandern müssen? Nur dann, wenn sie mehrere Wochen an einem Orte zu bleiben gedenken, nehmen sie Baumzweige und Rinde zur Hülfe, und geben ihren Wohnungen etwas mehr Festigkeit. Aus dem Saft der *Lecythis ollaria* wird eine grobe Matte verfertigt, welche das Bett für den Krieger bildet, der seine Ehrenstelle ganz nahe am Feuer hat, das in der Mitte der Hütte brennt und die Mücken abhält. Einige Gefäße von grauem Thon, ein Stein, um die hartschaligen Kofosnüsse zu zerbrechen, ein aus Berg geflochtener Korb, worin die sämmtlichen Reichthümer einer Botokudenfamilie aufgespeichert werden — als da sind: Wachstugeln und wilder Honig, den man in den Wäldern gesammelt hat, Bergmassen zur Unterhaltung des Feuers, Rohrstöcke für die Pfeile — das ist Alles, was man in einer Botokudenhütte findet.

Ein wenig, aber nicht viel besser ist die Hütte des Indianers in den Cordilleren von Peru; sie ist wie die des Feuerländers einfach aus Baumzweigen gebildet, mit langem Grase gedeckt und hat die Form eines Bienenstockes. Die Thüröffnung ist so klein, daß man fast hineinkriechen muß; aber im Hintergrunde der Hütte — das ist ihre höhere Stufe — steht ein kleiner Ofen aus Thon. Der Bergbau, dem jene Indianer obliegen, macht anfänglich wie der Ackerbau, und wo ein Ofen steht, mag er so einfach und roh sein wie immer, da hat der Mensch auch eine Heimath gefunden.

Die nordamerikanischen Siour-Indianer im Westen des oberen Mississippi leben gleich den Eskimos im Winter in Zelten, denn diese Jahreszeit ist für sie die beweglichste, weil sie alsdann von der Jagd sich nähren. Im Sommer aber werden sie sesshaft, sie bauen dann ihre kleinen Felder und ernten von den Seen und Sümpfen des benachbarten Waldes den wilden Reis. Sie wohnen im Sommer in Dörfern zusammen, haben da wirkliche Häuser, ziemlich hoch und lustig von regelmäßiger viereckiger Form, mit einem Dach zum Abfließen des Regens, das nach der Vorderseite eine Veranda bildet zum Schutze gegen die Sonne. Wände und Dach sind freilich nur mit Baumrinde belegt, aber diese ist gut befestigt. Im Innern zu beiden Seiten der Thür findet man eine breite Bank, anderthalb Fuß hoch über dem Boden, mit Büffelhäuten, Matten oder wollenen Decken belegt und so einen ganz bequemen Divan bildend. Auf dieser Bank hat jeder Hausgenosse seinen bestimmten Platz, wo er am Tage ruht und raucht und des Nachts zum Schlafen sich ausstreckt. Sein Bogen oder seine Flinte, seine Pfeile, Pfeifen und Messer, sein Medizinsack und seine Farbentöpfchen hängen und stehen im Hintergrunde dieses Platzes, oder finden unter der Büffelhaut Sicherheit.

Uebrigens steckt der Trieb zum Jagen und Wandern so tief in der Indianernatur, daß es keinem Stamme Ueberwindung kostet, seine leichten Hütten und Zelte abzubrechen, um sie hundert Meilen weiter abermals zu errichten. Naht z. B. ein feindlicher Ueberfall, oder ein Trupp Soldaten der Union, so kann man sehen, wie ein Zeltort von 300 Wohnungen abgebrochen wird, Pfähle, Büffelhäute und Matten werden im Nu auf die Pferde gepackt und binnen einer Stunde ist der Wigwam vom Erdboden verschwunden.

Jene Indianer, denen der Wald und die Steppe nicht mehr zu Gebote steht, die von den Weißen umringt oder beherrscht, sich auf Gnade und Ungnade dem Kulturleben ergeben und sogar „warme“ Häuser bezogen haben, stehen dahin wie an der Auszehrung. Sie sagen, das Wohnen in den schönen prächtigen Häusern mache sie krank und sie mögen nicht Unrecht haben. Ihre alte Wohnheit führt sie Monate lang in's Freie auf die Jagd oder den Fischfang, aber die warme Stubenluft hat sie dann reizbar gemacht gegen die Einflüsse

der Witterung, und sie kehren nicht geküßt, sondern geschwächt von ihren Ausflügen zurück.

3.

Eine afrikanische Gambia.

Lieutenant R. Burton erzählt von seiner Expedition zu den Somali-Regen in Ostafrika*), wie er weiter nach dem Innern vordringend in der Prairie und dem Hügellande auf verschiedene Nomadenstämme traf, die ihre Herden stets bewaffnet ausführen, dann auf räuberische Beduinen, welche die Steppe durchziehen — alle diese bewohnten leichtgebaute Hütten, welche schnell abgebrochen werden können. Dann gelangte er in ein kleines Alpenland, auf die zweite Stufe des großen äthiopischen Tafellandes, und das freundliche Bild einer ackerbautreibenden Bevölkerung bot sich dem überraschten Auge dar. Zwischen den Feldern, die in Terrassen getheilt oder durch blühende Hecken getrennt waren, schlängelten sich Fußpfade nach allen Richtungen und das Marienblümchen, der Schlehdorn und selbst die Distel erinnerten an das friedliche Dorfleben Europa's. Man sah es diesen Dörfern der Shiri (wie sich dieser Somali-Stamm nennt) sogleich an, daß sie nicht bloß für einige Monate gebauet waren; die Hütte des Kraals war von der solideren Gambia ersezt, die man in ganz Central-Afrika wieder findet und welche meist die Form einer Kugel hat. Auf einer Stein- oder Lehmmauer erhebt sich das kegelförmige Dach, das aus Schilf oder Baumblättern besteht, und aus welchem der Mittelpfeiler hervortragt, dessen Spitze eine Kürbisflasche oder ein Straußenei ziert.

Die Thür ist aus einer einzigen Diele geformt und hängt in hölzernen Angeln; ein geflochtenes Gitter theilt die Hütte in drei Abtheilungen, nämlich: a. links vom Eingange ist der Raum für die Pferde und Kühe, die durch Fesseln zusammengehalten werden; b. rechts ist die Wohnung der Weiber, und da befindet sich auch der breit aufgemauerte Feuerheerd. Der Rauch und das Ungeziefer, das vom Vieh angezogen wird, macht diese ganze vordere Hälfte nicht gerade angenehm, dagegen ist der hintere Raum c., für die Männer bestimmt, der behaglichste. Ein junger Baumstamm, dessen Zweige man als Haken zugerichtet hat, trägt die Schilde; die Lanzen lehnen an der Wand; wegen der weißen Ameisen hängt man Kleider und sonstige Werthsachen möglichst hoch an Pflöcke, die man in die Wand getrieben hat. Das Geschir besteht aus kleinen Tassen von groben gebranntem Steingut und von Kürbisflaschen, die man im Rauch getrocknet hat. Vom Rauch des Kaminfeuers sind die Balken des Daches ganz schwarz geworden, und nur dann, wenn er gar zu lästig wird, öffnet man ein Fenster. Sonst aber hat man ihn bei den kalten Abenden und Nächten gern, und er wird von den Wilden fast überall ebenso geliebt wie das Fett und der Schmutz, weil er zur Erhaltung der Wärme beiträgt und Mücken und Fliegen verschreckt.

Um 6 Uhr erscheint das nahrhafte Frühstück, aus gebratenem Rind- und Hammelfleisch bestehend, mit kleinen Kuchen von Holcus-Mehl, das die Weiber und Sklavinnen jeden Tag mühsam mit einer steinernen Walze zerquetschen. Mittags 11 Uhr wird ein ähnliches Mahl gehalten und Abends, wenn das Rindvieh sammt den Pferden zurückgekehrt ist und die Kühe gemolken sind, beginnt man mit großem Appetit die Abendmahlzeit, wozu die ganze Familie sich um den Feuerheerd sammelt, um dann unter fröhlichem Geplauder das berauschende und betäubende Hirsebieer zu trinken, das in großen Kürbisflaschen aufgetragen wird.

*) Das Somali-Land erstreckt sich von der Straße Wabelmandeb bis einige Grade südwärts vom Kap Guardafui.

Graf Holzappel.

Von G. Stoll.

Der Nassauische Bauernsohn Peter Eppelmann, welcher als deutscher Reichsgraf, als Graf von Holzappel, der an der unteren Lahn im Herzogthum Nassau gelegenen Grafschaft Holzappel den Namen gegeben, liefert ein Beispiel, wie ein Mann von niederer Geburt durch persönliche Tüchtigkeit zu großem Ruhm und hohen Ehren gelangen kann. Unter dem Namen Melander oder Milander ist er als einer der ausgezeichnetsten Feldherrn des dreißigjährigen Krieges bekannt.

Melander wurde im Jahre 1585 zu Niederhadamar geboren, einem nassauischen Dorfe zwischen den Städten Hadamar und Limburg an der Lahn. Sein Vater war der Landmann Wilhelm Eppelmann, der zugleich den Dienst eines Landreiters (eine Art Landjäger) versah und in nicht ganz ärmlischen Verhältnissen gelebt zu haben scheint. Der Bruder seines Vaters hatte die Rechtswissenschaften studirt und hatte, wie so mancher aus den Dranisch-nassauischen Landen, in Holland sein Glück gemacht; er war Secretär des Prinzen Moriz von Dranien und hatte nach damaliger Weise seinen Namen Eppelmann (Aepfelmann) in den vornehmer klingenden griechischen Namen gleicher Bedeutung, Melander oder Milander, umgewandelt. Da er keine Kinder hatte, so nahm er den Sohn seines Bruders zu sich, der nun in Holland unter dem Namen Peter Melander in der Schule des großen Moriz von Dranien sich zum Kriegsmanne ausbildete.

Nachdem Melander, ehrgeizig und nach Auszeichnung begierig, an verschiedenen Orten Kriegsdienste gethan, trat er bald nach Beginn des dreißigjährigen Krieges, im Jahre 1620, als Oberst in die Dienste der Reichsstadt Basel, als diese Stadt sich zur Vertheidigung gegen den in der Pfalz stehenden spanischen Feldherrn Spinola rüstete, und stellte selbst aus eigenen Mitteln zwei Regimenter auf. Als die Gefahr für Basel vorüber, warb Melander aus den verabschiedeten Soldaten ein deutsches Regiment und führte es der Republik Venedig zu, welche mit Oesterreich und Spanien im Kriege lag. Mehrere Jahre lang kämpfte er rühmlich für die Erhaltung der venetianischen Besitzungen in Oberitalien und Friaul und besiegte 1629 bei Mantua den berühmten österreichischen General Bappenheim.

In den nächsten Jahren, nachdem die Republik, dankbar für die trefflich geleisteten Dienste, ihn mit Auszeichnung entlassen, war er, schon als einer der tüchtigsten Generale seiner Zeit bekannt, in Deutschland im Interesse der von dem Kaiser gefährdeten protestantischen Sache an verschiedenen Orten thätig, bis er im Jahre 1633 als Generallieutenant und Geheimrath in die Dienste des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Cassel trat. An der Spitze mehrerer Regimenter hatte er bald Gelegenheit dem Landgrafen zu zeigen, welche Erwerbung er an ihm gemacht. Vor Olbendorf in Westphalen gewann Wilhelm von Hessen besonders durch seine Anordnungen und seine Tapferkeit einen rühmlichen Sieg über die kaiserlichen Generale Merode und Gronsdorf, welche auf Hameln im Anzuge waren, um diese von dem Herzog von Lüneburg belagerte Festung zu entsetzen.

Sieben Jahre lang stand Melander in hessischen Diensten. Unter seiner Führung gehörten die Hessen durch Disciplin und Tapferkeit zu den besten und gefürchtetsten Truppen, die damals für die protestantische Sache in Deutschland kämpften, und Bernhard von Weimar, sowie Orenstierna, der schwedische Kanzler, mußten wohl, welch' trefflichen Bundesgenossen sie an ihm hatten. Allein Melander war kein Freund der Schweden, so wenig wie der Franzosen; er war der Ueberzeugung, daß beide Mächte in Deutschland nicht für die deutschen Protestanten, sondern für ihre eigenen Interessen gegen den Kaiser fochten. Er war von einer warmen Vaterlandsliebe durchdrungen und wünschte nichts seh-

licher, als seinem Vaterlande, das nun schon so viele Jahre von den Drangsalen des Krieges heimgesucht war, den Frieden zu verschaffen, einen dauernden und gesunden Frieden, in dem die drei Religionsgenossenschaften, Katholiken, Lutheraner und Reformirten, mit gleichen Rechten nebeneinander lebten. Schon Prinz Moriz von Dranien hatte ihn scherzweise nicht allein den ächten Deutschen genannt, sondern den wahren Welterwähler, der zwei andere Deutsche aufwäge.

Melander war daher bestrebt, eine Mittelpartei in Deutschland zu stiften, welche die Fremden von dem vaterländischen Boden verdrängte und den Kaiser zwänge, den Protestanten des Reiches gerecht zu werden. Allein seine Landesfürstin, die kluge und energische Landgräfin Amalie von Hessen, Wilhelms des Verschwiegenen von Dranien treffliche Enkelin, welche seit 1637 nach dem Tode ihres ausgezeichneten Gatten als Vormünderin ihres Sohnes die Regentschaft führte, war anderer Meinung. Als eifrige Reformirte forderte sie Duldung für ihre Confession, welche bis jetzt von dem Kaiser bloß für die Lutheraner ausgesprochen war, und da sie der Ueberzeugung war, daß Oesterreich einem solchen Zugeständnisse widerstrebe und nur durch die äußerste Noth zu demselben gezwungen werden könnte, so hielt sie fest an der Bundesgenossenschaft mit Schweden und Frankreich, bis ihrer Confession die geforderten Rechte erkämpft seien.

Melander suchte vergebens seine Fürstin davon zu überzeugen, daß ein Friede mit dem Kaiser für ihr Land vortheilhafter sei, als Fortsetzung des Kriegs. Freunde des Kaisers kannten diese seine Gesinnung und suchten ihn sogar dazu zu bringen, mit allen seinen Truppen zu dem kaiserlichen Heere überzugehen. Er aber wies solche ehrlosen Zumuthungen standhaft zurück und übergab selbst der Landgräfin die empfangenen Briefe. Dagegen gab er im Hinblick auf die Wohlfahrt des gesammten Reiches seine Friedensbestrebungen nicht auf. Da aber die Landgräfin, dem kaiserlichen Hofe mißtrauend, alle Vorstellungen zurückwies, so entschloß er sich, den hessischen Dienst zu verlassen. Weil die Fürstin seinen schriftlichen Bitten um den Abschied kein Gehör gab, so ging er selbst von dem Heere aus nach Cassel, um persönlich seine Entlassung zu erwirken und mit seiner Gebieterin ein rechtes Wort zu sprechen. Hier kam es denn zu sehr harten Worten und bitteren Auseinandersetzungen, an denen sich auch des Generals Gemahlin, Agnes Freiin von Efferm, mit der er als ein Mann von schon vorgerückten Jahren im Jahre 1638 sich vermählt hatte, betheiliget haben soll. Der stolze General scheint seine Stellung der Fürstin gegenüber vergessen und sich eine zu anmaßende Sprache erlaubt zu haben; denn es heißt, die Landgräfin habe ihm eine Ohrfeige gegeben und den geforderten Abschied sogleich ertheilt.

Soviel ist gewiß, Melander und die Landgräfin haben sich nicht in Freundschaft getrennt. Nicht lange nach jener Auseinandersetzung entband die Landgräfin den Generalleutenant durch ein hartes Decret von ihren Diensten, schloß ihn ganz aus ihrer Freundschaft aus und ließ seine Gelder im Haag mit Beschlagnahme belegen. Es ist wahrscheinlich, daß beide noch wegen Geldangelegenheiten, wegen Forderungen, die Melander für seine hessischen Dienste machte, längere Zeit in Zerwürfniß waren.

Melander begab sich vor der Hand für einige Zeit nach Hadamar, wo er Besitzungen hatte und noch zwei Schwestern von ihm lebten. Schon der holländische Oheim hatte seinen Verwandten in und um Hadamar mehrere adelige Besitzthümer erworben, und Melander selbst hatte der Familie durch seine hohe Stellung manche adeligen Freiheiten erwirkt. Noch heute zeigt man in Hadamar auf der linken Seite der Elb nicht an der alten Brücke ein altes niedriges Haus, das Melandern gehört haben soll.

Bei der damaligen Art Krieg zu führen hatte Melander auf Kosten der besetzten Länder bedeutende Gelder zusammengebracht, und während so viele andere Offiziere in dem wilden Kriege das heute Gewonnene und Geraubte morgen

verpraßten und verspielten, hatte er, von hochstrebenden Plänen erfüllt, stets mit dem erworbenen Reichthume Haus zu halten gewußt. Er selbst berechnete einige Jahre später seinen im Kriege gewonnenen baaren Geldebesitz auf 768,000 Gulden. Auch hatte er im Bergischen nicht unbedeutende Güter angekauft.

Hierher zog er sich von Hadamar aus zurück, um sich einige Zeit wenigstens von den Strapazen eines zwanzigjährigen Kriegsdienstes auszuruhen. Allein von Jugend auf an ein unstättes thätiges Leben gewöhnt, scheint er die Ruhe und Zurückgezogenheit nicht lange ertragen zu haben. Bald finden wir ihn wieder in Bonn, um für den Herzog von Neuburg frische Regimenter zu werben, dann in Wien am Hofe des Kaisers, der ihm wegen seiner Vorliebe für das Kaiserhaus eine besonders gnädige Aufnahme zu Theil werden ließ und ihn in den Reichsgrafenstand erhob. Von nun an nannte er sich, mit Beziehung auf seinen Familiennamen Eppelmann, Graf Holzapfel.

Die Grafschaft zu seinem Grafentitel kaufte sich Holzapfel in der Nähe seiner Heimath. An der unteren Lahn zwischen Diez und Nassau lag die Herrschaft Eßerau. Ihr bisheriger Besitzer, der Graf Johann Ludwig von Nassau-Hadamar, der in Wien zum Katholicismus übergegangen war und bei seiner politischen Thätigkeit im Interesse des Kaisers einen bedeutenden Geldeaufwand hatte machen müssen, sah sich um diese Zeit (1641), wo er zu den Friedensunterhandlungen nach Münster übersiedeln sollte, gezwungen, um alte Schulden zu tilgen und um neuen Aufwand zu bestreiten, einen Theil seines Nassauischen Stammgutes zu verkaufen. Er überließ die Eßerau für 64,000 Thaler an Holzapfel, nach welchem diese Herrschaft den Namen der Grafschaft Holzapfel führte. Der Kaiser erhob die Landschaft zu einer Reichsgrafschaft mit Sitz und Stimme des Besitzers im Wetterauer Grafencollegium; er selbst nannte sich jetzt Peter Graf von Holzapfel, Freiherr von Laurenburg, Herr zu Rülstorf.

Nicht lange nachher (1642) ward Graf Holzapfel von dem Kaiser „in Ansehung seiner im Kriegswesen erlangten guten Erfahrungheit“ zum Feldmarschall mit 12,000 Thaler Gehalt ernannt; doch erhielt er noch nicht gleich ein Commando, wahrscheinlich weil er als Protestant im österreichischen Heere noch manche Vorurtheile gegen sich hatte. Erst im Jahre 1647, nachdem der kühne und talentvolle schwedische General Torstensohn Oesterreich dem Untergange nahe gebracht und das österreichische Heer fast ganz ausgerieben war, hielt man es für nöthig, den unfähigen Gallas, der fast stets betrunken war, den „Heerverderber“, wie man ihn spottweise nannte, zu entfernen und dem Grafen Holzapfel das Obercommando über die kaiserlichen Truppen zu übergeben. In ihm „hoffte man den fähigsten Mann von Kopf und Hand zu finden, um Zucht und Sparsamkeit in einem ganz ruinirten Heere herzustellen.“

So haben wir gegen Ende des Krieges die merkwürdige Erscheinung, daß ein Protestant der Heerführer derjenigen Macht ist, welche bereits an 30 Jahre gekämpft hat, um den Protestantismus in den deutschen Landen zu unterdrücken. Man hat diesen Uebertritt zu dem Kaiser dem Grafen Holzapfel vielfach zum Vorwurf gemacht. Seine Glaubensgenossen nannten ihn einen Abtrünnigen, der die Sache seiner Kirche an ihren schlimmsten Feind verrathe. Allein in Bezug auf seinen Glauben that man Holzapfel Unrecht; er war nach wie vor ein treuer Anhänger seiner Kirche und hat ihr in seiner hohen Stellung bei dem Wiener Hofe wesentliche Dienste geleistet. Daß er dem Kaiser diente, vertrug sich ganz wohl mit seinen religiösen Ueberzeugungen. Die Sache der Religion war längst in dem Kriege entschieden; die katholischen Mächte konnten beiden protestantischen Kirchen die schuldige Anerkennung nicht mehr vorenthalten, und der Krieg war in letzter Zeit weniger mehr ein Religionskrieg, er war ein politischer Krieg, in welchem die übermüthigen Fremden, die Schweden und Franzosen, das Haus Habsburg völlig zu demüthigen und Deutschland zu berauben suchten. Holzapfel war, wie schon gesagt, kein Freund dieser Fremden, er kannte

ihr Trachten nur zu gut und war ein zu guter Deutscher, als daß er ihnen in die Hände gearbeitet hätte. Ehrgeiz hat wohl auch seinen Theil gehabt bei der Annahme des kaiserlichen Dienstes, denn davon kann man ihn nicht wohl freisprechen; allein dieser war hier so wenig wie der Eigennuß das Entscheidende. Frankreich, Spanien, Dänemark, Portugal, Brandenburg, Venedig suchten ihn in ihre Dienste zu ziehen und boten Ehre und Lohn genug, eher mehr als der Kaiser; aber Melander widmete diesem seinen Dienst, weil er glaubte, die Macht des Reichsoberhauptes müsse aufrecht erhalten werden, von ihrer Erhaltung hänge des Reiches Heil, seines Vaterlandes Rettung ab.

Die erste Aufgabe des Feldmarschalls war, in die geringen Reste der kaiserlichen Armee, bei welchen alle Zucht geschwunden war, wieder Ordnung zu bringen und die Regimenter durch neue Werbungen zu ergänzen. Er entließ die überflüssigen Offiziere, schickte die Weiber und die Masse entbehrlichen Trostes nach Hause und übte die Soldaten fleißig in den Waffen. Dadurch zog er sich zwar den Haß vieler Offiziere zu, welche unter ihm ihr früheres Wesen nicht fortreiben konnten; dagegen erwarb er sich die Liebe und das Vertrauen des gemeinen Soldaten, für dessen Verpflegung und regelmäßige Bezahlung er Sorge trug. Die Soldaten meinten, wer dem Kaiser das Scepter nehmen wollte, würde in einen sauren Apfel zu beißen haben.

In kurzer Zeit hatte Holzappel dem Kaiser wieder eine respectable Armee geschaffen. Nachdem er für die Befestigung Wiens und der böhmischen Städte gesorgt, zog er mit 25,000 Mann auf Eger los, den Schlüssel von Böhmen, um diese Festung zu entsetzen. Er kam um einige Stunden zu spät; denn er hatte, um die Güter des Reichskriegsrathspräsidenten, Grafen Schlick, mit dem Durchmarsche einer Armee zu verschonen, einen weiten Umweg machen müssen. Darüber war der Feldmarschall nicht wenig erzürnt, so daß er schon an Niederlegung des Commandos dachte. Auch fühlte er sich dadurch gehemmt, daß der Kaiser selbst mit dem ganzen Reichskriegsrath das Heer begleitete, „damit man nicht weit nach seinen Resolutionen schicken möchte.“ Holzappel ruhte nicht eher, bis der Kaiser mit seinen Råthen das Heer verließ und sich nach Prag zurückzog.

Nicht lange nachher drångte Holzappel in Verbindung mit dem haitrischen Heere unter Gronsfeld den schwedischen General Wrangel durch Sachsen und Thüringen bis nach Westphalen zurück; da aber Gronsfeld unabhängig neben Holzappel commandirte und geheime Instructionen von seinem Kurfürsten hatte, so waren Holzappel überall die Hände gebunden. An der Weser erklärte Gronsfeld, daß er die Schweden nicht weiter verfolgen dürfe, und so wandte sich denn Holzappel unmuthig zurück nach Hessen, in der Absicht, die Landgräfin Amalie, die gefährlichste Feindin des Kaisers, zu einem Bündnisse mit diesem zu zwingen. Aber alle seine Vorstellungen und Drohungen waren fruchtlos, Amalie blieb trotz aller Gefahr bei ihrer bisherigen Politik. Das kaiserliche Heer aber hatte in Hessen einen sehr schlimmen Stand. Denn Holzappel war dort allgemein bis zu dem niedrigsten Bauer herab verhaßt als ein Abtrünniger von der protestantischen Sache und als ein Feind der verehrten Landesfürstin. Man glaubte allgemein, er sei gekommen, um wegen früherer Beleidigungen an Hessen Rache zu nehmen; erzählte man sich doch, er habe bei einem Gastmahle gesagt, er wolle dem Lande eine solche Maulschelle geben, daß es daran denken solle.

Holzappel hat indeß die schlimmen Erwartungen der Hessen nicht wahr gemacht; er fügte dem Lande nicht mehr Schaden zu, als der Krieg nothwendig mit sich brachte. Die Landgräfin ihrerseits erwies ihrem früheren Generale höfliche Aufmerksamkeit. Als sie erfuhr, daß er nach Cassel geschickt, um ein Faß Wein zu kaufen, sandte sie ihm ein Fuder Wein aus ihrem eigenen Keller.

Holzappel konnte sich in Hessen an keinem Orte lange halten; denn die Bauern hatten sich mit ihrem Getreide in die Festungen und die Wälder geflüchtet. Eine Zeitlang lag er in und um Marburg; er wollte Stadt und

Burg dem Landgrafen Georg von Darmstadt, einem treuen Bundesgenossen des Kaisers, erobern. Die Stadt ward erkürrt und geplündert, das Schloß aber wurde tapfer vertheidigt, so daß man nach einiger Zeit die Belagerung wieder aufgeben mußte.

Der Commandant der Festung wollte übrigens dem sich zum Abzug bereitenden kaiserlichen Feldmarschall noch ein blutiges Abschiedsmahl bereiten. Er wußte, daß Holzappel an einem bestimmten Tage bei dem Gastwirth Seip Tafel halten werde, und richtete auf das Speisezimmer zu der bestimmten Stunde sieben Kanonen. Als durch Trompetenschall das Zeichen zum Beginn des Mahles gegeben ward, ließ er die 7 Kanonen auf einmal losbrennen. Der an der Thüre des Saales stehenden Schildwache wurde der Kopf weggerissen, dem Markgrafen Leopold Wilhelm von Baden-Durlach ein paar Zähne ausgeschlagen. Holzappel, der zu seinem Glücke etwas später, als man erwartete, erschienen war, wurde von einem Balkenstücke stark verwundet. Der Gastwirth Seip kam mit dem bloßen Schreck davon, eine Kanonenkugel fuhr ihm, ohne ihn zu beschädigen, zwischen den Beinen durch.

Mit dem Anfang des Jahres 1648, des letzten Kriegsjahres, verließ Holzappel Marburg. Im Mai desselben Jahres finden wir ihn, mit Gronsfeld vereinigt, an der Donau, wohin er sich vor dem wieder vorrückenden, mit dem französischen Feldherrn Turenne verbundenen Wrangel hatte zurückziehen müssen, um Baiern und die österreichischen Lande gegen Schweden und Franzosen zu vertheidigen. Holzappel sah sich damals wieder überall gehemmt. Der bairische Befehlshaber folgte seinem eigenen Kopfe, im Baierlande beanspruchte der Kurfürst Maximilian selbst den Oberbefehl auch über die kaiserlichen Truppen, dem kaiserlichen Heere mangelte das Geld, so daß sogar einzelne Generale revoltirten, und zudem bestand das feindliche Heer aus 40,000 Mann wohlgerüsteter Truppen. In solchen Verhältnissen mußte dem besten Führer die Hoffnung auf günstigen Erfolg schwinden.

Holzappel that, was in seinen Kräften stand. Er zog sich eben vor der überlegenen feindlichen Armee auf Augsburg zurück, wohin ihm die Baiern vorausgegangen, und hatte bereits das drei Meilen von Augsburg entfernte Zusmarshausen erreicht, als sein Nachtrab von Turenne mit 1000 Mann oberhalb des Fleckens überfallen ward. Auf diese Nachricht sprengte Holzappel sogleich nach dem Orte des Kampfes; sein Erscheinen brachte die vor der feindlichen Uebermacht weichenden Reiter und Fußsoldaten zum Stehen; aber kaum hatten sie sich wieder dem Feinde zugekehrt, so fiel Holzappel, von drei Kugeln getroffen, tödtlich verwundet vom Pferde. Die Offiziere eilten erschrocken herbei, um ihm beizustehen; er aber rief: „Denkt nicht an mich, ich bin todt; sucht über den Fluß zu kommen, wenn ihr das Glück des Kaisers retten wollt. Voran, voran!“ Er wurde darauf von Soldaten auf den naheliegenden Salmbacher Hof getragen und, nachdem er da verbunden worden war, von seiner Gemahlin begleitet nach Augsburg gebracht. Prinz Ulrich von Württemberg übernahm das Commando und führte das Heer glücklich bis unter die Kanonen von Augsburg. In diesem Treffen blieben an 2000 Kaiserliche, und wenigstens ebensoviele wurden gefangen.

Das energische Auftreten Holzappels hatte noch einige Zeit die sinkende Macht des Kaisers zu stützen gewußt. Jetzt mußte dieser ernstlich an Frieden denken und durch schnellen Abschluß desselben zu retten suchen, was noch zu retten war.

Holzappel starb am Morgen des folgenden Tages (18. Mai) im 63. Jahre seines Lebens. Die Leiche wurde Anfangs nach Regensburg gebracht, um dort in der lutherischen Kirche beigesetzt zu werden; da aber Holzappel reformirter Confession war, so verweigerten die Lutheraner Regensburgs die Aufnahme der Leiche in ihre Kirche, bis der Kaiser in besonderem Schreiben den Magistrat zur Aenderung des Beschlusses aufforderte. Unterdeß entschloß sich aber die Wittwe,

die sterblichen Reste ihres Gemahls nach dem Pfarrdorfe Esten, dem Hauptorte der Grafschaft Holzappel, der erst 1688, zur Stadt erhoben, den Namen Holzappel erhielt, bringen und dort in der Familiengruft beisetzen zu lassen.

Holzappel ist unstreitig einer der merkwürdigsten Männer des dreißigjährigen Krieges. Geboren in einer Bauernhütte, starb er als der oberste Feldherr des Reichs in Glanz und Ruhm, im Besitze eines fürstlichen Vermögens. Glückliches Talent und rastlose Thätigkeit, ein stets nach Ehre und Auszeichnung strebender Sinn und Festigkeit des Willens hoben ihn auf diese glänzende Höhe. Seine Zeitgenossen mäkeln nicht an seiner Feldherrngröße, werfen ihm aber falschen Stolz, Härte und Mißbrauch der Gewalt vor, Eigenschaften, die ein von Jugend auf geführtes Kriegerleben wohl ausbilden konnte. Er war ein schöner Mann von ritterlicher Haltung und geistvollen Gesichtszügen, mit blauem, feurigem Auge, gebogener Nase, hoher gewölbter Stirn.

Holzappels Wittve kaufte im Jahre 1656 zu der Grafschaft Holzappel noch von dem Grafen von Leiningen-Westerburg die auf der entgegengesetzten Seite der Lahn gelegene Herrschaft Schaumburg mit dem gleichnamigen Schlosse für 40,000 Thaler. Seitdem war Schaumburg die Residenz für die Besitzer der gesammten Landschaft. Holzappels einzige Tochter, die Erbin von Schaumburg-Holzappel, heirathete den Grafen Adolph von Nassau-Dillenburg; deren Tochter Charlotte brachte 1692 durch ihre Vermählung mit Lebrecht von Anhalt-Bernburg das Ländchen an dieses Haus. In neuerer Zeit kam das standesherrliche Fürstenthum Anhalt-Schaumburg durch Heirath an den österreichischen Erzherzog Joseph, von dem es sein Sohn, Erzherzog Stephan, erbie.

Dies und Das.

Die Fastenwoche oder zu deutsch: Die Butterwoche, heißt die erste Woche der russischen großen Fasten vor Ostern, in der Fleisch zwar nicht genossen werden darf, wohl aber Milch, Butter, Eier und — Brantwein, es ist der Carneval Italiens. In dieser Woche hält sich der Russe schadlos für die kommende Fastenzeit, das heißt, er übernimmt sich so im Essen und Brantweintrinken, daß es Alles übersteigt, was man sich von dem Maße denken kann, dessen ein Russe fähig ist, daher überall auf den Straßen Leute liegen und bewußtlos sind. Fasten ist dem Russen eins der vorzüglichsten Mittel, sich den Himmel zu verdienen, darum das Volk mit großer Strenge an seinen Fasten hält, von denen die wichtigsten die Welchnachtsfasten, die langen Osterfasten, das Fasten am Peterstage, Maria Himmelfahrt und die Fasttage im September sind. Außerdem ist der Mittwoch und Freitag jeder Woche ein Fasttag. Rechnet man diese Fasttage im Jahre zusammen, so kommt mehr als die Hälfte des Jahres auf dieselben. Er darf an den Fasttagen nur Gewächse genießen, Kohl, Rüben, Kartoffeln u. d. G., keinen Fisch, und kein Fleisch und keinen Brantwein, Wein, sogar keinen Thee. Darnach läßt sich ermeßen, wie in der „Butterwoche“ der Russe schwelgt, um — hernach sieben Wochen zu fasten.

Von den Santals, einem die Hochgebirge des inneren Indiens bewohnenden Volke, welches erst durch seine Empörung gegen die Engländer vor etwa drei Jahren näher bekannt wurde, wissen wir, daß es ein wildes, freies Gebirgsvolk ist, aber weder die Verschmiztheit, noch den Trug und die Wortbrüchigkeit mit den Hindu's und den indischen Muhamedanern theilt, und, wenn es auch in Erkenntniß und Kunst weit hinter ihnen zurücksteht, doch in sittlicher Beziehung sie weit überragt. Es verdient ein Zug ihrer Denkweise bekannt zu werden, dessen Wahrheit vollkommen verbürgt ist. In dem Kriege, welchen die englisch-ostindische Regierung zur Unterdrückung der Empörung der Santals mit diesem kräftigen und muthevollen Volke führte, wurden Viele zu Gefangenen gemacht, und theilweise in den Gefängnissen von Bhagalpur und Alipur eingesperrt. Das war für diese, wild in ihren Bergen umherschweifenden Naturmenschen einem Todesurtheile völlig gleich, und bald zeigte es sich, daß die Hälfte derselben in kurzer Zeit wegsstarr. Die Regierung konnte das nicht gleichgültig ansehen und sann auf eine Aenderung ihres Zustandes. Zwei Hundert derselben wurden sofort an den Matlahfluß gebracht, wo sie die Fschungel oder das unburchdringliche Dickigt, austauden sollten, um das vortreffliche Land zu einer neuen An siedlung zu verwenden, wobei man an diese Santals selber dachte. Für diese Arbeit wurde ihnen ein entsprechender Tagelohn nebst Unterhalt zugesichert, und, um ihrer Freiheitsliebe gerecht zu werden, sollte keine Wache, keinerlei Beengung ihnen lästig sein und man wollte sie vertrauensvoll sich selbst überlassen. Diese Arbeit aber Gefangenschaft wurde ihnen

zur freien Wahl gestellt und nach kurzer Bedenkzeit entschlossen sich die Santals zur Arbeit. Jeder Einzelne gab sein Wort, nicht zu entfliehen und so traten sie ihre Reise an. Am Ziele angelangt, begannen sie ihre Arbeit mit Eifer und Geschick. Aber man mochte die Ausbünklungen der sumpfigen Dschungel-Landschaft und den unseligen Einfluß derselben auf diese freien Kinder der Berge nicht in Betracht gezogen haben. Sobald die heiße Jahreszeit eintrat, begann die Cholera mehreremal unter ihnen zu wüthen, und eines schönen Morgens erhält der englische Oberbeamte der Landschaft die überraschende Kunde, die Santals seien alle fort. Dieß war um so überraschender, als sie zufrieden mit ihrem Loose, fleißig und treu gearbeitet und ihr Werk gefördert hatten. Der Beamte konnte es, bei der gewohnten Worttreue der Santals kaum glauben. Als er eben im Begriffe war, Leute abzuordnen, um die Flüchtlinge aufzusuchen — erschienen Alle, die noch lebten, vor dem Gefängnisse zu Bhagalpur, setzten sich ruhig nieder; übergaben das bisher verdiente und sorglich ersparte Geld der Wache zur Aufbewahrung und antworteten dem herbeigeilten Beamten auf seine Frage: Was sie zu diesem Schritte bewegen? Die Cholera habe sie in den sumpfigen Dschungeln ohne Zweifel alle hingerafft, wenn sie geblieben seien; sie zögen es daher vor, in ihre Gefängnisse zurückzukehren, getreu ihrem gegebenen Worte. Was hätten diese Männer verdient? frage ich die Leser. —

Die wandernde Pflanze. Eine wandernde Pflanze? Ein Jeder schüttelt den Kopf und sagt: Pöffen! Die Pflanze wurzelt in der Erde und stirbt oder dauert, wo sie ihre Wurzeln einschlug, es sei denn, daß der Mensch sie wandern lasse, das heißt, sie verpflanzt! — Aber wir lesen in einem englischen Blatte, daß keine Windbeutelereien und Schnurrpfeifereien in die Welt sendet, folgendes von der kleinen Jericho-Rose (*Anastatica hierochontica*): Man findet im Frühlinge in den weiten Sandwüsten, wie unter dem üppigsten Pflanzenwuchse, an einsamen Stellen, wie auf Hausgiebeln, kurz überall in Afrika, in Aegypten, Arabien, am Saume der Wüste, die kleine Jericho-Rose, die selten sechs Zoll hoch wird, und keine Zweiglein, Blätter und Blüthen hat. Das erste Zeichen, daß die Pflanze wandern will, stellt sich ein, wenn sie verblüht hat und ihre Samen gereift sind. Dann wirft sie alle ihre Blätter ab; die Zweiglein werden welk und die ganze Pflanze rollt sich in eine Kugel oder einen kugelähnlichen Ballen zusammen. Es ist nun die Zeit, da heiße, brennende Landwinde über die Wüste dahersaufen. Sie entwurzeln den seltsamen Pflanzenballen und rollen ihn oft viel Hundert Meilen weit fort, bis sie ihn endlich in die Luft hinaufgewirbelt haben, und er vom Winde in das Meer getragen wird. Sobald die kleine Pflanze oder der ausgetrocknete Ballen, der die reifen Samenkörner sorgfältig umschließt, das Meerwasser berührt, quillt die Pflanze wieder auf, thut sich aus einander und läßt ihre Samen los. Die Pflanze selbst stirbt nun dahin, aber die Samen quellen auf, und nachdem sie durch mit Wassertheilen gesättigt sind, werden sie vom Meere auf den Strand gespült. Dieß geschieht um die Zeit, da die Westwinde mit Heftigkeit vom Meere her über das Land wehen. Sie nehmen die Samen mit fort, zerstreuen sie weit und breit über die Wüste und das Land und im Frühling ist die Jericho-Rose wieder in der Heimath, wo ihre Vorfahren gelebt. Das ist eine Thatfache, liebe Leser! Nun blicke ich wieder einmal in den wunderbaren Haushalt Gottes, und verstehe erst recht das Wort des Heilandes von den Lilien auf dem Felde, und rufe aus: Herr wie sind deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weißlich gemacht und die Erde ist voll deiner Güter! Thue es auch, mein lieber Leser und du thust wohl, und wenn du die Frage des Heilandes liest: Seid Ihr denn nicht viel mehr denn sie? dann hebe deine Augen zum Herrn und sprich: Herr, verzeih meinen Kleinmuth!

Das Erde-Essen der Indianer am Orinoco. Von einem unsrer größten Kenner des Landes der Ottomaken, eines Indianerstammes am Orinoco, wird uns berichtet, daß dies Volk in der Zeit, wenn der Strom steigt und sie ihre gewöhnliche Nahrung, Fische und Schildkröten, entbehren, sich von Erde oder vielmehr von Letten nähren. Sie formen den Letten in Kugeln, die etwa vier bis sechs Zoll Durchmesser haben, backen sie an einem schwachen Feuer, bis sie auswendig röthliches Ansehen gewonnen und heben sie dann auf. Werden sie gegessen, so werden sie erst vorher angefeuchtet. Zur täglichen Nahrung, wenn die Fische und Schildkröten fehlen, bedarf ein Ottomake nahezu ein Pfund solcher Erdkugeln. Sie lieben diese Nahrung in dem Grade, daß sie, wenn sie auch Fische im Ueberflusse haben, sie doch zum Wohlgeschmack und gleichsam als Nachtisch noch Etwas von diesen Lettkugeln zu sich nehmen. Wie hier in Amerika, so essen auch die Afrikaner, und namentlich die Neger in Guinea gelbe Erde, welche sie Kawak nennen. Wenn sie, als Sklaven, nach den Inseln Südamerika's verkauft werden, juchen sie dort emsig nach einer solchen Erde, um sie zu essen. Es ist jedoch außer Zweifel, daß dieses Erdessen sehr ungesund ist, denn sowohl die Indianer am Orinoco in Amerika, als auch die Guinea-Neger magern ab und werden höchst elend dadurch. Wenn wir aber hören, daß auch die Finnländer Erde unter ihr Brotmehl, und nicht grade aus Noth, mischen; daß auch die Chinesen Erde essen, so scheint es fast, als sei es ein eigenthümlicher Naturtrieb dieser Menschen, ihre Ekstase auf eine so seltsame Weise zu befriedigen. Seltsam ist es, daß Kinder, welche an Skropheln leiden, Mürtel und Kreide sehr gerne und mit Wohlgeschmack und Wohlbehagen essen.

Der Finger Gottes.

Begebenheiten, nach altentworfener Mittheilung erzählt, von

W. D. von Horn.

Für jeden Denkenden ist es im höchsten Grade anziehend und zu erstem Nachdenken anregend, Einblicke zu thun in die verschlungenen Schleichwege des Verbrechens, und zugleich in die oft wahrhaft wunderbare, oft durch die anscheinend unerheblichsten Veranlassungen entdeckte Schuld, die sich doch mit Aufbieten aller Schlaubeit und Klugheit in das Dunkel des undurchdringlichsten Geheimnisses gehüllt zu haben glaubte, und sich vor jeder Entdeckung sicher hielt. Da erkennt das Herz die Fügungen eines heiligen Willens; das Auge, das in's Verborgenste schaut; die Hand, die ordnende Hand dessen, ohne dessen Willen kein Haar von unserm Haupte fällt, aber auch die heilige, untrügliche Gerechtigkeit, die der Wahrheit Zeugniß gibt, die Unschuld rettet, und das Haupt des Verbrechers trifft, wie er sich auch verberge. Er fühlt sich unwillkürlich gedrungen, mit jenem strafbaren Könige auszurufen: Das ist der Finger Gottes! Er blickt nach Oben, faltet seine Hände und spricht: Wie gar unbegreiflich sind deine Gerichte, o Herr, und wie unerforschlich deine Wege! So ist es mir oft ergangen, wenn ich Blicke in die Verhandlungen der Gerichte zu thun Gelegenheit fand, gerade in solchen Verhandlungen, wo es sich um schwere Verbrechen handelte. Dieß ist wohl je und dann geschehen und allemal hat dieser Einblick jene Frucht in meinem Herzen getragen. Da dachte ich denn, als in jüngster Zeit das wieder der Fall war, ob nicht die Mittheilung solcher Begebenheiten auch den lieben Lesern der Maje bedeutsam wäre, Mittheilungen, für deren Wahrheit die Verhandlungen der Gerichte, das Wissen Tausender, Bürgerschaft leisten? Aber wenn Tausende drum wissen, warum willst du sie erzählen? fragte ich mich wieder, mußte mir aber einfach antworten: jede Uebelthat hat ja doch nur ihr Gebiet, wo sie verübt worden; wo sie abgeurtheilt wurde und bestraft, und vielen Tausenden ferne Wohnender ist nie ein Wort davon bekannt geworden. Das war's, was mich veranlaßte, die nachfolgenden Begebenheiten mitzutheilen, einfach und wahr, wie sie vor den Schranken der Gerichte verhandelt wurden und in ihren Akten liegen. Mögen die nachfolgenden Blätter nicht denen gleichen, die im Herbst der Wind von den Zweigen weht, und die welk zur Erde fallen, um unbeachtet zu vergehen!

Der Brandstifter im eigenen Hause.

I.

In dem ehemaligen Fürstenthum Lichtenberg, das von Sachsen-Coburg an Preußen überging, und den jetzigen Kreis Sanct Wendel, im Regierungsbezirke Trier, bildet; nicht weit von dem Städtchen Grumbach, wo einst ein Zweig der Wild- und Rheingrafen des Nahethal's ihre Residenz hatten, liegen, etwa zehn Minuten Weges von einander entfernt, die beiden Dörfer Ober- und Unter-Jedenbach. Es sind wohlstehende Dörfer, bewohnt von fleißigen, rechtlichen, der alten Sitte treuen Menschen. Es sind schlichte einfache Bauerleute. Der Weltverkehr, dessen lebhaftes Straßen ziemlich weit abliegen, ist in dieß stille Thal, mit seinen Alles gleichmachenden Wirkungen, noch nicht eingedrungen. Es ist friedlich und stille in dem Thale, wo jeder treu und gewissenhaft seinem Berufe lebt.

Wenn aber das deutsche Sprüchwort: Es ist keine Heerde so klein, es ist ein räudig Schäflein drein, seine Anwendung bekanntlich überall findet, so konnte sie ihm auch in Oberjedenbach nicht entgehen. Ein Mann lebte im Orte, auf den Alle mit Besorgniß und heimlichem Grauen blickten. Und doch gehörte der

Mann einer durchaus achtbaren und bescholtenen Familie an; seine Brüder waren geachtete, rechtschaffene, treue und fleißige Leute, ja seine Kinder hielt man werth, weil sie Nichts vom Vater an sich zu haben, im allgemeinen Rufe standen. Jedermann wollte ihnen wohl. Er hatte ein braves Weib gehabt, die ihm aber der Tod entriß. Sie hatte einen wohlthätigen Einfluß auf ihn geübt, einen zähmenden, haltenden und starken Einfluß; aber dieser war gebrochen, und seitdem nahm der sittliche Verfall zu. Er wurde ein Trinker und Spieler. Er fühlte sich nicht mehr wohl zu Hause, trieb sich viel draußen herum; war mit allen Handelsjuden auf vertrautem Fuße; machte bei Frucht- und Viehhändeln den Makler; war deshalb auf allen Märkten des Landes, und mischte sich, wie man zu sagen pflegt, in Alles. Schlimmer war eine andre Seite seines Wesens. Das Sprüchwort: Was dich nicht brennt, das blase nicht, deutet darauf hin. Er blies auch da, wo es ihn nicht brannte, reizte zu Prozessen an, und spielte den Rathgeber — selten aber zum Frieden. Del in's Feuer gießen war seine Liebhaberei; aber arbeiten nicht. Das überließ er gerne seinen braven Kindern.

Es war kein Zweifel, daß seit dem Tode seines braven Weibes diese heillose Thätigkeit, und doch dieß müßige Herumtreiben in den Gerichtssälen, Kneipen und auf den Jahrmärkten bei ihm reisend zugenommen hatte, und daß damit sein Wohlstand immer mehr zerfiel, seine Schulden sich mehrten, und dann endlich jener Augenblick eintrat, wo er mit Erschrecken bemerkte, daß er sich auf den Hefen befand oder wie es das Volk ausdrückt, daß er auf dem letzten Loche pffiff. Eine solche Wahrnehmung heischte einen entschiedenen Schritt.

Johann Adam Schneider war sein Name; in der ganzen Gegend, von der Nahe und Lauter bis zum Waldgebirge der Winterhauch hieß er jedoch in dem Volksmunde nur: „Der rothe Hannadam.“ Die eigenschaftliche Beschreibung hatte ihren Grund in rothen, struppigen Haaren. Er war von Gestalt eher klein, als groß, aber sehnig. Seine Gesichtszüge waren häßlich, podennarbig und mit einer unsäglichen Menge bräunlicher, sogenannter Sommersprossen bedeckt, wie sie bei rothen Haaren häufig vorkommen. Das Häßliche seiner Erscheinung wurde noch vermehrt, wenn er sprach; denn seine Stimme besaß etwas kräczend Widerliches und Unangenehmes. — Inneres und Aeußeres, ein Leides, sogar freches Auftreten mit einem lauernden, unheimlichen Blicke, vereinigte sich bei dem „rothen Hannadam“, um ihn den Leuten unangenehm zu machen, und das Sprüchwort: Rothe Haare und Erlenholz wachsen auf keinem guten Boden, wurde in der heimathlichen Umgebung häufig auf ihn angewendet.

In dieser, auf vieler Zeugen Munde beruhenden Schilderung tritt uns die Persönlichkeit, die Beziehung zu andern Menschen, und auch zum Theil die persönlichen Verhältnisse eines Menschen entgegen, dessen unselige Gedanken zur That wurden, zu einer That, die er in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt hatte, die aber einen tiefen Blick in sein Inneres gestattet und einen richtigen Maßstab zur Beurtheilung seines sittlichen Werthes darbietet.

An das Haus, in dem wir geboren wurden, in dem wir an der lieben Mutter Brust geruht, in dem wir die harmlosesten, glücklichsten Jahre des Lebens verlebt, die Jahre der heiteren Kindheit; an das Haus, in dem uns der erste Schmerz traf, in dem wir den theuern Aeltern die Augen jubrückten, in dem wir in glücklicher Ehe gelebt, in dem uns unsere Kinder geboren wurden, in dem das Glück und die Freude das Herz erhoben, in dem Sorge und Kummer daran genagt, — es sind tausend unsichtbare Fäden, die uns an dieß Haus knüpfen. Es ist mit der Geschichte uns'res Lebens so eng verwoben; jeder Raum desselben ist durch eine Erinnerung geheilligt. Nur in ihm ist es uns wohl; nach ihm fühlen wir in der Ferne das Heimweh, und die ganze heilige Bedeutung desselben geht in dem tiefen Worte: „Heimath“ auf.

Wie tief muß das Herz gesunken, das Gemüth entartet sein, das dem Gedanken Raum geben kann, die verzehrende Flamme mit eigner Hand in demselben anzufachen! — Jedes bessere Gefühl muß aus ihm gewichen sein! —

Und gefestigt sich der Gedanke hinzu, daß das einmal entfesselte, furchtbare Element des Feuers leicht eine unermessliche Ausdehnung finden, auch die friedlichen Wohnstätten Anderer mit verzehren, das Leben, die Gesundheit, die Habe der Mitmenschen, der Nachbarn, zerstören, vernichten kann, — dann — es ergreift uns ein Schauder, der durch der Seele tiefste Fugen zieht — sollte man kaum denken, daß eine Menschenseele den rucklosen Gedanken in sich herbergen könnte, — das eigne Haus anzuzünden.

Und doch liegen Beweise genug vor, daß Schneider diesen Gedanken sogar lange in der Seele getragen haben mußte, da er ihn verschiedentlich leichtfertig, aber auch drohend geäußert haben soll.

Das Haus des Schneider war aus Fachwerk erbaut, lag an der Straße, die von Grumbach nach Sanct Wendel führt, und war ein altes, baufälliges Gebäude, an dem, wer weiß wie lange, keine ausbessernde, erhaltende Hand thätig gewesen war. Innerlich war es unter verschiedene Besitzer getheilt. Eine Abtheilung gehörte dem J. A. Schneider und seinen Kindern gemeinschaftlich. Die übrigen Räume waren zwischen seinem Schwager: Carl Schneider, ferner dem Sebastian Zimmer und endlich der Wittve Kerbach getheilt, jedoch so, daß jedes Hauseigenthum in allen Stücken völlig von dem Andern geschieden war, also ein selbständiges, wenn auch unter einem Dache, bildete.

Die Lage des Hauses muß ich nothwendig näher bezeichnen. Gegen Norden wurde es von der Dorfstraße begrenzt; gegen Süden von einem zum Dorfe führenden Weg, der gegen Westen das Haus von den Wohnungen der beiden Brüder des Joh. Adam Schneider: Philipp und Peter Schneider, trennte, und östlich von einem Garten, welcher dem Lehrer Decker gehörte. Hinter diesem Garten, durch einen Seitenweg des Dorfes davon getrennt, lag die Wohnung des Johann Lauwer.

J. A. Schneider's Haus lag an einem Abhange, so daß es auf der einen Seite nur Ein, auf der andern zwei Stockwerke hatte.

Die Wohnräume des Gebäudes waren in zwei Hauptabtheilungen geschieden. Die Hälfte des unteren Stockwerkes bildete die Wohnung der Wittve Kerbach, die andere Hälfte des unteren Stockwerkes aber die Wohnung des J. A. Schneider und seiner Kinder. Jede dieser beiden Wohnungen hatte eine besondere Eingangsthüre. — Das obere Stockwerk war zur einen Hälfte Eigenthum des Sebastian Zimmer, die andere gehörte dem schon genannten Carl Schneider. Man gelangte zu diesen beiden Wohnungen durch Thüren von der Straße aus. Die Wohnung des Sebastian Zimmer lag über derjenigen der Wittve Kerbach, und die des Carl Schneider über der seines Bruders J. A. Schneider oder des „rothen Hannadam“. Unter dem Dache waren die Speicher in anderer Weise unter die vier Bewohner des Hauses getheilt, nämlich so, daß der Speicher, welcher über der von der Wittve Kerbach und Sebastian Zimmer bewohnten Haushälfte lag, nach der Breite durch Ringelwände getheilt war in zwei abge sonderte Hälften, so zwar, daß an dem äußersten Ende des Hauses der Speicher der Wittve Kerbach gelegen war, zu dem man durch eine Thüre von Außen, nämlich von dem hier höher liegenden, am Berge ansteigenden Boden gelangen konnte, während der Speicher der andern Haushälfte der Länge nach getheilt war, so daß der Antheil des Carl Schneider nach der Straße, der des J. A. Schneider nach dem Fußwege hin lag. Diese beiden Speicherabtheilungen grenzten an den Theil des Zimmer. Jede der Wohnungen hatte einen Schornstein für sich und diese Schornsteine standen etwa 10—11 Fuß von einander entfernt, und es mündeten auch die Rauchfänge der häuslichen Dacköfen in sie ein. In dem Dachtheile des Zimmer befand sich eine Luke von ansehnlicher Größe, etwa acht Fuß vom Boden erhaben gegen die Straße, um das Futter und die Frucht auf den Speicher zu bringen. Von der Straße aus konnte man durch diese Luke in den Speicherraum des Zimmer hineinschauen.

Das Dach war mit Stroh, nur der Dachantheil des rothen Hannadams oder des J. A. Schneider, war mit Hohlziegeln gedeckt.

Wie aber J. A. Schneider's Wesen ein lotteriges war, so war auch sein Dachantheil in sehr schlechtem Zustande, namentlich waren zehn bis zwölf dieser Hohlziegeln zerbrochen, so daß ziemlich große Oeffnungen im Dache waren, durch die man von der Straße in das Innere des Speichers sehen konnte, das denn auch Wind und Wetter offen stand.

Diese genaue Beschreibung der Räumlichkeiten des Hauses und seines Zustandes waren, auch wenn sie den Lesern vielleicht langweilig erscheinen sollten, durchaus nicht zu umgehen, ebenso wenig die Namhaftmachung der vier Hauseigenthümer und ihrer Haustheile. Dabei muß jedoch noch einer unglücklichen Bewohnerin des Hauses gedacht werden, weil sie geeignet ist, ein tiefes Mitleidgefühl zu beanspruchen.

In einer Kammer des Hausantheils des Sebastian Zimmer, die dieser entbehren konnte, wohnte eine Mietherin. Es war die vier und achtzigjährige Wittwe Catharine Ebinger, eine altersschwache und dazu erblindete Frau, die nothwendig fremder Hülfe bedurfte, in ihrer Armuth sowohl, als in ihrer Hülfslosigkeit.

Ehe wir jedoch weiter in der Entwicklung der Geschichte vorschreiten, müssen wir noch die Bekanntschaft zweier Personen machen, da sie wesentlich in den Gang der Begebenheiten eingreifen. Es sind zwei Taubstumme, die Brüder Schid. Beide Unglückliche waren arm und hüteten mit einander die Schweinheerde des Dorfes Oberjedenbach, womit sie sich kümmerlich ihren Lebensunterhalt erwarben. Der ältere der Brüder war reicher begabt als der jüngere, hatte auch in der Schule des Lehrers Decker, durch dessen besondere Bemühungen, sich einige Kenntnisse erworben, während der Jüngere deren keine besaß. Beide waren gutmüthige, treue, redliche Menschen und als solche im Dorfe werth gehalten. Beide aber waren lebhaft, verständig, klug, ja besonders scharfsinnig. Sie wußten sich mit den Dorfbewohnern leicht zurechtzufinden, indem die Zeichen, durch die sie sich verständlich machten, Jedermann bekannt waren, und durch sie Jedermann mit ihnen in umgänglichen Verkehr trat, sie verstand, und von ihnen verstanden wurde.

Beide Brüder waren schon in den Bierzigen, und die lange Gewohnheit hatte die gegenseitige Verständigung vollkommen vermittelt. Ihre Wahrheitsliebe, überhaupt ihre unbestechliche Ehrlichkeit war über jeden Zweifel erhaben.

II.

Es war am 12. August 1848, etwas nach vier Uhr Nachmittags. Auf dem Dorfe Oberjedenbach lag jene sommerliche Stille, jener eigenthümliche Friede, der höchstens durch die fröhlichen Stimmen spielender Kinder, das Krähen eines Hofhahnes oder das Bellen eines Hundes unterbrochen wird. Die Häuser stehen leer. Alle Bewohner sind auf den Feldern, entweder mit den letzten Aernarbeiten oder mit dem Einsammeln des Futters für die Rube beschäftigt. Ab und zu geht wohl Eins oder das Andere mit einer Traglast grünen Futters in das Dorf; ein Anderes eilt noch einmal hinaus, etwa noch mangelndes Futter zu holen oder noch rückständige Arbeiten zu vollenden. Die beiden taubstummen Schweinhirten haben eben ihre Heerde, wegen der Sonnengluth so spät gesammelt und ihr Klatschen mit der Peitsche ist, außer den Stimmen ihrer Thiere, der einzige Laut, der die Stille unterbricht.

Da schlägt plötzlich eine lichte Flamme aus dem Dache des eben erst beschriebenen Hauses und theilt sich mit einer reißenden Schnelligkeit allen Theilen des Gebäudes mit, und greift mit solcher Macht und Wuth um sich, daß, wie mit einem Zauberschlage das ganze Gebäude in lichter Höhe dasteht. Augenblickliche Hülfe fehlt, da fast alle Bewohner des Dorfes auf ihren Feldern sind. — Das Feuer theilt sich den zunächst gelegenen Gebäuden mit, nämlich dem Wohn-

hause des Lauwer, und den Wohnungen, Scheunen und Stallungen des Philipp und des Peter Schneider, der Brüder des Johann Adam Schneider oder des „rothen Hannadam“.

Es war eine furchtbare Lohe, welche die erschrockenen Bewohner vom Felde eiligst heimführte; die Sturmglocke heulte, und auch von Unterjedenbach, später auch von andern nahen Orten, eilte die helfende Menge mit Löschwerkzeugen herbei, aber die Sommerhitze hatte Alles ausgetrocknet, die Strohdächer waren die heillosen Leiter des Feuers, alle Hülfe war umsonst. Die ergriffenen Gebäude brannten gänzlich nieder. Was die Helfenden vermochten, war das, daß das Feuer nicht noch weiter um sich greifen konnte, was das ganze Dorf hätte einäschern können.

Schrecklich war die Verwirrung im Dorfe; schrecklich anzuhören das Wehklagen der Verunglückten, aber das Schrecklichste, was alle betäubte und lähmte, war das, daß die arme, blinde Wittve Ebinger ihren Tod in den Flammen gefunden! — Ein Säugling in der Wiege, der, wie es leider auf dem Lande geschieht, in der Wohnung der Wittve Kerbach sich allein befand, würde den gleichen, schrecklichen Tod gefunden haben, hätte nicht kühner Muth, mit Blossstellung des eigenen Lebens, ihn aus dem schon einstürzenden Hause gerettet.

Die Bevölkerung hatte keine Zeit, über den Ursprung des Brandes für's Erste genauer nachzudenken. Der entsezerregende Tod der unglücklichen Blinden erschütterte jedes Herz; die Sorge, die noch auslofende Brandstätte zu bewachen und das Dorf vor neuen Gefahren zu schützen; die Sorge für die Vergung des Wenigen, was gerettet worden war, vorab der obdachlosen vier Familien Unterkommen, beschäftigte alle Gemüther. Noch war die Stunde nicht gekommen, in der die Einzelumstände näher erörtert, das Erblicken der ersten Feuerzeichen besprochen werden konnte, der Verdacht, der in manchem Herzen lag, sich laut etwa äußerte. Aber lange konnte sie nicht ausbleiben, und sie kam, kam um so schneller, als der Brand nur zu bald noch ein zweites Opfer forderte, den Säugling nämlich, der, vielfach verlegt, aus der brennenden Wohnung der Wittve Kerbach herausgeholt worden war. Nie hatte ein Ereigniß, von ähnlichen, erschütternden Umständen begleitet, das friedliche Dorf heimgesucht. Dreißig Personen waren obdachlos geworden. Ihre Früchte, ihr Geräthe, ihre Leinwand, Kleidung und Betten, fast Alles war ein Raub der glerigen Flamme geworden. Nur Johann Adam Schneider hatte das meiste seiner Habseligkeiten gerettet, da es fast wie zum Fortbringen zusammengepackt war.

Als man zum ruhigen Ueberlegen kam, als die Behörde an Ort und Stelle die nöthigen Erhebungen machte, da erst stellte es sich klar heraus, daß man auf der Firste des Daches zuerst aufsteigenden Qualm, dann eine aufsteigende Feuerfäule erblickt, die sich mit Gedankenschnelle des Strohdaches, und tiefer hinab des ganzen Gebäudes bemeistert habe; die Stelle, wo man Rauch und Flamme zuerst wahrgenommen, war oben zwischen den beiden obgedachten Schornsteinen des Zimmer und des Johann Adam Schneider. So lauteten ziemlich übereinstimmend die Aussagen der ersten Zeugen.

Die Entstehung des Brandes war räthselhaft. Erst sechs Wochen vorher waren die Schornsteine durch den Schornsteinfeger gereinigt, und dabei in ganz gutem Zustande befunden worden. In Zimmer's Wohnung war kein Funke Feuers auf dem Herde gewesen, ebenso in den andern Wohnungen des Hauses und in den Backöfen. Nur Johann Adam Schneider hatte Feuer auf dem Herde.

Während sich so die Entstehung des Brandes nach dem gewöhnlichen Gange der Dinge, wo Fahrlässigkeit in der Bewahrung des Feuers gewöhnlich Grund und Ursache solcher Ereignisse zu sein pflegt, der Erforschung entzog, traten plötzlich von einer Seite Umstände zu Tage, woher man sie am Allerwenigsten hätte erwarten dürfen, welche ein grausenhaftes Licht über des Brandes Entstehung verbreiteten, nämlich von Seiten der beiden taubstummen Brüder Schif.

Schon bei der ersten Kunde des Brandes und beim Erblicken des aufsteigenden

Qualms eilten, weil sie in der Nähe des Dorfes gearbeitet, der Bruder des Johann Adam Schneider, Philipp Schneider, und eine Frauensperson, Anna Elisabeth Dreier, nach dem Dorfe. Ihnen begegnete der seine Heerde aus dem Dorfe treibende Christian Schick und zeigte ihnen durch äußerst lebendige Zeichen an, es brenne im Hause des Johann Adam Schneider, den er dadurch bezeichnete, daß er die hohle Hand gegen den Mund bewegte, wie man eben das Trinken bezeichnet. Damit pflegte er den Genannten zu bezeichnen, der als Säuser aller Welt bekannt war; suchte auch anzudeuten, J. A. Schneider habe das Feuer angezündet. Beide voll Angst und Entsetzen, hatten dem, was der Taubstumme angedeutet, nicht weiter nachgedacht und waren zur Brandstätte geeilt. Der Dreier hatte er Genaueres durch Zeichen kundgegeben, nämlich: Er sei in die Küche des Johann Adam Schneider getreten, um sich am Herde seine Pfeife anzuzünden; hier habe der J. A. Schneider Stroh um einen Besen gewickelt, und dann mit diesem Besen das Feuer angezündet. Genaueres mitzuthellen blieb ihm nicht die Zeit, denn die Dreier eilte sich, zur Brandstätte zu kommen. Schick, als treuer Hirte, trieb nun seine Heerde hinaus, um sie vor Gefahr zu schützen.

Während des Löschens war es Abend geworden, die Ermüdeten waren in das Haus des Lehrers Decker getreten, um sich zu erholen. Das Zimmer war ziemlich voll. In dieses Zimmer trat der ebenfalls taubstumme, aber mehr durch geistige Anlagen bevorzugte Bruder und Wirthirte des Christian Schick. Er war kaum eingetreten, als er durch unzweideutige Zeichen zu verstehen gab, sein Bruder habe gesehen, daß Johann Adam Schneider sein Haus in Brand gesteckt habe. Decker, der ihn, als sein ehemaliger Lehrer, besser verstand, als die Andern, erschraak ob solcher schrecklichen Verschulbigung und suchte den Taubstummen, um Aufsehen zu vermeiden, aus seinem Hause zu entfernen; am andern Morgen jedoch kam Christian Schick, der andere taubstumme Bruder, selbst in die Wohnung des Lehrers, und dieser entnahm aus seinen Zeichen eine ausführliche, bis in die kleinsten Umstände eingehende Erzählung, welche der Taubstumme später dem Ortsvorstande und verschiedenen andern Leuten ganz übereinstimmend wiederholte. Mit ganz besonderer Heftigkeit machte er einmal der Tochter des Johann Adam Schneider die Zeichen, daß ihr Vater das Feuer angelegt, und ging mit geballter Faust auf sie zu, womit er den tiefempfundenen Unwillen über die That ihres Vaters ausdrücken wollte.

Solche Umstände konnten natürlich nicht unbeachtet bleiben. Sie wurden dem Untersuchungsrichter bekannt, der an Ort und Stelle sich begab, um das Zeugenverhör aufzunehmen. Mit Hilfe des Lehrers Decker und des taubstummen Bruders des Christian Schick, der aber lesen und schreiben konnte, stellten sich dem untersuchenden Richter folgende Umstände fest aus den Zeichen des Christian Schick: Christian Schick trieb an jenem Nachmittage die Schweine über die Brücke, unweit des Hauses Johann Adam Schneiders, und trat, da er die Thüre zu dessen Wohnung offen fand, in die Küche, um sich vom Herde eine Kohle auf seine Pfeife zu holen.

In der Küche sah er zwei Besen, aus Birkenreisig gemacht, welche oben an dem Theile, mit dem man kehrt, mit Stroh umwickelt waren. J. A. Schneider war in der Küche, als der Taubstumme eintrat, fuhr bei seinem Anblicke erschreckend zusammen und steckte schnell ein Schächtelchen Streichhölzchen, bei dem Volke: Fixfeuer genannt, in die Westentasche, und ging darauf in seine Wohnstube. Auf dem Herde war Feuer, über dem ein Gefäß mit Wäsche hing. Der Taubstumme nahm sich eine Kohle und ging wieder aus dem Hause, um seine Heerde an dem Hause und dem anstoßenden Garten des Lehrers Decker vorbei aus dem Dorfe zu treiben, und kam, des ansteigenden Bodens wegen, hierbei auf die Seite des Hauses des J. A. Schneider, wo er auf und durch die Löcher im Dache auf und in den Speicher sehen konnte.

Da das Treiben der Schweine langsam von Statten geht, so mußte einige Zeit verstreichen, bis der Hirte wieder dahin gelangte, wo ihm durch das zer-

brochene Dach in den Speicher zu blicken möglich war. Als er gegen das Ziegeldach kam, sah er den Johann Adam Schneider, der in jeder Hand einen der beiden mit Stroh umwickelten Besen hielt. Jetzt mußte dies dem Taubstummen auffallen und er verweilte beobachtend, ohne von dem Andern bemerkt zu werden; dieser zog nun das Schächtelchen mit Streichhölzern hervor, steckte den Besen damit an und hielt diesen an dürres Futter, wo sich sogleich die Flamme zeigte. Die Schweine waren während des Verweilens des Hirten fortgegangen, und er mußte ihnen nachsehen und fand am Eingange des Dorfes, wie bereits erwähnt worden ist, die Dreier, welcher er durch Zeichen das Beobachtete erzählte. Auf-fallend war das, was der Taubstumme mit großer Erregung und Hestigkeit mittheilte, aber es stand nicht im mindesten inneren oder äußeren Widerspruch mit den Dertlichkeiten, Umständen und selbst mit heimlich genährtem, nicht aber ver-lautbarem Verdachte. Als der Untersuchungsrichter den Joh. Ad. Schneider darüber befragte, stellte er in völlige Abrede, daß er den Taubstummen kurz vor dem Brande in seiner Küche gesehen habe; der habe wenigstens eine Stunde vor dem Brande die Schweine ausgetrieben. Daß dies unwahr, bestätigten indessen die Zeugen, die den Taubstummen kurz vor dem Brande gesehen, denen er auch selbst von dem ausgebrochenen Brande durch lebhaftige Zeichen Kunde gegeben. Der untersuchende Beamte konnte leicht aus den Aussagen des Zimmer und Anderer feststellen, daß die Beschaffenheit des Daches das genau zu sehen zuließ, was der Taubstumme gesehen haben wollte, und andere Aussagen bezeugten, daß die Flammensäule da gerade hervor gebrochen, wo der Taubstumme den „rothen Hannadam“ den Besen anzünden gesehen; überdies bestätigte Sebastian Zimmer, daß auf seinem Speicher dürres Kleeheu gelegen, zu dem der Joh. Ad. Schneider leicht habe gelangen können.

So häuften sich denn schwere Anklagen gegen den J. A. Schneider; Anklagen, welche in andern Umständen vor, während und nach dem Brande starke Stütz-punkte erhielten, und mit denen seine Verhältnisse in einem augenscheinlichen Einklang standen, wie auch seine allbekannte Lebens- und Denkweise.

Er war früher ein sehr wohlstehender Mann gewesen; aber sein Tagebiede-leben, sein Spielen und Trinken hatten ihn arm gemacht, so daß zur Zeit des Brandes seine ganze Habe in seinem Hausantheile und in einem Morgen Acker magren Landes bestand. Es ist bereits bemerkt worden, daß das Haus so bau-fällig war, daß es sichern Einsturz drohte. J. A. Schneider hatte es schon vor zwei Jahren in der Provinzial-Feuerversicherungs-Anstalt zu 350 Thaler versichert, während es nach der gewissenhaften Aussage eines Zimmermanns höch-stens 270 Thaler werth war. Die Vermuthung lag also nahe, daß er, der über-haupt für seine Kinder nicht sorgte, nur daran mochte gedacht haben, das Geld der Asscuranz in seine Hand zu bekommen, um es in seiner gewohnten Lebens-weise durchzubringen. Sein ganzer bisheriger Wandel, sein verworfener Leicht-sinn gaben zu solcher Vermuthung die Handhabe. Was aber noch schlimmer war, das bestand in der Aussage unbescholtener Zeugen, daß er zu verschiedenen Malen Reden von Brand und Brandstiftung geführt habe; ja es war im Jahre 1830 schon zu gerichtlicher Anzeige gekommen, daß er wegen eines Pro-cesses gedroht hatte, das Dorf Oberjedenbach anzuzünden. Zuletzt stellte es sich noch thatsächlich heraus, daß er vor 17 Jahren den Maurer Dries hatte durch Geld bestechen wollen, in dem Schuppen eines Andern Feuer anzulegen. Zu diesen schauerlichen Anzeigen gesellten sich noch andere. Er hatte selbst im Streite mit seinen eigenen Kindern den Wunsch im Zorne ausgestoßen, seine Wohnung möge zu einem Aschenhaufen werden; bei einer andern Gelegenheit äußerte er, und zwar etwa um Johannis 1848, also desselben Jahres, einem andern Manne, es würde nicht lange dauern, so würden seine Brüder so arm sein wie er. Als der Andre fragte, wie das zugehen solle, habe er gesagt: Das ginge ihn Nichts an! Leute, die früher Frucht in Schneider's Räumen gegen Miethel geborgen, trauten nicht, sie wieder dahin zu thun, und Einer sagte zu einem gewissen

Dreier, der ihn einst gefragt, warum er seine Früchte dort nicht mehr berge, nach dem Brande: Siehst du, darum habe ich nicht getraut!

Die Verdachtsgründe freventlicher Brandstiftung, welchen die erwähnten Umstände immer mehr Gewicht gaben, werden durch das Benehmen J. A. Schneiders kurz vor dem Brande noch vermehrt. Er kam in ein nahestehendes Haus kurz vor 4 Uhr am Tage des Brandes und fragte die Frau Wolf, die Bewohnerin, ob sie nicht mit der Frau des Sebastian Zimmer in's Feld gehe? Er habe darauf nach der Uhr gesehen, und die Frau veranlaßt, in's Feld zu gehen, da es schon spät sei. Er schien nachdenklich. — Aus diesem Hause kehrte er in das seine zurück, wo seine Tochter sich befand, die später erzählte, ihr Vater sei aus dem obern Hause herabgekommen und habe dann zu ihr gesagt: Jetzt mach' dich aus dem Hause! Gleich darauf sei der Brand ausgebrochen. — Sie habe indessen nicht geahnet, was er damit gewollt und habe gefragt: Ei warum denn? Der Feuerruf habe ihr freilich die Antwort gegeben. Ihr Vater sei darauf mit dem Rufe: Ach Herr Jesus! mit ihr auf die Straße geeilt. — Eine andere Frau sagt: Er habe sich angestellt, als habe er noch gar Nichts bemerkt, als doch das Haus schon brannte.

Bei dem Brande erschien Schneider den herbeieilenden Leuten ruhig; man habe keine Trauer bei ihm wahrnehmen können, sagten sie. Verdächtig war es anderweitig, daß er einen Dorfbewohner bat, die nach dem Brande noch stehen gebliebenen Mauern ihm umreißen zu helfen, weil — für die verbrannten Mauern von Seiten der Brandkasse leicht ein Abzug gemacht würde. Dieser Mann weigerte sich dessen, wie auch ein Anderer, den er gleicher Weise angegangen, und als Beide ihm nicht halfen, riß er sie selber ein. — Sehr auffallend war es, daß er fast alle seine bewegliche Habe gerettet hatte, indes die andern Verunglückten fast Alles verloren. Es mußte den Leuten auffallen, daß Schneider seine Früchte noch draußen auf dem Felde hatte, während alle Leute die ihrigen unter Dach und Fach hatten. — Sein Gras ließ er, trotzdem, daß das Wetter zum Heumachen günstig war, ungemäht in der Wiese. Es war zu vermuthen, daß Schneider Hemden, Kleider u. dergl. in Kisten und Körbe gepackt habe, um sie gleich retten zu können.

Alle diese Umstände traten nach und nach zu Tage und der untersuchende Richter stellte sie fest. Der durch alle diese Umstände schwer belastete Schneider stellte natürlich Alles in Abrede, erklärte, über die Entstehung des Feuers Nichts zu wissen und spielte vollkommen den Unschuldigen.

Es konnte nicht fehlen, daß der Richter die Verhaftung desselben verfügte, die bei den zahlreichen, schweren Anklagen, bei dem übeln Leumunde des Angeklagten, Niemanden in Verwunderung setzte.

Wenn das Sprüchwort: des Volkes Stimme ist Gottes Stimme, eine Wahrheit enthält, so war Schneider ohne allen Zweifel der Brandstiftung schuldig, denn überall, so weit man den „rothen Hannadam“ kannte, und so weit man über die erzählten Umstände unterrichtet war, war man von seiner Schuld überzeugt.

Mittlerweile ging der Gang der gerichtlichen Verfolgung der Sache seinen ruhigen, gemessenen Gang bis zur Aufstellung des Anklageaktes. Es war ein Verbrechen gegen den Artikel 434 des Strafgesetzbuches, und die Verhandlung kam vor die Assisen zu Saarbrücken, wo Schneider in gefänglicher Haft saß bis zum Zeitpunkte, wo er vor das Schwurgericht gestellt werden konnte.

In dem heimatlichen Dorfe und in der Umgegend wurde begreiflicher Weise kaum ein anderer Gegenstand besprochen, als dieser, der mit seinem Schrecken, mit den schrecklichen Umständen, die ihn begleiteten, mit dem erschütternden Lobe zweier Menschen verknüpft und so Viele unglücklich gemacht, sich unauslöschlich in die Seelen eingegraben hatte.

Viel Hundertmal hatte der Taubstumme, vollkommen sich in allen Punkten gleichbleibend, seine Zeichensprache angewendet, die Sache zu erzählen, wie er sie

im Beginne und in der Ausführung gesehen. Dennoch übte die Zeit, die bis zur Sitzung des Schwurgerichts verstrich, ihre lähmenden, gleichgültiger machenden Einflüsse, und allmählig trat der erste, lebhaft, gewaltige Schrecken zurück. Es war der kleinste Umstand so oft verhandelt worden; man hatte aus dem Hintergrunde des Gedächtnisses Alles hervorgefucht, was Schneider's Schuld beweisen konnte, daß am Ende auch die lebhafteste Einbildungskraft erlahmte. Selbst an dem Taubstummen war das wahrzunehmen. Er war es sichtlich müde geworden, immer und immer wieder durch seine Zeichen die Sache zu erneuen, und es trat auch bei ihm, der sonst äußerst lebhaft war, eine Erschlaffung ein, die ihm die Wiedererzählung verleidete. Endlich kam der Augenblick, wo die Zunge in der Waage der Gerechtigkeit sich für die Schuld oder Unschuld eines Mannes entscheiden sollte, der außer dem schrecklichen Frevol der Brandstiftung im eigenen Hause belastet war mit der Schuld, den Tod zweier Menschen unter den furchtbarsten Umständen verursacht, und vier und dreißig unschuldige Menschen in das tiefste Elend gestürzt zu haben mit Wissen und Willen, und darunter die Familien zweier Brüder und eines Schwagers.

Man wird die Spannung der Gemüther auch in den weitesten Kreisen bedenken müssen, zumal allgemein von der öffentlichen Meinung das Urtheil über die Schuld des Verbrechers bereits im Voraus festgestellt und gefällt war.

Man wird es begreiflich finden, daß, wie mit einem Zauberschlage, die ganze Begegnung neu wurde. War aber diese Erregung auch allgemein, den Taubstummen berührte sie nicht. Er hatte vielleicht nicht einmal eine klare Vorstellung von einem gerichtlichen Verfahren, denn daß Schneider verhaftet war, das war ihm ohne Zweifel das genügende Maas der Strafe, und es ist nicht klar geworden, ob er an die Möglichkeit glaubte, daß der Angeklagte frei gesprochen werden könnte. Anzunehmen ist bei seiner Ueberzeugung von dessen Schuld, daß ein solcher Gedanke ihm völlig fremd sein mußte. Da die Gerichtsverhandlungen öffentlich sind, so wollte Jedermann, so weit es möglich, Zeuge dessen sein, was in so hohem Grade alle Welt beschäftigte. Allein schon der eigenthümliche Fall, der vielleicht einzig, jedenfalls höchst selten in den Jahrbüchern der Gerechtigkeitspflege verzeichnet stand, und überhaupt vorgekommen, gab den gerichtlichen Verhandlungen eine Bedeutung, die weit über den heimathlichen Kreis hinausging.

III.

Der Saal des Schwurgerichts zu Saarbrücken war am Tage, da die Verhandlungen des Prozesses gegen Johann Adam Schneider von Oberjedenbach, beschuldigt der Brandstiftung im eigenen Hause, beginnen sollten, ungeheuer angefüllt von Soldaten, die wegen der Eigenthümlichkeit des Prozesses Zeugen der öffentlichen Verhandlungen sein wollten. Das Gericht hatte seinen Sitz eingenommen. Die Geschworenen waren vollzählig, die öffentlichen Bertheidiger an ihrer Stelle. Eine feierliche Stille herrschte im Saale.

Da öffnete sich die Seitenthüre und der Angeklagte wurde eingeführt. Sein Anblick erregte allgemeinen Widerwillen, nicht wegen der abschreckenden äußeren Erscheinung, sondern wegen der auffallenden Frechheit, die der Mensch ohne Rückhalt zur Schau trug. Die Belastungszeugen würdigte er keines Blickes, wohl aber die versammelten zahlreichen Zuschauer, die kaum im Stande waren, das zu beherrschen, was sich innerlich in ihren Seelen kundgab.

Die Gerichtsverhandlung begann ernst und würdevoll; der Anklageakt wurde verlesen; darauf wurden die Zeugen verhört, welche aussagten, was bereits berichtet worden ist. Alle diese Zeugen-Aussagen beurkundeten aber nur die Möglichkeit, daß der Angeklagte das Verbrechen begangen haben könne; daß Verdachtsgründe vorlagen, ihn dessen für schuldig zu halten. Gestanden hatte er ja Nichts, und von einem so geriebenen, so verstockten Menschen war auch auf kein Geständniß zu hoffen. Nur ein Zeuge war noch übrig, der Taubstumme.

Er allein hatte ihn gesehen, daß er wirklich das Verbrechen verübt, also auf seinem Zeugnisse beruhte die Schuld, die Strafwürdigkeit des Verbrechers.

Aller Augen waren auf Schid gerichtet; jede Seele gespannt auf sein so ganz absonderliches, eigenthümliches Zeugniß.

Dem Präsidenten mußten die Zeichen des Taubstummen gedeutet werden; obgleich sie äußerst verständlich waren, erforderte dies die Wichtigkeit der Sache.

Man hatte die bereits bekannt gewordene lebenvolle Weise des Taubstummen erwartet, aber man täuschte sich. Matt, wie geistig abgesehen, wiederholte er sein Zeugniß. Es war ihm, viel zu oft wiederholt, gleichgültig geworden. Das ewige Einerlei desselben, womit er so oft die Neugierde Anderer hatte befriedigen müssen, hatte ihn geistig ermüdet, und, das war offenbar, gleichgültig gegen dasselbe gemacht.

Die Richter, die Geschworenen, der höchst zahlreiche Zuhörerkreis — Alles war auf eine Weise enttäuscht, die nicht den Erwartungen von diesem so wirksamen Zeugnisse entsprach. Jebermann fühlte, daß es nun lediglich auf den Angeklagten selbst ankomme, daß dies laie Zeugniß entkräftet werde und — der Gerechtigkeit ihr Opfer entschlüpfe.

Der Präsident wandte sich, nachdem der Taubstumme sein Zeugniß abgelegt und dies gedolmetscht war, an den Angeklagten, der pfflig genug war, die geringe Wirkung des abgelegten Zeugnisses zu seinen Ungunsten zu erfassen und der mit verächtlicher Miene, ruhig und frech um sich schauend, zugehört hatte, was er auf dies Zeugniß zu erwidern habe?

Der ältere, auch taubstumme und anwesende, gleichwohl aber geistig reicher begabte Bruder des Christian Schid stand so, daß er mit seinem durchdringenden Auge den Angeklagten gerade anblicken konnte. Er beobachtete mit verhaltenem Zorne den höhnisch-spöttischen Ausdruck in den Zügen des Angeklagten und hartete mit der größten Spannung der Seele, was der Angeklagte auf seines Bruders Zeugniß sagen würde.

Herr Präsident, hob J. A. Schneider an, ich begreife nicht, wie das Gericht auf das Zeugniß eines solchen Simpels (und bei diesem Worte begleitete er den Ausdruck mit dem Erheben des Zeigefingers gegen die Stirne und tippte einige Male dann gegen die Stirne) irgend einen Werth legen kann.

Kaum waren diese Worte über die Lippen; kaum war das Zeichen mit dem Zeigefinger gegen die Stirne gemacht, als der ältere Bruder des Taubstummen plötzlich, im vollen Verständniß dessen, was der Angeklagte spöttisch-höhnisch und wegwerfend von seinem Bruder gesagt, roth bis zur Stirne anlief, einen wild flammenden Blick nach dem Angeklagten schleudernd, sich zu seinem Bruder wandte und ihm durch Jedem verständliche Zeichen mittheilte, der Angeklagte habe eben von ihm ausgesagt, er sei ein Simpel! Es ist kaum möglich, die Wirkung dieser Mittheilung auf den Taubstummen zu beschreiben. Nur die Wirkung, welche ein elektrischer Schlag von großer Kraft hervorbringt, vermag es einigermaßen zu bezeichnen.

Er fuhr plötzlich empor von seinem Sitze und trat einen Schritt vor, um den Angeklagten im Auge zu haben. Beide geballte Fäuste streckte er gegen ihn aus. Sein Gesicht glühte, sein Auge schoß Blitze. Er stieß einen jener entsetzlichen Laute aus, die im Augenblicke gewaltiger Aufregung die Taubstummen auszustossen pflegen, die nichts Menschliches an sich haben, darum aber auf Andere eine so erschütternde Wirkung äußern; dann wandte er sich rasch gegen den Präsidenten und wiederholte mit einem Ausdrücke, einer Lebhaftigkeit, einer Leidenschaft und einer so tiefgreifenden inneren Wahrheit sein Zeugniß, daß der große Kreis, der ihn umgab, Richter, Geschworene, Anwälte, Zeugen und Zuhörer nur von einem Gefühle, nur von Einer Ueberzeugung durchdrungen waren, von der, der Angeklagte sei überführt, überwiesen, die Verhandlung spruchreif! Der Angeklagte selbst wurde leichenblaß und setzte sich.

Als der Taubstumme geendet, herrschte einige Augenblicke Todtenstille im



Lithograph Anstalt von F.C. Klumsch in Frankfurt a/M.

Zu: Drehm Abenteuer eines Fischers.

weiten Saale, dann nahm der Präsident das Wort und fragte den Anwalt des Angeklagten: Was er für seinen Vertheidigten zu sagen habe.

Uebervältigt von dem mächtigen Eindrücke des Zeugnisses des Taubstummen, überzeugt in seinem Innersten von der Schuld des Angeklagten, nahm dennoch derselbe pflichtmäßig das Wort der Vertheidigung, und suchte, wie es ihm seine Pflicht gebot, das Zeugniß zu entkräften, aber es gelang nicht.

Die Geschworenen gingen in ihr Berathungszimmer, von wo sie nach kurzer Frist zurückkehrten und den Wahrspruch: „Schuldig!“ einstimmig verkündigten.

Das Gericht trat dem Wahrspruche bei, und als der Gerichtshof aus seinem Berathungszimmer zurückkehrte, verkündete der Präsident das Urtheil: „Lebenslängliche Gefangenschaft!“

Innerlich befriedigt verließ Jeder den Saal.

Johann Adam Schneider wurde nach dem Straforte abgeführt. Er ist im Jahre 1859 im Gefängnisse gestorben.

Und du, mein Leser, der du mit Aufmerksamkeit dieser getreuen Darstellung des Ganges dieser Begebenheit bis zu ihrer endlichen Lösung gefolgt bist, ich frage dich: Erkennst du in diesem dunkeln Gewebe menschlicher Verworfenheit den Finger Gottes? Kannst du ihn erkennen, den Alles enthüllenden, gerechten Richter droben, der ein so schwaches und armseliges, der Sprache beraubtes Werkzeug benutzte, um die Schuld an den Tag zu bringen? Der den Verbrecher selbst gebrauchte, um ein an sich schwaches Zeugniß zu einem mächtigen und überwältigenden zu machen?

Abenteuer eines Fischers auf Hiddensee.

Von Dr. L. Brehm.

Mit einer Abbildung.

Hiddensee ist eine kleine, lange, schmale Insel, nicht weit von dem Eiland Rügen, welche nur von Fischern bewohnt wird. Diese beschäftigen sich mit dem Fisch- und Vogelfang. Den letzteren betreiben sie auf die Weise, daß sie besonders zur Zuggelt den Strand mit Streifen von Schlingen belegen, um Brach- und schnepfenartige Vögel in ihnen zu fangen, welche sie vorzugsweise nach Stralsund verkaufen.

Beim Fischfange sind es besonders die Häringe und Aale, welchen sie nachstellen. Beim Fange der letzteren glaubt man in ihnen lauter Neptune vor sich zu sehen. Denn Jeder von ihnen hat einen Dreizack in der Hand, mit welchem er die Aale anspießt. Um diese zu erbeuten, fahren sie auf einem sogenannten Volte, d. h. auf einem ganz kleinen Boote, welches mit einer Stange fortgetrieben wird, denn sie können nur da die Aale fangen, wo das Wasser so wenig Tiefe hat, daß sie dieselben mit ihrem Dreizacke anspießen und auf diese Art in ihre Gewalt bekommen. Es ist leicht einzusehen, daß sie diese Art des Fischfangs nur nahe an den Küsten und auf den Binnenwassern, d. h. den in das Land hineingehenden oder von ihm umschlossenen Gewässern betreiben können.

Vor mehreren Jahren segelt ein kräftiger Fischer von Hiddensee auf seinem kleinen Volte nach Rügen zu, um an den Küsten und auf den Binnenwassern dieser schönen Insel den Aalfang zu betreiben. Schon hat er einige Aale gefangen und befindet sich ganz nahe an der Küste von Rügen. Da kommt seine Ruderstange in einen Klippenspalt zu stehen, bleibt stecken und zerbricht, so daß er sie gar nicht mehr benutzen kann. Unglücklicher Weise weht der Wind vom Lande her und treibt sein kleines Volt in die offene See hinaus. Jetzt ist guter Rath theuer. Auf seiner Ruckschaale soll er auf hohem Meere schiffen, ohne Stange,

ohne Ruden, ohne Steuerruder. Damit das kleine Volt nicht umgeworfen werde, nimmt er seinen großen Fischerhut und benützt ihn als Steuerruder. Das kleine Volt entfernt sich immer weiter von Rügen. Diese Insel kommt immer mehr aus seinem Gesichtskreise; am Nachmittage erkennt er sie nur noch undeutlich und vor Einbruch der Nacht ist sie ganz aus seinen Augen verschwunden. Seine Lage ist schrecklich, nirgends erblickt er ein Eiland, nirgends ein rettendes Fahrzeug und die dem Menschen feindliche Nacht bricht herein. Der Hunger meldet sich bei ihm auf eine sehr ungefüme Weise. Sein kleines Frühstück ist ein mageres Abendbrod geworden und sein geringer Vorrath von Branntwein ist bald verschwunden. Nichts desto weniger setzt er seine Bemühungen, dem gewaltigen Elemente zu widerstehen, muthig fort. Die Sterne leuchten und die Luft kräufelt die Oberfläche des Meeres, ohne die See zu Wogen aufzuregen. Er rudert fort, denn wenn der Schlaf ihn übermannen sollte, würde das kleine Volt, ohne gesteuert zu werden, bald umschlagen. So vergeht die erste Nacht unter anstrengender Arbeit, Sorge und Angst. Der Morgen kommt und der helle Himmel verkündigt ihm einen heitern Tag; endlich hebt sich die herrliche Sonne aus dem Spiegel des Meeres heraus und vergoldet ihn weithin. Aengstlich blickt er scharf spähend umher. Nirgends ein Eiland, nirgends ein Segel, ringsum überall Nichts, als Himmel und Wasser. In dieser trostlosen Lage wird er von wüthendem Hunger gequält. Zur Stillung desselben bleibt ihm Nichts übrig, als einen der gefangenen kalten Aale roh zu verzehren. Er thut es, fühlt aber großes Mißbehagen in seinem Magen. Das darf ihn aber nicht abhalten, mit seinem Hute fort zu steuern, so schwer es ihm auch ankommt. So vergeht unter den größten Beschwerden und der fürchterlichsten Angst der zweite Tag, und die zweite furchtbare Nacht ein. Seine Kraft ist geschwunden, er kann sich sitzend kaum aufrecht erhalten, um das Steuern mit dem Hute fortzusetzen. Der Anbruch des dritten kummervollen Tages weckt ihn aus seiner gänzlichen Erschlaffung. Er bemerkt, daß der erst aus Osten kommende Wind sich verändert und in Westnordwind übergegangen sei. Der Hunger greift ihn mit neuer Wuth an und er verzehrt abermals einen kalten, schon abgestandenen Aal, ohne sich dadurch gestärkt zu fühlen; seine Kraft verläßt ihn vielmehr gänzlich, er mußte den als Steuerruder gebrauchten Hut niederlegen und konnte sich nicht mehr aufrecht erhalten. Bevor er aber umsank, blickte er noch ein Mal um sich und sah zu seiner unbeschreiblichen Freude ein kleines Eiland auftauchen, auf welches sein Volt zurief. Allein trotz dieser freudigen Aufregung sank er um und mußte der Länge nach im kleinen Rachen liegen bleiben. Er ergab sich nun völlig in sein Schicksal und erwartete ruhig seinen Tod, als er fühlte, daß seine Sinne schwanden.

Allein die göttliche Liebe hatte seine Rettung beschlossen. Der Wind war so schwach, daß das Volt ohne Gefahr auf dem Meere hinglitt, aber doch so stark, daß er es fortwährend der Insel zurief. Endlich langte es an der Küste desselben an. Aber der arme, ausgehungerte und gänzlich ermattete Fischer lag noch immer bewußtlos darinnen. Doch die Vorsehung hatte schon einen rettenden Engel herbeigeführt. Ein Gutsbesitzer der Insel hatte sein Feld an der Stelle der Küste, an welcher das Boot antrieb. Er sieht den Unglücklichen, untersucht seinen Zustand und bemerkt, daß noch Leben in ihm ist. Er trägt ihn auf das Land, öffnet ihm den Mund und gießt ihm einige Tropfen Branntwein aus seiner Flasche auf die Zunge. Nach einiger Zeit steckt er ihm ein Stück mit Branntwein getränktes Brod in den Mund. Zu seiner großen Freude bemerkt er die gute Wirkung dieser Mittel. Der scheinbar Erstarrte fängt an sich zu bewegen, öffnet nach kurzer Zeit die Augen und, sobald er das mit Branntwein getränkte Brod verschluckt hat, blickt er seinen Retter mit dem Ausdruck der innigsten Freude und herzlichsten Dankbarkeit an. Dieser fährt fort, ihn mit Speise und Trank zu erquickend und nimmt ihn mit in seine Wohnung, wo er sich in kurzer Zeit vollkommen wieder erholt. Er erfährt nun, daß er sich auf

einer kleinen, fern von der Küste liegenden schwedischen Insel befindet, auf welcher er, da sie keine Verbindung mit dem festen Lande habe, sicherlich Monate lang würde bleiben müssen. Er ergab sich aber, herzlich froh über seine Rettung, gern in sein Schicksal, vermietete sich als Knecht bei dem Gutbesitzer und wartete gelassen auf eine Rückkehr in seine Heimath. Der Herbst kam, der Winter verging, das Frühjahr belebte die ganze Natur, der Sommer reifte die Früchte und füllte wie der Herbst mit ihnen die Speicher, der Winter deckte abermals mit seinem Leichentuche die Erde, und unser Fischer war immer noch Knecht auf der schwedischen Insel. Als er im zweiten Frühjahr an der Küste derselben mit seinem Herrn arbeitete, rief er mit einem Male ganz außer sich vor Freude: „Ein Segel“, und siehe, ein schönes Kauffahrtschiff näherte sich dem Strande und warf ein Boot aus, um frisches Wasser einzunehmen. Der Fischer erkundigte sich nach dem Ziele seiner Fahrt und erfuhr zu seiner großen Freude, daß es sich verirrt habe und nach Bommern steuere. Der Fischer mietete sich sogleich auf demselben ein und kam glücklich in seiner Heimath an, voll Ungewißheit, wie er seine heißgeliebte Margarethe antreffen, ob er sie als eine um ihn trauernde Wittwe, oder wie der sinke Kurt, des Grafen von Gleichen treuer Knappe, als die glückliche und ihn ausschreitende Frau eines Andern finden werde. Zu seiner großen Freude war sie ihm treu geblieben, hatte täglich mit ihren beiden muntern Söhnen um des Vaters glückliche Rückkehr gesehnt und nahm ihn mit nicht zu schildernder Freude auf. Er lebte ferner glücklich mit ihr, setzte sein mühsames Fischerhandwerk mit seinen Söhnen fort, nahm aber, wenn er auf einem Bolte auf den Alfang segelte, stets zwei Ruderstangen mit.

Castalla und das Schlachtfeld von Castalla.

Skizze aus dem spanischen Befreiungskriege.

Von E. Heusinger.

Es war vor einigen Jahren, als ich auf einer Art philosophischer Wanderung im südöstlichen Spanien begriffen, mit Sir Robert W., einem ehemaligen Gefährten während des Krieges in Spanien, in der alten Stadt Castalla übernachtete, um von da am folgenden Tage das in der Nähe befindliche Schlachtfeld zu besuchen, wo Marschall Suchet, bis dahin in Spanien unbesiegt, am 13. April 1813 von unserer Armee geschlagen wurde.

Die Stadt gewährt in ihrer erhabenen Lage mit ihrem maurischen Castell und den vielen Kirchtürmen, welche über die zum Theil noch erhaltene Ringmauer emporthagen, einen großartigen Anblick. Sie würde, auch das Innere betreffend, wegen einiger schönen Plätze und der schönen Häuser, mit denen einzelne Straßen besetzt sind, im Ganzen eine hübsche Stadt zu nennen sein, wenn sie nicht gegen Osten einigen nackten schwarzen Felsenfegeln so nahegerückt wäre, daß diese fast auf die Placa grande herabschauen. Während dadurch in der besten Jahreszeit das Sonnenlicht fast gänzlich ausgeschlossen ist, wird die Hitze in der Sommerzeit Nachmittags fast unerträglich in den Straßen. Viele der schönen, hohen, alterthümlichen Häuser sind von oben bis unten mit Malereien bedeckt, die jetzt einen um so größeren Eindruck auf mich machten, als ich sie vor Jahren beim raschen Durchreiten der mit Truppen und Staub überfüllten Gassen nicht bemerkt haben mochte. Saracenenkrieger, Heiligenbilder und Darstellungen aus der griechischen Götterlehre, welche die Felder der Außenwände füllen, bezeichnen gewissermaßen die Gefühle, welche gleich stürmischen Meereswogen die Herzen der Erbauer und ersten Bewohner dieser alten, für die Dauer von Jahrhunderten berechneten Paläste durchwogten.

Eine Hauptzierde der alten Stadt sind die Kirche zu Unserer lieben Frau

und zwei Springbrunnen mit vorzüglich gearbeiteter Einfassung. Einer der letzteren schmückt den großen Platz, der andere kühl durch seinen erfrischenden Wasserstrahl den Vorhof des Klosters von St. Anunciata. Die Umfassung dieser Brunnen ist vielleicht das schönste aber auch das älteste unter den sämtlichen Bauwerken der Umgegend. Sowohl die kostbar gearbeiteten Wasserbassins, als die sie umgürtenden, auf schlanken Säulen ruhenden Thürmchen — Minarets — deren Bedachung wie die feinste Filigranarbeit ciselirt ist, mahnen an die Arbeiten des Löwenbrunnens in der Alhambra und andere maurische Kunstwerke im spanischen Süden.

Fast jede nur einigermaßen bedeutende Stadt in diesem Theile von Spanien hat Schönheiten aus dem Alterthume aufzuweisen, die in ihrer Wohlerhaltenheit den hohen Kunstsinne der früheren Bewohner dieser gesegneten Landstriche bezeugen. Es ist ein schöner Zug des spanischen Volksfinnes, daß sie sich die sorgfältige Erhaltung dieser Alterthümer, die fast sämtlich maurischen Ursprungs sind, angelegen sein lassen. So ist es ein nicht minder erfreuliches Zeichen der Zeit, daß die Zerstörungswuth immer mehr unter den christlichen kriegsführenden Nationen verschwindet. Wie würde es sonst mit diesen Kunstschätzen, die der Reisende jetzt mit Staunen bewundert ergangen sein, bei den aus allen Nationen zusammengesetzten Heereszügen, welche Spanien im siebenjährigen Befreiungskampfe nach allen Richtungen durchfluthete.

Das Schlachtfeld von Castalla.

Wohl selten stellt sich ein Schlachtfeld so mild erhaben und so düster bezeichnend dar, als die Wahlstadt von Castalla. Tiefes Schweigen herrschte in dem noch fast dunkeln Thale, das ringsum von Felsen, die bis zum starren Scheitel des Laubwerks entbehren, umfrönt ist. Schon in kurzer Entfernung senkt es sich auf dem Wege nach Biar in Gestalt eines weiten Kessels rasch hinab. Nur in der Entfernung von einer starken Stunde erblickt man rechts, am Fuße eines andern rauhen Gebirgszuges, die Orte Tibi, Ibi und Dneil, die fast in gerader Linie eine Nebenstraße begrenzen, die von St. Felipe durch eine Schlucht der Sierra Morena über Bilena und Biar hinter Castalla hinweg auf die Hauptstraße, die Alcoy mit Castalla verbindet, und dann direct nach Valencia führt.

Da das Thal rechts auf seiner Sohle fast bis an die genannten Ortschaften mit dichten Oliven-, Maulbeer- und Korkeichenwäldungen bedeckt ist, während es links von hohen schroffen grauen Felsen überragt wird, so ist es nur der mittlere Raum des Thales, der einen Theil des Tages von der Sonne belebt wird, deren Strahl durch eine mächtige Felsenöffnung hereindringt. Der übrige Theil liegt fast immer im dunkelsten Schlagschatten, wodurch er den düsteren Anstrich eines fest ummauerten, mit Trauergebüsch besetzten weiten Friedhofes erhält. Die Schauer des düsteren Thales werden dadurch noch mehr erhöht, daß fast fortwährend graues Dunstgewölke die wildgeschweiften Felshörner in phantastischen Gebilden umflattert, das, je nachdem es vom Lusthauche getragen, emporschwebt oder hinabsinkt, die Gestalt von langen Trauerflören annimmt, die, fast wie die schwarzen Wimpel über den Gräbern und Grabmälern in der Abtei von Westminster, auf die Soldatengräber tief herabwallen.

Da, wo nordwestlich die eigentlichen Engpässe beginnen, durch welche sich die Hochstraße in vielfachen Krümmungen unter dem Städtchen Biar hinweg links nach Yella und Bilena zieht, hatte man während des französischen Einfalls in's Land von unserer Seite zwei starke Erdbatterien angelegt, die mit 18 Stücken von schwerem Caliber besetzt, ein gewaltfames Einnehmen des Engpasses für den auf der Straße heranziehenden Feind fast unmöglich machten. Obgleich wir bei näherer Befichtigung des Schlachtfeldes diese Befestigungen — weil sie in dem langjährigen Bürgerriege bald der einen, bald der anderen Parthei zur Vertheidigung gedient hatten — noch ziemlich wohl erhalten fanden, so dienten sie noch jetzt in ihrer gänzlichen Verlassenheit bei einem Blick auf die dunkel klaffenden

leeren Schießarten nur zur Vermehrung des Grauens, von dem sich der friedliebende Wanderer, den sein Weg durch das Thal führt, gleich beim Eintritt in dasselbe unwillkürlich ergriffen fühlt.

Außer dem Steinadler, der, hoch in den Felsen horstend, das Thal früh und spät einsam in stolzem Schwingen umkreist, sieht und hört man selten andere Vögel im Thale, und wir schrieben es früher dem ununterbrochenen Kriegsgetöse zu, welches man Jahre lang statt der Geräthschaften des Winzers oder des Flugmannes dort zu hören gewohnt war. Aber auch jetzt vermißten wir den fröhlichen Gesang der Waldbewohner; es war, als ob ein böser Zauberer das Thal bewohne, der jegliche Heiterkeit daraus verbannt hätte.

Hier war es, wo Suchet — der stolze Herzog von Albafera — der einzige von des Kaisers sieg- und kriegsgewohnten Marschällen, der noch nie in Spanien gewesen war, am 14. April 1813 mit einer ausgesuchten Heeresmacht anrückte, um — so lautete das an seine Unterfeldherren zwei Tage vorher ertheilte Manifest — die Stellung der vereinigten Armee zu überwältigen, die Spanier in Stücke zu hauen, die Engländer aber aufzurollen und, wenn dies nicht gelingen sollte, sie sämmtlich von Alicante abzuschneiden, doch den größten Theil auf die Schiffe zu treiben.

Tags zuvor, am 13., war es dem kühnen Heerführer schon gelungen, ein bei Nefla aufgestelltes Corps unter dem Duque del Parque zu überraschen und auseinander zu sprengen. Er kam den Spaniern so unerwartet, daß das ganze Regiment Malaga, das eben zu einer Parade angetreten war, fast ohne einen Schuß zu thun, die Waffen streckte.

Aehnliches mit den Engländern im Sinne, rückte er mit seinem Heere, das von diesem leichten Siege vollkommen berauscht war, im Sturm Schritte bis zu unseren Vorposten vor, und nach kurzem aber hitzigem Gefechte, in dem sich unsere Avantgarde unter dem Befehle des Brigadiers Adam, der selbst schwer verwundet wurde, bis unter den Schuß der erwähnten Verschanzungen zurückzog, immer weiter bis fast zum Eingange der Engpässe. Hier setzte jedoch die Nacht und ein wohlbedientes Geschützfeuer dem ferneren stürmischen Vordringen des Feindes ein Ziel. Seine Truppen ruhten in einem eng zusammengebrängten Bivouak, um am nächsten Morgen des Marschalls Ruhm durch einen vollkommenen Sieg über die Engländer abermals zu erhöhen.

Der 13. war nur das Vorspiel gewesen zu dem darauf folgenden größeren Schaupspiele. Unser Regiment war an jenem Tage um Mittag mit einer Infanteriedivision aus Castalla ausgerückt, um der Avantgarde zum Rückhalte an der Mündung des Engpässes zu dienen. Als es dunkelte, wurde unsere Reiterei bis auf eine Abtheilung des 20. englischen Dragonerregiments durch spanische Cavallerie ersetzt und wir vereinigten uns mit der Division Mackenzie, welche den Auftrag erhielt, in einer Stellung jenseits Castalla die Straße nach Alicante zu decken, von der uns der Feind abschneiden konnte, sobald es ihm gelang, den Uebergang über das steile Gebirge auf unserm linken Flügel zu erzwingen.

Es war eine prächtige Nacht, zwar ein wenig frisch, wie es dem Süden eigen ist, indessen gaben die unabsehbaren Feuerreihen, welche bald vor der Front des ganzen Lagers ausloderten, nicht allein zum Kochen und Braten, wozu sie eigentlich bestimmt waren, sondern auch zum Erwärmen der steif werdenden Glieder und zur Abwehr der blutdürstigen Moskito's die schönste Gelegenheit. Als um Mitternacht der Thau wie Regen herabtropfte und die Nachtlust immer empfindlicher wurde, waren die Leute, besonders die italienischen Regimenter sorgsam bemüht, den wohlthuhenden Flammen neue Nahrung zu geben. Der Generalprofos, der in Folge der von Lord Wellington ertheilten strengen Instructionen von Stunde zu Stunde mit seinen Gehülfen das Lager durchschritt, schien heute im Mitgefühl der von den Truppen überstandenen Strapazen milder gestimmt, als gewöhnlich; so daß es dieses Mal mit dem Mandate, keine Oliven- oder andere Fruchtbäume zu Lagerfeuern zu fällen, nicht sonderlich genau genommen wurde. Wo ja irgend einer dieser gefürchteten Diener

der Gerechtigkeit sich etwa geltend machen wollte, da riefen Husaren und Dragoner in guter Kameradschaft dem rothbefiederten*) Gestrungen mit dem Becher in der Hand zu: „Eure Gesundheit, Herr Gewaltiger; nicht wahr, Ihr gönnt uns schon einmal in dieser frischen Luft die erwärmende Flamme, wer weiß, wer sie morgen Abend noch braucht!“ Dann ritten sie zu den Calabresen hinüber, aber mit Kuffo's und Fra Diavolo's ehemaligen verwegenen Gefellen war noch weniger zu spaßen! Diese hielten ihnen gleich mit beiden Händen die Feldflaschen hin und ersuchten sie abzusteißen und sich ein wenig am knisternden Feuer zu erwärmen. Es war dann eine Lust, das Brausen und Knistern zu hören, wenn ein ganzer Olivenstamm mit Blättern und Ästen überkopfs in die Gluth gestürzt wurde, die dann, als wenn sie mit Del genährt würde, wie eine ungeheure Flamme garbe zum Himmel emporbrauste.

Um diese lobenden Feuer lagen die wettergehärteten bärtigen Krieger bald in größeren, bald in kleineren Kreisen; die einen hinter den Feldkesseln, welche reichlich mit Rationwein angefüllt waren, die anderen mit Zerlegen eines Hammels beschäftigt, die das Commissariat, welches erst kürzlich von ersterem einen großen Ankauf gemacht, und von den letzteren große Herden mit sich führte, aus Mangel an Transportmitteln, wer weiß — vielleicht auch im Zweifel über den Ausgang der bevorstehenden Schlacht, mit feltener Großmuth zu doppelten Rationen ins Lager geschickt hatte. Wenn das Braten am Säbel nicht genügte, der drehte den schnell improvisirten Bratspieß. Man speiste mit herzhaftem Appetit und trank neue Brüderschaft, indem man sich anscheinend nur wenig um den Tod bekümmerte, der von Vielen nur noch durch eine einzige Nacht getrennt war. Auf die Augen nur der Wenigsten senkte sich der Schlaf in dieser Nacht herab. Kaum graute der Morgen, da brodelte in denselben Kesseln, in denen noch vor wenigen Stunden der Glühwein gedampft hatte, die kräftige Fleischsuppe, die für Manchen auf dieser Welt das letzte Frühstück wurde. Es war mein erstes Bivouac in Spanien und ich glaubte, die Feier meines ersten Felddienstes nicht besser begehen zu können, als wenn ich es eben so machte, wie die Anderen, und das Lied vor mich hinsummte: „Von dannen zieht Kummer und Sorgen!“

Das Lager nahm eine andere Gestalt an, sobald es vom ersten Strahl der aufgehenden Sonne beleuchtet wurde. Von jenseits der Berge rollte heftiger Kanonendonner als ein gewaltiger Morgengruß herüber, während eine lebendiges Gewehrfeuer die Intervallen ausfüllte, sobald das schwere Geschütz einmal Stillstand machte. Die Infanterie trat unter das Gewehr und die schöne spanische Cavalleriedivision Wittingham marschirte am linken Flügel der englischen Reiterei auf, in deren Zwischenräume zwei reitende Batterien, eine spanische und eine englische, schon mit Tagesanbruch Posto gefaßt hatten. Die Trompeter gaben das Signal zur Versammlung der Offiziere, mit denen der Brigadier zuvor noch ein vertrautes Wort zu reden hatte, bevor das blutige Lagerwerk seinen Anfang nahm. Während dessen hingen die Reiter den Pferden die Futterbeutel ab und stangen sie auf. Ein gemessener Ernst trat jetzt überall an die Stelle des während der Nacht stattgefundenen vielseitigen Lebens, das mitunter so heitere Auftritte dargeboten hatte, daß man mehr als zu deutlich die Sorglosigkeit oder die Resignation der Spaßvögel, welche sie herbeigeführt, daraus abnehmen konnte.

Das Feuer im Thale zwischen Biar und Castalla wurde immer heftiger; indessen konnte man wegen der vorliegenden Berge nicht gewahr werden, wie die Angelegenheiten dort standen. Mehrere Stunden hatten wir schon als müßige Zuhörer, die Zügel in der Hand, neben den Pferden gestanden, die gleich uns mit gespitzten Ohren den die Erde erschütternden tiefen Grundtönen des Generalbasses aufmerksam zuhorchten. Schon wurde hin und wieder die Meinung laut,

*) Die Prosafe trugen zur Unterscheidung von anderen Offizieren einen runden Hut mit blutrothem Federbusch.

das Ganze würde, wie gestern, mit einem Avantgardegefecht enden, als ein Generaladjutant mit verhängtem Zügel auf der Straße von Castalla heranjagte. Zwei Minuten nach seiner Ankunft verließen die beiden reitenden Batterien ihre Position, indem sie im Trabe auf dem Wege nach Castalla fortrastelten. Die Reiterei, welche zugleich den Befehl zum Aufsitzen erhalten hatte, folgte den Batterien im scharfen Trabe. Dem Feinde gegenüber hat das Commandowort „Trabt!“ immer eine mehr als gewöhnliche Bedeutung. Man wußte nun, daß es mit dem Zuwarten ein Ende hatte, daß nunmehr auch für uns zum Eingreifen in die Ordnung der Schlacht die Stunde gekommen sei. Die Fenster erklimmten, als die Geschütze durch Castalla eilten, aber weniger von der Wucht derjenigen, welche zur Deckung beigegeben waren, als vom Donner der schweren Geschütze, welche, die englischen Schanzen vertheidigend, im Thale ununterbrochen wie schwere Donnerschläge rollend, den Erdboden erschütterten.

Es war des französischen Feldherrn Plan, eine zahlreiche Cavallerie, an der er uns während des Krieges fortwährend überlegen war, durch den schmalen, vorhin schon erwähnten Gebirgspass über Dneil in unsere rechte Flanke zu schicken und diese durch einen ungefümen Angriff aus den Schluchten, von wo man denselben am wenigsten erwartete, aufzurollen. Die Linke wollte er während eines heftigen Scheinangriffs auf das Centrum, welches hinter uns zwischen den die Straße beherrschenden Schanzen aufgestellt war, durch einen, wenn er gelungen wäre, beispiellos Kühnen Uebergang über das Gebirge von Alicante abschneiden und so, nachdem er unserer Stellung auf beiden Flügeln in den Rücken gekommen, die britische Armee, nach dem ihm beliebten Ausdrucke, in Stücke hauen. —

Der Plan war eines Feldherrn, wie der Herzog von Albufera, vollkommen würdig. Die Ausführung scheiterte jedoch an der unübertrefflichen Tapferkeit, welche das 27. englische Linienregiment, die leichten Truppen von der deutschen Legion und einige spanische Bataillons von General Copons Brigade, denen die Vertheidigung jener Höhen anvertraut war, seinen stürmenden Grenadieren entgegenstellte.

Die Vertheidigung wurde dort, nachdem es den französischen Angriffshaufen nach zwei abgeschlagenen Versuchen im dritten gelungen war, sich auf den ersten vorliegenden Höhen zu behaupten, mit einer Tapferkeit fortgesetzt, die endlich in die grimmigste Wuth, in einen entsetzlichen Einzelkampf ausartete. Sie stürzten sich Mann auf Mann und eng unklammert sah man Vertheidiger und Stürmende kopfüber in die schauerlichen Abgründe stürzen, im Hinabrollen noch ringend, bis endlich die zerschmetterten Gebeine vereinzelt an dem spitzigen Felsengestein hängen blieben, wo sie den letzten Funken des Lebens aushauchten und einige Stunden später den Andern zur Beute wurden, die sich stets in großer Zahl in der Nähe von Schlachtfeldern versammelten.

Es war kurz nach Mittag, als es jenen Tapferen gelungen war, auch die allerletzten der anstürmenden feindlichen Haufen nach Abfeuerung einer einzigen allgemeinen Salve durch einen wüthenden Bajonnetangriff hinabzustürzen. Während eine Abtheilung die Fliehenden auf der Straße nach Biar verfolgte, fiel eine andere der Brigade in den Rücken, die ihre Angriffe auf die erwähnten Versuchungen fortwährend, jedoch erfolglos erneuerte.

Während sich diese Vorgänge auf der Linken und im Centrum ereigneten, war es der etwa 4000 Pferde starken feindlichen Reiterei, jedoch zu spät, gelungen, auf unseren rechten Flügel anzukommen. Es war der Augenblick, als wir aus unserer Stellung jenseits Castalla aufbrachen, um den hart Bedrohten zu Hülfe zu eilen. — Sobald unsere spanischen Geschütze eine Ibi gegenüber liegende Anhöhe erreicht hatten, eröffneten sie sofort ein wirksames Feuer gegen die sich eben ordnenden feindlichen Reiterhaufen. Dadurch in Unordnung gebracht, wurden sie gezwungen, sich in eine etwas rückwärts liegende Senkung zu ziehen, wo sie gegen das vernichtende Feuer geschützt, in Schlachtordnung aufmarschirten. Der Augenblick dieses in großer Unordnung ausgeführten Rückzuges ward unsererseits

geschickt zu einem Angriff auf eins der leichten Reiterregimenter des Feindes benutzt, das weit vom rechten Flügel des Heerhaufens dadurch abgekommen war, daß es wegen der Ungünstigkeit des Bodens auf einem Umwege in die Schlachordnung einzücken wollte.

Eben hatte sich das Regiment (das Braunschweigische Husarenregiment), welches den Angriff auf den Feind gemacht, wieder neben dem 20. englischen und dem neapolitanischen Dragonerregimente Val di Noto, die während jenes Anpralls eine Stellung hinter den spanischen Geschützen genommen, in Linie geordnet, als sich eine gewaltige Staubwolke gegenüber erhob, aus der man die Entwicklung eines allgemeinen Angriffs von Seiten der Gegner erwartete. Jedoch ein Windstoß, der gleich darauf sowohl die Staubwolke als den bis dahin undurchdringlich zwischen den Heeren lagernden Pulverdampf etwas lichte, zeigte einen Anblick, auf den man bei der numerischen Uebersahl der feindlichen Reiterei am allerwenigsten hätte rechnen können. Sie hatte nämlich die dazu günstige Vertiefung benutzt, um, rechts abbrechend, den Rückzug in die Defileen anzutreten, aus denen sie kaum vor einer Stunde in die Ebene hervorgebrochen war.

Jetzt wäre es britischer Seits Zeit gewesen, im Haupttrabe ihre lange Rückzugslinie, die bis zum Eingange in den Paß von Oneil, wo sich erst ganz zuletzt eine leichte Batterie zeigte, von allem Geschütz entblößt war, gleich einem Faden zu durchschneiden und nach beiden Seiten hin aufzurollen.

Voller Freude rieb sich Lord Frederic Bentinck, unser tapferer, stets angriffs-lustiger Brigadier die Hände, indem er den Commandeur der Braunschweigischen Husaren im Voraus zu dem herrlichen Siege beglückwünschte. Dann sprengte er ohne alle Begleitung nach der Hochebene, wo nicht weit von unseren Truppen entfernt der Obergeneral Sir John Murray, umgeben von einem zahlreichen Stabe, dicht neben ihm aber der alte Seeheld Admiral Holowell hielt, der es sich angelegen sein ließ, den Gang der sich jetzt ihrem Ende nahesten Schlacht zu verfolgen. Aufmerksam horchte er bei der Meldung des kühnen Reiteranführers auf die von demselben zu einem ungesäumten Angriffe gemachten Vorschlägen, indem er jeden Augenblick erwartete, daß der General in vollkommener Uebereinstimmung den Befehl dazu ertheilen würde. Indessen begnügte sich Sir John, statt eines allgemeinen Angriffs, nur einen einzelnen Angriff auf eine Escadron des feindlichen 4. Husarenregiments und auf die westphälischen Chevaurligers zu befehlen, die noch in Linie aufmarschirt hielten, um den Rückzug der Dragoner und Kürassiere zu decken.

Vergebens stellte der Admiral dem Feldherrn vor, wie nöthig es sei, die am heutigen Tage errungenen Vortheile mit Nachdruck zu verfolgen; vergebens bat Lord Frederic, der britischen Reiterei die Gelegenheit nicht zu entziehen, sich mit unvergänglichem Ruhm zu bedecken. — Der Generalissimus blieb dabei, daß es vollkommen genügend sei, wenn die Braunschweigischen Husaren den Rest der feindlichen Reiterei vollends aus dem Felde in die Schluchten zurücktrieben. Einem fliehenden Feinde, sprach der Feldherr, soll man goldene Brücken bauen; der Tag ist ja ohnehin unser. — Er mußte aber Suchet's allerletzt sein, wenn es hier so herginge, wie es mußte, brummte der kriegserfahrene alte Admiral, warf einen verdächtigen Blick auf den Feldherrn, wandte sein Pferd und ritt allein auf der Straße nach Castalla von dannen, wo sich am Morgen das Hauptquartier befand.

Da endlich befahl Sir John, in dem Augenblicke als der französische Marschall auf die Nachricht, daß sein rechter Flügel so gut wie vernichtet sei, den allgemeinen Rückzug anordnete, auch das Centrum der Armee vorgehen zu lassen. Die Bewegung erfolgte ruhig, wie Jüge auf einem Schachbrett. Der Anfang wurde damit gemacht, daß eine neunpfündige Batterie die Hauptstraße jenseits der Verschanzung vom Feinde säuberte, während sämtliche leichte Compagnien vorgingen, um die Gehölze auf unserem rechten Flügel von den feindlichen Tirailleurschwärmen zu reinigen, hinter denen sich die französische Armee zurückzog,

ohne jedoch einen Massenangriff des Centrums, welches bis dahin noch nicht im Feuer gewesen war, abzuwarten.

Diese allgemeine Verfolgung begann nach Aussage der gefangenen französischen Offiziere in dem Augenblicke, als Suchet dem Befehlshaber der vorrückenden Reiterei zurief: Haltet doch und rettet meine tapferen Grenadiere!

Der Feind wich unter dem Schutze der einbrechenden Nacht bis nach Bilena zurück, von wo er sich am folgenden Tage in seine alte Stellung am Xucar zurückzog.

Aus dieser kurzen Skizze über die Vorfälle bei Castalla wird man ersehen, welchen glänzenden Namen sich Sir John Murray unter geschickter Benutzung des Augenblicks hätte erwerben können. Aber er war unter den in Spanien commandirenden Generalen der allermittelmäßigste, um nicht härter über ihn zu urtheilen, daher auch vollkommen zufrieden, den Bericht über die Schlacht aus einem weiter in das Innere des Landes vorgeschobenen Hauptquartier batiren zu können. Bald nachher wurde seine Untauglichkeit zu einem Obercommando in Valencia und Catalonien, wo er mehr als einer der anderen von Wellington's detachirten Unteranführern auf die eigenen geistigen Fähigkeiten beschränkt war, bei der berüchtigten Belagerung von Tarragona völlig erkannt. General Murray wurde wegen der unverzeihlichen Fehler, welche er sich dort zu Schulden kommen ließ, durch ein über ihn gehaltenes Kriegsgericht — cassirt, und Lord Kilian Bentinck, der bisherige Militärgouverneur von Sicilien, erhielt den Oberbefehl über das verbündete Heer in Catalonien.

Seht dort, rief mir Sir Robert, mein englischer Reisegefährte, zu, indem er mit der Hand in die Ferne deutete, dort im Thale von Tíbi sprengte auch Eure Schwadron wie toll auf die vierten feindlichen Husaren. Es war eine Lust, wie die Bursche unter sie hieben, und wie ihre wehenden Rosschweife zuweilen über dem Pulverdampfe flatterten. Als ihr aber zurückkehrtet, da klapperten Eure Feldflaschen alle ganz hohl, kein Tropfen war mehr darin. Aber wir andern hatten genug davon im Bivouak unter den Delbäumen jenseits der ersten Verschanzung dort rechts; und Ihr nehmt einen tüchtigen Schluck aus meiner Kürbisflasche, als Ihr am Abend noch spät von einer Seitenpatrouille zurückkehrtet, wo Euch, ganz zuletzt noch, die französischen Plänkler, die unvergleichlichen Tanzmeister, das Lebenslicht fast ausgeblasen hätten. Wir hatten dann ein capitales Abendessen von rothen Tomatos, Pfefferfchoten und Salzfleisch nach dem glorreichen Tage, an dem Niemand froher war, als der General, nachdem er in seinem Hauptquartier Abends allein war und nicht mehr von den Würfen des Admirals geplagt wurde, sobald dieser im stillen Ingrimm an Bord seines Bierundsiebenzigers zurückgekehrt war, wo er dann in seinem Arger mehr als einer Flasche Portwein die Nacht hindurch den Hals gebrochen haben soll. Alle Ehre dem glorreichen Seehelden! Aber auch Friede mit dem General! Er war ja sonst ein ganz gutmüthiger Mann, und man lebte als Ordonnanzoffizier gute Tage bei ihm, weil er Niemand überhegte.

Bergeffen wir indessen über dem damals so heiß errungenen Abendessen unser am heutigen Morgen schon so viel besprochenes Frühstück nicht, fuhr mein Kriegskamerad in seiner unverwüßlichen Laune fort. Adelante arrieros! heran, Ihr braunen Gefellen und tischt einmal auf, was Donna Marietta, die brave Gattin des ehrbaren Don Pedro Gonzales y Moranta und unser Schiffscapitän in leere Körbe gepackt haben. Ich meine, Gentleman, daß wir heute fast vollkommen so gut ein Frühstück, wie damals ein Abendessen, verdient haben. Es war eine heiße Wanderung von Castalla hierher nach den Gefilden des Todes. Darum immer die Flaschen heraus aus den Körben und immer näher heran, wie Ihr da seid, Hoch und Niedrig, Alt und Jung, ohne Ansehen der Person und des Handwerks. Auch unsere Caballeros von Alicante sollen ihren vollen Antheil daran haben! Per Bacco!

Es währte nicht lange, so saß die ganze Caravane traulich gereiht um den

mächtigen Felsblock, welcher die Höhe von Castalla krönt, die uns Männern von dem abgesonderten Armeecorps so heilig war, als Burgos und Salamanca der damaligen Armee unter Wellingtons speciellen Befehlen, oder als la Haya-Sainte, Hougemont oder Quatrebras den jüngeren Truppen unvergesslich geworden sind im letzten Freiheitskampfe, besonders das letzte, wo mein Reisegefährte im Gefolge des tapfern Friedrich Wilhelm Zeuge war, als der ritterliche deutsche Fürst den Heldentod starb in den Armen seiner Oetreuen. Die Sonne blickte eben durch die weite Felsenöffnung und warf ein glänzendes Streiflicht über einen Theil des Thales, wodurch im Gegensatz mit den nebenliegenden tiefen Schluchten eine großartige Wirkung auf unserm Plaze hervorgebracht wurde. Die einzelnen umher auftauchenden Hügel und Mauerstücke erinnerten, wie die zerstreut umherliegenden Steinhäufen, wie die Capelle und das Crucifix an einem Kreuzwege, an die in der Nähe derselben in ihren Gräbern frieblich neben einander schlummernden Freunde und Feinde. Am längsten verweilte unser Blick auf dem von einer Mauer umgebenen weißen Kirchlein, Dylesta del Monte, auch St. Clara genannt, das auf einem der äußersten Felsenvorsprünge auf unserer Linken gelegen, damals den tapferen Schützen von des Königs deutscher Legion zur Schutzwehr gebient hatte, bis die Spanier zu ihrer Unterstützung herbeeilten. Auf diesen steilen Felsen trat der uns günstige Wendepunkt im Treffen ein, hier war es, wo die aufgepflanzten Fahnen des 27. Regiments zuerst den dort errungenen blutigen Sieg den Kriegsgenossen im Thale verkündigten.

Die Wunder der Schöpfung.

Von Dr. B. Köleke.

II.

Stellten wir im Vorigen den Hamster als Bild des Geizes, der Unverträglichkeit und des Jähzornes auf, so zeigen diese unvortheilhafte Charakterseite keineswegs alle seine Sippschaftsgenossen; im Gegentheil gibt es viele derselben, welchen ein auffallender Geselligkeitstrieb und ein Zusammenwirken zu gemeinsamen Interessen eigen ist.

Eins der merkwürdigsten und interessantesten Nagethiere ist unstreitig der norwegische Lemming, dessen auffallendster Charakterzug ein Wanderungstrieb ist, zu welchem wir uns in der Natur vergebens nach einem Seitenstück umsehen. In Größe und Gestalt hat dieser Nagetier mit dem Hamster viel Aehnlichkeit, nur ist er bunter. Seine Heimath ist der nördlichste Theil des hohen Grenzgebirges zwischen Norwegen und Schweden, die Kälten genannt. Hier lebt er in Erdhöhlen, oft in erstaunender Menge beisammen, und vermehrt sich, ungeachtet der Rauheit des Klimas und der ungemainen Armuth der Natur, in solchem Verhältnisse, daß er in 10 — 20jährigen Zwischenräumen, besonders bei Eintritt eines strengen Winters, aus Nahrungsmangel in Zügen von vielen Tausenden auswandert. Die Richtung dieser Züge ist eine südöstliche und führt schnurstracks dem botnischen Meerbusen zu. Solche Heere wandern in gleichlaufenden, 1 — 2 spanweit von einander abstehenden Reihen vom Gebirge herab und weichen vor keinem Hindernisse aus der einmal eingeschlagenen Richtung; lassen weder durch Feuer noch durch Wasser sich aufhalten, kommen dabei in großer Menge um und hinterlassen breite geglättete Straßen, auf welchen jeder Grassalm bis zur Wurzel abgenagt ist. Nichts übertrifft den Troz und die Hartnäckigkeit, mit welcher die Lemminge ihre gerade Straße fortwandern. Außer hohen, unübersteiglichen Felsen ändert Nichts die Richtung ihres Marsches. Sie schwimmen muthig durch Ströme, Seen und waten durch Sümpfe, wobei viele

Tausende zu Grunde gehen und andere von Raubthieren verschlungen werden. Wenn sie auf ihrem Zuge auf Menschen treffen, so weichen sie nicht aus, sondern richten sich empor, springen an demselben hinauf und beißen in einen ihnen vorgehaltenen Stecken vermaßen ein, daß sie sich daran in die Höhe heben lassen. Wenn sie im Flusse oder Strome, durch den sie schwimmen, einen Kahn antreffen, so ändert dies ihre Richtung keineswegs; sie steigen auf der einen Seite an den Wänden desselben hinan, und lassen sich auf der anderen Seite wieder herunter. Gelangen sie an einen Gegenstand, den sie weder übersteigen, noch durchnagen können und deshalb nothwendig umgehen müssen, so setzen sie auf der anderen Seite nicht eher ihren Marsch fort, als bis sie ihre vorige Richtung, die ausnahmslos die gerade ist, wieder eingenommen haben. Je weiter sie ziehen, desto mehr verringert sich ihre Anzahl. Tausende kommen im Wasser, in Morästen und Abgründen um; Tausende werden von Menschen erschlagen oder finden in dem Magen großer und kleiner Raubthiere ihr Grab. Eine große Anzahl kommt vor Hunger um; denn da die Vorderen alles ihnen Zufagende spurlos auf der Erde wegfressen, so finden die Nachfolgenden natürlich nichts mehr. In der Regel erreichen nur wenige das Meer, in welchem selbige schließlich umkommen. So weiß der allweise Schöpfer, auf welch' wunderbarem Wege und durch welch' räthselhaftes Mittel es nun auch geschehen mag, das irgendwo in der Schöpfung gestörte Gleichgewicht alsbald wieder herzustellen!

Bevor wir uns von den Nagern zu einer andern Ordnung der Säugethiere wenden, drängt es mich, meinen Lesern noch Einiges vom Biber, dem seit alter Zeit hochberühmten Baumeister unter den Säugethiern, zu erzählen. Er bewohnt die nördlichen Theile von Europa, Asien und Amerika, ist unter den Nagethieren das größte und schwerste, und erreicht bei der Größe des Schafes ein Gewicht bis 80 Pfund. Sein Fleisch ist äußerst schmackhaft, besonders gilt der platt zusammengedrückte, schuppige Schwanz als gesuchter Lederbissen. Ehe die Europäer mit Nordamerika in Handelsverbindung traten, erlegten die Eingebornen von Bibern nur so viele, als sie gerade selbst brauchten; seitdem aber sind dieselben, theils wegen des heilkräftigen Bibergeiß (einer braungelben, starkriechenden, saibenartigen Masse, welche der Biber aus zwei hühnereigroßen am Grunde des Schwanzes befindlichen Drüsen absondert), theils wegen ihres kostbaren, rothbraunen Pelzes, ein bedeutender Handelsartikel geworden. Das Haar wird zu Pelzwerk und Malerpinselfeln, besonders aber zur Fabrication der feinsten Filzhüte (Castorhüte) benutzt. Wie zahlreich, trotz aller Nachstellung, der Biber noch jetzt sein müsse, erhellet daraus, daß noch in neuester Zeit ein nordamerikanischer Pelzjäger, Namens Kolv, in manchen Jahren 15 — 20,000 Stück derselben erlegte. England allein bezog im Jahr 1823 über 1½ Millionen Biberfelle, die, rechnet man das Stück im Durchschnitt nur zu 20 Thaler, einen Mindestwerth von 30 Millionen Thaler haben. Rechnet man außerdem das Fleisch und den lederen Schwanz des Bibern zu 4 Thaler und die Geißdrüsen zu 5 Thaler, so trugen jene 1½ Millionen Biber allein England einen Gesamtwertth von 43,500,000 Thaler ein. Daher kann es denn wohl nicht verwundern, wenn sich die Zahl der Biber auch in Nordamerika von Jahr zu Jahr vermindert, und bald dürfte der Mensch auch dort das nützliche und friedliche Thier, wenigstens aus seinen so interessanten Gesellschaftsbauten, — von denen wir gleich mehr hören werden — verdrängt und zum Einzelleben gezwungen haben, wie das bereits in Europa der Fall ist, wo sich in Deutschland bei Barby an der Ruche, in Anhalt-Deßau und a. a. O. vereinzelt Biber finden.*) Wie lohnend sich überhaupt noch heutiges Tags die Jagd auf Pelzthiere in Nordamerika herausstellt, beweisen uns folgende verbürgte Zahlen. Die Menge der Bälge, welche

*) Der Biber war am Rheine und auf dem Hunstrück häufig. Die Namen der Orte: Bibernheim bei St. Goar, Bibern bei Simmern und Andere, bezeugen sein zahlreiches Vorkhandengewesensein, das auch urkundlich feststeht.

allein die Londoner Pelzhandel-Gesellschaft (Hudsonsbai-Compagnie) in zwei der letztern Jahre gewann, betrug: Biber 98,288, Bisamratten 694,092, Bären 7,451, Dachse 1,096, Hermeline 491, Füchse aller Arten 9,937, Luchse 14,255, Marder 64,490, Ottern 47,403, Wölfe und Bielfraß 10,055, was auf's Jahr 473,765 Stück bringt. Lassen wir hierbei nicht unbemerkt, daß in Nordamerika neben der Londoner Pelzhandel-Gesellschaft noch zwei andere, nämlich die dänische Grönlands-Compagnie in Kopenhagen und die amerikanische Pelz-Compagnie in Newyork, bestehen, die kaum minder geschäftig sind, als die Londoner, so müssen wir über die ungeheure Zahl der diesem Handelszweige jährlich geopfertem Thiere erstaunt sein. — Unter allen Säugethieren zeigt der Biber den größten Kunsttrieb bei der Aufführung seiner Baue. In ihm liegt so viel Ueberraschendes, zum Theil an menschliche Verständigkeit Erinnerndes, daß es nicht zu verwundern ist, wenn die der vorurtheilsfreien Beobachtung eben nicht sehr ergebene Menge der Einbildungskraft den Zügel schießen ließ und einfachen Thatsachen theils die sonderbarsten Deutungen unterlegte, theils Fabeln und Uebertreibungen beimengte. Die Biber sind ihrer körperlichen Einrichtung nach zum Leben im Wasser bestimmt und daher, wie Fischottern und ähnliche Thiere, von gedrungenen, abgerundeten Formen mit kurzen, aber sehr kräftigen, zwischen den Hinterbeinen mit Schwimnhaut begabten Gliedmaßen versehen, die, zum Schwimmen vortrefflich geeignet, nur einen schwerfälligen und schleifenden Gang auf dem Lande gestatten. Um Sicherheit gegen Strömungen und Schutz gegen die Winterfalte zu erlangen und um auf angemessene Weise sich nähren zu können, müssen diese Thiere Vorkehrungen treffen und Bauwerke errichten, deren Herstellung, dem mächtigen Elemente gegenüber, die Kräfte des Einzelnen weit übersteigt. Daher unterstützen sie sich gegenseitig, arbeiten für einen gemeinsamen Zweck, leben zwar nachbarlich und friedlich beisammen, aber ohne weitere Verbindung, sobald das Allen gleichnützliche und unentbehrliche Werk vollendet ist. Da sie ihre Wohnungen vom Wasser, in welchem sie sich allein nur heimisch und sicher fühlen, umringt haben wollen, so umgeben sie dieselben mit einem Dämme, der das Wasser auf gleicher Höhe zu erhalten geeignet ist, nach Vertlichkeit und Verschiedenheit der Strömung in der Richtung wechselt und aus Stücken von Pappels- und Weidenstämmen besteht, die, mit Steinen und Schlamm untermengt, einen ziemlich festen Körper darstellen. Schlagen diese Stämme späterhin aus, so erlangt das Ganze das Ansehen einer Hecke und vermag selbst Hochwassern Widerstand zu leisten. Von großer Zierlichkeit, wie man früher behauptete, sind diese Baue jedoch nicht, und niemals dient der Schwanz bei ihrer Errichtung als Kelle oder gar als Schlägel, um Pfähle in den Boden zu treiben. Unkünstlicher noch, als der Damm, sind die durch ihn geschützten, stumpfkegelförmigen, aus gleichem Material erbauten Häuser. Ihr Zugang befindet sich stets einige Fuß unter dem Wasser, indessen ragen sie 5 — 6 Fuß über dasselbe hinaus und haben 2 — 3 Fuß dicke, sehr feste Wandungen. Jedes enthält nur eine Kammer, kann aber dadurch zum mehrkammerigen werden, daß neue Baue an den Seiten derselben angefügt werden, die unter einander nicht in Verbindung stehen und besondere Zugänge haben. Im Spätjahre werden diese Häuser auswendig mit Schlamm dick überzogen, der anfrierend die Wandungen sehr verdickt und dem amerikanischen Biber Sicherheit gegen seinen gefährlichsten Feind, den Bielfraß, gewährt. Merkwürdiger noch als diese Bauart ist die Herbeischaffung des erforderlichen Materials. Sie deutet auf eine Fähigkeit zum Nagen, die ihres Gleichen nicht kennt. Der Biber beißt mit einem Male einen zollthicken Zweig so scharf und rein durch, wie mit einem Messer geschnitten, und fällt durch wiederholte Bisse, Baumstämme, die bis 1½ Fuß im Durchmesser haben. Die ausgenagte Stelle umgibt den Stamm genau ringförmig und zeigt auf ihrer Fläche unzählige schuppenförmige Vertiefungen, die so scharf und glatt, als wären sie durch stählerne Werkzeuge hervorgebracht, die Zeichen einzelner, aber gewaltiger Bisse sind. Eine nicht geringere

Kraft als die Beißmuskeln entwickeln die Nackenmuskeln. Oft muß der Biber gewichtige Holzstücke nach dem Wasser schleppen, weil es ihm bei aller Vorsicht nicht immer gelingt, den Baum genau in das Wasser fallen zu machen. Ist das 4 — 6 Fuß lang abgenagte Stück zu groß und schwer für den Einzelnen, so unterstützen sich mehrere und bewältigen das Gewicht durch gemeinsame Anstrengung. Die sogenannten Häuser der Biber haben auf der Landseite keinen Ausgang, um sowohl den Zutritt ihnen schädlicher Thiere, als der kalten Luft, wodurch das Wasser im Eingangslöche gefrieren und dieses gänzlich verschließen könnte, zu verhindern. Meist bleiben die Biber 3 oder 4 Jahre an derselben Stelle; oft bauen sie aber auch alljährlich eine neue Wohnung. Manchmal bessern sie eine alte, unbewohnte nur aus, oder bauen eine andere daran. Zuweilen bauen sie eine zweite in der Nähe der von ihnen bewohnten, um im Nothfalle einen Zufluchtsort zu haben. Im Herbst werden die Wintervorräthe eingetragen und im unteren Theile der Häuser aufgespeichert. Sie bestehen aus Zweigen von Weiden und anderen Bäumen, deren Rinde die fast ausschließliche Nahrung des Bibers ausmacht, der weder Fische noch Krebse verzehrt, wie man ehemals irriger Weise meinte. Alle jene Arbeiten werden nur des Nachts verrichtet. Die Biber sitzen wie die Affen und bringen ihre Nahrung mit den Vorderfüßen zum Munde. Beim Untertauchen verursacht der mit seiner ganzen Schwere auf's Wasser fallende Schwanz ein starkes Geplätscher. So gewandt der Biber im Wasser ist, so langsam und schwerfällig zeigt er sich außerhalb desselben und ist daher leicht einzuholen; dann aber widerstehen sie ihrem Gegner, obgleich sie sonst im Allgemeinen sehr furchtsam sind, mit großer Hartnäckigkeit, und man hat Beispiele, daß ein rüstiger Biber einem Hunde mit einem einzigen Hiebe seiner Schneidezähne das Bein abgehauen hat. Nichts desto weniger ist es Thatsache, daß sich die Fischottern nicht selten in ihre Bäume einschleichen und sie tödten. Kann der Biber dem Jäger nicht mehr entinnen, so setzt er sich, wie Prinz Newwed und Cartwright versichern, auf die Hinterbeine und fängt kläglich, ähnlich kleinen Kindern, an zu schreien.

Nachdem ich hiermit meinem Leser ein treues Bild vom häuslichen Leben und Treiben einiger der interessantesten Nagethiere entworfen habe, folgt mir derselbe wohl in gleich freundlicher Weise zur Betrachtung einer nicht minder ansprechenden Gruppe, der man einer höchst auffälligen, ohne Beispiel dastehenden Eigenthümlichkeit wegen den Namen Beuteltiere beilegte.

Dem Zahnbau nach würde man diese Thiere unter sehr verschiedene Ordnungen vertheilen müssen, den sie haben theils das Gebiß der Nager, theils der Insectenfresser, und einige sind mit Zähnen versehen, die ausschließlich auf Ernährung durch Pflanzenstoffe deuten. Während das größte Geschöpf unter ihnen, das Känguruh, vier Fuß hoch wird, erreichen andere Arten kaum die Größe einer Hausmaus. Einige sind nächtliche, nach Marderart bludürstige Raubthiere, andere nähren sich nur von Baumblättern. Einige sind nur zum Springen organistrt, wie die Känguruh's, andere besitzen in der ausdehnbaren Seitenhaut des Körpers einen natürlichen Fallschirm, wie z. B. der Zwerg-Flugbeutel. Ihre Verbreitung auf der Erde ist eine sehr beschränkte; auf dem Festlande der alten Welt fehlen sie gänzlich, lebten aber selbst im heutigen Frankreich während vorweltlicher Perioden, wie die in jüngster Zeit hier aufgefundenen Knochen beweisen. In Amerika kommen sie von Pennsylvania bis Paraguay vor; besonders artenreich sind sie in Neuholland und den nächstgelegenen Inseln. Ihre Fortpflanzungsart ist im Reiche der Wirbelthiere ohne Beispiel. Bei allen Arten werden nämlich die Jungen 25 — 30 Tage nach der Empfängniß in sehr unvollkommener Gestalt und fabelhafter Kleinheit geboren und gelangen auf noch nicht zureichend erforschte Weise in eine Hautfalte, die, am Unterleibe des Weibchens befindlich, mehr oder weniger einer Tasche oder einem Beutel gleicht. Hier saugen sie sich sogleich an den Zitzen fest, bleiben an diesen während langer Zeit fest hängen und werden allmählig weiter ausgebildet. Sie sondern während des

Aufenthaltes in diesem Beutel unbegreiflicher Weise weder Urin noch Koth ab und benutzen denselben auch dann noch einige Zeit als Zufluchtsort, wenn sie, zu selbständigen Bewegungen befähigt, gelegentlich die Mutter verlassen.

Das größte und wichtigste Geschöpf dieses Reiches ist das im Jahre 1779 vom Weltumsegler Cook in Neuholland entdeckte Känguruh, welches die Größe des Hirsches mit der Gestalt des Eichhörnchens verbindet und nur auf den mit riesigen Vogelkrallen bewehrten Hinterbeinen, den Grasshüpfern ähnlich, umherhüpft, wobei ihm der lange muskulöse Schwanz die Dienste eines fünften Fußes leistet. Obschon es die größte Thiergestalt ist, zu welcher sich Australien erhoben hat, so kommen die Jungen doch in so auffallender Kleinheit zur Welt, daß das eben geborene Junge eines 138 Pfund schweren Weibchens nur 1 $\frac{1}{4}$ Zoll Länge hatte und nicht voll 2 Loth wog. Die Känguruh's leben in Heerden von 10 — 30 Stück — der englische Reisende Gilbert will derselben über 500 Stück beisammen gesehen haben —, welche von alten Männchen angeführt werden. In der Ruhe setzt sich das Känguruh auf die Hinterbeine und stützt sich mit dem Schwanze, während der übrige Körper aufwärts gerichtet ist. Während der heißesten Tagesstunden ruht es unter hohen Farrenträutern, im hohen Grase an Stämmen, nie aber in hohlen Bäumen. Wird es aufgeschreckt, so macht es gewaltige Sprünge, wobei es die Vorderfüße an den Leib andrückt. Zuweilen gehen jedoch diese Thiere auf allen Vieren, helfen sich dabei mit dem ihnen als Stützpunkt dienenden Schwanze und versetzen sich sogar in eine Art von Galopp. Bei ernster Verfolgung zeigt sich die Stärke ihrer Hintermuskeln durch eine Folge von Sprüngen von 20 — 28 Fuß, wobei sich die Erwachsenen zu einer Höhe von 15 Fuß emporheben und der Schwanz die Rolle einer Balancierstange oder eines Ruders übernimmt. In Gefahren bedienen sie sich dieses höchst merkwürdigen Körpertheiles, sowie ihrer mit starken Nägeln besetzten Hinterfüße auch als Waffe, mit welcher sie starke Schläge auszuthun vermögen. In der Gegend von Botanybay und auf Bandiemenland jagt man die Känguruh's mit großen englischen Jagdhunden, denen jedoch diese Jagd oft gefährlich wird, so daß sich beiweitem nicht alle Hunde auf dieselben hegen lassen; denn statt die Flucht zu ergreifen, setzt sich das starke Männchen zur Wehre, indem es sich ferzenrecht in die Höhe richtet und, womöglich, mit dem Rücken gegen einen Baum lehnt. So erwartet es die Meute und sucht die Hunde entweder mit den gewaltigen Krallen seiner Hinterfüße niederzuschmettern, oder sie mit den Vorderbeinen zu umklammern und in dieser Lage tödtlich zu verwunden. Besondern Muth zeigen sie bei der Vertheidigung ihrer Jungen; denn die Mütter hegen für dieselben eine überaus zärtliche Sorgfalt. Die Jungen scheinen dieses aber auch zu wissen und verstecken sich daher oft noch in den schützenden Beutel der Mutter, wenn sie längst schon entwöhnt und auf die Weide gegangen sind, so daß man zuweilen sieht, wenn die Mutter weidet und auf allen Vieren steht, daß auch Junge den Kopf zum Beutel herausstecken und mitäßen. Neuere Reisende berichten auch von zwei Arten Känguruh's auf Neuguinea, welche sich durch eine auffallende Eigenschaft vor allen übrigen unterscheiden, dadurch nämlich, daß sie auf Bäumen leben.

Man verfolgt die Känguruh's um ihres schmackhaften Fleisches und weichen wie Hirschleder benutzten Felles willen. In den von europäischen Colonisten bewohnten Gegenden haben sich daher diese nützlichen Thiere schon sehr vermindert, so, daß wenn man nicht bald zur Zähmung derselben schreitet — wozu sie sich vor vielen anderen Thieren ganz besonders zu eignen scheinen —, bald die Zeit kommen dürfte, wo die ganze Gattung ausgerottet sein wird, obwohl das Innere Neuhollands dieselben jetzt noch in großer Menge zu bergen scheint.

Ein zweites höchst merkwürdiges Thier dieser seltsamen Gruppe ist die surinamische Beutel- oder Aeneasratte, welche die Größe einer kleinen Raze und statt eines vollkommen verschließbaren Beutels nur eine flache Hautfalte hat, die allein den Schutz der an den Saugwarzen hängenden Jungen

darstellt. Die Trächtigkeit des Weibchens dauert 24 Tage; dann finden sich 5 oder 6 blinde, noch gänzlich unentwickelte, kaum $\frac{1}{4}$ Gran wiegende Junge in jener Bauchfalte. Hier liegen selbige noch 48 Tage, erreichen die Größe einer Maus und verlassen dann die Zitzen und ihr sicheres Versteck. — Den obigen zweiten Namen führt das Thier nach der besondern Sitte, seine halberwachsenen Jungen bei drohender Gefahr auf dem Rücken fortzutragen und ihnen zu diesem Zwecke den eigenen Schwanz zum Anhalt darzubieten. Wie also einst der trojanische Held Aeneas seinen hochbetagten Vater Anchises auf dem Rücken durch die Flammen des lange von den Griechen belagerten, endlich aber eingenommenen und eingeäscherten Trojas trug, so sucht in ähnlicher Weise dieses seltsame Thier seine Jungen jedweder drohenden Gefahr zu entziehen. Zu diesem Zwecke streckt die Mutter ihren 7 Zoll langen Wickelschwanz auf die Erde, legt sich platt auf den Bauch, läßt die Jungen ihre Schwänze um den ihrigen schlingen, schwingt diesen endlich mit den daran hängenden Kleinen auf den Rücken und so geht es in flüchtigster Eile der unterirdischen, sicheren Höhle zu.

Um meinen Lesern auch Einiges über die Lebensweise dieses Thiers zu sagen, erlaube ich mir noch hinzuzufügen, daß das Vaterland desselben die niedrigen, mit Urwald bedeckten Ebenen von Surinam, Guyana und dem nordöstlichen Brasilien sind. Es nährt sich von Insekten, Vögeln und Früchten und schleicht sich zur Nachtzeit gern in Hühnerställe und auf Taubenschläge der Meierhöfe, um hier, auf Art unseres Marders, Geflügel und dessen Eier zu verzehren. Hier mordet es, was es irgend erreichen kann, beweist zwar eine kaum glaubliche Gefräßigkeit, findet augenscheinlich aber auch im zwecklosen Blutvergießen einen hohen Genuß. Nachstellungen vermeidet es zwar nicht immer mit dem Scharfsinne und der List des Marders, wird aber dennoch nicht oft in Fallen gefangen. Einmal im Norden begriffen, läßt es alles Andere unbeachtet und wird in Hühnerställen leicht über rascht und durch Hunde gefangen, wenn das anhaltende Geschrei der geängsteten Vögel den Landmann zur rechten Zeit aufmerksam gemacht hat. — Der nur 6 Zoll lange Körper ist mit reichem, dichten Haar bekleidet, oben graubraun, fast wie bei der Wanderratte gefärbt, unten weißlich gelb; ein schwarzbrauner Ring umgiebt das Auge. Stirn, Oberkopf, Kragen und Füße sind hellgelb.

Die unter allen am wunderbarsten gestaltete Säugethier-Gruppe ist wohl amstiefig die der Handflügler oder Flatterthiere, im gemeinen Leben Fleder mäuse genannt, welche vermöge großer, zwischen den Vorder- und Hinterbeinen ausgepannter Häute die Fähigkeit des Fluges besitzen. Zu diesem Zwecke sind die Vorderfüße gewöhnlich sehr stark und lang, besonders die Zehen; letztere bisweilen ebenso lang, als Ober- und Unterarm zusammengenommen. Nur so weit sie über die Flughaut hervorragen, sind sie mit Krallen versehen; der Daumen stets, oft auch der Zeigefinger. Die Flughäute sind meist nackt, sehr zart und überaus nerven- und gefäßreich; daher der Sitz eines ungemein feinen Tastsinnes, so daß diese Thiere zwischen den dichtesten Zweigen der Bäume hindurchfliegen, ohne mit ihren Flügeln im geringsten anzustoßen. Ja, was mehr sagen will, man hat Fledermäuse geblendet oder sie auf andere Weise ihrer Sehkraft beraubt, und sie dann in Zimmern umherfliegen lassen, in welchen man zuvor nach allen Richtungen Schnüre ausgespannt hatte. Sie wendeten sich während ihres Fluges zwischen den bespannten Fäden mit so überraschender Geschicklichkeit umher, daß sie selbige in keinem Punkte berührten. In dieser Thatsache liegt jedenfalls der Beweis, daß sich ihnen die Nähe eines jeden Körpers, selbst des kleinsten, durch's Gefühl verräth, wenn selbst Gesicht und Gehör ihnen den Dienst versagen sollten. Die Flughäute sind mit einer öligen Fettigkeit überzogen, welche sie geschmeidig erhält und vor Risse schützt; sie schmilzt zum Theil aus Fettdrüsen in der Haut selbst aus, theils aus einer starken Drüse an der Nase, mit deren Fett sie die Flughäute benetzen, indem sie häufig den Kopf in dieselben einhüllen. Die Ohrmuschel ist stets sehr groß, oft von mehr als doppelter Länge des Kopfes, z. B. beim Langohr, weit zarter noch als die Flughäute und gleichfalls ein feines Tast-

werkzeug. Die Bildung mancher inneren Körpertheile ist der der Vögel nicht unähnlich; so erhebt sich auf der vorderen Fläche des Brustbeins ein kleiner Kamm, wie bei diesen. Ebenso zeigen Beckenknochen und Luftröhre einige Uebereinstimmung. Das Allermerkwürdigste aber sind die Luftsäcke unter der Haut, die, wenn sie von der Lunge aus mit Luft angefüllt werden, das Gewicht des Körpers im Verhältniß zu seiner Größe sehr verringern und dadurch das Fliegen wesentlich befördern. Die Hinterfüße sind schwach, in 5 gleiche Zehen getheilt und alle mit hakenförmigen Krallnägeln versehen, mit welchen sie sich den Tag über an dunklen Schlupfwinkeln aufhängen, den Kopf abwärts gerichtet. Während des Abends oder der Nacht fliegen sie ihrer Nahrung nach, die hauptsächlich in Insekten, besonders Schmetterlingen, (Dämmerungs- und Nachtfaltern) besteht. Ueberall, wo sich diese Schmetterlinge finden, giebt es auch Flatterthiere, und je größer jene in einem Lande, desto größer sind auch diese. Da viele dieser Insekten sehr schädliche Thiere sind, so müssen wir die Flatterthiere als sehr nützliche Geschöpfe betrachten. — Ganz besonders beachtenswerth dürfte noch die ihrer seltsamen Eigenschaften sein, daß sich die Jungen, — meist wird aber nur eins geworfen, — bald nach ihrer Geburt an die Brüste der Mutter hängen, mit ihren Daumenkrallen hier festhaken und so, fast bis zu ihrer vollständigen Entwicklung, an den Luftstreifen derselben Theil nehmen. — Diejenigen Fledermäuse, welche kältere Länder bewohnen, erstarren bei kaltem Wetter, ohne jedoch einen wahren Winterschlaf zu halten, denn wenn im Winter Thauwetter eintritt, erwachen sie sogleich. Von ebener Erde können sie nicht aufsteigen; sie kriechen daher an irgend einem Gegenstande empor, was mit Hilfe ihrer Krallen mit Leichtigkeit geschieht, lassen sich dann nach Willkür fallen, fassen während des Falles mit ihren Flughäuten Luft und fliegen so davon. — Die verschiedenen Arten der Fledermäuse weichen in Anschauung ihrer Gestalt und Größe sehr von einander ab; einen Hauptunterschied zeigt namentlich die Bildung der Nase. Bei einigen hat dieselbe die gewöhnliche Gestalt, wie bei anderen Säugethieren, bei anderen Arten ist sie mit blattähnlichen Auswüchsen versehen, welche den Thieren ein sonderbares Ansehen geben und ihnen, wie Flughäute und Ohrmuscheln, als äußerst empfindliche Tastwerkzeuge dienen. Fast alle verbreiten mehr oder weniger widrig-moschusartigen Geruch.

Raum und Zweck dieser Blätter erlauben es nicht, alle hieher gehörenden wunderbaren Thiergestalten einer besonderen Beschreibung zu unterziehen, vielmehr erlaubt sich der Verfasser dieser Zeilen, nur für zwei der interessantesten Formen unter ihnen des Lesers Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Es sind: die gemeine Fledermaus und der Blutsauger oder Vampyr.

Was Erstere betrifft, so beträgt ihr Körpermaß von der Nase bis zur Schwanzwurzel $2\frac{1}{2}$ Zoll; Schwanzlänge $1\frac{1}{2}$ Zoll; bei ausgespannten Flughäuten hat sie etwas über 1 Fuß Breite. Ihr ganzer Körper ist mit kurzen, weichen Haaren bedeckt, die auf dem Rücken rothbraun, am Bauche weißgrau sind. Der Kopf ist länglich, mit glatter etwas vorstehender Nase. Der Mund sehr breit, so daß er eine weite Oeffnung bildet. Die Eckzähne sind stark entwickelt; jeder derselben ist spitz und über die anderen Zähne auffallend hervorragend. Die Augen sind klein, blöde und zum Sehen kaum tauglich. Die Ohrmuscheln sind so lang wie der Kopf, nackt, eiförmig und innen mit einem lanzettförmigen Deckel versehen, der unter ihren Tastwerkzeugen eine nicht unwesentliche Rolle spielt. Der gedrungene Rumpf hat 2 Brustwarzen. Die Flughaut beginnt schon an den Seiten des Halses; selbige ist mißfarbig, kalt und fettig, durchscheinend und mit vielen zarten Nerven und Blutadern durchwebt. Der Schwanz liegt bis zur Spitze mit in der Flughaut.

Die gemeine Fledermaus ist fast durch ganz Europa zu Hause und in Deutschland überall häufig. Sie fliegt äußerst geschickt und macht vortreffliche Wendungen; daher es für eine Art Meisterstück gilt, eine solche im Fluge zu schießen. Sie ist ein nächtliches Thier, das erst mit eintretender Dämmerung zum Vorschein kommt. Nicht dem Auge, sondern dem Geruche und Gefühle folgt sie. Ihr Geruchsinn

ist ungemein scharf und ihre Flughaut und ihr Ohr in so hohem Grade empfindlich, daß sie vermittelst des Widerstandes der Luft die Nähe eines jeden Gegenstandes, selbst des geringsten bemerkt. Nach Spallanzani's Versuchen blieb ihr dies wunderbare Vermögen noch, nachdem man ihr die Augen mit Wachs verklebt oder gar ausgebrannt hatte. Dasselbe blieb auch, als man die Nase verstopfte und den ganzen Rumpf mit Firniß überzog. Immer blieb die gleiche Sicherheit der Bewegungen; ja man könnte keine solche Fledermaus, die sich vor Müdigkeit gesetzt hatte, mit der Hand fangen, weil sie die Annäherung derselben fühlte. Stülpte man dagegen über den Kopf des Thiers eine kleine Papierdüte, oder umhüllte denselben mit feinem, leichten Zeuge, so war es durchaus nicht mehr zum Fliegen zu bewegen. Laufen kann sie gar nicht, auf ebenem Boden kriechen sehr schlecht, auf rauhem aber, selbst an senkrechten Wänden und anderen Gegenständen, vortrefflich klettern, und sogar ziemlich rasch. Ihre Nahrung besteht in Insekten, die sie im Fluge erhascht, wobei ihr die weite Mundöffnung vortrefflich zu Statten kommt. Namentlich liebt sie (wie dies der Inhalt ihres Magens beweist) Mistkäfer, Borkenkäfer, Kiefernswärmer, Leuchtkäfer, Mücken u. s. w. Von großen Käfern läßt sie Flügel und Beine fallen. Sie ist sehr gefräßig und trägt sich für die Zeit der langen Tagsruhe in den sehr ausdehnbaren Backen noch viel mit nach Hause. Es ist wahr, daß sie gelegentlich in Schornsteinen, auf Rauch- und Speisekammern wohl auch mal Speck und Würste benagt und namentlich Del liebt; doch sind dergleichen kleine Naschereien gegen die großen Vortheile, welche sie durch Vertilgung so mancherlei schädlicher Insekten stiftet, gar nicht in Betracht zu ziehen. Man sollte sie daher pflegen und nicht zu beschränken suchen, wie solches in Folge großer Unwissenheit und lächerlichen Aberglaubens leider noch gar zu häufig der Fall ist. Gewöhnlicher Regen stört sie bei ihren nächtlichen Ausflügen nicht, weil das Wasser von ihrer fettigen Haut abläuft; bei starken Güssen aber bleibt sie in ihrem Verstecke, als: alten Gebäuden, Gewölben, Thürmen, Schornsteinen, Dachböden, hohlen Baumstämmen u. s. w. Mit Eintritt der Morgendämmerung kehrt sie auch dahin zurück und verschläft den Tag. In großer Menge kann man sie an solchen Orten oft beisammen finden, alle an den Hinterbeinen aufgehängt. Bei eintretender Kälte verfällt sie in Winterschlaf, wobei ihre Blutwärme von 24³/₄ Grad Reaumur auf 4 Grade herabsinkt. Ende Mai oder im Juni bekommt das Weibchen ein, selten zwei Junge; diese sind aschgrau und binnen 10 Wochen völlig ausgewachsen. — Diese Fledermausart ist in der Gefangenschaft meist so eigenstinnig und störrisch, daß sie all und jedwede Nahrung verschmäht; auch zwitschert sie, sperrt den Rachen drohend auf und beißt, obgleich ihre Bisse nur geringe Bedeutung haben. Leicht kann man sich dieser Thiere in ihren Schlupfwinkeln bemächtigen, oder sie auch im Fluge mittelst einer Angel fangen, an der man einen schnurrenden Mistkäfer befestigte. Besitzt man erst eine und setzt diese in einem Glase an's offene Fenster, so zieht sie durch ihr Gezwitsher bald mehrere herbei, derer man sich dann in der Stube leicht bemächtigen kann.

Schreiten wir nun zur näheren Kenntnissnahme des zweiten Thieres dieser Gruppe, des *Vampyr*s oder *Blutsaugers*. Derselbe gehört zu derjenigen Abtheilung von Flatterthieren, die man *Blattnasen* nennt, weil, wie wir schon oben sahen, ihre Nase mit blattartigen Auswüchsen versehen ist. Er erreicht die Größe eines Eichhörnchens und ist schwanzlos. Der dichthaarige Pelz ist von braunrother Farbe, am Bauche gelbröthlich. Der spitze Kopf hat eine sehr weite Mundöffnung, in welcher die kegelförmigen Eckzähne sehr groß und die Backenzähne mit spitzen Höckern versehen sind. Auf der ziemlich lang hervorstreckbaren Zunge finden sich scharfe Warzen, dergleichen zwei auch am Kinne sitzen. Die Nase ist auffallend verlängert und mit zwei Blättern besetzt, von denen das vordere hufeisen-, das hintere, aufrecht stehende, speerförmig ist. Die Ohren sind groß und nackt und durch einen Deckel verschließbar. —

Nicht leicht ist über irgend ein Thier dieser Gruppe so Vieles und Uebertriebenes gesagt und geschrieben worden, als über diesen berühmten Blutsauger

Amerika's. In Brasilien, wo der Vampyr den Namen *Andira-aga* oder *Guandira* trägt, gehört er zu den gemeinsten der einheimischen Fledermäuse und ist ebensowohl im einsamen Urwalde, als in einer lebhaften Landstadt anzutreffen. Die erste und älteste Beschreibung dieses Thiers rührt von Piso her und lautet etwa so: „Diese Fledermäuse machen sich an jede Art von Thieren, um ihr Blut zu saugen; in Maranham kommt eine Art vor, die des Nachts die nackten Füße schlafender Menschen anbeißt und das Blut saugt. Der Biss ist sehr gering und wird so vorsichtig beigebracht, daß die Verwundeten nicht eher etwas merken, als bis ihr Bett mit Blut bedeckt ist, welches in Menge ausströmt und nur mit Mühe, und zwar nur dann gestillt werden kann, wenn kräftige Mittel zur rechten Zeit angewendet worden sind. Die Eingebornen waschen dergleichen Wunden mit Seewasser aus und gebrauchen gegen die Nachblutung heiße Asche und selbst glühendes Eisen.“ —

Stedtmann erwähnt gleichfalls, daß er gebissen worden sei, und daß diese Fledermäuse instinktmäßig recht gut wissen, wenn ihr Opfer fest eingeschlafen ist. Sie lassen sich gewöhnlich an dem Fußende nieder, unterhalten da mit ihren gewaltigen Flügeln eine angenehme Kühlung und beißen aus der großen Zehe ein Stück vom Umfange eines Nabelknopfes heraus. Durch diese kleine Oeffnung saugen sie dennoch so viel Blut, daß sie kaum fliegen können, würgen es aus, kehren von neuem zum Saugen zurück, und so soll es geschehen sein, daß schon mancher Reisende nicht wieder aufgewacht ist. Hausthiere beißen sie gewöhnlich ins Ohr, jedoch auch an allen Stellen, wo freiwilliger Bluterguß eintritt. Der Erzähler legte Tabaksasche auf die Wunde und entdeckte in der Nähe seiner Hängematte, so viele ausgeworfene Blutklumpen, daß ein Chirurg seines Gefolges den ganzen Blutverlust auf 12 — 14 Unzen (etwa 1 Pfund) schätzte. —

Aus diesen und ähnlichen Erzählungen, welchen man einen unerbittlichen Glauben beigemessen hat, sind die übertriebensten Gerüchte entstanden von der Furchtbarkeit der blutsaugenden Fledermäuse, welchen man sogar eine besonders gebildete, stechende Zunge zuschrieb.

Azara, einer der ersten unbefangenen Berichterstatter, gibt zu, daß diese Vampyre schlafende Menschen angreifen und daß er selbst zu vier Malen von ihnen in die Zehen gebissen worden sei, erklärt aber die rundlichen, oberflächlichen Wunden für eben so unbedeutend, als die Menge des nur aus den Haargefäßen (den feinsten Adern) gesogenes Blutes für gering und setzt hinzu, daß Niemand die Vampyre fürchte oder besondere Vorsichtsmaßregeln gegen sie ergreife. Die von Azara beschriebenen Blattnasen sollen am Boden fast so schnell wie Ratten hinlaufen können und sich an die Kämme und Halslappen der Haushühner ansetzen, die dann gewöhnlich an den brandig gewordenen Wunden sterben. Sie greifen auch Pferde, Maulthiere, Esel und Rindvieh an und pflegen sich vorzugsweise auf Schultern, Kreuz oder Hals zu setzen, weil Mähne und Schwanz ihnen das Festhalten erleichtern. Spätere Reisende haben diesen Bericht in allen wesentlichen Stücken bestätigt, und keinem ist ein Beispiel bekannt geworden von tödlicher Verblutung.

So viele Widerlegungen einer alten Fabel haben auf der anderen Seite freilich die Folge gehabt, daß man an dies Blutsaugen gewisser Fledermäuse gar nicht mehr glauben wollte. Daß die südamerikanischen Blattnasen aber nicht von Blut ausschließlich leben können, sondern, gleich anderen Flatterthieren, Insekten verzehren müssen, kann man schon aus ihrer Menge folgern; allein es steht aber auch eben so fest, daß sie, wo Gelegenheit sich bietet, Säugethiere und größere Vögel angreifen. Sie sind über das ganze heiße Südamerika verbreitet und in einigen Provinzen wahre Landplagen. In Maynas haben es die Missionäre von je her unmöglich gefunden, Rindviehzucht einzuführen, denn die Kälber, die man dort, wie alle Hausthiere, des Nachts im Freien läßt, werden so oft von den Vampyren heimgesucht, daß sie in Folge der Aderlässe abmagern und sterben. —

Sogar außerhalb der Wendekreise fehlt es nicht an dergleichen Thieren. Darwin ercappte ein solches in der Nähe von Coquimbo in Chile und zwar in dem Augenblicke, wo es an den Füßen seines Pferdes im Saugen begriffen war. Man fand am andern Morgen die gebissene Stelle geschwollen und blutig und schonte das Pferd deshalb drei Tage lang. Indessen traten durchaus keine schlimmen Folge ein, die überhaupt nur dann entstehen, wenn man den Sattel zu zeitig auf die gebissene Stelle legt und dadurch Entzündung veranlaßt. Darwin untersuchte den Magen des getödteten Thiers und fand in demselben, außer geronnenem Blute, bedeutende Leberreste von mancherlei Insekten. Ein sprechender Beweis, daß sich diese Thiere, wie andere Fledermäuse, auch von Insekten nähren.

Schließlich bemerke ich noch, daß das Wort Vampyr serbischen Ursprungs sein soll. Der lächerliche Aberglaube an blutsaugende Gespenster, welche man ebenfalls Vampyre nennt, ist sehr alt. Das gemeine Volk in Ungarn, Serbien und Dalmatien glaubte (und glaubt es noch heute zum Theil), daß die Leichname Derer, die wegen Verdachtes der Zauberei oder anderer Vergehungen im Kirchbann gestorben, nicht verwesen, sondern an sich selbst nagen, des Nachts aus ihren Gräbern hervorgehen, Personen, mit denen sie ehemals in Verbindung gestanden, das Blut aussaugen und sie so umbringen. Entstanden doch sogar im Jahre 1732 in Ungarn und besonders in Serbien große Volksbewegungen über vermeinte menschliche Vampyre, welche Untersuchungen von Seiten der Regierung und in Deutschland verschiedene Schriften für und wider die Sache veranlaßten.

Der Tabak *)

Von H. W. Grube.

Bei weitem mehr noch als das Theeblatt ist das Blatt der Tabakspflanze narkotisch. Wie beim Theeblatt durch Trocknen und theilweise Gährung ein Theil des Theeins, dieses in ihm wirksamen Grundstoffes, verflüchtigt werden muß, damit es einen trinkbaren Aufguß gebe, so müssen auch die Tabaksblätter erst trocknen und einem theilweisen Gährungsprozeß unterworfen werden, damit ihr giftiger Grundstoff, das Nikotin, sich mindere. Es bedarf nicht, wie beim Thee, der Glühhiße und eiserner Pfannen; man braucht die Tabaksblätter nur auf einem Gestell auszubreiten und übereinander zu legen, so gerathen sie schon in's Schwitzen und werden braun. Nach einer Woche etwa wird diese Gährung unterbrochen und das Blatt an einem luftigen Ort aufgehängt. Die weitere Behandlung des Entrippens, Zerschneidens, Beizens ic. geschieht in eigenen Fabriken. Sowohl der Rauch-, als der Schnupftabak werden durch aromatische Aufgüsse oder weingeistige Flüssigkeiten verfeinert; dem Rauchtabak wird auch wohl Salpeter, dem Schnupftabak allerlei mineralische Substanz beigemischt.

Das Nikotin ist ein sehr starkes Gift, stellt sich dar als eine ölichte, farblose Flüssigkeit von brennendem Geschmack und etwas an den Tabak erinnerndem Geruch, und siedet bei 250° Fahr. Verdampft man es bei solcher Temperatur, so wird der Tabaksgeruch sehr stark, und schon mit einem einzigen Tropfen Nikotin kann man auf diese Weise die Luft in einem Zimmer so verderben, daß ein Mensch nur mit Anstrengung darin athmen kann. Es sammelt sich auch im Tabaksfaß der Pfeifen (weshalb ein Abguß an diesen vortheilhaft ist), sowie auch im feuchten Mundstück der Cigarre (weshalb diese Enden reizender und

*) Vergl. den Aufsatz von Dr. Vogel im 11. Heft II. der *Waze* 1859.

schärfer sind). Je trockener der Rauchtobak, um so leichter wird das Nikotin zerlegt und im Dampfe mit fortgeführt, während es sich im feuchten Blatt ansammelt und dann mit dem Rauch unmittelbar in den Mund gelangt.

Der Chemiker, um einige Tropfen Nikotin zu destilliren, muß freilich eine große Menge Tabaksblätter verarbeiten; im Rauchtobak ist der Nikotingehalt zwischen 2—7 pCt., aber wie neuere Untersuchungen gezeigt haben, entwickeln sich auch noch andere Gifte im Tabakrauch, nämlich Blausäure und Schwefelwasserstoff, und schon geringe Mengen von Gift erregen ja das menschliche Nervensystem. Das Tabakrauchen wirkt auf den Neuling mit allen Zeichen der Vergiftung, hat Betäubung, Kopfweh, Erbrechen, Durchfall, Zittern der Glieder zur Folge, und dennoch wird es mit allem Fleiß erlernt. Das trotz der übeln Zufälle, trotz der reizenden Wirkung auf Zunge und Geschmackskrüsen, trotz dem unnatürlich vermehrten Speichelerguß, trotz dem übeln Geruch, der mit dem Rauchen und Kauen, und der Unreinlichkeit, die mit dem Schnupfen des Tabaks verbunden ist, ganz abgesehen von so erwiesnen übeln Folgen für die Gesundheit — sich dennoch so Wenige vom Genuß des Tabaks haben abschrecken lassen; daß dieses Kraut, als wäre es gleich dem Getreide eine Wohlthat für das Menschengeschlecht, von seiner amerikanischen Heimath im Triumphzuge über die ganze Erde gewandert, von allen Racen in der heißen, gemäßigten und kalten Zone, ohne Unterschied des Glaubens, mit Freuden ausgenommen ist: dies bleibt jedenfalls eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Culturgeschichte der Menschheit. Der Bettler und der Fürst, der Tagelöhner bei seiner mühsamen Handarbeit, der Gelehrte am Studiertisch und der geschäftige Kaufmann, im Handel spekulirend, — der Matrose und der Landsoldat, und selbst Weiber in der europäischen und außereuropäischen Welt rauchen und schnupfen; und die Allgemeinheit dieser Sitte und Unsitte wirkt wiederum so ansehnend auf die Jugend, daß diese die Zeit kaum erwarten kann, um auch mit der Pfeife oder Cigarre im Munde als den Erwachsenen ebenbürtig zu erscheinen. Der Nichtsthuer, dem die Zeit zu lang wird, findet im aufwirbelnden Dampf seiner Pfeife oder Cigarre eine angenehme Zerstreuung (im Finstern kann Keiner rauchen), und seine träge Phantasie wird in Thätigkeit versetzt, wenn auch oft genug das Phantasiren zum gedankenlosen Hinbrüten wird. Der beschauliche Orientale, dem Klima und Despotismus das Denken verbieten, erträumt sich, am kühlen Springbrunnen seine Pfeife rauchend und seinen Kaffee schlürfend, ein freieres Leben, als es die Wirklichkeit ihm bietet, und der arme Polarmensch, wenn der warme, würzige Tabakrauch um seine Nase zieht, vergißt die Gegenwart der grimmen Kälte und die Entbehrungen, die sie ihm auferlegt. Der ärmste Lappländer gibt für einige Pfund Tabak Alles, was er an Vorräthen aufgespeichert hat, und mit sehnsuchtsvoller Neugierde fragt er den fremden Reisenden, ob er aus dem glücklichen Lande sei, wo der Tabak wächst?

In gewissem Sinne ist aber auch der Tabak ein Nahrungsmittel zu nennen, insofern er das Gefühl des Hungers verschleudert und den Stoffwechsel des menschlichen Leibes verzögert. Die österreichische Regierung gibt ihren Soldaten den Tabak zu ermäßigtem Preise, und den armen Verwundeten, die aus dem letzten italienischen Feldzuge heimkehrten, wurden neben andern Lebensmitteln und Erfrischungen auch eine gute Menge Cigarren gespendet. Diese Cigarren sind kein bloßer Luxusartikel gewesen; sie haben das Gefühl der Ermattung und Schwäche verschwehen, den gesunkenen Muth heben geholfen, und sicher zu schnellerer Genesung beigetragen. Ludwig XIV. von Frankreich erlaubte — nachdem die Regierung zuvor den Verkauf des Tabaks auf die Apotheken beschränkt hatte — wiederum das Rauchen und ließ namentlich unter seine Soldaten Tabak vertheilen, um sie bei guter Stimmung zu erhalten.

Das Erdenleben hat viel Noth und Ungemach, und begierig greift der Mensch nach solchen Mitteln, die, indem sie ihn berauschen und betäuben, ihn

für Augenblicke der Wirklichkeit entrücken*) oder ihm das Gefühl eines erhöhten Daseins geben. Der Mensch, dessen Vorzug das Selbstbewußtsein ist, neigt sich nur zu leicht zur Flucht aus dem Bewußten in's Unbewußte. Um mit dem Geiste und der Willenskraft die Nerven zu spannen, ist schon ein hoher Grad von Bildung vonnöthen, da die geistige Thätigkeit selbst meist zum Gebrauch von Reizmitteln hinneigt, welche die träge Körpermasse weniger fühlbar machen. Das Gefährliche bei allen solchen Reizmitteln ist, daß, wer sich einmal daran gewöhnt hat, sehr schwer wieder davon loskommt, und schwer vor dem leidenschaftlichen Genuße sich bewahrt. Und doch kostet es nur einen kräftigen Entschluß, um ein weißes Maß einzuhalten. Wer sich fest vornimmt, nie mehr als eine Pfeife des Morgens oder Abends, oder höchstens zwei Cigarren des Tages zu rauchen, der wird für solche Enthaltensameit wieder dadurch entschädigt, daß ihm die Eine Pfeife oder Cigarre um so mehr Freude macht.

Es gibt Schnupfer, die sich so an den Tabak gewöhnt haben, daß sie alle Eblust, ja alle Lebenskraft verlieren, wenn ihnen die „Pfeife“ fehlt. Der Botaniker Merat fand einst auf einer seiner Wanderungen bei Fontainebleau einen anscheinend todtten Mann im Grase liegen. Er beeilte sich, ihn zu schütteln und wo möglich in's Leben zurückzurufen. Der Ohnmächtige schlug die Augen auf und verlangte mit schwacher Stimme etwas Schnupftabak. Da man denselben nicht sogleich zur Hand hatte, verlor er von Neuem das Bewußtsein und ermannte sich erst wieder, als es gelungen war, ihm einige Pfeifen in die Nase zu bringen. Der Kranke erzählte nun, er habe am Morgen seine Dose vergessen und leider unterwegs keinen Schnupftabak erhalten können! Wie mancher Raucher, der von einem langen Tagemarsch erschöpft heimkommt, greift vor dem Essen und Trinken zuerst nach seiner Tabakspfeife, um sich wieder zu erholen! Dem Verfasser sind Leute vorgekommen, die regelmäßig des Nachts aufwachen, um eine Pfeife zu rauchen oder aus der neben dem Bette bereit stehenden Schnupftabakdose einige Pfeifen zu nehmen. Für leidenschaftliche Raucher oder Schnupfer ist, wenn der Appetit zum Tabak mangelt, dies ein sicheres Zeichen einer beginnenden gefährlichen Krankheit.

So gewiß es ist, daß für Gesunde und Starke, namentlich Solche, die viel im Freien verkehren, das Rauchen nicht schädlich ist, für phlegmatische zur Fettleibigkeit geneigte Körperverfassungen selbst heilsam sein kann: so gewiß ist es aber auch, daß für trockene und hitzige Naturen, für Solche, die an Empfindlichkeit des Magens leiden, für Kränkliche überhaupt der Tabak schädlich ist. So sehr man dem armen Steinklopfer am Wege, dem der Pfeifenstummel die harte und langweilige Arbeit verküßt, oder dem Fuhrmann, dem die Tabakswolken den langen Weg verkürzen, seinen Genuß gönnen mag: so ist doch auch nicht zu ver-

*) In den persischen Kaufläden erzählt man gern folgende Sage vom Ursprung des Tabakrauchens: In den guten alten Zeiten, als die Zeit noch jung war und Jeder so viel hatte, als er wünschte, lebte zu Mekka ein junger Mann, welcher so gut und tugendhaft war, wie junge Männer damals zu sein pflegten und wie sie jetzt sein sollten. Er hatte viele Schätze, allein keinen schlug er höher an, keinen hütete er sorgfamer, als ein schönes, tugendhaftes Weib. Aber sie wurde krank und starb. Vergebens bot er die ganze Kraft seiner Seele auf, um dieser Plage nicht zu unterliegen. Er suchte sich auf Reisen zu zerstreuen, er nahm die 4 schönsten Jungfrauen von Mekka zu Gemahlinnen, wie der Prophet es ihm erlaubte; nichts aber konnte ihm den Verlust der kostbaren Perle aus dem Sinn bringen, und der Kummer zehrte sichtbar an dem Mark seines Lebens. In dieser Noth beschloß er, einen frommen Mann zu besuchen, dessen Weisheit er oft hatte rühmen hören. Dieser wohnte tief in der Wüste, in einer einsamen Felsenzelle; der junge Mann suchte ihn auf und der fromme Einsiedler empfing ihn, wie ein Vater den Sohn empfängt, auf den er stolz ist. Er bat ihn, sein Herz vor ihm zu erschließen, und als er die Leidensgeschichte vernommen hatte, sagte er: „Mein Sohn, gehe an deines Weibes Grab, du wirst dort ein Kraut finden, pflücke es, stecke es in ein Rohr und zehbe, nachdem du es angezündet, den Rauch ein; dieß wird dein Weib, dein Vater, deine Mutter, dein Bruder, vor Allem aber ein kluger Rathgeber sein; es wird deiner Seele Weisheit lehren und deinen Geist erheitern!

kennen, daß der Arme leicht zu viel für seine Pfeife bezahlt und das, was der Raucher weniger ist, in keinem Verhältniß steht zu dem, was er für sein Vergnügen an Zeit und Geld opfern muß. Zu häufiges Rauchen macht zu dumpfem, unfruchtbarem Hinbrüten geneigt, umnebelt den inneren und äußeren Sinn, wird darum für ein so nachdenkliches Volk, wie wir Deutsche sind, leicht eine gefährliche Verführung. Ein Engländer, der vor einigen Jahren Deutschland bereiste, schrieb über deutsches Rauchen u. A.: „Für Jeden, der wie ich das Rauchen haßt, für den ist eine Eisenbahnreise in einer deutschen Gesellschaft ein wahres Elend. Die Deutschen scheinen bemüht zu sein, ihre politischen Sorgen und Klagen mit Tabakswolken zu erstickn, denn gewiß, wenn es mit ihnen gut stände, würden sie nicht so unablässig rauchen.“ Er liegt etwas Wahres in dieser übrigens einseitigen Bemerkung, denn jener Engländer hätte alle Ursache gehabt, über sein eigenes Vaterland bedenklich zu werden, wo das Rauchen auch unter den höheren Klassen immer mehr überhand nimmt. Zumerhin ist deutsches Rauchen noch weit erträglicher, als amerikanisches Tabakkauen und das damit verbundene Ausspucken, vor welchem kein Ort sicher ist, und das auch in Gegenwart der sonst so sehr geachteten Damen nicht unterbleibt.

Da der Tabak gleich dem Thee und Kaffee für Millionen von Menschen ein unentbehrliches Bedürfniß geworden ist, so setzt sein Anbau, seine Fabrikation, Verschiffung und sein Verkauf im Großen und Kleinen auch Millionen Hände in Bewegung. Dazu kommen noch die zahllosen Arbeiten, welche dem Zwecke des Rauchens und Schnupfens dienen. Man denke an die goldenen und silbernen in Bernstein und Glas gefaßten, mit Edelsteinen und Brillanten besetzten Schnupftabaksdosen in allen Werthstufen bis zu den einfachen zinnernen und hölzernen Dosen und Schachteln; man denke an die ganze Mannigfaltigkeit der Porzellan- und Meerschäumköpfe, der Pfeifen- und Cigarrenspitzen aus gemeinem Horn und edlem Bernstein, an die lange Studentenspfeife mit Weichselrohr und die kurze Umerpfeife mit geschnitztem Naserkopf und Blechbeschlag, an die einfache irdene Thonpfeife des Holländers und die kostspielige Wasserpfeife des Türken und Persers (bei jenen Narghile, bei diesen Kalium genannt), welche den Rauch durch Wasser leitet und ihn nur gereinigt und abgekühlt durch einen, viele Ellen langen, schlangenartig gewundenen Schlauch zum Munde führt! Die Hindus nennen die Wasserpfeife Huka, und verwenden viel Sorgfalt darauf. Das lange, mit Silberdraht überzogene Rohr hat ein Mundstück von Gold oder Achat; das ganze Instrument mit tierlichem Kohlbeden, worin der eigens präparirte wohlriechende Tabak gelegt wird, mit dem Hukakrug, der zur Wasserglocke führt, ruht auf einem niederen, sehr kostbaren Tischchen, das von eingelegtem Holze und mit Silber beschlagen ist, — in Ermangelung des Tischchens, auf einer Matte. Ein eigener Bedienter, der Hukababar, sorgt für Erhaltung des Feuers und das Zulegen frischen Tabaks. Die Perser nehmen zu ihrer gewöhnlichen Pfeife am liebsten ein langes Rohr von Rosenholz und verzieren wo möglich die schöne Bernsteinspitze noch mit Diamanten. Zu Pfeifenköpfen nimmt man in Arabien, Persien und der Türkei am liebsten jene bekannten von rothem Thon, weit und niedrig, so daß leicht die ganze Asche ausgeschüttet werden kann und nichts Feuchtes zurückbleibt. In den Häusern der orientalischen Großen sind eigene Sclaven bloß für die Besorgung der Pfeifen angestellt, und wenn der Diener seinem Herrn die frischgestopfte Pfeife überreicht, geschieht es nie ohne die übliche Ceremonie: er legt zum Zeichen der Ehrfurcht die linke Hand auf die Brust. In dem feierlichen, bedächtigen und prachtvollen Rauchen des Morgenländers spiegelt sich der ganze orientalische Charakter, gleich wie die kurze Pfeife und noch bequemere Cigarre die rastlose Eile des Abendlandes charakterisirt, wo die lange Pfeife mit ihrem gemüthlichen Zubehör von Tabaksbeutel, Schwamm, Stahl und Feuerstein, Pfeifenreiniger, Tabakskasten und Sibibusbecher, immer mehr zurücktritt und nur noch wie eine Ruine aus alter Zeit in die Gegenwart hineinschaut. Mir ist aus meiner Jugendzeit noch wohl

erinnerlich, erscheint mir aber wie eine halbverschollene Sage, daß die hochachtbaren Herren meiner Vaterstadt, wenn sie mit ihrer Familie einen Spaziergang machten, oder als gute und getreue Nachbarn Abends im Schlafrocke sich einen Besuch abstatteten — nie ohne die lange Pfeife in der Hand, die sie stolz wie ein Scepter trugen, erschienen, während der minder vornehme Handwerker die Hornspitze seines kürzeren Pfeischens lustig und led aus der hinteren Rocktasche herauschauen ließ. Gegenwärtig wird selbst den Handwerksburichen und Fuhrleuten die Pfeife schon zu umständlich und die Cigarre von ihnen vorgezogen.

Darin ist sich jedoch Morgen- und Abendland, alte und neue Welt gleichgeblieben, daß man dem Gaste, dem Freunde und Bekannten die Dose oder Pfeife, oder Cigarre anbietet. Im Orient beginnt die Unterhaltung erst, wenn Kaffee und Pfeife dem Gaste gereicht ist *), und eine Indianerversammlung kann erst für gesichert und beschlußfähig gelten, wenn die Friedenspfeife — aus der Jeder einen Zug thut — im Kreise herumgegangen ist.

Die orientalischen Moslemin sagen nicht wie wir: „eine Pfeife rauchen“, sondern eine Pfeife „trinken“, sie schlürfen den süßen Duft in langsamen vollen Zügen. Die Chinesen „essen“ den Rauch und nannten, über die ersten Rauchenden erkant, dieselben „Rauchfresser“. Ihre Pfeife nennen sie einfach „Rauchröhre“, den Schnupftabak aber „Rauch für die Nase“. Die Schotten nannten früher den Schnupftabak nach seiner Wirkung „Nieserich“ (sneeshin) und die Dose „Nieserich-Mühle“. Der Schnupfer aus der guten alten Zeit dörrte nämlich seine Tabaksblätter noch selbst und legte sie dann in seine Dose, welche die Gestalt eines Kegels oder Cylinders hatte, um sie darin vermittelst eines kleinen hölzernen Mörfers zu Pulver zu stampfen. Der braune Staub ward durch ein Röhrchen in die Nase gezogen. Ein Widderhorn bildet eine sehr bequeme Mühle, und Hörner dieser Art, nebst Löffel und Hasenfuß, durch ein Ketten daran befestigt, galten in England lange für die echten „schottischen Mühlen“ (Scotch Mull.)

Die ursprünglichste und einfachste Form des Rauchens war wohl die, daß man die Blätter in eine Höhlung oder einen Topf that, sie anzündete und den Rauch durch irgendwelche Röhren einzog. Die Buschmänner im südlichen Afrika legen ihren Tabak in ein Erdloch, zünden ihn an und ziehen den Rauch durch einen Röhrknochen ein, den sie dem ersten besten erlegten Wilde entnehmen. Ein Fortschritt in der Kultur war es schon, daß man kleingeschnittenen Tabak in ein Pflanzenblatt, oder ein Stück Papier wickelte und nun anbrannte — welche Art zu rauchen noch jetzt in Spanien und Amerika üblich ist und Veranlassung zur Bereifertigung der Cigarren gab. Cigarro heißt im Spanischen eine Rolle, und cigarros nannte man dann jene Rollen oder Röllchen, die man aus den von ihren stärkeren Rippen befreiten Tabaksblättern zusammenlegte und durch ein darumgewundenes, an einem Ende zugebrochtes Deckblatt von der gleichen Tabakspflanze verband. In Deutschland wurden die Cigarren erst zu Anfang dieses Jahrhunderts bekannt.

Ob die alte Welt schon vor der Entdeckung Amerika's die Tabakspflanze kannte, ist sehr zweifelhaft, obwohl gewiß ist, daß man schon in alten Zeiten Pflanzenstoffe kauete, schnupfte und rauchte. Herodot erzählt von den Scythen, daß sie ein Kraut in's Feuer zu werfen pfliegen und dann den aufsteigenden Dunst einathmeten, das bei ihnen die gleiche Wirkung hervorbrachte, wie bei den Griechen der Wein. Auch die Celten sollen ein Kraut gekannt haben, das sie kaueten, rauchten und schnupften. Wie noch jetzt im Orient der Hanffame zu einem Surrogat für das Opium, nämlich zum sogenannten Hadschisch (nach Einigen eine Abkochung von Hanfförnern und gewissen Wurzeln, nach Anderen aus Bilsenkraut, gestoßenen Mandeln und Pistacien bereitet) benutzt wird, so mag man den Hanf schon frühzeitig nach seiner berausenden Wirkung benutzt haben.

*) Ein persisches Sprüchwort lautet: Kaffee ohne Tabak ist wie Fleisch ohne Salz!

Soweit die jetzigen Forschungen reichen, ist das wärmere Amerika die Heimath des Tabaks (*Nicotiana tabacum* L.) Von diesem s. g. virginischen Tabak, der ein stielloses Kraut mit langen lanzettlichen Blättern und hell rosenrothen Blüthen ist, sind durch den Anbau eine große Zahl von Spielarten entstanden; merklich verschieden vom virginischen ist der s. g. Bauerntabak (*Nic. rustica*); er ist kleiner, mit gelb-grünen Blüthen, wird in Ungarn und der Türkei viel gebaut. Ferner *Nic. chinensis* und *asiatica*, welche dem östlichen Asien angehören und von denen man nicht recht weiß, ob sie dort ursprünglich zu Hause, oder aus dem amerikanischen Kraut entstanden sind. Im Jahre 1492 fand Kolumbus den Tabak auf Cuba bei den Eingeborenen, welche die getrockneten Blätter in eine Rolle wickelten und dann an einem Ende anzündeten; auf Hayti (St. Domingo) rauchten die Eingebornen mit der Nase, indem sie durch ein Rohr den Dampf aus dem gemeinschaftlichen Topfe in ein Nasenloch leiteten. Das Rohr hieß im Haytischen *tobaco*, und davon erhielt dann die Pflanze selber den Namen „*Tobaco*“ oder „*Tabaco*.“ *Tabaco's* nennen noch heute die Einwohner von Cuba ihre Cigarren.

In der warmen Zone, auf frisch angebrochenem gutem Boden gedeiht der Tabak am besten; bis zum 50. Grad nördlicher und unter günstigen Verhältnissen auch südlicher Breite, kann mit Erfolg Tabak gebaut werden, und selbst noch bis zum 62° nördl. Br., z. B. in Bergenshiift, kann man die *Nicotiana* sehen. Mit einer merkwürdigen Biegsamkeit hat sich diese Pflanze den verschiedensten Gegenden der Erde anbequemt. Und gleich merkwürdig ist die Schnelligkeit, mit welcher sie bald nach ihrem Bekanntwerden sich ausbreitete. Im Jahre 1559 ward in den Gärten von Lissabon der Tabak bereits als Heilpflanze gebauet, und da von hier aus der französische Gesandte am portugiesischen Hofe, Jean Nicot, Samen an die Königin Katharina von Medizis sandte, nannten die Gelehrten ihm zu Ehren die Pflanze mit dem botanischen Namen *Nicotiana*. Ein Verwandter des Pagen Nicot's hatte den schon weit vorgeschrittenen Nasenkrebs und der Gesandtschaftsstock einen Pulsader schnitt durch Umschläge von Tabaksblättern geheilt, weshalb man den Tabak auch indianisches Wund- oder Wunderkraut nannte. Nach England kam der Tabak im Jahre 1586 durch Walter Raleigh, der die Kolonie Virginien stiftete; im Jahre 1616 bepflanzen man — der vielen Nachfrage willen — sogar die Straßen der Städte mit Tabak und konnte im Jahre 1622 schon 60,000 Pfd. ausführen.

In Deutschland verbreitete sich das Tabakrauchen durch die englischen Hülfstruppen, die im Anfang des dreißigjährigen Krieges dem Winterkönig Friedrich V. von der Pfalz zu Hülfe zogen. Dem Beispiel der Soldaten folgten bald die Bürger, und im Jahre 1642 gab es auf dem Schwarzwalbe schon Tabaksbuden.

Daß der Tabak noch viel mehr Angriffe erfahren mußte, als Thee und Kaffee, war natürlich. König Jacob I. von England, dem das Rauchen ein Gräuel war, sah mit Schrecken, wie die üble Sitte sich in seinem Lande verbreitete, und schrieb höchst eigenhändig eine Strafpredigt wider den Tabak. Nachdem er hervorgehoben, wie der Tabak die Gesundheit zerstöre, den Verstand schwäche, den feineren Ton des gesellschaftlichen Lebens untergrabe, sucht er die Männer damit zu schrecken, daß auch die Weiber nothgedrungen das Rauchen beginnen würden, da sie es sonst bei ihren stinkenden Ehemännern nicht würden aushalten können. Er hatte anfangs eine Strafe von sechs Schillingen für die Raucher festgesetzt, und da dies nichts half, setzte er die Prügelstrafe für die Gemeinen, Verweisung aus dem Lande für die Edeln auf die Uebertretung seines Gebotes. Doch dies half so wenig, als die Knute, mit welcher Michael Feodorowitsch die russischen Raucher bestrafte, und der Bann, mit welchem Papst Urban VIII. alle die bedrohte, welche in der Kirche Tabak schnupften.

Während einige Jesuiten in Polen durch eine Gegenschrist den König Jacob I. zu widerlegen suchten, donnerte ein deutscher Jesuit, Jakob Balbe,

mit dem ganzen Feuer seiner Berechtbarkeit gegen den Tabak und die ihn genossen. Er nannte diesen Genuss die „trudne Trunkenheit.“ „Diese Trunkenen sind Affen der nassen Zechbrüder und wollen es ihnen in Allem nachthun. Wie Jene die Gläser, so lassen Diese ihre Pipen im Kreise herumgehen und trinken einander mit Schmauch-Wettstreit zu, buzenweis, nicht auf Gesundheit ihrer Liebsten — denn diese Stinker haben keinen Platz beim Frauenzimmer — sondern auf glückliche Ankunft irgend eines englischen oder spanischen Schiffs, das mit Tabak beladen unterwegs ist.“ Er erklärte den „Meister Rauchbart“ für den stinkendsten, schmutzigsten und ekelhaftesten Menschen, ja mehr für ein Thier als einen Menschen, und die Tabakspfeife nannte er Rauchmüdel, Rauchfang, Tabaktrunkgeschirr, Pipenorgelwerk. Die Tabaksnupfer wurden dergleichen mit dem Titel „Tabakstinker“ beehrt. Aus den Pulverhörnern — sagte er — laden sie die Doppelhaden ihrer Nase und schießen den ganzen Tag Dresche. Warum — so fragt er — muß dieser Hügel immerfort mit Mist gedüngt und mit dieser Nieswurzel bepflanzt werden?

Auch auf das schöne Geschlecht werden einige scharfe Pfeile der Balde'schen Satyre abgeschossen, woraus hervorgeht, daß auch bei diesem das verführerische Kraut Anflug gefunden. Von den rauchenden und schnupfenden „Frauen-Menschern“ wird gesagt, wie der Rauch bei ihnen einziehet, so ziehet die Zucht aus. „Man findet Frauenmenscher, die nicht allein statt des Nadelohres oder der Spindel eine Tabakbüchse mit sich tragen, sondern auch die Pipse ansetzen und ihren glatten Mäulern mit dem Tabakrauch einen Bart anrauchen und anschnupfen.“

Ähnlich ließ sich der würdige Scriver vernehmen: „Man sehe und höre es doch an, wie es an Sonn- und Feiertagen in den Schenken und Kneipen hergeht; da füllet und überfüllet man sich mit Getränken, und damit man immer mehr saufen könne, macht man den Hals zur Feuermauer und zündet dem Teufel ein Rauchwerk an.“

Es halfen aber weder Gründe der Gesundheit noch der Sittlichkeit, um der Verbreitung des Tabaks Einhalt zu thun. In England nahm zwar in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts das Rauchen bei den höheren Ständen ab, weil es nicht für fashionabel galt, dafür nahm jedoch das Schnupfen überhand, und gegenwärtig ist beides, Rauchen und Schnupfen, im Flor. In Irland kommen sogar auf jedes Pfund Kaffee 4 Pfund Tabak und die Tabaksteuer dieses ärmsten Landes der großbritannischen Krone beträgt allein 800,000 Pfund Sterling jährlich. In Frankreich wird mehr Tabak verbraucht als in Großbritannien, in Deutschland mehr als in Frankreich. Im Jahr 1854 berechnete man den in Deutschland jährlich gefertigten Tabak auf 150 Millionen Pfund, auf welche Summe wohl 850 bis 1000 Millionen Stück Cigarren zu rechnen waren. Nach Bremen allein werden alljährlich etwa 40 Millionen Pfund überseeischen Tabaks verschifft, und die daselbst thätigen Cigarrenfabriken beschäftigen 5400 Arbeiter. In Frankfurt a. M. sind soviel Tabaksläden als Tage im Jahre. Der Tabakbau in der Pfalz kommt mit jedem Jahre mehr in Aufschwung, *) und manche Cigarrenkiste und manches Rauchtabak-Packetchen mit spanisch-amerikanischer Etikette ist ächt deutsches Erzeugniß. In den Ländern des deutschen Zollvereins wurden im Jahr 1842 605 Millionen Cigarren gemacht — eine respectable Zahl, und doch klein gegen die Menge der Cigarren, welche die Insel Cuba jährlich erzeugt, von denen im Lande selber verbraucht werden: 1825 Millionen. Diese Zahl ergibt 2000 Stück auf jeden Einwohner und 5 Millionen

*) Wegen der ansehnlichen Länge und Breite der Pfälzer Blätter werden dieselben zu Deckblättern in den Cigarrenfabriken sehr gesucht, und nicht bloß nach dem deutschen Norden, sondern in ansehnlicher Menge versandt nach England (20,000 Str.), den Niederlanden (25,000 Str.), Spanien (30,000 Str.), Italien (15,000 Str.), Schwetz (15,000 Str.), Algier (5000 Str.), ja selbst nach Nordamerika ausgeführt.

Stück als täglichen Verbrauch; dort rauchen aber auch Männer und Weiber, Knaben und Mädchen, Weiße, Creolen und Schwarze, Sklaven und Freie. Der kleine Bezirk von Havannah liefert bekanntlich das feinste und duftigste Blatt, doch nur Weniges davon kommt in den Handel, und Vieles, was unter dem Namen Havannah-Cigarren verkauft wird, hat das gefeierte Tabakland nimmer gesehen.

Vor allen Ländern der Erde behaupten die Vereinigten Staaten von Nordamerika den ersten Rang in der Erzeugung wie in der Verzehrung des Tabaks. Im Jahre 1851 verzehrte man im deutschen Zollvereine 42,720,563 Pfund, per Kopf 1 Pfund 10 Loth, in den Vereinigten Staaten 81,933,572 Pfund, per Kopf 3 Pfund 16 Loth. Die Gesammt'erzeugung von Tabak ward in jenem Jahr auf 140,400,000 Pfund geschätzt; im Jahre 1855 betrug sie 190,000,000 Pfund, ein Werth (das Pfund nur zu 10 Cents gerechnet) von 19 Millionen Dollars.

Von den jährlichen Sendungen außereuropäischen Rohtabaks, die nach Europa kommen, betrug im Jahr 1853 der Antheil von

1) Vereinigte Staaten von Nordamerika	1,440,000	Zollcentner.
2) Cuba und Portorico	138,000	"
3) Hayti	48,000	"
4) Brasilien	125,000	"
5) Columbien	56,000	"
6) Westküste von Südamerika, Curacao, Surinam, britisch Westindien u.	6,000	"
Zusammen Amerika	1,813,000	Zollcentner.
7) Java	37,000	"
8) Philippinen	18,000	"
9) Britisch Ostindien, China, asiatische Türkei	55,000	"
Zusammen Asien	110,000	Zollcentner.
10) Algier	5,000	"
11) Aegypten u.	6,000	"
Zusammen Afrika	111,000	Zollcentner.
Gesammtsumme des nach Europa eingeführten Tabaks	1,934,000	"
Der von Europa selbst erzeugte Tabak	3,111,000	"
Mithin der Gesammtverbrauch in Europa	5,045,500	Zollcentner.
Was für die Gesammtbevölkerung per Kopf fast 2 Pfund ausmacht.		

Ein Stückchen deutscher Erde und deutschen Gewerbefleißes

von Dr. Dippel in Jbar.

I.

Als die Tage anfangen kürzer zu werden, dann und wann schon rauhe Herbststürme um die Fenster saufen und man begann, sich nach warmer Stube und plauderndem Freundeskreise zu sehnen, da erging von unserm Freunde, der die Majje eingerichtet, auch an mich die Einladung, mitzufitzen an dem traulichen Herde und Theil zu nehmen an dem Rundgange der Gespräche und Erzählungen. So will ich denn nicht lange säumen und dem freundlichen Rufe Folge leisten. Zunächst will ich denn, wie man so zu thun pflegt, wenn man näher miteinander bekannt wird, mit Euch, liebe Majjegenossen, plaudern von dem Fleckchen deutscher Erde, auf dem ich lebe und wirke. Und es ist ein herrlich Stückchen unseres Vaterlandes, dieses obere Nahethal und seine Nachbarschaft. Lag es auch bis jetzt weit ab von dem lauten Treiben der großen Welt, so war es doch, wenigstens dem Namen und seinen Erzeugnissen nach in Nähe und Ferne, ja selbst

jenſeits des Oceans bekannt. Neuerdings aber wurde es jener näher gebracht durch einen den Weltverkehr vermittelnden Schienenweg. So liegt es denn auch gar Manchem aus dem Leserkreise der Nahe weit näher gerückt und vielleicht, daß sich Der oder Jener auf den Weg macht, um es näher kennen zu lernen. Dies verdient es denn auch seiner herrlichen Natur wegen ſowohl, als ſeiner wichtigen und intereſſanten Induſtrie halber ebenſo ſehr, wie viele andere viele beſuchte Gegenden unſerer deutſchen Heimath.

Tragen Dich, freundlicher Leſer, die grünen Bogen des alten Vater Rhein an den rebenumfränzten, burgengekrönten Bergen vorüber und Du fühſt Dich verſucht, in dem weinreichen, weinſeligen Bingen zu landen, dann verſäume ja nicht, Dir eine Karte zu löſen zur Fahrt auf der Rhein-Nahabahn nach Oberſtein. Es wartet Deiner reicher Lohn für die Abſchweifung von Deinem Reſeweg. Gewiß ſind ſchon die herrlichen Ufer der untern Nahe im Stande, dem Auge des Natur- und Landſchaftſfreundes eine reiche Quelle freudigen Genusses zu gewähren. Mit ungetheilter Bewunderung wird Jeder den herrlichen Punkten in der Nähe Kreuznach, dem Rheingraſenſtein u. a., namentlich aber der Ebernburg, dieſem Horte deutſcher Treue, deutſchen Glaubens nahe treten. In noch faſt höherem Grade, jedenfalls in umfangreicherer Weiſe aber wird das obere Nahethal den Naturſinn und das Schönheitsgefühl in Anſpruch nehmen. Schon unterhalb, noch mehr aber oberhalb des preußiſchen Städtchens Kirn, in deſſen Nähe die zerfallenen Stamburgen der Wild- und Rheingraſen, der Graſen von Dhaun und anderer mittelalterlicher Rittergeſchlechter die Gipfel mehrerer Berge krönen, fängt die Gegend an, ihren wilden Landſchaftscharakter zu entſalten. Senkrecht, hoch aufſtrebende, ſchwarzgraue, zerklüftete Felsmaſſen treten oft bis nahe an's Bett der Nahe heran, gleichſam, als wollten ſie das im Schooße der Berge geborene, wild herankürmende Waſſerkind nicht ihrem Bereiche theilen laſſen. Dann erweitert ſich das Thal noch einmal. Ruhiger fließt die Nahe; ihre Oberfläche ſpiegelglatt, ſtrahlt ſie die reine Bläue des Himmels wieder. Laſchende Wieſen und Felſer, friſchgrüne Eichen- und Buchenwälder, hie und da ſogar ein Traubengelände, grünen von rechts und links. Doch nicht lange und das ganze Bild ändert ſeinen Charakter. Plötzlich erſcheint das Thal durch eine hohe Bergwand abgeſchloſſen und nur der ſchwarz gähnende Schlund eines Tunnels ſcheint den Eingang zu bilden zum unterirdiſchen Weg nach der anderen Seite. Durch dieſe in Fels gehauene Bahn brauſt denn auch der Zug auf dem ſchmalen, über eine faſt hundert Fuß hohe Brücke geleiteten Schienenwege dahin, und es eröffnet ſich, an dem ſenkrechten Abhange des Berges angelangt, plötzlich die Ausſicht in eine Landſchaft, ſelten erreicht an Schöne und Wildheit. Im Rücken des aus dem unterirdiſchen Gange hervordampfenden Zuges erheben ſich, ſenkrecht aufſteigend, mehrere hundert Fuß hoch gewaltige Felsenthürme und Felswände aus rothem Porphyrglomerat. Rieſengroße Bruchſtücke haben ſich bei den großen Erdrevolutionen von den Hauptwänden gelöst und ſind herabgeführt in das Thal und das Flußbett der Nahe, wo ſie zum Theil heute noch in größeren oder kleinern Trümmern umhergeſtreut liegen. Unter einem derſelben ſteht ein kleines Häuſchen, faſt ganz verſteckt von der ſchützenden, ſchief an die Hauptwand gelehnten Felsbruſt. Schon in alter Zeit war dieſes Häuſchen, „Eiches Hütte“, als Herberge bekannt, und gar manche Erzählung, welche der Zeit der Naheromanik entſtammt, kreißt heute noch im Munde des Volkes. Weiterhin trägt das windesſchnelle Dampfroß den Wanderer vorbei an nicht minder ſchroffen Melaphyrwänden, während tief unten, dicht zur Seite der Bahn, die Nahe ſäumend dahinbrauſt. Weiter und weiter raſſelt der Zug und immer mächtigere Felsmaſſen treten vor den Blick, Felsmaſſen, welche ringsum die Landſchaft abzuschließen ſcheinen und an denen der gellende Pfiff der ihrem Ziele nahen Lokomotive wieder und wieder gebrochen, in hundertſachem Echo widerhallt. Ein Ruck, ein Krächzen und Aechzen der feſtgebannten Maſchine und der Zug hält an. Heraus aus dem engen Wagen eilt der

Wanderer, einen weiten Blick sendet er über die Fläche und freudig begrüßt er das Städtchen Oberstein mit seinen Felsen, seinen Burgen.

Der Bahnhof gewährt durch seine ziemlich hohe und freie Lage einen herrlichen Standpunkt für den Besucher der Gegend dar. Wendet sich das Auge zuerst thalabwärts, so erhebt sich am äußersten Ende der Rundsicht, auf dem linken Naheufer, unmittelbar am Eingang des Städtchens über 300 Fuß hoch eine senkrechte Felsenwand aus grauschwarzem Melaphyrmandelstein der sogenannte Homersfels. Seine Wände sind fast glatt, ohne tiefere Klüfte und Spalte, nur mit grauen und gelben Flechten bekleidet, seinen Scheitel krönt grünes Buschwerk, und weiter rückwärts gegen den Gipfel des Berges rahmen Buchen und Eichen die Landschaft ein. Weiter aufwärts, etwa in der Mitte des Städtchens, strebt einzeln der schmale, pyramidenförmige Kirchfels empor. Seine Stirne trägt einen alten runden Wirthurm und einige wenige Mauerreste, Ueberbleibsel der alten Burg zum obern Stein. In einer natürlichen Höhlung des Felsens, etwa 150—200 Fuß über dem Spiegel der Nahe, steht, gleichsam an den Fels geklebt, das in gothischem Styl erbaute, durch die Sage bekannte Felskirchlein und schauet über die Häuser hin. Steile, in die Felsen gegrabene Treppenwege führen zu ihm hinauf. Ueber seinen Ursprung berichtet die Sage, daß es Wyrich von Oberstein zur Sühne verübten Brudermordes mit eigener Hand in den Fels gemeißelt. Nach geschichtlicher Kunde wurde sie um's Jahr 1482 von einem Grafen Wyrich von Hun und Oberstein erbaut. Gegenüber dem alten Thurm erheben sich auf einem zweiten, höhern Felsenvorprung des Berges die umfangreichen Ruinen der sogenannten neuen Burg, deren Erbauung in das zwölfte Jahrhundert fällt. Noch vor wenigen Jahren war dieser Bau von mehreren Familien bewohnt. Doch auch ihm war sein enblicher Fall beschieden. In einer Nacht des Januar 1855 weckte wilder Feuerruf die Bewohner Obersteins und mit Schrecken gewahrten sie dicht über ihren Häuptern die Krone des Berges in hellem, schnellverzehrendem Feuer aufflammen. Hülfe war fruchtlos. Das entseffelte Element ruhte nicht eher, bis nur noch die leeren Mauern zum grauen Winterhimmel emporstarrten. Wie Alt-Oberstein ist denn auch dieses Schloß dem Ruine vollständig anheimgefallen. Mauer um Mauer, Fenster um Fenster stürzen ein, bis auch von ihm nur einzelne Reste mehr zeugen werden.

Rechts der Nahe, in dem jüngern Theile Obersteins, steht dem Bilde des Verfalles gegenüber ein das Auge erfreuender, neu aufstrebender, fast vollendeter Bau. Es ist die in schönen Verhältnissen und in ziemlich reinem gothischem Style erbaute katholische Kirche, welche nach der Vollendung ihres Thurmes gewiß zu einer Zierde Obersteins und des Thales werden wird.

Naheaufwärts bietet sich fast ein gleiches Bild wie naheabwärts. Hohe, graue oder schwarze Felsmassen, welche spärlich zerklüftet und nur hie und da von strüppigem Gebüsch bekleidet sind, schließen nebst den hohen Bergen die Aussicht ab und verwehren dem Blicke jedes weitere Vordringen. Geradeaus aber bietet sich dem nach Nordwest gerichteten Auge ein Anblick, der kaum übertroffen werden kann. Unmittelbar vor den Gebäulichkeiten und Dämmen der Eisenbahn breiten sich smaragdgrüne Wiesen aus, durchschnitten von dem breiten Band der Nahe. Rechts zur Seite die ersten am Bergesabhang liegenden, in Gärten halb versteckt, meist neuen Häuser des Städtchens, links terrassenförmig aufsteigende Felsen, umgürtet von einem Obstbaumranze. Mitten ein enges Thälchen und ein wild einher hüpfender, rauschender Waldbach, der in die Nahe toset. Dunkle Erlen, hellgrüne Pappeln fassen rechts und links seine Ufer ein, wo noch Raum gelassen, drängen sich Gärten und Wiesen heran. Runde Bergesrüden und Kuppen erheben sich zu beiden Seiten, theils mit grünenden Feldern, theils mit Buschwerk und Föhrenwald bekleidet. Weißglänzend schlängelt sich die Straße zwischen Paß und Bergwand hin. Ein Gang auf derselben gewähret, zumal in den ersten Monaten des Sommers, hohen Genuß. Da erblickt man zwar wenig mehr von der eben geschilderten Wildheit, obgleich auch hier noch einzelne

schwarze, nicht zu verachtende Felsenmassen in die Höhe starren. Um so mehr aber erfreut das lachende Grün und der Blumenflor der Wiesen, das üppige Laubwerk der Obst- und Waldbäume das Auge. Das Rauschen der zahlreichen von sogenannten Wehren gebildeten kleinen Wasserfälle, der Gesang von Drosseln, Finken und andern Sängern des Waldes schmeicheln dem Ohre und das Dufteu der reifenden Erdbeere reizt den Geruch. Eine halbe Stunde etwa von dem Einfalle des Ibarbaches in die Nahe erweitert sich das ganz enge Thälchen und theils auf seinem Grunde, theils an die Seiten der Berge gelehnt, breitet sich der Flecken Idar aus. Kann dieser Ort auch an Naturschönheiten sich nicht mit Oberstein messen, so bietet er doch gar manchen Anziehungspunkt dar. Auf dem Wege zwischen den beiden Orten stehen zur Seite des wilden Waldbaches zahlreiche niedere Gebäude, zu deren Seite sich lustig ein schwarzes Mühlrad dreht. Aus dem Innern schallt untermischt mit munterem Gesang ein eigenthümliches Losen, das sich mit dem Geräusche und Geklapper einer Mühle durchaus nicht vergleichen läßt. Das sind die Achatshleifen, in denen die Tausende und Abertausende von Schmucksachen verfertigt werden, die allgemein unter dem Namen der Obersteiner Achatwaaren bekannt sind. Aber nicht Oberstein, sondern gerade Idar ist der Hauptsiß der Achatshleiferei, von der ich Dir, freundlicher Leser, ein Näheres berichten will.

II.

Die Melaphyrgesteine, namentlich diejenigen, welche unter dem Namen Mandelsteine bekannt sind und von einer Menge größerer oder kleinerer runder bis länglich runder Blasenräume erfüllt sind, enthalten in diesen letztern einen nicht unbedeutlichen Reichtum an verschiedenen einfachen Steinarten. Da findet man solche Mandeln, gefüllt mit Kalkspat, Chabasit, Stilbit, Kreuzstein, mit krystallisirtem Quarz oder blauem Amethyst, mit rothem Carneol, blaugrauem Chalzedon, buntem Achat und Jaspis. Von allen diesen Steinarten sind namentlich die vier letztern von besonderer Bedeutung für den Ursprung des hiesigen Industriebetriebes gewesen. Nachdem man sie in den Bergen aufgefunden hatte, war das Entstehen der Achatshleiferei etwas ganz naturgemäßes. Schwer ist, deren Ursprung genau zu ermitteln; man müßte zu diesem Zwecke hinaufsteigen bis in die dunkelsten Zeiten des Mittelalters. Nicht die Geschichte, sondern Sage und mündliche Ueberlieferung leiten uns auf denselben zurück. Ein kunstsinziger Sprosse des im 14. Jahrhundert zu Oberstein herrschenden Geschlechts der Grafen von Nassau-Saarbrücken, Graf Johann, lernte wahrscheinlich an der Wiege aller Kunst, in Italien, die Steinschleiferei kennen. Eine Vergleichung der dort gearbeiteten mit den in den Bergen der Nahe in reicher Menge gefundenen Steinarten mußte in ihm gewis den Gedanken erwecken, jene Kunst auf den heimischen Boden zu verpflanzen. Und so mögen wir wohl in ihm den Begründer des für Oberstein, Idar und deren Umgebung so wichtigen Industriezweiges zu suchen haben.

Die erste geschichtliche Urkunde über das Bestehen der Achatshleiferei fand sich in den alten Archiven der Grafen von Dhun und Oberstein. Aus ihrem Staub brachte sie ein um die Geschichte des oberen Naheganes verdienter Mann, Auktionsverwalter Leyser aus Oberstein, an's Licht. Dieselbe entstammt dem Ende des 15. Jahrhunderts, und es ist aus ihr ganz unzweifelhaft zu entnehmen, daß die Achatshleiferei in der Herrschaft Oberstein sowohl, als in dem, den damaligen Herren von Oberstein zinspflichtigen, sogenannten Ibarbanen, schon lange vor der Zeit ihrer Abfassung in Betrieb gewesen war.

In der ersten Zeit waren die angefertigten Kunst- oder vielmehr Luxusgegenstände, welche vorzugsweise aus Knöpfen, Rosenkranzperlen, Degen- und Hirschfängergriffen u. dergl. bestanden, noch ziemlich einfach und unförmlich. Der Geschmack wollte erst gebildet und die erforderliche Geschicklichkeit in der Behandlung mußte erst erlangt werden, ehe eine höhere Stufe der Kunstfertigkeit erreicht werden konnte. Ebenso einfach war die Art und Weise, wie man die gefertigte

Waare an den Mann zu bringen suchte. Einen damit gefüllten Kasten oder Kasten auf den Rücken, wanderte der Schleifer in's deutsche Reich hinaus. Die Residenzen und Hoflager der Fürsten, die Schlösser des Adels und der Ritterschaft, die großen und reichen Städte, die Feld- und Heerlager bildeten ihrer Wanderung Ziel. Waren Kasten oder Kasten geleert, der lederne Beutel dagegen gefüllt, dann wurde der Heimweg angetreten und neuer Vorrath zu neuer Wanderung gefertigt. Erst im 16. Jahrhundert wurde von Einzelnen die damals weit und breit berühmte Messe zu Frankfurt am Main besucht. Doch die herrschenden Kriegsunruhen in diesem und dem folgenden 17. Jahrhundert, der häufig sich wiederholende Wechsel der Herrschaft lähmte den Aufschwung der Achat schleiferei in hohem Maße und man kam in derselben nicht viel weiter. Gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts trat indessen eine günstige Wendung in den Verhältnissen ein. Der von dem französischen Hofe aus sich über ganz Europa verbreitende Luxus machte sich auch in unseren stillen Bergen bemerklich. Die Nachfrage steigerte sich; man machte häufigere Reisen nach Außen. Die Erfahrungen, die man dabei sammelte, wurden benützt. So begnügte man sich z. B. nicht mehr damit, die Steine bloß zu schleifen und dann deren Zusammensetzung zu mancherlei Fußgegenständen fremden Händen zu überlassen. Man faßte dieselben gleich hier am Ort zu Armbändern, Ohrgehängen, Halsketten u. s. w. in vergoldeten Tombac, ja sogar in Silber. Neben dem Gewerbe der Achat schleiferei blühte das der Gold-, Silber- und Tombacschmiede empor. Nicht der Schleifer selbst brachte jetzt mehr die angefertigten Waaren in den großen Weltverkehr. Einzelne kauften sie auf und übernahmen deren Absatz nach Außen. So bildete sich noch eine neuer Stand, der Handelsstand. Von diesem wurden periodisch größere Reisen unternommen und der Achatwaarenhandel selbst bis in sehr entfernte Gegenden ausgedehnt. Nicht nur, daß hiesige Kaufleute die beiden, zu jener Zeit bedeutendsten Messen zu Frankfurt a. M. und zu Leipzig besuchten; einzelne betrieben ihren Handel sogar bis nach Smyrna und Archangel hin.

Obwohl diese Reisen zunächst dazu dienten, den Verkauf der Achatwaaren an die Verbrauchsorte zu bringen und dort abzusetzen, so wirkten sie aber doch auch in höchst günstiger Weise auf die Entwicklung und Ausbildung der Schleiferei selbst. Man kam in häufige und länger dauernde Berührung mit denjenigen Kreisen der Gesellschaft, in welchen der Luxus herrschte, und es bot sich somit reichlich die Gelegenheit dar, von den Erzeugnissen fremder Kunst und Industrie Einsicht zu nehmen. Der Gesichtskreis wurde erweitert, der Geschmack geläutert und mehr und mehr gebildet. Man lernte die Bedürfnisse besser kennen und fand, daß sich dieselben nicht bloß auf Luxusgegenstände erstreckten, sondern auf solche Dinge sich ausdehnten, von denen man in Kunst-, Wissenschaft und Fabrikbetrieb Gebrauch machen konnte. Andere in der Fremde kennen gelernte Kunst- und Luxusgegenstände aus Edelsteinen, aus Elfenbein u. dergl. wurden aus Chalzedon nicht ohne Erfolg nachzubilden versucht. Für die Fassung wurden geschmackvolle Muster gesammelt. Neue Erwerbszweige wurden auf geschickte Weise mit dem hiesigen Gewerbebetrieb in Verbindung gebracht, so z. B. die Verfertigung von Papierdosen.

Auf diese Weise entstand nach und nach eine reiche Auswahl von Gegenständen aus Chalzedonen und auch andern Halbedelsteinen, womit die Ferne von hier aus versorgt werden konnte. Neben den schon oben aufgeführten Dingen lieferte man jetzt noch Tischplatten, Tassen, Teller, Schmuckkästchen, Leuchter, Vasen, Uhrengehäuse, Messerstiele, Petschafte, Achatringe und manche andere, kleinere Schmuckgegenstände, die nicht selten mit einer wahrhaft bewundernswürthen Geschicklichkeit in den mannigfachen Formen ausgeführt wurden. Der Scheidekünstler wurde mit Reibschalen, der Gesteinkundige mit kleinen Mörsern, der Mechaniker, der Uhrmacher mit Steinen für ihre gebauten Maschinen und Werke, die Bandfabriken mit Walzen und Glättsteinen versorgt. Je mehr man indessen lieferte, desto höher steigerten sich die Anforderungen, welche man an das Gewerbe

stellte. Kaum war der in ziemlich unregelmäßigen Weise betriebene Grubenbau auf Chalzedone und Achate, sowie der unterdessen durch Vermittlung englischer Kaufleute unterhaltene Steinhandel mit Ostindien und andern Ländern Ostens mehr im Stande, den erforderlichen Rohstoff an Steinen zu liefern. Immer höher stiegen die Carneole und Chalzedone im Preise; man zahlte oft enorme Summen dafür und trotz alledem waren gar manches Mal die geeigneten Seine nicht zu erlangen. Bedenkliche Zeiten standen in Aussicht. Es drohte unter solchen Umständen für die Zukunft ein rascher Verfall des ganzen blühenden Zweiges des Gewerbfleisses, wenn nicht neue Hülfquellen entdeckt wurden. Doch der Schlag wurde noch rechtzeitig abgewendet, und zu guter Zeit kam Hülfe in der Noth. Im Jahre 1827 wanderten mehrere Familien, darunter auch einige Achatzschleifer, nach der neuen Welt aus und nahmen, dem damals allgemeinen Zuge folgend, Brasilien zu ihrem Reiseziel. Dort in der neuen Welt entdeckten die Auswanderer durch Zufall eine reiche Quelle dessen, woran die alte Heimath so empfindlichen Mangel zu leiden begann. Große Massen von den herrlichsten gestreiften und ungestreiften Chalzedonen, sowie von kugeligen Carneolen lagen als Trümmer und loses Gestein in den Ebenen und Flussniederungen der südlichen Provinzen Brasiliens (Rio grande do Sul) entweder auf oder doch so nahe unter der Oberfläche des Bodens, daß sie mit leichter Mühe gesammelt werden konnten. Nächstdem war die Ausfuhr nach Europa sehr erleichtert, indem die Steine von den dahin zurückkehrenden Schiffen als Ballast frei bis in die Häfen Englands, Frankreichs, Hollands und Deutschlands mitgeführt wurden. So wurden Brasilien und nach und nach auch die angrenzenden La Plata-Staaten die Hauptbezugsquellen für Rohsteine, und zwei Punkte der alten und neuen Welt erschienen dadurch auf's innigste mit einander verknüpft. Zwar wurde in neuerer Zeit, nachdem die südamerikanischen Regierungen auf die Wichtigkeit dieses sonst kaum beachteten Naturproduktes ihrer Länder aufmerksam wurden, das Einsammeln der Steine durch Abgaben, Concessionen u. dergl. etwas erschwert, und die Ueberfahrt kann kaum mehr ohne entsprechende Frachtkosten bewerkstelligt werden; dennoch aber hat sich die Einfuhr hierher von Jahr zu Jahr gehoben. Alljährlich treffen zahlreiche und bedeutende Schiffsladungen in Fässer, Kisten, ja sogar in Thierhäute verpackter Steine in den verschiedenen Häfen Englands und des Festlandes ein und werden von dort aus hierher befördert, so daß der Handel damit zu einem bedeutenden und oft sehr lohnenden Geschäftszweige geworden ist. Darin liegt auch der Grund, daß seit einer Reihe von Jahren von hier aus eine ziemlich erhebliche Auswanderung nach Brasilien und den La Plata-Staaten stattfindet, während früher der Wandertrieb, der ja nach der Entdeckung Amerika's alle Länder Europa's erfaßt hatte, fast gar nicht vorhanden war. Der Arbeiter war bei einigem Fleiße seines guten Verdienstes sicher und besaß hierin, sowie in dem Ertrage seiner meist durch Frauenhand bebauten Felder sein genügendes Auskommen. Es war somit kein Grund vorhanden, die alte liebe Heimath hinter sich zu lassen und auf fremder, unbekannter Erde sein Glück zu suchen. Doch der Mensch strebt immer weiter, er will erringen und erstreben, und so treibt denn die Aussicht auf einen ziemlich sichern und erheblichen Gewinn gar Manchen zur Wanderung über das weite Weltmeer nach der Südhälfte der neuen Welt.

Die Ausbeutung der in den hiesigen Gebirgen lagernden Chalzedone würde sich unter solchen Umständen kaum mehr der Mühe lohnen. Die alten Gruben in dem sogenannten Steinkaulenberge stehen deshalb gänzlich verlassen und sind dem Verfall anheim gegeben. Nur die seltneren und schöner gefärbten Abarten des Chalzedones und Achates, welche unter den brasilianischen Steinen bis jetzt nie vorkommen, die oft prächtig gezeichneten Achatjaspide, namentlich aber die sogenannten Baumsteine, werden noch heute hier sowohl als in näherer und fernerer Umgebung gesammelt und theils zu hiesigen Arbeiten, namentlich Mosaik, verwendet, theils als Cabinetstücke verwerthet.

So blüht denn die Achat-Industrie Idars und Obersteins von Jahr zu Jahr mehr auf. Mit jedem Jahre vermehren sich die Absatzquellen, welche sich fast nach allen bekannten Ländern der Erde, bis hin nach Australien, bis zum Senegal und Nil, bis nach Vorder- und Hinter-Indien ausdehnen. In gleichem Maße steigert sich das Bestreben, den Forderungen, welche man an die Kunst des Steinschleifens stellt, gerecht zu werden, und man darf der Achat schleiferei und den damit verbundenen Kunst- und Gewerbszweigen unter sonst günstigen Zeitverhältnissen gewiß eine noch blühendere Zukunft vorhersagen.

III.

Bevor ich zur Beschreibung der Kunst der Schleiferei übergehe, will ich dem freundlichen Leser noch einige kurze Bilder entwerfen von den verschiedenen Halbedelsteinen, welche hier zur Verarbeitung kommen.

Dieselben gehören mit wenigen Ausnahmen zu der großen Familie des Quarzes. Dieses fast aus reiner Kieselerde bestehende Mineral ist gewiß den meisten Lesern, wenn auch nur unter der unscheinbaren Form des gemeinen Kiesels, bekannt. Die mannichfach abändernden schönen Farben, der Glanz, welcher vom Glasglanz an bis zum Seiden- und Fettglanz fast alle zwischenliegenden Stufen durchläuft, der Durchsichtigkeitsgrad, sowie die bedeutende Härte, welche nur von der unserer edelsten Steine übertroffen wird, haben jedoch den feineren Arten des Quarzes schon von Alters her einen Platz unter dem Adel des Steinreiches angewiesen, den sie bis heute behauptet haben und auch noch ferner behaupten werden. Da findet man in vorderster Reihe den herrlichen Bergkrystall.

Schon den alten Griechen und Römern war er bekannt und wurde namentlich von den letztern zu den kostbarsten Kunstgegenständen verarbeitet. So besaß Nero schon zwei der prächtigsten Krystallbecher, welche er bei der Nachricht vom Verluste seiner Herrschaft im Zorne vernichtete, damit kein Anderer nach ihm daraus trinken sollte. Im Bergkrystall haben wir das edelste Glied der Quarzfamilie vor uns. Man findet ihn gewöhnlich in Form von mehr oder minder großen, ziemlich regelmäßigen, sechsseitigen Säulen mit oben in eine Spitze zulaufenden dreieckigen Flächen (sogenannte Pyramidenflächen). Er ist wasserklar, sehr durchsichtig, nur selten rauchbraun (Rauchtopas), oder weingelb (Citrin) gefärbt. Sein Werth richtet sich nach dem Grade seiner Reinheit und Durchsichtigkeit, und es wird das Pfund davon nicht selten mit mehreren Thalern bezahlt. Man schleift ihn vorzugsweise zu Leuchtern, Vasen, Tellern, Beckern, Petschaften, sowie zu Halsbändern, Armbändern, Nadel- und Ringsteinen.

An Gestalt dem vorigen fast gleich ist der Amethyst, ein schön röthlich-blauer Stein, dessen Farbe durch geringe Beimengungen von Braunstein- und Eisenverbindungen hervorgerufen ist. Er findet sich nicht selten in den Rahebergen im Innern von hohlen Chalzedonkugeln, sogenannten Drusen. Solche Drusen werden jedoch selten gefunden und dann meist an Mineraliensammlungen abgesetzt. Was man von diesem Steine zum Schleifen bedarf, bezieht man meistens aus Brasilien. Ring- und Nadelsteine, sowie kleine Kugeln zu Armbändern u. dergl. sind die hauptsächlichsten Gegenstände, zu denen man ihn verwendet.

Wichtiger als die genannten Quarze ist für den hiesigen Gewerbefleiß der Chalzedon. Auch ihn kannten schon die Alten und wußten seinen Werth zu schätzen. Man bezog denselben in frühern Zeiten, namentlich aber in den spätern Jahrhunderten des Mittelalters im Handel aus dem Byzanz oder Konstantinopel gegenüberliegenden kleinen Orte Chalzedon, und hiervon trägt er seinen Namen. Derselbe bildet eine dichte, nur in dünnen Lagen durchscheinende bis halbdurchsichtige Quarzmasse, von mancherlei oft sehr schönen, wenn auch gerade nicht sehr glänzenden Farben. Man unterscheidet der Zeichnung nach vorzugsweise zwischen gestreiften und ungestreiften Chalzedonen. Die letztern sind in der Regel von einer mehr oder minder in's Blaue stehenden grauen Farbe. Sie

finden sich vorzugsweise in Drusenräumen vulkanischer Gebirgsarten, namentlich des Melaphyrs. Viel höher geschätzt werden die gestreiften Chalzedone. Auch sie bilden mehr oder minder große, oft mehrere Centner schwere Kugeln mit concentrischen, in ihrer Färbung mehr oder weniger von einander abweichende Schichten, welche einige Aehnlichkeit mit dem Bilde der Jahresringe auf dem Stammdurchschnitte unserer Holzarten haben. Je nach der Form der Schichten unterscheidet man die als Band-, Festungs- und Trümmer-Achat bekannten Abänderungen. Besonders geschätzt sind diejenigen, wo mit grauen oder rothen Schichten dicke, reinweiße Lage wechseln. Man verwendete sie schon im Alterthume zu den bekannten geschnittenen Steinen und verschleift sie hier zu Dnyren, aus denen man dann hier, in Paris und Rom Cameen schneidet, welche oft einen bedeutenden Stein- und Kunstwerth besitzen. Die durch Eisenorydhydrat oder Eisenoryd gelblich-roth bis feurig-roth gefärbten Chalzedone heißen *Carneole*. Am schönsten sind die aus Ostindien kommenden, welche meist kleine Bruchstücke bilden und nicht selten schon in ihrer Heimath eine vorbereitende Bearbeitung erfahren haben. Die aus Brasilien eingeführten bilden meist kleine Kugeln und sind weniger feurig, oft nur gelblich-grau gefärbt. Ihre Färbung kann jedoch auf eine später näher zu erörternde Weise bedeutend erhöht werden.

Zu dem zierlichsten, was uns die Steinwelt bietet, gehören die sogenannten Baumsteine — die Moosachte oder Moossteine der Mineralogen. — Es sind dies grau oder gelbgrau gefärbte, ziemlich durchsichtige Chalzedone, in deren Innerem man die täuschendsten Abbilder von Moosen, Sträuchern, Bäumchen, Insekten, ja oft von ganzen Gruppen landschaftlicher Gegenstände findet. Lange Zeit hielt man diese Zeichnungen für wirkliche Einschlüsse von Pflanzen. Sie sind jedoch nur durch Haufwerke äußerst zarter und kleiner Kryställchen von Mangan- und Eisenverbindungen hervorgerufen. Anders ist es mit den hier Moosachat oder Moosjaspis genannten grünen Chalzedonen. Diese schließen in der That Grünalgen ein, welche mit denen, die unsere Gräben, Bäche und Teiche bevölkern, große Aehnlichkeit haben. Von den grüngerärbten Chalzedonen, welche im Allgemeinen unter dem Namen *Plasma* zusammengefaßt werden, ist namentlich diejenige Abänderung sehr geschätzt, welche in der grünen Grundmasse zahlreich von Eisentiefelfkryställchen herrührende rothe Punkte enthält und *Heliotrop* genannt wird. Man verschleift ihn namentlich zu Armbändern, Broche-, Ring- und Nadelsteinen, und es stehen dieselben je nach ihrer Schönheit in hohem Werthe.

Außer diesen Steinen verschleift man auch noch den Malachit und den Lasurstein, ersterer ein sehr schön grüner, letzterer ein prächtig blauer und werthvoller Stein; dann den in Italien künstlich dargestellten Aventurin- oder Goldfluß. Keiner von diesen aber kommt an Bedeutung den vorher beschriebenen gleich und ihre Verwendung ist eine nur beschränkte.

IV.

Die Verarbeitung der verschiedenen Gesteine geschieht in der Schleifmühle oder kurzweg Schleife. Bevor die Rohsteine jedoch hinzugelangen, unterwirft man sie einer vorbereitenden Zubereitung. In der Regel sind die Stücke zu groß, als daß sie sogleich unmittelbar zu ihrer Verwendung gelangen könnten: namentlich, da man oft ja Gegenstände von sehr kleinem Umfange anfertigt. Gewöhnlich wird die beabsichtigte Zerkleinerung mit freier Hand vorgenommen. Man verwendet dazu Hammer und Meißel, und die Achat Schleifer haben in dieser Arbeit meist eine solche Fertigkeit erlangt, daß ihnen höchst selten der beabsichtigte Erfolg ausbleibt. Bei werthvolleren Steinen indessen, und namentlich dann, wenn größere plattenförmige Stücke erfordert werden, geschieht die Trennung mittelst sich rasch drehender, am scharfen Rande mit Smirgelpulver und Del bestrichener Stahl- oder Blechschleiben. Mit solchen zugerichteten Steinen, welche gewöhnlich in Säcken über den Rücken gehängt werden, sieht man dann des

Morgens in aller Frühe die Schleifer truppweise nach den Schleifmühlen ziehen. Letztere stehen in kurzen Zwischenräumen den ganzen Ibarbach, so wie andere Waldbäche unserer Gegend entlang. Sie sind entweder einfache oder Doppelschleifen, d. h. es nehmen an der örtlichen Wasserkraft zwei unter einem Dache stehende Schleifmühlen Theil, oder es wird dieselbe nur von einer einzigen Schleife und dann natürlich auch nur zur Hälfte benutzt. In jeder einzelnen Schleife befinden sich je nach Umständen 4–5 Schleifsteine. Diese bilden etwa 4–5 Fuß im Durchmesser haltende, aus rothen Bogelfenandsteinen gehauene fuhbide Scheiben, welche vorzugsweise aus der bayerischen Pfalz hierher geführt werden.

Die ganze mechanische Einrichtung der Schleifmühlen ist bis jetzt noch eine höchst einfache. Ein etwa 10 Fuß im Durchmesser haltendes, hie und da auch weit kleineres unterschlächtiges Wasserrad setzt das ganze Werk in Bewegung. An derselben Achse mit ihm befindet sich im Innenbau der Schleife ein Stirnrad mit etwa 100 Kammern. Letztere greifen in ein Getriebe, welches sich mit den Steinscheiben an demselben Baume befindet und in der Regel 12–16 Triebstöcke enthält. So wird die Bewegung des Wasserrades einfach auf die Steine übertragen und man hat es dadurch, daß man die auf das Wasserrad gelangende Wassermasse vermehrt oder vermindert, ganz in seiner Gewalt, den Steinen eine mehr oder minder starke Umdrehungsgeschwindigkeit zu erteilen. Der etwa fußbreite Umfang des Steines gestattet, daß zwei Arbeiter zu gleicher Zeit thätig sein können, indem der eine die rechte, der andere die linke Hälfte einnimmt. In einer sogenannten einfachen Schleife finden sonach zur selben Zeit 8–10 Arbeiter volle Beschäftigung. Meistens aber beträgt deren Anzahl mehr, und es tritt nicht selten einmal der Fall ein, daß man eine ganze Familie, vom Großvater an bis herab auf den Enkel, der als Polirjunge arbeitet, in ein- und derselben Schleife vereinigt findet. Da herrscht denn häufig ein gar lustig Treiben. Gesang, der hier überhaupt viel gepflegt wird und am Schleifsteine sich meist im Tone des niedern Volksliedes bewegt, muß die Arbeit würzen, und Erzählungen und Geschichten, untermischt mit scharfem Witz, der pfeilschnell hin und wieder fliegt, kürzen des Tages lange Stunden.

Das Schleifen selbst geschieht in höchst einfacher Weise, so daß der Fremde und Unkundige nicht wenig darüber erstaunt, wie so oft ganz schwierige und feine Formen hervorgebracht werden können. Größere Steinstücke drückt der Schleifer mit bloßer Hand, kleinere Stückchen mit Hilfe eines kleinen Holzstäbchens und des Daumens gegen den Schleifstein an. Zuerst wird den Steinen auf einer ebenen Bahn der großen Scheibe ein roher, meist gradflächiger Schliff erteilt. Die weitere Gestalt erhalten sie dann auf den in Form von Hohl- und Rundfehlen hergerichteten Bahnen, indem mit der Hand die zur vollendeten Gestaltung nothwendigen feinern, drehenden Bewegungen des Gegenstandes ausgeführt werden.

Da die zu verschleifenden Gesteine einen sehr hohen Härtegrad besitzen, so müssen sie mit großer Gewalt gegen die Bahnen des Schleifsteines angebrückt werden, namentlich ist dies bei der anfänglichen Gestaltung nothwendig. Hierzu aber wird die volle Muskelkraft der Arbeiter in Anspruch genommen. Es halten daher die Schleifer vor ihren Schleifsteinen eine ganz eigenthümliche Stellung ein. Sie liegen auf starken, etwa fußhohen, nach hinten geneigten hölzernen Böden, die mit einer Ausbuchtung für die Brust und nach vorne jederseits mit einem runden Ausschnitt für die beiden Arme versehen sind. Die Füße werden zugleich gegen einen, auf der Diele der Schleife befestigten Holzblock gestemmt, so daß das ganze Gewicht des Körpers nach vorne gedrängt wird. Diese Lage ist immer mit einem bedeutenden Aufwand von Muskelkraft verbunden und höchst ermüdend. Das Schleifen geschieht daher stets mit Unterbrechungen. Mit den Arbeitsstunden wechseln fast gleichlange Pausen, welche jedoch in der Regel mit leichteren Arbeiten, als Zurichten der Rohsteine u. dergl., ausgefüllt werden.

Durch den Schleifstein wird allerdings die Form erteilt, die Oberfläche der

Gegenstände aber ist dann noch matt und unansehnlich. Sie wandern daher jetzt in die Hand des Polirjungen, um auf der Polirmaschine geglättet zu werden, damit Glanz und Farbe in vollem Maße hervortreten. Diese Maschine besteht aus einer abgedrehten Walze von hartem Holze, welche in zwei eisernen Zapfen läuft und durch einen Lederriemen oder Strick in Bewegung gesetzt wird, der über sie und zugleich über eine kleine Scheibe weggeht, welche mit der Achse der Schleifsteine verbunden ist. Die Polirmasse besteht aus feinzertheiltem Tripel, der im feuchten Zustande auf die Walze aufgetragen wird. Für einige Steinarten und Gegenstände wendet man zum Poliren auch Scheiben aus Zinn oder Blei an.

In der neueren Zeit hat sich die Schleiferei so sehr gehoben, daß man an der Rahe, an dem Idarbach, sowie an den übrigen in die Rahe fallenden, meist dem Hundsrück entquellenden Waldbächen mit hinreichender Wassermenge die Schleifen nach Hunderten zählen kann. Während früher eine Art Junstzwang in der Art bestand, daß das Gewerbe gleichsam erblich war und nur Söhne von Schleifern als Lehrlinge zugelassen wurden, hat sich dieses in neuerer Zeit geändert. Es steht Jedem der Zugang zur Lehre frei und gar Mancher, der die Schleiferei nur von ihrer glänzenden Seite auffaßt, wendet sich diesem Gewerbe zu. Formen- und Schönheitsinn sowie Handfertigkeit sind Haupterfordernisse und wer hiermit sowie mit einem kräftigen Körperbau ausgerüstet ist, füllt immer noch, auch bei der so sehr vermehrten Arbeiterzahl, seinen Posten aus und vermag sich manch' schönen Thaler zu ersparen.

V.

Auf dem Schleifsteine haben die Achatgegenstände ihre Form, auf der Polirwalze Glätte und Glanz erhalten. In der Folge erwartet sie noch eine Reihe von Operationen, welche dazu dienen, theils ihre matten und unscheinbaren Farben zu erhöhen, ihnen neue Farben zu geben, theils aber auch sie mit den erforderlichen Aushöhungen, Bohrungen oder Fassungen zu versehen.

Es wurde oben von den brasilianischen Carneolen erwähnt, daß sie in der Regel eine gelbgraue bis graurolhe Färbung besäßen, welcher das Feuer fehlte. Um die erstere zu verschönen und das letztere zu erhöhen oder zu erlangen, werden dieselben gebrannt, so daß das Eisenorydhydrat in Eisenoryd übergeführt wird. Dieses Verfahren wird häufig schon vor dem Verschleifen, häufig aber auch bei den schon verarbeiteten Steinen vorgenommen. Man verfährt dabei folgendermaßen. Zuerst sucht man das in den Poren der Steine enthaltene, nicht chemisch gebundene Wasser zu entfernen und setzt zu dem Ende dieselben oft mehre Wochen lang einer anfangs ganz gelinden, nach und nach etwas gesteigerten Wärme aus. Man trodnet, wie der Chemiker seine Substanzen trodnet. Die gehörig ausgetrodneten Rohsteine werden dann in thönerne oder gußeiserne Gefäße gebracht, die schon geformten Waaren dagegen in diesen zwischen Lagen trocknen Sandes geschichtet. Die Gefäße werden dann einer Hitze ausgesetzt, die man allmählig steigert, bis jene roth zu glühen beginnen. Hat dieser Hitzegrad einige Zeit eingewirkt, so läßt man allmählig erkalten und man findet in der Regel beim Herausnehmen die trübe Farbe in ein mehr oder minder schönes und feuriges Carneolroth übergegangen.

Künstliche Farben ertheilt man namentlich den einfarbig grauen, sowie den gestreiften Chalzedonen. Dieselben beschränken sich bis jetzt auf carneolroth, schwarz, blau, gelb und grün, ohne jedoch je den Grad der Reinheit zu erreichen, welcher den natürlich gefärbten Steinen eigen ist. Auch eignen sich nicht alle Chalzedone zur Färbung. Am liebsten wählt man dazu Stücke, welche auf der Bruchfläche einen matten Glanz zeigen und vermöge ihrer Fähigkeit, leicht Feuchtigkeit einzufaugen, an den Lippen kleben.

Carneolroth färbt man mittelst Eisen. Man bringt zu dem Ende die dazu bestimmten Steine längere Zeit in eine Lösung von salpetersaurem Eisenoryd,

trocknet sie nachher sehr sorgfältig und brennt sie dann, ohne jedoch so hohe Hitzegrade einwirken zu lassen, wie das oben angegeben wurde. Ist das Färbemittel bei der ersten Einlage (Weize) nicht nach Wunsch eingebracht, so wiederholt man dieses so oft, bis der gewünschte Grad der Färbung eingetreten ist. Schwarz werden vorzugsweise die grau und weiß gestreiften Chalzedonen, sowie die meisten der zu Cameen bestimmte Dnyre gefärbt. Zuerst kommen die Steine hier in Honig oder Syrup, der mit Wasser verdünnt wurde, um ihm den nöthigen Grad von Flüssigkeit zu geben. Haben dieselben 6—8 Tage in dieser Masse gelegen, so reinigt man sie sorgfältig und setzt sie in einem Schwefelsäurebade der Kochhitze aus. Die eingebrungene organische Masse wird dann durch die Einwirkung der Schwefelsäure verkohlt und es wird dadurch den Steinen eine mehr oder minder schöne schwarze bis rauchbraune Färbung ertheilt. Zugleich erscheinen die weißen Streifen, welche nichts aufgenommen haben, nach diesem Verfahren heller und glänzender, als sie von Natur waren, was nicht unwesentlich zur Erhöhung des Steinwerthes beiträgt. Die blaue Farbe wird meistens dadurch hervorgerufen, daß man in den Steinen berlinerblau niederschlägt, indem man etwa zuerst Eisenvitriollösung und dann Blutlaugensalz anwendet. Je nach der innern Beschaffenheit der Steine wechselt die hiedurch hervorgerufene Färbung vom zarten Himmelblau bis zum gesättigten Lasurblau. Durch Einlegen der Steine in unreine Chlornasserstoffsäure (Salzsäure) und nachheriges Trocknen und Brennen wird eine schwefel- bis strohgelbe Färbung erzielt. Die grüne Farbe gelingt weniger gut, als die genannten. Sie wird durch Chrom- oder auch durch Nidelverbindungen hervorgebracht, indessen nur selten, ja fast gar nicht hergestellt, da unter den grün gefärbten Chalzedonen eigentlich nur der Heliotrop und der sogenannte Moosjaspis gesucht sind, deren Charakter durch die Kunst ebensowenig nachgeahmt werden kann, wie der unserer durch das Durchschimmern zahlreicher kleiner Eisenkieselskristalle rosenroth gefärbten einheimischen Chalzedone.

Die Kunst des Steinfärbens war, nach den auf uns gekommenen naturgeschichtlichen Mittheilungen alter Schriftsteller, schon den alten Römern bekannt. In Italien erbt sie wahrscheinlich durch mündliche Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht fort. So kamen denn auch in früheren Zeiten Italiener — die sogenannten Romanen — hierher, um ungefärbte Achatwaaren aufzukaufen und ihnen dann eine passende Färbung zu ertheilen, oder um solche gegen gute Belohnung für hiesige Handelsleute zu färben. Hiedurch veranlaßt, suchte man auch hier schon seit lange nach Mitteln, um diese Kunst auszuüben; allein es dauerte lange, ehe der Zufall, der schon zu so mancher wichtigen Entdeckung geleitet, auch hier auf die richtige Spur führte. Das Rothfärben wurde von einem Goldschmiede entdeckt, welcher sich lange Zeit ohne Erfolg mit dahin einschlagenden Versuchen beschäftigt hatte. Eines Tages fiel ein Nagel in ein Glasgefäß, worin sich gerade Chalzedone in Salpetersäure befanden. Längere Zeit blieb das Ganze unbeachtet stehen, bis endlich die rothe Färbung der Flüssigkeit die Aufmerksamkeit erregte. Die Steine, mit salpetersaurer Eisenoxydlösung getränkt, wurden getrocknet, gebrannt und zeigten hiernach eine schon rothe Färbung. Da lag nun das Geheimniß auf flacher Hand. Die Kunst des Schwarzfärbens wurde von Paris aus durch einen noch lebenden Handelsmann hierher verpflanzt. Beides wurde nur kurze Zeit als Geheimniß bewahrt. Heut zu Tage ist jeder Schleifer im Stande, diese Farben in passenden Steinen hervorzubringen.

In nächstem Zusammenhange mit der Achat Schleiferei steht das Gewerbe der Achatbohrer. Die Ringe, die Steine zu Armbändern und Halsketten, Knöpfe, Stoc- und Regenschirmknöpfe, Messerstiele u. dgl. bedürfen nämlich zu zweckmäßiger Befestigung oder zur Verbindung mit einer Metallfassung einer vollen oder theilweisen Durchbohrung. Becher, Tassen u. s. f. müssen, ehe sie innen vollendet werden, eingeschnitten werden. Diese Arbeit wird mittelst einer höchst

einfachen Vorrichtung durch die Achatbohrer ausgeführt. Ein senkrecht stehender Holzcylander läuft mittelst eines Stahlstiftes an seinem obren Ende in einem gebohrten Chalzedonplättchen; am untern Ende desselben können entweder Stahlstifte oder Röhrchen aus Blech eingesetzt werden, welche entweder erstere mit Diamantsplitter oder letztere mit Diamantstaub versehen werden. Durch eine fortwährende drehende Bewegung jener wird dann der Chalzedon gleichsam durchschnitten und erhält je nach dem Durchmesser der Stifte oder Röhren eine engere oder weitere runde Oeffnung, welche entweder ganz oder theilweise durchgeht.

Ausgedehnter noch als das vorige ist das Goldschmiedgewerbe und es ist fortwährend eine beträchtliche Zahl von Meistern, Gesellen und Lehrlingen beschäftigt, die kleineren Achatgegenstände zu Halsketten, Armbändern, Brochen u. dgl. zu fassen. Als Material wendet man in der Regel das Tombac an, dessen Oberfläche dann entweder auf galvanischem Wege oder im Feuer vergoldet wird. Nur in seltenen Fällen werden Fassungen aus Silber oder Gold geliefert. Außer den Chalzedonen werden auch mancherlei Glasflüsse, namentlich die böhmischen Edelsteine, gefaßt, sowie Ringe, Halsketten, Uhrgehänge, Ohrringe aus ganzem Metall gefertigt und vergolbet.

Haben nun so die Erzeugnisse des hiesigen Gewerbfleißes Hand um Hand durchlaufen, so sind sie bereit für den Weltmarkt und es gehen alljährlich viele hunderte von Centnern nach allen Weltgegenden hinaus. Theils werden dieselben von hiesigen Kaufleuten nach den Messen zu Frankfurt a. M., Leipzig, Braunschweig, Cassel gebracht, theils werden sie unmittelbar von hier aus nach allen Haupt- und Handelsstädten der Welt versendet. Man findet die hier gefertigten Kunst- und Luxusgegenstände sowohl in den Salons der eleganten Welt zu Paris und London, als auch in den Hütten der indianschen Rothhäute, in dem Schrein des Kunst- und Antikenjägers, wie auf dem Arbeitstische des Naturforschers, namentlich des Physikers und Chemikers.

Dies und Das.

Der größte und der kleinste Mensch! — Nun, ich denke, das zu wissen, wäre doch auch nicht ohne Bedeutung! Geschichtlich steht es fest, daß der bis jetzt bekannte größte Mensch ein Schwede war, der in der aller Welt bekannten Potsdamer Garde diente, (welche ihre langen Bursche überall warb, wo man einen ausfindig machte, eine Liebhaberei, welche den König von Preußen mehr kostete, als sie werth war) und seine acht Fuß sechs Zoll Preußisch, maß! Dort gibts eben noch lange Lenze und der Dalekarlier, welcher anno 1817 in Heibelberg bei dem Prinzen Waja in Diensten stand, war auch ein hübsches Exemplar nordischen Gewächses, so in der Länge, wie in der Breite; doch seine 8 Fuß, 6 Zoll maß er nicht, auch nicht die Riesin aus dem Berner Oberland, die sich damals sehen ließ, die übrigens dem Dalekarlier vielfach hätte mögen gefreiet werden.

Kleine — deren gibts genug, und das kleine, so genannte Admirälchen Tom Bouce haben ja Viele gesehen; indessen ist es erwiesen, daß doch der kleinste unseres Geschlechts ein Engländerchen war, das im sieben und dreißigsten Jahre seines Alters starb und sechs zehn Pariser Zoll lang war. — Hätte nicht unbequem in des achtfußhohen Schweden Tasche wohnen können!

Schutzmittel gegen Feuersgefahren sind gewiß höchst dankbar anzuerkennende Gaben gelehrter Männer, welche bei ihren scheibelkünstlerischen (chemischen) Versuchen solche entdeckt haben. Wir kennen bereits das „Wasserglas“, welches Professor Böhler in Göttingen erfunden hat, als ein treffliches Mittel das Holz und Balkenwerk an Gebäuden für das Feuer unangreifbar zu machen. Nun haben zwei gelehrte Leute in Berlin: Schüssel und Thourct, eine Flüssigkeit erfunden, mit der man alle brennbaren Stoffe bestreichen kann, wodurch sie unverbrennlich werden. Diese Flüssigkeit schadet der Gesundheit nicht, verdirbt die Farbe und Stoffe nicht. Man kann sie, wenn damit bestrichen, in's Feuer legen, ohne daß sie verbrennen. — Es wäre unendlich dankenswerth, wenn diese Erfindung allgemein bekannt gemacht würde, was sicherlich durch Mithilfe der Regierung geschehen wird.

Was ein Dörnchen werden will, spißt sich frühe. An dieses Sprüchwort erinnert ein Zug aus dem Leben des weltberühmten Erzgießers Wurgschmied in Nürnberg, und weißt uns zumeist darauf hin, wie die Verfehung den Entwicklungsengang ausgezeichneter Menschen

lenkt. Daß der berühmte Bildner zuerst Drechsler in Nürnberg war, wenigstens dies Handwerk erlernte, dürfte Vielen unbekannt sein, wie der Austritt, der ihn in dieß Handwerk brachte. Wir theilen die Anekdote mit, wie sie ein in Amerika lebender Nürnberger gibt, dessen Wahrheitsliebe keinen Zweifel zuläßt. Als Walsentnabe, erzählt er, von ungefähr zwölf Jahren mußte er wöchentlich zweimal Zeitungen von seinem Inspektor zu einem Drechslermeister tragen, wobei er jedesmal dessen Arbeit aufmerksam zusah. Einmal verweilte er ungewöhnlich lange. Endlich sagte er zum Meister in Nürnberger Mundart: Gaben's mer's, Master, su a Ding wullt' ich a mach'n! — Schweig, Dummkopf, und mach' daß d' weiter kummt! rief der Meister; doch Burgschmied ging nicht, und sagte auf's Neue: Ja, gewiß, Master, su a Ding wullt' ich mach'n! Da kam der Meister in Garnisch, riß seine Arbeit herab, schraubte ein neues Stück auf und schnaubte den Knaben an: Sah' her, verdammt'er Lausbub, und mach's! Das sog i der ober, wennst' mer mei Sach verberst, werf' i dich zur Thür' raus, daß d' um und u kugelst! — Ohne sich von dieser Drohung einschüchtern zu lassen, ging der Knabe an's Zeug. Der Meister, welcher kein Auge von ihm verwandte, konnte während der Arbeit des Knaben sein Erstaunen und freudiges Zittern kaum verbergen und zurückhalten, und als der Knabe den ziemlich gelungenen Gegenstand herabnahm, war er ganz versöhnt und rief: Du Sacrament's-Malefizbub, du, willst a Drechsler wer'n? — Ja gern, Master, wenn's sein könnt'! sagte der Knabe. Gut, rief der Meister, ich lern' dich! du wirst mei Lehrbursch! Sog's dein' Herr Inspector! -- Während nun der Knabe Freude springe machte, kam die Frau Meisterin in's Feld gerückt und sagte: Ober Alterle, was redst' do? Hopt's nit unferm Hannes versprochen, daß d'n lernen willst? Schweig' Frau, der dau muß a Drechsler wer'n, und das bei mir, und wenn ich's zehn Hannes'n versprochen hätt! Dabei bleibt's. Basta! Und dabei blieb's und Burgschmied wurde Drechsler, wie er aber zum Erzgießer wurde, das gehört einer andern Zeit seines Lebens an. Diese Anekdote ist übrigens in Nürnberg wohl bekannt und zwar durch Burgschmied selbst, der sie oft und gerne selbst erzählte.

Die Vermehrung der Nahrungsmittel für den Menschen ist von einer stets wachsenden Bedeutung und die jahrelang ängstigende Kartoffelkrankheit hat ihr eine unermessliche Bedeutung gegeben. Neuerdings wird nun der Sorgho oder die Chinesische Yams auch Zuckerwurzel genannt, dazu empfohlen. Sie hat viel Ähnliches in ihrem Wuchse mit dem Mais oder Wälschkorn, und ihre Stängel und Blätter sind ein köstliches Viehfutter. Sie gedeiht in den Rheingegenden vorzüglich. Sie erfordert aber reichlichen Dünger und gute Bewässerung. Die Wurzel ist nahrhaft, aber sehr süß und wird daher schwerlich, eben dieser Süße wegen, eine bedeutende Stelle unter den menschlichen Nahrungsmitteln einnehmen, da ihr Geschmack leicht widerlich wird. Das ist ja eben der Werth der Kartoffel, daß ihr Geschmack nicht so eigenthümlich stark ist und daher nicht so leicht anwidert, als ein sehr hervorragender, süßer oder säuerlicher. Sollte sie der Menschheit verloren gehen — der gelehrte Botaniker (Pflanzenkennner) Schleiden in Jena behauptet es, weil sie von Westen her nach Europa gekommen, und nur das was dem Juge der Menschheit und der Bildung von Osten nach Westen folge, Dauer und Bestand habe, so werde kaum etwas im Stande sein, diesen schwer treffenden Verlust auch nur annähernd zu ersetzen. Uns will es scheinen, als seien das sehr müßige Bedächtigungen. Lassen wir doch den treuen Vater im Himmel sorgen, der es besser versteht, als untre gelehrten Herren! Nichts desto weniger aber ist das Bemühen, neue, gute Nahrungsmittel zu entdecken, ein unendlich dankenswerthes!

Rio de Janeiro, die paradiesisch schön gelegene Hauptstadt Brasiliens, welcher der liebe Gott die herrlichste Luft gegeben hat, muß leider seinen Bewohnern eine Luft zu athmen geben, die den Namen Pesthauch vollkommen verdient. Es ist unmöglich Worte zu finden, um die entsetzlichsten aller Gerüche zu bezeichnen, welche in den Straßen uns begegnen, wenn wir sie durchwandern. Woher das kommt? Von dem Mangel dessen, wovon wir zu viel haben, nämlich von dem Mangel an Polizei. Da macht sich keine Menschenseele eine Vorstellung davon, wie es in den Straßen der Kaiserlichen Hauptstadt Brasiliens aussieht! Die Nagelier, auf die ich einmal, als auf die Straßenpolizei im Süden hingewiesen, sind nicht im Stande, den Unrath zu verzeihen, der mehr denn Schuhe hoch oft diese engen Gäßchen bedeckt, in denen nur Ein Wagen sich durchwinden kann. Die Straße ist ihrer Düngrgrube, Kloake, Gußstein — und ich weiß nicht, was noch Alles zugleich; aber keine Seele kümmert sich drum. Schreckliche Krankheiten haben in diesen Verstaubdüstungen ihre Wiege. Nirgends aber ist man auch gleichgiltiger gegen das Menschenleben. Dafür — und — für die Sittlichkeit Rio de Janeiro's nur ein Beispiel! Im Jahre 1853 wiesen die Geburtslisten 630 Findlinge, a usgesetzte, uneheliche Kinder nach; sie wurden in das Findelhaus gebracht; aber — ehe das Jahr hinabsank — waren 515 davon gestorben. Die allzugute Pflege war gewiß davon nicht die Ursache. In Rio de Janeiro hat Niemand Lust und Zeit, sich darum zu kümmern!

Des Goldschmieds Tochter.

Von E. Heusinger.

Johann IV. von Portugal war auch einer von den Königen im schönen Süden von Europa, welche die Freuden der Jagd und der Tafel mehr liebten als nach den Rechten zu sehen in den ihnen von Gott zur Regierung anvertrauten Landen. Seit Pombals Tode gab's keinen Mann mehr, der dem Könige die Augen geöffnet hätte. Wagte es auch einmal ein rechtlicher Mann von des Königs Rätthen in günstiger Stunde die Majestät aufmerksam zu machen, daß es nicht füglich so fortgehen könne am Hofe und im Reiche, wenn sie in so aufgeregter Zeit daran denke, sich im Regimente zu erhalten, so gab es dafür Andere, die den König in seinen Neigungen bestärkten. Da sie ihren Nutzen davon hatten, gab es der schlechten Rathgeber mehr als der guten, und statt besser zu werden ging's im schönen Lande Portugal alle Jahre schlechter.

Als leidenschaftlicher Liebhaber der Jagd und der damit verbundenen ausgelassenen Freuden, unterhielt König Johann mit großen Kosten eine Menge Schlösser in den walddreichsten Gegenden des Landes. Wochen und Monate verweilte er bald auf dem einen, bald auf dem andern. Nie fehlte es an einem zahlreichen Gefolge junger und alter, lebensfroher adeliger Herren, die sich beieferten, etwas darauf gehen zu lassen, während sie die großen und kleinen Freuden mit ihrem königlichen Herrn theilten.

Unter allen seinen Jagdschlössern zeichnete sich der reizend gelegene kleine Ballast bei Villa-Nova aus. Die Natur hatte alles aufgeboten, um ihn zu einer der schönsten Sommerwohnungen im Lande zu machen und der König verweilte dort vorzugsweise gern. Aber nicht weil die Umgebung so schön, oder weil seine hohe Lage den freien Blick weithin über Land und Meer gewährte, sondern weil in einem der inneren Höfe des Schlosses ein Kreis für Stierkämpfe eingerichtet war, für jenes grausame Vergnügen, dem das Volk wie in Spanien auch in Portugal vom Bettler bis zum Könige hinauf noch vor wenigen Jahrzehnten mit Leidenschaft ergeben war.

Es war zu Anfang des Jahres 1806, in der Zeit, wo in Portugal alles blüht und grünt und duftet, und das Land vom Gipfel der höchsten Berge bis zum silbernen Spiegel des Meeres hinab wie ein Paradiesgarten erscheint, als der König Befehl gab, das Schloß bei Villa-Nova zu seinem Empfange bereit zu halten. Besondere Aufmerksamkeit aber hieß es in dem Erlaß, soll der Oberaufseher auf den Kreis für Stiergefächte und auf die Stiere verwenden, da des Königs Majestät gewillet ist, den Hofdamen Gelegenheit zu geben, die ritterliche Gewandtheit und den hohen Muth seiner Kavaliere zu bewundern.

Johann IV., der Lust und Freude athmende König, mochte schwerlich beim Ertheilen dieses Befehles eine Ahnung davon haben, daß er ein Jahr später ein Flüchtling vor dem andringenden französischen Heere, mit Hinterlassung aller seiner Herrlichkeiten, die so oft Zeuge gewesen waren von den schwelgerischen Freuden des Hofes, am Bord eines englischen Schiffes Schutz suchen mußte, bis es ihm gelang, nach seinem fernen Reiche Brasilien zu entkommen.

Doch wir haben es jetzt mit dem schönen Februartage zu thun, an welchem der König mit dem Hofe aus dem alten Andajapallaste in Lissabon nach Villa-Nova aufbrach. Der Herren und Damen geleiteten ihn so Viele, daß die kleine Stadt, gleich einem Bienensocke, eitel Geräusch und Bewegung war; allein weiter ging dies Gleichniß nicht, denn so wie die Bienen sich durch Fleiß hervorthun, so zeichneten sich die Gäste in Villa-Nova durch Müßigkeit aus. Ihrer großen Zahl wegen mußten sie sich bei den Handelsleuten und Handwerkern einmieihen, denn das Jagdschloß hatte bei Weitem nicht Raum für sie Alle. So erschollen denn alle Straßen bis zur kleinsten vom Gelächter oder von den Befehlen schmucker, vornehmer Herren und stolzer Adeliger, vor denen die schlichten Bürger in schweigender Ehrfurcht zurückwichen. — „Ercellenz“ und „Durchlaucht“ klang von allen

Seiten; kurz Villa-Nova hatte noch nie ein solches Gedränge von Edeln und Höflingen gesehen.

Unter diesen stattlichen Herren befand sich auch der Marquis Sebastian Terceira, der hübscheste Mann am ganzen Hofe. Es war ihm eine Wohnung im Schloß angeboten; allein jung und fröhlich, zog er das freie Leben in der Stadt dem steifen Formenleben in der königlichen Nähe vor, und nahm sein Quartier in dem Hause des wohlhabenden Goldschmieds Antonio Pereira.

Dieser hatte eine hübsche Tochter, die für die erste Schönheit von Villa-Nova galt, und gar viele Blumensträußchen wurden ihr von den Jünglingen der Stadt zugesandt, doch noch Niemand hatte je seine Blumen in ihrem Haar oder an ihrer Brust gesehen. *) Vielen fiel es auf, daß der schöne Edelmann sich es so fest in den Kopf gesetzt, der Miethsmann des alten Meisters Antonio sein zu wollen, da dieser der unumgänglichste Murrkopf im Städtchen war. Einige Wenige aber seufzten und schüttelten betrübt die Köpfe, als sie hörten, daß der schlaffe Marquis den alten Grafen, der einige Zimmer bei Antonio bewohnte, unter Nachweisung eines schöneren Quartiers dahin gebracht hatte, die Wohnung an den Marquis abzutreten.

Der feine Edelmann fand bald Mittel und Wege, die Runzeln von der Stirn des alten Goldschmieds zu glätten. Antonio war verliebt in blankes Gold, und der Marquis kannte es nur als Mittel des Genusses. Wenn der Eine es liebäugelnd einstrich, streute der Andere es leichtfertig aus, und bald waren Beide gute Freunde.

Carlota weilte indessen eingezogen in ihrem schmucken kleinen Stübchen, und die heirathsfähigen Mädchen die rechts und links ihre Nachbarinnen waren, kannten die Geschichte des jungen Edelmannes, des schönen Feines von Terceira ganz genau, ehe Carlota noch sein Gesicht oder die Farbe seines schönen Lockenhaares erkundet hatte. Doch dies konnte nicht immer so währen. Carlota's Guitarre erklang im Zwielficht, und ihr fröhliches Lachen erschall um Mittag, wenn sie dem Vater zu Tische rief. Und Sebastiano Terceira lauschte der Guitarre und belächelte den munteren Klang ihres Lachens, bis der Wunsch sie zu sehen immer reger in ihm wurde.

Der alte Antonio aber sah sich wohl vor, sein Töchterchen den Schmeicheln eines Herrn vom Hofe Preis zu geben, obgleich er immer gern die Goldmünzen des Marquis einstrich. Zwar hielt er Carlota nicht hinter Schloß und Riegel, aber er hütete sie um desto mehr durch väterliche Ermahnungen und Liebfosungen.

Carlota war dem Vater gehorsam und mied den Edelmann, obwohl sie nicht wußte aus welchen Ursachen, jedoch fing sie nach einiger Zeit an neugierig zu werden wegen der eigentlichen Beschaffenheit des furchtbaren Wesens, vor welchem der Vater aus dem Wege zu gehen ihr zum öftern geboten hatte. Von ihren Freundinnen hörte sie, daß er schön sei, von den Dienern, daß er der beste Herr von der Welt sei und endlich sah sie eines Tages ein Wenig von ihm durch die grünen Blenden ihres Fensters. Der Marquis saß zu Pferde und ließ den edeln andalusischen Hengst im Hofraum mit einem Anstande und einer Leichtigkeit seine Künste machen, daß das einfache Mädchen, das nur die derbe und verwegene Reitkunst der Jünglinge von Villa-Nova kannte, darüber unwillkürlich erstaunte. Zu einer Hirschjagd vom Könige befohlen, trug er ein grünes Jagdcollet, reich mit Silber besetzt, das an seinem schön gebauten Körper eng anschloß. An der Jagdmüße schwankte ein Reiherrbusch, an dem Bandalier hing ein kostbares Jagdmesser. Carlota athmete schneller als sie so die schöne Gestalt erblickte. Der Marquis umkreiste mehre Male den Hofraum, und schien nicht zu ahnen, daß zwei schöne schwarze Augen jede seiner Bewegungen verfolgten. Er schwappte schäfernd mit dem schönen Thiere und in einem so sanften Tone, als wären die Worte an eine Dame

*) In Portugal gilt das Zusenden eines Blumenstraußes an eine unverhehlchte Dame für eine Liebeserklärung. Trägt die Beschenkte den Strauß, so ist die Bewerbung von ihr gebilligt anzusehen.

gerichtet. Fast zärtlich klangen die Worte unter denen er den schlanken Hals des Pferdes strich. „Mein Leben, meine Seele“ und ähnliche Schmeicheleien lies er hören, die lieblich in das Ohr einer Kaufherin zu fallen pflegen. Carlota aber, obgleich sie nicht wußte weshalb, faßte plötzlich einen Widerwillen gegen den schlankgegliederten Andalusier, und hielt den Edelmann für einen sonderbaren Kauz, daß er so mit einem Bierfüssler plauderte.

Zum ersten Male, antwortete das junge Mädchen fast mürrisch, als eine ihrer munteren Nachbarinnen ihr an diesem Tage vom schönen Terceira erzählte — sie haßte alle Edelleute, besonders die jungen — sie wollte, daß der alte Graf mit seinem ehrwürdigen grauen Haar, der vorher bei ihnen gewohnt, das Haus nie verlassen hätte. Dann ging sie in ihr Zimmer, und als sie sich unbeobachtet sah, weinte sie helle Thränen.

Mehrere Tage hintereinander spielte sie weder die Guitarre, noch lauschte sie den oft gehörten Geschichten ihrer alten Amme. Der Vater wunderte sich, als er ihre bleiche Wange und die unwölkte Stirn sah, und meinte, es würde gut sein, sie einige Zeit zu ihrer Ruhme nach Cordoba zu schicken. Allein Carlota bat so zärtlich, ihr zu erlauben, beim lieben PAPA zu bleiben — und versicherte dabei, daß sie sich nirgends als unter dem Dache Liebväterchens sicher fühlen würde, so lange es in der Gegend von den furchtbaren Edelleuten wimmelte, daß Antonio ihr die glänzenden schwarzen Locken von der bleichen Stirn wische und einen väterlichen Kuß darauf drückte. Dabei schalt er auf die Thränen, die ihren schönen Augen entströmten, und fragte besorgt, ob ihr etwas fehle. Als sie die Frage verneinte, nannte er sie eine kindische Thörin und ging in die Werkstatt.

Carlota war gottesfürchtig, so daß sie keinen Morgen die Kirche versäumte. Plötzlich wurde auch Sebastiano Terceira andächtig. Er machte Bekanntschaft mit dem Pfarrer, gab reiche Almosen an die Armen, und verkehrte viel mit den Geistlichen des nahen Klosters. Die Frau Gevatterinnen waren darüber sehr erbaut, obgleich eine oder die andere der plötzlichen Gottesfurcht des Hofmannes eine weltliche Deutung gab.

Gewiß ist, daß das erste Lächeln, welches Carlota jemals dem Miethsmanne ihres Vaters zukommen ließ, demselben in dem Augenblick zu Theil wurde, als sie einander auf den Stufen zur Kirche begegneten. Carlota war indessen ein viel zu sittiges Mädchen, als daß sie einen zweiten Blick auf den jungen Edelmann geworfen. Der Marquis blieb jedesmal bis zur völligen Beendigung des Gottesdienstes. Beide hatten einen und denselben Weg, unter dasselbe Dach zu gehen; die betagte Begleiterin des jungen Mädchens freute sich über das sittige Benehmen und den Anstand des Marquis und konnte nichts dawider haben, wenn er neben ihrer jungen Schutzbefohlenen einherschritt. Carlota sprach wenig, aber die Worte fielen dem jungen Manne viel süßer in's Ohr, als wenn die feinste Dame vom Hofe mit ihm gesprochen. Als sie in's Haus traten, wagte er die Bitte, ihm ihre so rein klingende Guitarre zu leihen. Die Bitte wurde gewährt, und Carlota erwartete nun mit Spannung die Dämmerung. Kaum war diese eingetreten, so klangen die tiefen vollen Klänge des stattlichen Sängers unter dem Fenster der Goldschmiedstochter.

Nimmer hatte sie solcher Musik gelauscht; nimmer waren ihr Worte so harmonisch in das Ohr gedrungen! Ihr Herz klopfte, ein Lächeln schwebte auf ihren Lippen, sie fürchtete einen einzigen der schönen Klänge zu verlieren.

Von diesem Tage war der Marquis nicht mehr aus dem Wohnzimmer des Goldschmieds verbannt, dessen Fenster auf einen Balcon nach dem Garten führten, in welchem Frucht bäume fühlen Schatten gewährten und die Luft mit dem süßen Duft ihrer Blüthen erfüllten. Carlota aber übte von nun an den Vorstoß an der Tafel, das Zerlegen der Speisen, das Krebenzen des Weins und des Gebackenen mit einem so lieblichen Anstande ungezwungener Höflichkeit, daß Terceira meinte, er hätte etwas Anmuthigeres noch niemals gesehen. Antonio schüttelte den Kopf bei der zunehmenden Freundschaft unter den jungen Leuten,

und sah oft ungehalten aus, wenn Carlota das Spiel des Marquis mit ihrer glöckereinen Stimme begleitete, aber Terceira war ein so großer Liebhaber von Ringen, Ketten und Geschnitten, daß er den Künstler in rastloser Arbeit hielt und so dessen Gedanken von anderen Gegenständen ablenkte.

Staatsgeschäfte — ob es die Vorboten waren, der im Lande sich regenden übeln Stimmung? wie hier unerörtert bleiben soll — beriefen den König plötzlich in die Hauptstadt zurück, und mit ihm zog sein ganzes Gefolge. Man wollte in dessen zurückkehren, sobald die Geschäfte beendet waren, und deshalb ließen wie der König auch die meisten adeligen Herren ihre Hunde und Jagdpferde zurück.

Auf Carlota hatte jedoch die Nachricht einen besonderen Eindruck gemacht. Sie war betrübt darüber, ohne sich über das warum genaue Rechnung geben zu können. Als Terceira um Abschied zu nehmen zu ihr in das Zimmer trat, vermochte sie kein Wort zu erwiedern, als sie aber die schönen dunkeln Augen zu ihm erhob, glänzten Thränen darin. Sie wandte sich ab, um die Bewegung, welche die Thränen hervorgerufen, vor dem Marquis zu verbergen. Der scharfblickende junge Edelmann aber hatte sie längst bemerkt; ihm erschienen Carlota's schwimmende Blicke lieblicher, als ihr sonstiges fröhliches Lächeln. Er hielt eine Granatblüthe in der Hand, drückte seine Lippen darauf und reichte sie dem schönen Mädchen. Erröthend nahm Carlota die Blume und flüsterte mit gesenktem Haupte einige Worte.

Terceira gab sich nicht die Mühe, ihren Sinn sich zu verdeutlichen — ihn kümmerte es wenig, mit welchen Ausdrücken sie ihre inneren Gefühle kund gab. Es war ihm völlig genug, daß sie von diesem tiefen Gefühle beseelt war. Er griff nach der neben Carlota liegenden Gitarre, einige Griffe waren hinreichend dem schönen Mädchen das Glück zu verkünden, in welche die Annahme des Blüthenzweiges ihn versetzt hatte. Dann wandte er das strahlende Auge nach dem lieblichen Mädchen, das mit leisem Beben der Töne gehorcht hatte, rief: „für kurze Tage, Licht meines Lebens! — Lebewohl“, schwang sich auf das unten wartende Ross, und eilte sich dem Gefolge anzuschließen, welches in den inneren Höfen den Ausbruch des Königs schon seit einer Stunde erwartet hatte.

Das Gewühl der Abfahrt hatte kaum in den Straßen aufgehört, die letzten Diener mit dem Küchenwagen die Höfe des Ballastes geräumt, als die Gevattersprache unter den ehrbaren Bürgern losging. Der König war so schnell nach Lissabon zurückgerufen worden, daß die Hofherren nicht Zeit gefunden hatten, ihre Geldangelegenheiten in Ordnung zu bringen. Höchst unangenehm waren die Erfahrungen, welche manche der Stadtbewohner hinsichtlich der leichtfüßigen Junker gemacht hatten. Jedenfalls war es hart, daß sie Gefahr laufen sollten, bei der Rückkehr der eben so vornehmen, als vergeßlichen Schuldner in Speisehäusern, Caffeeschenken oder als Schuster oder Schneider, Sattler und Büchsenmacher neuen Credit zu geben, ehe die alten Rechnungen getilgt waren.

Einer aber war unter den guten Bürgern des Städtchens, der in dieser Beziehung zur Unzufriedenheit keine Ursache hatte, und der war Antonio, der Goldschmied. Terceira hatte die Zeit dazu gefunden, seinen Wirth bis auf den letzten Thaler zu bezahlen, und außerdem noch in dessen Händen eine vom Goldschmied selbst gefertigte, schöne Halskette, als ein Geschenk für seine hübsche Wirthin zurückgelassen.

Der Goldschmied erkannte, trotz seines anscheinend harten Gemüthes die Zartheit in dem Benehmen seines vornehmen jungen Miethsmannes und dieser stieg daher um ein Großes in seiner Achtung, weil er annahm, daß er wegen der Tochter keine Heimlichkeiten vor ihm haben wollte.

Carlota hatte eben über eine verwelkte Granatapfelblüthe geweint, als ihr der Vater am folgenden Tage das schöne Geschenk überreichte. Die purpurne Blüthe war schnell verwelkt — vielleicht war sie zu feurig vom Marquis geküßt worden, als er das Zeichen seiner Liebe überreichte, oder auch Carlota hatte sie

während der Zeit zu oft an ihre Lippen gedrückt — gewiß aber war es, daß die feinen Blätter weß herabhängen, und so traurig ausfahen, als das junge Mädchen selbst.

Als der Vater gegangen war, gab sie sich dem Ausbruch der in seiner Gegenwart schwer unterdrückten Gefühle hin.

„Seine beiden ersten Geschenke“ — lispelte sie — wie seltsam bedeutungsvoll sind sie hinsichtlich seiner und meiner. Ich will sie beide sorglich bewahren, und ihre zarten Finger wandten die Goldkette um die Blüthe, so daß das dunkle Roth der Blume in den Maschen des schimmernden Metalls schier begraben erschienen. „Jetzt gleichen beide — fuhr das schöne Mädchen fort — uns mehr als je — das arme Blümchen wird von der Last der Herrlichkeit, die auf ihr ruht, erdrückt — ach! es ist nicht dazu bestimmt, so glänzend umschlungen zu werden.“

Carlota stützte den Kopf auf die Hand und ließ ihren Thränen freien Lauf; — o, daß ich ihn nie gesehen, den schönen vornehmen Mann, dessen Bild mir in das Herz gegraben bleibt für die Zeit meines von jetzt an gewiß nur düsteren Lebens! Heilige Jungfrau! Heilige Jungfrau! nur du weißt, wie und wann es mit mir enden wird; schütze nur ihn, wenn mir auch in nächster Zeit schon das Herz über meinem Leid brechen sollte.“ — Und so ließ sie die Blume in der glänzenden Umhüllung welken; sie hatte nicht den Muth, sie aus den glänzenden Fesseln zu befreien.

Ein Monat war vergangen, als das Gerücht sich verbreitete, daß der Hof wieder auf dem Wege nach Villa-Nova sei, und einige Tage später traf auch der Befehl ein, Alles zu einem glänzenden Stiergefecht vorzubereiten. Man hatte es längere Zeit im Städtchen entbehren müssen, weil der König andere Schlösser mit der grausamen Heze beglückt hatte. Kein Wunder also, daß man von jetzt an von nichts als von dem großen bevorstehenden Stierkampfe sprach und der Schulden einstellungen nicht gedachte, mit denen die Rechnungsbücher des handeltreibenden Publikums in Villa-Nova während des zweiten Aufenthaltes des Hofes sich wieder anfüllen würden.

Vor Allen nahmen die Stierhüter eine Miene von großer Wichtigkeit an; die Matadores — Stiertödter — tummelten ihre feurigen Verberroffe, und die Picadores — Stierstecher — holten ihre schmucken Sammt- und Seidenjacken aus den Schreinen hervor, in denen sie so lange unbenutzt aufbewahrt lagen.

Alles lebte in gespannter Erwartung; selbst die ernstesten Bürger theilten die allgemeine Aufregung, und leiteten große Wetten über die verschiedenen Thiere ein, welche für die Kampfschranken bestimmt waren. Aus den Fenstern der Stierstecher gingen die brandrothen Mäntel heraus, um im Sonnenschein gelüftet zu werden; dort war es, wo die jungen Bursche und Mädchen sich versammelten, um über die Schleichwege zu verhandeln, sich während des Stiergefechtes Eintritt in den Hof mit dem Raum für das Stiergefecht zu verschaffen. Auf allen öffentlichen Plätzen aber wurde die Wählbarkeit der jungen Wettkämpfer besprochen, die bereits ihre Absicht ausgesprochen, die Gefahr und den Ruhm der Schranken muthig zu theilen. Anerkannte Fechter saßen unter den Veranden der Caffeehäuser hochnaßig spottend über unbekannte Namen, bis unter mehreren bekannten Edel-leuten zuletzt auch der Name des Marquis Terceira genannt wurde. Da hörten Spott und Uebermuth sofort auf, denn Terceira war als einer der kühnsten und geschicktesten Stierfechter bekannt.*) Seine schöne Gestalt, seine edle Haltung, seine gewaltige Muskelkraft, seine sich stets gleichbleibende Geistesgegenwart und Berachtung der Gefahr — machten ihn zum Gegenstande allgemeiner Aufmerksamkeit, und besonders zu dem Kampfe tüchtig, zu dem er sich als einer der Ersten gemeldet hatte.

Carlota zitterte, als sie die Nachricht von den Freundinnen vernahm, die nicht fehlten an den Orten sich zu zeigen, wo über den bevorstehenden großen Tag

*) Später wurde es der berühmte Infant Don Miguel.

Näheres zu erfahren war. Er, Terceira, der Edle, Amathige, der Schöne, er, mit einem gereizten, wuthschraubenden, kraftbegabten Thiere kämpfen! Er sollte vielleicht auf dessen weitgespreizte Hörner genommen, unter dessen schweren Klauen zermalmt, hoch in die Luft geschleudert werden, um zerquetscht, bis zur Unkenntlichkeit entstellt, zu Boden zu fallen! Carlota's aufgeregte Einbildungskraft führte ihr so entsetzliche Bilder vor das geistige Auge, daß sie unwillkürlich aufschrie.

Wäre die Tochter des Goldschmieds die Tochter eines hohen Adligen gewesen, oder hätte sie nur etwas von einer Heldin gehabt, so hätte sie vielleicht mit Entzücken auf den Beifallsruf gehört, womit die große Menge den Liebling begrüßte, dessen Bild sie jüngst in dem Altarschrein ihres keuschen Herzens aufgestellt hatte. Aber Carlota war nur ein zartes, innig liebendes Mädchen, und obgleich sie nimmer an dem Muth des Marquis zweifeln mochte, so bangte sie doch für ihn, und schon der Gedanke an die Möglichkeit einer ihn treffenden Gefahr machte sie zittern.

Endlich fand die vorherkündigte Ankunft des Hofes statt. Die Majestät mit einem Theile des Gefolges residirte wieder im Schlosse, und der Marquis im Hause Antonio's. Auf der Straße rannte wieder alles geschäftig hin und her, und in Carlota's Herz war wieder die Freude eingezo-gen. Terceira lächelte als er sah, wie von jezt an täglich das Haar des lieblichen Mädchens mit einem frisch blühenden Granatweig geschmückt war, und entzückt horchte sein daran gewöhntes Ohr, wenn sie die Lieder mit der Guitarre begleitete, die sie von ihm gehört, ehe er Villa-Nova verließ.

Der verhängnißvolle Tag nahete endlich heran. Die wohlgenährten Thiere, die zu den Opfern der Sieger in der Arena ausersehen waren, wurden in der äußeren Gebäudereihe des Schlosses eingestallt; ihre Hüter, in die braunen Mäntel gehüllt, schliefen dicht neben ihnen; die Soldaten der königlichen Leibwache schritten mit den Lakaien und Dienern in den inneren Höfen auf und nieder, oder verbrachten mit Kartenspiel die Zeit in den Wachtstuben. Die Herren vom Hofe, die der Dienst frei ließ, spazierten auf den schönen Blumenterrassen oder sprengten auf ihren wohlgeschulden Rossen die weiten Kieswege entlang, welche den grünen Rasen des Lustwaldes durchschnitten, wobei sie durch die Anwesenheit der stolzen, dunkel-äugigen Damen vom Hofe ermuntert, die höchste Geschicklichkeit in der edeln Reikunst entfalteten.

Es war ein wundervoller Anblick, den das Jagdschloß, oder das „Schloß der Stiere“ mit seiner prachtvollen Umgebung am Vorabend des Stiergefechtes gewährte. Ein Flor von vornehmen und schönen Damen schärferte zwischen den buntschillernden Blumenpartien zerstreut und manche unter ihnen verwetteten goldene Ketten und Diamantringe auf den Ausgang des nächsten Tages, gerade so, wie man in England hunderte und tausende von Guineen auf diesen oder jenen berühmten Renner verwettet in den Gasthäusern Tags zuvor, oder kurz vor dem Beginn des Reitens in der Bahn selbst. Die schönste und stolzeste von Allen, Marianna Gräfin von Silveira, ermunterte scherzend den schönen Marquis von Terceira, der auf dem grünen Rasen vor ihren Füßen saß, bei der morgenden Gelegenheit alle seine früheren Heldenthaten zu übertreffen. Die Gräfin war jung, sehr schön, aber ihr schwarzes Auge bligte, während sie ihn anredete, keine Spur von Besorgniß für seine Sicherheit schien in ihrer Seele zu haben. Einer der Stiere, der größte und wildeste von allen, den man noch nicht lange aus der Gebirgswildniß heimgeholt hatte, wurde eben in die Stallung unfern der Terrasse geführt. Sechs kräftige Männer hielten ihn an starken Stricken, der Kopf war an die Füße geschnürt und doch hatten sie vollauf zu thun, das Ungeheuer auf der rechten Bahn zu erhalten.

„Seht, — sprach die stolze Schöne — „dort schreitet der Hauptmann der wilden Bande einher. — Es ist an der Zeit für den Marquis Sebastiano Terceira zu zeigen, daß er sich nicht vor dem Beschnuzen seines zierlichen Sammt-

jäckchens, oder vor der Verknüpfung seiner Goldschnüre fürchtet. Wollt Ihr es ihm bieten, Sebastiano?"

"Wünschst du es, Marianna?" fragte er in einem Tone, der fast wie Vorwurf klang.

"Kann ich mich doch kaum des Lachens erwehren — lautete die Antwort — „der Herr Marquis beliebt mit ernsthaftem Gesichte zu scherzen.“ Mäglich aber ging sie vom Tone des Leichtsinns, dem sie sich hingeeben, in den der Zärtlichkeit über, und flüsterte zu ihm niedergeneigt: „Wäre ich deiner würdig Sebastiano, wenn ich nicht wünschte, daß mein erkorener Geliebter, mein künftiger Gemahl, auch in den Stunden der Wettkämpfe es mit dem Stärksten aufnehme?"

Ich werde dir willfahren, Marianna — sagte der junge Edelmann, als er ihren zärtlichen Blicken begegnete — und diese theueren Augen sollen Zeuge sein, wie ich den Bitten ihrer Eignerin keine Schande machen werde.

„Der Herzog von Lima hat erklärt — fing die schöne Dame wieder an — selbst du würdest es mit dem vielbesprochenen Thiere nicht aufnehmen. Er sprach die Worte in der Gegenwart des Königs, mein Sebastiano, und — der König lächelte. Ich konnte den Ausdruck dieses höhnischen Lächelns nicht verschmerzen; und als ich beim Heraustrreten aus des Königs Gemächern an dem spöttelnden Herzoge vorüberschritt, flüsterte ich ihm zu: „Gew. Durchlaucht scheinen vom Marquis von Terceira keine rechten Begriffe zu haben.“

„Ich danke dir, sagte der junge Mann, indem er die Hand der Geliebten an seine Lippen zog — es wäre eine ewige Schande für mich, wenn ich einer so schönen Vertheidigerin, einer so lebenswürdigen Zuschauerin morgen nicht genügen wollte.“

Allein in dem Augenblicke, in dem Terceira diese Worte sprach, erinnerte er sich, wie Carlota's Wangen erbleichten, wie ihre schönen Augen sich mit Thränen füllten, als er ihr am Morgen von den bevorstehenden Ruhmesthaten auf dem Kampfplatze gesprochen hatte.

„Es ist seltsam, sehr seltsam, sprach der junge Edelmann zu sich selbst; — und dennoch ist es gewiß, daß Marianna mich eben so liebt wie die schöne Goldschmiedstochter. In den Adern der Gräfin fließt zu viel stolzes Blut; es treibt sie, meine Gefahr über der Bewunderung zu vergessen, die ich erregen möchte — nur das Verdienst meines Muthes strahlt auf Marianna zurück — Carlota aber liebt mich, nicht wegen meiner hohen Geburt, oder weil ich ein Liebling am Königshofe bin, sondern einzig und allein um meiner selbst willen.“

Es war dies ein gefährliches Sinnen; es begann das bessere Gefühl im Marquis zu dämmern, aber es kam nicht zu Tage, denn in dem Augenblick, der wegen seines künftigen Benehmens gegen Carlota hätte entscheidend werden können, wurde er durch Marianna's Stimme aus seinem kurzen Sinnen geweckt, und — bald waren die vornehmen Liebenden wieder im zärtlichen Gespräche begriffen. Er vergaß die besseren Gedanken, die sich bei ihm geregt hatten, und die Gräfin gedachte nicht der Möglichkeit eines Unglücks, welches sich am nächsten Tage ereignen konnte.

Die Nacht war hell und klar, der lusitanische Frühlingshimmel übersät mit zahllosen Sternen, die so lieblich leuchteten, wie die Augen der südlichen Mädchen. Ihr Auge ruhte entzückt auf der entschlummernden Erde. Der Wind seufzte zuweilen, als wäre er ermüdet von der Last der süßen Düste, mit denen er befrachtet war. Solche Nacht war wohl geeignet zum Gespräch der Liebe, und lange weilten die Gräfin und der Marquis auf der Straße, indem sie sich alle die schönen Dinge sagten, die sie schon oft zuvor sich gesagt, und die ihre Lippen wiederholten ohne zu ermüden. Allein die Stunde der Trennung war gekommen, der Dienst erforderte ihre Anwesenheit im Schlosse und die Gräfin gestattete, daß Terceira ihre Hand zum Abschiede an seine Lippen drückte. Sie zögerte noch so lange, bis der Marquis sein unten bereit gehaltenes Pferd bestieg, um nach Villa-Nova

zurückzuführen, flüsterte ihm, über das Geländer geneigt, noch einmal „gute Nacht“ zu und Terceira sprenkte dabon — Marianna's zufriedenes Lächeln begleitete ihn.

Als jedoch der Marquis der Stadt näher kam, drängte sich ihm Carlota's Bild wieder auf, das schöne Bild der sanften, tieffühlenden Carlota, mit den großen dunkeln Liebe strahlenden Augen, und dem Blicke voll unschuldiger Zuversicht. Auf welchem Wege gehe ich? fragte der Marquis, anhaltend sein Pferd, sich selbst, während er die Ereignisse der jüngstverfloffenen Zeit an sich vorüber gehen ließ. „Marianna, die schöne, stolze Gräfin ist meine verlobte Braut, die ich mir aus einer Menge von Anbetern gewann; des Königs Majestät hat die Verlobung bestätigt; unsere Zukunft verspricht eine sonnige zu werden, klar und vollkommen, wie die Maitage unseres schönen Vaterlandes — weshalb trachte ich nun noch danach, die Jugend eines andern, nicht minder schönen Mädchens zu vergiften, die, wer weiß, — eine innere Stimme flüstert es mir zu — vielleicht mit noch größerer Treue und Innigkeit mir ergeben ist, als Marianna? Um einer thörichten, selbstjüchtigen Eitelkeit zu fröhnen, wäre ich also bislang bemüht gewesen, eine Leidenschaft einzulösen, die mir zur Unehre, dem schönen unschuldigen Kinde zum namenlosen Leid gereichen kann? Und doch — fügte er, wie sich zu ermutigen, hinzu, warum soll gerade ich ein Weltverbesserer werden wollen. Sittenprediger sind schlecht angesehen am lustigen Hofe Johannis des vierten und was ist's am Ende weiter; wenn hübsche Landmädchen unsern sehnjüchtigen Blicken mit Liebe entgegen kommen, warum sollen wir sie mit Kälte von uns weisen? Das würde einem jungen Handwerksmanne von Villa-Nova schlecht anstehen, geschweige einem Hofjunker; die ganze Welt würde am Ende darüber lachen.

Das waren arge Gedanken, wie sie nur dem leichtfertigen Gemüthe eines Marquis Terceira entspringen konnten. Er scheute mehr den Hohn seiner adeligen Genossen, als die Vorwürfe seines Gewissens. Er war an einem Hofe erzogen, der eine Schule der Nichtswürdigkeit war. Die hoffärtigen Junker hielten die schlichten Bürger von Villa-Nova so niedrig im Werthe, daß es auffallen mußte, wie der Marquis von Terceira auch nur einige Augenblicke daran dachte, Carlota's Herz könne wirklich gebrochen werden.

Es war spät, als der Marquis seine Wohnung betrat; des Goldschmieds schöne Tochter sah er an diesem Abend nicht mehr.

Der verhängnißvolle Morgen dämmerte herauf, und schon mit dem ersten Zwielficht begann die Aufregung und das Gewühl der Beamteten und der mit jedem Augenblick von nah und fern herbeiströmenden Zuschauer. Hurtige Boten trugen Nachrichten vom Schlosse zur Stadt, betrefste Lakaien strömten in allen Richtungen im Auftrage ihrer Herren. Hufschlag dröhnte auf dem rauhen Gassenpflaster und der stattlichen Reiter freundliche Begrüßung mischte sich mit den erfrischenden Strömen des Morgenwindes.

Zur ungewöhnlich frühen Morgenstunde wanderte Carlota unruhig im Garten des Vaterhauses umher. Das Herz war ihr schwer, sie hatte in der vergangenen Nacht kaum ein Auge geschlossen. Fürchterliche Träume hatten sich in den kurzen unerquicklichen Schlämmer gemischt, so daß sie, obgleich traurig, sich doch minder elend in völlig wachem Zustande fühlte, als umgeben von der schaurig dunkeln Nacht.

Das arme Mädchen seufzte wie von einem Zauberbanne umfungen. Schon oft hatte sie Verlangen getragen, einmal einem jener Feste beizuwohnen, die in Portugal *festas dos toros*, Stierfeste, genannt werden, und von denen ihr die Mutter mit so großem Entzücken erzählt hatte. Jetzt war ihr jede Andeutung auf das bevorstehende Stiergefecht zuwider; sie erbebte, fuhr zusammen bei jedem Schall, der auf dessen Vorrichtung hinwies. Ihre Freundinnen liebäugelten mit ihren Erwählten und ermunterten diese, sich in der Arena anständig, aber zukommend zu benehmen. Carlota aber fühlte, daß nur Einer lebte, den sie gern aus den Schranken jenes Schauplatzes unsichern Erfolges und gewisser Gefahr fern gesehen hätte, selbst wenn es ihr möglich und gestattet gewesen, sein Fern-

sein vom Kampfe dadurch zu erkaufen, daß sie statt seiner der Gefahr Trost bot, die sie für ihn fürchtete.

Das reine hochherzige Mädchen hatte keine Ahnung von den Gedanken mit denen Terceira am Abend aus dem Schlosse in das Haus des Vaters zurückgekehrt war; ja hätte ihr Jemand gesagt, welche Gefühle sein Inneres auf dem Heimwege durchkreuzten, sie würde den Verläumber mit Verachtung zurückgewiesen haben, selbst wenn der innere Kampf dabei ihr das Herz gebrochen hätte.

Der Marquis hatte für den Goldschmied und seine Tochter einen der besten Plätze im Circus besorgt. Die ehrsamten Bürger der Stadt aber waren so stolz auf Carlota's Jugend und Schönheit, daß sie um des Mädchenswillen den eigenen Platz hingegeben hätten, um den prunkenden Hofdamen zu zeigen, wie sehr dieselben von den bescheidenen Reizen Carlota's übertroffen wurden. Der Marquis hatte aus einem gemischten Gefühle, das er sich selbst so recht nicht zu enträthseln vermochte, Carlota einen besonders in's Auge fallenden Sitz auserwählt. Der alte Goldschmied erkannte darin nur eine herablassende Höflichkeit; Carlota sah es als eine von Liebe erzeugte Aufmerksamkeit an.

Die Edelleute lächelten über die Geschäftigkeit, womit Terceira diese Anordnung betrieben hatte, und mancher feste Blick ruhte auf dem erröthenden Mädchen, als sie sich zu dem Sitze begab, der für sie von einem von des Marquis Dienern bereit gehalten wurde. Eine Zeit lang war ihr, als ob Alles mit ihr rund ging; doch bald ward ihre Schüchternheit von ihrer Liebe zu Terceira verdrängt, und sie wagte es, die glänzenden Reihen zu überblicken, um den Marquis zu suchen. Endlich begegnete sie seinem Blick; er aber wendete sich sogleich ab, und ein kalter Schauer fuhr über Carlota's Herz.

„Und doch war es schidlich, was er that — sprach sie zu sich selbst; — da er in der Nähe des Königs steht. Wie konnte er anders als nur Augen und Ohren für die Majestät zu haben!“

Aber nur zu bald sollte die arme Carlota die Grundlosigkeit der Gedanken gewahren, mit denen sie so bereit war, Terceira zu entschuldigen. Nicht zum Könige hatte der Marquis den Blick gerichtet, als er sich von ihr abwendete, — er hatte es gethan, um dem leisen Druck einer Hand auf seinen Arm und einigen ihm eingeflüsterten Worten Folge zu geben. Die stolze Gräfin Marianna war zu ihm getreten, und Carlota schauderte zurück, als hätte ihr Fuß eine Natter berührt. Sie beachtete nicht den Federhut, nicht das von Juwelen strahlende Hoffleid, auch nicht den kostbaren Sammtmantel der Gräfin, aber sie bebte an allen Gliedern und hielt den Athem an, um das, wie vom Fieberfroste erregte Aufeinander schlagen der Zähne den Nahestehenden zu verbergen, als sie das Blitzen der schwarzen Augen, das Lächeln, die Freudigkeit und den zuversichtlichen Stolz in den Mienen der hochgehorenen Dame erblickte.

Die arme Carlota sah nichts von den gepuzten vornehmen Damen, nichts von den Schaaren der stattlichen Hofherren, welche den Hut in der Hand, die schöne Gräfin umringten und tausend schöne Worte an sie richteten. Selbst der König auf seinem karmoisinroth überzogenen Prachtsessel unter dem vergoldeten Thronhimmel, die einem Bürgermädchen so selten vorkommende Erscheinung, wurde nicht von ihr beachtet. Für sie gab es nur zwei Menschen auf der Terasse: der falsche Terceira, der ihr noch am frühen Morgen Liebe geheuchelt, und ihr mit so viel Zärtlichkeit die Thränen getrocknet hatte, die sie für sein Leben bangend geweint hatte, und — die stolze Dame, deren Wangen sich höher rötheten, als er zu ihr aufblickte. Carlota glaubte bei diesem Anblick das Herz müßte ihr brechen.

Jetzt erhob sich am Eingange zu den Schranken ein Gewühl, eine Aufregung unter der Menge, und zwei herrittene Trompeter zogen herein und bliesen einen Tusch, der von dem Jubelschrei der Menge beantwortet wurde. Nun erhob sich ein Klattern und Wehen von Fächern und Federn auf der königlichen Terasse. Sechs königliche Leibpagen in blau und Silber gekleidet erschienen, leichte Stäbe mit scharfen Silberspitzen tragend, welche sie unter die Damen des Hofes ver-

theilten, damit die adeligen Damen vermittelst dieser Stachelstäbe das Spiel der ersten Stunde theilen möchten. Eine dieser leichten Lanzen wurde von Terceira einem der nächsten Bagen abgenommen und der Gräfin Marianna überreicht. Ein Weibchen tändelte die jugendliche Schöne mit der leichten Waffe, indem sie, fortwährend mit dem Geliebten, den Speiß nicht zu beachten oder seinen Gebrauch nicht zu kennen schien. Als jedoch die Damen sich einzeln den hohen Gittern vor den Behältern der Stiere näherten und hinein sahen, lenkte auch die Gräfin ihre Schritte dahin und blickte mit erheucheltem Schauder auf die ungeheuren dachlos umherschreitenden Gefangenen. Bald darauf begannen die Edel Damen, angefeuert durch die Scherze der sie begleitenden Herren, und im Drange, ihre zierlichen Bewegungen zu zeigen, die Stiere noch gereizter dadurch zu machen, daß sie dieselben mit den leichten Speeren peitschten, während die ungeheuern Hörnerträger sich damit begnügten, die plumphen Köpfe zu schütteln oder sich mit dem langen Schweife die Weichen zu peitschen, als ob sie von Bremsen gestochen würden. Als jedoch die lachenden Damen fester wurden und ihre Spizwaffen tiefer eindringen ließen, da erhoben die gepeinigten Thiere ein so arges Gebrüll, daß dadurch Schrecken und Gelächter im widrigen Gemisch unter den Damen und Herren vom Hofe erregt wurde. Und Donna Marianna, die jugendliche gefeierte Schönheit, die hochgeborene fein erzogene Gräfin, die Verlobte des Marquis Sebastiano Terceira deren kleine, im weißen Handschuh steckende Hand nur gemacht schien, den Fächer zu halten, den sie dem Marquis so lange zum Aufbewahren übergab, schlug den Spizenschleier zurück und — lachte, als des Stieres Gebrüll ihr verkündigte, wie gut sie das Thier hatte martern helfen.

Carlota rang nach Athem. Unmöglich konnte Terceira diese Dame lieben, dieser Terceira, der so viel Zartgefühl gegen sie bewiesen. So schön die Gräfin auch war — und Carlota fühlte, daß sie sehr schön war, so hoch sie auch stand — denn selbst der König beehrte sie mit einem Lächeln, als sie neben ihm stand — es war unmöglich, daß Terceira ein weibliches Wesen liebte, das an Thierquälerei Vergnügen fand! Des Goldschmieds schöne, gefühlvolle Tochter hatte sich denn mit aller ersinnlichen Mühe überredet, daß alle vom Marquis an die schöne Dame gerichteten Blicke und Worte nur hofmännische Schmeichelei wären — als abermals die Trompeten erklangen und dadurch das Zeichen gegeben wurde, daß das ernste Geschäft des Tages seinen Anfang nehme.

Alle vorgängigen Ceremonien hatten stattgefunden. Der Matador hatte seinen schraubenden Renner ringsum in dem Kreise traben lassen, wobei er den Boden mit der Schwungfeder seines Hutes berührte. Die Picadores hatten in ihrer grellfarbigen enganschließenden Kleidung ihren Aufzug vor den Zuschauern gehalten — jeder Theilnehmer am Kampfe hatte seine ehrfurchtsvolle Verbeugung vor dem Könige gemacht. Endlich wurde ein schöner Stier in einem Zustande völliger Wuth durch die Hüter vermittelst der schweren Stachelstangen in den Kreis getrieben. Der feste unter den Picadores trat ihm entgegen, und bald sah dieser sich hartbedrängt. — Es befinden sich auf gewisse Entfernung Thüren in der Mauer des Kreises; sie sind eben bereit genug, daß ein Mann von der Seite hineinschlüpfen kann und dienen den Picadores zur Zuflucht, wenn sie allzuheftig vom Stiere bedrängt werden.

Joseph war hart bedroht, doch gelang es ihm, ein halbes Duzend Lanzen in den Rücken der wüthenden Bestie zu werfen, ehe er ihr seinen scharlachrothen Mantel überließ, der bald in hundert Stücke zerrissen in der Luft umherwirbelte; indessen glückte es dem verwegenen Picador, sich hinter das Gehörn des Thieres zu werfen und ihm das scharfe Stilet in den Rückgrad zu stoßen. Der gewaltige Stier stürzte dröhnend zu Boden und Joseph verließ die Arena unter dem Jubel der Zuschauer, ohne auch nur eine Schramme davon getragen zu haben.

Es würde ermüden, alle Kampfthaten zu erzählen, wodurch kühnverwegene Gefellen sich an jenem Tage bald mehr, bald minder hervorthaten, wie einige derselben, ohne großes Mitleid zu erregen, verwundet aus der Arena hinaus hinkten

oder getragen wurden. Inbessen stand der grimmigste Kampf noch bevor, und dieser ist es, mit dem wir es in der Erzählung von der schönen Goldschmiedstochter zu thun haben.

Terceira war von der Terrasse verschwunden, doch kehrte er bald zurück, und die zitternde Carlota hielt sich an dem Geländer des Balcons, der ihr unten im ersten Range angewiesen war. Terceira scherzte lachend mit der Gräfin Marianna. In seinem Wesen lag ein ruhiges Bewußtsein, und eine Borahnung der Bewunderung, die seine Erscheinung erregen würde. Er trug ein enganschließendes Lätzchen von blaßblauer Seide mit karmoisinrother Schärpe. Der Scharlachmantel lag nachlässig über dem Arm, und in der Rechten trug er ein Bündel jener kurzen Lanzen, die in den Nacken des Thieres zu bohren, um dasselbe zur grimmigen Wuth aufzustacheln, der Zweck des Picardors ist. Die junge Gräfin war beschäftigt, an die Schaftse dieser Lanzen die farbigen Bänder zu knüpfen, wodurch diese noch auffällender erschienen. Kein Gedanke obwaltender Gefahr schien in ihrer Seele zu wohnen, keine Furcht um Terceira trübte den Sonnenschein ihrer Fröhlichkeit und doch hatte sie an diesem Tage, auf derselben Stätte schon manchen wackern Mann bluten sehen — sie hatte mit angesehen, was nahe daran war, das warme Blut Carlota's in Eis zu verwandeln, was die zartfühlende Tochter des Goldschmieds, wenn es nicht Herkommen und Schicklichkeit verboten hätten, veranlaßt haben würde, einen Schauplatz zu verlassen, auf dem ihr Herz so schwer zu leiden hatte.

Terceira verließ die Terrasse und stieg die in die Schranken führende Stein-
treppe hinab. Für einen, aber auch nur für einen einzigen Augenblick, zuckten die Lippen der Gräfin und ihre Wangen erbleichten, aber der junge Edelmann blickte furchtlos zu ihr auf, warf ihr unter Lächeln einen Handkuß zu, und sofort zog die Wolke vorüber. Der Marquis wickelte den Mantel fester um den Arm, schritt festen Trittes vor und gab das Zeichen. Ehe noch ein Athemzug von ihm gethan, stürzte der riesige Stier, der größte und wildeste der ganzen Heerde aus dem Zwinger hervor. Sein Gebrüll klang wie das ferne Rollen des Donners, und fast mit einem einzigen Satz stand er wie ein blutdürstiger Löwe inmitten des Kreises. Hier stand er still, schüttelte den Kopf, und schnob mit weit geöffneten Rüstern nach Luft. Dann ging er langsam einige Schritte näher zu seinem Gegner heran, bis er wieder stand und mit der schweren Hufklaue dicke Staubwolken vom Boden aufwühlte. Von Neuem brüllte er seinen Grimm aus, und als das Echo dieses Gebrülls zurückwarf, war er mit einem Sprunge dicht neben Terceira, der ihm mit Sicherheit und Besonnenheit eine Lanze in den Nacken stieß und dann behende in eine der Schutzrisen sprang, die einzige, die in jener Gegend des Kreises befindlich. Ein lauter Beifallsruf erschall, als das berückte Thier seinen Schmerz ausheulte und dann die Rennbahn in wilden Sägen umkreisete. Der Jubel der Zuschauer erscholl auf's Neue. „Wuth, auf ihn! drauf und dran! o, welche Lust!“

Die Gräfin schwenkte ihr Tuch, und schauete stolz umher, mehr um den Beifall der sie Umgebenden zu fordern, als ihn zu bemerken. Carlota rang unterdessen wie ein Opfer auf der Folterbank. Ihr scharfes Auge hatte die dicken Schweißtropfen entdeckt, die auf Terceira's Stirn getreten waren; sie sah das Aufeinanderpressen seiner Lippen und glaubte ein leises Zittern, vielleicht das der Aufregung, an seinem Körper zu bemerken — sie fühlte, auf welch' ungleichen Kampf Terceira sich eingelassen hatte. Sie schrie nicht auf, sie regte sich nicht, allein ihr starrer Blick verweilte unverwendet auf dem Marquis. Der Kampf begann auf's Neue. Terceira hatte eine dritte Lanze mit Erfolg in den breiten Nacken des wuthschraubenden Thieres eingebohrt und er hielt sich noch wacker; indes entdeckte sie bald, daß es ihm an Stärke für einen glücklichen Ausgang gebrach. O, wie verwünschte sie in der Tiefe ihres Herzens das gefühllose Aufordern der Zuschauer zu fernereem Wuthkampfe! wie weh that ihr der Ruf, womit man in ihn drang, seinem Verderben entgegenzueilen. Der gefühllosen Menge war ja der Kampf ein Vergnügen.

Bergebens bemühte sich das Thier, sich der Lanzen zu entledigen, die zahlreich in seinem Körper steckten und deren scharfe Spitzen es zum höchsten Grimm aufregten, während der behende Terceira niemals sein Ziel verfehlte, so daß sein Köcher bald ausgeleert war und fast alle seine Reizlanzen im Fleische seines fürchterlichen Gegners brannten.

Zweimal hatte der Marquis sich dadurch gerettet, daß er den Scharlachmantel über die Augen des Thieres warf. Zu wiederholten Malen hatte er in den Nischen Zuflucht gefunden; doch seine Stunde war gekommen; einen Augenblick verging ihm der Athem — einen Augenblick verließ ihn die Besonnenheit, und im dritten, lag er auf den riesigen Hörnern des Bullen!

Ein Schrei drang durch die Lüfte; es war die Stimme der jungen Gräfin Marianna. Sie hatte ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckt, und stürzte außer sich in das Schloß.

Zimmer schwächer drang ihr Ruf in das Ohr der entsetzten Menge, bis es endlich verschwand, und die tiefe, jetzt erfolgende Stille ergriff mit unaussprechlicher Gewalt die Gemüther der Anwesenden. Dann vernahm man ein anderes Geräusch. Der Marquis war zu Boden gefallen und sollte eben wieder von dem Stier auf die Hörner genommen werden, als das Thier vor einem ungewohnten Schrei zurückwich. Carlota war über die Umschließung in den Kreis gesprungen, als wollte oder könne sie dem Geliebten Hülfe bringen, schwenkte sie ihre seidene Manta — da wendete sich der Stier gegen sein neues Opfer, während der Marquis zerschmettert und blutend am Boden lag. Abermals ward ein Menschenkörper in die Luft geschleudert — es war Carlota. — Ein Schauer durchrieselte die Zuschauer, das Mädchen fiel herunter, und als sie die Erde berührte, lagen ihre Arme auf dem Herzen Terceira's. Beide waren Leichen!

Ein Matador sprengte in die Schranken — ein entsetzliches Gebrüll — ein schwerer Fall erfolgte, und der gewaltige Stier, der „Hauptmann der Bande“, wie ihn Gräfin Marianna am Morgen scherzhaft genannt hatte, streckte die gewaltigen Glieder wenige Schritte von seinen Opfern.

Dem Marquis wurde ein kostbares Mausoläum in der Kirche St. Guelamo gesetzt. Unter einem Kastanienbaume auf dem Friedhofe von Villa-Nova zeigt man einen einfachen Stein, unter dem die irdischen Ueberreste der schönen liebenden Goldschmiedstochter die letzte Ruhestätte fanden. — Im Jahre 1811 hatte Lord Wellington sein Hauptquartier einige Tage im „Schlosse der Stiere“, 1828 war es vom Generallieutenant Sir Henry Clinton bewohnt, welcher die von England geschickte Befriedigungsarmee befehligte. Es war in dieser letzten Zeit, wo noch die Stelle in dem Kreise gezeigt wurde, wo die Unglücklichen den Tod fanden. Carlota's Grab wird alljährlich am Tage aller Seelen von der Jugend der Stadt Villa-Nova mit Blumen geschmückt.

Ein Stiergefecht hat seit Don Niguels Zeit nicht wieder in der königlichen Quinta — Schlosse — zu Villa-Nova stattgefunden. Aus dem Kampfstreife ist eine große Reitbahn, die besonders gern von dem liebenswürdigen Prinzen von Leuchtenberg benutzt wurde, der Villa-Nova bald nach seiner Ankunft in Lissabon, wegen seiner schönen Lage, zum Sommeraufenthalt gewählt hatte.

Der Fürst Demetrius Augustin Galliziu.

Der Missionar des Alleghany-Gebirges.

Ein Lebensbild.

Von Emil Ohly.

Wer jetzt, ein Reisender in Nord-Amerika, auf der Pennsylvania-Eisenbahn von Osten nach Westen fährt, der hört nach einer langen, beängstigenden Fahrt durch den Tunnel unter dem Alleghany-Gebirge her, da, wo der brausende und

dampfende Zug mit gellendem Pfeifen aus Nacht und Dunkel der Berge wieder an das Licht des Tages tritt, den Conducateur den Namen einer Station: „Galligin“ rufen.

Halte aber Keiner die Station Galligin für eine Stadt oder auch nur für einen Flecken von einiger Bedeutung. Was den Ort bemerkenswerth und interessant macht, das ist der Name des merkwürdigen Mannes, der auf den trostlosen Höhen, unter denen die Eisenstraße herführt, einen Fürstenmantel auszog, aller irdischen Hoheit und jeglichen weltlichen Glanzes sich freiwillig entäußerte, dazu auch sein ganzes, enormes Vermögen opferte, um den armen Menschen jener unwirthsamten Gegend ein Friedensbote des Evangeliums und damit zugleich der Förderer der einzig wahren Cultur zu werden.

Der Mann nun, dessen interessantes Lebensbild in flüchtigen Umrissen zu zeichnen wir uns eben anschicken, hat nicht gleichen Glauben mit uns bekannt. Der Fürst Demetrius Augustin Galligin wurde im Schooße der griechisch-katholischen Kirche geboren und trat später, aus reiner Ueberzeugung, zur römisch-katholischen über. Der Berufskreis, in welchem er bis an sein Lebensende treu und mit unermüdblicher Ausdauer und Opferfreudigkeit auf seinen einsamen Bergen wirkte, war zunächst der eines katholischen Missionars.

Wenn es nun hier ein Protestant unternimmt, das Leben und Wirken eines katholischen Missionars zu schildern, so thut er das nicht anders, als von der innigen Ueberzeugung durchdrungen, daß eine jede kirchliche Gemeinschaft die Pflicht habe, alles wirklich Große und Edle in der Schwesterkirche, Alles, was als Gottes Werk in ihr sich klar und deutlich zu erkennen gibt, zu achten und mit Dank gegen den Einen Herrn aller Confessionskirchen auf Erden anzuerkennen.

Und so unternehmen wir denn die Arbeit, in der frohen Hoffnung, den Ernstern, sowohl unter unsern katholischen als protestantischen Lesern, einige genußreiche Augenblicke zu bereiten.

Machen wir uns, ehe wir auf den Mann selbst kommen, mit seinen Eltern etwas näher bekannt und namentlich mit der Stellung, die sie in der Welt einnahmen. Sein Vater war das Haupt des russischen Fürstenhauses Galligin, Dimitry Galligin. Auf der Reise nach Holland, an dessen königlichen Hof ihn seine Herrin und Kaiserin, Katharina, als Gesandten geschickt hatte, lernte er in Berlin am Hofe Friedrichs des Großen in dem Fräulein Amalie von Schmettau eine junge, liebenswürdige, mit allen Vorzügen des Geistes ausgestattete Dame kennen, die noch zugleich einem adeligen Geschlechte entstammte, dessen Name in der Geschichte des preussischen Staates einen guten Klang hatte.

Der feine russische Hofmann wußte sich die Neigung des zwanzigjährigen Fräuleins zu gewinnen, warb um die Hand desselben und Fräulein Amalie von Schmettau ward Fürstin Galligin. Im Haag, wohin sich der Fürst auf seinen diplomatischen Posten begab, wurde am 22. Dezember 1770 unser Fürst Demetrius Augustin Galligin geboren.

Wie wunderbar sind doch die Wege, die Gott der Herr mit seinen Menschen auf Erden einschlägt! Da lag der Erstgeborene eines unermeslich reichen russischen Fürsten unter Sammt und Seide in einer, mit allen sinnbildlichen Zeichen seines hohen Standes gezierten Wiege. Wenn nun an dieser Wiege dem stolzen Vater und der eiteln Mutter Jemand würde gesagt haben: euer Sohn wird in seinen spätern Tagen kaum ein Plätschen haben, sein Haupt dahin zu legen und wird sein letztes Stündlein in einer elenden Bretterhütte und auf einem armseligen Lager von Moos und Stroh erwarten, welche Antwort würde der wohl bekommen haben?

Die Hand Gottes und ihr fast unmittelbares Eingreifen in die Erziehung des jungen Fürsten läßt sich aus noch andern Umständen und Verhältnissen klar erkennen. Der Fürst Dimitry Galligin war zwar im Schooße der griechisch-katholischen Kirche geboren, hatte sich aber schon frühe, sowohl

im Herzen als auch äußerlich von ihr losgesagt. Nichts in der Welt war dem Hofinanne gleichgültiger, ja man kann sagen lässiger, als gerade die Kirche. In seinen früheren Jahren — irren wir nicht, schon in seinem zwanzigsten — war er an einen diplomatischen Posten nach Paris gekommen, gerade zu der Zeit, als dorten die Freidenker Diderot, Voltaire u. ihr Wesen trieben. Alle freie Zeit, die ihm nach den Geschäften seines Berufes und seinen Lieblingsstudien, der griechischen und römischen Alterthumskunde und der Geschichte der Kunst im Allgemeinen, übrig blieb, verwandte er auf das Studium der Schriften jener Freidenker und auf den persönlichen Umgang mit ihnen. Leicht kann man sich denken, daß es jenen Leuten nicht wenig schmeichelte, von dem Abgesandten eines der mächtigsten europäischen Höfe aufgesucht und geschätzt zu werden und Voltaire, der der Kaiserin Katharina mit der elenden Schmeichelei unter die Augen zu treten wagte: „für eins der größten Mißgeschicke in seinem Leben müsse er es halten, nicht als Russe geboren zu sein,“ versäumte keine Gelegenheit und ließ kein Mittel unbenützt, sich in der Gunst des jungen Fürsten festzusetzen und sich ihm wahrhaft unentbehrlich zu machen.

Bemerken wollen wir übrigens hier im Vorübergehen, daß der Fürst Gallizin gründliche Studien auf dem Gebiete der bildenden Künste gemacht hat. Er war mehr als ein gewöhnlicher Liebhaber derselben und galt in Paris als ein tiefer und gründlicher Kenner. Die Kaiserin Elisabeth bediente sich seines Rathes und seiner Hilfe bei der künstlichen Erwerbung jener Kunstschätze, die der Reisende jetzt in der Eremitage in St. Petersburg bewundert und mit denen die fürstliche Frau damals ihre Gallerie in Zarokoi-Zelo zu schmücken gedachte. Die Zeit des Aufenthaltes des Fürsten Dimitry Gallizin in Paris vermag ich aus den mir zu Gebote stehenden dürftigen Quellen über sein Leben genau und scharf leider nicht anzugeben.*)

Was nun die religiöse Erziehung und Entwicklung des Fräulein von Schmettau, der jetzigen Fürstin Dimitry Gallizin, anlangt, so ist auch über diese wenig Erfreuliches zu berichten. Das Fräulein gehörte mit seinen Eltern der römisch-katholischen Kirche an. Soll es als Kind auch ziemlich streng in der Beobachtung der Sagen und Gebräuche seiner Kirche gewesen sein, so änderte sich das doch im spätern Leben ganz und gar. Ein absolut ungläubiger Lehrer, dem die Eltern die Erziehung ihrer Tochter anvertrauten, scheint mit dem besten Erfolge alle Regungen des geistig-religiösen Lebens in dem Herzen seiner Schülerin und Pflégbefohlenen beseitigt zu haben, was gewiß um so eher gelang, als ihm der natürliche Hochmuth und die angeborne Eitelkeit derselben zu Hilfe kam. Die Fürstin erzählt selbst, daß eine unbeschreibliche Eitelkeit in dem Augenblicke in ihr erwacht sei, da sie beim Ausgehen aus der Kirche eine Dame hinter ihr in die Worte ausbrechen hörte: „Ach, du lieber Gott, welch ein Engell!“ Die Fürstin erzählte weiter ganz offen, daß sie selbst noch nach ihrer Befehung und gläubigen Rückkehr in den Schooß ihrer Kirche manchen harten und heißen Kampf mit dieser Eitelkeit habe kämpfen müssen und nicht immer den Sieg errungen habe.

Mit solchen Anlagen begab sich die junge Fürstin kurz nach ihrer Vermählung mit ihrem Gatten nach Paris, wo derselbe nichts Eiligeres zu thun hatte, als sie in die Kreise seiner Lehrmeister und Freunde einzuführen. Diderot besonders nahm sie alsbald in volle Zuneigung und legte die Netze seiner Trugschlüsse um sie herum, sie zu fangen. Wohl war die Fürstin gleichgültig gegen alle Religion, allein sie war dem Trugschlussmacher Diderot an Scharfsinn gewachsen und erhaschte ihn über manchem schlau und fein ersonnenen Kniffe. „Warum? Sagen Sie mir warum?“ mit diesen Worten fuhr sie oft plötzlich mit durch-

*) Auch auf dem Gebiete der Naturwissenschaften hat sich der Fürst durch mehrere französische Abhandlungen bekannt gemacht. Der Verfasser.

bohrendem Blicke dem abgefeimten Freidenker unter die Augen und verwirrte ihn dann so, daß er seinen Vortrag für diesmal aufzuheben für rathsam hielt.

Wie übrigens manches und oft gerade das gefährlichste Gift, je schleicher, desto sicherer und den Körper zerstörender wirkt, so vergifteten die Männer, deren Umgang das fürstliche Paar genos, das Herz der Frau in dem Maße, daß sie als eine vollendete Gottesläugnerin die Weltstadt Paris verließ.

Der Lehrer und Erzieher macht auf dem Felde seines Berufes gar oft eine wunderfame Erfahrung, daß nämlich Eltern, die sich gegen Religion und Kirche im höchsten Grade gleichgültig verhalten, deshalb, weil sie alles religiösen Glaubens in ihrem Herzen baar sind, die Debe und Trostlosigkeit eines solchen Zustandes namentlich in Leidensstunden fühlen, ihre Kinder zu den gerade entgegengesetzten Ansichten erzogen und auf einen festeren Grund gestellt wissen wollen, wie wir denn z. B. die Erziehungsanstalten der Brüdergemeinde gar häufig von den Kindern solcher Eltern bevölkert finden.

Bei unserm Fürstenpaar war es anders. Aengstlich, wie man ein zum Group inclinirendes Kind vor Ost- und Nordwind schützt, so wußten die Eltern den jungen Demetrius gegen jede religiöse Anregung förmlich zu verschanzten. Religiöse Unwissenheit schien das höchste Ziel gewesen zu sein, welches sie sich für die Erziehung ihres Sohnes gesetzt hatten. Demgemäß trafen sie unter den Lehrern die geeignete Auswahl, und den Knaben in die Nähe eines Geistlichen oder einen solchen in die Nähe des Knaben zu lassen, war bei harter Strafe im Hause untersagt. Religiöse Bücher waren aus dem Hause verbannt, dagegen aber ließ es sich die junge Fürstin angelegen sein, in J. J. Rousseau's Werken die gründlichsten Erziehungs-Studien zu machen und nach dessen Ansichten und Regeln ihren Sohn zu erziehen.

So kam denn das Jahr 1783 heran. Der Fürst hatte theils eine natürliche Neigung zum Reiselieben, theils nöthigte ihn seine diplomatische Stellung zu einer öfteren und mitunter länger andauernden Abwesenheit von Hause und oft gerade an solchen Orten, wohin ihm Weib und Kinder folgen zu lassen nicht angemessen erschien. Die Fürstin ließ es sich daher angelegen sein, einen festen Wohnsitz und zwar einen solchen zu suchen, an dem ihr für eine allseitige und gründliche Ausbildung ihres Sohnes und ihrer später geborenen Tochter Gelegenheit geboten sein würde.

Die Universität Münster in Westphalen hatte mit die bedeutendsten Männer der damaligen Zeit auf ihren Lehrstühlen und erfreute sich deshalb eines ausgezeichneten Rufes auch über die Grenze des Landes hinaus. Dort in Münster also beschloß die Fürstin Gallizin für die Dauer ihren Wohnsitz aufzuschlagen.

Es geschah. Aber gerade die erste Zeit des Aufenthaltes in jener Stadt sollte für die Frau eine recht trübe und prüfungsvolle werden. Ein Nervenfieber ergriff sie und brachte sie in wenig Zeit an den Rand des Grabes, und von dieser Zeit datirt denn eine völlige Umwandlung ihres inneren, religiösen Lebens.

Um jene Zeit lebte in Münster ein Mann, dem nicht allein die hohe Schule daselbst ihre Entstehung und einen großen Theil ihrer Blüthe verdankte, sondern der sich auch um die Blüthe des Schulwesens im Allgemeinen in der dortigen Gegend unsterbliche Verdienste erworben hat, ein Mann, gleich ausgezeichnet durch das, was er als Gelehrter und feiner Kunstkenner, als auch durch das, was er als Mensch war — der Freiherr Friedr. Wilh. Franz v. Fürstenberg, ein Sprosse einer alten und reich begüterten Familie in Westphalen. Von Fürstenberg bekleidete damals die Stelle eines Generalvicars und ersten Ministers bei dem Kurfürsten und Fürstbischof Maximilian Friedrich, geborenem Grafen von Königseck-Rothenfels.

Die Fürstin Gallizin hatte sich gleich von Anfang ihres Aufenthaltes in Münster zu diesem vortrefflichen Manne hingezogen gefühlt und Fürstenberg war ihr mit Rath und That in allen ihren Angelegenheiten, insonderheit bei der

Wahl der Lehrer und des Unterrichts für ihre Kinder auf das Freundlichste und Zuverlässigste an die Hand gegangen. *)

Auch der Todtfranken widmete Hr. von Fürstenberg die regste Theilnahme und die aufmerksamste Fürsorge. Sein eigener Beichtvater und Caplan, Bernhard Dverberg, **) mußte sie täglich besuchen, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen und daneben auch wo möglich seelsorgerlichen Einfluß auf sie auszuüben. Nie wurde Dverberg abgewiesen, nie aber gelang es ihm, bei der Fürstin durch seine seelsorgerliche Zusprache Einfluß zu gewinnen. „Lassen Sie,“ — so pflegte sie immer zu sagen, — „den Tod nur kommen, ich fürchte ihn nicht.“ Nur ein Versprechen gelang dem unermüdlischen Seelsorger ihr abzunehmen. Würde sie wieder gesund werden, so gelobte sie ihm in die Hand, so wolle sie die Lehren der katholischen Kirche eifrig einmal prüfen, und darin hat sie Wort gehalten. Sie prüfte und prüfte mit wirklichem Ernste, sie ward Herrin ihrer Eitelkeit, ließ sich von Fürstenberg und Dverberg wie ein Kind belehren und aufklären und das Endresultat ihres Prüfens und Suchens und der väterlichen Belehrungen jener beiden Männer war kein anderes, als daß die Fürstin im Jahre 1786 sich öffentlich zu der römisch-katholischen Kirche bekannte und ihr für die Folge unverbrüchliche Treue und kindlichen Gehorsam in allen Dingen gelobte. Am 28. August des Jahres 1786 ging sie zur Communion und hat von da an ihr Leben in Münster „im Gebet, in Verläugnung ihres Willens und in Reue über ihr vergangenes Leben“ hingebracht.

Dessenungeachtet hörten von dieser Zeit an ihre Beschäftigungen mit den Wissenschaften und der Kunst nicht auf. Die bedeutendsten Männer der damaligen Zeit standen theils in brieflichem, theils in persönlichem Verkehre mit ihr. Wir nennen von solchen u. a. nur Haman, den Magnus des Ordens, Jakob, Hemsterhuis und den Grafen Friedrich Leopold von Stollberg, der sie im Jahre 1791 mit seiner Gattin in Münster besuchte, nach zweien Jahren ihren Gegenbesuch in Götting empfing und anerkanntermaßen durch die Correspondenz mit der geistreichen Dame zum Glauben der katholischen Kirche bekehrt wurde. Auch mit Göthe verkehrte die Fürstin und er mit ihr, und zwar verbankt ihr Göthe einen sehr bedeutsamen Stoff zu seinen antiquarischen und kunsthistorischen Forschungen auf den wir alsbald zu kommen gedenken.

Als nämlich Göthe von dem Feldzuge nach Frankreich zurückkam, wohin ihn „dankbare Pietät“ dem Herzoge Karl August von Sachsen-Weimar im Jahre 1792 folgen hieß und unterwegs einige Besuche unter Andern bei der Jakobi'schen Familie und einem wunderlichen Bekannten in Duisburg, dem Professor Blessing, gemacht hatte, erinnerte er sich auch einer Einladung der Fürstin Gallizin in Münster und wollte denn jetzt von derselben Gebrauch machen. Die Fürstin nahm ihn freundlichst und zuvorkommendst auf, und Göthe

*) Ueber von Fürstenberg findet sich in dem katholischen Convers.-Lexicon von Herder in Freiburg folgende Notiz:

„Friedr. Wilhelm Franz Freiherr v. Fürstenberg, geboren auf dem Stammschlosse Herdingen, wurde Geistlicher und Domcapitular des Hochstifts Münster, suchte daselbst durch seine staatsmännischen Talente im siebenjährigen Kriege, in dem sich der Kurfürst Clemens August gegen Friedrich II. betheiligte, das Unheil zu mildern. Später Generalvizear und Minister des Fürstbischofs Maximilian Friedrich, schuf er eine neue Medicinalordnung, eine Militär-Academie, in der der französische General Leber gebildet wurde. Nachdem 1780 Max Fr. Coadjutor wurde, verlor er seine Posten, suchte mit Dverberg das Schulwesen zu heben und errichtete in Münster die Universität und das Priesterseminar. Nachdem das Münsterland preussisch wurde, zog er sich von Allem zurück und starb 1810.

**) Bernhard Dverberg, als Lehrer bekannt, wurde geboren 1754 zu Hödel im Osnabrückischen. 1779 ward er Priester und zeichnete sich als Katechet aus. Wurde 1783 durch von Fürstenberg an die Normalschule von Münster berufen, 1785 Rector und Beichtvater der lothringischen Chorjungfrauen, kam zugleich als Erzieher in das Haus der Fürstin Gallizin, wurde 1809 Regens des bischöflichen Seminars und Synodalexaminator, 1816 Confessorialrath, † 1826. (Conversationslexicon v. Herder, Freiburg.)

erzählt „es sei zu seiner Aufnahme schon Alles vorbereitet gewesen.“ Er fand sich bald heimisch in ihrem Hause und in dem Kreise der geistreichen Männer in ihrer Umgebung. Was die religiösen Dinge betraf, für die Göthe damals fast so wenig Theilnahme bewies, als seine fürstliche Wirthin in frühern Jahren, so war er „so artig und brav“, daß die Jakobi'sche Familie, als sie von Münster aus sein Lob singen hörte, vor Erstaunen die Hände über dem Kopfe zusammenschlug. Fr. Hemsterhuis hatte der Fürstin eine reiche Sammlung geschnittener Steine, — Gemmen, — nachgelassen, die einen Hauptgegenstand der Unterhaltung ausmachten, und in deren Anschauen sich Göthe förmlich vertiefte. Als er sich weigerte, endgültiges Urtheil über den künstlerischen Werth der Sammlung im Ganzen und Einzelnen abzugeben, so drang ihm die Fürstin diese Sammlung zum Mitnehmen nach Weimar förmlich auf, Göthe gab endlich nach und nahm sie mit. Ein Verzeichniß der bemerkenswerthesten Steine finden wir in Göthe's „Campagne in Frankreich“, wo er seines Besuchs in Münster weitläufiger erwähnt.

Bei der unbeschreiblichen Liebe und Anhänglichkeit, die der Sohn zu der Mutter hatte, konnte es nicht fehlen, daß die Umwandlung, die in ihr und mit ihr vorgegangen war, einen tiefen und nachhaltigen Eindruck auf sein Herz machte. Der in der frevelhaftesten Gottesläugnerlei aufgezogene Jüngling fing an sehr nachdenklich und ernst zu werden; eine einst in einem Bücherladen aufgefundene und gekaufte Bibel zog ihn wunderbar an, immer tiefer las er sich in sie hinein, und je mehr er las, desto mehr fühlte er sich befriedigt und so kam es denn, daß er in seinem 17. Lebensjahre, als ein von der Gottentfremdung gründlich Geheilter und Bekehrter, die Confirmation und den Genuß des heiligen Abendmahles beehrte, und bei dieser feierlichen Handlung den Namen „Augustin“ annahm.

Auch auf mehrere andere Glieder der fürstlichen Familie Gallizin blieb die Bekehrung der Fürstin Amalie und ihres Sohnes nicht ohne Einfluß. So trat ein Better des letztern, Alexander Gallizin, im Jahre 1814 in seinem 15. Lebensjahre zur römisch-katholischen Kirche über. Eine Tante desselben folgte seinem Beispiele, und wieder deren Tochter, Elisabeth Gallizin, war sogar eine der Stifterinnen des Ordens „vom heiligen Herzen“ in Paris.

Der Vater hatte den jungen Demetrius Augustin für die militärische Laufbahn bestimmt und sah ihn schon im Geiste auf einem, seinem Stande und seiner Bildung angemessenen Posten. Die religiöse Umwandlung, die mit seinem Sohne vorgegangen war, berührte ihn zwar bei seiner bekannten religiösen Gleichgültigkeit auf's Unangenehmste, vermochte ihn aber nicht, in seinen Plänen für des Sohnes Zukunft eine Aenderung eintreten zu lassen.

Der junge Fürst war jetzt 22 Jahre alt und sollte im österreichischen Staate Militärdienste nehmen. Da starb plötzlich im März 1792 der deutsche Kaiser Leopold, wie die böse Welt sagte, an Gift*), welches ihm ein Agent des Illuminatenordens beigebracht, und fast zu derselben Zeit starb auch der König von Schweden durch Ankarströms Mörderhand. Diese beiden Ereignisse verursachten einen gewaltigen Schrecken an allen Höfen Europa's; durch die schauer-vollen Vorgänge in Frankreich noch ängstlicher gemacht, vermutete man um alle Thronen und Schlösser Jakobiner mit Gift und Dolch im Dienste der Feinde und in Folge dieser Beforgnisse schlossen die Regierungen Preußens und Oesterreichs durch Cabinets-Ordres alle Ausländer sofort vom Eintritt in die betreffenden Armeen aus. Aus besonderen Gründen, die wir aber nicht anzugeben vermögen, fand der Eintritt des jungen Fürsten auch in die kaiserlich russische Armee nicht statt und es mußten die Eltern nunmehr, durch solche Verhältnisse bewogen, darauf sinnen, den Sohn auf eine andere Lebensbahn zu führen.

Es war damals Sitte, eine Sitte, deren allmähliges Verschwinden wir nur

*) Die meisten unserer Leser werden wissen, daß dieser Verdacht sich in der Folge als ganz grundlos erwiesen hat. Der Verf.

beklagen können, daß Gelehrte und junge Leute höhern Standes, bevor sie einen festen Wohnsitz wählten, oder in einen bestimmten Berufskreis eintraten, längere Zeit auf Reisen gingen, „um vieler Menschen Städte zu sehen und Sitte zu lernen.“ Der junge Fürst Gallizien sollte jetzt auch vorläufig auf Reisen, und wählte sich mit Zustimmung seiner Eltern, und auf den Rath erfahrener Männer, das Land, in welches noch bis auf diesen Tag tausende und aber tausende unserer Landsleute aus allen Schichten der Gesellschaft, goldene Berge und ein zweites Paradies träumend, hinübersegeln — Amerika. Und Amerika zog damals durch Washington's Vaterlandsliebe und Franklin's Entdeckungen die Augen aller Gebildeten der alten Welt auf sich. In Nord- und Südamerika sollte der Fürst Gallizien zwei Jahre lang reisen; nach seiner Rückkehr, — so dachte man, — werde sich schon eine passende Stellung im öffentlichen Leben für ihn finden.

In Begleitung eines deutschen Priesters, des nachmaligen Professors Brosius in Düren, trat der Fürst seine Reise an und erreichte im Herbst des Jahres 1792 die vereinigten Staaten von Nordamerika.

Ohne Zweifel hat der Reisebegleiter auf das Herz des fürstlichen Jünglings in einer Weise einzuwirken verstanden, die für die Wahl seines nachmaligen Lebensberufes entscheidend war; denn schon kurz nach seiner Ankunft in Nordamerika, am 5. November 1792, trat der junge Fürst Gallizien zu Baltimore in das nicht lange zuvor von den Sulpicianern daselbst gestiftete Seminar als Jüngling ein.

Im Jahre 1789 war nämlich in Baltimore das erste katholische Bisthum errichtet worden, welches im Jahre 1808 zum Erzbisthum erhoben wurde und noch bis jetzt eines der drei katholischen Erzbisthümer der vereinigten Staaten Nordamerika's ist. Das Seminar von St. Sulpice ward, nach Aufhebung desselben in Paris, von Abbé Nagot in Baltimore errichtet.

Aus des Fürsten Gallizien eigenem Munde wissen wir es, daß neben dem Zuspruch, an dem es sein Begleiter nicht hatte fehlen lassen, das Exempel des heiligen Franz Xaver ihn besonders anregte. Auch lies ihm, — wie er uns selbst erzählt, — das Wort der Schrift Tag und Nacht keine Ruhe: „was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele.“ Und das andere Wort des Herrn: „Wer verlässet Häuser, oder Brüder, oder Schwestern, oder Vater, oder Mutter, oder Weib, oder Kinder, oder Acker um meines Namens Willen, der wird es hundertfältig nehmen und das ewige Leben ererben.“

Von dem gewaltigen Schritte, den er gethan, gab der junge Fürst seiner Mutter alsbald Nachricht, unter ausführlicher Entwicklung der Gründe, die ihn zu demselben bewogen. Man kann sich leicht denken, daß die Fürstin, die wohl den frommen Sinn des Sohnes und seine Liebe und seine Anhänglichkeit an seine Kirche kannte, sich aber nichtsdestoweniger hätte träumen lassen, daß er durch Beides so weit würde geführt werden, durch diese Nachricht auf's Aeußerste betroffen wurde. Ein Schreiben an den Abbé Nagot, in welchem sie demselben ihre großen Bedenken gegen die Berufswahl ihres Sohnes äußerte, wurde übrigens alsbald von demselben dahin beantwortet: „man habe noch keinen Jüngling in das Collegium aufgenommen, von dessen gründlicher Befehrung, und von dessen unbedingter Hingabe man sich so fest überzeugt halten zu dürfen glaube, als den jungen Fürsten Gallizien.“

So gab denn die Mutter, die hier des Herrn Willen und Hand deutlich zu erkennen glaubte, ihre Einwilligung. Demetrius Augustin war und blieb Jüngling des Seminars St. Sulpice, lag auch seinen Studien mit einem solchen Eifer

und einer solchen Treue ob, daß er im Jahre 1795, am 18. März, von dem ersten Bischofe der vereinigten Staaten Nordamerikas, John Carroll, die Priesterweihe empfing. Bei dieser Weihe legte ihm der Bischof, um seine Treue und Ausdauer zu prüfen, besondere Missionspflichten auf und sandte ihn zur Erfüllung derselben alsbald nach Conewago, allwo sich schon damals eine blühende, durch einen englischen Katholiken, Sir John James, gegründete katholische Gemeinde befand.

Conewago war der Mittelpunkt seiner Missionsthätigkeit; von dort aus aber machte er größere und kleinere Reisen nach verschiedenen Städten und Niederlassungen in den drei Staaten: Maryland, Virginia und Pennsylvania, hauptsächlich aber nach der Höhle des unfruchtbaren und unwirthlichen Alleghanygebirges. Von der Schwierigkeit seiner Arbeit und den namenlosen Anstrengungen und Entbehrungen auf diesen vielfachen Reisen, die Galligin großentheils zu Fuß machte, können wir uns in unserer deutschen Heimath und in der Bequemlichkeit und Behaglichkeit unserer heimischen Verhältnisse, keinen Begriff machen, und die Opferfreudigkeit, den Muth und die Ausdauer dieses im Glanze eines fürstlichen Hauses erzogenen, an alle Bequemlichkeiten gewöhnten jungen Mannes, nöthigen uns unwillkürlich die größte Bewunderung ab.

Nachdem er, seinen jetzigen Beruf mit den Pflichten eines Mitgliebes des Ordens der Sulpicianer für unverträglich erachtend, aus dem Orden ausgetreten war, hielt Galligin es für am besten, seine Thätigkeit auf Einen Punkt zu beschränken und an diesen dann wo möglich eine Colonie zu gründen. Und welchen Punkt wählte er sich? Einhundert und fünfzig Meilen von der Stadt Philadelphia, auf der höchsten, ödesten und kahlsten Höhe des Alleghanygebirges baute der Fürst Galligin sich im Jahre 1799 eine Burg. Diese Burg aber war eine einfache Hütte aus Baumstämmen, deren Dach dürres Gras und Moos war und deren Gefache und Ritze mit Moos ausgestopft, einen nur geringen Schutz vor Wind und Wetter boten. Nicht weit von dieser Hütte erhob sich ein Kirchlein, ebenso gebaut, eine Kirche in der Wüste im eigentlichen Sinne des Wortes, die einzige in einem weiten Umkreise. Hier in dieser armseligen Hütte ruhte der Mann, der in seiner Jugend nur unter seidenen Decken geschlafen, auf einem Lager von Moos, unter seinem Haupte einen harten Stein wie Jakob bei Beth-El, die Mahlzeiten der fürstlichen Tafel vertauschte er mit Speien, ähnlich denen, die der Täufer in der Wüste aß, und sein Kleid, in dem er predigend reisete, war wohl kaum besser zu nennen, als das Kleid des Mannes, der dem Herrn auf Erden den Weg bereitete und seine Steige richtig zu machen gekommen war.

Zur Gründung einer Colonie oder Niederlassung, auf die Vater Galligin sein unverrücktes Augenmerk gerichtet hatte, war aber Eins vor allem Andern nöthig, — der Ankauf von Ländereien. Galligin suchte ihn mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu bewerkstelligen und setzte, als er zuletzt nicht mehr zu bezahlen im Stande war, sondern das Land borgen mußte, seine Hoffnung auf das ihm nach seines Vaters Tode zufallen werdende unermessliche Vermögen. Das gefaufte Land theilte er in kleinere sogenannte „Meiereien“, die er dann den herbeigezogenen Ansiedlern um einen billigen Preis wieder abließ, oft aber auch, — wie man aus sicherer Quelle weiß, — geradezu umsonst gab. Auf dieser Colonie, die er „Loretto“ nannte, machte er auch anderweitige gewerbliche Unternehmungen. Er baute Korn- und Sägemühlen und sparte so den Bewohnern der Gegend die unsägliche Mühe, oft 30 bis 40 Meilen weit reisen zu müssen, um ihr Korn mahlen und ihr Bau- und Werkholz schneiden zu lassen.

Im Jahre 1803 starb plötzlich in Braunschweig der Vater unsers Missionars, zuletzt freilich so ziemlich ausgeföhnt mit dem Schritte seines Sohnes und mit dem letzteren selbst, aber mit den gottesläugnerischen Grundsätzen, in denen er gelebt und gewebt hatte. Der Tod dieses Mannes war für die Familie im

Allgemeinen, und im Besonderen für unsern Demetrius Augustin ein sehr folgenreiches Ereigniß, wie wir jetzt bald hören werden.

Kaum war der Vater verschieden, so hatte die Mutter nichts Eiligeres zu thun, als den Bischof Caroll und den Abbé Ragot dringend zu bitten, sie möchten doch all ihren Einfluß auf ihren Sohn dahin geltend zu machen suchen, daß dieser zur Ordnung seiner Familien- und namentlich seiner Vermögensverhältnisse in die Heimath zurückkehre. Und wirklich sind die beiden Männer dem Wunsche der Fürstin nachgekommen. Sie haben den Vater Gallizin die Rückreise aufs Dringendste angerathen. Sie haben ihm unter andern auch klar zu machen gesucht, daß er es seinem Arbeitsfelde, auf welches er ja später zurückzukehren die Freiheit habe, schuldig sei, den Wünschen und Bitten seiner fürstlichen Mutter Gehör zu geben. Doch Vater Gallizin weigerte sich entschieden, seinen Posten auf den einsamen Höhen zu verlassen. Wolle, — so meinte er, — der, dem Beides, Silber und Gold ist, und der die Herzen der Menschen lenkt, wie die Wasserbäche, sein Erbtheil ihm und seinen armen Colonisten geben, so werde er Wege und Mittel finden, es ihm in seine neue Heimath zu fördern. Wolle er es ihm vorenthalten, so helfe auch sein persönliches Erscheinen nichts. „Millionen Vermögen“, — so schreibt er an seine Mutter, als er ihr seinen Entschluß, zu bleiben, mittheilt, — „ersetzen nicht den Verlust einer einzigen Seele, die mir während meiner Abwesenheit von meiner Heerde vom Wolfe geraubt werden könnte.“

Der Missionar blieb also auf seinem Posten. Die folgenden Freunde seiner Familie aber beauftragte und bevollmächtigte er, für ihn zu handeln und alle seine Angelegenheiten möglichst gut und bald in Ordnung zu bringen: den Freiherrn v. Fürstenberg, den Grafen Friedr. Leopold von Stollberg und den Baron Clemens August von Mervelt.

Die genannten Herren thaten ihr Möglichstes und der nachfolgende Brief derselben an den Vater Gallizin gibt uns über den Erfolg ihrer Bemühungen hinreichenden Aufschluß.

Sie schreiben ihm:

„Die Frage in Betreff Ihrer und Ihrer fürstlichen Schwester Ansprüche auf Ihres Herrn Vaters Eigenthum in Rußland ist vom Senate in St. Petersburg dergestalt erledigt worden, daß Sie, theuerster Fürst, in Folge Ihres Uebertrittes zur katholischen Kirche und dem geistlichen Stande, die Besitzungen Ihres verstorbenen Herrn Vaters nicht übernehmen können, und daß daher Ihre fürstliche Schwester als Alleinerbin der besagten Güter anzusehen und als solche in den Besitz derselben zu setzen sei. Der Staatsrath hat dieselbe Entscheidung abgegeben und durch die Bestätigung Sr. Majestät des Kaisers hat das Urtheil Gesetzeskraft erlangt. Ihre fürstliche Schwester kann nach Russischen Staatsgesetzen über das Eigenthum beliebig verfügen, jedoch darf sie das Grundeigenthum nicht weggeben oder in irgend einer Weise testamentarisch darüber verfügen. Dagegen steht es ihr ganz frei, dasselbe zu verkaufen und die Kaufsumme beliebig zu verwenden. Sie sehen demnach, theuerster Fürst, daß Sie nur dem Namen nach ausgeschlossen sind. Ihre liebe und werthe Frau Mutter hielt es oft für möglich, ja sogar für wahrscheinlich, daß die Entscheidung also ausfallen würde und pflegte dann zu sagen: „Es ist einerlei, ob das Gericht in Rußland zu Gunsten meiner beiden Kinder, oder nur zu Gunsten meiner Tochter entscheidet: mein Sohn wird dadurch Nichts verlieren.“ Auch in Rußland sieht man die Sache in derselben Weise an. Wir sagen Ihnen also unsern besten Glückwunsch über den günstigen Ausgang der Sache; denn wir brauchen uns um den todtten Buchstaben des Gesetzes nicht zu bekümmern, da in diesem Falle das Gerechtigkeitsgefühl und die Liebe den Verlust ersetzt.“

Und in der That hatte es Anfangs den Anschein, als solle es so geschehen. Seine Schwester, die Fürstin Anna Maria Gallizin, verpflichtete sich die Güter des Vaters bei ihren Lebzeiten zur Hälfte mit dem Bruder zu theilen und

ihm bei ihrem vereinstigen Absterben Alles zu hinterlassen. Aber wie veränderlich ist das Menschenherz in seinen Gefühlen, Neigungen und Entschlüssen! Die Sache kam ganz anders. Fast schon 50jährig, vermählte sich die Fürstin Anna Maria Gallizin und zwar schenkte sie ihre Hand einem blutarmen Manne, dem Fürsten Franz Wilhelm von Salm-Neiferscheid Breburg zu Düsseldorf. Sie war gleichfalls schon früher zur römisch-katholischen Kirche übertreten und hatte in einem Testamente dem Bruder, wenn auch nicht Alles, doch immerhin sehr ansehnliche Summen vermacht. Als es aber mit ihr zum Sterben kam und sie ihrer Sinne schon nicht mehr ganz mächtig war, wurde ihr ein Papier auf's Bette gelegt mit der Bitte, die darauf stehende Schrift mit ihrem Namen zu versehen, eine starke Hand leitete dann die zitternde, schon halb erkaltete der Fürstin, und sie schrieb. Was aber hatte sie ohne ihr Wissen und gegen ihren Willen unterschrieben? Nach ihrem Tode brachte der Fürst Salm ein Testament bei, nach welchem er von seiner Gemahlin zum Erben ihres sämmtlichen Vermögens eingesetzt worden war.

Freilich kam diese abscheuliche Handlung auch zu den Ohren des Fürsten Demetrius Augustin auf dem Alleghany-Gebirge und man forderte ihn mehr als einmal auf, die Sache gerichtlich untersuchen zu lassen, indem man ihm die unumstößlichsten Beweise an die Hand gab. Doch der edle Mann war nicht dazu zu bewegen. Lieber wolle er, — das war die Antwort, die er gab, — noch zehnmal Unrecht leiden und zehnmal soviel verlieren, als diese Familienangelegenheit unter die Gerichte hängen. So fiel das baare Vermögen seiner Schwester dem Gemahl derselben zu, der aber keinen Segen davon gehabt hat, die russischen Güter erbte ein Vetter, derselbe Fürst Gallizin, der nach Napoleons Falle als Adjutant des Kaisers Alexander mit der Armee der Allirten in Paris einzog.

Mehr als einmal ist dem Fürsten Demetrius Augustin der Vorschlag gemacht worden, seinen Glauben zu wechseln und wieder in den Schoos der griechisch-katholischen Kirche zurückzukehren. Dieser Schritt hätte freilich der ganzen Sache auf einmal eine andere Wendung gegeben; allein der Fürst lehnte jeden Vorschlag der Art mit Entrüstung ab. Ja als ihm einstmals ein Freund begreiflich machen wollte, daß zwischen den Dogmen oder Glaubenssätzen der griechischen und römisch-katholischen Kirche gar so kein wesentlicher Unterschied obwalte, sagte der Fürst mit ernster Miene: „die Unterschiede zwischen beiden Kirchen sind gerade groß und wesentlich genug, um mich zu bestimmen, das zu bleiben, was ich einmal aus innerer Ueberzeugung geworden bin. „Für die russischen Gerichtshöfe“, — sagte er ferner, — „bin ich gesetzlich todt. Mein Vetter ist der rechtmäßige Erbe; ich habe Grund zu vermuthen, daß er ein trefflicher Mann ist, aber da ich nie in Rußland war, so kenne ich ihn nicht persönlich. Wie ich von dem Russischen Gesandten in Washington erfahren, zeigte er viel Rücksicht und Güte für mich.“

Drei Jahre nach dem Tode ihres Mannes, im Jahre 1806, war nun auch die Fürstin Gallizin zu ihres Herren Freude eingegangen, zu einer Zeit, da die russischen Gerichtshöfe noch keine Entscheidung über das Vermögen ihres Gatten abgegeben hatten. Unter den Kostbarkeiten, die sie hinterließ, nahm die früher schon besprochene, von F. Hemsterhuis ihr hinterlassene Gemmensammlung eine der ersten Stellen ein. Diese Sammlung sollte nach ihrer letzten Willensverfügung durch den schon früher genannten Dverberg nach ihrem Tode zu baarem Gelde gemacht und das Geld zur Förderung und Unterstützung irgend einer religiösen Stiftung verwandt werden. Der Erlös belief sich auf circa 60,000 Thlr. und wurde von Dverberg an den Fürsten Salm ausbezahlt, damit sie dieser seinem Schwager auf dem Alleghanygebirge zur Förderung und Hebung seiner dortigen Colonie übermache. Der Fürst Salm soll übrigens Gründe gehabt haben, nur die Hälfte des Geldes an seinen Schwager zu befördern.

Der Fürst Gallizin hatte vom Anfange der Gründung seiner Colonie an

keine andere Absicht gehabt, als auf den Höhen des Alleghanygebirges eine große katholische Niederlassung zu gründen, und hatte für diesen Zweck nach und nach nicht weniger als 750,000 Fr. (circa 158,000 Dollars) ausgegeben und sich dabei in der Hoffnung auf sein zukünftiges großes Erbtheil in nicht unbedeutende Schulden gesteckt, zu deren Tilgung jetzt fast alle Aussicht verschwand. Für sich selbst hatte Gallizin unglaublich wenig gebraucht. Sein Leben glich in seiner Einfachheit, — wie wir oben schon bemerkten, — dem Leben des Täufers in der Wüste.

Um sich nun auch des letzten Restes irdischer Größe zu entäußern, vielleicht auch, um auf diese Weise sicher allen Nachforschungen zu entgehen, legte er seinen Namen ab und nannte sich „Demetrius Augustin Smith.“

Wo die Noth am größten, da ist, — nach einem alten Sprüchworte, — die Hilfe des Herrn immer am nächsten. Das bestätigte sich auch an unserm Missionare in seiner dormaligen, mehr als großen Geldnoth.

Gallizin hatte in seiner Jugend einen treuen Freund an dem Prinzen Wilhelm von Dranien, dem nachmaligen Könige Wilhelm I. der Niederlande. Die jungen Leute waren fast unzertrennlich, ein Umstand, der Manche bewogen haben mag anzunehmen, daß auch der Prinz von Dranien nach Nordamerika mitgereist sei. Daß dies übrigens nicht der Fall gewesen, ist ausgemacht.

Aber auch das ist ausgemacht, daß sich die Freunde bei ihrem letzten Zusammensein gegenseitig das Versprechen abnahmen, es dürfe Keiner den Andern je im Stiche lassen, wenn er in Noth und Verlegenheit kommen würde.

Während nun der Prinz von Dranien im Laufe der Jahre auf den Niederländischen Königsthron gekommen war, hatte Gallizin auf den unwirthlichen Höhen des Alleghanygebirges mit Mangel und Entbehrungen aller Art zu kämpfen. Er war im eigentlichen Sinn des Wortes — in Noth und Verlegenheit und eine dunkle Kunde von dieser Bedrängniß drang zu dem Thron Wilhelm I. seines ehemaligen Jugendfreundes. Sich seines Versprechens erinnernd, gab er seinem Botschafter in Nordamerika sofort Befehl, den Aufenthaltsort seines Freundes auszufundschaffen, was denn nach langen und großen Bemühungen endlich gelang. Man fand in dem armen und bescheidenen Vater Smith auf der Colonie „Loretto“ den ehemals vornehmen und reichen Fürsten Demetrius Augustin Gallizin.

Der Fürst Gallizin hatte einst, bei irgend einer Gelegenheit dem Prinzen von Dranien verschiedene Kostbarkeiten, als Uhr, Kette u. s. w. in Verwahrung gegeben; diese Sachen waren bei des Fürsten Abreise nach Nordamerika in des Prinzen Händen geblieben, und gaben jetzt eine sehr schickliche Gelegenheit ab, die Noth Gallizins, in Etwas wenigstens, zu lindern. Der Niederländische Gesandte in Washington bekam nemlich den Auftrag, dem Vater Gallizin für diese Sachen den Werth von 2000 Dollars auszuzahlen, ein schöner Beweis von des Königs Treue und Biederkeit. „Ich wußte sehr gut,“ — sagte Vater Gallizin, — „daß er das Alles aus purer Freundschaft that; denn die Sachen waren lange nicht so viel werth. Er dachte ich wäre arm und da ist er mir in dieser Weise beigegeben. Ausschlagen konnte ich das Geschenk nicht, denn er beschwor mich bei unsern jugendlichen Gelübden, unserer Freundschaft und Allem, von dem er dachte, daß es mich bewegen könne.“

Interessanter noch wird uns dieser Fall erscheinen, wenn wir bedenken, daß der Verteidiger des protestantischen Glaubens in Europa an dem römisch-katholischen Missionare in Amerika also handelte.

Wir können uns nicht enthalten, an dieses eine noch einige andere Beispiele von merkwürdiger Durchhilfe anzureihen, die alle die eine Wahrheit predigen: „der Arm des Herrn ist nicht verkürzt, daß er nicht helfen könne.“

Gallizin hatte, als er einst recht tief in der Armuth und Bedrängniß

faß, sein Herz vor dem russischen Gesandten in Washington ausgeschüttet und dieser hatte ihm gegen eine Handschrift die Summe von 5000 Dollars geliehen. Die zur Wiedererstattung festgesetzte Zeit kam, aber für Galligin kam kein Geld. Da eilte er in die Hauptstadt, um dem Gesandten abermal seine Noth zu klagen, und ihn um Geduld zu bitten. Herr von Daschkow, — so hieß der Gesandte, — nahm den Missionar freundlich und herzlich auf und lud ihn mit mehreren angesehenen Freunden in Washington zu seiner Mittagstafel. Nach Tisch wurden Cigarren offerirt und angezündet. Der großmüthige Russe holte aber Galligins Handschrift aus der Tasche, und verwandte sie, so daß der Aussteller es sehen konnte, zu Fibiubus. Als Galligin später von der Sache anfang, stellte sich der Gesandte, als wisse er von gar nichts und betheuerte hoch und heilig, „er habe keine Handschrift in Händen, und folglich auch nichts zu fordern.“

Ein andermal sollte dem Vater auf dem Zwangswege seine armfelige Wohnung durch den Sheriff verkauft werden. Das hörten die armen Arbeiter an dem damals im Bau begriffenen „Pensylvania-Canal“, veranstalteten eine Collecte unter sich, und bezahlten die Schuld.

Im Jahre 1837 bekam unser Mann noch einmal eine dringende Aufforderung von einem hochgestellten Freunde in Europa, dahin zurückzukehren, auf die die nachstehende kurze und entschiedene Antwort erfolgte: „Ich fürchte meine Reise nach Europa muß ad Graecas Kalendas *) verschoben werden. Ich bin jetzt 67 Jahre alt, und überdies mit dem Reste meiner Schulden belastet. Ich habe sie von 18,000 Dollars auf deren 1500 heruntergebracht, und die paar Jahre, welche ich, wenn überhaupt noch übrig habe, werde ich wohl besser dazu anwenden, daß ich diesen Rest bezahle und mich auf eine längere Reise vorbereite.“

Und so ist er denn auf seinem einsamen Posten, auf seinem, freilich selbst-erwählten Bathmos geblieben. Er wollte es sich nicht nachsagen lassen, er habe um irdischer Güter willen seine theure Gemeinde verlassen.

Trotz dieser Zurückgezogenheit hat Galligin für das öffentliche Leben und die Angelegenheiten seines neuen Vaterlandes Antheilnahme bewiesen. Im Jahre 1812 war er die Veranlassung, daß fast alle waffenfähigen Männer seiner Colonie dem Kriegsschauplatz zueilten. Einer von diesen desertirte, vom Kanonensieber ergriffen, kam zum Vater und wollte sich bei diesem wegen seiner Flucht entschuldigen. Mit der Haltung und dem Anstand eines Fürsten schlug übriges Galligin die dargebotenen Rechte aus. „Geh aus meinen Augen Bursche“ — sprach er, — „ich reiche meine Hand keinem Manne, der die Fahne verläßt.“

Trotz seiner Armuth war Galligin die Mildthätigkeit selbst, und lieber hätte er das Hemd vom Leibe verschent, als einen Menschen leer ausgehen lassen, der ihn um eine Gabe ansprach. Auch ihm ist es mehr als 100mal vorgekommen, daß er seine Gaben an Unwürdige oder an Solche gab, die ihm mit Undank lohnten. Machte man ihm in solchen Fällen Vorhalt und wollte ihn zur Vorsicht mahnen, so pflegte er stets zu antworten: „als ob ich ihm gegeben hätte? Ich gab es seinem und meinem Vater im Himmel.“

Der Winter vor seinem Tode war ein über die Maßen harter. Die Kälte war so fürchterlich, daß die Vögel erstarrt aus der Luft fielen und die ungeselligsten wilden Thiere die Wohnung der Menschen aufsuchten. Wegen Mangels an Lebensmitteln und Brennmaterial war die Noth auf Galligins Colonie zuletzt riesengroß geworden. Er hatte selbst nicht viel, aber mit Freuden entäußerte er sich dessen, was er hatte. Seine Vorräthe wurden Gemeindegut, und der gewesene Fürst hat mehr als einmal bitterem Hunger gelitten.

*) Das heißt auf Rimmergeschehen.

Weber Armuth jedoch, noch auch Hunger oder Blöße vermochten seinen Muth zu beugen und seine Freudigkeit zu vermindern. In der größten Kälte, bei dem tiefsten Schnee hielt er unausgesetzt seinen Gottesdienst in einer Kirche, durch die der Wind piff und der Schnee seine Flocken warf. Sein Eifer für des Herrn Ehre wärmte ihn und die Liebe zu Gottes Wort seine oft meilenweit herbeigekommene Gemeinde. Nie durfte das Gotteshaus erwärmt werden, nie aber hörte man auch irgend Jemanden über Kälte klagen. Dabei fehlte seinem Gotteshause nicht nur jeder äußerliche Schmuck, sondern auch Bänke zum Sitzen fand man nicht. Die Gemeinde wohnte dem Gottesdienste von Anfang bis zu Ende stehend bei.

Der nachfolgende Bericht über Gallizin ist einem englischen Blatte entnommen, und rührt von einem protestantischen Manne her, der den merkwürdigen Mann persönlich kannte und öfter sein Zuhörer in seinem Gottesdienste war.

„— — — Wenn er sich“, — so heißt es in dem Berichte, — „nach dem Gebete zu seiner Gemeinde umwandte, bot er den Anblick eines alternden, aber keineswegs durch Alter und Krankheit geschwächten Mannes dar. Sein Aeußeres war, obgleich nicht stark, doch kräftig und beweglich. Man muß bedenken, daß dies ein Jahr vor seinem Tode war, als er fast 70 Jahre hinter sich hatte.

Er begann seine Predigten in einfachem und Gesprächsstyl, in sehr reinem Englisch und in den einfachsten Ausdrücken, welche er wählen konnte, um seine Gedanken anschaulich und klar zu machen. Wenn er fortfuhr, so vermehrte sich die Theilnahme des Hörers an den Sprecher und seinem Gegenstande mit jedem Satze, obschon man keine Veränderung in seiner Stimme oder in seinem Vortrage wahrnehmen konnte. Seine Bemerkungen prägten sich jedem Herzen tief ein; es schien, als ob jeder Einzelne in der großen Gemeinde glaubte, die Predigt solle ganz besonders auf ihn gehen, und es wäre von Dingen die Rede, die ihn mehr beträfen, als Andere. Ein oder zweimal im Laufe seines Vortrags wurde er wirklich beredt. Dann neigte sich seine Gestalt leicht vornüber, sein Antlitz erglühete und sein Auge strahlte von himmlischem Glanze. Doch dies war nur vorübergehend und so wenig etwas Gemachtes, daß es selbst gegen sein besseres Urtheil zu sein schien, und am Ende eines oder zweier Sätze nahm er seinen Gesprächston wieder an. Seine Predigt dauerte weniger als dreißig Minuten.“

Auch als Schriftsteller ist Gallizin thätig gewesen. Keines seiner Bücher übrigens ist unter seinem eigentlichen Namen erschienen, und daraus läßt sich die Unbekanntheit, namentlich auch des Katholiken, mit denselben erklären. Sie sind meist größere, oder weniger umfangreiche Erbauungsbücher, einige Streifchriften ausgenommen, zu deren Herausgabe ihn die Predigten eines englischen Episcopalggeistlichen in Philadelphia bewogen hatten. Die bedeutendsten unter denselben sind: „Brief an einen protestantischen Freund“ und die „Ansprache an das protestantische Publikum.“

Die Körperbeschaffenheit unseres Mannes war nie sehr stark gewesen, war aber durch die außerordentlichen Strapazen und namenlosen Entbehrungen zuletzt sehr geschwächt worden. Ein Wunder, daß sie so lange unter solchen ungeheuern Lasten zu dauern vermochte! Doch jetzt war auch für den Missionar der Lebensabend gekommen und die Stunde seines Abscheidens war vorhanden. Ruhig und im festen Vertrauen auf des gekreuzigten Heilands Gnade schloß er am 6. Mai 1840 seine müden Augen, ein schöner Abschluß für eine schöne Wirkksamkeit von 41 Jahren!

Gallizin war von hohem Wuchse und schönem Körperbau und edler, wahrhaft vornehmer Haltung. Sein Gesicht war im eigentlichen Sinne des Wortes schön zu nennen, „und wer“, — so erzählt eine amerikanische katholische Zeitung, — „auch nur einmal den Ausdruck seines leuchtenden Auges gesehen, der vergaß ihn niemals wieder.“ Dabei war er freundlich und leutselig in seinem Wesen, und eine unbefreibliche Demuth war der Grundzug seines



Lithog Anstalt von F. C. Klimsch in Frankfurt 7M

Au: Brehm die Elster.

Wesens. Wer ihn heftig sehen wollte, der mußte ihn „Fürst“ nennen. „Demetrius Smith“ heißte ich, rief er dann mit hochgerötheten Wangen. Mit edler Selbstverläugnung lehnte er ihm öfters angetragene Besißthümer, unter andern auch den bischöflichen Stuhl zu Pittsburg, ab.

Mit 12 Haushaltungen begann Gallizin seine Arbeit, 6000 Seelen weinten an seinem Grabe.

Man grub es dem wahrhaft großen Manne vor die Thür seines Kirchleins, an einer Stelle, von der aus man sein ganzes Arbeitsfeld übersehen kann.

Die dankbare Heerde hat dem treuen Hirten ein einfaches, aber sinnreiches Denkmal errichtet. Auf zwei Tafeln von weißem Marmor stehen folgende Inschriften. Auf der einen:

„Sacrum memorial Dem. Aug. o principibus Gallitzin, Nat. XXII. Decbr. A. D. 1770 in sacertodium erectus, et sacro ministerio per tot annos perfunctus fide, zelo, caritate insignis. Hic obiit die VI. Maias A. D. MDCCCXL. R. I. P.“

(Deutsch: Gewidmet dem Andenken des Dem. A. Fürsten Gallizin, geb. 22. Decbr. 1770. Er ward Priester und hat sein heilig Amt viele Jahre verwaltet, durch Treue, Eifer und Liebe gleich ausgezeichnet. Er starb 6. Mai 1840. Er ruhe in Frieden!)

Auf der andern in englischer Sprache:

„Gewidmet dem Andenken von Demetrius Augustin Gallizin, aus der edeln russischen Fürstenfamilie dieses Namens, geb. im Haag 22. December 1770, gestorben 6. Mai 1840. Er war 41 Jahre lang Seelsorger dieser Gemeinde.

Eine liebende Gemeinde, welche die Früchte seiner aufopfernden Bemühungen erndete, errichtete ihm dieses Denkmal als Zoll ihrer Achtung für seine Tugenden und Beweis ihrer Dankbarkeit. A. D. 1847.“

Die Elster.

Von Dr. E. Brehm.

Mit einer Abbildung.

„Was ist das, lieber Vater, für ein schöner Vogel, der dort so fest herumspringt und sich so breit macht“, fragte einst Fris seinen Vater. „Das ist eine Elster, mein Sohn, antwortete dieser, ein sehr merkwürdiger Vogel.“ „Ei, wenn der so merkwürdig ist, erzähle mir doch Etwas von ihm, lieber Vater.“ „Das will ich gern thun“, entgegnete dieser, „Du mußt aber recht aufmerksam zuhören.“ „Gewiß, sagte Fris, denn dieser hübsche Vogel gefällt mir sehr.“ „Nun so höre denn zu“, sprach der Vater. „Die Elster ist schon im Alterthume berühmt oder doch berüchtigt wegen ihrer Schwachhaftigkeit. Die Leute sagen, sie sei weiß und schwarz, und so wird sie Dir auch von Weitem erscheinen; allein mit dieser kurzen Beschreibung thut man ihr sehr Unrecht, denn ihre mit schönen weißen Achselfedern gezierten schwarzen Flügel haben einen herrlichen blauen und grünlichen Schiller, und der glänzend dunkelgrüne Schwanz vor der Spitze einen schönen dunkel purpurfarbigen Fleck, welcher ihm zur wahren Zierde gereicht. Je älter der Vogel wird, desto schöner und strahlender ist sein Schiller. Die Männchen sind größer und etwas schöner, als die Weibchen. Die Leute sagen zum Scherz, die Männchen seien schwarz und weiß und die Weibchen weiß und schwarz. In diesem Ausdrucke ist aber etwas Wahres enthalten, denn das Schwarz am Vorderhalse geht beim Männchen weiter herab, als bei dem Weibchen und deswegen hat jener allerdings mehr Schwarz, als dieses.“

Die gemeine Elster ist sehr weit verbreitet. Brehm besitzt sie von Kamtschatka her bis nach Cadix und auch aus Algerien. Die Vögel dieser verschiedenen Länder weichen aber etwas und zwar auf dem Unterrücken ab. Dieser ist bei denen aus Kamtschatka, Rußland, Polen, Ungarn und Kärnten weiß, bei den deutschen gewöhnlich grau und bei den spanischen, wie bei den afrikanischen schwarz. In Spanien lebt aber, namentlich in der Nähe von Madrid, wo die immergrünen Eichen stehen, die blaue Elster. Diese ist viel kleiner, als die untrige, hat einen grauen Oberkörper, schwarzen Kopf, weißen Vorderhals, weißgrau auf der Brust und dem Bauche und lichtblau an den Flügeln und dem Schwanz. Sie ist ein sehr schöner Vogel, aber nicht weit verbreitet. — Bei unserer Elster ist dies anders. Sie bewohnt einen großen Theil der nördlichen Halbkugel von Kamtschatka an bis nach Grönland mit den oben bemerkten Abweichungen in der Zeichnung. In Norwegen ist sie halber Hausvogel; denn sie nistet dort in den Häusern. In Deutschland ist sie gemein, doch nicht an allen Orten. Die hohen Gebirge und die tiefen Schwarzwälder meidet sie; man findet sie nur in den Vorhöllern. Im Waldeckischen soll sie nicht angetroffen werden. Eine besondere Merkwürdigkeit zeigt sich im Bezuge auf ihren Aufenthalt in der Gegend der obern Roda. Hier war sie sonst häufig, ist aber seit 8 Jahren so selten geworden, daß man sich freut, eine zu sehen. Dies ist um so auffallender, je weniger sich ihre frühern Aufenthaltsorte verändert haben. Wenn die Schwarzspechte und Kolkraben die Wälder verlassen, in denen alle großen Bäume gefällt worden sind, so begreift man das. Es fehlen ihnen die Nistbäume, und wo diese mangeln, bleiben sie nicht. Da aber die Elstern in der Gegend der obern Roda die hohen Bäume nach wie vor finden, so hat ihr Verschwinden etwas Unerklärliches.

Die Elster hält sich gern in der Nähe der Dörfer auf, am Liebsten da, wo hohe Bäume stehen. Sie besucht aber auch die Felder und kommt in die Gärten, sogar auch auf die Höfe, um Nahrung zu suchen; das Letztere geschieht besonders im Winter. Sie gehören zu den Alles fressenden Vögeln, denn sie verzehren Blut, Aas, Mäuse, kleine Vögel, ihre Jungen und Eier, Eidechsen, Blindschleichen, Insekten aller Art und ihre Larven, Getreide, besonders Weizen und Roggen, Hülsenfrüchte aller Art u. dergl. Zu den Früchten nehmen sie nur ihre Zusucht, wenn ihnen die andere Nahrung fehlt. Sie werden durch das Ausfressen der Vogelnester so schädlich, daß Brehm früher, als sie bei Ranschendorf häufig waren, keine in den Umgebungen der Pfarrownung duldete, weil sie ihm seine Finken- und Sängerbruten zu Grunde richteten. Eine schoß er, welche im April eine alte Blaumeiße im Magen hatte, und eine andere von einem seiner Staarentasten weg, als sie im Begriffe stand, die jungen Staaren durch das Eingangsloch herauszuziehen. Auch die kleinen Hühner und Enten sind, wenn sie nicht von ihrer Mutter beschützt werden, vor der diebischen Elster nicht sicher. Das Wertwürdigste aber bei ihr ist ihr Betragen, und dieses löhnt uns mit ihren Unarten aus. Sie ist ein sehr munterer und schmucker Vogel, zierlich in seinen Bewegungen und immer in Thätigkeit. Die Elster kommt mir immer wie ein Stutzer vor, denn sie ist eitel und läßt sich gern sehen. Deswegen setzt sie sich hoch auf Baumspitzen oder frei stehende Nester und läuft da, wo sie nicht verfolgt wird, keck vor den Augen der Menschen herum. Linné hat sie in seinem veralteten und jetzt mit Recht verlassenen Schnabel- und Fußsysteme unter die Krähen gestellt unter dem Namen *Corvus pica*, allein dahin gehört sie gar nicht; sie steht den Krähen gegenüber wie ein zierlicher Wachtelhund gegen einen plumpen Fleischerhund, denn die Krähe ist im Vergleich mit der Elster ein tölpelhaftes Geschöpf. Beide Vogelarten schreiten, wenn sie langsam gehen, und hüpfen, wenn sie sich schnell fortbewegen wollen. Allein wach ein Unterschied in diesem Gange. Die Elster ähnelt in ihrem Schreiten und Hüpfen Einem, der Tanzen gelernt hat, die Krähe aber einem langsamen Peter. Auch

im Fluge ist die Elster viel rascher und gewandter, als die Krähe. Aus diesen Gründen mußte für die Elstern eine besondere Sippe, Pica, gebildet werden.

In ihrem übrigen Betragen ist die Elster ebenso keck, als vorsichtig. Wo sie keine Nachstellungen fürchtet, läuft sie dreist vor den Augen der Menschen herum, setzt sich auf Dächer und läßt den Menschen unter dem Baume, auf welchem sie Platz genommen hat, vorübergehen, ohne aufzustiegen, während sie da, wo sie sich nicht sicher glaubt, sehr scheu ist und durch ihre Klugheit vielen ihr drohenden Gefahren entgeht. Ihre Stimme zeigt Alles an, was sie damit ausdrücken will. Sie ladet durch besondere Töne zum Eigen ein, verkündet mit andern Sicherheit, und ermahnt mit noch andern zum Ausbruche. Das geschieht aber nur, wenn sie, wie gewöhnlich, paarweise, oder was selten geschieht, in kleinen Gesellschaften zusammen ist. Die einzelnen sind ruhiger. Ein besonderes Vergnügen gewährt es, ihrer Unterhaltung, wenn ein Paar zusammen ist, zu lauschen; allein dies kann man nur erreichen, wenn man ungesehen ihrem Gespräche zuhören kann. Das Männchen fängt gewöhnlich zu plaudern an. Es setzt sich nahe zu seinem Weibchen hin und trägt ihr mit sanften Tönen sein Anliegen vor. Diese sind ganz eigenthümlich und von dem lauten Schnattern, das sie gewöhnlich austossen, himmelweit verschieden. Sie bilden eben ein Gespräch und werden von dem Weibchen vollkommen verstanden. Dieses antwortet, und so setzen Beide die Unterhaltung wohl eine Viertelstunde lang fort. Diese Gespräche haben unserer Elster den Beinamen „der Geschwägigen“ verschafft. Außer dem Eichelhäher giebt es schwerlich einen Vogel in Deutschland, welcher solche Gespräche führt.

Merkwürdig ist auch ihr Nest. Sie baut es gern auf hohe Bäume in die Nähe der Wipfel. Wir fanden es auf Apfel-, Birnen- und Zwetschen-Bäumen, auf italienischen und gewöhnlichen Pappeln, Eichen, Fichten und Ahornbäumen, so daß es schwer zu ersteigen ist. Die einjährigen legen aus einer Art von Trägheit ihr Nest zuweilen in Hecken, kaum 6 Fuß hoch, an. Von ihnen glaubt man, daß sie, wenn man die Eier bis auf 1 wegnähme, jeden Tag ein anderes legten und wenn man damit fortführe, sie sich zu Tode legten, was begreiflicher Weise nicht der Fall ist. Seine äußere Lage sind dürre Reiser, unter denen sich gewöhnlich Dornen befinden, die zweite wird von Erde und Lehm oder Thon gefertigt und fest zusammen geklebt; die innere besteht aus zarten Wurzeln, welche eine glatte und schöne Auskleidung bilden. Oben ist es mit einer Haube von dünnen Zweigen bedeckt und unter ihr mit einem Eingangslöche versehen. Bechstein läßt die Elster in Thüringen zu Ende Februars bauen; allein dieses ist ganz unrichtig. In meinem Geburtsorte, der 2 Stunden von dem frühern Wohnorte Bechstein's liegt, fand ich erst am 9. April ein Elsternest mit acht unbrüteten Eiern. Früher habe ich nie eins angetroffen. Beim Nestbau hilft das Männchen dem Weibchen treulich; es trägt die Baustoffe großen Theils mit herbei und freut sich, wenn der Nestbau zunimmt, denn auch bei den Elstern ist das Weibchen die Baumeisterin.

Wo die Elstern Nachstellungen fürchten, sind sie beim Nestbau so vorsichtig, daß sie in Gegenwart eines Menschen nicht ein einziges Reis herbeitragen. So wurde unser Raumann vor einigen Jahren sehr überrascht, ein fertiges Elsternest in seinem Garten zu finden, von dessen Bau er, der aufmerksamste Beobachter, nicht das Geringste bemerkt hatte. Sie hatten es gefertigt in der ersten Morgenstunde, ehe der früh aufstehende Besitzer des Gartens in denselben gekommen war. Dieses Paar hatte erst im Mai, als die Bäume schon belaubt waren, das Nest gefertigt. Auch in der Nähe von Renthendorf bauen die Elstern oft erst in den letzten Tagen des April.

Daß es mehr Elstermännchen, als Weibchen giebt, beweist folgender Vorfall: Vor einigen Jahren baute ein Elsternpaar neben den Renthendorfer Pfarrgarten auf eine Eiche. Brehm schoß früh um 7 Uhr das Männchen. In einer Stunde war ein anderes da und wurde ebenfalls erlegt. Um 9 Uhr hatte sich ein drittes

Männchen zum Weibchen gefellt; allein dieses war durch die Schüsse mißtrauisch geworden und ließ den Bau liegen. Das Weibchen brütet seine 5 bis 8 grünliche dunkel gefleckte Eier allein aus, wird aber während der Brutzeit vom Männchen ernährt und beim Aufzüchten der Jungen treulich unterstützt. Ja, dieses zeigt bei der Vertheidigung der Jungen noch mehr Muth, als das Weibchen, und setzt sich augenscheinlicher Todesgefahr aus. Beide Eltern füttern ihre Kinder, bis diese sich selbst ernähren können.

In Thüringen legen die Dorfbewohner den Elstern oft Hühnereier zum Ausbrüten unter. Man nimmt die Elstereier weg und ersetzt sie durch Hühnereier. Nach Verlauf von 3 Wochen sind die Jungen ausgebrütet und werden eilig von dem Besitzer weggenommen, denn dieser fürchtet, daß seine Küchlein von den Elstern gefressen werden möchten. Diese Furcht scheint uns aber ganz ungegründet zu sein, denn nach der Versicherung glaubwürdiger Personen legt in Spanien der Straußenkuckuk seine Eier in Elsternester und diese brüten sie nicht nur aus, sondern füttern auch die oder das Junge auf, was um so wahrscheinlicher wird, je mehr es mit dem Betragen dieses Kuckuks in Afrika übereinstimmt. In Egypten, wo es keine Elstern giebt, vertraut der Straußenkuckuk seine Eier den Nebelkrähen an, welche redlich für ihre Pflégbesorgenen sorgen.

Es ist der allgemeine Glaube, daß die von Elstern ausgebrüteten Haushühner besonders wild seien; ob dieses gegründet ist, können wir nicht sagen, da uns die Erfahrung darüber abgeht. Mit welchem Eifer das Elsterweibchen brütet, beweist folgender Vorfall. Brehm schoß im Jahre 1810 nach einem im Neste sitzenden Elsterweibchen. Es flog hinaus und schien unverletzt zu sein, da es fortbrütete. Nach 3 Tagen wurde es erlegt und da zeigte es sich, daß vom ersten Schuß ein Schrot in den Unterleib gedrungen war, was ihm große Schmerzen verursacht hatte und ihm bald den Tod gebracht haben würde, denn ein Darm war zerschossen und es war ganz abgemagert, und dennoch hatte es sich vom Brüten nicht abhalten lassen.

Etwas Aehnliches erzählt Faber von einem Grahbentaucher auf Grimsoe bei Island. Er hatte ihm durch einen Schuß den Flügel ganz zerschmettert und fand ihn dennoch auf seinen Eiern brütend.

Merkwürdig ist es, was die hellende Kraft der Natur auch bei verwundeten Elstern vermag. Brehm schoß vor etwa 20 Jahren eine Elster im Julius flügelahm. Da es sehr regnerische Witterung war und die Elster in ein Roggenfeld lief, konnte er ihr nicht folgen. Nach 8 Tagen schoß er sie zufällig und fand zu seiner großen Verwunderung, daß der im Oberarm zerschmetterte Flügel fast ganz geheilt war.

Ein sehr angenehmer Vogel ist eine zahme Elster, wenn sie jung aus dem Neste genommen und mit Sorgfalt aufgezogen ist.

Wir kennen zwei derselben, welche sich ganz besonders auszeichneten. Die eine besaß der selige Superintendent Hohnbaum in Radach bei Koburg. Sie war jung aufgezogen und äußerst zahm und liebenswürdig, sprach nicht nur das gewöhnliche „Jacob“, sondern eine Menge andere Worte und zwar so deutlich, daß sich Jedermann darüber verwunderte. Sie war nicht nur sehr zutraulich gegen ihren Herrn und dessen Angehörige, sondern auch gegen Fremde, und hatte alle Furcht vor den Menschen verloren. Sie flog in der ganzen Stadt herum und wurde überall nicht nur gern gesehen, sondern auch gefüttert. Abends kehrte sie jedes Mal nach Hause zurück. Einst aber kam sie nicht wieder. Sie hatte in einem Bleichfasse ihren Durst löschen wollen, war hineingefallen und ertrunken.

Im Jahre 1840 nahm Brehms Sohn, Namens Reinhold, eine Elster aus dem Neste und zog sie auf. Sie wurde ein allerliebster Vogel. Sie gewöhnte sich bald zum Aus- und Einfliegen und legte alle Furcht vor den Menschen ab. Sie hieß „Jacob“ und rief diesen Namen oft und mit wahrer Freude. Sie kannte Alle im Hause und kam, wenn sie gerufen wurde, weit hergeflogen. Sie

war so dreist, daß sie sich den vorübergehenden Schulkindern auf den Kopf setzte und sie unter beständigem Jacobrufen bei den Haaren zupfte. Dennoch war sie im ganzen Dorfe beliebt und wurde von Alt und Jung gern gesehen, wenn sie in die Höfe oder zu den Häusern kam. Eine besondere Vorliebe hatte sie für Brehms Schwägerin, die jetzige D. G. in L., welche damals in seinem Hause wohnte. Wenn diese spazieren ging, begleitete sie die Elster und war beständig um sie herum. Abends kam die Elster in die Wohnstube, und wenn das Fräulein sich niederlegen wollte, hüpfte sie hinter ihr her die Treppe hinauf, ging in ihre Schlafkammer und setzte sich zu ihren Häupten oben auf das Bettbrett, den Kopf nach dem Gesichte ihrer Gönnerin gerichtet. Mit welcher Zartheit benahm sie sich des Morgens. Sie war, wie alle Vögel, mit Anbruch der Morgen-dämmerung munter; aber sie regte und rührte sich nicht, so lange die Augen ihrer Herrin geschlossen waren. Sobald sich diese aber öffneten, brachte sie ihren Morgengruß mit großer Freude dar. Sie rief zu wiederholten Malen ganz zärtlich ihr „Jacob“ und stieß freudig ihre Locktöne aus, indem sie sich hin und her bog und durch ihr ganzes Betragen ihre Freude kund that. Beim Ankleiden ihrer Gönnerin sah sie ihr unverwandt zu, und so wie sie die Thür öffnete, sprang sie aus der Kammer heraus und lief hinter ihr die Treppe herunter. Im Wohnzimmer ging sie vergnügt herum und sah zu, ob ihr Frühstück, Semmel in Milch geweicht, bereit war. Nach dem Genuße desselben sprang sie, wenn die Witterung nicht sehr ungünstig war, auf das Brett des Fensters, um hinaus in's Freie zu gelangen. Dieses wurde geöffnet und sie flog mit lautem Geschrei auf die nächsten Bäume und von diesen im Dorfe herum. Zur Mittagszeit stellte sie sich regelmäßig ein, um ihr Mittagbrot in Empfang zu nehmen. Dieses bestand in dem, was auf den Tisch kam; sie genoß Alles, zog aber das Fleisch dem Gemüse vor. Nach Tische flog sie wieder fort, kam, wie schon bemerkt, Abends zurück und erhielt ihr Abendbrod. So verlebte sie den Sommer, Herbst und Winter. Gegen das Frühjahr hatte sie ein Weibchen erworben und flog mit ihm herum, kam aber jedes Mal Abends wieder in das Pfarrhaus. Auch ihr Weibchen wurde viel zahmer und näherte sich ungeschert der Pfarrei. Schon hoffte man, daß sie auf den hohen Bäumen neben der Pfarrwohnung nisten würde, als sie verschwand. Wie man später erfuhr, hatte sie eine unbarmherzige Magd, als sie aus einem am Hause hängenden Korbe einen Käse stehlen wollte, ergriffen und abgewürgt. Der Verlust dieses herrlichen Vogels that nicht nur seinen Besitzern sehr wehe, sondern wurde von Allen bedauert, die ihn kannten.“

Nach dieser Erzählung fragte der Vater seinen Fritz, indem er ihm sagte: „Nun was denkst du zu dieser letzten Geschichte? Zeigt diese nicht ganz deutlich, daß die Thiere Verstand und Gemüth haben und einer bedeutenden Ausbildung ihrer geistigen Kräfte fähig sind? Wie groß ist der, welcher nicht bloß den Menschen mit der Vernunft, dem Vermögen der Ideen, ausgerüstete, sondern auch den Thieren Verstand und Gemüth verlieh.“

Die Redaction läßt voranstehendem Aufsatze des Herrn Doctor Brehm die Bemerkungen eines andern, im Rheinlande wohnenden Beobachters über die Elster als Anhang folgen.

Es gibt in der ganzen Vogelwelt unserer Gegenden nur noch zwei so unruhige Gesellen, als die Elster, den Zaunkönig und die Meise, obwohl nur wieder der Zaunkönig so lustig und heitern Humors ist, als die Elster, deren langer Schwanz ein wahres Perpetuum Mobile genannt werden kann. Es hat mir immer absonderliches Vergnügen gemacht, die Aehnlichkeit der Thiergestichter mit denen mancher Menschen aufzufinden, und es liegt Etwas darin, oft etwas sehr Tiefes, Ueberraschendes; aber ebenso anziehend war mir die andere Vergleichung, wo die gesammte Eigenthümlichkeit des Thiers mit der des Menschen in Betracht kommt. Da ist mir denn immer die Elster wie ein recht eitler, pußiger Schneidergeselle erschienen, der sich breit macht, und besonders ist mir das augenfällig

gewesen zur Zeit, da man die langschößigen Fräcke trug. Gegen mir über wohnte damals ein behäbiger Schneidermeister, dessen Obergefelle um die Meisterstochter sich Mühe gab. Er stellte das Bild der seiner Geliebten schönthuenden Elster vollkommen dar, und bei seinen Wendungen und Bücklingen war der lange, spitze Frackschöß vollkommen das bald rechts, bald links sich wendende Bild des Aghelchwanzes, und der Obergefelle plauderte dabei so süß wie diese zu der Erwählten. Nichts kann possirlicher sein, als eine verliebte Elster. Wie sie sich neigt, erhebt, den Schweif nach Rechts, dann nach Links wendet, dabei flüstert und plaudert und um die Geliebte herumhüpft, tausendmal, wie ein verliebter Obergefelle.

Am Rheine, und ich glaube auch anderwärts, heißt die Elster: Aghel, und diesen Namen empfangt zu der Zeit (nicht ohne witzige Vergleichung), als man noch die Perücke mit $\frac{3}{4}$ Ellen langem Zopfe trug, diese Perückenart. War doch die Perücke weiß gepudert und der Zopf schwarz umwickelt; flog er doch, je nachdem sich das beagelte Haupt drehte, bald Rechts, bald Links zur Seite und spazierte bei lebhaften Personen unaufhörlich zwischen den Schulterblättern herum, wie das lange Ruder, dessen die Aghel sich beim Fluge so vortheilhaft bedient.

Im Italienischen heißt die Elster: *Gazza*, und in dem Klange und der Bedeutung des Wortes liegt das Ergebnis einer genauen Beobachtung, wie denn das Volk in seinem Namen oft höchst auffallend materisch und bezeichnend erscheint. Man kennt geschichtlich die Beziehungen des Rheinlandes zu Ober-Italien im Mittelalter, wo der bedeutungsvollste Handel in der Hand der im Rheinlande wohnenden Lombarden und Piemontesen ruhte, welche das so gerne spottende rheinische Volk „Gewartschen“ nannte, eine Bedeutung, die an die „*Gazza*“ gemahnt, der Blanderhaftigkeit wegen. Nun hat sich aus jener mittelalterlichen Zeit ein Name für die Elster am Rheine erhalten, der auch gesellschaftlich noch seine scherzhaft-spottende Bedeutung hat, nämlich: „*Gazzvogel*“, und *Gazzvogel* nennt man den Spötter, besonders wenn sein Spott etwas hat, was ägend erscheint. Auch hier tritt des Volkes scharfe Beobachtung hervor, denn die Elster ist eine Spötterin. Ich habe einst eine zahme Elster im Hofe gehabt, die, weil ihr ein Flügel beschnitten, sich besonders ihrer Stelzbeine bedienen mußte und ein Seiltänzer erster Sorte war. Mit den Hühnern vertrug sie sich vortrefflich, aber mit der Kaze nicht, die oft im Hofe herumspazierte und auf das Fleisch, das die Elster bisweilen erhielt, ihre Aufmerksamkeit richtete. Sie hatte Respekt vor dem Elsterschnabel. Konnte die Elster unversehrt der Kaze sich von hinten her nähern, dann pickte sie der Kaze in den Schwanz, hielt ihn fest, sprang nach allen Seiten, um die Kazenpfote und ihre Krallen zu pariren; dann ließ sie plötzlich los, hüpfte rasch fort, und war sie in Sicherheit, so stieß sie ein spottendes Gackern aus, das auf's Haar wie Hohngelächter klang. Eine Elster, die alle Bäume meines und eines sehr großen Nachbargartens abbuschirt hatte, das heißt, jedes einzelne Aestchen hinaufgklettert war, um entweder Insektenlarven oder ein Singvogelnezt zu finden, entdeckte endlich zwischen den Aesten eines Apfelbaumes das Nest eines Finken. Es war leer. Im Grimme getäuschter Erwartung setzte sie den rechten Fuß darauf und zerrupfte es vollständig mit dem Schnabel, in auffälligem Zorneifer. Als die Zerstörung vollbracht war, gackerte oder lachte sie anhaltend, unverkennbar höhnisch, als wollte sie sagen: Hast Du meine Erwartung getäuscht, so habe ich mich gerächt und dein Nest zerstört! Nun magst Du zusehen! Im Herbst 1849 schoß ich nach einer Elster und fehlte. Sie blieb sitzen, drehte sich einige Male rasch herum, da sie mich nicht sah; hob und senkte rasch den beweglichen Schwanz und lachte unendlich höhnisch. — Dann flog sie rasch davon.

Die Volkserählungen wissen Viel von der Dieberei der Elster zu erzählen, von gestohlenen Trauringen und den schweren Folgen für die arme, bestohlene Braut, von gestohlenen silbernen Löffeln, welche Dienstmädchen unglücklich gemacht, und die bekannte Oper: *La gazza ladra* ist der Ausdruck dafür. Daß sie nun

Diebin ist; daß sie Lust am Glänzenden hat (Beispiel für ihren eiteln Sinn) ist richtig und ich habe dafür eigene Erfahrungen. Konnte die erwähnte zahme Elster etwas erwischen, was ihr in die stets umherfahrenden, lüfternen Augen strahlte, so war sie höchst glücklich, lachte und hüpfte fröhlich herum, und suchte es in irgend einem Winkel zu verbergen, vergaß es aber regelmäßig und sah nie mehr darnach.

Es dauerte indessen lange, bis sie zutraulich wurde. Des Erzählers Mutter, eine hochbetagte Frau, hatte ihre Lust an dem neckischen Thiere (denn daß sie neckisch war und Humor hatte, bewies sie dadurch, daß sie ihren Hauptfreund, den Hoshahn, gar gerne heimlich in die Füße und in den stolzen Schweif pickte, ohne ihm wehe thun zu wollen; wurde der Bürgermeister des Hofes ungeduldig und ärgerlich, so hüpfte sie fort und lachte ihn förmlich aus), und that oft, wenn sie die Hühner fütterte, als wolle sie die mit schlagenden Flügeln bettelnde Elster nicht bedenken. Ging sie dann weg, ohne „Hans“ gefüttert zu haben, so hing sich die Elster mit dem Schnabel an ihrem Kleidersaume fest und ließ sich fortziehen bis in das Zimmer, ruhte und rastete nicht, bis sie ihr Theil erhalten hatte. Die Schlaueheit der Elster zeigt sich auch daran, daß sie, gleichsam um ihre Feinde irre zu führen, nach meiner Beobachtung zwei bis drei Nester zugleich baut, aber alle drei in ziemlicher Nähe. Nur Eins wird davon gewählt. Wird in diesem die Brut zerstört, so bezieht sie das Andere. Ob sie in gleichem Falle auch das dritte bezieht, habe ich nicht beobachten können. Eine abscheuliche Gewohnheit des Thiers ist vielfach übersehen worden. Ob aus Liebhaberei oder bei Futtermangel, weiß ich nicht genau anzugeben, geht die Elster an die Bienenstöcke und fängt die Bienen in großer Zahl weg. Alle Singvögelnester zerstört sie, da sie Eier und Brut verzehrt und besonders die Eingeweide der jungen Vögel auf die grausamste Weise, als ächter Feinschmecker, langsam aus dem Leibe des zappelnden Thierchens, das sie mit dem einen Fuße niederhält, herauszieht und verschluckt, nicht ohne sich dabei, in der Unruhe des schlechten Gewissens, nach jedem Schlucke nach allen Seiten umzusehen, ob ihr nicht Gefahr drohe. Das Jammern der unglücklichen Aeltern rührt sie nicht im Mindesten.

Wo sich Elstern aufhalten, fliehen die Singvögel zum großen Schaden der Obstzucht. In meinem und dem schon erwähnten großen daran grenzenden Garten hielten sich vor dem Jahre 1849 jährlich ganz sicher ein Nachtigallenpaar, Stieglitz, Finken und auch in der Regel ein Mönch- oder Grassmäckenpaar. Die Thierchen waren so zahm, daß sie in der Nähe der Menschen ungeschont umherhüpften, und ihr Gesang ergöhte oft halbe, helle Mairächte hindurch und manche Tagesstunde Alle, welche diese beiden Gärten besuchten. Seit dem genannten Jahre sind sie, trotz der vielen Obstbäume, Stachelbeer- und Johannis-Traubenhecken, Ziersträucher und Wandbefeidungen mit Epheu und wildem Wein, verschwunden, einzig und allein, weil die Elstern ihr Wesen in beiden Gärten treiben, ohne daß sie vollständig zu vertreiben wären, wenn sie auch nicht darin nisten dürfen.

Die Vertreibung der Elstern, wo sie sich zahlreich sammeln, was sie manchmal plötzlich thun, ist eine dem Landwirth gerathene Arbeit, wenn er sein Obst sichern will, das die Singvögel als Raupen- und Insektenvertilger, als gute Gartenpolizei leisten, da die Elster nur größere Insekten verzehrt, sich aber um das kleine Insectenproletariat nicht kümmert. Von der spitzbüßischen Weise der Elster noch ein selbstbeobachtetes Stücklein. Ich ging vor einigen Jahren zur Frühlingszeit auf der Landstraße. Zur Seite hatte eben ein Ackermann einen fetten Acker umgepflügt, und etwa zwanzig Krähen waren beschäftigt, in dem aufgebrochenen, frischen Boden ihre Mahlzeit an Larven und Würmern zu halten. Eine Elster hüpfte wie ein Seiltänzer darunter herum von einer Krähe zur andern. Was die da treiben mag? dachte ich, und trat hinter einen dicken Apfelbaum, um das Treiben zu beobachten.

Immer neigte sich die Elster vornüber, nach den Schnäbeln der steifen,

dummen Krähen, die emsig mit den Schnäbeln den Boden aufhackten. Bald hatte ich den Grund dieses Thuns des listigen Schalks herausgefunden. Hatte nämlich eine Krähe eine Larve gefunden oder etwa einen fetten weißen Engerling mit braunem Kopfe, und verschluckte die Beute nicht augenblicklich, so haschte die Elster ihr aus dem Schnabel die Beute, schluckte sie schnell, hüpfte einige Schritte zurück und lachte die betrogene Krähe höhnisch aus, besonders, wenn sie nach ihr haßte und sie, wie begreiflich, nicht traf. So gieng lange fort, bis ich meinen Weg wieder antrat und durch meine Entfernung die nähergekommenen Krähen und die Elster verschreckte. Wenn das keine Spitzbubenart ist, so gibts keine! Gutmüthigkeit und Gemüthlichkeit muß ich daher, nach meinen Beobachtungen, der Elster absprechen, aber Keinecke'sche List und Schlaueit, Tücke und Hohn ihr zusprechen. Ich halte sie, so possirlich und spasshaft sie auch ist, für denjenigen Raubvogel, der uns mehr schadet, als der Hühnerdieb, der Falke, und erachte das Wehren ihrer allzugroßen Vermehrung für eine landwirthschaftliche Pflicht.

Kirschen und Weintrauben nascht sie auch mit Vorliebe und goldene Aprikosen sind ihr als Nachtisch recht angenehm, wie sie denn überhaupt, neben dem Fleische, Süßigkeiten liebt, wenigstens im gefangenen Zustande, und kann sie, wenn sie gezähmt ist, an Hühnernester kommen, so macht sie mit dem Wiesel Compagniegeschäfte, natürlich nicht in Compagnie, denn allzeit das liebe Ich zu salziren, hat sie mit vielen Menschen gemein, mit denen sie auch den Mangel an Muth und den Ueberfluß an Feigheit theilt, daher nie Anspruch auf kriegerisches Talent haben wird.

Der Felsblock.

Von Dr. Meyer-Merian.

Auf dem hellen weichen Grün des Bergthales liegt ein grauer Felsblock, dessen Fuß durch den Rafen sich tief in den dunkeln Grund hineingewühlt hat. Hinten im Thalgrunde starrt, wie eine geschlossene Kriegerschaar, ein Tannenwald und zieht sich am Gebirge empor. Als gälte es die Höhen zu stürmen, drängt die dunkle Masse hinan, einen lichten Kranz einzelner Bäume gleich einer Plänkelfette voranschleibend, die nach oben immer kärglicher, immer kleiner werden. Zwischen ihnen und in den vordersten Reihen ragen einzelne fahle entlaubte Stämme mit zerplitterten Wipfeln aus dem Waibboden und den Felsen. Andere liegen gar ausgestreckt und zertrümmert über den Abhängen, die beim Sturm ihre Kühnheit mit dem Leben bezahlt, und um sie her deren verwitterte Strünke und Aeste, die abgerissenen Gliedmaßen. Aber keiner hat die Höhe zu erreichen vermocht, stegreich breitet sich über den dunkeln Tannen das helle Grün der Alpe und noch höher ragt, Massen auf Massen gethürmt, der gewaltige Felsstock, das zackige wilde Gestein mit seinen jähen Abhängen, den schroffen Kanten, den zerrissenen Klüften und Spalten, den kühnen Spizen und schweren Quadern, deren scharfe Unriffe in den erhabensten Linien das Blaue des Himmels begränzen. Wie Silberkronen blinken auf der höchsten Stirne blendend weiße Schichten und strecken sich hinunter über die Abhänge in die Schlünde und Felskessel: Es sind die weiten tiefen Felder ewigen Schnees, von den azurblauen Eisschlünden durchfurcht. Keines Menschen Fuß tritt in die unnahbare Ginde dort oben, welche die Sonne zuerst und zuletzt beleuchtet, und ihre steilsten Spizen sind selbst der flüchtigen Gense verschlossen. Nur der Adler, der Geier kreist einsam in weiten Bogen mit unbewegtem Flügel über der leblosen Fels- und Eismüste. Aber so still, so lautlos, so unveränderlich starr in immer gleicher Gestalt, an der Sommer und Winter und die lange Reihe der Jahrhunderte spurlos vorüber ziehen, ist dieser Gebirgsriesen nicht immer dagestanden. Mächtige Gewalten haben einst sein

Inneres durchschüttert, unwiderstehliche Kräfte aus der Tiefe der Erde festesten Grund wanken gemacht, die Felslager wie ein schwaches Spielzeug zerbrochen. Des Menschen Gedächtniß reicht nicht in diese Zeit hinauf, seinem Leben war damals noch keine Städte bereitet, endlose Fluthen wogten gleichmäßig, wo er jetzt seine Wohnung hinstellt, und über dem Grate, den sein Fuß nicht mehr zu erklimmen vermag, und in den Gründen, in welchen eine gütige Natur ihm heute ihre reichsten Gaben bietet, führte der stumme Bewohner der Meere, die verschlossene Muschel, ihr einförmiges Leben. Dann entbrannte in dem Schooße des Erdballs der Riesenkampf: ein mächtiges Gebot hieß den Felsboden der Meere bersten, und als er sich gen Himmel bäumte, erschallte ein Halt, daß er als starrs Gebirge stehen blieb, spätern staunenden Zeiten zum unvergänglichen Denkmal der gewaltigen Schöpferkraft. Da die Wasser verauschten und sich großend verzogen, schleuderten, gleichsam den Flüchtigen nach, die Höhen des jungen Gebirges Felstrümmer und Steinblöcke meilenweit in die Tiefen hinab. Oder aber die Berghöhen standen gefest da, Jahrtausende schon, und erst allmählig lösten sich Gesteintrümmer von ihnen los, sei es, daß unterirdische Erhebungen sie sprengten, sei es, daß die ununterbrochene Einwirkung von Eis und Wasser die Trennung dieses und jenes Felsstückes veranlaßte, durch allmähliche Verwitterung der Zusammenhang getrennt, die Unterlage unterwühlt wurde, die Masse zu wanken begann, rutschte und zuletzt vom ursprünglichen Lagerstocke donnernd, verheerend in's Thal hinunter rollte. Unter dem Fuß des Alpenwandrer's, der an steiler Bergwand klimmt, löst sich wohl gelegentlich ein lockerer Stein. Wen, der ihn in haushohen, sich immer überbietenden Sägen hinunterjagen sah, wandelte nicht ein heimliches Grauen an über die rasende Schnelligkeit und Gewalt, die von Sprung zu Sprung sich zu verdoppeln scheint, bis unter fern verhallenden dumpfen Stößen der Losgerissene weit unten in der Tiefe sich verliert? Es ist dies ein kleines Bild von der Festigkeit und Unwiderstehlichkeit, mit der haugroße Felsstücke von den Gebirgsrücken einst in die Gründe niedergetost.

Im Thale, oft in entlegener Ferne, hält der rollende Steinblock ermüdet an, durch einen leichten Hügel aufgehalten oder vom eignen Gewichte endlich gefesselt. Ein Fremdling in seiner Umgebung, liegt er theilnahmslos und unzugänglich für das Leben um ihn her da. Mag dieses im Frühling grünen und blühen, oder im Herbst vor dem kalten Nordwinde zusammenschauern und allmählig unter der Hand des Frostes erstarben, er bleibt immer derselbe nackte harte Fels, an seiner schroffen Stirn schlägt der Regen an und trieft die steilen Wände hinunter, den Strahl der Sonne wirft er zurück, seinem verschlossenen Innern vermag er keine Blüthe, keinen Halm zu entlocken, wie enge auch der weiche sprossende Rasen rings an seinen Fuß sich schmiegt und schmelzelnd und lodend vor ihm sich ausbreitet. Dort oben in der Höhe, wo die Firnkronen glänzt, wo um die kühnen Zacken der lustige Nebel wirbelt, ist seine Heimath. Diesen anzufaugen, den Thau und die Wasser des Himmels zu sammeln, den Schnee zu schmelzen und mit der Fluth die Tiefen zu tränken, das waren einst seine Geschäfte, hier in der Tiefe zarte Blumen zu hegen und Futtergräser zu tragen, hat er nicht gelernt, und starr und eingedenk der Vergangenheit will er unerbittlich, auch gebrochen, noch auf seinem alten Sinne bestehen.

Indeß „der Tropfen höhlt Steine“; die unaufhörlichen Einflüsse der neuen Umgebung vermögen nicht minder auch den härtesten Felsblock endlich fruchtbar zu machen und in einen neuen Lebenskreis hineinzuziehen. Sie wirken weder heftig noch gewaltsam, aber in unausgesetzter Beharrlichkeit und von Stufe zu Stufe schreitend. Wie oft der Thau, der Regen auch wieder daran herniederfloß und kein Tröpflein von der harten Masse eingeschluckt wurde, wie theilnahmslos der Felsblock die warmen Sonnenstrahlen zurückwarf, wie unmächtig der bewegliche Wind, die laue Luft an den scharfen Kanten hinwegweht, sie alle haben doch im Laufe der Zeiten auf der harten Oberfläche ihre Spur zurückgelassen. Das

äußere Ansehen des Steines wurde allmählig verändert, die dichte harte Fläche erscheint rauh, wie von einer erdigen Rinde leicht bedeckt. Die Farbe erbleicht, was fest und unangreiflich gewesen, ist nach und nach zerreiblich geworden, die große Scheidekünstlerin Natur hat ihre Reagentien wirken lassen und die Analyse der gemischten Gesteinsmasse praktisch vorgenommen.

Damit ist aber gleichsam der Boden gegeben und bereitet für alles Nachfolgende. Auf diesem rauhen und dürstigen Lager vermag auch nur erst die dürftigste Pflanzenform Fuß zu fassen und zu gedeihen, eine Pflanzenform, die ihre Nahrung mehr in der Luft sucht, indem sie die Feuchtigkeit der Luft anzieht, als daß sie sie von der Erde erwartet, in der sie haftet, ohne in ihr eigentlich zu wurzeln. Es sind dieses die Flechten, Zellenpflanzen ohne Blätter in der verschiedenartigsten Färbung, von der einfachsten Form einer bloßen staubartigen Kruste, eines lederartigen Lappens, bis zu der einer zusammengesetztesten zierlichsten Verästelung oder eines abenteuerlichen Laubwerkes. Eine an keine Zeit gebundene Fruchtbarkeit und eine Ausdauer, die einem Polarwinter trotz, überhebt das seltsame Gewächs allen Wechselfällen, welchen seine reicher und zarter gebildeten Schwestern erliegen würden. Wie die Flechten ihrer Stufe nach zu den letzten Ausläufern der Pflanzenwelt gehören, sind sie auch die äußersten Vorposten, welche dieselbe an ihre entlegensten Gränzen bis unter den 75ten Grad vorschleibt, außer denen sonst kein Leben mehr zu gedeihen vermag. Dort, verlassen und abgegliedert von Thresgleichen, bilden sie noch in ihrer reichen Ausbreitung — durch ihren Stärkemehl- und Gummigehalt — die kargliche Nahrung des Rennthiers und des thranbeschnittenen Eskimo. Nicht minder unerfroren übersteigen sie in den Alpen die Höhe von 8200 Fuß (am Aequator gar eine solche von 15,000 Fuß) und lassen in der Nähe des ewigen Schnees die kacksten Alpenpflanzen, die Gentianen, Steinbreche und Gariceen hinter sich. Wem ist nicht schon in der weiten kahlen Steinwüste der Hochalpen, zwischen grellen Schneefeldern mitten im Sommer, der gelbe, rothe und weißliche Ueberzug der hingestreuten Felstrümmer aufgefallen, der diese aus der Ferne trügerisch wie eine Moos- oder Rasendecke bekleidet und in die todte Einöde noch eine Spur von Leben haucht?

Nicht anders legt auch in der gefegneteren Tiefe des Thales die Flechte die erste Hand an den herabgestürzten Fels, ihn mit dem weichen wechselvollen Leben zu verschöneren. Ihr Same weht auf den Block hin und haftet an der verwitterten Stelle. Die Feuchtigkeit der Luft fördert die Entwicklung des Keimes: Das junge Gewächs breitet sich über die Fläche schorfartig immer weiter aus, klammert mit den eigenthümlichen Haftwerkzeugen sich innig an die rauhe erdige Grundlage. So bildet die Flechte mit ihrem krustigen Lager den ersten lebendigen Anflug auf dem bisher unfruchtbaren Blocke. Die Verwitterung desselben schreitet nun stets rascher fort, indem die feinen Fasern der Flechte in die kleinen Rissen und zwischen die einzelnen Gesteinskörner hineindringen, sie umfassen und immer mehr lockern, da sie abwechselnd Feuchtigkeit einsaugen und sich ausdehnen und wieder austrocknend zusammenziehen, oder endlich auch chemisch einwirken durch säuerliche Ausscheidungen. Eine solche Flechte läßt sich wohl wie eine Kruste abheben, und da hängt dann an der Unterseite eine aufgelockerte Schichte der vielleicht sonst sehr harten Felsart daran.

Es ist nun nicht allein die Gelegenheit gegeben, wo Wasser und Staub sich ansammeln können, bei dem jährlichen Wechsel stirbt auch die Flechte selbst in ihren Theilen ab, und diese Ueberreste — Holzfaseru — bleiben auf derselben Stelle liegen, verändern sich in ihren Bestandtheilen, d. h. zersetzen sich, verwesen unter dem Einfluß von Luft, Wärme und Feuchtigkeit, und vermischen sich mit dem Wasser, dem Staube, dem verwitterten Gestein zu einer Erde, die für eine weitere Vegetation schon ein viel fruchtbareres Bette abgibt, als jenes, darin der Same der ersten Flechte haften geblieben. Es ist bereits eigentliche Pflanzenerde, Dammerde, humus, wenngleich erst karglich und in dünner Schichte, noch

unvermögend stärkeren Wurzeln Nahrung zu bieten. Indeß ist den Einwirkungen der begünstigtern Umgebung auf den harten Fels das Thor geöffnet und, ob auch bloß schrittweise und im Laufe manches langen Jahres, der Einzug erfolgt sicher.

Der Flechte auf der Ferse, stellt sich das Moos ein. Wie es dieser nach den Polen und in die Höhe der Alpen nachklettert, so auch in der Bekleidung des nackten Gesteines. Seine staubfeinen Sporen wehen im Winde an die bereitete Stelle und heften sich leicht an. Getränkt von der Feuchtigkeit der Luft geht der Same auf und saugt seine Nahrung aus der bescheidenen Humusschicht die ihm gastlich das Lager geboten. Der trockenen dürftigen Flechtenkruste gegenüber bezeichnet das schwellende weiche Moospolster einen mächtigen Fortschritt in der Vegetation. Wie ein üppiger grünender Rasen überzieht es bald die harte Felskirne, schluckt nicht nur begierig alles Raß der Atmosphäre ein, sondern bewahrt es auch auf, und schützt die unterliegende Dammerde trefflich vor den austrocknenden Sonnenstrahlen. Seinem unbegrenzten Wachsthum entspricht jezt natürlich auch eine ergiebigere Verwesung und die Humusdecke wächst zusehends. In den dichten, schützenden, verklammerten Wald des Moospolsters ziehen Insekten ein, Ameisen, Schnecken, Würmchen, finden ihre Welt darin, gehen ihren stillen Geschäften nach, stellen Jagden an, verbergen sich darin vor ihrem Feinde, suchen ihre Nahrung und anvertrauen ihm die Brut, wie sie ihm ihren Abfall überlassen und zuletzt selbst mit ihren Leichen die Grundsteuer bezahlen — alles neue und treffliche Grundlagen, die Mächtigkeit der Dammerde zu mehren.

Wie eingebürgert in seine grünende und blühende Umgebung erscheint da schon der bemooste Felsblock gegenüber dem nackten, fahlen! Wie gemildert die schroffe Kante, die härteste, düsterste Bruchfläche unter der grünen Samtdecke!

Aber die Sonne fährt fort zu scheinen, Regen und Thau hören nie auf zu fallen, Herbst und Winter lösen alljährlich den Sommer ab und strecken einen großen Theil von dem Leben, das dieser großgezogen, leider nieder, als Grundlage für ein künftiges, neues und reicheres Dasein. Aus allen Himmelsgegenden wehen die Winde bei Tag und bei Nacht und tragen auf ihren Flügeln reifen Samen herbei, welchen sie vielleicht Gewächsen eines fremden Thales geraubt. Von den Flügeln entsinkt ihnen dieser wieder hier und dort, etliche auch über dem Moose des Felsblocks. Ober dieses entreibt wohl auch den Flüchtigen von dem Samen, während sie durch die dichten, zarten Nestchen und Blättchen der Moosstengel hindurchfahren. Treu bewahrt es das fremde Körnlein, bettet es weich und feucht auf seinem Grunde, schützt es vor der vertrocknenden Sonnengluth, wie vor dem zernichtenden Fuße des Winterfrostes und nährt es heimlich und trinkt es. Im nächsten Frühlinge, von den ersten Sonnenstrahlen geweckt, sprossen dann einige feine, zarte Grashalme, sie steigen über den kurzen Moosrasen empor, bald ist ein Büschel beisammen, der erstarkend die Moosdecke sich unterwirft und durch ihren Untergang gekräftigt wird. Ober die harte Hülle des Samens springt auf, ein fleischiges Würzelchen faßt Grund in dem erdigen sichern Lager des Mooßes, zwei hellgrüne, zarte Blättchen theilen sich, ein Stengelchen steigt zwischen dem Moosdickicht empor, kühn und neugierig das Licht, die Freiheit suchend und bald ragt und schwankt ein schlanker Halm, ein vierliches Pflänzlein mit fästigem Grün und entwickelter Blätterform über den gleichförmigen Moosrasen. Ein blaues Glockenblümlein, eine rothe Nelke, ein gelbes Fingerkraut oder ein Sedum beleben mit der heiteren Pracht ihrer Blüten das eintönige Grün und erquicken nicht nur das Auge, sondern erfreuen auch das Herz. Eins um's Andre bringt hervor, sproßt und blüht und drängt sich zum Schmucke eines kleinen Gartens auf dem Scheitel des Steinblockes zusammen, der unter dem frischen Kranze sich selbst zu beleben und zu verjüngen scheint.

Im Sonnenscheine steigt ein lenziger Duft von der Dase empor, lockt Mücklein und Schmetterlinge herbei zu Tanz und Spiel um die Knospen und Blütenkelche, die ihnen zugleich die süße Nahrung bieten. Auf den Halmen wiegen sich

die derben Käferchen und das specularirende Spinnlein befestigt zwischen den Stengeln sein trügerisches Gewebe, eine leichtsinnige Mücke, eine unvorsichtige Fliege darin zu erhaschen. Stets dicker, stets fruchtbarer wird dadurch die nährnde Erdschicht, ihr Schooß gebeihet zu einer Werkstätte immer reichern, immer mannigfachern Lebens. Ueber der vergänglichen Gras- und Blumenwelt, der es erst als Gespieler sich gleichgestellt, hebt sich das holzige Schoß eines jungen Buchengesträuchs mit den breiten, hellgrauen Blättern, ober aus dem Gestein bringt der stachelige Wipfel einer dunklen Tanne, dem geflügelten Samenorn entsproßt, welches der Wind in eine Spalte weheth. Das Bäumlein wächst von Jahr zu Jahr, die untern Zweige des Lannbusches sterben allmählig ab und wie eine dunkelgrüne Fahne weheth der Wipfel bald von dem schlanken, röthlichen Schaft hoch über dem niedern Leben, das unter dem Panier auf dem Felsblocke sich in unzugänglichem Lager verschauet hält. Schlangenartig winden sich die Wurzeln des Baumes durch Spalten und Ritzen, treten hier knorrig zu Tage, dort dringen sie tiefer in das verborgne Innere des Gesteines, bemüht sich festzuklammern und den Stamm in Sturm und Wetter aufrecht zu erhalten, bis sie zuletzt mit unwiderstehlicher Gewalt den Fels zersprengen.

So ist denn der spröde Flüchtling einer höhern Welt in der Tiefe endlich eingebürgert, nachdem deren regeres und reicheres Leben seine starre Unfruchtbarkeit überwunden, seine Härte buchstäblich gebrochen mit der Unwiderstehlichkeit ihrer elastischen Kraft, und die Hoheit und der kühne Troß des Besiegten dienen diesem jetzt zum Throne seines Triumphes, um die zarten Reize zu kräftigen und sich malerisch zu schmücken. —

Die Kameelschafe der südamerikanischen Andenketten.

Von A. W. Grube.

Vier Wiederkauer aus dem Kameelgeschlecht sind den Hohebeneu und Thal-
schluchten der himmelanstrebenden Andesketteu in Quito, Peru und Chili zu Theil geworden: das Lama, Alpaka oder Paka, Guanaco und Vicunna. Von diesen ist das Guanaco das größte und stärkste, langhaarig, am Halse und auf dem Rücken gelblich, am Bauche weißlich. Das Lama (sprich Ljama) mißt von der Sohle bis zum Scheitel 4 Fuß 6, mitunter 8 Zoll, bis zum Widerrist 3 Fuß. Die Weibchen sind etwas kleiner als die Männchen. Auf dem langen Halse sitzt ein kleiner zierlicher Kopf. Sein grobes Haar ist meist braun, mit Uebergängen in's Hellere oder Dunklere; ganz weiße oder schwarze Färbung ist selten. Das Vicunna, von der Größe des Merino-Schafs, hat braungelbe, sehr feine, glänzende Wolle, am Bauche weiß und am längsten. Es ist sehr schwer zu zähmen, und wird des kostbaren Haares willen gejagt. Das Alpaka ist die kleinste Spezies, hält sich am liebsten in der kalten Luft der Berghänge von 15,000 bis 10,000 F. über der Meeresfläche, wird aber zahm wie das Lama.

Dem Reisenden, der durch die öden Felsstüaler und über die von furchtbar wilden Schneegipfeln umjäumten Hohebeneu der südamerikanischen Cordillereu wandert, ist der Anblick grasender Lama-Heerden ein erfreuliches Zeichen, daß er von menschlicher Cultur nicht ferne ist. In einem Reisebilde einer Cordillereu-Wanderung heißt es u. A.: „Die Terrassen des Obstabhangs bilden die Quellen der großen Ströme, die den amerikanischen Continent durchziehen, um sich ins atlantische Meer zu ergießen. Die Ströme selbst haben ihre Wiege in Teichen und kleinen Seen, die durch das Schmelzen des Schnees gebildet werden, und zwischen den Piken der Cordillereu ruhen Schaaren wilder Gänse, ruhige Bewohner dieser öden Orte; sie flogen bei meiner Annäherung auf und ließen sich in geringer Entfernung wieder nieder. Manchmal streckte ein Vicunna-Schaf von der Höhe eines Felsens herab seinen langen Hals gegen mich aus, betrachtete mich halb erschreckt und floh dann in die Berge. Weiterhin fressen gezähmte Lama's das

spärliche Gras zwischen den Steinen ab, heben kaum den Kopf auf, wenn man vor ihnen vorbeikommt und fahren dann zu grasen fort. Diese Thiere kündigen die Nähe von Menschen an. In der That, kaum hatte ich die erste Llama-Heerde angetroffen, als ich auch gleich darauf einige indische Hütten erblickte.“

Als die spanischen Entdecker und Eroberer nach Peru vordrangen, fanden sie überall zahlreiche Herden gezähmter Llama's, welche den Bewohnern vollkommen die fehlenden Esel und Maulthiere ersetzten, die heutzutage den Werth des Llama's sehr verringert haben. Zu Vizarro's Zeit ward das Stück mit 18 bis 20 Dukaten bezahlt, während gegenwärtig ein kräftiges, ausgewachsenes Llama nur 3 bis 4 Thaler kostet. Immerhin bleiben die Llama's nach wie vor unschätzbar, um die Erze aus den Silberminen zu transportiren, aus Bergwerken, die an den steilsten Felshängen liegen, wo der Huf des Esels oder Maulthiers unfehlbar ausgleiten würde. Sie bringen die Koherze zu den Pochwerken, die Silberstangen an die Absatz- und Ausfuhrorte. Von den höchsten Bergwänden bis an das heiße Gestade des Meeres, von wo die Indianer ihr Salz holen, ziehen die Llama's mit Lasten von 125 bis 130 Pfund. Gleich dem Kameel legt sich das Llama von selbst nieder, wenn es beladen werden soll, indem es die Schenkel einzieht, so daß sie der Körper gänzlich bedeckt. Man ladet ihnen nicht gern mehr als 1 Centner auf; fühlt das Thier, daß man ihm eine zu große Last aufbindet, so legt es sich wieder nieder und steht nicht eher auf, bis man ihm einen Theil wieder abgenommen hat. Trotz der schweren Bürde blickt es doch mit erhobenem Kopf mit seinem schwarzen und klugen Auge so beweglich nach allen Seiten, daß man glaubt, die schweren Metallstangen auf seiner Decke seien gar nicht vorhanden. Kommt plötzlich der Heerde ein ungewöhnlicher Anblick, dann macht sich freilich die Schafsnatur geltend; die Thiere laufen scheu nach allen Richtungen auseinander, und der Arriero hat große Mühe, sie wieder zusammen zu bringen. Beim Ab- und Aufladen schlingt man nur lose einen langen Strick um die Hälse der Thiere, ohne sie irgendwie festzubinden; die Reihe steht dann fest.

Zum Reiten oder Ziehen werden die Llama's nicht benutzt. Die Indianer behandeln sie überhaupt sehr schonend, machen mit ihnen nur kurze Tagereisen, drei, höchstens vier Leguas*) und lassen sie mehrere Stunden rasten. Da sie des Nachts nicht fressen mögen, suchen sie im Behen ihre Nahrung; frisches kaltes Wasser ist ihnen zur Stillung des Durstes nothwendig, und wenn sie auch eher als das Alpaka die warme Luft ertragen, so gehen doch viele zu Grunde, wenn sie zu lange in den niederen Regionen weilen müssen.

Durch Schläge und harte Behandlung richtet man bei dem sanftmüthigen, phlegmatischen Thiere so wenig aus, wie bei dem Kameel; reizt man es zum Zorn, so spritzt es seinen Speichel dem Beleidiger entgegen und verweigert allen Gehorsam. Die Indianer haben sich aber auch zu allen Zeiten in die Llama-Natur zu schicken gewußt, und es ist wahrhaft rührend, mit welcher Aufmerksamkeit, Zärtlichkeit und Freundschaft sie es behandeln. Die jungen Llama's läßt man wohl ein ganzes Jahr lang bei den Müttern; erst im vierten Jahre werden die Männchen von den Weibchen geschieden und zum Lasttragen abgerichtet. Dieser Zeitpunkt ist für den Indianer ein Festtag, er ladet seine Freunde sammt deren Weibern und Kindern zum Schmause ein, pußt die in der Umzäunung aufgestellten Llama's mit wollenen und seidenen Bändern heraus und umarmt sie unter tausend Liebesungen und Schmeichelworten. Auch das erste in der Reihe, wenn ein Llamazug seine Wanderung beginnt, wird mit einem Glöckchen versehen und mit einem bunten Fähnchen am Kopfe geschmückt.

Die Llamawolle ist zwar die gröbere, bildet aber immer noch einen wichtigen Gegenstand für die Industrie der armen Bergbewohner, welche daraus Decken und Zeuge weben für den Hausgebrauch. Die kostbare Bigogne-Wolle hingegen

*) 1 Legua = $\frac{1}{4}$ deutsche Meilen.

ist ein wichtiger Handelsartikel; sie wird zu den feinsten Tüchern, Zeugen, Handschuhen, Strümpfen, Filzhüten, Tapeten u. gebraucht; bei der Verarbeitung gibt man ihr die verschiedensten Farben, die sie alle gern annimmt. Man unterscheidet im Handel drei Sorten, nämlich die ganz reine Vigogne, welche röthlich ist, die Bastardwolle, mit der Wolle des Guanaco oder Pako gemischt, und die Flockwolle, die geringste und wohlfeilste.

Die Vicunna weidet in ansehnlichen Heerden auf den Anden von Peru und Chili, und bleibt stets wild. Sie hat Aehnlichkeit mit unserer Ziege, nur ist ihr Kopf runder, die Ohren sind kurz aufstehend, der Hals ist länger und der Bart fehlt. Da das Thier sehr scheu ist, kann man es nur durch Treibjagen erlangen. Es thun sich Gesellschaften von Jägern zusammen, die man Chacos nennt, welche sich eigens zu der Jagd abgerichtete Hunde halten und mehrere Wochen hinter einander in den unwirthlichsten Gegenden des Hochgebirges kampiren. Man treibt die Thiere allmählig auf einen Platz, der rings mit Stricken umzogen ist, an welche man bunte Lappen gehängt hat, welche, von der Luft bewegt, dem furchtsamen Thiere einen solchen Schrecken einflößen, daß es nicht wagt, den Strick zu überspringen, obschon ihm dies ein Leichtes wäre. Die Jäger dringen nun in den Kreis, werfen den Vicunnen Schlingen über, die sie zu Boden reißen, tödten die Thiere und ziehen ihnen das Fell ab. Sie bringen von einem solchen Jagdzuge 500 bis 1000 Vicunna-Häute zurück.

Zuweilen ist aber die Jagd gar nicht ergiebig, wenn sich nämlich das Pako (Alpaka) unter eine Vicunna-Heerde gemischt hat. Das Pako hat gröbere Wolle, begattet sich auch nie mit der Vicunna, ist jedoch muthiger und setzt, wenn es in jenen verhängnißvollen Kreis mit den Vicunna's gerathen ist, unbekümmert um die bunten Lappen über die gefärbten Stricke hinweg; damit zeigt es aber der Vicunna-Heerde den Weg zur Flucht und den Jägern wird es dann fast unmöglich, noch von ihrer Schlinge Gebrauch zu machen.

Die Vicunnen haben aber noch einen Feind, der ihnen gefährlicher ist als der Mensch, da er seine Beute stets sicher trifft und keines Lasso bedarf; dies ist der Condor, der Riese der Geier. Hoch über den Schneefeldern, auf denen die Vicunna-Heerden sich tummeln, schwebt er wie ein schwarzer Punkt, seine Beute erspähend, und schnell wie ein Blitz fährt er herab, sich ein Lamm zu holen, das er mit größter Leichtigkeit wieder in die Luft emporträgt, auch wohl wie einen Spielball einige Male fallen läßt, um es wieder zu fangen. — Das Fleisch der Vicunnen soll ein wohlschmeckendes Wildpret sein. Auch die alten Lama's werden von den Indianern gegessen, ihr Fleisch hat einige Aehnlichkeit mit dem Schaffleische, nur ist es süßlicher. Ein Gemisch von Mais, Kartoffeln, vielem Pfeffer und etwas gedörretem Hammel- oder Lamafleisch heißt Chupe, und bildet ein peruanisches Nationalgericht.

Während die Vicunna's nur wild, die Lama's nur gezähmt oder verwildert sich finden, kommt gleich dem Pako das größere Guanaco in wildem und gezähmtem Zustande vor; das wilde nennt man in Chili Luan, das zahme Chilihueque. Das wilde Guanaco hat die weiteste Verbreitung, lebt in Heerden bis zu 500 Stück auf dem weiten Gebiete von den Cordilleren Peru's bis zum Feuerlande, dem äußersten Süden Amerika's. Da es trefflich schwimmt, ist es von den Bergketten des Festlandes durch die patagonischen Meeresarme auch auf die Felsen-Inseln gedrungen; es könnte den armen Petscherä's von großem Nutzen sein, wenn dieses stumpfsinnige Volk verstünde, es einzufangen und für den häuslichen Gebrauch zu verwenden. Aber alle Jagdvölker, die begabtesten und die rohesten, kommen darin überein, daß sie der Pflege milchgebender Thiere sich nicht unterziehen wollen, und der arme Petscherä fristet sein Dasein mit Fischen und Schalthieren, welche das Meer bietet und zu deren Fang er seine Beine nicht anzustrengen braucht, die auch fast das Gehen verlernt haben.

Die australischen Colonien.

Nach der Quarterly Review von Dr. G. Hartwig.

Es gibt vielleicht kein interessanteres Thema für den Geschichtschreiber, als das wunderbare Aufblühen der australischen Colonien — denn die Weltannalen bieten uns kein ähnliches Beispiel einer so raschen Entwicklung, eines so schnellen Fortschreitens dar.

Wo noch vor weniger als hundert Jahren der große Weltumsegler Cook nur einige fast auf der Stufe der Thierheit stehende Wilde antraf, erheben sich Städte, deren Pracht mit der der Metropolen des Mutterlandes wetteifert, und die Häfen, wo noch vor fünfzig Jahren nur der Auswurf der Menschheit zur gezwungenen Arbeit ausgeschifft wurde, sehen jetzt jährlich tausende von freien Auswanderern aus allen Welttheilen herbeiströmen.

Die acht Merinoschafe, die ursprünglich ein unternehmender Emigrant — M'Arthur — einfuhrte, sind zu Millionen herangewachsen; das Land, welches keine einzige wilde Frucht oder Wurzel hervorbrachte, die dem Menschen als Nahrung hätte dienen können und mit Ausnahme eines wandernden Kanguruh's oder scheuen Emu's keinen Vierfüßer oder Vogel, der des Schusses werth war, führt jetzt für viele Millionen Pfund Sterling an Wolle, Talg, Kupfer und Gold aus; und ein zahlreiches Volk lebt im Wohlgenuß aller Producte, welche der Kunstfleiß oder die Natur in allen Welttheilen erzeugen!

Der Verbannungsort der Verbrecher, der verrufene Aufenthalt der Thränen und der Verzweiflung, wo der Mangel an Lebensmitteln oft so groß war, daß Morde für eine einzige Mahlzeit begangen wurden; die Hölle auf Erden, wo die menschenverachtende Tyrannei der Machthaber einen solchen Grad erreichte, daß schon ein böser Blick mit Geißelhieben bestraft wurde, und zu Zeiten des Mangels der Gouverneur seine Gefangenen zwar auf Viertelrationen setzte, seinen Hunden aber ganze gab; diese verachtete und verabscheute Missethäter-Colonie ist jetzt zu dem Lande geworden, wo die Arbeit am Besten belohnt wird, die Bevölkerung am raschesten zunimmt und der Lebensunterhalt mit den geringsten Sorgen sich gewinnen läßt.

Im Jahre 1788 wurde die englische Flagge zuerst auf den einsamen Ufern von Sydney-Cove aufgepflanzt. Die kleine unfreiwillige Colonie bestand bei ihrer Gründung aus 1030 Seelen und zählt gegenwärtig eine Bevölkerung von 310,000. Einige Stück Rindvieh und Pferde bildeten den ganzen Viehstand; während nach den letzten officiellen Berichten die Hausthiere von Neu-Süd-Wales auf 168,929 Pferde (beiläufig eine der besten Rassen der Welt), 2,023,418 Stück Hornvieh und 7,734,323 Schafe angewachsen sind.

Die Stadt Sydney schmückt sich mit öffentlichen Gebäuden, deren Herrlichkeit an den Glanz des italienischen und belgischen Mittelalters erinnert. Prachtvolle Fenster aus gemaltem Glase zieren die ungeheure Universitäts-halle und ein Stadthaus, dessen Saal an die 6000 Personen fassen soll, so wie ein großartiger protestantischer Dom schreiten der Vollendung entgegen.

Die Ein- und Ausfuhrten von Sydney, die im Jahr 1848 2,337,883 Pfund Sterling betragen, erreichten in 1857 die enorme Summe von 10,741,000 Pfund; eine Handelsbewegung, die nur der der ersten europäischen Häfen nachsteht.

Gegen Ende des Jahres 1857 besaß die Colonie 500 Segel- und Dampfschiffe mit einem Gehalt von 52,661 Tonnen (größer als der der belgischen Marine) und der unermeßliche Reichthum der Newcastle Steinkohlenbergwerke (weniger als 20 deutsche Meilen von der Stadt entfernt), bürgt für die unbegrenzte Ausdehnung des Verkehrs.

Doch trotz dieses riesigen Aufschwungs ist die Provinz Neu-Süd-Wales, die älteste unter den jugendlichen Colonien Australiens, durch ihre glänzende Tochter Victoria verhältnißmäßig verdunkelt werden. Vor dem Jahre 1851 war Mel-

bourne nur ein höchst unbedeutender Ort, nicht viel größer als ein kleiner, englischer Marktflecken. Man hatte ihn 1835 zum Sitz eines Lagers gewählt und als zwei Jahre drauf Sir Richard Bourke, der damalige Gouverneur von New-Süd-Wales das neugeborene Städtchen besuchte, welches in einer für die Schafzucht günstigen Lage und von einem fruchtbaren Boden umgeben, sich eines wachsenden Wohlstandes erfreute, nannte er es nach dem englischen Premierminister Melbourne. Doch führte es noch immer ein schwaches schläfriges Dasein, als es plötzlich mit der ungeheuren Entdeckung, daß es in einer dicht mit Gold besäten Gegend liege, wo fabelhafte Reichthümer mit geringer Mühe sich erwerben ließen, zum regsamsten Leben erwachte.

Ich wüßte nicht, wie das staunenswerthe Wachsen und Emporblühen der Provinz Victoria deutlicher vergegenwärtigt werden könne, als durch die einfache Thatsache, daß sie gegenwärtig 211 Poststädte zählt, deren entfernteste 270 engl. Meilen von der Hauptstadt liegt. Im Jahr 1851 betrug die Bevölkerung 77,345 Seelen, von welchen 28,143 in der Hauptstadt Melbourne wohnten. Im März 1857 war sie bereits auf 410,766 und die der Stadt auf 99,345 gestiegen. Im Juni 1858 finden wir sie auf 477,345 gewachsen und gegenwärtig beträgt sie in aller Wahrscheinlichkeit über 600,000 Seelen!

Ein erfreuliches Zeichen bei dem raschen Wachstum der Goldstadt ist, daß sie auch Sinn für Kunst und Literatur zu haben scheint. Sie besitzt eine zahlreich besuchte öffentliche Bibliothek und das Parlament hat vor kurzem 2000 Pfund zur Anschaffung von Gypsabgüssen der berühmtesten Statuen ausgesetzt. Der belvederische Apoll wird bei unsern Gegenfüßlern bewundert und der herrliche Künstler, der den Laocoon schuf, hätte wohl schwerlich geahnt, daß man seinem Genius dereinst noch huldigen würde in einer den Griechen unbekanntem Welt.

Das größte Interesse wird der geistigen Erziehung gewidmet und der Genuß einer vorzüglichen Bildung ist in Melbourne erreichbar.

Um einen Begriff von dem Reichthum dieser Stadt zu geben, will ich nur anführen, daß das jährliche Einkommen des Grundeigenthums, welches in 1843 nur 91,270 Pfund betrug, in 1854 auf 2,330,947 Pfund gestiegen war, und daß die Einfuhren, die in 1851 sich auf 1,056,437 Pfund beliefen, schon im Jahre 1857 die fabelhafte Summe von 17,256,209 Pfund erreichten!

Doch wenden wir uns nun zu einigen Betrachtungen über die Goldproduction, welche jenen wunderbaren Aufschwung erklärt. Man hatte lange geglaubt, daß Australien der neueste und jüngste jener Continente sei, die in unvordenklichen Zeiten durch die Gewalt des Feuers aus dem Schooße des Oceans emporgehoben worden sind. Genauere Forschungen haben jedoch erwiesen, daß es zu den ältesten gehört. Die Goldbistricte Australiens sind von ungeheuren Ketten von Granit, Porphyr und metamorphischen Gesteinen umringt, die an vielen Stellen durch nackte Nadeln und zahnförmige Joche gekrönt werden, welche der Landschaft einen kühnen, erhabenen Character verleihen und das Gebirge an manchen Stellen schwer zugänglich machen. Das niedrige Binnenland war unzweifelhaft einst Meeresboden, und langsame Erhebung hat endlich einen fortlaufenden Continent gebildet, wo früher nur eine Gruppe von Inseln sich erhob.

Da die ödesten Steinwüsten und Sandebenen ungeheure Strecken einnehmen, so gibt die Flächengröße Australiens keinen gültigen Maßstab für das der Colonisation zugängliche Areal. Ein sehr großer Theil des Inneren ist von einer hoffnungsloseren Unfruchtbarkeit als die Sahara — im Sommer ein hohles Becken brennenden Sandes; zur Regenzeit ein ungeheures feichtes Binnenmeer. In Australien hat das Feuer nach einem ungeheuren Maßstabe gewirkt und seinem Einfluß ist wahrscheinlich die Bildung des Goldes zuzuschreiben. Die ergiebigsten Goldfelder Victoria's trifft man dort an, wo die älteren Formationen von feurigflüssigen Massen durchbrochen worden sind; und das kostbare Metall findet sich vorzüglich in den Quarzadern, welche in großer Ausdehnung die

unteren silurischen Lager durchziehen, und wo es wahrscheinlich während der Periode jener feurigen Ausbrüche durch thermo-electrische Kräfte ausgebildet worden ist.

Die Wirkung des Wassers, welche im Verlauf unzähliger Jahrhunderte die großen Bergmassen und deren mineralische Bestandtheile zerstückelte und zu feinem Sand zerrieb, hat mitunter in den tieferen Rinnen einen Goldreichthum aufgehäuft, der fast allen Glauben übersteigt. So wurden aus einem einzigen Schacht auf einem Flächenraume von 24 Fuß Quadrat nicht weniger als 55,200 Pfund Sterling an Gold gewonnen.

Die goldführenden, tieferen Alluvialniederschläge werden wahrscheinlich in nicht allzu ferner Zeit erschöpft sein, da diese Rinnen, welche durch Strömungen und Wellenschlag nicht fern von den Standorten, wo das Gold zuerst gebildet wurde, entstanden sind, nothwendig keine sehr weite Ausdehnung haben können.

Aber das Alluvialgold von Victoria ist nicht auf einzelne Rinnen beschränkt, es gibt hunderte, vielleicht tausende von englischen Quadratmeilen, wo der Boden reichhaltig genug an Gold ist, um das Auswaschen zu lohnen.

Außerdem ist auch noch Gold in den großen Bergketten eingeschlossen, welches nur durch die Kenntnisse und Energie des systematischen Bergmannes an's Tageslicht gefördert werden kann. Der Quarzbau auf Gold wird gegenwärtig schon bedeutend betrieben und liefert nicht selten überraschende Erfolge.

Ein Herr Ballersted im Sandhurst-District, durch den Reichthum der Oberfläche angelockt, folgte einer Quarzader 200 Fuß tief und fand kein Gold, führte jedoch den Schacht noch 100 Fuß tiefer, wo ein metallreicheres Gestein als je zuvor seine Ausdauer lohnte. In einer der Gallerien gab er später dem Gouverneur Sir Henry Barkly ein Champagnerfrühstück beim Schein von 1200 Wachskerzen und dem Funken der goldbesetzten Wände der Höhle!

Ein Schlächter Namens D a w b o r n hatte mit einigen Freunden eine kleine Gesellschaft gebildet, welche einen Schacht bis zu einer Tiefe von 145 Fuß trieb, ohne Gold zu finden. Die Mittel der armen Speculanten waren nun völlig erschöpft und sie selbst gänzlich entmuthigt. Es ist ein gewöhnlicher Gebrauch bei den Quarz-Bergleuten, das Tageswerk mit Sprengen zu beschließen, damit die Arbeit am folgenden Morgen nicht aufgehalten werde, bis der Rauch sich verzieht, und dieser Sitte gemäß, feuerten spät an einem Nachmittage Dawborn und seine Genossen ihr letztes Bohrloch, gewissermaßen um von der Grube Abschied zu nehmen, welche sie alle zu Bettlern gemacht hatte. Denselben Abend ging der arme Schlächter nach einer Kneipe, wo er sich die größte Mühe gab, seinen vierten Antheil für 15 Pfund zu verkaufen, überall jedoch mit Hohngelächter abgewiesen wurde. Als er aber am folgenden Morgen die Grube besuchte, um seine Geräthschaften wegzuholen und noch einen letzten Blick in das Grab seiner Hoffnungen zu werfen, wurde er fast überwältigt durch ihren glänzenden Anblick. Das erste Zerstampfen von 6 Tonnen Quarz lieferte 370 Unzen Gold oder ungefähr 1480 Pfund Sterling. Seit der Zeit ist der Reichthum der Gesellschaft schnell gewachsen und die Actie, die für 15 Pfund seinen Käufer fand, würde gegenwärtig gerne mit 10,000 Pfund bezahlt werden.

Ein Herr Wetherall, ein Gentleman von Geburt, der in Oxford studiert hatte, war nach Victoria gezogen und arbeitete dort so angestrengt und fleißig, wie der tüchtigste Bergmann. Lange waren alle seine Mühen vergebens, doch als endlich Fortuna ihm lächelte, erschien sie in ihrem vollen Glanze, denn in einer unglaublich kurzen Zeit zog er nicht weniger als 8000 Pfund Sterling an Gold aus dem Schacht, der seine Geduld und Ausdauer auf eine so schwere Probe gestellt hatte. Unglücklicher Weise wurde er durch diese plötzliche Günst der Glücksgöttin in einen solchen Zustand der Aufregung versetzt, daß er in einem Anfall von Wahnsinn aus dem Fenster sprang und seinen Hals brach.

Im Bendigo Flat fand eine ähnliche Katastrophe bei einem armen Teufel

statt, der eines Morgens nach langer, vergeblicher Arbeit durch den Anblick des goldfunkelnden Gesteins so überwältigt wurde, daß sein Verstand auf einmal entfloß und sein plötzlich aufglimmender Reichthum ihn zum Irrenhause führte.

Erfreulich ist es, daß auch unsere Landsleute beim Aufschließen der australischen Schätze nicht leer ausgehen, da unter andern ein Deutscher Namens Weisenharm genannt wird, der in einer Woche aus einer Tiefe von 300 Fuß nicht weniger als 4 Centner Gold hervorholte. Möge er seinen Verstand dabei behalten haben!

Sollte die Ergiebigkeit der goldhaltigen Quarzadern in einem größeren Maßstabe sich als eine nachhaltige erweisen, so dürfte mit vollem Rechte die Gewinnung des edlen Metalls in Australien eine unbegrenzte genannt werden. Die Schätze, welche Cortez in Mexico und Pizarro in Peru der Welt offenbarten sind unbedeutend gegen die unerschöpflichen Reichthümer jenes ungeheuren Landes, wo noch vor zehn Jahren keiner von der Existenz des edlen Metalls etwas wußte, und welches schon in den ersten Jahren von 1851 bis zum 30. Juni 1858, nicht weniger als 16,565,838 Unzen Gold, über 62 Millionen Pfund Sterling an Werth dem Weltverkehr überlieferte.

Selten mag wohl irgend eine Entdeckung eine so schnelle und weitgreifende Umwälzung in den bestehenden Zuständen eines Landes hervorgebracht haben, als die der australischen Goldschätze. Das Stürzen der Bevölkerung von einem District nach dem andern, so wie neue und noch glänzendere Aussichten sich eröffneten, war wie das Heranfluthen eines angeschwollenen Stromes, der mit gewaltigem Wogenbrang aus dem alten Bette tretend, seine Gewässer in neue Bahnen wälzt. Zwanzigtausend Goldgräber im Genuß eines hohen Lohnes oder eines befriedigenden Erfolges haben schon an einem Tage das bereits erworbene Feld verlassen und ihre Zelte gefaltet, um mit wilder Eile sich auf ein neues Gebiet zu werfen, wo sie manchenmal doch nur die bitterste Enttäuschung fanden. Die unedelsten Leidenschaften der menschlichen Natur waren in ihren Grundtiefen aufgeregt und Wahnsinn und Selbstmord die Folgen der überschwenglichen Freude oder der wildesten Verzweiflung — gehörten durchaus nicht zu den Seltenheiten. Die ganze Ordnung der Gesellschaft war gestört und der Tagelöhner sah sich auf einmal eine wichtigere Person als sein gestriger Brodherr. Das Leben wurde zu einem wilden Bacchanal in den Zwischenräumen einer Arbeit, die das Gemüth noch mehr aufregte als die Orgien einer gewöhnlichen Ausschweifung. Der Schaum der Nachbarcolonien kochte plötzlich über und ergoß eine Sündfluth von Laster und Verbrechen über das Land. Straßenräuberei herrschte über das ganze Gebiet und Mordthaten wurden sogar in den Straßen von Melbourne verübt. Die herbeiströmenden Goldgräber waren von allen Nationen — Engländer, Deutsche, Franzosen, Italiener, Chinesen, und, das schlimmste von allen, Californier, die ihre eigenthümlichen Institutionen und Sitten hinzuführten, um das schreckliche Bandemonium zu vervollständigen. Diejenigen, die sich am besten aufführten, waren die Chinesen, deren Anzahl gegenwärtig über 50,000 beträgt.

Trotz einiger beschränkenden Maßregeln des Localparlaments, um ihren Zufluß zu hemmen, ist die Versuchung des Goldgrabens und des außerordentlich hohen Lohnes doch zu stark für die Söhne des himmlischen Reiches; ihre Anzahl nimmt beständig zu, und als einer vor kurzem gefragt wurde, ob man noch viele seiner Landsleute zu erwarten habe, war die Antwort „sie kommen alle!“

Unglücklicher Weise herrscht auf den Goldfeldern eine bedeutende Antipathie gegen diese Menschen, und Prügel und schlechte Behandlung sind ihr häufiges Loos. In Ballarat ist im Jahr 1856 eine chinesische Zeitung gegründet worden und in demselben Jahre wurde ein chinesischer Tempel in Melbourne gebaut. In dieser Hauptstadt gibt es einige sehr reiche chinesische Kaufleute die mit ihren Landsleuten auf den Goldfeldern bedeutende Geschäfte machen.

Die Chinesen bringen nur selten Frauen mit, doch Ehen mit Irländerinnen sollen nicht selten sein. Das mag eine curiose Frage geben!

Die größte aller neueren Goldentdeckungen verdankt man den Chinesen. Die Einwanderungssteuer brachte sie auf den Einfall, sich auf Umwegen in die Colonie zu schleichen; sie landeten in Gurken Bai in Südaustralien und von dort über die Grenze wandernd, kamen sie in der Nähe des Berges Ararat auf ein Goldlager von wunderbarem Reichtum. Auf einem ihrer ersten Lagerplätze, während sie das Gras entwurzelten, um den Boden zu untersuchen, fanden sie das berühmte „Chinesenloch“, welches in wenigen Stunden 3000 Unzen Gold (90,000 Thlr.) lieferte. Diese glänzende Entdeckung führte zur bedeutendsten Bewegung unter den Goldgräbern, die man bis jetzt nicht gekannt hat, denn in wenigen Wochen waren 60,000 Menschen versammelt, und ehe noch ein Monat verfloßen war, hatte man schon den Grundplan einer großen Stadt systematisch entworfen. Kaufläden, Gasthäuser, Restaurationen erhoben sich wie die mystischen Bäume der indischen Laskenpieler, worauf bald Theater, Billardszimmer, eine tägliche Eilpost und eine täglich erscheinende Zeitung folgten. So verwandelte sich innerhalb zweier Monate eine wilde Bergschlucht in die regsamste Stadt, wo gutgelegene Bauloose fast so theuer bezahlt wurden, wie in denjenigen Straßen Londons, wo der Weltverkehr am lebendigsten rauscht.

Die drohende Auflösung aller gesellschaftlichen Bande, welche die ersten Jahre nach der Goldentdeckung beunruhigte, hat jetzt nachgelassen, Ordnung und Sicherheit herrschen überall, und die gewöhnlichen Beschäftigungen des Lebens werden mit derselben Regelmäßigkeit wie in den ältesten Staaten betrieben.

Auch dürfen wir nicht befürchten, daß die bestehenden Vermögensumstände und Werthverhältnisse des Geldes in Europa, durch das wahrscheinlich fortbauende Einströmen des australischen Goldes auf eine beunruhigende Weise gestört werden. Wie es mit allen ihren andern Gaben der Fall ist, wird auch hier die Vorsehung die Zeit der großen Entdeckung mit der größten Weisheit bestimmt haben und mit einer genauen Erwägung ihres Einflusses auf das Fortschreiten und das Glück des Menschengeschlechts. Ein außerordentlicher Aufschwung ist jetzt schon dadurch dem Handel und der Industrie gegeben worden, und aus dem örtlichen Chaos, die nothwendige Folge einer so großen Umwälzung, entwickeln sich bereits Ordnung, Bürgerfinn und Bildung.

Es würde ein vielbändiges Werk erfordern, die Fortschritte des Landbaus und der Schafzucht in Australien auch nur oberflächlich zu beschreiben, doch hoffentlich werden die Leser der „Maze“ auch die wenigen Notizen darüber, die sich in den engen Raum eines Artikels einschließen lassen, nicht uninteressant finden.

Es kommt einem fast ungläublich vor, daß im Jahre 1835 der erste Morgen Landes in Victoria mit Weizen bestellt wurde, an derselben Stelle, wo nun in Melbourne eine ungeheure Eisengießerei sich erhebt, die täglich ganze Tonnen von Werkzeugen zur Erparung der landwirthschaftlichen Arbeit oder zur Ausbeutung der mineralischen Schätze liefert. So rasch hat sich nach jenem ersten Versuch die Bodencultur entwickelt, daß im Jahr 1858 nicht weniger als 237,729 engl. Morgen gepflanzt wurden, die 1,808,434 Buschel Weizen, 1,249,800 Buschel Hafer und 51,115 Tonnen Kartoffeln lieferten. Neben ihren außerordentlichen mineralischen Schätzen ist die Provinz Victoria kaum minder merkwürdig durch die Ergiebigkeit ihrer Kornproduction, da sie an verhältnismäßigem Reichtum des Ertrages sowohl den Staat New-York als Californien übertrifft.

Süd-Australien ist aber vorzugsweise die Landbaucolonie des fünften Welttheils. Bei einer Bevölkerung von nur 110,000 Seelen waren im Jahre 1858 187,560 Morgen allein mit Weizen bestellt und voriges Jahr führte die Colonie 30,000 Tonnen Mehl vorzüglich nach Victoria aus, um sie sich dort mit Goldstaub reichlich bezahlen zu lassen.

Der Weinbau macht in vielen Theilen Australiens bedeutende Fortschritte, doch scheint Süd-Australien sich am besten für diese Cultur zu eignen. Die

Weine aus dieser Provinz sollen von den Sachkundigen bei der Pariser Ausstellung den besten dort ausgestellten Rheinweinen vorgezogen worden sein; die Sorten jedoch, von welchen man das meiste hofft, nähern sich mehr dem Charakter der spanischen Weine.

Ein ungeheurer Aufschwung wurde natürlich dem Ackerbau durch die enormen Preise gegeben, welche durch das plötzliche Anschwellen der Bevölkerung von Victoria in den ersten Zeiten nach der Goldentdeckung hervorgerufen wurden, wo man Heu mit 50 Pfund und Kartoffeln mit 25 Pfund die Tonne bezahlte, wo der einzelne Kohlkopf 25 Silbergroschen galt, ein paar Hühner 10 Thaler und ein Truthahn nicht weniger als 20! Wer damals ein Pferd mit einem Knecht (Lohn 800 Thlr.) halten wollte, mußte sich auf eine jährliche Ausgabe von 415 Pfd. oder 2800 Thlr. gefaßt machen. Doch jene Zeiten sind nicht mehr, und die Preise der Landbauprodukte haben sich schon längst wieder ins Gleichgewicht gestellt.

Neben dem Golde wird die Schafzucht immer noch die größte Quelle des Reichthums für die australischen Colonien bleiben, und sie wirkt noch schneller als das Gold dahin, die Strecken zu erweitern, welche die Civilisation der Wildniß entreißt. Die Anzahl der Schafe verdoppelt sich in ungefähr zwei und ein viertel Jahren, so daß sie alsdann einen doppelten Raum erfordert und so geht es fort in geometrischer Progression. Es liegt etwas Erhabenes in jenem regelmäßigen Fortschreiten des Menschen und seiner friedlichen Heerden über die Wildniß, die er seinen Bedürfnissen zinsbar macht. Vor ihm flieht in die noch unbekanntem Einöden der schwarze Schwan mit lautem Trompetengeschrei, das scheue Känguruh mit gewaltigen Sprüngen und der träge Ureinwohner mit seinem Speer und seiner Wurfskeule. Wo eben noch eine Wüste war, erheben sich Hütten, die allmählig zu Weilern und Dörfern heranschwellen, und wo vor kurzem bunte Papageien und schneeweiße Kakadus ihr ohrzerreißendes Geschrei ertönen ließen, singt der Kanarienvogel in seinem Käfig von chinesischem Bambusrohr das liebliche wohlbekannte Lied. Beiläufig will ich bemerken, daß man nicht nur das peruanische Alpaco in Australien eingeführt hat, sondern auch unsere Nachtigall nebst den andern beliebtesten Sängern unserer heimatlichen Fluren. Auch sind gerade jetzt junge Lachse, die durch eine sinnreiche Vorkehrung mit süßem fließendem Wasser für die lange Reise versehen sind, unterwegs, um die Ströme Australiens zu bevölkern.

Man kann sich denken, daß Schäfer sehr gesucht sind, und einen Lohn erhalten, um den mancher Höhergestellte in Europa sie beneiden möchte. Das ruhige Leben in der Wildniß hat für manche einen unaussprechlichen Reiz und unter den Hüttern der Heerden befinden sich einige, die in Cambridge oder Oxford studirt haben und nun, wie die alten Einstebler der thebaischen Wüste, fern von der Welt und den friedlichen Schafen folgend, ein glückliches, beschauliches Leben führen.

Viele der großen australischen Schafzüchter — Freiherren in der vollen Bedeutung des Wortes — die Besitzer von ganzen Quadratmeilen Weideland und Eigenthümer von hunderten von Pferden, tausenden von Rindern und zehntausenden von Schafen lebten früher in einem fast barbarischen Zustande; doch nun gibt es unter diesen vermögenden Familien manche von feiner Erziehung, die sich mitten in ihren einsamen Tristen mit Blumengärten und schönen Anlagen umgeben und den Junggefelln unter den Schäferlords, welchen noch die alte Barbarei anklebt, mit gutem Beispiele vorangehen.

Süd-Australien ist, wie ich bereits erwähnte, vorzugsweise die Provinz des Ackerbaues. Es hat nur wenig Gold aufzuweisen, dagegen aber einen erstaunlichen Reichthum an Kupfer. Die ungeheure Ergiebigkeit der Burra-burra Minen macht sie zu einem würdigen Stellvertreter des Goldes und sucht in der Geschichte des Bergbaues ihres Gleichen.

Bemerkenswerth ist es, daß das Klima Australiens in Folge der Ansiedelung des Menschen sich bedeutend zu verbessern scheint. Die mittlere Temperatur mag dieselbe geblieben sein, aber die unausstehlichen heißen Winde und Staubgestöber vermindern sich von Jahr zu Jahr, wenigstens in der Nachbarschaft der Städte,

so wie die Sandhügel und Wüsten mehr und mehr überbaut und in Kornfelder und Gärten verwandelt werden.

So bieten uns die australischen Colonieen in manchen Beziehungen ein erfreuliches Bild, und wir möchten wünschen, daß in Europa der thätige arbeitssame Mensch eben so reichlich wie dort für seine Mühen belohnt würde. Sollen auch wir dorthin wandern und unser Zelt unter den Goldgräbern Victoria's oder den Schäfern von Neu-Süd-Wales aufschlagen? O nein! lieber Leser! vielmehr wünsche ich, daß es uns in unserm theuren Vaterlande stets so erfreulich gehe, daß wir nun und nimmer an's Auswandern denken mögen!

Die Mönche von Haina.

Von S. Stoll.

Als Landgraf Philipp der Großmüthige von Hessen in seinen Landen die Reformation einführte, hob er auch die Klöster in denselben auf. Eigennuß war dabei nicht die Triebfeder; denn er wollte, wie er einst vor seinen Landständen erklärte, von den, durch die Reformation eingezogenen Kirchengütern keinen Pfennig zu seinem eigenen Vortheil, sondern nur zu Gottes Verherrlichung und zur Wohlfahrt seiner Unterthanen verwenden. Diesem Worte ist er treu geblieben. Er bestimmte die eingezogenen Reichthümer der Geistlichkeit, soweit sie nicht für die Bedürfnisse der Kirche nöthig waren, den Schulen und neu errichteten Bildungsanstalten — die Blüthe der von ihm gegründeten Universität Marburg gibt davon ein glänzendes Beispiel — sowie zur Unterstützung und Erleichterung der leidenden Menschheit. So verwandelte er die vier ausgearteten Klöster zu Haina, Marxhausen, Hofheim und Gronau in Hospitäler für unglückliche Menschen mit unheilbaren Gebrechen, für Blinde, Lahme, Wahnsinnige u. s. w.

Bei Aufhebung der Klöster verfuhr Philipp der Großmüthige mit milder Schonung und Menschlichkeit. Ihre Bewohner sollten aus der heiligen Schrift belehrt werden, wie wenig ihre Gelübde in derselben begründet seien; doch sollte ihren Gewissen keine Gewalt angethan werden.

Fand sich einer nicht überzeugt und wollte er bei seinem Gelübde verbleiben, so konnte er ungekränkt ausziehen und sich zu seinen Glaubensgenossen begeben; diejenigen, welche ihrem Gelübde entsagen und die neue Lehre annehmen wollten, wurden, um dies mit innerer Ueberzeugung zu thun, in den Wahrheiten des Evangeliums weiter unterrichtet und erhielten lebenslänglichen Unterhalt oder, wenn sie sich fähig erwiesen, neue weltliche oder geistliche Aemter.

Die meisten Mönche und Nonnen erklärten sich bereit, ihre Klöster zu verlassen. Sie durften sich ihren Lebensberuf frei wählen und erhielten ihre Versorgung; auch gab man ihnen zurück, was sie bei ihrem Eintritt in's Kloster mitgebracht. Wer nichts mitgebracht, bekam beim Austritt 100 Gulden.

Eine Ausnahme von dieser Regel machte man nur gegen solche Klöster, welche den Anträgen des Landesherren sich halbstarrig widersetzen oder welche durch das anstößige Leben ihrer Bewohner in üblem Rufe standen. Unter diese gehörte das Cisterzienser-Kloster zu Haina in Oberhessen unweit des Städtchens Gemünden. Dies Kloster war in dem 12. Jahrhundert von dem Grafen Poppon von Reichenbach (auch Graf Ziegenhain genannt) gestiftet und reichlich mit Gütern ausgestattet worden. In den folgenden Zeiten hatte sich durch die Freigebigkeit der gräflichen Familie von Ziegenhain, sowie durch anderweitige Schenkungen und Erwerbungen der Besitz der Mönche noch bedeutend gemehrt, so daß das Kloster eins der reichsten im Lande umher war. Aber seine Bewohner erwiesen sich nicht immer des Wohlwollens und der Freigebigkeit der Fürsten und des

umwohnenden Volks würdig; sie vergaßen den Zweck ihrer Stiftung und lebten ein ärgerliches Leben.

Besonders gegen das Ende des Mittelalters und zur Zeit der Reformation waren die Mönche von Haina durch ihre Ausartung und Zuchtlosigkeit verrufen. Sie pflegten wenig und unfleißig, sagt eine alte Historie des Klosters, des Gottesdienstes, des Gebetes und anderer christlichen Übung, dagegen haben sie in stetigem und täglichem Saufen und Fressen gelebt und die edle goldene Zeit unnützlich verbracht; sie haben ein böses gottloses Leben angefangen, also daß sich auch jeder männiglich daran geärgert. Sie wurden auch täglich von fremden Gästen, so dem Saufen nachzogen, überladen; Uebermuth und lose Zantfucht mischten sich in's Spiel, so daß die Aebte, wenn sie vermöge ihres Amtes dem Unwesen Einhalt thun und die Muthwilligen und Ungehorsamen in gebührliche und billige Zucht nehmen wollten, einen ungestümen frechen Widerstand fanden und aus großer Furcht und Kleinmüthigkeit aus dem Kloster der Gefahr entwichen und draußen auf abgelegenen Aemtern, Vogteien, Dörfern und Höfen sich aufhalten müssen.

Ein solches Treiben verdiente keine Nachsicht. Der Landgraf ließ die sittenlosen Mönche aus dem Kloster austreiben und befahl ihnen die hessischen Lande zu verlassen. Nur einige wenige unter ihnen, die sich einer Berücksichtigung werth zeigten, empfingen lebenslänglichen Unterhalt aus dem Kloster oder irgend ein Amt. Das Kloster ward in ein Hospital verwandelt und der hessische Gelmann Heinz von Lüber, ein um seinen Landesfürsten höchst verdienter Mann, zum ersten Verwalter desselben ernannt, mit dem Auftrage, „aus allen Gegenden des Landes allerlei Arme, Gebrechliche und nothleidende Mannspersonen in dasselbe aufzunehmen und mit den erforderlichen Lebensbedürfnissen zu versorgen.“ Dies geschah im Jahr 1530.

Der bisherige Abt des Klosters aber, Meinolph, versuchte auf Anrathen des Erzbischofs von Mainz das Vorgehen des Landgrafen dadurch zu vereiteln, daß er mit einigen seiner gewesenen Brüder nach Rom ging und sich die Fürsprache des Papstes bei dem Kaiser Karl V. verschaffte, daß der Kaiser ihn und seine Brüder wieder mit Gewalt einsetzen und den Landgrafen für die Einziehung der Klostergüter züchtigen möchte. Sobald Philipp von diesen Schritten erfuhr, beeilte er sich nur noch mehr, sein neues Hospital mit Unglücklichen zu füllen. So wurden denn „allerlei Art gebrechlicher Leute auf Karren und Wagen zugeführt, also, daß das große gewaltige Kloster Haina durchaus mit armen Leuten, als Blinden, Lahmen, Stummen, Tauben, Wahnwitzigen, Mondschichtigen, Sinnverrückten, Beseffenen, Mißgestalten, Ausfägigen und dergleichen breschhafter armen Leuten häufig und völlig besetzt ward.“

Kaiser Karl V. schickte eine besondere Untersuchungs-Commission nach Haina, welche den Befehl hatte, sich von der wahren Lage der Sache Kenntniß zu verschaffen und, wenn sie die Klage der Mönche gegründet fänden, sie wieder in ihr Kloster einzusetzen. Die kaiserlichen Räte kamen, begleitet von Meinolph und einer Zahl der ausgewiesenen Mönche. Heinz von Lüber empfing sie in dem Hofe des Klosters, erkannte aber sogleich aus den ersten Reden derselben, daß sie gegen die neue Schöpfung sehr eingenommen waren. Er hörte ihre heftigen Vorwürfe ruhig an; bevor er aber darauf antwortete, ließ er alle mit den verschiedenartigsten Gebrechen behafteten Kranken des Hospitals in zwei langen Reihen in den Hof vor die Augen der kaiserlichen Commissarien bringen. Dann antwortete er den Abgesandten des Kaisers mit vielen Olimpf und entschuldigte mit Würde seinen Herrn, den Landgrafen.

„Er habe zwar, sprach er, keinen Befehl, sich über des Klosters Eigenthum mit jemanden einzulassen; allein den Mönchen müsse die Ursache des Geschehenen am besten bekannt sein; ihr Gewissen müsse es ihnen sagen, daß bis dahin das Kloster ein Wohnplatz fauler, unnützer, hoffärtiger und zantfüchtiger Menschen gewesen sei, welche nur im Müßiggang, mit Fressen, Saufen und Schwelgen

zum größten Aergerniß der Nachbarschaft ihre Zeit verderbt, dagegen der Gottesverehrungen, des Gebets und anderer christlicher Uebungen gar wenig gepflogen hätten.“ Er schloß seine Rede mit folgenden Worten: „Wenn Sr. Majestät, der Kaiser, oder sie, seine Abgeordneten, es vor Gott zu verantworten wüßten, diese elenden, armen und gebrechlichen Leute in's Glend zurück zu weisen und dagegen diese unnützen Mönche wieder einzusetzen, so müsse er für seine Person es geschehen lassen, aber zu welchem Gedeihen dieses dem Kaiser und ihnen, den Abgesandten, vorzüglich aber den beklagenswerthen Leuten selbst gereichen würde, das wolle er ihrem Gewissen überlassen und ihnen christlich und reiflich zu überlegen anheim stellen.“

Die kaiserlichen Rätthe sahen während dieser kräftigen Rede bald auf die verschiedenen Gruppen der bei einander liegenden und stehenden Unglücklichen, bald auf die in sonderbarem Contraste gegen jene stehenden Mönche, deren Natur und Antlitz Zeugniß gab von ihrem bisherigen Leben, und schwankten lange, wie sie sich entscheiden sollten. Endlich siegte das Mitleid, und sie gaben zur Antwort:

„Obgleich den Mönchen zu Haina vermöge der Fundation das Kloster mit allem Zubehör zustände und von dem in der ganzen Welt in großen Würden und Ansehen stehenden Cisterzienser-Orden der Kaiser und Papsi unaufhörlich angegangen würden, so wüßten sie doch wahrlich für ihre Person nicht, ob sie mit unverletztem Gewissen jene Unglücklichen wieder vertreiben und dagegen die fortgeschickten Mönche einsetzen könnten. Sie wollten daher ihrem Herrn, dem Kaiser, alles getreulich berichten, was sie gesehen, und dieser werde ohne Zweifel aus angeborener Güte und nach seinem bekannten Mitleid gegen Unglückliche das rechte Ziel treffen, und sie hofften, dies werde gewiß zum Vortheil der armen Leute ausfallen.“

Nach diesem Bescheid zogen die kaiserlichen Rätthe ab und mit ihnen die Schaar der Mönche von Haina. Kaiser Karl aber, bekanntlich kein Freund der religiösen Neuerungen, und namentlich auch kein Freund des Landgrafen, der zu den thätigsten Förderern der Reformation gehörte, billigte mit ganzem Herzen die Entscheidung seiner Rätthe und beließ die Unglücklichen in ihrer Zufluchtsstätte. Und so blieb das Hospital, die Gründung eines hochherzigen weisen Fürsten, der leidenden Menschheit erhalten bis auf unsere Zeit.

Dies und Das.

Die Lotterie oder das Lottospiel ist bekanntlich das untrügliche Mittel, dem armen Volke den letzten Heller abzuschwindeln und steht mit den öffentlichen Spielbanken längst in dem Capitel von der öffentlichen Sittenverderbniß; gehört unter die teuflischen Künste, die Menschen zu verderben und Menschenleid in entsegllichem Maßstabe zu fördern und ist von jedem Rechtlichdenkenden gebrandmarkt. — Wie man nur darauf kam? fragen vielleicht Viele, und darauf diene das Folgende als Antwort. Bei den römischen Kaisern wurde die Lotterie zuerst angewendet, aber in anderm Sinne, als in unsern Tagen. Sie gaben bei ihren Festen die Loose als Geschenk, und mischten dann werthvolle Gaben und geringe und lächerliche, was denn, wenn die Lotterie gezogen wurde, tausendfachen Spaß verurachtete. Sie kamen aber nach und nach ganz in Vergessenheit und erst im 15. Jahrhunderte finden wir sie in Venedig, in Italien wieder. In Venedig suchte die Regierung durch eine Einsatzlotterie das Geld zu gewinnen, um den Krieg gegen die Türken führen zu können. Das Glücksspiel lockte das thörichte Volk und es zahlte eine Kriegsteuer, ohne es zu wissen. Die Franzosen lernten in den Kriegen ihres Königs Franz I. in Italien die Lotterien kennen. Als nun diese Kriege die Kassen geleert hatten, wurde dem Könige eine Lotterie empfohlen und das Mittel gefiel ihm. Es wurde ausgeführt. Das Parlament protestirte dagegen, weil die Lotterien das Volk zu Grunde richteten — aber — es half Nichts! Sie blieben im Schwunge! König Ludwig XIV. von Frankreich unterdrückte sie Anfangs, aber als bei seiner heillosen Verschwendung das Geld zu mangeln anfang, da wurde er anderer Meinung und er erließ ein Edikt anno 1700, worin es so heißt: „Seine Majestät hat die Bemerkung gemacht, daß ein großer Theil des Volkes geneigt ist, sein Glück im Lotto zu versuchen — und hat — erfüllt von dem Wunsche, seinen Untertanen ein angenehmes und bequemes Mittel zu bieten, durch das sie sich ein hinreichendes

Einkommen für die Zeit ihres Lebens sichern, ja selbst sich und ihren Familien Reichthümer erwerben können — beschloffen, im Stadthause zu Paris eine königliche Lotterie mit einem Grundcapitale von 10 Millionen Livres zu gründen.“ Das hieß: Mit Speck Käufe fangen und sie — bissen wacker an. — Daß es Nachahmung fand, wissen wir leider. Napoleon I. gab der Lotterie den rechten Namen. Als im Staatsrathe die Rede von einer Staatslotterie war und sich Stimmen rechtlicher Männer dagegen erhoben, rief er aus: Ach was! die vernünftigen Leute in meinem Reiche sind alle hinlänglich besteuert, nur die Narren nicht. Die Lotterie ist die Narrensteuer. Sie soll eingeführt werden! — **Merkk's!**

Von der List der arktischen Raben erzählt der Nordpolfahrer McClure ein anziehendes Beispiel. Im Winter von 1851 auf 1852 stellten sich zwele dieser Raben in der Mercy-Bai bei den Seefahrern ein und wurden sehr zahm. Sie nährten sich von den Abfällen der Mahlzeiten der Seefahrer, welche diese wegwarfen. Sie geriethen aber hierdurch mit dem Schiffshunde in unangenehmen Zwist, denn dieser wollte sein Recht auf diese Abfälle sich nicht schmälern lassen und griff die Eindringlinge mit heftigem Horne an. Die beiden Raben stellten sich ihm denn herausfordernd entgegen. Dieß reizte den Hund zu ihrer Verfolgung. Sobald er sich ihnen näherte, flogen sie eine Strecke weiter, setzten sich wieder und erwarteten seine zornige Annäherung, um es just gerade so wieder zu machen. In solcher Weise lockten sie ihn in eine weite Entfernung von dem Haufen, auf welchen die Matrosen ihre Abfälle geworfen. Erachteten sie die Entfernung weit genug, so erhoben sie sich, flogen spießschnell über ihn weg, dem Haufen zu und verzehrten in gieriger Eile, was dort lag. Kam der Geperlte zurück, um sie anzufallen und wegzuschleuchen, so war in der Regel mit allem Verzehrbaeren aufgeräumt und er hatte das ärgerliche Nachsehen und die Ueberzeugung, daß ihn die pfliffigen Raben überlistet hatten.

Die Schönheitsbegriffe der Menschen sind doch unendlich verschieden! Daß der amerikanische Wilde im Norden seinen Körper mit den grellsten Farben anmalte und daß dieß, besonders mit rother und gelber Farbe, auch im Süden Amerika's, besonders bei Kriegshügen, der Fall ist, dürfte allgemein bekannt sein. Ebenso ist es fast über die ganze, noch von wilden Völkern bewohnte Erde Sitte, durch Einschneiden in die Haut und Hineinreiben unvertilgbarer Farben, Blau, Roth, Gelb und Schwarz, auch wohl, aber seltener, Grün, dem Körper das seltsamste Aussehen zu geben. Dieß geschieht oft mit großem Aufwand von Mühe und Kunst und nicht selten mit wahrem Sinne für Schönheit, obwohl es eine abenteuerliche Entstellung des menschlichen Leibes ist. Man nennt es Tätowiren. Ferner ist es eine Sitte vieler wilder Völker bei den Neugeborenen den noch weichen Kopf in Bretterchen zu binden und ihm durch den Druck eine unaussprechlich widerliche Kopfform zu geben. Andere durchbohren den Nasenknochen zwischen den Naslöchern und stecken Metallringe oder Holz hinein, was natürlich eine entsetzliche Entstellung bewirkt, weil sich durch die Schwere des hineingesteckten Metalls oder Holzes die Oeffnung erweitert und stets größere Stücke hineingesteckt werden müssen. Ueber alle Maßen abhässlich ist aber die Sitte der Botokuben im Innern Brasiliens. Sie durchbohren die Unterlippe des Mundes und die Ohrläppchen und stecken Stücke leichten Holzes hinein. Die Oeffnungen erweitern sich mit der Zeit und die Stücke des Holzes müssen vergrößert werden. Im Alter hängt die erweiterte Unterlippe bis auf die Brust, das verlängerte Ohrläppchen bis auf die Schultern und drin steckt ein nahezu $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Schuh dickes Holz von weichem, leichtem Holze. Auch eine neue Mode! Da in unsern Tagen bei unsern Frauen und Mädchen das Entstellen der Körperformen durch den beliebtesten Reifrock und die Schnürbrust begonnen hat und so vielen Beifall findet, aber doch seit die Kaiserin von Frankreich den Reifrock abgelegt hat, in Abnahme kommt, so dürfte vielleicht die Mode der Botokuben als Etwas ganz Neues zu empfehlen sein!

Menschenfresser sind, das ist entschieden, die Urvölker Brasiliens, die Botokuben und andern Stämme, obgleich auch darüber noch Empfinderes verbreitet wurde, als das Auffressen ihrer Gefangenen schon an und für sich ist. Es kann kaum Etwas geben, was den Menschen auf einer tieferen Stufe der Rohheit und Verjunkturheit zeigt! Haben sie es mitgebracht aus ihrer Urheimath, auf die ungewisselhaft ihr Körperbau hinweist, nämlich nach Asien, oder sind sie seit den unvordenklichen Zeiten ihrer Einwanderung dazu geworden? Wer möchte, wer könnte das entscheiden? Aber dennoch muß auf einen Umstand hingewiesen werden, der das zum Brauche — zur Gewohnheitwerden der Menschenfresserei leichter erklärlich macht — freilich bleibt immer das völlig Entmenschte, ja das Tieferstehen als das Thier — da selten ein Raubthier ein Wesen seiner eigenen Art, es sei denn im Zustande der frühesten Jugend, verzehrt — als Etwas übrig, dagegen sich die menschliche Natur empört. Die Urbewohner Brasiliens essen kein Fleisch lieber, als das der Affen, weil es das wohlschmeckendste von allem thierischen Fleische sein soll. Auf die Affen jeder Art machen sie am liebhaftesten Jagd, und war diese Jagd glücklich, so ist großer Jubel im Stamme. Denkt man sich nun, daß die Frauen erst die Haare des Affen völlig absengen, ehe sie das Thier braten, so ist in der That der Anblick eines so abgelenkten, abgehaarten Affen, wenn er am Spieße gebraten wird, vollständig der eines bratenden Menschen. Wie leicht war da bei einem so rohen Volke der Uebergang dazu, auch den Menschen zu verzehren, der, gebraten, sich von dem Affen nicht unterscheidet und dessen Fleisch, wie die Botokuben versichern, noch köstlicher schmecken soll, als das des Affen.

Ihr Christenbrüder, was hat die Mission noch für ein Tagewerk vor sich! Gilet! Gilet! Rettet!

Eine Wette und ihre Folgen.

Von W. D. von Horn.

I.

In einer der großen Städte des nördlichen Deutschlands saßen nach einem überaus reichen Mittagessen einige junge Männer beisammen, rauchten eine feine Cigarre bei einer Tasse schwarzen Kaffees und waren in einer ungemein gemüthlichen Stimmung. Zwei darunter müssen wir näher in's Auge fassen.

Der Eine war der Sohn des reichsten Bankiers der Stadt, und das will Etwas sagen. Er hieß Carl B. Er war heute der Gast seines Freundes Ludwig B... im ersten Gasthose der Residenz, wo man für das Essen allein, ohne den Wein, per Mann zwei Thaler zahlt. Es war ein Mahl gewesen, bei dem Einer, der den Preis herauszschinden wollte, sich leicht den Magen auf lange Zeit ruiniren konnte. Der Andere der Beiden, Ludwig B..., stand allein in der Welt und war Herr eines Vermögens, das dem des Bankiersohnes entweder nichts oder doch nicht viel herausgab. Er war Stammgast in dem Gasthose, das heißt, er hatte da seinen Mittagstisch, da er eigentlich keine Häuslichkeit hatte, obwohl er ein prachtvolles Haus in der schönsten Straße der Stadt bewohnte, und zwar nur mit einem alten Diener.

Die Gespräche drehten sich um mancherlei Geschichten, welche in einer so großen Stadt sich zutragen und täglich neuen Stoff für müßige Plafartretter bieten, zu denen sämmtliche Fünfe gehörten, die hier zusammensaßen. Endlich kam auch Einer auf das köstliche Mittagessen zu reden, von dem sie sich eben erhoben hatten, und meinte: Es wäre doch eine hübsche Sache, täglich sich an einer so reich besetzten Tafel niederlassen zu können. Er sah dabei Ludwig B... an.

Ich würde sie ebenso leicht mit einer ganz einfachen vertauschen, sagte dieser, wenn nicht die Verwandtschaft mit dem Wirthe mich an dies Haus bände.

Carl B. lächelte. Wer's glaubt! sagte er. Man gewöhnt sich unvermerkt an so eine üppig besetzte Tafel.

Ludwig blickte ihn ernst an und versetzte: Du bezweifelst mein Wort? — Ich könnte, ohne daß es mich ein Opfer kostete, wie der ärmste Arbeiter leben! Ich gehöre nicht zu denen, welchen das feine Essen eine Lebensaufgabe; ein üppiges Mahl ein würdiges Ziel des Strebens ist. Ich verachte in eben dem Maße den Feinschmecker, als ich ihn verabscheue.

Carl B. lächelte abermals und meinte, es sei doch ein gar zu arger Sprung von der Gasttafel im Ruffischen Hofe zu dem Mahle des ärmsten Arbeiters; vom behaglichen Sigen an einer reichen Tafel zum ausgepöckelten Feinschmecker, dem eine solche Tafel das Höchste im Leben sei. Wer ihn beobachtete, dort konnte in den Mienen des jungen B. einen leisen Anflug von Spott nicht übersehen, und den ließ B... nie unbemerkt, weil er dagegen höchst empfindlich war. Uebrigens that B. ihm Unrecht, wenn er die volle Wahrheit dessen, was B... sagte, und die Fähigkeit, das Gesagte auszuführen, in Zweifel zog; denn B... war eine treue, gutmüthige, aber auch sehr entschiedene, kräftige Natur. Er legte wirklich auf das Wohlleben, zu welchem sein Vermögen ihn zu berechtigten schien, nicht den mindesten Werth, und es war ihm mit dem, was er gesagt, ein voller, ganzer Ernst; darum verletzte ihn auch das zweifelnde Lächeln seines Freundes sehr und in der Aufwallung rief er aus: „Und wenn die Nahrung des Armen nur trockenes Brot und höchstens eine Tasse Kaffee am Morgen wäre, ich würde sie theilen!“

Oder auch nicht, lächelte Carl B. — Aeußerungen in einer augenblicklichen Aufwallung sind noch keine Thaten!

Das ist richtig, erwiederte Ludwig B..., aber ich bin bereit, es auszuführen.

Wo? fragte Carl B.

Wo? wiederholte betroffen Ludwig B...; kommt darauf denn Etwas an?

Allerdings, wiederholte der Andere. Es wäre ja doch ein Anderes, das trockene Brod der Armuth hier, an der wohlbesetzten Tafel des Russischen Hofes zu essen, mitten unter den wechselnden Gästen, umbuftet von dem lederen Geruche der Speisen, oder zu Hause im Schmollwinkel der eigenen vier Pfähle!

Lieber B....., Sie sind ein arger Versucher! riefen die drei Andern fast mit einem Munde; denn es ahnete ihnen, daß aus der Sache Etwas hervorgehen müßte, was vielleicht unangenehme Folgen hätte; allein da fürchteten sie zuviel. Ludwig B... war eine viel zu milde Natur, um es bis zu einer Entzweiung kommen zu lassen und Carl B..... hatte eine solche Absicht nicht. Er neckte eben gerne und hartnäckig.

Er lachte laut auf. Ich setze Hundert Friedrichsd'or, rief er aus, wenn Ludwig auf das Gesagte eingeht!

Halt! rief Ludwig B...; welchen Zeitraum nimmst du in Anspruch?

Den vollen Monat Juni, der morgen anhebt, erwiderte Carl B.....

Angenommen! sprach ernst Ludwig B... und winkte dem Wirth.

Als dieser herzugetreten war, sagte Ludwig: Wether, ich bin soeben mit Carl B..... eine Wette um Hundert Friedrichsd'or eingegangen, bei deren schriftlicher Feststellung du Zeuge sein mußt. Gib einmal Schreibzeug her!

Der Wirth brachte es.

Nun, Wether, setze dich und schreibe, was ich dir diktiere!

Der setzte sich und Ludwig B... diktierte: „Heute, am 31. Mai 1859, in Gegenwart der nachbenannten Zeugen Fr. M....., D. W....., K. F....., und des Gastwirths zum Russischen Hofe W. D..... wurde nachfolgende Wette besprochen und festgestellt zwischen Carl B..... und Ludwig B... „1) Ludwig B... übernimmt es vom ersten des Monats Juni c. bis zum letzten desselben Monats, und zwar an der Tafel des Russischen Hofes, in Gegenwart aller Gäste, an seinem herkömmlichen Plage sitzend, nur trockenes Schwarzbrot zu essen —

Halt! rief Carl B....., Schwarzbrot ist nicht auszuhalten! Es ist zu arg, lieber Ludwig. Du schärfst den Stachel der Wette, der doch nur ein Scherz ist!

Nein, erwiderte Ludwig B..., es ist die Rede gewesen von dem Brode des ärmsten Tagelöhners. Der ist kein Weißbrot. Ich selbst bestimme es so und du wirst Nichts dagegen haben können, da es in der Wette Nichts ändert.

Carl B..... nickte beistimmend. Wenn du es so willst, dann in Gottes Namen! Aber ich habe die Wette so nicht erschwert, das erkläre ich.

Also weiter, Wether, — nur Schwarzbrot zu essen, wie es der ärmste Tagelöhner genießt“, fuhr Ludwig B... fort.

„2) Für das Abendessen gilt ganz dieselbe Bestimmung wie unter 1.“

„3) Zum Frühstück ist ihm nur Eine Tasse Kaffee gestattet —“

Nein! rief Carl B....., dem es doch zu arg wurde. Von Einer Tasse ist nicht die Rede gewesen. Du sollst trinken so viel du willst.

Es ist meine Bestimmung, nur Eine! sagte Ludwig B... fest.

Dann muß ich wider meinen Willen schweigen, versetzte Carl B.....

Also weiter, diktierte Ludwig B... —

„gestattet, und gibt er sein feierliches Ehrenwort, daß er diese Bestimmungen wortgetreu halten und weder vor, noch zwischen und nach den genannten drei Mahlzeiten irgend Etwas, es habe Namen, wie es wolle, genießen will. Um die Ausführung gewissenhaft beobachten zu können, wird Ludwig B... während der festgesetzten Zeit im Russischen Hofe wohnen und ist der Wirth, Herr W. D....., beauftragt, nicht nur als Zeuge die Ausführung dieser Bestimmungen zu überwachen und für das größte Schwarzbrot zu sorgen, sondern Ludwig B... wird sich freuen, die obgedachten Zeugen und den Wettpartner, Carl B....., recht oft an der Tafel zu sehen, wo sie als Theilnehmer seines einfachen Mahles ein für allemal eingeladen sind.“

Alle Biere, sammt dem Wirth, erhoben sich in der heitersten Laune und bedankten sich für die gütige Einladung, mit dem Bemerken, daß sie es für Pflicht hielten, ihn nicht zu verfürzen.

Setze dich, Better, fuhr in ebenso heiterer Laune Ludwig B... fort, und schreibe weiter:

„4) Dagegen verpflichtet sich der Wettpartner, Carl B....., wenn Ludwig B... alle die Bestimmungen getreulich hält, Einhundert Friedrichsd'or an Ludwig B... am 1. Juli 1859 in Gold zu zahlen. Sollte indessen Ludwig B... wettbrüchig werden, so zählet er am gleichen Tage Einhundert Friedrichsd'or an Carl B..... Desß zur Urkunde ist diese Verhandlung aufgenommen worden und zwar in Duplo, zu Händen der beiden Wettenden. Sie wurden alsdann deutlich vorgelesen, genehmigt und von den Eingangs Genannten unterzeichnet am Tage, Monat und Jahr, wie Eingangs.“

Punktum finale! sagte Ludwig B... Better, nun lies die Urkunde deutlich vor. Die Abschrift ist schnell gemacht, und, so Nichts zu erinnern ist, unterschreiben wir!

Der Wirth, der ein schlauer Piffikus war, hatte schon während er schrieb, berechnet, wie viele Gäste die posttrliche Wette herbeiziehen würde, und diese Berechnung stimmte ihn äußerst fröhlich. Er las den Act vor und Alle unterzeichneten. Ebenso geschah es mit der nochmaligen Ausfertigung, und in der heitersten Stimmung brachen die fünf jungen Männer auf, um einen Spaziergang in die schönen Umgebungen der Stadt vorzunehmen.

Schon am andern Morgen wußte die halbe Stadt von der Wette, denn die Zeugen, denen kein Stillschweigen auferlegt worden war, wie der Wirth, ließen es sich angelegen sein, es in der zusageudsten Weise nach allen Seiten bekannt zu machen. Schon gegen acht Uhr Morgens war eine ungewöhnliche Zahl junger Leute und alter Müßiggänger aller Rangklassen da, welche sich ein Frühstück bestellten, aber ausdrücklich verlangten, daß es ihnen erst gereicht werden solle, wenn auch der junge, reiche Ludwig B... das seine einnehmen würde.

Der Wirth schmunzelte. Er sah, daß die Wette ihm mehr einbringen würde, als die festgesetzte Wettsumme betrüge. Die Tische saßen ziemlich voll, als Ludwig B..., verbindlichst grüßend, eintrat und sich an seinen Platz setzte, der oben an der langen Tafel war.

Vor ihm lag ein Schwarzbrot, das schon im Außern diesen Namen rechte fertigte. Er lächelte, als er es sah, ergriff ein Messer und schnitt das Ende des Brotes ab, indem er es auf seinen Teller legte. Der Wirth brachte eine etwas umfangreiche Tasse und Kasse. Ludwig B... schenkte sich selbst ein, verzehrte behaglich das zwar rauhe, aber schmackhafte und kräftige Schwarzbrot zur Belustigung der Gäste, die er auf die heiterste Weise unterhielt und versicherte, daß, wenn ihm so fort das Schwarzbrot in demselben Grade und Masse schmecke, er wohl nie mehr feines Backwerk zum Kaffe nehmen würde.

Viele von denen, die mit ihm gefrühstückt hatten, waren eben nur gekommen, um ein neues Märlein umhertragen zu können, und thaten's, was ihre einzige, geistvolle Beschäftigung war, in größtem Bereiche, und die Redeweise und Einleitung zu allen Stadtklatschereien: Haben Sie es auch schon gehört? flos ihnen von der Lippe in außergewöhnlicher Schnelligkeit und häufigster Wiederholung, und dann folgte die Geschichte der Wette und ihre Bestimmungen, mit genauester Angabe der Lebensstellung und des Reichthums von Ludwig B..., dessen persönliche Liebendwürdigkeit denn dabei auch des größten Weibhrauchdustes nicht verlustig ging.

Man besprach die Wette nach allen Richtungen in allen Kaffehäusern und Theegesellschaften, denn die beiden Wettenden waren Persönlichkeiten, die durch ihre gesellschaftliche Stellung und ihren Reichthum vieler Blicke auf sich zogen, besonders vieler Mütter und — deren Töchter.

Was wohl Ludwig B... mit dem Gewinne machen würde? Ob Habsucht

oder Ehrgeiz, von sich reden zu machen, der Zweck sei? Diese und andere Fragen drängten sich und wurden allseitig beleuchtet und bekräftigt, je nachdem die waren, welche sich diesem beliebten Gespräch unterzogen.

An der Mittagstafel erschienen viele, sonst seltene Gäste aus der Stadt. Auch die Zeugen und Carl B. waren da und an des Enthalttsamen Seite. Aller Blicke ruhten auf dem Sitze oben am Tische, wo das berühmte Schwarzbrod, das vom Frühstück übrig geblieben, vor aller Augen thronte.

Die Glocke, heute von Vielen sehnsüchtiger als sonst erwartet, erklang. Jeder nahm seinen Sitz ein. Auch Ludwig B. . . Als die Suppe umgegeben wurde, schnitt er sich eine derbe Scheibe vom Schwarzbrode und begann damit ruhig, und würdig in seiner Haltung, seinen Hunger zu stillen.

Die Fremden an der Tafel machten denn doch große Augen über den selttsamen Gast, der an dieser reich besetzten Tafel die Enthalttsamkeit des Büßers übte; allein sie blieben nicht lange im Dunkeln über den Sachverhalt, da die Einheimischen sich eine Freude daraus machten, sie aufzuklären und sie nach allen Richtungen hin zur richtigsten Beurtheilung in den Stand zu setzen.

Der Wirth sah mit Vergnügen, daß er täglich mehr Bedeckte mußte auflegen, neue Tische anstoßen lassen, die er denn auch so stellte, daß sie den Blick auf den Helden des Tages gestatteten, der das Alles gar nicht zu bemerken schien.

Diese wachsende Fluth der Gäste währte acht Tage, dann aber nahm sie in eben dem Grade ab, wie sie gewachsen war. Das ist so der Gang in einer großen Stadt, wo nur das Neue anzieht, und wird es durch ein Neuere verdrängt, so ist es ebenso schnell vergessen, als es in Aufnahme kam.

Nur für die Fremden an der Tafel des Russischen Hofes und für die bei der Wette Betheiligten behielt die Sache ihre Bedeutung.

Ludwig B. . . hielt mit ritterlicher Treue und Ausdauer die Bedingungen der Wette. Er hatte Kraft der Selbstbeherrschung genug, allen den Lockungen der kostbarsten Speisen männlich zu widerstehen, selbst wenn der Wette Gastwirth, um ihn zu necken, bei dem Koche seine Leibgerichte bestellte und vor ihm hinsetzte.

Er lächelte wohl bedeutsam, wenn ihn der Wirth schalkig ansah, und ließ die Speisen ruhig an sich vorübergehen, oder er rief ihm lachend zu: Du sollst deinen Nebenmenschen nicht in Versuchung führen! Damit war's gut.

So nahte der Monat seinem Ende. Keinerlei Weh fühlte Ludwig B. . . Sein Aussehen war frisch und blühend, wie früher; seine Stimmung heiter, und wenn die Leute seiner näheren Bekanntschaft ihn mit bedenklicher Miene nach seinem Befinden fragten, sagte er voll guter Laune: „Ich könnte ohne Weiteres mich in die Junst der Holzhacker aufnehmen lassen; und in der That, gesünder und fröhlicher war ich in meinem Leben nicht, als seit meiner Büßerkost, die mir nicht einmal Fische gestattet, die doch nach der Klosterordnung kein Fleisch sind, und keine Vögel. Was man für so unendlich schwer hält, ist das Leichteste, was es geben kann. Es sollte mir nicht schwer fallen, immer so zu leben, wie es Tausende thun und dabei gesund und froh sind.“

Jetzt aber, mit dem letzten Tage des Monats, kam die Entscheidung über die Frage: Was wird Ludwig B. . . mit dem Gelde machen; er, der so reich ist! Jetzt mußte es sich entscheiden, ob gemeine Habsucht ihn gelehrt oder nicht. So konnte denn die Wette nicht anders, als noch einmal in das Tagesgespräch kommen und die Mittagstafel im Russischen Hofe war die allerbefeuchtete.

Am letzten Juni kam eine Einladung an Carl B. und an die Zeugen zu einem glänzenden Mahle im Russischen Hofe. Ohne daß es aber die Andern wußten, war Ludwig B. . . persönlich bei dem Präsidenten der Armenverwaltung gewesen und hatte ihm die Geschichte der Wette mitgetheilt, und ihn, den er anderweitig kannte, ebenfalls gebeten, morgen sein Gast zu sein. Viele von denen, welche ihre Zeit todzuschlagen suchten, waren wieder anwesend, Nährstträger und Berichterstatter der Tagblätter.

Nach dem Mahle stand Ludwig B... auf und sagte: Der Monat sei abgelaufen; er bitte seinen Freund und die Zeugen, zu erklären, ob er den Bedingungen der Wette nachgekommen sei?

Vollkommen und auf die ehrenhafteste Weise! rief Carl B....., und die Zeugen stimmten bei.

Carl B..... legte zwei Rollen auf den Tisch, welche Hundert Friedrichsb'or enthielten.

Meine Herren, nahm Ludwig B... wieder das Wort, Sie werden es mir hoffentlich glauben, daß, wie die Wette aus einem Scherze entsprang, ebenso es mir im Ernste nicht um dies Geld zu thun war, welches ich dem Herrn Präsidenten unserer städtischen Armenverwaltung, welcher mir heute mein Gast zu sein die Ehre erwiesen und die Freude gemacht hat, übergebe.

Dem wackeren B... ein Hoch! rief Carl B....., und die Gläser klangen und das Hoch brauste auf.

Danke für die unverdiente Ehre! sagte Ludwig B... sehr ernst. Du hast mich unterbrochen, fuhr er dann gegen Carl B..... gewendet, fort. Die Wette hatte für mich einen andern, nicht hoch genug anzuschlagenden Gewinn. Ich habe gelernt, aus eigener Erfahrung gelernt, wie leicht es dem ernstesten Willen wird, sich über Dinge hinauszusetzen, die in den Augen vieler Menschen einen unermesslichen Werth haben; ich habe gelernt, wie wenig dazu gehört, zufrieden zu sein; ich habe die Verhältnisse des Lebens richtiger beurtheilen, Vorurtheile besiegen gelernt und an sittlicher Kraft mehr gewonnen, als ich dachte. Das, meine Herren, bestimmt mich, aus dankbarem Herzen zu diesen Hundert Friedrichsb'or andere Hundert zu fügen —

Wieder wollte der Jubel losbrechen.

Ich bitte, meine Herren! rief Ludwig B... beschwichtigend. Als es wieder stille geworden, fuhr er fort: Die Zweihundert Friedrichsb'or, über die mir die Verfügung Niemand abstreiten wird — bestimme ich, um verschämten Armen die theure Miethe zu bezahlen, die leider in den letzten Jahren so unerschwinglich hoch gestiegen ist. Ich bitte den Herrn Präsidenten, sie zu diesem Zwecke in Empfang zu nehmen. Da ich aber während meiner langen Fasten eine ungewöhnliche Theilnahme für diesen Theil unserer leidenden Mitmenschen gewann, so halte ich mir bei dem Herrn Präsidenten aus, sowohl bei der Ausmittelung der entsprechenden Familien, als bei der Vertheilung zugezogen zu werden.

Der Präsident der Armenverwaltung nahm die schöne Summe in Empfang und dankte warm und herzlich; sagte auch mit Freuden dem wackern jungen Manne alle erdenkliche Theilnahme an dem zu, was in der Sache geschehen mußte, um das bestmögliche Ziel zu erreichen; dann aber ergriff er selbst das Glas und brachte Ludwig B... mit tiefempfundener Wärme ein Hoch aus, dessen Jubel nicht enden wollte. Und wieder acht Tage war diese Begebenheit das Tagesgespräch und Ludwig B... der Held des Tages.

Wie sich aber das Hochwasser eines Gewitters, das einen Gießbach anschwellt, schnell verläuft, so verlief sich auch dies Viele bewegende Gespräch wieder und gab andern Stoffe Raum, während Ludwig B...'s Thätigkeit in den Sitzungen der Armenverwaltung einen immer weiter sich verbreitenden, ihn sichtlich erfreuenden Umkreis beschrieb, Vielen zum Segen, die mit Noth und Sorgen rangen.

II.

Ludwig B... hatte einen Schneider, dem er durch Unterstützungen und Darlehen zur geeigneten Zeit nicht nur eine seinem Talente und Geschmacke zufagende größere Thätigkeit und entsprechenden Verdienst, sondern überhaupt einen blühenden Wohlstand verschafft hatte.

Ander Matt war ein Schweizer, den die Wanderschaft aus seiner Alpenheimath in das Flachland des deutschen Nordens gebracht. Obgleich mit ganzer Seele an der schönen Heimath hängend, hatte der brave Schneider dennoch ein Band kennen gelernt, das ihn in der Ebene festhielt — das mächtige Band der

Liebe. Er heirathete ein braves Mädchen und wurde — was man einen kleinen Schneider nennt, und da die Familie rascher wuchs als Kundenzahl und Verdienst, so sank der arme, junge Familienvater zu einem Flickschneider herab, der zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel hatte. Er pries sich glücklich, als er es dahin brachte, als Geselle bei einem der berühmteren Kleiderkünstler der Stadt „auf's Stück“ Arbeit zu bekommen, wo ihm denn seine gute, brave Frau half, und sich ihre Lage verbesserte. Gerade bei Andermatts Meister ließ Ludwig B... arbeiten.

Eines Tages brachte er ihm im Auftrage des Meisters ein neues Kleid. Ludwig B..., der stets ein Herz für den Armen hatte, betrachtete Andermatts bleiche, abgemagerte Züge mit einer innigen Theilnahme. Er sah es diesen schönen Zügen an, daß nur der Mangel ihnen den Ausdruck geben konnte, der ihn mit Theilnahme erfüllte. Er ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein, und der ehrliche Schweizer, der das Herz auf der Zunge hatte, erzählte ihm seine Lebenswege mit ungeschminelter Wahrheit.

Ludwigs Theilnahme stieg. Er fragte ihn, ob er sich denn getraue, ein selbständiges, größeres Geschäft zu errichten?

Ja freilich, hatte der Schweizer erwiedert; aber, wo soll ich die Mittel hernehmen? Dazu gehört eine schöne Wohnung in belebter Straße und ein gutes Tuchlager, und das kostet unerschwingliche Geldmittel; dann aber müßte man Kunden haben, wie Sie, mein Herr, schloß er, und diese Kunden müßten unser Einen empfehlen!

Wohlan, sagte Ludwig B..., hier ist Geld, machen Sie mir zur Probe ein Kleid. Zeigen Sie mir die Tuchprobe und wir wollen sehen!

Da überflog eine Röthe der Freude die bleichen Züge des Mannes und Thränen traten in seine Augen. Ludwig B... versprach, wenn das Kleid gut ausfalle, ihm zu helfen in der dreifach bezeichneten Weise.

Andermatt brachte den Tuchstahl, nahm, als er gefiel, das Maß und brachte in kurzer Zeit das Kleid; es war nach dem neuesten Geschmacke gemacht; vortrefflich gearbeitet, saß und kleidete vortrefflich. Nun war die Probe bestanden, und Andermatt miethete sich eine gelegene Wohnung, richtete ein Lager sehr feiner Tücher ein, und Ludwig B...s Kleid und seine Empfehlung führte ihm eine Kundenschaft zu, die ihn nöthigten, zahlreiche Gesellen anzunehmen. Wenige Jahre und Andermatt war Besitzer des Hauses, wo er zur Miethе gewohnt, und ein gebadener Mann. Dafür hing seine treue Seelezan Ludwig B... mit unzerreißbaren Banden der Liebe und Dankbarkeit.

Eines Tages, da ihm Andermatt ein Kleid anmaß, und bei ihm, wie gewöhnlich, länger weilte, sagte Ludwig zu ihm: Lieber Andermatt, Sie wissen, wie es mit dem Gelde der Wette gehalten werden soll. Wir suchen, so unter der Hand, wie man sagt, arme Familien und, versteht sich, würdige zu ermitteln, denen wir mit Zahlung der Jahresmiethе eine große Wohlthat erweisen können; ich fürchte aber, die rechten und ächten verschämten Armen entziehen sich, eben weil sie recht verschämte Arme sind, unsern Nachforschungen. Sie kommen mit Leuten aller Verhältnisse in Berührung. Könnten Sie mir vielleicht als Beweiser dienen?

Ah Gott, sagte der ehrliche Schneider, da fügt es der liebe Gott wieder einmal recht wunderbar, daß Sie, theurer Helfer in der Noth, an den Rechten kommen! Ja, ich weiß eine Familie, wie Sie sie suchen. Nun müssen Sie mir aber auch noch ein halb Stündchen gönnen. Ich muß Ihnen die Leidensgeschichte der Familie kurz erzählen!

Der Vater derselben, die aus zwei Kindern und der Mutter, außer ihm, besteht, war Registrator bei der Regierung. Sie wissen, diese Leute sind äußerst dürftig besoldet. Rechnet man Miethе, Nahrung, Kleidung — was bleibt da übrig für Tage der Noth, Krankheit und der Leiden, die ja doch kaum einer Familie ausbleiben? So lange die Kinder klein waren, ging's mit Ach und

Weh; als sie heranwuchsen, blieb das Ach und Weh und es ging nicht mehr. Der Vater war den ganzen, lieben, langen Tag auf der Registratur unter dem Staube seiner Aktenstöße, in einem Theile des Gebäudes, wo es an Licht keinen Ueberfluß und an Feuchtigkeit keinen Mangel gab. Die Mutter arbeitete daheim Tag und Nacht, neben ihrer Hausarbeit, für Andere, namentlich als geschickte, sogenannte „Weisnäherin“, um nur Etwas zu verdienen und der Haushaltung Hilfsquellen zu eröffnen. Sie wissen, bester Herr B. . . , wie in den letzten zehn Jahren, oder daß ich es genauer sage, seit 1847, die Lebensmittel und mit ihnen alle Lebensbedürfnisse im Preise gestiegen sind. Die Besoldung des armen Registrators Koch wuchs um keinen Pfennig, und Gratificationen, wie sie, glaube ich, die Unterstützungen nennen, welche hin und wieder einem Beamten zu Theil werden, blieben alle über dem Registrator hängen. So tief herab kam keine. Mit den steigenden Bedürfnissen verminderten sich die Mittel durch die hohen Preise. Es ging dem Armen, wie mir, wenn ich nämlich ein Kleidungsstück schneiden soll und es fehlt am Zeuge. — Zu helfen war nicht. Es gab schmale Bissen. Fleisch kam wochenlang nicht auf ihren Tisch. Da mehrte sich das Leid in entsetzlichem Maße. Der gute, amtstreue Koch, dessen Sehkraft sich schon seit Jahren fortschreitend vermindert, und der mit stets schärferen Brillen sich helfen zu können glaubte, wurde stockblind — am schwarzen Staar. Er erhielt die Hälfte seines Gehaltes an Pension und wurde in Ruhestand versetzt und Niemand fragte weiter nach ihm. —

Ludwig B. . . hatte aufmerksam und mit wachsender Theilnahme zugehört. Als der Schneider die letzten Sätze mit sinkender Stimme sprach, durchriefelte es eifrig seinen Leib.

Barmherziger Gott! rief er erschüttert aus. — Weiter! weiter!

Ja, sprach Andermatt, wenn das Maß der Leiden noch voll gewesen wäre mit diesem Weh! Aber die Mutter erkrankte und lag Monate lang darnieder! Theurer Herr B. . . , sehen Sie es nicht als ein elendes Selbstlob an, wenn ich es sage — aber es ist wahr — Gott weiß es! — die Familie wäre verhungert, wenn ich sie nicht unterstützt hätte. Nun, was Sie im Großen an mir thaten, das that ich im Kleinen an der Familie Koch. Das waren die Zinsen, die Sie mir nicht abnahmen! Mittlerweile war Mathilde, das älteste der zwei Kinder, herangewachsen; die Mutter genas mit des Herrn gnadenreicher Hülfe, und es kam eine bessere Zeit für die unglückliche Familie. Ich sage, theurer Herr B. . . , wo der liebe Herrgott ein Leiden sendet, da schickt er auch einen helfenden Engel dazu. Hier ist es ein leibhaftiger, an Leib und Seele, vollständig, sage ich Ihnen, und es wären nur Flügel nöthig, dann wäre er fix und fertig; und dieser Engel ist die Tochter, die Mathilde. Trotz alles häuslichen Glends, trotz einer Arbeit, der sie halbe Nächte widmet, blüht das herrliche Mädchen so recht wie ein Röschen und birgt ihre unvergleichliche Schönheit unter dem Laube — das heißt, in der Einsamkeit, und ihre Tugenden kennen und lieben nur Wenige.

Andermatt, Andermatt! rief Ludwig neckend, was würde ihre treffliche Frau zu solcher begeisterten Rede sagen, wenn sie sie hörte?

Hörte? rief der Schneider. Ich wiederhole nur ihre eigenen Worte! Die ist noch um ein Ellenmaß höher begeistert für das Mädchen, als ich, weil sie sie genauer kennt. Noch gestern sagte sie: Andermatt, ich habe mein Lebtag den bezaubernden Schmelz der Seelenreinheit noch nicht auf einem schönern Gesichtchen gesehen. Wenn dies Mädchen nicht glücklich wird, dann, Gott verzeihe mir's, kriege ich Zweifel an seiner Gerechtigkeit. Und — weißt du —

Andermatt stockte.

Na, rief Ludwig B. . . , warum bleiben Ihnen die Worte Ihrer Frau in der Kehle stecken? Heraus damit! —

Ja — wenn Sie's nicht übel nehmen wollen, was so eine plapperige Frau in ihrer Art faselt? sagte er in bittendem Tone.

Am Ende betrifft's gar mich? lachte B. . . ? —

Freilich, fuhr Andermatt fort — stockte aber wieder.

Hat denn Ihre Frau so Böses von mir gesagt? fragte Ludwig B...

Böses? rief Andermatt, b'hüth üs Gott! in seiner heimischen Mundart aus. Von Ihnen Böses? Liebster Herr B..., das ist, und ich schwöre es zu Gott, eine Unmöglichkeit, wenn's eine gibt! Nein, ich will es Ihnen sagen, auch auf die Gefahr hin, daß Sie ärgerlich werden! Nun — weißt du, sagte sie, wenn ich einem Mann auf Gottes weiter Erde dies Juwel, diese Perle, diesen Engel in Menschengestalt, gönnte, so wär' es unser Herr B...! Sie nennt Sie nämlich immer unsern Herrn B...!

Ei, sieh' mal, und das haben Sie mir nicht sagen wollen? Sagen Sie Ihrer Frau, ich danke herzlich für solches Wohlwollen! —

Er schwieg einen Augenblick — dann sagte er: Sie sind aber von der Hauptsache abgekommen!

Sie haben Recht! sagte Andermatt. Zu den mancherlei Sorgen der braven Familie kommt nun noch die, daß der Fritz, der Sohn, in das Alter getreten ist, wo seine Bildungszeit beginnt. Er ist reich begabt von dem Herrn, und — da hapert's denn nun mit dem Schulgelde. Mutter und Tochter nähen den ganzen Tag, ja bis tief in die Nacht, aber so eine „Weißnäherin“ verdient das Wasser kaum, was sie trinkt. Es sind ihrer zu Viele und die heillose Arbeit wird nicht nach Verdienst bezahlt. Da ist denn die Miethse aufgelaufen und — das macht das Auge des schönen Mädchens trübe und die Wangen bleich!

Danke, lieber Andermatt, für die Mittheilung! sagte mit Wärme der junge Mann. Wissen Sie, wieviel sie beträgt?

Seit zwei Jahren steht sie fast ganz, sagte Andermatt, und es sind doch nur zwei Dachstuben und ein Küchlehen, wo man sich kaum umbreihen kann. —

Darnach frage ich ja nicht, sagte Ludwig B... ungeduldig; sondern nach dem Betrage? —

Siebzig Thaler! erwiderte ängstlich Andermatt.

Und die Hausnummer?

Nro. 511, vier Stiegen hoch, Registrator Koch, sagte der Schneider.

Und der Hauseigenthümer?

Markus Hirsch.

Ein Jude?

Ja, aber ein barmherziger, ein Ehrenman, einer, der den Gott seiner Väter im Herzen trägt! Dem die Religion eine Wahrheit ist!

Allen Respekt! und sein Geschäft?

Leinwandhändler.

Sagen Sie mir, Andermatt, kennt mich der Mann wohl persönlich?

Nein, das kann ich Ihnen mit Gewißheit sagen. Ich kaufe viel Futterleinen bei ihm und habe ihm wohl von Ihnen erzählt — da der Mund so leicht von dem übergeht, davon das Herz voll ist, und da hat er oft gesagt: Wenn ich doch den Herrn einmal sähe, daß ich ihn kenne! —

Nun, lieber Andermatt, das Blaudern können Sie wohl bleiben lassen! sagte Ludwig ernst. Sie wissen, ich liebe es einmal durchaus nicht, daß man von mir rede!

Verbleiben lassen? rief Andermatt. Verboten Sie mir Alles, und ich gehorche blind, nur das nicht, daß ich meine Liebe und meine Dankbarkeit gegen Sie —

Stille! rief Ludwig B..., ich habe Ihnen einen Auftrag zu geben! Er trat an sein Pult, zählte Geld, rollte es und reichte es Andermatt. Hier sind die siebenzig Thaler, sagte er. Geben Sie sie dem braven Hirsch, und sagen Sie ihm, er solle die Quittung dem Registrator Koch einhändigen; aber — das sage ich Ihnen, sagen Sie eine einzige Silbe woher das Geld kommt, so kommen Sie mir nicht mehr unter die Augen.

Ich kann schweigen! sagte gerührt der brave Mann, und drückte die Hand, die ihm das Geld gab.

Die Segensgebete werden nicht ausbleiben! sagte er, nahm seinen Hut und wollte gehen.

Andermatt, noch eins! sagte Ludwig B... ernst und mit Nachdruck: Von der Sache darf auch Ihre Frau Nichts wissen!

Ihr Gebot ist mir heilig. Lohn's Ihnen der Herr! Andermatt empfahl sich und ging.

Ludwig B... stand lange am Fenster, dampfte seine Cigarre ungewöhnlich rasch; trommelte mit den Fingern an der Scheibe; ging dann lange Zeit sinnend auf und nieder und warf sich zuletzt in die Ecke seines Sopha's.

Die Worte des Schneiders waren nicht in's Meer gefallen. Sie bewegten wunderbar die Seele des jungen Mannes. Wenn er auch hauptsächlich überlegen wollte, wie er der Familie in der Stille beispringen könne — immer trat das Mädchen wieder vor seine Seele hin. Juwel, Perle, Engel an Leib und Seele! tönte es in seinen Ohren und in seiner Brust. Und mir, mir allein, gönnte die Frau, die so viel auf mich setzt, das Mädchen! Wahrlich, sie muß doch etwas ganz Außerordentliches sein! — Möchte das Mädchen einmal sehen! — Aber wie es anfangen? — Wieder sann er lange nach, — dann schnalzte er mit Daumen und Mittelfinger, und rief: So geht's prächtig! —

Kaspar! rief er zur geöffneten Thüre hinaus, und gleich darauf trat der uralte, treue Diener seines Herrn, das ehrliche Inventarstück aus dem älterlichen Hause, herein und fragte nach des Herrn Befehlen.

Sage, Kaspar, hast du nicht noch einen altmodischen Oberrock von mir, eine Hose und einen Hut, wie man ihn vor etwa vier Jahren trug?

Kaspar besann sich und sagte dann: Ja, Herr, es ist noch so ein Olivengrüner da, den Sie gerne trugen; an Hosens ist kein Mangel und unter einen paar Duzend Hüten können Sie sich einen auswählen.

Geh', guter Alter, und hole die Geschichte. Den Rock und die Hosebürste sauber aus, und die Hüte — wo finde ich die?

Ich glaube in Nr. 14, sagte der Alte und holte den Schlüssel.

Eine Stunde später betrachtete sich Ludwig im Spiegel. Er hatte Uhr und Alles entfernt, was irgend in der Meinung hätte wankend machen können, er sei mehr, denn das, wofür er sich ausgeben wollte, und das war, so hatte er es sich vorgenommen, ein Lehrer an einer der vielen Elementarschulen der Stadt. Seine Kleidung war anständig genug, um dem Stande keine Schande zu machen, nur stand sie einige Jahre hinter dem Schnitte, den grade jetzt die moderne Welt, als den neuesten Englischen oder Pariser liebte.

So trat er denn seine Wanderung an. Es war etwa vier Uhr Mittags, an einem hellen, warmen Julitage. Er schritt, ohne daß ihm ein Bekannter begegnet wäre, der Hausnummer des Leinwandhändlers Markus Hirsch zu.

In den Laden getreten, kam ihm Herr Hirsch, ein alter Mann von dem Aussehen, wie ihn Andermatt geschildert hatte, entgegen und fragte freundlich, ohne alle übermäßige Artigkeit, wie sie sonst belästigend dem Kunden entgegentritt, womit er dienen könne? —

Ich wünsche Hemdentuch, sagte sehr bescheiden Ludwig B..., aber nicht grade das Allerfeinste, so eine kernhafte Sorte, ohne daß es auch grade grob genannt werden könnte.

Hm, ein junger, solider Mann, brummte Hirsch wohlgefällig in den Bart. Haben Recht, Herr, sagte er, das allzufeine Linnen ist nicht dauerhaft. So eine Hausmannsart ist die Beste. Werde sie Ihnen sogleich bringen. Sehr solide! Wahrlich, heututage selten, wo Alles oben hinaus will! Funkseln! Schwindel, klarer Schwindel!

Mit diesen halb zu sich selbst, halb zu Ludwig B... gesprochenen Worten ging er in den Hintergrund des Ladens und brachte ein Stück.

Verstehen Sie sich auf die Waare? Ihr Name, wenn ich bitten darf?

Leopold Vogelmann, sagte Ludwig. Ich muß gestehen, daß ich nicht viel verstehe und mich auf Ihren ehrlichen Rath und guten Namen verlassen muß.

So? sagte Hirsch und sah ihn scharf an. Dann setzte er, grade als ob seine Prüfung zu seiner Zufriedenheit ausgefallen sei, hinzu: Sollen sich nicht täuschen!

Der Preis war billig, der Handel schnell fertig.

Auffallend war es Hirsch, daß der junge Mann bezahlte.

Er strich das Geld ein und dankte. Ihr Stand, wenn ich fragen darf?

Lehrer, sagte Ludwig.

Schön, Herr Lehrer. Habe Gefallen an Ihnen. Bezahlen, das thun nicht alle jungen Leute.

Ich trage Nichts, was ich nicht zahle und kaufe Nichts ohne Geld.

Bei meiner Seele, ein selbner Vogel, Herr Vogelmann! sagte Hirsch. Sehr brav! Werden in der Welt zu Etwas kommen. Ist der rechte Weg dazu! Schuld — Ungeduld! Ha, ha, ha! lachte er. Darnach fragt man heutzutage nicht mehr. Glauben Sie mir, Unserer lernt die Sinnesart der Leute kennen! Dugendweise, auf Ehre, Dugendweise!

Glaub's, sagte Ludwig abbrechend. Herr Hirsch, sagte er dann; ich bin fremd hier und weiß keine Gelegenheit, wo man die Hemden gut gemacht bekommt. Vielleicht hätten Sie die Güte —

Richtig, sagte er. Freut mich. Kann Ihnen hier im Hause dienen. Prächtige Arbeit. Brave Leute!

Wo finde ich diese?

Will Sie selbst hinführen! Rasaul, rief er einem jungen Manne. Gib Acht. Ich gehe mit dem Herrn hinauf!

Sie stiegen bis ins vierte Stockwerk des Hauses.

Hier klopfte Hirsch an eine Thüre und sie traten ein.

Ein kleines Zimmer, aber hell und freundlich, that sich auf. Die Geräthe waren einfach, sehr einfach, alt und hinfällig, aber es herrschte eine Sauberkeit, eine Ordnung überall, die Einen anheimelte. In einem alten Lehnstuhle, wie man sie vor fünfzig und mehr Jahren in Bürgerhäusern fand und wohl auf dem Lande noch hin und wieder findet, saß in einem reinlichen, aber vielfach geflickten Schlafrocke ein alter Mann mit dem Ausdruck des Blinden im Antlitz.

Hirsch grüßte und der Alte erhob sich zum Empfange.

Bleiben Sie doch sitzen, Herr Registrator, bat Hirsch, sprang hin und drückte ihn sanft in den Lehnstuhl zurück.

Sie sind so freundlich, Herr Hirsch, sagte er; aber, wenn mich mein Gehör nicht getäuscht hat, so sind Sie nicht allein. —

Der Herr Lehrer Vogelmann nimmt's Ihnen nicht übel. Der ist, wie ich vermuthete, so Einer, der die Flausen nicht liebt. Nicht wahr?

Ich muß sehr bitten, sagte Ludwig, daß der Herr Registrator auf mich keine Rücksicht nehme!

Bravo! sagte Hirsch, ihm vertraulich auf die Achsel klopfend.

In diesem Augenblicke öffnete sich, grade Ludwig gegenüber, eine Thür und in derselben erschien eine jugendliche Mädchengestalt. Unbefangen grüßte sie, Hirsch aber reichte sie die Hand. Man sah, der Alte stand gut mit den Miethsleuten.

Ludwigs Auge ruhte auf dem Mädchen. Ja, sprach er in sich hinein, das ist eine Perle!

Sie war von mittlerer Größe und schöner Gestalt; aber das Köpfchen war wirklich engelschön; Ludwig mußte es sich gestehen, ein lieblicheres Wesen hatte er nie gesehen, und die Reinheit der Seele leuchtete aus den großen, blauen Augen — ja aus jedem Zuge.

Ich bringe einen Kunden, sagte Hirsch. Herr Lehrer Vogelmann von hier. Er möchte ein Duzend Hemden gemacht haben. Hat das Tuch eben bei mir ge-

kauft. Ist noch fremd hier. Hat mich um Nachweisung, wo sie tüchtig gemacht würden. Besehen Sie einmal das Tuch, Mathildchen.

Er nahm das Packet aus Ludwigs Hand, machte es auf und zeigte es ihr. Hat sich auf mich verlassen. Verstehst Nichts von der Waare. Natürlich!

Ist nicht anders zu erwarten. Was meinen Sie? —

Das Mädchen prüfte das Tuch und sagte mit einer melodischen Stimme: Es ist ein gutes, schönes Gespinnste!

Hören Sie's, Herr Vogelmann? rief er. Fräulein Mathildchen stunkert nicht. Ist reine Wahrheit, was sie sagt! rief vergnüglich Hirsch.

Sie wandte sich erröthend zu Ludwig. Wünschen Sie die Hemden bald? Ich eile damit nicht sehr, sagte er. Wann denken Sie? —

Ist Ihnen die Frist von sechs Wochen nicht zu lange? fragte sie.

Nein, erwiderte Ludwig, in ihr Anschauen versunken.

Darüber trat eine ältliche, freundliche Frau ein. Es war die Mutter. Auch sie besah und lobte das Tuch.

Aber, sagte die Mutter, ein Maßhemde müßten wir uns doch ausbitten! —

Ich wette darauf, das hat Herr Vogelmann nicht bedacht! rief lachend Hirsch aus. Männerart! Verstehen Nichts von dergleichen.

Sie hätten jedenfalls die Wette gewonnen! sagte Ludwig, denn es sind die ersten Hemden, die ich selbst mit bestelle.

Richtig, bemerkte Hirsch, früher hat's die Mutter besorgt. Kann's denken! Haben sie bloß angezogen. Hab's früher auch so gemacht. Ist überall dieselbe Geschichte. —

Darf ich mir erlauben, es morgen selbst zu bringen — ich — wohne zu weit weg, um es heute noch zu können. Darf ich um diese Stunde? —

Gewiß, erwiderte die Mutter, wenn Sie die Güte haben wollen? Und wie sollen sie gezeichnet werden?

L. V. sagte Ludwig.

Er wäre gerne noch geblieben, aber der alte Hirsch sagte: Abgemacht? Dann guten Abend!

Ludwig empfahl sich und sie stiegen wieder die vier Treppen hinab.

Unten angekommen, sagte Ludwig: Das scheint eine glückliche Familie. Es lag in ihren Zügen eine so selige Heiterkeit! —

Glücklich? rief Hirsch. Herr, weit gefehlt! Kummer und Sorge gehen mit ihnen schlafen und stehen mit ihnen auf; aber der alte Gott in Israel lebt noch und sendet dem Frommen bisweilen eine Taube mit dem Delblatt. Hören Sie: Die Armen, denn arm sind sie wie Job, aber auch schlicht und recht, wie er, waren mir zwei Jahre Miethe schuldig. Nun, lieber Herr Vogelmann, der alte Hirsch hat ein Herz, und Gott weiß, ich wollte es ihnen streichen, da kommt heute Morgen der Herr Schneidermeister Andermatt, ein frommer, treuer Mann, Gott segne ihn! Der bringt mir von unbekannter Hand die Miethe bei Heller und Pfennig und verlangt, daß ich ihnen die Quittung bringe. Herr, wer war schneller fertig damit, als ich? Und wie ich hinaufeile und sie ihnen vorlege, da hätten Sie sollen Zeuge eines Glückes sein! Das Herz jauchzt mir jetzt noch in der Brust! Das Mädchen stand todtbleich da und faltete die Hände vor der Brust und die Thränen perlten über die schönen Wangen; aber Nichts hat mich tiefer erschütteret, als die Thränen des Blinden. Keins konnte reden und der alte Hirsch weinte mit. Gott segne den, der mir den Berg von der Seele gewälzt hat! sagte der Blinde. Amen! Amen! riefen Mutter und Kind und Mathilde schlug ihre Augen zum Himmel auf mit einem Ausdrucke, Herr, so Etwas sah ich nie! Und die Heiterkeit ist das Abendroth dieser Freude. Und auch ich sage: Gott segne den, der sich solcher Armuth erbarmt hat. Eine würdigere gibt's nicht!

Ludwig war ergriffen im Grunde seiner Seele. Er drückte Hirsch's Hand und eilte hinweg; aber in seiner Seele wogte es von mancherlei Gedanken und Empfindungen, die jedoch alle wohlthuend waren.

III.

Ludwig B... war wieder bei Registrators gewesen, hatte das Musterhemde hingbracht, das indessen von einer Feinheit war, die sowohl Mutter und Tochter, als den alten Hirsch irre machte; doch löste Hirsch, der den jungen Mann verwunderlich lieb gewonnen, das Räthsel dadurch, daß er meinte: Wird wohl so ein paar Sonntagshemden haben, und wollte Ihnen doch kein zerrissenes bringen! Wissen Sie, die jungen Leute machen's so; dennoch halte ich den Lehrer Vogelmann für einen durch und durch wackern Menschen.

Das glaubten auch die Kochs, besonders Mathilde, die, seit der so bescheidene und lebenswürdige junge Mann wieder dagewesen war, gar oft an ihn denken mußte. Sie freute sich, ihn wiederzusehen, denn er hatte mit einiger Verwirrung gesagt, wenn sie es erlaube, so werde er die Hemden selbst holen, — er — habe — Niemanden — hatte er zögernd und mit nieberge schlagenem Blicke gesagt, den er senden könne und möchte. Das war zu seines Herzens Freude zugesagt worden. —

Der alte Kaspar zu Hause wußte gar nicht, was er aus seinem jungen Herrn machen sollte. Der war gar nicht mehr wie sonst.

Nimm nur ja den alten Anzug in Acht! hatte er gesagt. Und seitdem er ihn zweimal getragen, war er selbst von Grund aus ein Anderer geworden. Er blieb zu Hause, und sonst war er häufig ausgegangen. Er ließ zweimal schon den ihn besuchen wollenden Freunden sagen, er sei abwesend. Er saß in der Sophaecde mit geschlossenen Augen, und schlief doch nicht. Er stützte den Kopf auf, als habe er Kopfsweh, und wenn er ihn besorgnißvoll fragte, versicherte er ihn, er sei so gesund, wie ein Fisch im Wasser. So Etwas hatte Kaspar an seinem Herrn noch nicht erlebt.

Item, sagte Kaspar endlich, nachdem das so acht Tage gedauert: wenn er nicht verliebt ist, so begreif's, wer's kann! Aber am Ende glaub' ich das! —

Damit hatte der alte, treue Diener den Nagel auf den Kopf getroffen.

Mathilde Koch hatte diese Veränderung in dem jungen Manne hervorgebracht. Nie hatte ein Mädchen solchen Eindruck auf ihn gemacht, wie dieses Mädchen. Und jetzt fiel's ihm auf's Herz, daß er sie getäuscht. Der Gedanke quälte und marterte ihn. Daß er nur sie zur Gattin sich wählen würde, damit war er im Klaren; aber sie? Hatte sie nicht schon vielleicht Einem ihr Herz geschenkt? Wem sollte er sich mittheilen? Wie sollte er seine Sache anfangen? Er war völlig rathlos.

Da trat der ehrliche Andermatt mit dem Kleide ein, das er bestellt. Es war trefflich, und als es Ludwig bezahlt, schien's, als habe der Schneider noch Etwas auf dem Herzen.

Sehen Sie sich, Andermatt, sagte Ludwig; ich habe Zeit, und es scheint mir, daß Sie noch Etwas auf dem Herzen haben? —

Freilich, sagte Andermatt, drum bringe ich das Kleid selbst.

Nun, so fangen Sie an!

Ja, wo soll ich denn eigentlich anfangen? sagte der Schneider und sein Gesicht strahlte vor Freude. Borerst denn, von der Miete für die Armen, die Sie beglückt. Der treue Hirsch erzählte mir's und ich sage Ihnen, die hellen Thränen sind mir über die Wangen gerollt. Das ist einmal wieder ein Segen für Sie! Er erzählte nun, was Ludwig schon wußte und fast mit den Worten des alten Hirsch. Wenige Tage drauf, fuhr er fort, kam meine Frau zu Hirsch, um Tuch zu Futter zu kaufen, da wir Alles bei dem wackeren Manne nehmen.

Hören Sie einmal, Frau Andermatt, hob der alte Strudler an, kennen Sie nicht einen jungen Lehrer Namens Vogelmann?

Nein, sagte meine Frau; aber warum fragen Sie nach dem so eifrig, Herr Hirsch? —

Kuriose Geschichte! sagte er. Sehr kurios! Kommt da ein junger Mensch, ein prächtiger Mensch, ehrlich, solid, bescheiden — und ein bildhübscher Mensch,

sag' ich Ihnen, Frau Andermatt, und kauft Hemdentuch, tüchtiges, das einen Puff aushalten kann. Bezahlt's gleich. Fragt nach einer soliden Näherin. Können sich denken, daß ich ihn zu Kochs führe. — Sehr anständig! Fast blöde dem hübschen Mathildchen gegenüber! Hat aber kein Maßhemde. Kommt wieder. Bringt's selbst! Aber das ist von einer Leinwand, die so weit über der Kasse eines Lehrers ist, wie der Himmel über der Erde. Ich müßte mit Blindheit geschlagen sein, wenn's nicht aus meinem Laden ist, das Feinste, was ich führe. Wer hat's gekauft? Ich sinne, ich sehe im Buche nach. Niemand anders, als — Frau Andermatt! — Damals sagten Sie, Sie kauften es für einen sehr reichen, angesehenen, jungen Mann, der Ihnen edel auf die Beine geholten; aber den Namen nannten Sie nicht. Das Hemde ist L. V. gezeichnet.

Wie sah er denn aus? fragte meine Frau, die schon halb und halb auf der Fährte zu sein glaubte.

Der ehrliche Hebräer hatte scharf beobachtet. Er beschrieb Sie, Herr B. . . , so treu, wie kaum ein Spiegel Ihr Bild wiedergeben kann.

Wie war er denn gekleidet? fragte meine Frau.

Der Rock war olivengrün, fein, aber altmodisch. Vor vier, fünf Jahren trug man sich so. Hab' auch noch einen olivengrünen aus jener Zeit, erzählt Hirsch; die Beinkleider hellgrau und der Hut altmodisch, wie damals man sie trug. Mir fiel das nicht auf. Sagte, er sei ein Lehrer; bezahlte blank. Sehr solide, sag' ich Ihnen! der Mensch gefiel mir — aber — es steckt etwas dahinter, das sag' ich. Ihr Mann bringt mir das Miethegeld von einem K. J. Z. Da rath' Einer! Aber wenn der nicht in dem Olivengrünen steckt, so — hat der alte Hirsch einen Bock geschossen, so groß, als er je einen schoß, und wenn Sie da nicht drum wissen, so will ich ein Esel sein! Hab's so an meinen fünf Fingern abklavirt. He! Reden Sie Mal!

Meine Frau lacht hell auf und sagt, sie kenne keinen Lehrer Vogelmann; sie betheuert, vollkommen wahr, sie wisse Nichts von der bezahlten Miethe und könne sich in die Person und Kleidung nicht finden.

Da steht der Alte ernst und betroffen da. Er glaubt meiner Frau. Ach, sagt er, wenn's nur nicht so ein Streich ist, der dem lieben Kinde gilt und auf Vöberei hinausläuft!

Da wird auch meine Frau betroffen. Endlich sagt sie: Schicken Sie die Waaren nach Hause. Ich will selbst einmal das feine Hemde ansehen! Vielleicht! —

Sie wissen, theurer Herr B. . . , daß Ihnen seit Jahren meine Frau die Hemden kauft und bei Kochs machen läßt, denn sie ist eine Freundin der Frau Koch aus der Jugend her, obgleich Frau Koch älter ist, als sie.

Beim Eintreten meiner Frau richteten sich Beide Augen freudig auf sie. Gut, daß du kommst, Binde, sagt lebhaft Frau Koch und erzählt ihr die Geschichte. Sieh, schließt sie, wir haben vor etwa zwei Jahren das Hemde hier gemacht. Du bestelltest damals die Hemden für einen reichen jungen Mann, den Ihr, Du und dein Mann, als einen halben oder ganzen Engel prieset, und nun kommt der junge Lehrer Vogelmann, der den Eindruck einer grundehrlichen Seele auf uns macht, bringt das Hemde, sagt, es wäre fein, bestellt ein Dugend, aber von tüchtiger, derber Mittelsorte, wie sie für einen jungen Mann seines Standes eber paßt, als diese super—superfeinen. Er will sie auch gerade so gezeichnet haben, weil er Leopold Vogelmann heiße, und dein Auftragegeber hieß, wenn wir nicht irren, Ludwig B. . . ! Da hilf einmal das Räthsel lösen.

Meine Frau besteht das Hemde. Es ist Ihr Hemde, daran kann kein Mensch sie irre machen und — Sie haben in dem altmodischen Anzuge gesteckt und sich Leopold Vogelmann genannt! Irren wir?

Ich hoffe, sagte Ludwig B. . . mit glühendem Gesichte und peinlicher Verlegenheit, Ihre Frau hat mich nicht bloßgestellt?

Also richtig? rief Andermatt, der mit dem ganzen Gesichte lachte. Nein, fuhr er dann fort. Meine Frau hat's hinter den Ohren! Die sagt leise in sich

hinein: das Alles gilt dem schönen Mathildchen! Aber davon läßt sie nichts merken; vielmehr lacht sie hell auf. Beide, Mathilde und die Mutter, blickten sie betroffen an, weil sie ihr Lachen nicht begreifen. Ich muß herzlich lachen, sagt sie, daß Sie über eine Sache grübeln, die am Ende so durch und durch einfach ist. Die gleichen Buchstaben haben ohne Zweifel die Wäscherin zu dem Vertauschen gebracht. Die beiden jungen Männer sind Junggesellen, die solche Dinge übersehen und — da haben Sie die Lösung!

Vortrefflich! rief Ludwig W..., und athmete freier. Und damit war die Geschichte wohl am Ende? fragte er.

Freilich, und zwar bei Kochs und dem alten Hirsch, sagte Andermatt, aber bei uns nicht; denn meine Frau lebt und stirbt darauf, Sie hätten eine kleine Mummerei gespielt, um — das gerühmte treffliche Mädchen zu sehen, das sonst zu sehen kaum gelingen möchte.

Ludwig W... lachte hell auf. „Weiberlist — geht über Alles, wie Ihr wißt!“ rief er aus. Das hat Ihre Frau prächtig gemacht, aber ich sitze bis an die Ohren in der Verlegenheit!

Wie so? fragte Andermatt, nicht ohne ein schalkiges Lächeln, denn er hatte den jungen Mann scharf beobachtet.

Der Schwieg eine Weile, sichtlich mit sich selbst kämpfend. Endlich sagte er: Guter Andermatt, Sie sind, das darf ich sagen, mein einziger Vertrauter! Sie müssen mir aus der Geschichte helfen! Ehrlich gestanden, bin ich — verliebt bis über die Ohren. — Sie haben Recht: das Mädchen ist ein Juwel, eine Perle, ein Engel in Menschengestalt. Sie — soll — mein Weib werden, wenn ich irgendje mich verheirathe!

Andermatt faltete seine Hände und seine Lippe zitterte. Gott, welche gnädige Führung! rief er aus. Die zwei besten Menschen, die ich kenne — ein Paar! Das gibt eine im Himmel geschlossene Ehe!

So weit sind wir noch nicht, sagte kleinlaut Ludwig W... Wer weiß, ob nicht das Mädchen ihr Herz verschenkt hat. Könnten Sie dahinter kommen? Ich zweifle, sagte Andermatt; aber dafür ist freilich keine Bürgschaft zu leisten. Darf ich Alles meiner Frau sagen?

Alles; aber, lieber Andermatt, empfehlen Sie ihr alle Vorsicht, alle Schonung, die ich in Anspruch zu nehmen habe!

O verlassen Sie sich einmal blind auf das Fundament in unsern Herzen! sagte der treue Mensch.

Gut, erwiderte Ludwig; aber dann gehen Sie und bringen Sie mir bald Kunde. Ich erwarte Sie mit Sehnsucht.

Andermatt ging, aber schon wenige Tage später kam er mit sehr ernstem Gesichte wieder, mit einem Gesichte, welches Ludwig mit Beben erfüllte.

Leider, hob Andermatt an, haben Sie einen gefährlichen Nebenbuhler, — und — Ludwig erbleichte.

Wen? fragte er fast zitternd.

Den Lehrer Leopold Vogelmann! rief Andermatt hell auflachend aus, und daran sind Sie selber Schuld. Sie mögen zusehen, wie Sie ihn ausstechen!

Andermatt, sind Sie verrückt? rief Ludwig aufspringend. Wie können Sie Scherz treiben, wo es sich um das Glück meines Lebens handelt?

Scherz? Verzeihe Ihnen Gott die Sünde, daß Sie mir das zutrauen! Nein, es ist Wahrheit! Meine Frau sondirte das offene, harmlose Kind; brachte die Rede auf den Herrn Leopold Vogelmann, und sie mußte keine Frau sein, die ein reines Mädchenherz beurtheilen kann, wenn sie nicht aus der Wärme, womit das Mädchen von ihm sprach, hätte herausfinden sollen, wie es stand. Nun neckte sie Mathilden, und ihr Erröthen sagte noch mehr. Endlich sagte sie ernst: Nun, liebes Mathildchen, wenn dann nun der Herr Vogelmann käme und sagte: Kind, ich habe dich lieb; willst du mir Herz und Hand geben für den Gang durch's Leben? Was würdest du thun?

Ich würde von Herzen Ja sagen! war die Antwort, die sie der mütterlichen Freundin gab, aber dabei beugte sie ihr erglühendes Gesicht auf ihre Schulter, brach in Thränen aus und sagte leise: Ach, theure Frau Andermatt, Sie haben mir da ein Geständniß abgelockt, das ich der Mutter nicht würde gemacht haben! Bitte Sie um Gottes willen, bewahren Sie das Geheimniß!

Darf ich es ihm nicht sagen? fragte lächelnd meine Frau das in seinem Innersten bewegte Mädchen.

Sie erbleichte und zitterte. Ihm? rief sie aus. Was denken Sie? Kennen Sie ihn denn? Ja, ich kenne ihn, sagt da meine Frau. Ich weiß, daß er dich lieb hat. Er ist ein edler Mensch, der deine Liebe verdient. Ihm, ihm allein gönne ich dich!

Da wurde das Mädchen schier ohnmächtig, und nur mit vieler Mühe konnte sie meine Frau beruhigen.

Victoria! rief voll seliger Freude Ludwig aus. Victoria! Ich Glücklicher auf Erden!

Plötzlich aber trat er wieder vor Andermatt hin und sagte: Aber lieber Andermatt, wie soll sich das Alles lösen? Wie soll ich meine Täuscherei lösen?

Da hat der liebe Gott besser gesorgt als Sie, und als Sie es gekonnt hätten. Hören Sie nur weiter. Als meine Frau bei Mathilden war, hatte sie eine Zeit gewählt, die besser nicht gewählt werden konnte. Frau Koch war zu Markte gegangen, und der Blinde hatte sich auf sein Bett gelegt. Sie war mit ihr allein. Da stolpert plötzlich der alte Hirsch herein.

Weiß Gott, ruft er aus, und läßt sich fast athemlos auf einen Stuhl fallen; weiß Gott, ich bin kapitaltoll! Es schwindelt mir! Komme eben auf die Hauptstraße, wo der reiche Herr B... wohnt; da kommt der leibhaftige Herr Vogelmann aus dessen Hause heraus, aber der ist jetzt ein feiner Herr, prachtwoll gekleidet! — Vornehm! Hui, wie sah der aus!

Ich stehe starr. Da sieht er mich — thut aber, als kennte er mich nicht und geht seines Weges, ohne zurück zu sehen. Aber er war's! Ich will nicht Marcus Hirsch sein, wenn er's nicht leibhaftig war. Neben an ihm wohnt ein Kaufmann in kurzen Waaren, der in der Thüre steht, und der mich kennt. Lieber Hirsch, ruft er mir zu, Sie stehen ja da, wie Loths Weib weiland. Was ist Ihnen denn passiert?

Nichts, sag' ich, Herr Wallner, gar Nichts; aber kennen Sie den jungen Herrn, der da eben aus der Thüre trat?

Sind Sie denn toll, lieber Hirsch? lacht der Mann. Das ist ja mein braver Herr Nachbar, der reiche Herr Ludwig B..., ein vor trefflicher Mensch! Wissen Sie denn nichts von der Geschichte der Wette im Russischen Hofe? — Ich schüttelte stumm den Kopf, denn mir brummt im Kopfe und es faust mir in den Ohren. Er erzählt mir die Geschichte. — Sie lächeln, Frau Andermatt, wissen Sie davon?

Freilich, sagt meine Frau, und theilt nun Alles mit, was sie weiß.

Ku! ruft Hirsch, so weiß ich, was ich weiß! Punktum! Und ich sage Nichts weiter! Will stumm sein, wie ein Fisch! Aber — aber —

Ist auch gar nicht nöthig, sagte meine Frau darauf; aber das will ich Ihnen noch sagen, daß Sie recht gesehen haben, und daß der Lehrer Vogelmann und der junge Herr B... Eine und dieselbe Person ist!

Hirsch saß mit offenem Munde da.

Allmächtiger Gott! rief Mathildchen und wurde kreidebleich. Nun ist's Zeit, dachte meine Frau, und sagt's ehrlich, warum Sie sich maskirt; redet mit übersprudelnder Liebe und Dankbarkeit von Ihrer Gesinnung, Ihrem Herzen; Sie haben keinen bessern Advokaten in der Welt, als die! Endlich kommt die Mutter und auch ihr wird alles erzählt. Kurz, meine Frau hat den Boden so zubereitet, daß Sie nun nichts weiter zu thun haben, als hinzugehen, und um des Mädchens Herz und Hand zu werben. Das Ja wird, wie Sie einsehen, nicht fehlen. Der

Bogelmann wird so artig sein, und Herrn B... den Platz räumen und das Gebet meiner Frau wird wahr und ihr schönster Traum, den sie mir erzählte; sie hat nämlich Sie und Mathildchen am Altare stehen sehen und gehört, wie der Geistliche sprach: was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden!

IV.

Es war etwa vier Wochen später, da fuhren drei Wagen zum Thore hinaus. Im ersten saß das glückliche Brautpaar, im zweiten die beiden Aeltern Mathildens und Carl B.....; im dritten Andermatt, seine Frau und der alte Hirsch. Freude strahlte von allen Gesichtern. Die Fahrt ging nach einem Dorfe, das etwa eine Stunde Weges von der Stadt entfernt lag. Der Pfarrer war ein Verwandter Kochs, der es sich ausgehalten, Ludwig und Mathilden zu trauen. Am Pfarrhause hielten die Wagen, und kurz nach der Ankunft ging der Zug zur Kirche.

Nach der Trauung nahmen Alle ein einfaches Mahl im Gasthose ein und Carl B..... ergriff am Schlusse sein Glas und brachte der Wette und dem Schwarzbrod einen Trinkspruch voll heiterer Laune, denn, sagte er, ohne diese Beide sähen wir das glückliche Gattenpaar nicht vor uns.

Nicht doch, sagte der ehrwürdige Pfarrer. In der Hand des Herrn liegen unsre Geschicke. Wunderbar ordnet seine Hand das Gewebe. Wir sehen nur, was vor Augen ist, aber in die Geheimnisse seines Rathschlusses bringt kein Menschenauge. Er führt die Seinen wunderbarlich, aber Alles herrlich hinaus. Ihm sei die Ehre! Wenn jemals von einer Ehe gesagt werden kann, sie sei im Himmel geschlossen, so ist es diese. Auf ihr wird des Herrn Segen ruhen!

Das walte Gott! sagte aus tiefster Seele der Blinde, indem er die lichtlosen, aber mit Freuden- und Dankfesthären gefüllten Augen gen Himmel richtete. Nach Tische reiste das junge Paar, begleitet von Aller Segenswünschen, ab, um sechs Wochen wegzubleiben.

Und in der Zeit richtete Andermatt Ludwig B...s Haus ein, schön, aber durchaus einfach. So wollte es die sinnige junge Frau, und die alten Kochs bezogen es gleich und hauseten mit dem glücklichen alten Kaspar, der neu auslebte.

Und was der Pfarrer prophezeihend gesagt, das ist bis heute noch eine volle Wahrheit, und wird's auch bleiben, und Ludwig B... segnet die Wette, die ihm, wie er sagt, ein Juwel, eine Perle, einen Engel in Menschengestalt zur Lebensgefährtin gebracht.

Das Beste aber an dieser Geschichte ist das, daß sie nicht erfunden, nicht erdichtet, sondern daß sie eine volle Wahrheit ist.

Leben in Irland,

Von G. Heusinger.

Mit einer Abbildung.

Irland ist ein ebenso fruchtbares als an Naturschönheiten wundervoll ausgestattetes Land. Es ist reich an üppigen Saatfeldern, um die Menschen zu ernähren und an Wiesen und Weiden zur Unterhaltung zahlreicher Viehheerden. Die Erde birgt von Erzen und Kohlen ergiebige Lager in ihrem Schooße; große Landseen von Bergen umschlossen, deren Hüpter sich zu den Wolken erheben, sind ergiebig an Fischen wie kein anderes Land. Zahlreiche Flüsse, zu deren Spiegel sich in sanfter Abdachung die grünen Matten hinabziehen, auf denen, umgeben von herrlichen Anlagen, die prachtvollen Landhäuser und Schlösser des hohen Adels englischen Ursprungs stolz und beherrschend ins Land hernieberglänzen, strömen breit und tief durch das Königreich, um Schiffe mit Waaren vom Meere ins Land, und wiederum



Lithog. Anstalt von F.C. Klumpp in Frankfurt a/M.

Zu: Heusinger Leben in Irland.

andere, mit Landeserzeugnissen befrachtet, hinauszutragen. Die Natur hat dort Alles gethan, um den Bewohnern zu geben, was sie bedürfen; und dennoch ist die eigentliche Bevölkerung (die katholische) zum größten Theil so unglücklich und elend, wie — etwa die Bewohner eines Theiles von Polen ausgenommen — kein anderes christliches Volk in Europa.

Die allerwenigsten, eigentlich wohl keine unter den Landleuten besitzende eigene Länderei. Man würde sie alle zusammen, nach ihrer äußeren Erscheinung, für Bettlerhorden, wenn nicht noch für etwas Schlimmeres, halten, wenn man nicht wüßte, daß sie Pächter, allerdings die letzten eines Ackerpächters wären, der in zweiter Reihe der Pächter des ersten Pächters ist, der aus erster Hand unabsehbare Ackerflächen mit dem ganzen Zubehör an Wiesen, Wald, Torfmooren und anderen Nuzungen in Erb- oder Zeitpacht hat.

Die meisten Dörfer bestehen aus einer Reihe elender Hütten, die in einem schreienden Widerspruch stehen zu den schimmernden Palästen der stolzen Herren des meilenweit sich erstreckenden Grund und Bodens. Plumpe, ungetünchte Lehmwände unter einem Dache von modernem Stroh, das ganz mit grünem Moos und Hauswurzeln überzogen ist, mit einer niedrigen Doppeltür aus eilichen schlecht zusammengefügtten Brettern, die weitklaffende Spalten haben, statt des Schlosses mit einem unförmlichen hölzernen Riegel versehen; niedrige Fenster, halb im Rahmen verschoben, deren wenige noch übrige Glasscheiben von Rauch, Staub und Sonnenbrand dunkelgefärbt, mit schmutzigen Lumpen fast verhängt sind, die als Verstopfungsmittel der zahlreichen Löcher, Fugen und Ritze dienen, ohne Wind und Wetter in der bösen Jahreszeit ganz absperrern zu können, — das etwa ist das äußere Bild einer solchen ländlichen Wohnung, dem das Innere derselben vollkommen entspricht.

Ähnlich sind die Hütten der einzeln wohnenden kleinen Pächter. Das Gehöft, von grünen Lachen umgeben, in dem sich Morgens die jungen Schweine wälzen, wenn sie den nächtlichen Aufenthalt verlassen, der kaum durch einen schlechten Bretterverschlag von den Menschen geschieden ist, liegt entweder innerhalb eines rohen Erdwalles, oder in einer aus neben einander gestellten Dornen oder Stechpalmenbündeln bestehenden Einfriedigung. Durch die zahlreichen Lücken erblickt man in der Regel einen sehr mangelhaften zweirädrigen Karren, einige unvollständige Ackerwerkzeuge, und einen kleinen Vorrath von Torf, der so wenig als die anderen Gegenstände bei einem Vorübergehenden, selbst bei dem armsteligsten Schnapphahn zur näheren Beschauung die Lust erwecken kann.

Es gibt in Irland viele Männer, in deren Adern das Blut der ältesten Landesgeschlechter fließt, die ihr Leben als Pächter auf einem kleinen Grundstücke fristen, welches zu den umfangreichen Besitzungen gehört, die von englischen Königen und deren Befehlshabern ihren mächtigen Vorfahren einst entrißen wurden. Zeit und Glend sind nicht im Stande gewesen, die Zeichen ihrer edlen Abkunft von der hohen Stirn und aus den stahlblickenden Augen zu verwischen. Sie tragen ihr Loos, und hoffen fortwährend, indem sie ihr Sehnen nach Freiheit hinter schlauer Demuth verbergen, auf bessere Zukunft, doch eine Zeit weniger ruhig wie die andere. Unter ihren Töchtern sieht man schöne schlanke Mädchen mit kühnem Blick, wie man sie auf den alten Familienbildern der O'Neill, der O'Donnel, und anderer altberühmten Geschlechter sehen kann, deren Stammbäume man in den alten Adelsregistern zu Dublin, aber auch in Chroniken findet, die in den Sammlungen manches unscheinbaren ehemaligen Klosterkirchleins zu werthvollen geschichtlichen Entdeckungen geführt haben, wie z. B. in der zu St. Grelan in der Grafschaft, wo sich eine der ältesten Niederlassung der Jesuiten befand, deren Nachfolger bis auf die heutige Zeit bald offen, bald im Stillen große Wunder bewirkten. Diese Mädchen aber von so edler Gestalt, deren Schönheit noch gehoben wird durch einen gewissen trauernden Zug, mit dem sie alle geboren werden, die in ihren ursprünglichen Verhältnissen der höchsten Gesellschaft zur Zierde gereicht haben würden, verdienen häufig ihr Brod als Wäscherinnen, als Marke-

tenderinnen, als Nähmädchen und noch auf schlimmere Weise. Es ist vorgekommen, daß solche Jungfrauen albedeler Herkunft einem jungen reichen Wüstling, dessen Liebeschwüren sie vertrauend Glauben schenkten, das Messer in die Brust stießen, als er die ihnen bereitete schmachtvolle Täuschung mit Geld bezahlen wollte.

In Irland sieht man aber auch obdachlos wandernde Familien, die, vom harten Zehntherrn aus den Hütten getrieben, ihre Zuflucht in Erdhöhlen nehmen, wenn sie das schlechte Wetter zu früh überrascht. Sie sind glücklich, wenn sie dort Schutz gegen den Sturmwind und den strömenden Regen finden, oder wenn die Natur, mitleidiger als die Menschen, die Höhle durch einen festen Schneewall im Winter schirmt. Aber das Herz des Reisenden krampft zusammen, wenn er sieht, wie eine Schaar zitternder Kinder, deren Blöße nur dürftig durch Fetzen von Kleidungsstücken bedeckt ist, vor dem Eingange des Loches, welches ihnen und den kranken, nicht selten blinden Eltern zum Aufenthalt dient, die abgemagerten Händchen, um Barmherzigkeit flehend, dem Vorüberziehenden entgegenstrecken. Welche Freude, welcher Dank von ihnen für die kleinste Silbermünze! Wenn man auch ihr irisches Patois nicht versteht, so erkennt man doch aus ihren thränenfeuchten, zum Himmel gerichteten Blicken, daß sie noch an einen Gott glauben, denn sonst könnten sie und tausende von Menschen in Irland nicht länger leben.

In St. Patrick's *) grünem Lande vergift man Vieles, selbst eigenen großen Kummer, wenn man sieht, wie es darin hergeht, oder wenn man den geschichtlichen Faden einer der vielen von ihrer früheren Größe herabgesunkenen Familien durch einen glücklichen Zufall zum weitem Verfolgen in die Hand bekommt.

Alles auf der Welt ist eitel! Diesen Spruch des weisen Königs Salomon hatte ich in meiner Jugend wohl oft vernommen. Der Worte Bedeutung aber habe ich erst dann wahrhaft begriffen, als ich mit dem alten Sam O'Brien, einem halb wahnsinnigen Harfner, Bekanntschaft gemacht hatte.

Wer ist Sam O'Brien? So fragst du lieber Leser. Nun gib acht! Du wirst es im Folgenden zu deiner Verwunderung erfahren.

Der trotz seines hohen Alters damals noch recht aufrecht stehende Greis, der die Bettlerlumpen, in welche sich die zwar abgemagerte, aber Ehrfurcht einflößende Gestalt eingehüllt hatte, für die Ueberreste des Fürstenmantels seines Ahnherrn hielt, stammte nach Mittheilungen wohlunterrichteter Personen, zu denen auch der Caplan von Tallomore gehörte, in gerader Linie von den Tieg O'Brien's ab, die einst mit königlicher Gewalt über die Inseln von Arran herrschte.

Sam's Urahn war noch mit den seinem hohen Range gebührenden Ehren unter dem Vorantritt von zwölf Klageweibern und mit einem Gefolge von hundert berittenen Pächtern und Bauern in der Erbgruft zu Tromara beigesetzt. Der Ureltervater des Spielmannes wurde seiner weilkäufigen Herrschaft durch den bekannten Grafen von Essex unter der Regierung der großen Elisabeth beraubt. Sie schenkte sie dem Günstlinge und er betrog sie dafür. Tieg O'Brien aber wandte sich, des Landes verwiesen, mit seiner Familie nach Spanien, wo er günstige Aufnahme bei dem Könige Philipp fand. Der Sohn des Vertriebenen war erst Gouverneur von Calabrien und fiel später in der Schlacht von Cremona. Dessen Nachkommen bis ins zweite Glied blieben im Auslande, bis der Vater des unglücklichen Harfners mit seiner Familie aus fremden Landen, wo sie bisher ungestört gelebt hatte, zurückkehrte, um zwei Jahre später als Prätext auf die Inseln von Arran und als Anführer der Aufständischen in einer entscheidenden Schlacht gegen die königlichen Truppen sein Irland gewidmetes Leben zu verlieren. Des Harfners Sohn wurde wegen Theilnahme an einem ähnlichen Unternehmen als Rebell und Hochverräter zum Tode verurtheilt. Er selbst, der Letzte seines uralten fürstlichen Stammes, irrte jetzt, nachdem er sich lange ohne festen Wohnort im Auslande umhergetrieben, wahnsinnig wie König

*) St. Patrick ist der Schutzpatron von Irland.

Dear, das eisgraue Haar wild um das zitternde Haupt flatternd, durch die Nebel seiner vaterländischen Berge, um den verlorenen Fürstenhut und wer weiß was sonst noch zu suchen. Gern gesehen von Jung und Alt, in Dörfern und in Weilern, fand er in jedem Hause, an dem er anklopfte, gastliche Aufnahme. Und ließ er dann zum Danke die Saiten seiner mächtigen Harfe erklingen, vom feierlichen Hochlandsgesange begleitet, dann strömten alle herbei, um den Spielmann zu begrüßen und dem Greise die Hand zu küssen, der im Volke nur unter dem Namen des alten Lords von den Inseln bekannt war.

Nach solchen und manchen anderen Erfahrungen, die ich während eines Aufenthaltes von fast zwei Jahren in dem Lande gemacht hatte, an dessen Küste ich als ein Angehöriger der englischen Armee verschlagen wurde, als ich selbst dem Vaterlande, nach den letzten unglücklich ablaufenden Versuchen, es vom französischen Joche zu befreien, den Rücken zuzehren mußte — konnte es mir nur lieb sein, als sich mir vor einigen Jahren eine sehr angenehme Gelegenheit darbot, nach langer Zeit das Land wieder zu sehen, dessen Natur mich erfreut und dessen Menschen ich lieben gelernt hatte. Selbst da, wo sie empört über das ewige Landesunglück und von Leidenschaft aufgestachelt fehlten, konnte ich ihnen mein Mitleiden nicht versagen.

Unser Schiff lief in Cork ein; doch litt es mich nicht lange in der Stadt, wo ich einmal, trotz der darin herrschenden Wohlhabenheit einen durch Hunger der Vorstädter entstandenen Aufruhr mit den blanken Waffen hatte bekämpfen helfen müssen; wo der Henker im Gefängnis aufbewahrt wurde bis er zu ein Duzend auf dem Lande zu vollziehenden Hinrichtungen unter starker Cavallerie-escorte abgeholt und nach vollendetem Geschäft eben so zurückgeführt wurde, und wo ich allerlegt noch als kranker Bewohner des Generalhospitals aus meinem Fenster Zeuge wurde, wie an einem Sonntage, nach beendigtem Gottesdienste, eine durch den Druck gewaltiger Wassermassen niederstürzende Mauer eine große Anzahl von Menschen, denen die letzten Worte des Gebetes noch auf den Lippen schwebten, zu formlosen Fleischstücken zerschmetterte.

Mein Sehnen stand nach Fermoy, der lieben freundlichen Stadt unter dem Berge, auf dem die prachtvollen Kasernen stehen, in denen zwei englische Infanterieregimenter zugleich mit unserem deutschen Reiterregimente vor Jahren einquartiert waren. Waren die Leute auch nicht mehr alle am Leben, mit denen ich verzeit fast ein Jahr lang traulich verkehrt hatte, so gab's doch noch wohl einige von denen, mit welchen ich manche lehrreiche Ausflucht gemacht und manch' heiteres Familienfest gefeiert hatte, mit denen ich jetzt ein Wort über vergangene Zeiten reden konnte. Die leichte Postchaise flog rasch mit mir über Berg und Thal, und der aufgehende Vollmond spiegelte sich eben in den blanken Scheiben der Soldatenburg auf dem Berge, als der Postillon seinem Zweigespann Halt gebot vor dem Hotel zum „Königswappen“, wie ich ihn beim Ausfahren beschieden hatte, sobald mir der Hauptkellner im Victoriahotel zu Cork berichtete, daß das Haus, aber im größeren Style als vor Jahren in Fermoy noch im besten Gange sei. —

Das Haus stand richtig noch auf dem alten Fleck, aber im Innern sah es ganz anders aus wie ich es früher gekannt hatte. Beim alten Herrn Toole war Alles irisch derb, Hausgeräth, Bedienung und Küche; aber man lebte gut und billig bei ihm, was zwei gute Dinge sind bei Reisenden, deren Geldbeutel nicht durch einen dienstbaren Geist immer gleich wieder gefüllt wird, wenn er leer ist. Die Art, wie man bei dem alten Wirth lebte, war mehr irische als englische Bequemlichkeit zu nennen. Die Teppiche fehlten im Zimmer, aber im Kamin brannte zur Abendzeit ein so lustiges Feuer, daß es einem, wenn es um Mitternacht kam, schwer wurde, den wohnlichen Platz daran zu verlassen. Master Toole liebte für sich und seine Gäste nach dem Mittagessen auch noch eine kräftige Abendmahlzeit. Sie bestand für gewöhnlich aus einem Lammsbraten, oder aus gerösteten, fetten Schinenschnitten, Brathäringen und einer Schüssel ausgezeichnete Murphys, wie die Kartoffeln in Irland nach Landesbrauch genannt wer-

den. Die Natur dieser Gerichte verlangte, daß einige Quart starken Bieres dabei nicht fehlen durften. Nach Tisch aber liebte der alte Herr etliche Gläser heißen Whiskeypunsch in Gesellschaft seiner Freunde zu trinken, ein Maas, das er, wenn er allein war, auf eins und etwa noch einen Schnitt zu beschränken pflegte, und endlich den Abend singend und trinkend und abwechselnd aus einer Thonpfeife rauchend, lustig, wie er es nannte, zu beschließen.

Aber das erste, was mir im hellerleuchteten Gastzimmer auffiel, — der Tabakskasten, ein ziemlich großes Gefäß, mit der sinnreichen Einrichtung, daß sich dessen Deckel dem Gaste nur dann öffnete, wenn ein Pence für jede daraus zu stopfende Pfeife in eine kleine Oeffnung geschoben wurde, war verschwunden, und nirgends im weiten Raume des Saales war irgend ein Geräth zu entdecken, was im entferntesten hätte an Tabakrauchen erinnern können. Wie wäre das aber auch möglich gewesen in einem Hause, wo jetzt reiche Teppiche den Boden bedeckten, kein Fleck auf dem Tischtuch, kein Riß in einem Neubleüberzuge oder an einem Fenstervorhange, kein Staub auf den Bilderrahmen, wo kein ange-
laufenes Glas zu entdecken war; wo sogar Herd und Feuergeräth, welches in der Regel etwas sehr nachlässig in den irischen Wohnungen gehalten wird, spiegelblank waren; wo überhaupt fast nirgends, als etwa vor den Ställen, von irischer Nachlässigkeit Spuren vorhanden waren. Man hätte nach dem Inneren des so gänzlich verwandelten Gasthauses schließen mögen, sich mitten im vornehmen Viertel von London, im Westen der britischen Hauptstadt zu befinden.

Doch halt! was gib't's da, welche Leute! Hörte ich recht? Schwört nicht draußen Jemand „by Jesus“*) — bei Jesus — ist das nicht irisches Englisch? und noch einmal, bei St. Patrick, „I shall mend your head Ser,**) auch das ist ja ein Zeichen, daß der Zürnende ein Irländer und dabei ein guter katholischer ist. Nachdem ich wiederholt gelauscht hatte, erkannte ich die Stimme als die des jungen nobilschen Herrn Toole, der mit einem Aufwärter zankte, weil er etwas polternd die Treppe herabgekommen war. Er war also trotz seiner längere Zeit in London gemachten Gastwirthsstudien ein Irländer geblieben; er war kein Abtrünniger geworden, wie es der Vater befürchtet hatte. Der Master Toole konnte ruhig schlafen in seinem Grabe zu St. Grellan. Sein würdiger Sohn war, was man in Irland halb und halb nennt. Außerlich ein Engländer und innerlich ein Irishmann, also — durch und durch ein Irländer, ein Mann je nach Zeit und Umständen!

Obgleich ich ziemlich ermüdet zu Bett ging, war mein Schlaf unruhig, vielleicht in Folge der gestern und die Tage vorher auf mich einstürmenden Gedanken, und ich freute mich, als am andern Morgen die Sonne so hell über die Berge ins Land schien, als man sie in England nur an wenigen glücklichen Tagen zu sehen bekommt. Es mußte noch früh sein, denn im Hause herrschte eine ziemlich feierliche Stille, kaum daß man noch eine Thür hörte, die in einiger Entfernung behutjam auf dem Corridor geöffnet wurde. Dagegen wurde es gegenüber in einer Scheuke niederen Ranges laut, in deren Nähe ich, so wie im Hause selbst, kurz vorher ehe ich mich am vorhergehenden Abend auf mein Zimmer begab, ein eigenthümliches Treiben bemerkt hatte, welches durch zu Fuß und in zweirädrigen Karren zahlreich ankommende Gäste verursacht wurde.

Da ich hauptsächlich von England in der Absicht herüber gekommen war, um zu beobachten, was sich im Volksleben geändert, wo und wie weit es sich darin gebessert habe, warf ich mich schnell in die Kleider, um am offenen Fenster das unerkümmelte Bild eines irischen Morgens, das Erwachen des Volkes in einer irischen Landstadt in seiner ganzen Firsche in mich aufzunehmen.

Das Wirthshaus gegenüber führte zum Zeichen ein unter vollen Segeln prangendes Kriegsschiff. „Jonathans Walfisch“ wäre vielleicht

*) Verborbenes Englisch.

***) Desgleichen für Sir.

passender gewesen; doch auch „das Schiff“ war bezeichnend genug, denn wie aus den Schießharten eines Bier und Sieblügers, so wirbelten dicke Rauchwolken aus den Fenstern der Schenke hervor. Doch ohne Blitz und ohne Knall stieg der Dampf, das Ueberbleibsel der zahllos am vorigen Abend in den Gemächern der Schenke gerauchten Pfeifen, in weißgrauen Säulen zum reinblauen Himmel empor.

Aus dem Bauche des Schiffes aber stiegen, wo immer eine Luke befindlich war, wunderbar anzuschauende Menschengestalten in buntester Mischung hervor; jung und alt, männlichen und weiblichen Geschlechts, manche in mehr als gewöhnlich vernachlässigten Anzügen; manche in Gewänder gehüllt, denen man auf den ersten Anblick ansah, daß besonders die Eigenthümerinnen sie eben sowohl zum Kopfstücken und zur Bettdecke zu benutzen verstanden, als zur Bekleidung, obgleich sie sich eigentlich weder zum einen noch zum andern Zwecke, selbst den Männern, nur sehr unvollkommen eignen mochten, da manche Stelle ihres Körpers, besonders Kniee und Ellenbogen durch die Hülle unbedeckt blieben.

Ein Schwarm zwar ungekämmt, aber mit grellen Augen blickender Buben umringte sofort einen Sackpfeifer, den natürlichen Widderkopf bewundernd, der mit seinen krummen Hörnern und langem Barte die Hauptzierde des Dubelsackes war.

Die weit aus ihren Höhlen hervorgebrängten Augen deuteten an, daß der Mann mit Lust und Liebe bemüht war, seine Zuhörer zu ergötzen, während er mit den blöden Augen bald links bald rechts herumschielte, ob nicht einer der Umstehenden ihn durch einige Kupfermünzen in den Stand setzen würde, seine Lebensgeister durch einen Morgentrunke in noch bessere Verfassung zu setzen. Seine Freude erreichte den höchsten Grad, wenn ihm endlich hie und da eine mitteliebigte Seele einen Halbpence hinreichte, und ein Dritter, froh des eigenen Beitrages dadurch überhoben zu werden, sich diensfertig bemühte, die Münze in des Spielmannes Quersack zu schieben. In einem solchen Augenblick schien das ganze Instrument Leben zu bekommen und die einem deutschen Ohr an und für sich schon jeder Melodie entbehrenden Dubelsackstöne lichten auf ein Haar dem Jammergeschrei eines unter seinem Arme zappelnden Böckleins.

Kräftige Bursche, deren kühnen Blicken man es ebenso wie den spanischen Stiersechtern ansah, wie sie gleich wohlgeübten Kloppsechtern schon im Vorgenusse des Sieges schwelgten, den sie entweder im Faustkampfe oder mit dem Schilela, dem eisenbeschlagenen Prügelsack zu erringen erwarteten, schürtelten einem bekannten Rivalen die Hand, um im nächsten Augenblick einer nahenden Dorfshönen eine Artigkeit zu sagen, was sie in fast so vornehmer Weise thaten, wie ein spanischer Edelmann aus Castilien. Der Unterschied aber bestand darin, daß ihr Anzug weniger vornehm als dort üblich, mit der malerischen Tracht der Castilianer nicht die entfernteste Aehnlichkeit hatte. Es gewährte mitunter einen eben so lächerlichen als bewunderungswürdigen Anblick, wenn bei den häufigen Verneigungen die oft sehr mangelhaften Hintertheile der Bekleider unter den kurzen Frackröcken zum Vorschein kamen. Aber wem würde es eingefallen sein zu lachen in einem Lande, wo dieses alles in seiner Ordnung ist!

In dem bunten Wirbel, welcher sich, durch neue Ankömmlinge fortwährend vermehrt, auf dem Plage vor der Schenke hin und her drehte, machten sich auch einige Gestalten bemerklich, die dem Unkundigen wegen ihres Nichtsthuns auffallen konnten. An der aalglatten Behendigkeit, mit welcher sie durch die Gruppen schlüpften, an dem scharf forschenden, aber nur secundenlang auf dem Gegenstande ihrer Prüfung verweilenden Blick mußte der genaue Beobachter, dem die Welt nicht mehr fremd war, unwillkürlich auf den Gedanken gerathen, daß sie einer unprivilegirten Kunst, dem Handwerke der Beutelschneider angehörten. Sie fehlten in Irland so wenig als in England da, wo das durch irgend eine Veranlassung erwartete Zusammenströmen einer großen Volksmenge ihnen gute Aussicht für ihre Fingerfertigkeit eröffnet.

Jetzt wurden die zweirädrigen Karren angespannt, nicht unähnlich dem leichten, mit wenig Eisenwerk versehenen Fuhrwerken, mit denen die polnischen Juden nach Leipzig zu den Messen reisen. Obgleich jeder derselben nur mit einem kleinen zotteligen Pferdchen bespannt war, nahmen halbe Duzende von Weibern, Kindern und Greisen darauf Platz. Selbst hohes Alter hält die Menschen in Irland nicht ab, sich, wenn auch nur ein Echerflein von irgend einem Volksvergnügen zu holen, in dem sie für mondenlangen Kummer Ersatz suchen und dadurch finden, daß sie der Schnapsflasche zusprechen und die Ueberreste von einem Knochen abnagen, den ein mehr Glücklicher, als sie selbst, zur Seite gelegt hat.

An der Spitze der Karawane saßen auf einem Karren der Spielmann, ein Priester und zwei alte zahnlöse Frauen mit brennenden Pfeifen. Ueber ihrem grauen Haupte war schon mancher Sommer hingegangen, aber sie hielten es noch nicht unter ihrer Würde, in ein irisches Volkslied mit einzustimmen, sobald der Sackpfeifer zum Abmarsche blies. Endlich kletterten auch die Männer auf die Pferde. Ost saßen ihrer zwei, ja drei hinter einander auf den kleinen Hochlandsthirien. Man würde geglaubt haben, daß sie unter der unverhältnißmäßigen Last zusammenbrechen müßten, wenn sie nicht im nächsten Augenblick, so leicht als trügen sie Kinder auf dem Rücken, im sausenenden Galopp davon gesprengt wären. Wie mit den Pferden verwachsen machten einige dieser kühnen Reiter die Vorhut, andere umschwärmten den Zug wie eine Horde Kosaken, noch andere neckten nicht ohne treffenden Witz die letzten Fußgänger, wenn sie sich endlich vom Schenkenfenster losgerissen hatten, und unterwegs noch den letzten Tropfen des beliebten Landesgetränktes, des beißenden Whiskey's, von den noch lüfternen Lippen abwischten.

So ging denn der buntscheckige Zug endlich jauchzend und singend die lange Straße hinab und schon lange waren die letzten hinter einer Biegung derselben verschwunden, als man noch immer den Freuderuf „Erin gobra!“ — Irland für immer! — aus der Ferne vernahm.

Neue Volkszüge folgten dem ersten je weiter der Tag heraufkam; fast alle von einem Sackpfeifer angeführt, und eine Anzahl Kloppflechter mit ihren vierkantigen schweren Kampfstöcken in der Mitte.

Bei allen Zügen sah man kräftige Männer, aber in denselben buntscheckigen Anzügen wie die ersten. Fast alle, mit nur wenigen Ausnahmen, stolzirten in schwarzen oder blauen Fracks einher, deren Taillen, weil sie nicht für die Träger gemacht waren, entweder viel zu kurz oder zu lang war. Im gleichen Verhältniß stand es mit den Aermeln. Der irische Landmann kauft seine Kleider beim ersten besten Trödler. Für einige Gläser Whiskey oder für eine Gallone Porterbier gehen sie später an einen Gevattersmann über, bis sie endlich ganz außer Stande, Erwachsenen länger zu dienen, im Besitz der letzten Familie auf dem Rücken eines ihrer Knaben in Lumpen zerfallen. Beinkleider mit eben so vielen neuen Rissen als alten Flickern, ein runder Hut, der noch brauchbar hätte genannt werden können, wenn ihm nicht ein Stück der Krempe oder der halbe Deckel gefehlt, vollenden die Bekleidung. Hemden und Westen gehören bei ihnen zu den Luxusartikeln; wenigstens habe ich sie selten bemerkt, und die bis unter das Kinn selbst im hohen Sommer fest zugeknöpften Röcke ließen das Schlimmste vermuthen, wenn nicht schon die offenen Ellenbogen häufig zu Verräthern dieses Mangels würden.

Dennoch gehören diese Art Menschen in der armseligen Kleidung zur dritten Klasse der herrschaftlichen Pächter. Die Leser wünschen jetzt wohl nicht auch ein Bild vom Zustand der letzten Klasse zu sehen, und ich würde es auch nicht geben können, ohne Gefahr zu laufen, als ein Erzähler betrachtet zu werden, der es liebt, die Menschen in gänzlicher Nacktheit zu schildern.

Zu den seltenen Erscheinungen des Morgens gehörte es schon, wenn ein etwas anständig gekleideter Pächter, aus der Gattung derer, welche sich zu den

Honoratioren zu zählen für berechtigt halten, begleitet von seiner Ehehälfte, die sich auf den Puz eines Scharlachmantels und eines großen, schwarz seidenen Hutes nicht wenig zu gut that, den Glanz des Zuges durch ein baufälliges Cabriolet erhöhte, vor dem ein ausgebientes Jagdperd seines hochehrbaren Herrn und Lords sich im kurzen Trabe bewegte. Diese Gattung der Gesellschaft folgten als die letzten in der Reihe der Landedelleute englischer Herkunft, die schon stattdlicher in der mit zwei flüchtigen Rossen bespannten Dubliner Kutsche einherrollten und sich, zumal wenn sie jung waren, ein Vergnügen daraus machten, irgend einen Nachkommen der altirischen Barone in dem alten Erbwagen mit den ungeheuern Glasfenstern zu überholen. Diese sehen mit stolzer Verachtung auf die englischen Emporkömmlinge, während sie mit desto größerem Wohlgefallen bald auf den neben ihnen sitzenden blühenden Töchtern, bald auf einer Begleitung junger Männer verweilen, die mit eben so dünnen Börsen, wie sie selbst sie bei sich führten, aber mit ihnen von gleich altem irischen Geschlecht, neben dem alten Familienwagen herritten, um wie den schönen Fräulein, auch dem ehrwürdigen Haupte der erlöschenden Familie ihre Huldigung zu beweisen.

Die Wirkung des lebendigen Bildes wurde endlich noch dadurch erhöht, als zu einer spätern, mehr modigen Zeit die glänzenden Equipagen des irisch-englischen hohen Adels und die eigentliche Blüthe der vornehmen jungen männlichen Welt — denn feine Damen sind nicht bei solchen Gelegenheiten zu sehen — von einer reich betretenen Dienerschaft gefolgt, auf den edelsten Kernpferden die Heerstraße entlang brausten, jedes andere Fuhrwerk, jeden schlecht berittenen Pächter und die demüthig zu Fuß gehende Volksmenge weit hinter sich zurücklassend. Wenig beachteten sie in ihrem halbsbrechenden Jagen die Verwünschungen der Hintenbleibenden, die von immer neu aufwirbelnden Staubwolken wie in einen undurchdringlichen Nebel eingehüllt, keuchend, scheltend und fluchend fürbaß zogen.

Aber einen noch tieferen Schatten, als der, welchen der hinter den glänzenden Karossen und modischen Reitern aufsteigende Staub über das ausdrucksvolle Gemälde verbreitete, einen so tiefen Schlagschatten, daß man des einzelnen bisher im Bilde gesehenen Lichtes vergaß, gewährten die Bettler, die Blinden, die Lahmen und andere mit schrecklichen Gebrechen behaftete Unglückliche, die in Schaaren den Reigen beschloßen, und schon da, wo sie durchzogen, das Mitleid der Bewohner so sehr in Anspruch nahmen, daß silberne Schillinge und kupferne Pencestücke, die letztern oft ungezählt, in die hingereichten Hüte der armen Pilgrime fielen.

Nur in Irland, sonst nirgends in der bekannten Welt, sieht man das Elend in so gräßlichen Bildern. Schon hat es Jahrhunderte gedauert, und nirgends sieht man einen gründlichen Versuch, dem Nationalelende Abhülfe zu verschaffen. Daß es aber nicht am Volke liegt, geht daraus hervor, daß von den vielen Tausenden, die alljährlich die Heimath verlassen, um Verdienst durch Arbeit in England, in Amerika oder im fernen Australien zu suchen, beträchtliche Summen zur Unterstützung der armen zurückgelassenen Familienglieder nach Irland geschickt werden.

„Master John, was bedeutet denn all dies Treiben, dies Fahren und Jagen, das Wogen des Volkes und diese Schaaren von Bettlern und Landstreichern am heutigen Tage?“ fragte ich den mit dem Frühstück eintretenden Kellner, obgleich mir aus früherer Bekanntschaft mit den Landesverhältnissen wohl ahnete, daß ein Markt oder ein Wettrennen, Vergnügungen, welche jederzeit als Hauptfeste für Alle vom Volke betrachtet werden, irgendwo stattfinden würde.

„Nun, mein Herr!“ — antwortete dieser etwas gehesnt, aber ohne aus den Grenzen der Bescheidenheit heraus zu treten — „Sie sind nicht in England, wo Jedermanns Wohlbehagen durch eine Parlamentsacte gesichert ist, auch nicht in Frankreich, wo ich längere Zeit im Dienst gestanden und mit Bewunderung gesehen, wie die unumschränkte Regierung mit der Volksherrschaft jetzt Brüderschaft

gemacht; auch nicht in Deutschland, wo ich vor einem Jahre noch, als ich Lord Stanley begleitete, mit Vergnügen gesehen, daß der Bauer es überall dem Edelmann gleich zu thun versucht. Nein Sir! Sie befinden sich in Irland, in dem Theile der Welt, wo jegliche Freude, wenn nicht ein Ende hat, doch eine gar seltene Erscheinung ist. Werther Herr, Sie befinden sich in Irland, wo die wahre Freude eine so seltene Erscheinung ist, wie die Sonne drüben in England. In Irland, mein Herr, ist für die Großen jeder Tag ein Sonntag; aber auch das arme Volk will einmal seinen Fest- und seinen Feiertag haben. Er erscheint in unserer Provinz alljährlich nur ein Mal; zur Zeit des großen Wettrennens in Lismore, das nimmt morgen seinen Anfang; und dahin strömt alle Welt, die in so buntschiediger Mischung heute die Heerstraßen bedeckt. Ein Theil davon wird geben, ein anderer wird nehmen, denn meiner Treue, Herr! es giebt oft blutige Köpfe dort, und wohl, wenn es nur dabei bleibt. Nun, ich hoffe, Sie werden sich mit diesen Herren Ohnehosen, mit welchem Namen neulich ein französischer Graf meine guten Landsleute in fröhlicher Laune beehrte, in kurzer Zeit befreundet haben. Man wird weit eher mit ihnen vertraut, als mit unseren steifen Nachbarn, den Engländern drüben, denen es leichter wird, ein kleines Faß Bier zu leeren und etliche Pfund Roastbeef zu verschlingen, als einen gesunden Biß zu machen, oder sich mit Anstand im Tanze*) zu bewegen, worin es meine Landsleute nach der Aussage von Reisenden, die Kenner waren, mit allen Völkern der Erde aufnehmen können."

Damit verneigte sich der erfahrene Kellner, unter einem schlaun Lächeln, mit der Bitte, seine Rede nicht für ungut zu nehmen. Als er mich mit meinen Gedanken allein ließ, hatte er gewiß keine Ahnung davon, daß ich Alles, was er mir eben erzählt, schon vor vielen Jahren an Ort und Stelle erlebt hatte.

In Irland ist Alles beim Alten geblieben. Volksfeste, wie das erwähnte, werden nicht selten Veranlassung zu blutigen Fehden. Die erste Gelegenheit wird von den Parteimännern benutzt, den gegenseitig durch die Drangemänner und die Clubbisten genährten Haß zur lichten Flamme anzufachen. Der Ausgang des Tumultes wird ein glücklicher genannt, wenn es den Constablern und der berittnen Polizeimannschaft allein gelingt, die Ruhe wieder herzustellen, nachdem ein Duzend Köpfe zer schlagen und eben so viele Arme und Beine gelähmt sind. Kommt es aber dahin, daß die Militärmacht einschreiten muß, nachdem die Aufrubracte verlesen ist, daß die Schiesselas der Bauern mit den Bayonetten der Soldaten sich kreuzen, dann kennt die Erbitterung keine Grenzen mehr. Volksblut durch Soldaten vergossen, wird das Zeichen zum tobenden Aufruhr für Tausende, der sich mehr als einmal ganzen Provinzen in Schauer erregender Weise mitgetheilt hat.

Die hohe Welt, die Gutgesinnten, die protestantischen Besucher verlassen gewöhnlich den Platz beim ersten Anzeichen, daß ein allgemeiner Kampf im Entstehen ist. Aufläufe, die uns in Deutschland aber in Furcht und Schrecken versetzen würden, werden so wenig in Irland als in England beachtet. Sie gleichen dem plötzlichen Aufwallen der Meeresfluth. Der Constabler mit seinem Stabe, dem die Königskrone zum bedeutungsvollen Schmucke dient, reicht hin, die aufstürmende Woge zu besänftigen, Tausende beugen sich vor dieser Erscheinung, sobald die politischen Parteien noch nicht unter einander in Kampf gerathen sind.

In diesem Falle aber gewährt die Scene ein um so schrecklicheres Bild, besonders wenn die Versammlung eine zahlreiche ist. Die Schranken des Wettrennens, Zelte, Buden, Restaurationen, Guckkasten und Marionettentheater sind im Augenblicke niedergerissen und zertrümmert, um zu Waffen und zu Barrikaden zu dienen. Flüchtige herrenlose Pferde, Wagen, vor denen die Pferde durchgehen, Reiter im vollen Laufe brechen sich Bahn durch die sich immer dichter

*) Der Reel, der viel Aehnliches mit dem spanischen Fandango hat.

unter einander wirrenden Haufen. Weiber und Kinder werden unter Jetergeschrei unter die Füße getreten; Muskelensalben, kanibalisches Geheul, gotteslästerliche Flüche und Mordgebrüll sind das Ende des Volksfestes, an dem Hohe und Niedrige, Reiche und Bettler, ohne Ansehen der Person und des Alters, Jeder nach seiner Weise einen Theil am allgemeinen Vergnügen sich zu holen gedachte, worauf sich Tausende schon mondenlang gestreut hatten, um durch Wetten und Wagen, durch Stehlen und Almosen sammeln die etwa ausgegangenen Mittel wieder zu ersetzen.

Mehr als einmal war ich Zeuge von dem tragischen Ende solcher anscheinend mit unbefangener Fröhlichkeit begonnenen Volksfeste, besonders in den Grafschaften Kilkenny und Tipperary, deren Bewohner sich vielleicht in Folge der starren Felsen, in deren unzugänglichen Schluchten sie ihre Wohnungen erbaut, vor anderen durch die Wildheit ihres Charakters und durch eine schwer zu bezähmende Widerspenstigkeit gegen das Gesetz auszeichnen. Derselbe Platz, auf dem ich Morgens mit einigen Freunden umherritt, um die vornehme Welt und das Volk in seiner mitunter allzugroßen Verkommenheit, die schönen zum Rennen versammelten Pferde und in zahllosen Verschiedenheiten die Ponys zu betrachten, die trotz des kärglichen Futters, welches sie zwischen den Rädern der Karren, oder von den Hecken nagten, an denen sie angebunden waren, munter hinten ausschlugen, wenn man ihnen die Hand auf das Kreuz legte, war Nachmittags der Schauplatz des wildesten Kriegsgetümmels geworden. Wollten die Reuterer nicht Ruhe geben, wurden Hilboten zur nächsten Stadt geschickt, um eine Reitereschwadron herbeizuholen, die für vorkommende Fälle schon gefattelt hatte. Ihr Geschäft war es, nach einer letzten Aufforderung der Civilbehörden, die Kämpfenden mit scharfer Waffe zu Paaren zu treiben, aber dieses alles geschah nach in Irland bestehendem Recht und Gesetz! „Es war ein Aderlass“, sagten wohl die Engländer lächelnd am nächsten Tage, „er konnte einmal den heißblütigen Pads*) nicht schaden!“

Das Raifeld.

Von Dr. Ph. Wirtgen.

1.

Wenn Euch, Ihr lieben Leser der Maja, der Herausgeber dieser Blätter von dem Leben und den Sitten der Bewohner des schönen rheinischen Landes, mit den alten Geschichten und den wunderbaren Fügungen Gottes im Leben der Menschen am liebsten unterhält, so möchte ich mir die Erlaubniß erbitten, Euch mit der Natur dieses Landes, mit seinen Naturwundern und seinen reizenden Gegenden, mit seinen Vulkanen und Seen, und auch mit seinen reichen Produkten, bekannt zu machen und ich wünsche, Euch Alles das so lebhaft und reizend in dem hellsten Sonnenschein vor Eure Augen malen zu können, wie es mir an diesen trüben Wintertagen in der lebendigsten und klarsten Erinnerung lebt. Aber lebendig und klar hoffe ich Euch die Ansichten auch zu machen, da ich die erste Darstellung eines interessanten Punktes nicht erst an den Winterabenden bei dem matten Scheine der Lampe ausführe, sondern in Gottes freier Natur, an Ort und Stelle, meine Darstellung frisch entwerfe. Aber was soll ich zuerst aus meinem großen Vorrathe zur Unterhaltung und Belehrung wählen? Welche Gegend, welcher Punkt ist es wohl zuerst werth, den freundlichen Lesern der Maja vorgeführt zu werden? Ist es in Gottes herrlicher Natur gleich überall schön, hat selbst die afrikanische Wüste und der ungeheure Ocean, haben die Gegenden des Nordpol und des Aequators ihr Großes und Schönes, „denn überall weht Gottes Hauch,“ so ist doch unser rheinisches

*) Pads, Spottname, den die Engländer den Irländern belegen.

Land von des Schöpfers gütiger Hand so reichlich geschmückt, daß wir es selbst, die darin wohnen, nie zu schauen müde werden. Wem aber selbst die Gabe versagt ist, Alles das Herrliche zu erkennen und zu genießen, der zähle nur die Tausende der Reisende, welche jährlich das Land durchziehen und allüberall bewundernd verweilen! Also was wählen? Ich greife rasch in die große Vorrathsmappe und ziehe — das Maifeld, wohl auch das Mayensfeld genannt, denn vor mehr als einem Jahrtausend hielten schon die hier wohnenden Frankenstämme auf dieser großen Bergfläche ihre Mairversammlungen, das Maifeld.

Last mich Euer Führer sein! Ich will Euch begleiten auf seine schönsten Stellen und Euch die freundlichsten Ansichten und die merkwürdigsten Punkte von den Höhen herab zeigen. Doch zuerst muß ich Euch sagen, welche Landschaft unter dem Namen Maifeld verstanden wird. In der Gegend selbst, wo man es also am genauesten nehmen muß, heißt die fruchtbare Hochfläche, die eine Meile westlich von Coblenz beginnt und zwei Meilen lang bis westlich zu den Elzbergen von der Landstraße nach Trier durchzogen wird und von dieser Straße südlich bis zu den Höhen der Moselberge und nördlich eine kleine Strecke noch bis zu dem Kettethale hinzieht, das Maifeld. Hier liegt südlich der Trierer Straße das Landstädtchen Münster-Maifeld mit seiner uralten, weithinschauenden Pfarrkirche, einem merkwürdigen Denkmale der Baukunst, und nördlich davon die gewerbthätige Stadt Mayen im Kettethale, von der Coblenz-Lütticher Straße durchzogen und so nahe an der Eifel gelegen, daß wie der Volkswitz sagt, eine zum Burghore hereingehende Kuh schon auf dem Maifelde, während ihr ausgestreckter Schwanz sich noch in der Eifel befindet.

Nördlich des Neuwied gegenüber mündenden Rettebaches setzt sich die Hochebene fort bis zu den Bergen des Laacher Sees und hier lagen ehemals reiche Besitzungen der Pfalzgrafen vom Rhein, weshalb diese Gegend, die so ziemlich den Raum zwischen Mayen, Laach und Andernach einnimmt und daselbst wieder allmählig zum Rheine sich herabsenkt, die große, vordere Bellenz genannt wird. Sie bestand aus 14 Dörfern, die jährlich im August in der Frauentirche ihre Kirmes feierten. Der sanfte Abhang, der sich von Coblenz bis zu dem erstgenannten eigentlichen Maifelde hinzieht, gehörte ehemals zu dem trierischen Amte Bergpflege. Unter dem Namen Maifeld begreifen wir aber im Allgemeinen die genannten Gegenden zusammengewonnen, die auf den das Rheinthal zwischen Coblenz und Andernach umsäumenden, niedrigen Hügel bis zu den vordern Bergen der Eifel bei Mayen reichen, und die geographisch genommen noch mit zu dem Eifelgebirge gerechnet werden müssen.

Wir wollen eine kleine Reise über das Maifeld machen, und wählen uns dazu einige schöne Sommertage aus, doch nicht zu heiße, keine Augusttage des Jahres 1857; denn die Sonne brennt hier überaus heiß und vielen Waldesshatten werden wir nicht finden. Wir werden sehr bald finden, daß der Boden meist sehr gut angebaut ist und Wälder daher selten sind. Für den Pflanzenfreund aber ist zu bemerken, daß das Maifeld eine reiche Vegetation, auch an wildwachsenden Pflanzen besitzt und daß viele seltene und merkwürdige Pflanzen auf den Feldern und in Gebüsch auf den vulkanischen Bergen wachsen, die sonst sehr selten sind.

2.

An einem schönen Morgen verlassen wir die Stadt Coblenz und wandern über die Moselbrücke, deren Bau im Jahre 1342 von dem mächtigsten Fürsten der trierischen Kirche, dem Churfürsten Balduin aus dem Hause Luxemburg begonnen und im Jahr 1386 unter dem Churfürsten Werner beendet wurde. Neben dieser mächtigen alten Brücke ist jetzt eine zweite erbaut, über welche die neue rheinische Eisenbahn führt. Die gute, alte Zeit! An der alten Brücke bauten drei mächtige Churfürsten von Trier 44 Jahre lang; die neue läßt eine Actien-Gesellschaft erbauen, und es wurde zu ihr am 11. November 1857 der Grundstein gelegt und schon im Jahre 1858 am 15. October, dem Geburtstage unseres allge-

liebten Königs, konnten die Bahnzüge darüber hinlaufen. Damals mußten Hunderte von Menschen Jahrelang an den Pfählen einrammen, während jetzt drei Dampf-rammen in wenigen Wochen damit fertig wurden. Damals erhielt jeder Meister bei dem Baue täglich 4 Albus, jeder Geselle 2 und der Handlanger 1 Albus, während jetzt der gewöhnliche Arbeiter mit 20 Silbergroschen, dem fast zwölf Mal größeren Betrage von dem Lohne des damaligen Meisters nicht befriedigt werden konnte. Die Zeiten ändern sich!

Der Weg führt sanft ansteigend zwischen den Festungswerken Kaiser Franz und Moselflesche hindurch, an dem freundlich gelegenen, täglich von Hunderten von Betern besuchten Kirchlein Maria Hilf vorbei und läßt uns dann, auf etwas erhöhter Stelle angekommen, einen Blick vorwärts in das schöne Moselthal und zurück in das prächtige Rheinthal werfen. Bald, eine kleine Viertelmeile westlich von Coblenz trennen sich zwei über das Maifeld hinführende Straßen, die Coblenz-Trierer und die Coblenz-Lütticher-Straße. Wir wählen zunächst die letztere. Das Dorf Metternich, eine halbe Meile von Coblenz in einem reichen Obstwalde, am Fuße des, mit einer prachtvollen Aussicht lohnenden Kümmeberges, bleibt zur Linken, während wir, sanft ansteigend, in einer starken Stunde das große und reiche Dorf Rübenach erreichen. Hier kämpfte am 8. October 876 Ludwig von Deutschland, der Sohn Ludwigs des Deutschen und Urenkel Karls des Großen mit Karl dem Kahlen von Frankreich, seinem Oheim, um die Herrschaft über das linke Rheinufer. Karl der Kahle war mit großen Brählereien gekommen, Ludwig hatte sich mit frommen Uebungen auf den Kampf vorbereitet. Der Tag war trüb und kalt, aber der Kampf heiß. Karls mächtiges Heer erlitt eine gänzliche Niederlage und Karl, seine Ansprüche auf das schöne Rheinland aufgebend, floh unaufhaltsam durch die Eifel und rastete nicht eher, als bis er Lüttich erreicht hatte. Bei Rübenach hatten im Jahr 1792 die Preußen unter dem Herzoge von Braunschweig ihr großes Lager aufgeschlagen, um den unglücklichen Krieg mit Frankreich zu beginnen; in ihrer Mitte befand sich auch König Friedrich Wilhelm II. und der allgeliebte Kronprinz, später König Friedrich Wilhelm III. Der mächtige Aufschwung einer ganzen Nation und die nachtheiligen Einwirkungen herbstlicher Witterung sollten das zu Gunsten des gefangenen Ludwigs XVI. begonnene Unternehmen gänzlich vereiteln. In Rübenach loberten an einem Nachmittage des heißen Vorkommers 1841, 100 Häuser in Flammen auf; aus dem Schutte erhob sich das mit reichen Hülfquellen begabte Dorf weit schöner, als es vorher gewesen war. Das Dorf ist fast eine Viertelstunde lang. Die Umgebung ist sehr gut angebaut und die Ernten an Obst, Getreide und Kartoffeln schlagen selten fehl, was neben dem großen Fleiße der Bewohner, auch der vortrefflichen Mischung des Bodens aus kalkhaltigem Lehm (Löß) mit Bimsstein, zugeschrieben werden muß. Mehr und mehr erhebt sich die Straße und schon zeigen sich in der Ferne die höchsten Punkte der Eifel, sowie deren Vorberge bei Mayen. Nach einer kleinen Stunde Weges senkt sich jedoch die Straße wieder und vor uns breitet sich ein offener Thalfessel aus, mit grünem Wiesenlande bedeckt, worin das Dorf Bassenheim mit dem Schlosse der Grafen von Bassenheim, einem alten rheinischen Dynasten-Geschlechte, liegt. Das Thal mündet bei Mühlheim in die Rheinebene. Wieder hebt sich die Straße und auf der Bergfläche angekommen, liegen vor uns zwei vulkanische Reviere, rechts die Wanner Köpfe, links der Carmelen Berg, und weiter nach Norden und Nord-Westen erheben sich bis zu den Laacher Bergen hin noch zahlreiche andere erloschene Vulkane, unter welchen sich besonders der Blaiter Hummerich und der Krufter Korrettsberg in nicht bedeutender Ferne durch ihre Kegelform auszeichnen. Rechts vom Wege liegt der große Wannen, ein vulkanischer Berg, wo reichliches Material zum Baue der Häuser in der Nachbarschaft gebrochen wird. Finster starren uns die rauhen Lavawände an, theils schwarz und braun, theils bis ziegelroth, und scheinen uns glauben machen zu wollen, sie wären erst noch vor kurzer Zeit thätig gewesen, während der die Lava überdeckende Löß uns belehrt, daß die Vulkane vor Jahrtausenden geglüht, als noch kein Mensch hier lebte, kein Haus

hier stand und das Rheinthal mit einer, alle Hügel von 700 Fuß Höhe übersteigenden Wassermasse bedeckt war. Laßt uns die Spitze dieses Berges ersteigen. Dort im Osten stuhet der silberglänzende Rhein, das freundliche Neuwied und das altergraue Andernach an seinen Ufern; dort breitet sich die reichbebaute Rheinebene aus, die bis zu den Bergen von Sayn und Montrepos reicht; dort verläßt der Rhein an der engen Schlucht von Andernach, einer rheinischen Porta Westphalica das freundliche Gefilde, um wieder enge Thälräume zu durchströmen. Zu unsern Füßen liegen die Dörfer Saffig, Wissenheim und Blaidt; vor uns her zieht die enge Schlucht des Nettetals. Jenseits liegen in der Entfernung von einer kleinen Meile die mächtigen vulkanischen Berge von Laach und nicht weit davon erblicken wir die gewerthätigen Dörfer Nieder- und Obermendig, inmitten großer grauer Steinmassen. Weiter westlich erheben sich die drei mächtigen vulkanischen Berge, der Forst, der Sülzkopf und der Hochsinner bis zu einer Höhe von 1800 Fuß und aus blauer Ferne schaut über sie hinaus die beinahe 2400 Fuß hohe Hochacht, der höchste Berg der Eifel. Ganz in der Nähe liegt, in einer Vertiefung der Hochfläche, das große Dorf Ahtendung, das alte Odenmeding, wo wahrscheinlich ehemals ein Palast der Merovinger stand; nur im Süden bedeckt uns die nahe Aussicht der über 1200 Fuß hohe Carmelenberg, den wir später besteigen wollen. Bald hätte ich vergessen Euch die weit aus Norden über die vordern Bergen hervorragenden Spitzen des Siebengebirgs zu zeigen. Wollt Ihr Euch mit mir eine Freude machen, so wendet zwei Stunden dieses schönen Tages an zu einem Abstecher nach dem freundlichen Dorfe Saffig, wo der gemüthliche, fromme Dichter Kenns ein heiteres Stilleben unter seinen Blumen, führt und in das Nettetthal, wo die grauen Ruinen von Wernerseck sich auf schroffen Felsen erheben. In einer Viertelstunde ist das ehemalige Reichs-, später gräflich Leyensche Dorf Saffig erreicht. Kenns tritt uns freundlich und gastfrei entgegen. Wir sind zu guter Stunde gekommen. Er führt uns in seine Gewächshäuser, wo seine Lieblings-, die Achimenen und Glorinien zu vielen Hunderten in den prachtvollsten Farben blühen und das glänzende Grün der zahlreichen Camilien den Hintergrund belebt. Viele andere Pflanzen, mächtige Bäume der verschiedensten Art, schmücken den Garten. Ungern trennen wir uns von ihm nach einem traulichen Gespräche und wandern nach Blaidt, wo ungeheure Tuffsteinmassen die alte Thalsohle bedecken und in zahlreichen Gruben dieses nützliche Produkt der Thätigkeit der umliegenden erloschenen Vulkane zu Tage fördern. Ein kleines Paradies haben die Vulkane um die Stelle in der Nähe gebildet und menschliche Hülfe hat ein wenig nachgewirkt. Es ist die Rausche, aus Mühlen- und Deconomie-Gebäuden bestehend, und der freundlichen Familie Schneider in Neuwied gehörig. Zwischen reichlichem Pflanzenwuchs stürzt die Kette über die zahlreichen Blöcke eines Lavastroms und bildet einen der schönsten Wasserfälle der Rheingegend. Wenn ich Euch sage, daß der Altmeister deutscher Naturforscher, Leopold von Buch, der berühmte Reisende, den ich auch auf das Mayenfeld begleitete, sich ungern von diesem schönen Plätze trennte, so habe ich genug gesagt. Wir folgen dem durch Blaidt strömenden Flüsschen Nette, das, nordöstlich der Hochacht entspringend, in krümmenvollen Wegen die Eifel durchzieht, das eigentliche Maisfeld von der großen Vellenz trennt und nach einem sechs Meilen langen Laufe Neuwied gegenüber in den Rhein mündet. Durch ein lachendes Wiesenthal gehend, das im Mai durch Tausende von Nachtigallen belebt ist, erreichen wir in einer kleinen halben Stunde den steilen Fels, auf welchem sich die Ruinen der Burg Wernerseck erheben. Der Fels gehört einem Bergrücken an, der weit nach Süden vorspringend, die Nette zu einem großen Bogen nöthigt. Das Flüsschen bildete ehemals die Grenze der Erzstifte Trier und Cöln. Da aber dieser Bergrücken eine Strecke weit über die gerade Linie nach Süden einbrang, so setzte sich der schon gedachte Churfürst Berner von Trier um das Jahr 1400 durch Erbauung dieser Burg in Besitz dieses schmalen Rückens, eine Politik, welche beinahe einen Krieg zwischen beiden Erzstiften zur Folge gehabt hätte. Die Burg ist zerstört, aber noch ist das südliche Thor mit

mehreren Thürmchen dem Zahne der Zeit nicht erlegen. Durch wen und wann sie zerstört wurde ist unbekannt. Das Volk erzählt aber darüber eigene Geschichten, von welchen eine zu interessant ist, als daß ich sie Euch nicht erzählen sollte. Laßt uns auf dem blumigen Boden ins Gras uns niederlassen, wie ich einst vor Jahren hier neben einem Schäfer saß, der seine kurze irdene Pfeife anbrannte und also begann:

Es sind jetzt gerade 289 Jahre, als der Kaiser Joseph einen Zug nach dem heiligen Grab thun wollte. Er reiste ganz insoheim mit geringem Gefolge durch die Türkei. Aber die Tempelherren, welche ein arges Wesen im Lande trieben, und das Auge des Kaisers fürchteten, verriethen ihn dem türkischen Sultan. Derselbe ließ ihn gefangen nehmen und vor sich nach Constantinopel führen. Wer bist du? fuhr ihn der Sultan an. Ich bin ein geringer deutscher Edelmann und wünsche das heilige Grab in Jerusalem zu besuchen, antwortete der Kaiser, und ich hoffe, du wirst mich in meinem Vorhaben nicht stören. Das werde ich wohl thun! schrie der Sultan, denn du bist kein Edelmann, ich kenne dich, du bist mein Feind, der Kaiser Joseph! Wer hat dir das gesagt? fragte erstaunt der Kaiser, ich glaubte nur von meinen treuesten Freunden umgeben zu sein. Deine und meine Feinde, die Tempelherren, haben dich verrathen und in meine Hände geliefert. Aber es soll ihnen kein Vortheil sein. Wenn du deine Freiheit wieder erlangen willst, so kann es geschehen, jedoch mußt du mir versprechen, die mir verhassten Tempelherren in der kürzesten Zeit in allen deinen Ländern auszurotten. Nachdem sich der Kaiser Joseph von der Wahrheit der Mittheilung des Sultans überzeugt hatte, gab er diesem schriftlich, den schlimmen Orden von der Erde zu vertilgen. Joseph kehrte nach Deutschland zurück und führte mit Eifer die gänzliche Vernichtung des Ordens aus. Auch in dieser Burg, die von Tempelherren bewohnt war, wurden Alle verbrannt, bis auf Einen, mit Namen Werner; man weiß nicht, wohin er gekommen ist. Doch soll er sich oft in der Burg aufgehalten haben, aber immer mit verkehrt aufgenagelten Hufeisen einoder ausgeritten sein. Die Burg wurde zerstört. Wer die Schätze alle hätte, die noch in den Kellern liegen, der wäre reich genug! Aber der Teufel hütet sie und Niemand kommt daran. Nur einmal hatte ich das Glück, Etwas davon zu erhalten, und das ging so zu: Ich trieb mit meiner Herde nach der Burg, sah plötzlich hier, wo wir sitzen, weiße Tücher ausgebreitet, auf welchen prächtiger Weizen, wie zum Trocknen, aufgelegt war. Sollte die schöne Frucht dem Hannes da unten in dem Kelterhause gehören? dachte ich bei mir, steckte ein paar Körner in die Tasche und trieb rasch in das Thal hinab, nach dem Kelterhause zu, um den Mann zu warnen, denn es stieg eben ein arges Unwetter hinter dem Hochstimmer auf. Der Mann aber mußte nichts von Weizen und als ich, um ihn zu überzeugen, in meine Tasche griff und die Weizenkörner herausziehen wollte, da waren es glänzende Goldstücke. Ist das auch gewiß wahr? fiel ich ihm in die Rede. Gewiß und wahrhaftig, sagte er und zwinkerte mit den Augen, als wenn er es selbst nicht recht glaubte. Wir beide aber, fuhr er fort, der Hannes und ich, schneller wie der Wind hinauf auf die Burg, um den schönen Weizen zu holen, aber fort war Alles. Ich dankte dem Schäfer für seine lehrreiche Erzählung und ging meines Weges weiter. So sonderbare Streiche spielt den Leuten ihre Einbildungskraft!

Wir aber wollen jetzt auch weiter gehen. Wir werfen noch einen Blick in das reizende Thal hinab, und hinauf über die üppigen grünen Wiesen zwischen den schroffen Felsensichten, und auf den schwarzgrauen Lavaström, der den gegenüber liegenden Abhang bedeckt. Wir überschreiten den Bach auf einem schmalen Stege, gehen einen schmalen Pfad hinan, erreichen den von Blaidt nach Dötenburg führenden Weg und wandern zwischen den vulkanischen Bergen, dem Michels- und Langenberg hindurch, die sich neben dem großen Wannen erheben. Der Carmelberg liegt wieder in der Nähe vor uns und in einer kleinen halben Stunde ist auch er erstiegen.

3.

Der Carmelberg ist die südöstlichste bedeutende vulkanische Erhebung unter den zahlreichen vulkanischen Bergen des Maifeldes und der Eifel. In jener Zeit nämlich, von der das Buch aller Bücher erzählt: „Die Erde war wüste und leer und der Geist Gottes schwebte über den Wassern,“ da standen die Gebirge des Taunus und des Westerwaldes, des Hunsrücks und der Eifel, welche zusammen man auch das mittelhheinische Schiefergebirge nennt, als eine große Insel oder wahrscheinlicher, als mehrere kleinere Inseln, mit ihren höchsten Flächen und Höhen aus dem gewaltigen Urmeer hervor. Noch jetzt finden wir überall in dem Gebirge zahlreiche Reste von Seethieren, welche die Ufer jener Inseln besiedelten. Aber Zeiten gingen und kamen. Die Wasser sanken, die Flußthäler bildeten sich und an vielen Stellen hoben sich, gleich mächtigen Crystallen, Basaltberge aus dem Innern der Erde empor. Die höchsten Berge der Eifel, die Hochacht 2340 Fuß hoch, die Rürburg 2220 Fuß hoch, der Hochfellberg 2160 Fuß hoch und viele andere, sind solche Basaltberge. Der Westerwald ist mit mehreren Hunderten solcher Basalterhebungen besät. Der Taunus und der Hunsrück sind bedeutend ärmer an diesen Bildungen. Gleichzeitig mit den Basalterhebungen fand aber auch die Braunkohlenbildung statt, und auf dem Westerwalde finden wir häufig Basalt und Braunkohlen in wechselnden Lagen. Das Klima des Landes muß aber damals bedeutend anders und viel heißer gewesen sein, als jetzt; denn die zahlreichen Pflanzenarten, besonders Baumarten, worunter selbst Palmen, beweisen, daß die damalige Vegetation weit mehr Aehnlichkeit mit der der Tropenländer, als mit der unsrigen der gegenwärtigen Zeit hatte. Aber Jahrhunderte kamen und vergingen. Die Thäler bildeten sich meist bis zu ihrer gegenwärtigen Tiefe aus, die Gewässer sanken mehr und mehr und die Vegetation erhielt allmählig die Form der gegenwärtigen Zeit. Da begann in unserm Gebirge und besonders in der Eifel eine Zeit gewaltiger Umwälzungen und Erschütterungen, die Erde erbebte, die Tiefen thaten sich auf, feurigglühende Massen erhoben sich aus der Erde und zahlreiche Vulkane traten in Thätigkeit. Lava stieß in glühenden Strömen durch das Land und auf dem Maifelde öffneten sich mächtige Krater und hoben ungeheure Bimssteinmassen in die Höhe. Orkane stürmten von Westen her und trieben die Bimssteine, deren schwerste Stücke zuerst wie ein fürchtbarer Regen niederprasselten, als feinen Sand über den Westerwald bis ins obere Lahnthal. An andern Stellen öffnete sich die Erde und heiße Schlammmassen strömten hervor, weithin die Felder übergießend, die Pflanzen einhüllend, und erkalteten und erhärteten zu Tuffstein, der seit Jahrhunderten, gleich wie die festern Laven, ein ausgezeichnetes Baumaterial und somit ein wichtiger Handelsartikel geworden ist. Die Vulkane erloschen, eine neue Vegetation bildete sich auf den Trümmern der alten und der Mensch kam heran und bevölkerte und belebte die Gegend. Staunend wandelt er über die Lava- und Tuffströme, aber nur sehr Wenige gedenken dabei des Schöpfers, der Alles geschehen ließ, um unserm Boden die reichlichste Vegetationskraft zu schenken und in demselben die Nahrungsquelle vieler Tausende zu bergen und Hollands Seestädte mit Hülfe dieses Materials erstehen zu lassen.

Die Vulkane des Eifelgebirges und des Maifeldes bilden zwei große Reviere. Das Eifeler Revier endet im Westen mit dem Goldberg bei Ormond, in der Nähe der Schneifel bei Brüm, tritt in besonders mächtigen und zahlreichen Vulkanen zwischen Gerolstein, Hillesheim und Daun auf, erstreckt sich noch südlich bis Vertrich und östlich bis zu seinem letzten Punkte bei Boos zwischen Mayen und Kellberg. Die höchsten vulkanischen Berge dieses Gebietes erreichen Höhen von 2000 Fuß über der Meeresfläche, erheben sich jedoch selten mehr als 400 Fuß über das sie umgebende Land.

Das Maifelder Revier ist nicht so ausgedehnt, erstreckt sich jedoch von Mayen aus über das Maifeld bis Coblenz und Andernach und selbst noch mit bedeutenden Höhen durch den östlichsten Theil der Eifel, bis nahe zur Ahrmündung.

Aus den unruhigen Zeiten, welche unsere Gegenden trafen, rühren auch viele Einsenkungen des Landes her; theils trockene Kesseltäler bildend, theils im tiefen Bergeschooße die schönen Seen oder Maare der Eifel bergend.

Einer dieser vulkanischen Berge ist der Carmelberg, welcher aus zwei Köpfen bestehend, wovon der westlichste, der eigentliche Carmelberg, am höchsten ist, während der östlichste, der Schweinskopf, sich weit nach Osten hin abflacht. Besonders der Schweinskopf liefert vortreffliche Bausteine und das zwar dunkle, aber dennoch freundliche Aussehen der meisten Häuser in den Dörfern der Umgegend hat seine Ursache in diesem Material. Ein freundliches Kirchlein, auf dessen nach Osten gerichteter Vorderseite in großen goldenen Buchstaben das Wort Deo, das heißt: Gotte, nämlich: geweiht, steht, begrüßt uns auf dem Gipfel des oben abgeflachten Carmelberges. Die Kirche entstand gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts und ist ein Beweis von dem frommgläubigen Sinn jener Zeit. Einer Urkunde, von Anna Magdalena Freifrau von Waldbot-Bassenheim, Gräfin von Metternich, unter dem 25. April 1693 ausgestellt, entnehmen wir Folgendes. Diese Gräfin erhielt, während sie in segnetem Zustande sich befand, den Besuch ihrer ehemaligen Lehrerin der französischen Sprache, welche gegenwärtig Vorsteherin eines Klosters in Belgien war. Von einer Prinzessin von Chimay hatte dieselbe ein thönernes Muttergottesbildchen erhalten, welches andächtigen Frauen, die in seinem Besitze waren, ihre schwere Stunde leicht und glücklich vorüberführen sollte. Sowohl die Gräfin, als ihr Gemahl bekamen gleich große Andacht zu dem irdenen Bildchen, welches ein Jesukindchen auf dem Arme hatte, widmeten ihm einen Platz in ihrer Wohnstube, ließen alle Samstag ein Wachsblicht vor ihm brennen und führten es jederzeit auf ihren Reisen mit. Als die obengenannte Geistliche nach zwei Jahren wieder einen Besuch bei der Gräfin abstattete, erhielt diese das Bildchen von ihr zum Geschenke.

Bald nachher wurde ihr Gemahl schwer krank, verlangte das Muttergottesbildchen und legte es auf sein Haupt, worauf er in einen sechs Stunden langen Schlaf verfiel und beim Erwachen seine unerträglichen Kopfschmerzen verloren hatte. Er ließ hierauf die Gräfin nebst dem Frömmster von Bassenheim rufen, theilte ihnen seinen Entschluß mit, dem Bildchen zu Ehren eine Kapelle zu erbauen und dem Leztern gab er den Auftrag, eine Stelle, nicht weit von dem Dorfe Bassenheim, dafür auszusuchen. Als dieser in der Mitte zwischen Bassenheim und dem Carmelberge gewählt war, wurden gleich zur Beischaffung des Baumaterials Anstalten getroffen und der Bau begonnen.

Bald darauf kamen einige Freunde vorbei, welche von den Arbeitern die Absicht des Baues vernahmen. Sie bestiegen den nahen Berg, erklärten bei ihrer Rückkehr, daß sich der Bau besser dorthin schide, wobei sie den Rath gaben, ihn dorthin zu setzen, den Berg Carmelberg zu nennen, und die Kapelle zu Ehren der heiligen Muttergottes vom Stäpulier zu errichten.

Dieser Rath wurde befolgt, der Bau der Kapelle angefangen, aber, wie bald erkannt, zu klein gemacht. Der Waldbot von Bassenheim war während der Zeit völlig wieder hergestellt, ging selbst auf den Berg, nahm einen andern Baumeister, ließ das angefangene Werk abbrechen und „eine rechte Kirche, wie sie jetzt steht, auf italienische Art bauen; hat auch ein Ansehnliches gekostet, welches aber nicht aufgeschrieben wurde“, weil der Baumeister, „der Pater Magnus“, ein Kapuziner, gleich Anfangs beehrte, man sollte das recht fürnehmen und nichts aufschreiben, was zu diesem Bau ausgegeben würde, denn Gott „wolle keine Rechnung mit sich geführt“ haben, „und dann sollten wir uns nichts gereuen lassen, was wir hierzu ausgeben thäten.“

„Gott schickte auch zu diesem Bau eine „rechte Erleichterung, dann sich unter andern, in dem Berg selbst, die besten und schönsten Stein zu dem Mauerwerk gefunden, auch eben dajumal in einem Acker ein alt heidnisch Begräbniß gefunden wurde, welches von ungewöhnlichen großen und schönen Steinen war, die um ein geringes Geld erkaufte, woraus alle die Fenster und Thüren-Gestelle gehauen wurden.“

Bald nachher wurden häufige Processionen sowohl aus der Umgegend, als von verschiedenen weit entlegenen Orten dahin unternommen. Die Gräfin behielt das Bildchen immer bei sich, gab es aber endlich ihren Söhnen, damit es in die ihm zu Ehren gebaute Kirche gesetzt würde.

Vier Geistliche aus dem Orden der Carmeliter und zwei Layenbrüder wurden in die bei der Kapelle erbaute Zelle gesetzt. Der letzte Layenbrüder war der Bruder Nicolas; Montabaur war seine Heimath, seit 1778 bewohnte er die Klausel. Ich lernte ihn im Jahre 1822 kennen, den muntern Greis, den theilnehmenden Freund der ganzen Nachbarschaft, den unentbehrlichen Gast bei allen Familienfesten. Oft erzählte er, in seiner braunen Kutte neben mir sitzend, wunderbare Geschichten, so daß ich oft fast den Heimweg vergaß. Er wußte es, der gläubig fromme, katholische Christ, daß ich seiner Confession nicht angehörte, aber mit steter Freundlichkeit trat er mir, dem eben ins Jünglingsalter tretenden Knaben entgegen, wenn ich von meiner Vaterstadt Neuwied aus meine Schritte nach dem vulkanischen Maifelde lenkte, die Botanisirbüchse auf dem Rücken, den Hammer zum Zerbrechen der vulkanischen Steine in der Hand. Nicht lange sollte ich mich seiner Freundlichkeit erfreuen; sein Becher, mit frischem Wasser gefüllt, mit welchem er mir gewöhnlich entgegentrat, sollte mich nicht oft laben!

Ein Mörder raubte ihm, am 1. Januar 1826, das dem Wohlthun und der christlichen Liebe geweihte Leben.

Am Neujahrsmorgen hatte er der Messe zu Bassenheim beigewohnt. Küstig, wie immer, schritt der siebenzigjährige Greis auf seinen Berg, nach seiner geliebten Zelle, tief den Schnee durchwaten. Warum halten seine Fußtritte seiner Zelle gegenüber? Warum zeigen sich unbestimmte Schritte in dem glänzenden Schnee? Warum geht seine Spur schnell bergab den Saadenheimer Höfen zu, die auf der westlichen Seite des Berges liegen? Andere größere Schritte folgen den Seinen. Ein Mörder hat ihn am Ende des Fichtenwaldes ereilt, nicht fünf Minuten von den rettenden Höfen. Eine Pflugspur hatte sein freundliches Haupt gespalten. So fand man am 3. Januar seine Leiche. Wer war der gräßliche Mörder? Mit geringen Ersparnissen hatte der Bruder Nicolas manchem bedrängten Nachbar gegen Schuldchein aus der Noth geholfen. Die Justiz fand, daß die Schuldcheine fehlten, aber den Mörder fand sie nicht, und fand ihn bis jetzt noch nicht. Wahrscheinlich deckt Erde des Schuldigen Gebein, und die Erinnerung an den fürchtbaren Mord gab dem sterbenden Mörder schon auf dem Todtenbette die Qualen der Hölle.

Last und ein freundlicheres Bild vor unsere Augen rufen. Der Blick in die Ostseite der Gegend, von einer kleinen beschatteten Terrasse aus, ist bezaubernd schön. Dort senkt sich das Land, die Dörfer Bassenheim und Rübenach tragend, bis zum Rheinthal hin; die Weste Ehrenbreitstein tritt uns im Osten glänzend entgegen, das ganze Rheinthal von der Lahn bis Andernach liegt vor uns, und Saffig schaut, noch einmal grüßend, zu uns auf. Nach Norden sehen wir durch Lücken des Waldes die Wanner Köpfe und die dahinter liegenden, bedeutenderen Höhen von Laach; im Westen breitet sich der lange Bergücken der Eifel mit seinen mächtigen Bergspitzen aus. Vor uns liegt das Maifeld mit seinen zahlreichen Dörfern und seinen reichen Saaten; deutlich ragt das alte Münster im Maifeld auf dem höchsten Rücken des Plateau's hervor. Im Süden bezeichnet eine dunkle Schlucht das von der Mosel durchströmte, rebenreiche Thal. Es ist ein schöner Berg der Carmelberg, und wenn ich ihn, wie schon vor 35 Jahren, auch ungern verlasse, wir müssen weiter, die Zeit drängt, und es ist noch viel zu schauen.

4.

Rasch eilen wir auf der südwestlichen Seite des Berges hinab, an alten Lavabrüchen, an bemooßten Linden, wahrscheinlich zur Erbauungszeit der Kapelle gepflanzt, vorüber und wandern auf der Trierischen Straße fürbaß. Nach einer kurzen Strecke finden wir drei in einem Dreieck liegende, nied'rige Hügel, aus

Rollstein und Erde aufgehäuft, die drei Tonnen. Nach allen Seiten hebt sich das Land. Es ist einer der höchsten Flächenpunkte des Maifeldes. Hier hielten die alten salischen Franken ihre Maiverfassungen. Dort unten ist Ochsenburg, wo der Palast der Merovinger stand. Auf den drei Tonnen saßen wahrscheinlich die Gaugrafen des Maifeldes, von welchen uns die Geschichte den Namen Megingog oder Megingaud erhalten hat, der im Jahr 888 das Dorf Rübenach der trierischen Abtei St. Marimin schenkte; derselbe war ein Keffe des Capetingers Odo, Königs der Westfranken. Auch die Namen späterer Gaugrafen finden sich in Urkunden aufgeführt. Noch liegen die drei Tonnen mitten zwischen reich bebauten Feldern, aber die Merovinger und die Karolinger, die Salier und die Hohenstaufen sind vorübergegangen, eine Generation ist in die Fußstapfen der andern getreten, die umliegenden Vulkane haben ausgetobt, Napoleons I. Herrschaft ist zerstäubt; aber dieselbe Sonne scheint noch auf dieselben Felder und lohnt dem fleißigen Arbeiter seine Mühen und sein Gottvertrauen.

Wir wandern auf der Straße weiter. In nicht weiter Entfernung liegen die Minkelfelder Höfe. Ihre Bewohner haben vor Kurzem aus Lava eine nette Kapelle erbaut. Bald senkt die Straße sich wieder und eine weit ausgebreitete Thalsfläche liegt zu unsern Füßen. Das große Dorf Polch mit einer großen, neuen Kirche, von Saatfeldern und Obstbäumen umgeben, breitet sich darin aus; ein großes Dorf, mit fleißigen Bewohnern. Der Ort ist alt und seine Urkunden gehen bis vor 900 hinaus.

Polch heißt im Keltischen „Sumpf“, und höchst wahrscheinlich war hier ein großes mit Wasser gefülltes Becken. Merkwürdig ist hier die St. Georgs-Kapelle, wo der Polcher Dingtag sich versammelte und nach dem Gottesdienste seine Geschäfte vornahm. Das Polcher Gericht war von hohem Alter und hatte eine ausgedehnte Wirksamkeit.

Mehrere ansehnliche Höfe liegen in der Nähe, unter andern auch Kurben, von welchem in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts ein Pächterssohn, Johann Ritter, eine Erbtochter der Dynasten von Elz und Birmont zur Gemahlin erhielt und die ihm gerichtlich zugesprochene Hälfte der Erbschaft an die Freiherren Waldbot zu Bassenheim gegen den Besitz einiger Höfe in Tausche überließ.

Einen Abstecher, nach dem eine kleine halbe Meile nach Süden liegenden Städtchen Münster = Maifeld, darf nicht unterlassen werden. Vor allem merkwürdig ist hier das altgothische Münster, aus Pipins des Kurzen Zeiten stammend, zu welchem später ein Collegiatstift kam. Diesem Münster hat der Ort Ursprung und Namen zu danken. Von seinem Thurme bietet sich eine Aussicht dar, die das ganze Maifeld beherrscht.

Ueberall Fleiß und reichlicher Anbau! Dort liegen die Dörfer Sürsch, Grappenach, Strschenach, Lonngig, Dreckenach, Mertloch, Kuitisch, Lasserger, Willich, Polch, Kerig, mit ihrem Namen an alte keltische Zeiten erinnernd, bevor noch die Franken diese Gegenden bewohnten; nur wenige Namen, wie Nauenheim und Forst, sind der neuern Zeit entsprossen. Im Westen zieht zwischen dicht bewaldeten Bergen das tiefe Elzthal dahin, im Süden das rebenbefränzte Moselthal. Ein Weg von nicht einer halben Meile würde uns, nach einer der merkwürdigsten Burgen des Rheinlandes, nach Schloß Elz führen, die wohl erhalten sich auf einem Hügel des Elzthales erhebt. Aber wir haben unsere Zeit dem Maifelde gewidmet, und ein anderes Mal habe ich wohl die Freude, Euch in das schöne Elzthal zu führen. Vergessen aber darf ich nicht, daß Münster-Maifeld am dritten Weihnachtstage einen Markt hält, wie ihn meines Wissens nur noch ein Städtchen in der Auvergne und Richmond in England halten soll, wovon der letztere durch die schöne Oper „Martsa“ von Flotow einen großen Ruf erhalten hat. Es ist ein Märkdemarkt. Die rüstigen Mädchen des Maifeldes, mit ihren goldgestickten Mützen und dem silbernen Haarpfeil geschmückt,

suchen hier Herrschaften und werden gesucht. Der Markt ist von der ganzen Umgegend reich besucht, und in allen Gasthäusern schallt Tanzmusik und duftet die Bratwurst, während der Moselwein in Strömen fließt.

5.

Wir wandern nach Polch zurück und auf diesem Wege etwas seitwärts nach Westen ersteigen wir eine unbedeutende Höhe, die uns eine vortreffliche Rundschau enthüllt. Vor uns senkt sich das Land und wir überblicken fast das gesammte Maifeld, eine großartige, lebenvolle Ansicht. Den Rahmen um das Gemälde bilden die zahlreichen Hochpunkte der Eifel von der Hochachse bis zum Rheine bei Andernach. In grotesken Formen steigen sie vor uns auf und bilden eine lange Reihe von Kegeln und abgerundeten und stumpfen Kuppen. Das Bild ist zu groß und weit, als daß es ein Gegenstand für den Pinsel eines Malers sein sollte; aber der Wanderer steht und staunt und glaubt gern dem kundigen Führer, daß hier ganz andere als gewöhnliche Kräfte gewirkt, um eine solche Mannigfaltigkeit hervorzurufen.

Eine Stunde westlich von Polch, an der Trierer Straße, liegt das alte Reichsdorf Kerig. Hier endet das Maifeld und es wehen uns schon die frischen Eifellüfte an, während auch der Bau der Häuser und die Gestalt der Bewohner mehr an die Eifel erinnern. Der Maifelder Menschenschlag ist von einer kräftigen Constitution, groß und stark, mit breitem Rücken und markirten Gesichtszügen. Man sieht es dem ganzen Menschen an, daß es ihm nicht an Brod und gewöhnlich auch nicht an Fleisch gebricht, daß die Erbse eins seiner wichtigsten Nahrungsmittel ist; in den arbeitsvollen Zeiten erhält an vielen Orten in den größern Oekonomien das Geseinde Morgens, Mittags und Abends eine kräftige Erbsensuppe. Wein wird viel getrunken und in den meisten Dörfern des Maifeldes findet man in den Wirthshäusern einen besseren Moselwein, als bei den Wirthen des Moselthales selbst. Der Sonntag wird gewöhnlich als ein Tag der Freude betrachtet: Die Wirthshäuser sind am Sonntag Nachmittag gefüllt, die Kirrmessen wechseln ab und nicht selten schallt Musik und Tanz auch ohne besondere Veranlassung. Findet das nicht statt, so sehen wir am Sonntag Nachmittag die Jugend beiderlei Geschlechts sich zu Spaziergängen vereinigen. Namhafte Punkte in der Nähe werden besucht und Volkslieder ertönen auf den Fluren.

Die Dörfer sind meist regelmäßig gebaut, oft gepflastert, und die Häuser vorherrschend aus Lava oder Tuffstein erbaut, zweistöckig, mit Schiefer gedeckt, mit großen Nebengebäuden und einer Haupteinfahrt. Sie geben meist ein sehr freundliches Ansehen.

Ganz anders ist es dagegen in den benachbarten Gebirgsdörfern der Eifel und weiter hinaus. Der Mensch ist hier durchgängig schwächer und kleiner, die Gesichter weniger markirt, die Tracht ärmlicher und einförmiger, bei dem Manne ein grober blauer Kittel. Stille sitzen am Sonntag die Leute auf gefüllten Bäumen vor dem Dorfe oder vor dem Hause und in nicht vielen Dörfern ist lebhafter Gesang einheimisch. Weniger Tanz, Spiel und Wein, jedoch desto gemüthlicher, zuverlässiger und gefälliger. Die Dörfer sind meist unregelmäßig, selten gepflastert, die Häuser sind niedriger, enger, mit kleinen Fensterchen, gewöhnlich aus Fachwerk und Lehm und mit Stroh gedeckt. Große Scheunen sind selten und meist bleibt das Getreide auf dem Felde bis zum Herbst in Rakten aufgestellt und wird allmählich eingebracht und gedroschen. Aber auch welcher Unterschied zwischen den Saaten des Maifeldes und der Eifel! In dem feinigern, unebenen Boden der Eifel sind die Halme gewöhnlich dünn, niedrig und einzeln, während auf den fruchtbaren Flächen des Maifeldes die goldenen Saaten dicht und gedrängt stehen, mit mächtigen Aehren, und in nicht zu trockenen Jahren so hoch, daß sie die Häupter der Männer überragen. Die Getreidemärkte von Coblenz, Mayen und Andernach bieten wöchentlich leichte Gelegenheit zum Absatze. Auch die Kartoffeln des Maifeldes sind, besonders in dem vulkanischen Boden,

von vorzüglicher Güte In dem Viehstande beider Gegenden zeigt sich derselbe Gegensatz. Doch ist die südwestliche Eifel, besonders im Regierungsbezirk Trier, wo der Boden vorherrschend aus Kalk und rothem Sandstein besteht, bedeutend besser als die östliche Eifel zwischen Mayen, Ahenau und Kellberg, wo nur eine dünne Schicht von fruchtbarem Boden die zersplitterte Grauwacke bedeckt.

6.

Wir wandern durch die Dörfer Alenz und Bürresheim, welche mit dem vorhin erwähnten Kerig und einigen anderen benachbarten Dörfern ehemals die kleine, hintere Vellenz bildeten und erreichen in nicht zwei vollen Stunden die Stadt Mayen. In einer fesselförmigen Erweiterung des Netteithales gelegen und im Halbkreis von diesem Flüsschen umströmt, von schönen Baumgruppen umgeben, am Fuße hoch anstrebender Berge, macht die Stadt auf den Wanderer einen sehr günstigen Eindruck. Tritt man ein und sieht die massiven Häuser von blaugrauer Lava, die zahlreichen Läden, die vielen Fuhrwerke, welche das verschiedenste Material ab- und zufahren, so erkennt man, daß man sich in einem äußerst gewerbtätigen Orte befindet, obgleich derselbe kaum 4000 Einwohner zählt. Der Aufschwung des hiesigen Handels datirt aber erst seit kaum 50 Jahren und knüpft sich vorzüglich an den Namen der eingewanderten Familie Triacca und den thätigen früheren Landrath Hartung. Bei umsichtiger Thätigkeit steht Mayen eine große Zukunft bevor und wenn erst die rheinische Eisenbahn beendigt sein wird, wenn eine Zweigbahn Mayen damit verbindet, wenn die benachbarte Eifel ihren Betrag an Brennmaterial und andern Bedürfnissen in Mayen leichter erhalten kann, dann wird die Zunahme der Gewerbtätigkeit und des Wohlstandes noch weit auffallender sein. Die wichtigsten Gegenstände des Verkehrs sind die in der Nähe brechenden Mühlen- und Bausteine, ihren Ursprung einem mächtigen Lavaström aus den nahen Willebergen verdankend; ferner Tuch- und Lederfabrikation und der Getreidehandel. Ganz in der Nähe finden sich Spuren einer römischen Niederlassung, aber erst im zwölften Jahrhundert hob sich Mayen zu einem namhaften Orte und steht daher mit der ältern Geschichte des Maifeldes, in welcher vorzüglich Franken auftraten, in keiner Verbindung. Die erzbischöfliche Burg, deren Trümmer sich am höchsten, westlichen Punkte der Stadt zeigen, wurde 1280 erbaut. Die Bewohner Mayens waren von jeher sehr wehrfähige Leute; sie brachten unter ihrem Amtmann, Georg von der Leyen, 1474 die widerspenstigen Mönche von Laach zum Gehorsam, wiesen 1643 einen feindlichen Trupp vor ihren Mauern ab, nahmen einem schwedischen Streifcorps die zu Krust geraubten Schätze wieder ab und trieben sogar ein bedeutendes französisches Heer 1673 nach längerer Belagerung von ihren Mauern weg. Doch ist Mayen 1688 und 89 in den Händen der Franzosen gewesen.

Könnten wir uns länger hier aufhalten, so würden Excursionen nach dem im Elzthal so schön gelegenen Flecken Monreal mit seinen beiden Burgruinen, dem an der Mündung der Niz in die Nette gelegenen Schlosse Bürresheim, noch wohl erhalten und bewohnt, dem überaus malerisch gelegenen armen Dörfchen Niz und eine Besteigung des halb kreisförmigen Gipfels des Hochsimmers, eines erloschenen und halb eingestürzten Kraters über St. Johann, überaus lohnend sein. Der Hochsimmmer erreicht die Höhe von 1800 Fuß, besteht ganz und gar aus Lava und gewährt eine großartige Aussicht über die vordere Eifel, auf den klaren Spiegel des Laacher Sees, der dort im tiefen Bergkessel eingeschlossen liegt, von zahlreichen Vulkanen umgeben, und über das ganze Maifeld bis in das Rheinthale, wo der Silberpiegel des Rheines in großen Krümmungen sichtbar ist. Die Gegend von Mayen erinnert auch an die Geschichte der heiligen Genovefa, eine der rührendsten Geschichten des Alterthums. Die alte Burg zu Mayen soll einst Hochsimmern geheissen und der Siz Siegfrieds, eines Grafen des Maigaues, des Gemahls der Genovefa gewesen sein. Noch heißt ein Thurm dieser Mayener Burg der Genovefa-Thurm. Nicht ganz zwei Stunden entfernt liegt im Felde die Frauenkirche, unweit Niedermendig, wo Graf Siegfried seine Gemahlin wiedersand. Ihr Aufenthaltsort kann aber hier nicht gewesen sein, da keine Spur von einer Höhle hier

zu finden ist. Dagegen ist eine sehr entsprechende Höhle in der Lava auf dem Westabhange des eine kleine Stunde entfernten Forstes, die wohl der Aufenthalt der unglücklichen Pfalzgräfin gewesen sein könnte. Die historische Antiquarier hat Herr von Stramberg in seinem vortrefflichen rheinischen Antiquarium glücklich gelöst und die erzählten Begebenheiten in die Mitte des 8. Jahrhunderts gesetzt, als der Erzbischof Hilbold von Trier zu Dätendung residirt und die Franken noch bedeutende Kämpfe mit den Sarazenen zu bestehen hatten. Der Gemahl der Genovesa mußte auch gegen sie zu Felde ziehen, und fand erst nach sechs unglücklichen Jahren die verkannte, geliebte Gemahlin und den Sohn wieder. Die Kirche ist ein sehr besuchter Wallfahrtsort, besonders fanden am 5. Januar, dem Tage der Wiederauffindung, und am 2. April, dem Todestage der Genovesa, später am Ostermontage, hier große Festlichkeiten statt. Häufig versammelten sich auch hier die Dynasten und Ritter des Maifeldes und der Eifel, Sühnen und Verträge wurden geschlossen und das Gericht der großen Pellenz trat hier jährlich mehrere Male zusammen. Beweise, wie hoch die Bewohner der Gegend diese Stelle schätzten. Eine andere unglückliche Pfalzgräfin war Mathilde, Tochter eines Grafen von Are, Besitzerin der Herrschaft Laach (der großen Pellenz) und Gemahlin des Pfalzgrafen Heinrich I. Dieser, der meist auf der Burg Cochem residirte, die er von seiner Ruhme, der Königin Richza von Polen, erhalten, war in eine heftige Fehde mit dem Erzbischof Anno von Köln gerathen, hatte aber, durch den Bannfluch geschreckt, ein Asyl in dem Kloster Gorze gesucht, wo er drei Jahre, von der geliebten Gemahlin getrennt, lebte. In der einsamen Zelle hielt er es jedoch nicht aus; er kehrte auf seine Burgen zurück und begann von Neuem den Kampf mit dem mächtigen Erzbischofe. Aber ein tiefes Seelenleiden hatte ihn schon früher gestört, und als er auf der Burg Cochem neue Anstalten zur Bekämpfung des Erzbischofs machte, erfaßte ihn sein Irrsinn so heftig, daß er — es war am 4. Mai 1061 — eine Hellebarde ergriff und seine Gemahlin erschlug. Pfalzgraf Heinrich I. blieb bis an sein Ende im Kloster Echternach in Verwahr. Sein Sohn Heinrich II. wurde später Pfalzgraf und Besitzer der Herrschaft Laach.

Zwei Dörfer, Ober- und Nieder-Mendig, nicht ganz zwei Stunden nordöstlich von Mayen in der großen Pellenz gelegen, nehmen nun unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Beide liegen kaum eine Viertelstunde von einander entfernt und enthalten jedes an 200 Häuser mit mehr als 1300 Einwohnern. Ein ungeheures Lavafeld bildet schon seit der Römer Zeit einen Gegenstand bedeutender Ausbeute.

Hier werden Mühlsteine in allen möglichen Größen, Treppen-, Thür- und Fenstereinfassungen, Pflastersteine u. s. w. fortwährend zu Tage gefördert. Zahlreiche Gruben mit weiten, runden Tageslöchern von 60—80' Tiefe, bilden die Oeffnungen bedeutender unterirdischer Grubenhallen. Ueber der baumwürdigen, blau-grauen, wenig porösen Mühlsteinklava finden sich abwechselnde Lagen von Lavaschlacken, Lavabrocken, oft 10—15 Fuß mächtige Lagen von Bimsstein, in welchen nicht selten noch die Spuren aufrechterstehender Bäume zu finden sind, Lehm- und Dammerde. Wird in der Tiefe der Steinbrüche die unter den baumwürdigen Lavasäulen lagernde Lava durchbrochen, so kommt man zuerst auf Thonerde und dann auf Grauwacke, welche überall die Grundlage unserer hiesigen Gebirge ist. Die Oberfläche des ganzen Feldes erscheint von den zahllosen Steintrümmern wie ein großartiges Ruinenfeld, während die über den Tageslöchern durch Pferde in Bewegung gesetzten Göpel und die überall in den Hütten hämmernenden Arbeiter die Trümmer beleben. Auch Bierbrauereien sind dazwischen errichtet, da in den tiefen Gruben die Wärmeausstrahlung fortwährend so stark ist, daß man zu jeder Jahreszeit Eis darin finden kann. In diesen kalten Räumen wird das Bier der Gährung ausgesetzt und entwickelt sich darin so vortrefflich, daß es in der ganzen weiten Umgebung als Felsenbier ein beliebtes Getränk ist und in der Güte dem bayerischen Bier kaum nachsteht.

Ein sehr wichtiges, vulkanisches Produkt dieser Gegend ist auch der Back-

ofenkein, der zu Bell, eine halbe Stunde westlich von Obermendig, gebrochen wird. Derselbe ist ein durchaus feuerfestes Material, das vorzüglich zu Backöfen und Herden verwendet wird. Es ist ein Tuff, der in ungeheuer mächtigen Strömen auf der Ostseite den nahe gelegenen Schlammvulkanen ausströmte.

Wir befinden uns nun in der Nähe des merkwürdigen und weitberühmten Laacher See's, den ganzen Sommer hindurch das Ziel Tausender von Besuchern. Ich will euch jetzt die Reise nicht vergrößern. Vielleicht kann ich ein anderes Mal mit diesem schönen Punkte des Rheinlandes euch bekannt machen. Wir eilen jetzt dem Ziele unserer Reise, Andernach zu, das eine starke Meile von Niedermendig entfernt liegt. Eine Bergreihe mit dem vulkanischen Kruster Ofen am südöstlichsten Ende des Laacher See's, dem Stickenicher Sattel, dem Wassernacher Walde, dem Eicher Rasberg, alle vulkanisch, und dem Andernacher Kirchberg, begleiten uns zur Linken bis zum Rhein, während der Stickenicher Weinberg, ein niedriger, aber vollkommener Krater, der Kruster und der Plaidter Hammerich und viele andere vulkanische Kegele und zur Rechten liegen. Fortwährend sind uns die Dörfer des Maifelbes mit ihren reichen Fluren vor Augen und dort im Südosten breitet sich das Rheinthal aus, durchströmt von dem herrlichen Flusse, dem Stolze und der Freude seiner Anwohner.

Habe ich euch nun glücklich nach Andernach gebracht, so wird ein Dampfboot nicht lange auf sich warten lassen, das uns rheinab oder rheinauf weiterbringen kann. Noch ein kräftiger Händedruck und — auf freundliches Wiedersehn!

Das Gewitter und seine Wirkungen.

Von Dr. Wilhelm Köleke.

Bevor ich mich vor meinen Lesern über das Gewitter, diese großartigste und erhabenste aller Naturerscheinungen, in so klarer und allgemein verständlicher Weise auszusprechen vermag, als es um der Wichtigkeit der Sache willen erforderlich ist, müssen wir uns über das Wesen und die Wirkungsweise einer wunderbaren, theils geheim und im Verborgenen, theils offenbar wal tenden, in neuester Zeit von unabsehbarer Wichtigkeit für's gewerbliche Leben gewordenen Naturkraft zu verständigen suchen: ich meine die Elektrizität.

Wenn man zwei verschiedene Körper an einander reibt, so werden sie in einen Zustand versetzt, in welchen sie leichte Körperchen, — gleichviel, aus welchem Stoffe sie bestehen mögen, — anziehen und, nachdem eine Berührung stattgefunden, wieder von sich stoßen. Man sagt, solche Körper seien elektrisch geworden, und nennt die Kraft, vermöge welcher jene Bewegung stattfindet, Elektrizität. Dieser Name ist der griechischen Sprache entlehnt, weil die Alten nur am geriebenen Bernstein, der im Griechischen Elektron heißt, elektrische Eigenschaften wahrgenommen hatten.

Den einfachsten und augenfälligsten Versuch kann man mit einer Siegellack- oder Glasstange anstellen. Man binde zu diesem Zwecke an das Ende eines über die Tischplattenkante etwas hinaus geschobenen Stockes oder Drahtes ein feines Seidenfädchen, an dessen Ende man zuvor ein kleines Kugeln von Winsen-, Sonnenblumen- oder Hollundermark befestigte. Wird die Glasstange an einem Stück Wollzeug gerieben und dann dem frei schwebenden Marke Kugeln genähert, so wird dieses angezogen, bleibt einen Augenblick mit der Stange in Berührung und wird dann von derselben abgestoßen. Wird dieses Kugeln in festgenannten Zustände in die Nähe einer geriebenen Siegellackstange gebracht, so wird es von dieser angezogen, und umgekehrt wird ein von der Glasstange angezogenes Kugeln durch die Siegellackstange abgestoßen.

Aus diesen Versuchen geht hervor:

- 1) daß es zwei verschiedene, einander entgegengesetzte Arten von Elektricität giebt. Man hat sie mit den Namen der Glas- oder positiven Elektricität und der Harz- oder negativen Elektricität bezeichnet. — Aus obigen Versuchen geht aber auch
- 2) hervor, daß die gleichnamigen Elektricitäten sich abstoßen (das durch Reibung elektrisch gewordene Glas und das Markkugelnchen, dem man durch Berührung mit der Glasstange Glas-Elektricität mittheilte), während die ungleichnamigen sich anziehen (das durch die Glasstange glas-elektrisch gemachte Kugelnchen und die Harzstange).

Man theilt die Körper in Bezug auf Elektricität in Leiter und Nichtleiter (Isolatoren) ein. Jene sind solche, über deren Oberfläche sich der elektrische Zustand gleichmäßig verbreitet, welche Elektricität mit Schnelligkeit annehmen und wieder abgeben. Diese dagegen zeigen sich von gerade entgegengesetzter Beschaffenheit; man kann ihnen die Elektricität immer nur an den unmittelbar berührten Stellen entziehen. — Körper, die zwischen beiden gleichsam in der Mitte stehen, oder welche die Eigenschaft der Leiter nur in einem geringen Grade besitzen, heißen unvollkommene Leiter oder Halbleiter.

Elektricitätsleiter sind alle Metalle, und zwar in folgender absteigender Ordnung: Kupfer, Gold, Silber, Messing, Eisen, Zinn, Blei, Zink u. s. w.; dann Kohle und Wasser. Alle übrigen Stoffe sind Nichtleiter der Elektricität, und werden nur durch Verbindung mit einer größeren oder geringeren Menge von jenen drei Körpern (Metalle, Kohle, Wasser) zu besseren oder schlechteren Leitern. Die Metalle haben eine 400 Millionen Mal größere Leitungsfähigkeit als das Wasser. — Zu den besten Nichtleitern (Isolatoren) gehören: ganz trockene Luft, Glas, Harz (vorzüglich Schellack), Schwefel, vollkommen getrocknetes Holz, Seide, Haare, Leder, Pergament u. s. w. Je mehr Feuchtigkeit diese Körper enthalten, desto besser leiten sie. Der menschliche Körper ist demnach ein guter Leiter, was, wie wir später sehen werden, in Bezug auf die Wirkungen des Gewitters sehr beachtungswerth ist.

Statt die Körper in Leiter und Nichtleiter einzutheilen, müßte man sie, um bestimmter zu reden, gute und schlechte Leiter nennen; denn gänzliche Nichtleiter giebt es nicht. Das leitende Wasser wird durch Gefrieren zum Isolator; denn Eis bei einer Temperatur, die niedriger als — 13 Grad des Reaumur'schen Thermometers, ist völlig trocken und leitet nicht mehr.

Theilen wir einem leitenden Körper Elektricität mit, so strömt diese sogleich wieder aus ihm fort, falls er mit einem Leiter in Berührung steht. Soll er die Elektricität behalten, so muß er isolirt, d. h. auf allen Seiten mit Nichtleitern umgeben werden. Man hängt ihn zu diesem Zwecke an seidenen Schnüren auf, oder läßt ihn von Glasgefäßen oder gläsernen Säulen getragen werden. — Die Geschwindigkeit, mit welcher sich die Elektricität durch Leiter bewegt, oder Nichtleiter gewaltsam durchbricht, ist so staunenerregend groß, daß bei einem viele Meilen langen Wege sich der Eintritt vom Austritte nicht unterscheiden läßt.

Dufay, der jene Verschiedenheit der elektrischen Zustände zuerst bemerkte (1773), nahm zur Erklärung dieser auffallenden Erscheinungen zwei Arten von Elektricität an; und da er die eine Art gewöhnlich aus geriebenem Glase, die andere aus geriebenem Harze erhielt, so bezeichnete er sie mit den schon oben angeführten Namen. Diese beiden Arten von elektrischer Materie haben zu den verschiedenen Naturkörpern verschiedene Verwandtschaftsgrade. Jede wirkt für sich expansiv, d. h. die einzelnen Theile derselben stoßen sich untereinander ab; aber eine Art zieht die andere stark an. Jeder Körper enthält beide Arten von Elektricität, aber eine durch die Verbindung mit der andern völlig unwirksam gemacht. In diesem (neutralen) Zustande kann keine Elektricität irgend eine Wirkung äußern, weil sie ihre ganze Kraft zur Neutralisirung der andern ver-

wenden muß; daher nennt man auch die Körper in diesem Zustande natürlich elektrisch. Durch Reiben wird die neutrale Verbindung beider Electricitätsarten sowohl in dem reibenden als geriebenen Körper zum Theil aufgehoben; es tritt also eine Portion Harz- und eine gewisse Menge Glas-Electricität in Freiheit. Hat nun der geriebene Körper, die Glasröhre, zur Glas-Electricität, der reibende Körper, das wollene Zeug, hingegen zur Harz-Electricität eine nähere Verwandtschaft, so behält das Glas nicht allein die in ihm frei gewordene Menge von Glas-Electricität, sondern eignet sich auch noch einen Theil der im wollenen Zeuge frei gewordenen gleichnamigen Electricität zu, hat also nun eine Portion ungebundener Glas-Electricität und befindet sich folglich im glaselektrischen (positiv elektrischen) Zustande. Das wollene Zeug hingegen zieht, nebst seiner ursprünglichen, auch noch einen Theil der im Glase frei gewordenen Harz-Electricität an, und versteht sich dadurch in den Zustand der Harz-Electricität (negativen Electricität). Siegellack hat eine nähere Verwandtschaft zur Harz-Electricität als das wollene Zeug, dieses eine nähere Verwandtschaft zur Glas-Electricität als jenes: durch das Reiben dieser beiden Körper an einander wird daher das Siegellack harz- (negativ), das wollene Zeug hingegen glaselektrisch (positiv elektrisch). Daraus folgt auch, daß das Reibzeug und der geriebene Körper nothwendig immer entgegengesetzte elektrische Zustände zeigen müssen. Auf der Abstoßung, welche die auf diese Art frei gewordene Electricität auf die gleichnamige in anderen Körpern ausübt, und auf der Anziehung, mit der sie auf die ungleichnamige wirkt, beruhen nun die oben erwähnten Erscheinungen des elektrischen Zustandes. Kommt z. B. ein glaselektrischer Körper in die Nähe eines isolirten nicht elektrischen (natürlich elektrischen), so zieht die Glas-Electricität des elektrischen die Harz-Electricität des nicht elektrischen stärker an, als diese von ihrer eigenen Glas-Electricität gehalten wird. Dieses Anziehen hat entweder ein Annähern der zwei Körper zur Folge, falls diese frei beweglich und nicht zu groß sind, oder es verbindet sich, im Falle der Berührung, eine Portion der Harz-Electricität des nicht elektrischen Körpers mit der Glas-Electricität des elektrischen; dadurch wird nun aber der Zustand der Neutralisation in dem nicht elektrischen aufgehoben, und etwas Glas-Electricität in diesem frei, weil er nicht — da er isolirt ist — durch leitende Verbindung mit dem allgemeinen Electricitäts-Behälter, mit der Erde, seinen Verlust an Harz-Electricität, und dadurch die frei gewordene Glas-Electricität wieder neutralisiren kann.

Der Kürze wegen wollen wir fortan ausschließlich die Glas-Electricität die positive, die Harz-Electricität die negative nennen, und erstere durch + E., letztere durch — E. bezeichnen.

Um größere Flächen mit mehr Bequemlichkeit und besserem Erfolge reiben, und die dadurch entwickelte E. nach Belieben verwenden zu können, hat man eigene Elektrifirmaschinen erfunden, deren wesentlichste Theile ein reibender Körper (das Reibzeug), ein geriebener Körper und ein isolirter Leiter (Conductor) sind. Da indeß alle solche Maschinen ziemlich zusammengesetzter Bauart sind, und sich rücksichtlich der einzelnen wirkenden Theile ohne Abbildungen nicht gut zu Jedermanns Verständniß beschreiben lassen, so sehe ich mich genöthigt, auf ein weiteres Eingehen in die Einzelheiten derselben Verzicht zu leisten, was jedoch, wie ich hoffe, die richtige Auffassung unseres hier zu besprechenden Gegenstandes nicht beeinträchtigen soll. Merken wir uns jedoch das, daß man mittelst einer solchen Maschine ganz willkürlich, bald +, bald — E. in jeder beliebigen Menge hervorbringen und auf andere Körper übertragen kann.

Um die Wirkungen des Gewitters vollständig verstehen zu können, bedarf es noch der Beschreibung einer einfachen elektrischen Vorrichtung, der sogenannten Verstärkungs-, Kleist'schen oder Leydener Flasche.

Zu ihrer Anfertigung nimmt man ein Trinkglas von wenigstens 5 Zoll Höhe. Bei der Auswahl desselben sehe man darauf, daß das Glas recht dünn

sei und keine Risse habe. Es muß mit Stanniol (dünn gewalztem Zinn) beklebt werden, so, daß oben in- und auswendig ein Rand von 1 Zoll, bei größeren Gläsern 2 Zoll, unbelegt bleibt. Sind beide Belegungen (innere und äußere) vollständig trocken geworden, so befestigt man noch inwendig, gerade da, wo nach oben die Belegungen aufhören, eine runde Pappscheibe, die fest an die innere Wand anschließt. Sie wird zuvor in ihrem Mittelpunkt durchbohrt und durch das Bohrloch ein Messingstab gesteckt, der darin festsetzt und bis auf den Boden des Glases hinabreicht. Hier unten kann man an den Stab noch einige Streifen Stanniol binden, damit er sicher mit der inneren Belegung in leitender Verbindung steht. Oben ragt der Stab eine Hand breit lothrecht aus der Flasche hervor und ist mit einem Knopfe, einer Kugel von einem halben bis zu einem ganzen Zoll Durchmesser, versehen, die von einem Klemmer aus Messingblech verfertigt und angelöthet oder aus Zinn in Flintenkugelform angegossen werden kann. Alle nicht mit Stanniol belegten Theile der äußeren und inneren Glaswand müssen mit Schellackfirniß überzogen werden.

Die innere und äußere Belegung der Flasche bilden zwei Metallplatten, die durch eine isolirte Glaswand getrennt sind. Auch von dem Messingstabe und seinem Knopfe, die zur inneren Belegung gehören, kann die \ominus wegen des unbelegten Glasrandes auf keine Weise zur äußeren Belegung gelangen. Häufte man nun durch Knopf und Stab auf der inneren Belegung $+$, auf der äußeren \ominus an, so würden beide einander desto stärker anziehen, je dünner das sie trennende Glas ist, und ihre Vereinigung würde, wenn man ihnen plötzlich einen leitenden Weg anböte, von starken Wirkungen begleitet sein. Das Laden der Flasche besteht darin, daß man auf der inneren Belegung $+$ \ominus , auf der äußeren \ominus anhäuft, oder umgekehrt. Ladet man die Flasche, indem man sie an der äußeren Belegung mit der Hand ergreift, oder sie auf einen Leiter stellt, und ihren Knopf mit dem Conductor einer thätigen Elektrifirmaschine in Verbindung bringt, so erhält die innere Belegung die \ominus des Conductors durch Mittheilung, die äußere Belegung aber die entgegengesetzte \ominus durch Vertheilung, auf welche letztere wir sogleich vollständiger zurückkommen werden. Ist die innere Belegung positiv, so ist die äußere in demselben Grade negativ; ist die innere negativ, so ist die äußere positiv.

Will man eine elektrische Verstärkungsflasche entladen, so muß man eine leitende Verbindung zwischen der inneren und äußeren Belegung herstellen, damit die entgegengesetzten Electricitäten beider Belegungen sich verbinden und dadurch neutralisiren können. Da dieses sehr schnelle Ueberströmen, wenn es durch thierische Körper geht, immer mit einer Erschütterung, einem heftigen Nervenzucken, verbunden ist, so nennt man die leitende Verbindung zwischen der inneren und äußeren Belegung den Erschütterungskreis. Diese Erschütterung oder der Schlag ist um so stärker, je größer die belegten Flächen sind, und je mehr \ominus durch Mittheilung auf der einen derselben angehäuft wurde, je größer also die elektrische Spannung ist. Bei diesem Ueberströmen wählt die \ominus jederzeit den Weg des mindesten Widerstandes, d. h. denjenigen, der aus der ununterbrochensten Reihe der besten Leiter besteht; findet sie einen Weg von Metall, so wählt sie diesen, wenn er auch bei Weitem länger ist, als ein anderer von schlechteren Leitern. Da, wo die Leitung unterbrochen ist, entsteht ein heller, großer, knalender Funke. Ein Mensch kann die Flasche entladen, wenn er mit einer Hand die äußere Belegung hält, und die andere dem Knopfe nähert: die Erschütterung geht dann durch die beiden Arme und den dazwischen liegenden Theil des Rumpfes. Will man die Flasche entladen, ohne sich dieser Erschütterung auszusetzen, so bedient man sich eines metallenen Bogens, mit dessen einem Ende man den Knopf, mit dem andern man die äußere Belegung berührt, und den man deswegen den Auslader nennt. — Man darf die \ominus durch Mittheilung nicht mit der \ominus durch Vertheilung verwechseln.

Wir haben oben gesehen, daß jede der beiden Electricitäten die gleichnamige

abstößt und die ungleichnamige anzieht, oder daß gleichnamige Elektricitäten sich feindlich, ungleichnamige freundlich gegen einander äußern. Diese Anziehung und Abstoßung äußert sich aber nicht allein auf schon zersetzte Elektricitäten, sondern auch auf die noch verbundenen, und daher kommt es, daß die verbundenen Elektricitäten eines Leiters, der sich im natürlich elektrischen Zustande befindet, durch die Annäherung eines elektrischen Körpers von einander getrennt werden, daß also jener Körper durch Vertheilung elektrisch wird.

Nähert man einen natürlich elektrischen, isolirten Leiter von der einen Seite her einem elektrischen Körper, etwa einem negativ elektrischen Harzstab, so wird ersterer durch Vertheilung elektrisch. Dem vertheilenden negativ elektrischen Harzstab zunächst befindet sich die angezogene positive, an dem von dem Harzstabe abgewandten Ende die abgestoßene negative E.

Ehe wir zum Beweise des Obengesagten schreiten, müssen wir uns noch mit einem Instrumente bekannt machen, das man Elektrometer nennt. Es ist eine Vorrichtung, um kleine Mengen von E. zu entdecken und ihre Stärke ungefähr zu schätzen. Will man sich ein solches auf einfache Weise herstellen, so nehme man ein in- und auswendig recht reines und trockenes Medicinglas und wähle dazu einen passenden Kork. Dieser wird mit einer runden Feile durchbohrt, und die Bohrung so weit als möglich gemacht. Darauf nehme man ein Stückchen Draht, feile seine Enden rund und biege sein oberes Ende zu einem Ringe zusammen, oder lasse hier eine kleine Metallkugel anlöthen. Der mittlere Theil des Drahtes wird über einer Spirituslampe erhitzt, mit einer Lage Siegellack umkleidet und, während derselbe noch heiß ist, durch die Bohrung des Korkes geschoben und darin befestigt. An das andere Ende des Drahtes klebe man mit Eiweiß oder arabischem Gummi neben einander zwei Goldschaumblättchen und lasse sie trocknen, indem man den Draht irgendwo aufhängt. Bevor man den Kork mit Draht und Goldblättchen auf das Medicinglas setzt, berühre man den Hals desselben im Innern mit dem Finger, denn er kann bei einem früheren Aufsetzen und Einpassen des Korkes durch die dabei stattfindende Reibung elektrisch geworden sein und durch seine Anziehung das Hineinbringen der Goldblättchen erschweren. Berührt man jetzt mit einer sehr schwach geriebenen Siegellackstange den Drahtring des Elektrometers, so strömt augenblicklich die E. bis zu den Goldblättchen, und sie zeigen durch ihre Abstoßung das Vorhandensein der geringen Elektricitätsmenge an, während die schwach geriebene Siegellackstange kaum deutlich leichte Körper anziehen würde.

Nachdem wir nun das Elektrometer kennen gelernt haben, können wir leicht den Beweis führen, daß jeder Körper beide Arten von Elektricität im neutralisirten Zustande besitzt.

Man nehme einen 6—8 Zoll langen Draht, dessen Enden abgerundet sind, am besten eine nicht zu dünne Stricknadel, erwärme den mittleren Theil derselben über einer Spirituslampe und befestige sie in ihrer Mitte an dem gleichfalls erwärmten Ende einer Stange Siegellack. So hat man die Nadel mit einem Griff versehen, an dem man sie isolirt halten kann; denn es ist nöthig, daß Nichts von der natürlichen Elektricität, welche im Metalle vorhanden ist, hinwegströmen könne, sondern daß sie vollständig offenbar werde. Hält man nun die Nadel mittelst des isolirten Griffes an den Draht des Elektrometers, so bilden beide eine einzige isolirte Leitung und wirken nicht anders, als eine einzige Metallmasse, die der vertheilenden Kraft eines elektrisirten Körpers ausgesetzt werden soll. Die Goldblättchen dienen uns zugleich zum Anzeigen und Prüfen der Elektricität. Während die linke Hand die isolirte Nadel mit dem Elektrometer in Berührung hält, nähert man mit der Rechten dem vom Elektrometer abgewandten Ende der Nadel einen geriebenen Glaszylinder. Sogleich fahren die Goldblättchen auseinander, obwohl aus dem Cylinder weder zu ihnen noch

zur Nadel Electricität gelangt ist. Es kann also in der ganzen Metallmasse jetzt keine andere Electricität zum Vorschein kommen, als die, welche sie von Natur besitzt. Man entfernt sodann zuerst die isolirt gehaltene Nadel und darauf den Cylinder und findet, daß das Elektrometer seine Electricität behält. Um dieselbe zu prüfen, wird der Glaszylinder darüber gehalten: die Abstoßung vermehrt sich; das Elektrometer hat also + Electricität, wie der Glaszylinder.

Allein der Draht des Elektrometers ist nur ein Theil der ganzen Metallmasse, die wir der Vertheilung ausgesetzt haben; die Nadel, die man unterdessen an dem isolirenden Griffe gehalten hat, ist ihr anderer Theil, und auch ihr elektrischer Zustand muß beobachtet werden. Man nehme dem Elektrometer alle seine Electricität durch Anfassen des Drahtes mit der Hand und berühre es alsdann mit der Stricknadel. Die Goldblättchen empfangen die Electricität derselben und zeigen sie durch plötzliche Abstoßung an. Hält man jetzt den Glaszylinder über das Elektrometer, so wird die Abstoßung vermindert. Folglich war die Electricität der Nadel, von der das Elektrometer seine Electricität erhalten hat, mit der des Glases nicht gleichartige, sondern — Electricität. So haben sich denn unter dem Einflusse des Glaszylinders beide Electricitäten in der Metallmasse gezeigt. In der Nähe des Cylinders offenbarte sich die negative, welche, durch seine entgegengesetzte (positive) Electricität angezogen, herbeigeströmt war; die positive, abgestoßene, hielt sich weiter entfernt.

Auch in Nichtleitern werden durch die Nähe eines stark elektrischen Körpers ihre beiden Electricitäten offenbar, doch so, daß auf eine positiv elektrische Stelle eine negative, darauf wieder eine positive und eine negative im mehrfachen Wechsel folgen.

Aus Vorstehendem ergibt sich erstlich über das Vorhandensein natürlicher Electricität das Gesetz: In jedem Körper sind von Haus aus beide Electricitäten vorhanden. Zweitens trennten sich in dem nicht elektrischen Metalle die beiden Electricitäten bei Annäherung eines elektrischen Körpers, vertheilten sich und begaben sich an verschiedene Stellen. Und zwar wurde nach dem Gesetze der elektrischen Anziehung die entgegengesetzte Electricität in die Nähe des elektrisirten Körpers gezogen, die gleichartige aber abgestoßen. Es gilt somit als Gesetz der Vertheilung: Jeder elektrische Körper bewirkt in seiner Nähe ein Herbeiströmen der entgegengesetzten Electricität.

Durch obige Betrachtungen sind wir in den Stand gesetzt, das Wesen und die Wirkungen des Gewitters vollständig verstehen zu können; doch wollen wir noch einmal alle die Naturgesetze, auf welchen diese Naturerscheinung beruht, in möglichster Kürze wiederholen. Es sind folgende:

1) In jedem Körper sind von Natur beide Electricitäten vorhanden.

2) Werden zwei Körper an einander gerieben, so werden beide elektrisch, der eine positiv, der andere negativ.

3) Körper, welche natürlich elektrisch sind, oder welche denselben elektrischen Zustand in gleichem Grade besitzen, geben (außer Abstoßung im letztern Falle) keine elektrischen Zeichen gegen einander.

4) Es gibt zwei von einander verschiedene elektrische Zustände: den positiv und den negativ elektrischen Zustand.

5) Gleichartige oder gleichnamige elektrische Körper stoßen sich ab, ungleichartige oder ungleichnamige elektrische Körper ziehen einander an.

6) Bei der Vereinigung beider Electricitäten hebt die eine die Wirkungen der anderen auf.

7) Jeder elektrische Körper bewirkt in seiner Nähe ein Herbeiströmen der entgegengesetzten Electricität.

Das Gewitter ist eine der mächtigsten, prachtvollsten, aber auch der

furchtbarsten und erschreckendsten Erscheinungen in der Natur. Ein Feuerstrahl, der Blitz, fährt mit unglaublicher Schnelligkeit durch die finsternen, den Niedersturz drohenden Wolkenberge in schlängelndem Fluge. Auf ihn folgt in den Höhen des Wolkenmeeres ein Krachen, ein Schlag, der Alles erschüttert, ein Knall, ein lautes, sich in den Lüsträumen langsam verlierendes Donnern und Brüllen. Der denkende Mensch kann solche ihm Mark und Bein erschütternde Erscheinungen nicht mehr an sich vorübergehen sehen, ohne sich zu fragen: was ist's, das über mir vorgeht, das Erb' und Himmel aus ihren Angeln zu werfen droht? Was ist die Veranlassung dieser gewaltigen Bewegungen, dieser furchtbar-schönen, verderbend drohenden und dennoch wohlthätigen Erscheinung?

Wir wollen diese so interessanten als wichtigen Fragen jetzt an uns selbst richten und versuchen, ob wir sie in befriedigender Weise zu beantworten vermögen.

Alle Veränderungen in dem Aggregatzustande (der Form, in welcher die Körper vorkommen, ob starr, tropfbar oder luftförmig) und in der chemischen Zusammensetzung der Substanzen, sind stets mit Störung des Gleichgewichts ihres elektrischen Zustandes verbunden. Wird z. B. eine tropfbare Flüssigkeit in Dampf verwandelt, oder werden Dämpfe zu tropfbaren Flüssigkeiten verflüchtigt, so werden die damit in Berührung stehenden Körper elektrisch; wenn Wasser in einer isolirten Leydener Flasche schnell gefriert, so wird sie geladen, und zwar die innere Belegung mit + Electricität, die äußere mit — Electricität. Da in der Atmosphäre oder der uns umgebenden Luft so viele Formveränderungen, namentlich des Wassers, vorgehen, und da sie an jeder auf der Oberfläche der Erde stattfindenden chemischen, folglich auch elektrischen Veränderung Theil nimmt, so ist leicht einzusehen, daß sich in derselben, als einem schlechten Leiter, die Electricität nur selten im Gleichgewicht befinden kann, und daß sie also der Schauplatz großer elektrischer Vorgänge sein muß. —

Während man in Europa noch darüber hin und her redete, ob wohl der Blitz wirklich eine elektrische Erscheinung sei, wurde in Amerika der Beweis durch Versuche geliefert. Nachdem Franklin mehrere elektrische Entdeckungen, besonders über die Leydener Flasche gemacht hatte, kam er auf den glücklichen Gedanken, die Electricität in den Gewitterwolken selbst aufzusuchen; er schloß nämlich, daß Metallspitzen auf hohen Gebäuden aufgestellt, die Electricität der Wolken auffangen müßten. Mit Ungebuld erwartete er die Vollendung eines Glockenthurmes, welcher damals in Philadelphia aufgeführt werden sollte; endlich, aber müde zu warten, nahm er zu einem anderen Mittel seine Zuflucht, welches noch sicherere Ergebnisse bieten mußte. Da es ja nur darauf ankam, einen Körper hoch genug in die Luft zu erheben, so dachte Franklin, daß ein Drache, ein Spielzeug der Kinder, ihm eben so gut dienen könnte, wie der höchste Thurm. Er benutzte das erste Gewitter, um den Versuch zu machen: nur von einer Person, seinem Sohne, begleitet, weil er fürchtete, sich lächerlich zu machen, wenn der Versuch mißglückte, begab er sich in's Freie und ließ den Drachen steigen. Eine Wolke, welche viel versprach, zog vorüber, ohne irgend eine Wirkung hervorgebracht zu haben; andere zogen vorüber, er bemerkte keinen Funken, kein Anzeichen von Electricität. Endlich fingen die Fasern der Schnur an, sich aufzurichten, und es ließ sich ein Geräusch hören. Dadurch ermuthigt, hielt Franklin den Finger gegen das Ende der Schnur, und siehe da, ein Funken sprang über, dem bald noch mehrere andere folgten. Dies geschah im Jahre 1752. — Der Franzose de Romas wiederholte 1753 zu Nerac im südlichen Frankreich Franklin's Versuch mit dem Drachen mehrere Male; damit aber die Schnur besser leitete, durchflocht er sie mit dünnem Metalldraht und hielt sie, damit er selbst von ihr isolirt und der Gefahr nicht ausgesetzt sei, an einer seidenen Schnur. Beim Herannahen eines Gewitters fuhren Feuerstreifen von 10 Fuß Länge aus einer unten an die leitende Schnur gebundenen Blechröhre, von einem Knalle begleitet, der einem Pistolenschusse gleich kam, und am Boden

liegende Strohhalme wurden in der Entfernung von mehreren Fußes angezogen. Schon ehe es zu regnen anfang, hatte er das Gefühl, als ob er mit dem Gesicht in Spinnweben gerathen sei, ein Gefühl, das sich jedesmal kund gibt, wenn man dem Gesicht einen elektrisirten Körper nähert. Die Schnur leuchtete der ganzen Länge nach und ein phosphorartiger Geruch verbreitete sich weit umher. — Im August 1753 fand ein deutscher Naturforscher, Richmann, in Petersburg bei Beobachtung der Lufterlektricität seinen Tod. An einer Eisenstange, die in lothrechter Stellung isolirt durch das Dach seines Hauses geführt war, hatte er unten ein Elektrometer befestigt und wollte dasselbe, als ein Gewitter sich bildete, gemeinsam mit dem Maler Sokolow beobachten. Eben näherte er sich dem Elektrometer und erklärte, daß, aus der geringen Abstoßung des Elektrometers zu schließen, das Gewitter noch weit entfernt sein müsse, als ein weißlich blauer Feuerball aus der Metallstange auf Richmann's Stirn übersprang und ihn zu Boden warf. Auch der Maler stürzte nieder, kam aber sogleich wieder zum Bewußtsein. Dagegen blieben alle Versuche, die man anwandte, um Richmann wieder in's Leben zurückzurufen, ohne Erfolg. —

Einem Gewitter pflegt im Sommer bei heiterem Himmel große Wärme vorherzugehen und diese bei eintretender Windstille für unser Gefühl drückend zu werden; wir bezeichnen diese drückende Hitze mit dem Namen Schwüle. An irgend einer Stelle der Atmosphäre bildet sich dann eine niedrige, dichte Wolke, die schnell an ihrem oberen Rande zunimmt und in gewölbter Form sich ausbreitet. Bald darauf verdichten sich auch in benachbarten Gegenden der Luft die in ihr befindlichen Wasserdämpfe, und in Kurzem ist der vorhin völlig heitere Himmel mit einer Anzahl kleiner, vielfach zerrissener Wolken bedeckt, die sich bald gegenseitig nähern, bald einander fliehen. Ihre Bewegung wird lebhafter, sie schleudern einander elektrische Lichtstrahlen zu und vereinigen sich zu einer großen, düsteren Gewitterwolke. Ein heftiger Sturmwind bricht los und treibt Staub und Blätter in Wirbeln empor; es ist der letzte Vorbote des herannahenden Gewitters.

Kommt eine solche Gewitterwolke in die Nähe der Erde, so wird diese unter jener durch Vertheilung in den entgegengesetzten elektrischen Zustand versetzt; es entsteht also dasselbe elektrische Verhältniß, welches wir oben bei einer geladenen Leydener Flasche wahrgenommen haben: die zwischen der elektrischen Wolke und der Erde befindliche Luftschicht vertritt die Stelle des Glases; die Wolke stellt die innere, die Erde die äußere Belegung vor. Aus je besseren Leitern der senkrecht unter der Gewitterwolke befindliche Theil der Erde besteht, desto schneller kann in dieser der entsprechende Gegenstoß sich ausbilden. Erreicht die elektrische Spannung dieser beiden Belegungen einen hohen Grad, so wird die Luftschicht durchbrochen (genau eben so, wie das Glas einer überladenen Leydener Flasche) und die Elektrizität setzt sich zwischen der Wolke und der Erde in's Gleichgewicht. Dieser Durchbruch ist mit einem Krachen verbunden, welches der Donner heißt, so wie der elektrische, hier bis zu einem oft meilenlangen feurigen Strahl vergrößerte Funke der Blitz genannt wird. Die ganze Erscheinung kennt man unter dem allgemeinen Ausdruck eines Gewitters. Aus dem Gesagten erhellet, daß der Blitz immer jene Gegenstände treffen, oder daß es, wie man zu sagen pflegt, in jene Körper einschlagen muß, in welchen früher durch die vertheilende Wirkung der Wolke der größte elektrische Gegenstoß hervorgerufen worden ist, der dann auch die größte Anziehung gegen die Elektrizität der Wolke ausübt.

Trotz aller Forschungen läßt sich bis jetzt noch kein genügender Grund angeben, warum Gewitter in der Regel nur im Sommer (am häufigsten im Juli), seltener bei Nacht als am Tage, öfters Nachmittags als Vormittags, am seltensten Morgens, häufiger in warmen als in kalten Erdzonen erscheinen; warum selten ein Gewitter zum Ausbruch kommt, wenn der Vollmond über dem Horizonte steht; warum die Gewitter in der späteren Jahreszeit gewöhnlich der Richtung folgen, welche die ersten Gewitter im Frühjahr genommen. — Regen tritt gewöhnlich erst einige Zeit nach dem Ausbruche des Gewitters ein, zeichnet sich durch reichlichen Erguß

in dichten, großen, schweren Tropfen aus, die manchmal in dichte Wasserfäden, nicht selten in schwere Hagelkörner übergehen. Gewitterregen verstärken sich gewöhnlich nach jedem heftigen Schläge. Der Wind kehrt sich beim Ausbruche des Gewitters häufig um, verstärkt sich zum Sturm, bildet Wirbel und zeichnet sich durch eine niedrige Temperatur aus.

Wenn ein Mensch sich unter einer elektrischen Wolke befindet, so wird er, ohne das Geringste davon zu spüren, in den entgegengesetzten elektrischen Zustand versetzt; entladet sich nun die Wolke plötzlich, so wird auch die in dem Menschen angehäufte elektrische Materie plötzlich in die Erde zurücktreten, oder durch das Zurströmen der entgegengesetzten neutralisirt werden, und diese schnelle Bewegung der Electricität durch den Körper des Menschen kann diesen tödten, ohne daß er eigentlich vom Blitze getroffen worden ist. Man nennt diese Erscheinung den Rückschlag.

Wenn zwei Wolken von verschiedenem elektrischen Zustande sich hinlänglich nahe kommen, so fahren die Blitze von der einen in die andere. Den manchmal Meilen weit fahrenden Blitz sehen wir in einem Augenblicke, so daß wir den Punkt seiner Entstehung kaum von jenem seines Verschwindens unterscheiden können. — Des Blitzes leuchtende Bahn ist eine Zickzacklinie. Indem er nämlich die Luft vor sich herreibt, verdichtet er dieselbe; sie wird dadurch ein noch schlechterer Leiter, als sie es ohnehin schon ist, und leistet seiner Bewegung einen unüberwindlichen Widerstand, der ihn nöthigt, von der geraden Linie seitwärts abzuspringen und seinen Weg durch eine nicht verdichtete Luftmasse zu nehmen; auch diese verläßt er wieder, sobald sie abermals zu sehr zusammengepreßt ist. — Die meisten Blitze springen von einer Wolke zur anderen über. Bei weitem geringer ist die Zahl der Blitze, welche einschlagen. Im letzteren Falle sucht der Blitz als Ziel das feuchte Erdreich oder das Wasser zu erreichen. Um zu diesem Endpunkte seiner Bahn zu gelangen, folgt er den besten Leitern der Electricität: Wetterfahnen, Dachrinnen, Ofenröhren u. s. w.; selten springt er dabei von den festen Körpern ab und schlägt nur dann wieder den Weg durch die Luft ein, wenn er durch einen kleineren Zwischenraum zu einem besseren Leiter gelangen kann.

Wenn wir eine Peitsche, einen Stab, oder ein an der Schnur befestigtes Lineal schnell durch die Luft bewegen, so wird dadurch eine Luftmasse erschüttert, in schwingende Bewegung versetzt und ein hörbarer Schall hervorgebracht. Daher wird jeder elektrische Funke, weil er die Luft durchbricht und erschüttert, von einem Knistern oder, wenn er stärker ist, von einem Knalle begleitet. So entsteht auch der Donner durch Schwingungen der vom Blitze durchbrochenen und erschütterten Luftmassen. Blitz und Donner erfolgen genau in einer und derselben Zeit. Wie jedoch der Schall weit mehr Zeit gebraucht, um von dem Orte seiner Entstehung zu uns zu kommen, und in einer Sekunde nur 1040 Fuß zurücklegt, gelangen die schallenden Schwingungen der Luft, die uns vom Donner Kunde bringen, später an unser Ohr, als das Auge die Lichterscheinung des Blitzes wahrgenommen hat. Hat man den Donner 10 Sekunden später vernommen, als man den Blitz, durch den er entstanden, wahrnahm, so haben die schallenden Schwingungen diese Zeit dazu gebraucht, den Weg vom Orte ihres Entstehens bis zu uns zu durchlaufen. Da nun der Schall in einer Sekunde 1040 Fuß, in 10 Sekunden also 10,400 Fuß zurücklegt, so sind Blitz und Donner an einem Orte erfolgt, der 10,400 Fuß von uns entfernt ist. So groß wäre in diesem Falle die Entfernung des Gewitters. Diese kann man annähernd sehr bequem dadurch bestimmen, wenn man die Zahl der Pulsschläge zwischen Blitz und Donner zählt. Auf jeden Pulsschlag kann man ungefähr 1000 Fuß Entfernung rechnen, und da 6000 Fuß eine Viertelmeile betragen, so würden demnach 6 Pulsschläge eine Entfernung des Gewitters von einer halben Stunde oder einer Viertelmeile andeuten.

Wenn eine Gewitterwolke dem Erdboden sehr nahe gekommen ist, und der Blitz einschlägt, so wird der Donner in der Nähe als ein einfacher Donnerschlag ohne nachfolgendes Rollen gehört; alle Luftschwingungen treffen dann das

Ohr in demselben Augenblicke. Wenn dagegen der Blitz von einer Wolke zu einer anderen überspringt und dabei einen langen, weiten Weg durchläuft, so hören wir den Donner rollen. Aus der ganzen zickzackförmigen Bahn des Blitzes gelangt der Schall von der dem Beobachter nächsten Stelle zuerst zu ihm, erst nach und nach von den entfernteren Stellen; man vernimmt daher eine Reihe von Donnerschlägen, die ununterbrochen aufeinander folgen und, besonders in Gebirgsgegenden, noch durch das Echo verstärkt werden.

Wenn sich eine Elektrizitätsart in einer Luftschicht bei ganz heiterer Luft oder in einer Wolke über die Fassungskraft derselben anhäuft, und innerhalb ihrer Schlagweite kein bestimmter Gegenstand ist, in den sie sich entladen kann, so strömt von Zeit zu Zeit, wie aus dem überladenen Conductor einer Elektrirmaschine, elektrische Materie aus, und bringt die Erscheinungen des Wetterleuchtens hervor, worunter wir einen blizähnlichen, doch nicht so scharf begrenzten, schnell verschwinnenden Lichtschimmer ohne Donner verstehen. Es kann das Wetterleuchten aber auch der Widerschein von Blitzen unter dem Gesichtskreise stehender Gewitter sein, deren Donner, der großen Entfernung wegen, nicht mehr zur Wahrnehmung unseres Ohres gelangen.

Franklin bemerkte bei seinen Versuchen über die Elektrizität, daß, wenn ein zugespitzter Metalldraht an einen elektrisirten Körper gebracht werde, eine solche Spitze diesem seine Elektrizität allmählich, ohne daß dabei Funken erscheinen, entziehe, und folgerte daraus sehr richtig, daß, da die Gewitterwolken elektrisch sind, man ihnen ihre Elektrizität, welche den Blitz und das Einschlagen verursacht, nehmen könne, wenn man eine zugespitzte Stange von Metall an dem höchsten Theile des Gebäudes befestige und von der Stange einen Draht bis in die Erde hinunterführe, damit die Elektrizität der Wolke, welche die Spitze an sich gezogen, neutralisirt und somit unschädlich gemacht werde. Nachdem solche Blizableiter schon längere Zeit in Nord-Amerika, wo die Gewitter sehr häufig sind, bedeutende Verbreitung gefunden, wurde der erste in England durch den Bischof Richard Watson 1762 zu Bayneshill und der erste in Deutschland 1769 zu Hamburg am Jacobithurme angelegt. Sollen die Blizableiter ihrem Zwecke vollkommen entsprechen, so müssen folgende Bedingungen erfüllt sein: 1) Muß die Stange in eine sehr feine Spitze auslaufen. 2) Muß die Verbindung mit der Erde vollkommen leitend sein; von der Spitze bis zum unteren Ende der Leitung darf keine, auch nicht die geringste Unterbrechung stattfinden. 3) Müßten alle Theile der Vorrichtung die gehörigen Ausdehnungen haben.

Wenn eine Gewitterwolke über dem Blizableiter schwebt, so wird die natürliche Elektrizität desselben zerlegt, diejenige Elektrizität wird abgestoßen, welche mit der der Wolke gleichnamig ist und kann sich frei im Boden verbreiten; die entgegengesetzte Elektrizität aber wird nach der Spitze gezogen, wo sie frei in die Luft ausströmen kann. Auf diese Weise ist keine Anhäufung von Elektrizität im Blizableiter möglich, und man kann ihn auch während seiner Wirksamkeit überall ohne Gefahr berühren. Man unterscheidet der Form nach dreierlei Arten von Blizableitern, nämlich Blizableiter aus Metallstangen, aus Metallstreifen und aus Metalldrähten. Die Vorrichtung selbst besteht aus zwei Theilen: der Auffangstange, die etwa 20 Fuß lang und, um Rostung zu verhüten, an der Spitze vergolbet ist, und der Ableitungstange, welche in die Erde führt. — Der Erfahrung zufolge nimmt man an, daß das Schutzgebiet eines Blizableiters, durch einen Kreis begrenzt wird, dessen Halbmesser höchstens der doppelten Höhe der Auffangstange gleichkommt, d. h. ist die Auffangstange 20 Fuß lang, so ist das vor dem Blitze geschützte Gebiet ein Kreis von 80 Fuß Durchmesser. Bei großen, weitläufigen Gebäuden ist es nothwendig, die Anzahl der Auffangstangen zu vermehren. Wie weit sich das nicht unbedeutende Schutzgebiet hoher, mit Blizableitern versehener Thürme erstreckt, ist aus obigen Angaben leicht zu bestimmen.

Gebäude sind in der Regel aus Metall, Steinen und Holz zusammengesetzt. Wegen der ungleichen Leitungsfähigkeit dieser Dinge ist auch die Wirkung der

Gewitterwolken auf dieselben sehr verschieden. Wenn der Blitz einschlägt, so trifft er vorzugsweise die besseren Leiter, mögen sie frei, oder durch schlechtere Leiter eingehüllt sein; die vertheilende Kraft der atmosphärischen Electricität wirkt auf den in die Wand eingeschlagenen Nagel eben so gut, wie auf die frei in die Luft ragende Windfahne. Wenn der Blitz in ein Zimmer einschlägt, so werden die Möbeln umgestürzt und zertrümmert, Metallstücke werden aus der Wand gerissen und fortgeschleudert. Bäume werden vom Blitze gespalten und zersplittert, gewöhnlich aber kann man vom Gipfel bis zum Boden eine mehr oder weniger breite und tiefe Furche verfolgen; die abgeschälte Rinde und die ausgerissenen Späne findet man weit weggeschleudert, und am Fuße des Baumes sieht man oft ein Loch, durch welches die elektrische Materie sich in den Boden verbreitete. Schlägt der Blitz in Sandhügel, so schmelzt er den Kiegsand und bildet die sogenannten Blitzröhren. Trifft er ein Strohdach, trockenes Holz, ja grüne Bäume, so findet eine Verkohlung, meistens sogar eine Entzündung statt. (Der Volksmund pflegt Blitzschläge ohne Zündung mit dem Ausdruck „kalter Schlag“, mit Zündung mit „heißer Schlag“ zu bezeichnen.) Metalle werden durch den Blitz stark erhitzt, geschmolzen oder gar verflüchtigt. Wiederholte Blitzschläge bringen auf hohen Bergen sichtbare Spuren von Schmelzung an den Felsen hervor.

Ohne uns während eines Gewitters von kleinmüthiger Furcht beherrschen zu lassen, gebieten Vernunft und Pflicht dennoch, gewisse Vorsichtsmaßregeln nicht außer Acht zu lassen. In seiner Wohnung halte man sich ruhig, von den Fenstern, von den Mauern, von Kronleuchtern, von Spiegeln, Glockenzügen, vorzüglich aber vom Ofen und Kamine entfernt; denn am Fenster und in den Wänden befinden sich häufig Metalle, und der Rauchfang wird vom Blitze am häufigsten getroffen, theils weil er meistens selbst über den First des Daches emporragt, theils weil die aus ihm aufsteigende Rauchsäule denselben in noch nähere leitende Verbindung mit der elektrischen Wolke setzt, theils auch weil der Ruß, womit er bekleidet ist, der elektrischen Materie als guter Leiter dient; daher auch der Heerd in der Küche der gefährlichste Ort im Hause ist. — Befindet man sich im Freien, so vermeide man, mit seinem Körper den höchsten Punkt der Gegend zu bilden, sondern man stelle oder, was noch besser, lege sich an einen niederen Ort, am besten 10 bis 12 Schritte weit von einem hohen Gegenstande, z. B. von den Aesten eines Baumes, oder von einem Gebäude u. dgl. m. entfernt; man suche aber ja nicht Schutz unter einem Baume selbst, denn dieser ist zwar wegen seiner Höhe ein Blitzableiter, aber ein schlechterer Electricitätsleiter als der menschliche Körper; daher springt der Blitz häufig vom Baume auf nahe Menschen oder Thiere, und sucht durch diese einen leichteren Abfluß zur Erde. Man entferne sich von größeren Wassermassen, weil der Blitz, der vorzüglich gern auf diese fällt, seinen Weg durch den menschlichen Körper nehmen könnte; man verlasse höhere Gegenstände, worin sich viel Metall befindet, z. B. Wagen. Auch stark ausdünstende Thiere, z. B. schwitzende Pferde, ziehen als guter Leiter die Electricität an; deshalb soll man sich auch nicht durch eigene heftige Bewegung in starke Ausdünstung versetzen.

Sind auch die Wirkungen der Gewitter mitunter sehr verderbliche, besonders, wenn selbige von Hagelschlag oder Wolkenbrüchen begleitet werden, so ist dennoch die Summe der Wohlthaten, welche sie über die Erde, namentlich über das Wachstum der Pflanzenwelt, ausgießen, ungleich größer. —

Wonnestralend tritt die Sonne am Tage, Mond und Sterne des Nachts hinter dem schwarzen, schweren, noch von Blitzen zuckenden Gewölk wieder hervor. Der schreckliche Aufruhr der Elemente hat sich in einen unbeschreiblich lieblichen Frieden verwandelt; die ganze Natur lacht in neugebornem Glanze. Flur und Wald prangen in frischem, saftigem Grün; die Gewächse sind reingewaschen vom Staube und dadurch zur Aufnahme neuer Nahrungstoffe empfänglicher gemacht. Munter und fröhlich singt der Chor der besiederten Sänger im Hain; trillernd schwingt sich die Lerche in die Luft. Die drückende Schwüle hat sich abgekühlt;

die Brust kann freier athmen; der Hauch eines erquickenden Lebens wehet durch die ganze Schöpfung.

Wie schrecklich, aber auch wie wohlthätig sind die Wirkungen des Gewitters! Preis und Anbetung dem Allmächtigen!

Dies und Das.

Von dem Leuchtkäfer oder Laternenträger erzählt ein glaubwürdiger Reisender in Brasilien Folgendes: „Eines Abends ging ich lustwandelnd auf das „glückliche Thal“ zu, (eine herrliche Gegend nahe bei Rio de Janeiro in Brasilien) verlor aber bald die Richtung und trat in einen Wald. Hier verfolgte ich meinen Weg bis an den Rand eines Absturzes oder vielmehr eines trichterförmigen Loches, dessen Spitze etwa tausend Fuß unter meinen Füßen lag, und dessen Wände mit Büumen bewachsen waren. Die Nacht war, nach kurzem Zwielicht, jählings hereingebrochen. Bevor ich den Rückweg antrat, stand ich noch einige Augenblicke und starrte hinab in die schwarze Finsterniß des Schlundes unter mir, da schien sich auf einmal etwas Leuchtendes aus dem Abgrunde zu erheben. Ich beobachtete es, wie es bei dem allmählichen, langsamem Aufschwung die langen Blätter der Euterpos adulis und das kleine Laub der andern Bäume erhellte. Es schwebte stracks auf mich zu, und ich konnte nun die drei Leuchtpunkte, womit es die Dunkelheit ringsumher erleuchtete, deutlich unterscheiden. Es war der Leuchtkäfer (Pyrophorus noctilucus), einem Reisenden auf den Antillen in dem tropischen Amerika so wohl bekannt. Er ist dunkelbraun, überall mit kurzen, wimperartigen Härchen bedekt. Wenn er geht oder ruht, entströmt das Licht nur aus zwei gelben Warzen auf seinem Körper; wenn er aber die Schwingen zum Fluge entfaltet, dann öffnet sich am hintern Theile des Bruststückes noch ein dritter leuchtender Fleck. Die ausströmende, für phosphorartig geltende Lichtmasse, ist so beträchtlich, daß der Käfer in den Gegenden, wo er heimisch ist, zur künstlichen Beleuchtung benutzt wird. In den Gebirgen von Tizuka las ich die kleinste Druckschrift, und unterschied die feinsten Sekundenzeichen auf meiner Taschenuhr bei dem Lichte einer dieser natürlichen Leuchten oder Lampen, die unter ein gewöhnliches Bierglas gesetzt wurde. Die Indianer gebrauchten ihn vor Zeiten als Fackel bei ihren nächtlichen Jagden und Fischfängen. Auf ihren nächtlichen Reisen besetzten sie diese Laternen auf ihre Hände und Füße. In manchen Kropen-Gegenden schmücken die Senhorita's (die vornehmen Frauenzimmer) Locken und Gewänder mit diesen, in ein Netzwerk eingeschlossenen Käfern, und werden so fast buchstäblich zu „sonderlich glänzenden Sternen.“ Dieser Leuchtkäfer war es — wie Prescott in seiner „Eröberung von Mexico“ erzählt, der den Spaniern im Jahre 1520 keinen kleinen Schrecken eingejagt hat. Ein Augenzeuge, der alte Vernal Diaz, berichtet: „Die Luft war mit Cocuyos (Johanniskörnern) einer Art großer Käfer angefüllt, die ein so intensives (starkes) Licht aus ihrem Körper ausströmen, daß man dabei recht gut lesen konnte. Diese wandernden Flammen, im Dunkel der Nacht erblickt, erschienen den Belagerten wie ein mit Luntengewehren bewaffnetes Heer.“

Eine Anekdote. Der französische Lieberdichter Béranger hatte eine alte Haushälterin. Sie war treu, fleißig, aber sie trank sehr stark und namentlich räumte sie in dem Flaschenkeller ihres Herrn gehörig auf. Béranger wußte das wohl, aber er konnte sich nicht dazu verstehen, die alte Person fortzuschicken, die dem Glende anheimgefallen wäre. Dazu war er zu gutmüthig und mitleidig. Eines Tages will ihn ein Freund besuchen und findet ihn bereit ausgehen — von Kopf bis zu Füßen schwarz gelleidet.

Wohin wollen Sie? fragte der Freund.

Ich will mit meiner alten Haushälterin zu Grabe gehen, sagte Béranger. Sie ist vorgestern gestorben und zwar durch eigne Schuld; sie hatte sich einmal über die Schnur betrunken und das brachte ihr den Tod!

Aber von Ihrem Weine? sagte der Freund.

Freilich, war Béranger's Antwort.

Und Sie gehen zum Begräbniß? fragte der Freund in vollem Erstaunen.

Warum denn nicht? erwiderte Béranger; wenn auch nicht zu dem der Alten, setzte er gutmüthig lächelnd hinzu, so doch zu dem meines Weinkellers! Aber er ging und war der Einzige hinter dem Sarge.

Brasilien's wilde Bienen sind unendlich zahlreich in den Urwäldern und erzeugen einen köstlichen Honig in reichstem Maße und sehr feines Wachs. Man kennt an zwanzig verschiedene Bienenarten, die alle einst, wenn das Land gehörig bevölkert sein wird, von dem Menschen zu „Gautztheren“ gemacht, das heißt, in künstlichen Körben, wie bei uns, werden gezogen und benutzt werden können. Den wilden Botokuben und andern Indianern des Innern dient dieser kostbare Honig als Nahrung und Lebensmittel. So häufig er auch gefunden wird, so ist er immer noch kein Handelsartikel. Es fehlt eben an den Händen, die ihn dazu verwenden könnten. Merkwürdig ist es, daß die Meisten der Brasilien bewohnenden Bienenarten ohne Stachel sind und also weit leichter behandelt werden können, als unsre so leicht reizbaren und rachsüchtigen Honigbienen.

Krieg und Frieden.

Eine Erzählung aus den Freiheitskriegen

von Richard vom Moos.

„Hurrah, Herr Leutnant!“ rief der alte Quartiermeister Hildebrand seinem Leutnant, einem blutjungen Offizier, dessen schöne Stirn von einer tiefen Narbe und dessen breite Brust von mehreren Orden geziert war, entgegen, „hurrah, Herr Leutnant! Ein Quartierchen, ei, darum werden sie von sämtlichen Offizieren der Schwadron beneidet werden, ein Quartierchen, darin die Englein Gottes süße Lieder singen — — Hildebrand konnte nicht ausreden, denn der Leutnant Müller brach in unmäßiges Lachen aus.

Es war aber auch zum Lachen. Hildebrand war ein wahrer Riese und hatte eine Stimme, wie man sie nur von einem Riesen erwarten darf. Auch gab er sich keine Mühe sie zu dämpfen, ja es war so recht seine Lust, wenn's zur Attafe ging, sein Hurrah über die Schwadron hin zu jubeln, daß es schallte. Und es schien, als wenn er auch außer diesen passenden Augenblicken jede Gelegenheit aufsuchte, seine Lunge zu üben. Beim Zechgelage, in der Weiwacht brauchte man nicht nach ihm zu fragen, denn die Kriegsgurgel des alten Befehlshabers verrieth immer, wo er saß. Auch saß er nie allein. Nicht nur die Kameraden, auch die ältesten Kameraden hatten ihn lieb und hörten ihm gerne zu, wenn er aus seinem Leben, von seinen Kriegsabenteuern erzählte.

Jetzt aber hatte er seine Löwenstimme auf die zarteste Saite gestimmt, so daß sie nur als ein Flüstern klang, was allerdings lächerlich genug sich anhörte. Die Lache des Leutnants ließ ihn verstummen, doch beendete er seinen Satz durch eine Zeichensprache, die nicht minder possierlich war, er spitzte seinen breiten Mund so gut er konnte, wie zum Kuß, und legte zwei Finger seiner erhobenen Rechten darauf. Dies und das verschmizte Gesicht, welches Hildebrand zu machen versuchte, hätte den lustigen Leutnant noch mehr in's Lachen gebracht, wenn nicht der Rittmeister dazu gekommen wäre, wodurch Hildebrand an seiner weitern Explication und Leutnant Müller an seinem Lachen gehindert wurde.

Es war eine glückliche Stunde, in welcher wir den kurbessischen Dragonern, denn zu diesen tapfern Schaaren gehörten Leutnant Müller und Quartiermeister Hildebrand, begegneten. Der Rittmeister hatte ein Papier in der Hand, das er dem Leutnant Müller mit den Worten übergab: ich gratuliere Herr Rittmeister!

So war's, der Leutnant Müller, einer der jüngsten im Regimente, war für seine ausgezeichneten Dienste mit Ueberspringung vieler älterer Offiziere zum Rittmeister befördert worden.

„Hurrah“, rief Hildebrand, als wenn's gelte, auf ein französisches Biered einzuhaufen, und die herangetretenen Kameraden stimmten begeistert in das Hurrah ihres Quartiermeisters mit Herzenslust ein; denn Alle ehrten den Leutnant Müller nicht nur wegen seiner unübertroffenen Tapferkeit, sondern sie liebten ihn auch herzlich wegen seines biedern und allezeit fröhlichen Wesens. Alle, auch die übergangenen Offiziere gönnten ihm die Auszeichnung, denn er hatte sie verdient. Hatten sie doch selbst, einst dazu aufgefordert, ihn als den Bravsten unter den Braven bezeichnet. Jetzt, seit einigen Tagen auf dem Rückzuge aus Frankreich, war ihm die verzögerte wohlverdiente Belohnung zu Theil geworden.

Raum waren die Glückwünsche abgestattet und herzlich dafür gedankt, als die Trompeten das Regiment zusammen riefen. Es zog in eine der ersten deutschen Städte, um dort für einige Zeit auszuruhen von den Strapazen, die es ausgestanden hatte.

Auf dem kurzen Ritt bis zur Stadt forschte Müller von seinem alten Hildebrand, was ihn vorhin so empfindsam gestimmt hatte. Hildebrand hatte über die neue Freude beinahe Alles vergessen, was ihn vorhin so aus dem Häuschen gebracht, doch sammelte er sich und erzählte seine Erfahrungen, die er dem Herrn Leutnant als Geheimniß hatte vertrauen wollen, nun dem Herrn Rittmeister in

seiner gewohnten Manier, daß es die ganze Schwadron vernehmen konnte. Müller erfuhr nicht ohne geheimes Wohlbehagen, daß ihm bei Auftheilung der Quartiere ein schönes Loos zugefallen sei; es war ihm das Haus des reichen Banquiers Weiß überwiesen worden, dessen Gastfreiheit bekannt und der überdem eine einzige Tochter hatte, die alles Schöne, was Hildebrand auf seinen acht- und zwanzigjährigen Kriegszügen gesehen, weit hinter sich lasse.

Leutnant Müller war allerdings seines fröhlichen, frischen und gemüthlichen Wesens wegen seinen Kameraden lieb und werth. In einem Punkte jedoch stand er schlecht mit ihnen. Weiberliebe war ihm bisher fremd gewesen, und er konnte es kaum begreifen, wie seine Kameraden so oft von Liebe sprechen konnten; ja er konnte es nicht über sich gewinnen, sie nicht zu verspotten, wenn sie sich von ihren Bräuten und Geliebten, von denen sie nicht einmal wußten, ob sie Liebe für sie empfanden, stundenlang erzählen konnten; er lachte sie aus, wenn sie die Pfänder ihrer Liebe, eine Locke oder Schleife, oder auch nur eine verwelkte Blume küßten, oder wohl gar als Talisman auf die Brust legten, wenn's zum Gefechte ging. Und je ernstlicher die Liebe bei ihnen war, je schmerzlicher der Abschied gewesen, als die Trompete sie zur Fahne und in den Kampf rief, desto unangenehmer und verletzender war ihnen der Spott Müllers.

Deshalb lauschten denn auch Alle mit gespannter Aufmerksamkeit auf Hildebrands Bericht und schauten mit einem Anfluge von Schadenfreude auf Müllers Antlitz, in welchem nur zu deutlich zu lesen war, wie viel Antheil der Unbesiegte an diesem Berichte nahm, und wie insbesondere das, was Hildebrand von der Tochter des Hauses erzählte, den neuen Rittmeister interessirte.

Als Hildebrand mit seinem Rapport geendet, rief der neben Müller reitende Regimentsadjutant frohlockend aus: es gilt eine Wette, unser neuer Rittmeister wird bald lammfromm, sucht Bergisimeinnicht und trägt Locken und Schleifen gleich uns von der Schönen, die Hildebrand für ihn erwählt und bei der er schlauer Weise zugleich Quartier gemacht hat. Alte Kriegsgurgel, da hast du ein Meisterstück gemacht, und wenn das Ende vom Liebe so ist, wie ich voraussetze, so beantrage ich, daß du mit allen unsern Orden geschmückt werdest, denn du hast den bis jetzt Unbesiegten überlistet und überwunden.

Schmunzelnd strich sich Hildebrand seinen riesigen Bart und ritt an seinen Platz.

Die Kameraden aber erschöpften sich in Scherz und Wigreden über das zu Erwartende, malten dem Hauptmann Hildebrands Schöne theils auf's Anmuthigste, bald in's Lächerliche aus, und konnten nicht Worte genug finden, Müller selbst zu schildern, wie er in Liebesfesseln sich gebärden, namentlich aber, wie ihm das Ehestandsjoch auf dem steifen Nacken passen werde.

Diese fröhlichen Unterhaltungen dauerten bis an's Thor der Stadt wo jeder seinen Platz einnehmen mußte. Bald darauf rückte das Regiment mit klingendem Spiele durch die in der Eile zum Willkommen geschmückten Straßen auf den Marktplatz und zerstreute sich in die angewiesenen Quartiere.

Das Quartier Müllers war in der s. g. neuen Straße gelegen. Hildebrand schritt stolz neben seinem Rittmeister her und zwinkerte unaufhörlich mit den Augen nach ihm hin, um zu ergründen, was in der Seele des Schweigamen vorging. Endlich waren sie zur Stelle. Das prachtvolle Haus ließ auf etwas Besonderes von Bewohnern schließen, ebenso die marmorgeplattete Hausflur.

Auf der Treppe kam dem Rittmeister eine ältliche Dame in ehrbarer Haube entgegen und entschuldigte in gewählten Worten den Hausherrn, welcher augenblicklich durch unausschießliche Geschäfte verhindert sei, den werthen Gast zu empfangen. Dann bat sie, dies bescheidene Haus ganz als Eigenthum zu betrachten und zu benutzen.

Rittmeister Müller mußte sich in die Lippen beißen um nicht in unhöfliches Lachen auszubrechen, denn er wählte, dies sei Hildebrands hochgerühmte Schöne. Und als sich die Dame abwandte, um einige Anordnungen zu treffen, unterließ

er es nicht, Hildebrand zuzufüstern: „Das sind also die Englein Gottes in diesem Himmel? Sie singen ja für ihr Alter ganz gut.“

Dieser aber war sichtlich erzürnt über des Rittmeisters Spott und polterte mit Ungeflüm heraus: „Alle Wetter, Herr Leutnant, hätte ich bald gesagt, Herr Rittmeister, was denken Sie von mir! Die da ist ja nur die Mamsell! Man nennt sie im Hause Fräulein Beaud, es mag eine Französin sein, aber es ist eine gute barmherzige Seele, sie hat mir ein Frühstück aufgewischt, das war nicht bitter, und eine Flasche Wein, der war nicht von Wippenhausen!“

Der herantretende Bediente unterbrach diese Unterhaltung und führte Rittmeister Müller auf die ihm bestimmten Zimmer. War schon der Eintritt in's Haus überraschend für den Rittmeister gewesen, so waren es diese Zimmer noch mehr. Sie waren nicht nur auf's Kostbarste möblirt, sondern man erkannte überall einen feinen Geschmack, eine sinnige Hand, welche hier ordnend gewaltet hatte, und der Rittmeister schloß nicht falsch, wenn er annahm, daß sie dem Engel, von welchem Hildebrand gerühmt, angehöre.

Um so eiliger vertauschte er die Uniform, die er auf dem Marsche getragen, mit seiner Staatsuniform, um sich der Tochter des Hauses vorzustellen.

Ein Blick auf das junge Mädchen, welches sich bei seinem Eintritt vom Sopha erhob, genügte, in dem Rittmeister die Ueberzeugung hervorzurufen, daß der treue Hildebrand nicht übertrieben hatte.

Mit feinem leichtem Anstande trat Bertha, so hieß die Tochter des Hauses, dem Rittmeister einen Schritt entgegen, blieb dann stehen und schien zu erwarten, daß auch er ihr die Huldigungen und Lobpreisungen darbringen werde, die sie, die gefeierte Schönheit der Stadt, auf allen Bällen, in allen Gesellschaften zu empfangen gewohnt war, die ihr als der einzigen Erbin eines unermesslichen Vermögens nur zu bereitwillig gewährt wurden. Aber sie irrte sich, wenn sie annahm, Rittmeister Müller sei ein Salonschwäzer. Er war, mit vielen seiner Kameraden verglichen, ein Sonderling; er tanzte nicht, er war bis jetzt ungerührt geblieben von weiblicher Schönheit, er schwärmte in seinem Herzen für ein Ideal weiblicher Tugend und deutscher Sittsamkeit, dessen Abbild in der Wirklichkeit ihm noch nicht entgegengetreten war. Deshalb hatte er auch jetzt, nachdem er auf einen stummen Wink seiner Wirthin Platz genommen, keine Worte für solche Dinge, über welche Bertha bisher meist schwagen hörte. Aber als nicht unglücklicher Maler hatte ihn die Landschaft, in welcher die Stadt lag, angesprochen, und in treffenden Worten gab er jetzt das Bild wieder; dann berührte er die Kunstschätze der Stadt, die er auf einer früheren Reise nur flüchtig hatte überschauen können, von deren erstter Betrachtung er sich jetzt aber hohen Genuß versprach.

Er hielt inne, um eine Antwort zu erhalten, er fragte, um die peinliche Verlegenheit, in der er sich als allein Redender befand, zu beseitigen — vergebens.

Ein gutes Wort, dachte er, findet einen guten Ort, deshalb ging er dazu über, sich zu entschuldigen wegen der Unmuse, die er im Hause bereite, und wies darauf hin, wie im Dienste man oft genöthigt sei, auch wider Willen lässig zu werden; er dankte verbindlich für die Freundlichkeit, womit man ihm so schöne Zimmer eingeräumt habe.

Aber er vermochte dem Marmorbilde nichts zu entlocken, als ein anmuthiges Reigen mit dem schönen Haupte, dessen tiefe Augen unbeweglich auf den gestalteten Händen ruhten.

Der Rittmeister war in gelinder Verzweiflung, dachte auf einen möglichst schleunigen Rückzug und suchte nach Worten, seine Flucht zu verbergen.

Doch während er so sann, öffnete Bertha die Lippen und mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte der Rittmeister den Worten, die er vernehmen sollte; aber er wurde bitter getäuscht. Statt einer auf seine Worte bezüglichen Antwort vernahm er nur die Frage: „Hatten Sie in Ihrer Vaterstadt auch ein Theater?“

„Meine Heimath“, erwiderte der Rittmeister frostig, „ist ein kleines freundliches Dorf in Hessen, wo von einem Theater keine Rede ist.“

„Ach, was für ein armseliges Leben mag da sein!“
„Mag das Leben in einem Dorfe immerhin einfach sein, so kann man es doch wohl nicht armselig nennen; im Gegentheil, es bietet so reine, Herz und Geist wahrhaft erquickende Freuden und Genüsse, daß ich mich nur zu oft aus dem lebhaftesten Treiben der Städte, namentlich aber aus den in den Städten so eifrig gesuchten und genossenen Vergnügungen hinweggesehnt habe auf meine heimatlichen Fluren und zu meinen ländlichen Freuden. Und ich glaube bis jetzt ganz fest, daß ich auf's Land zurückkehre und dort lebe und sterbe, sobald ich meiner Pflicht als Vertheidiger des Vaterlandes werde genügt haben.“

Das Gespräch wurde glücklicherweise unterbrochen, denn der Rittmeister hätte sicherlich in seiner Schwärmerei für das Landleben die Rücksichten vergessen, welche er der Tochter des Hauses, der von Hildebrand für ihn bestimmten Schönen, schuldig war. Ein Vetter Bertha's trat ein, ein Herrchen, fein geschneigelt und gebügelt und duftend, und in jeder Beziehung das gerade Gegentheil des Rittmeisters. Er trat eigentlich nicht ein, sondern er schwebte oder trippelte, wie man's nahm, daher, machte eine zierliche Verbeugung vor Bertha und flüsterte süße Schmeicheleien und Complimente. Bertha stellte ihm den Rittmeister vor und sofort strömte sein Mund über von Versicherungen des großen Vergnügens, welches er über die neue Bekanntschaft empfinde, so daß der Rittmeister nicht zu Worte hätte kommen können, wenn er es gewollt hätte.

Erst nachdem sein Redeschwall einigermaßen verlaufen war, gelang es Bertha, auch den neuen Ankömmling dem Rittmeister als einen Vetter des Hauses vorzustellen. Weiter erfuhr er bald, daß der Herr Vetter bei der französischen Armee eine Art Lieferant gewesen war und, auf welche Weise blieb unberührt, sich ein bedeutendes Vermögen erworben hatte.

War schon die Erscheinung des Herrn Lieferanten Meyer dem Rittmeister unangenehm, so wurde es das Männlein noch mehr durch das Geschäft, das er betrieben hatte. Denn mochten unter den Lieferanten immerhin auch rechtschaffene Männer sein, bei den Soldaten war es ausgemachte Sache, daß es Blutegel seien, die dem Vaterlande unerschwingliche Summen kosteten, und dennoch den armen Soldaten oft am Nothwendigsten bittere Noth leiden ließen. Daher kam es, daß kein Soldat mit ihnen verkehren mochte, dagegen jede Gelegenheit wahrnahm, um sie zu kränken und zu üzen. War auch Müller bemüht, in seinen Urtheilen unabhängig und gerecht zu sein, so konnte er doch einen Widerwillen gegen die allgemein und sicher nicht immer mit Unrecht so hart Verklagten nicht unterdrücken. Gegen Herrn Mayer steigerte sich dieser Widerwille von Minute zu Minute; denn sein Bestreben, die Gunst Bertha's zu erlangen, war eben so deutlich erkennbar, wie das Wohlgefallen, welches sie an seiner Rede nahm.

Er kam nämlich, um ihr Bericht zu erstatten über die gefrigithe Theatervorstellung, und that dies nicht nur sehr ausführlich, sondern auch in einer Art, daß Jedem, der wie Müller von dem hohen Gedanken des Sieges über die Unterdrücker, der Freiheit des Vaterlandes, des Aufschwungs echter deutscher Gesinnung begeistert war, höchlich ärgern mußte. Statt ein reines Deutsch zu sprechen, flichte er überall französische Redensarten und Worte ein, die patriotischen Anspielungen in dem gegebenen Theaterstücke hatten ihn höchlich gelangweilt, der Beifall, den die Zuschauer gerade diesen Aeußerungen zugejubelt, waren ihm als rohe Ausbrüche bürgerlicher Gesinnung erschienen. Und das Alles nahm Bertha beifällig und dankbar hin; sie stimmte mit dem Herrn Kriegslieferanten überein und bebauerte unendlich, daß die gerade gestern Abend plötzlich erfolgte Abreise ihres Vaters sie am Besuche des Theaters gehindert. Sie war ganz Ohr, ganz Aufmerksamkeit, als nun der Lieferant ihr den eingelegten Tanz schilberte und mit seinen beweglichen Füßen die zierlichen Sprünge der Tänzer nachzuahmen sich abmühte und all' diesen Kram mit den ekelhaften französischen Namen ausstaffirte.

Müller brannte der Boden unter den Füßen und er hielt nur aus, um nicht unhöflich zu sein gegen die, der er durch seine Einquartierung in ihr Haus schon lästig sein mußte, als aber Bertha immer lauter des Betters Verdienst um sie pries und ihr Loos beklagte, das ihr diesen Genuß versagt hatte, als immer deutlicher die Harmonie ihrer Gesinnung mit dem unausfehllichen Bettler hervortrat, erhob er sich, und eilte, Dienst vorschüßend, nach kurzer Verbeugung gegen Bertha, ohne den Lieferanten weiter zu beachten, auf sein Zimmer.

Aber auch hier fand er keine Ruhe vor dem Unausfehllichen. Seine Wohnung war gerade über der Bertha's, und durch das offene Fenster hörte er, wie der Lieferant Bertha süß flötend bat, ihm als Lohn für seinen Bericht, ein Lied am Piano zu singen; er hörte, wie rasch bereit die Gebetene war, die Bitte zu erfüllen; er lauschte mit hohem Genuße dem Liede, welches mit wunderbar schöner Stimme vorgetragen und mit großer Kunstfertigkeit begleitet wurde, und wodurch die nur mittelmäßige Composition außerordentlich gewann. Aber kaum hatte Bertha geendet, als der Lieferant, der schon während des Gefanges ein „Bravo“, ein „Bon“ übers andere eingestreuet hatte, in überschwängliche Lobpreisungen, mit „Himmlich, Göttlich“ reichlich ausgestattet, ausbrach.

Der Rittmeister schloß das Fenster und warf sich in die Sophaecke. Er bedeckte seine Augen mit der Hand und seufzte, indem er Bertha's Bild sich vorstellte, ach hätte doch der gütige Gott diesem schönen Mädchen auch ein einfältiges, treues, deutsches Herz bewahrt! Was nützt ihm alle Schönheit, alles Gold, da dies Eine ihm zu fehlen scheint. Wie wenig vermag doch alles Schöne zu ersetzen, wenn das getreue Gemüth fehlt!

Dann versank er in langes, stilles Sinnen.

Endlich fuhr er, fast wie erschrocken, auf aus seinen Träumen, und rief: Wie, sind die Gedanken, die mich da beschleichen, etwa Liebe? Wolltest du doch von ihr überlistet werden? Und nur darum, um von dem saubern Bettler von Lieferanten ausgestochen zu werden? Ermanne dich, sei kein Kind! Diese schöne Blume blüht nicht für dich!

Rasch erhob er sich, strich den keimenden Bart, und schritt rasch im Zimmer auf und ab. Aber so männlich er auch drein zu schauen suchte, so gepreßt war sein Herz und Seufzer, die er nie gekannt, hoben seine Brust.

Fast mechanisch griff er nach dem Schellenzuge; er wollte Hildebrand Vorwürfe machen über sein Quartier und ihm befehlen, ein anderes für ihn zu suchen.

Aber es ließ sich kein Bedienter, kein Bursch sehen und alle Rucke an dem Schellenzuge blieben erfolglos. Der Herr Rittmeister entschloß sich nachzusehen, wo sie stecken möchten, verließ sein Zimmer und schritt die Treppe hinab.

Gleicher Erde des Weiß'schen Hauses war ein großes Zimmer, welches, für gewöhnlich unbewohnt, jetzt dem Quartiermeister Hildebrand und dem Bedienten des Rittmeisters eingeräumt war. Hildebrand hatte sofort die ganze Dienerschaft des Hauses für sich gewonnen und sie hatte sich's angelegen sein lassen, das sonst so öde Gemach wohnlich einzurichten. Zum Lohne dafür hatte er versprochen, von seinen Kriegsfahrten zu erzählen und kaum hatte man in Erfahrung gebracht, daß der Herr Rittmeister bei dem gnädigen Fräulein sei, als auch schon sämtliche Dienende des Hauses sich in des Quartiermeisters Stube versammelten, um ihn an sein Versprechen zu erinnern.

Das brauchte nie zweimal zu geschehen, denn Hildebrand erzählte nur zu gern, wenn er aufmerksame Zuhörer fand, und an denen fehlte es selten, denn er erzählte gut und in der Regel ohne Uebertreibung, doch mit solchem Feuer, daß seine Zuhörer ganz hingenommen wurden. Um so mehr, da ja damals alle Herzen, auch die der sonst Theilnahmlosesten, tief ergriffen waren von dem Geschehe des Vaterlandes, voll von Haß gegen den Uebermüthigen, der mit seinen Schaaren jedes Recht und jedes Gefühl zu Boden trat, während er Freiheit und mit ihr alle Güter des Lebens den Völkern zu bringen versprach. Daß er sein Versprechen

nicht zu halten gedachte, das wußte man wohl, aber man hatte durch unseliges Warten, durch erbärmliches Dingen und Markten um geringfügige Vortheile, aus Reid und Eifersucht, durch Uneinigkeit, die daraus erwuchs, die Kräfte des deutschen Vaterlandes zerplittert und sich so wehrlos in die stets bereiten Hände des Uebermüthigen ausgeliefert. Die Fürsten hatten sich theils aus Eigennuz, theils aus falscher Sorge dem Sieger in die Arme geworfen und um seine Günst begüht, indem sie wähten, so das Schlimmste von ihren Völkern abwenden zu können. Aber die ertrugen das fremde Joch nur schmerzlicher, wenn sie sehen mußten, wie auch ihre Fürsten darunter gebeugt wurden und an allen Orten durch ganz Deutschland war das Volk bereit, sich zu erheben gegen den fremden Unterdrücker und für die angestammten Fürsten, wenn nur eine schwache Aussicht dafür sich eröffnete. Namentlich war es so im alten Hessen, dessen Kurfürst, zu rechtchaffen, als daß er die fremde Tücke hätte durchschauen können, zu stolz, sich vor dem Emporkömmling zu demüthigen, lieber Haus und Hof, Land und Leute verließ, als daß er gemeinschaftliche Sache mit dem Feinde des Vaterlandes gemacht hätte.

Und die Diener in dem Weiß'schen Hause stammten meist aus der Provinz, welche dieser Fürst als Prinz regiert hatte; es waren Landsleute von Hildebrand und darum um so mehr in Feuer und Flammen, als sie nun von Hildebrand in den Krieg und in die Schlachten selbst geführt wurden.

Als Einleitung am fremden Orte gab er in der Regel seine eigene Geschichte, wie er schon in seinem fünfzehnten Jahre, da er schon früh mannbar geworden, eingetreten sei bei seinem Regimente, um dadurch seinen älteren Bruder, den der kränkliche Vater beim Ackerbau nicht entbehren konnte, frei zu machen, wie er schon vor 20 Jahren die Franzosen kennen gelernt.

Heute aber mußte er diese Einleitung unterdrücken, so schwer es ihm auch wurde. Er versprach aber das Versäumte später nachzuholen. Er entschloß sich um so leichter zu diesem Verzicht, da ja auch in der Geschichte, um welche er gegangen war, er eine nicht unbedeutende Rolle spielte. Er hatte nämlich, nachdem er beim Quartiermachen Fräulein Vertha gesehen, dem Hauspersonal eröffnet und mit einem theuren Eide bekräftigt, das Fräulein sei für Niemand anders gewachsen, als für seinen Leutnant. Als nun statt des Leutnants der Rittmeister ankam, strich er sich mit Behagen den mächtigen Bart, denn nun hielt er seine Hoffnung der Erfüllung um ein gut Theil näher gerückt und es hätte harte Vasseloppe gegeben, wenn Jemand Widerspruch hätte erheben wollen. Die Dienerschaft des Hauses hatte, durch die Prophezeihung Hildebrands neugierig gemacht, den Rittmeister Müller bei seiner Ankunft gehörig gemustert und nun verlangte sie von Hildebrand die Geschichte des Herrn Rittmeisters, namentlich Erklärung darüber, wo der die tiefe Schmarre über die Stirn bekommen und wodurch er, noch so jung, sich schon den Rittmeistersgrab und die Ehrenpfennige, die seine Brust schmückten, erworben.

Meinem Herrn Rittmeister, begann demnach Hildebrand, ist's nicht an der Wiege gesungen worden, daß er so früh schon das liebe Vaterhaus verlassen und in die Gefahren des Krieges sich begeben sollte; denn er ist der einzige Sohn des Pastors Müller, der in meinem Heimathdorfe, hinter Cassel an der Diemel steht. Sein Vater dachte nicht anders, als daß auch sein Rudolph einst Pastor werden sollte und unterrichtete ihn mit Fleiß in dem, was er dazu nöthig hielt. Aber ohne es zu wissen, zog er sich einen Soldaten groß. Unser Pastor ist ein echter Deutscher, noch von altem Schrot und Korn und ein abgesagter Feind der Franzosen. Und diese Bestimmung pflanzte er durch Rede und That in das Herz seines Rudolphs, der sie schon mit der Muttermilch eingesogen hatte. Als ich nun nach der großen Retirade von Rußland heim kam, da ließ mich der Pastor oft Abends zu sich kommen und ich mußte ihm erzählen, wie es im Kriege gegangen. Da war denn die ganze Familie um mich versammelt und hörte mir zu. Dem Herrn Pastor ging ein über's andre Mal die Pfeife aus, aber Rudolph verschlang meine Er-

jählungen; und als es nun hieß Freiwillige heraus! da war Rudolph, erst 18 Jahre alt, der Erste, der sich meldete.

Zu Hause kostete es, namentlich bei der ängstlichen Mutter, einen harten Kampf und auch der Vater wollte es erst gar nicht zugestehen. Aber die beiden Schwestern waren mit Rudolph eines Sinnes und ich glaube, wenn eine Gelegenheit sich gemacht hätte, sie wären selbst als Mannsleute verkleidet mitgezogen.

Eines Abends als ich wieder in der Pfarre saß und mit der Familie die Nachrichten besprach, welche die Zeitungen gebracht, fing Rudolph an laut zu weinen und erklärte, er finde in seinem ganzen Leben keine Ruhe, wenn ihm die Eltern nicht die Erlaubniß gäben, sich als Freiwilliger annehmen zu lassen. Die Schwestern baten mit und der Vater schwankte, nur die Thränen der Frau Pastorin gingen ihm näher, als die der Kinder.

Endlich rief diese: ja ich wollte es wohl noch zufrieden sein, wenn ich wüßte, daß ein getreuer, erfahrener Mensch ihn begleitete, der sich seiner annähme, wenn er in Gefahr oder gar verwundet, der seine Tollkühnheit zügelte und mäßigte. Aber so — — dann floßen wieder ihre Thränen.

Als Rudolph das hörte, rissen sich seine dunkeln Augen weit auf und schossen Flammen auf mich alten Kerl, daß mir das Herz im Leibe erbehte. Ich reichte ihm die Hand, ohne zu wissen, was ich that, denn ich hatte die Absicht, nicht mehr mit in's Feld zu ziehen. Aber der liebe Junge hatte mir das Herz gestochen und vor seinem Flammenblick schmolzen alle meine bisherigen Entschlüsse, wie Schnee in der Aprilsonne. Sofort sprang er auf und rief: siehe, liebe Mutter, Dein Wunsch ist erfüllt! Hier der treue Hildebrand zieht mit und ich verspreche seiner Leitung zu gehorchen. Morgen brechen wir auf!

Das hatte die Mutter nicht erwartet und mit sprachlosem Erstaunen hingen ihre Blicke an mir.

Ich war aufgestanden, der jugendliche Muth Rudolphs hatte sich mir mitgetheilt, ich hätte keine Ruhe mehr gehabt daheim. Ich redete der guten Frau zu und versprach, den Liebling ihrer Seele zu decken mit meinem eigenen Leben; ich suchte sie zu beruhigen, indem ich ihr vorhielt, wie nicht alle Kugeln treffen, wo von ich ein Beispiel sei, der ich in Flandern, in Spanien, in Rußland in so mancher Schlacht gefochten, ohne eine Wunde bekommen zu haben, obgleich ich doch eine einigermaßen breite und hohe Zielscheibe bin.

Lange schauete mich die gute Frau an und wiegte sorgenschwer ihr Haupt. Dann sprang sie auf, umarmte Rudolph krampfhaft, drückte einen langen Kuß auf seinen Mund, dann legte sie ihre weiße zitternde Hand auf seinen schwarzen Lockenkopf, faßte mit der Linken meine Rechte und sprach: was Gottes Rath zu sein scheint, kann ich schwaches Weib nicht hemmen. Zieht mit Gott für Fürst und Vaterland und der Herr der Heerschaaren nehme Euch in seinen gnädigen Schutz!

Dann wandte sie sich rasch ab und überließ den Töchtern und dem Vater die nöthigen Besorgungen. Sie lag in der Kammer auf den Knien und betete um Ruhe und des Sohnes Schutz zu dem Allmächtigen.

Hildebrand hielt ein, er stürzte ein eingeschenktes Glas hinab, fuhr mit der breiten Hand über sein verwettertes Gesicht und fuhr fort.

Am andern Morgen waren wir schon früh auf und gegen Mittag in Cassel, wo ich mich sofort bei meinem alten Regimente mit Rudolph meldete und angenommen wurde. Rudolph wäre gern bei die freiwilligen Jäger gegangen; allein da er von seiner Mutter mir auf die Seele gebunden war, so mußte er mit mir zu den Leibdragonern; denn ich war für eine andere Waffe unbrauchbar. Und das war wohl gut für ihn, denn da es gerade bei diesem Regimente an Officieren fehlte, Rudolph ein tüchtiger Reiter war und bei einem Examen so gut bestand, daß er hätte Artillerieofficier werden können, so wurde er sofort bei einer Schwadron Leutnant und ich sein Quartiermeister.

Aber unser Eifer sollte hart auf die Probe gestellt werden; denn wir bekamen lange Zeit keine Franzosen vor die Klinge. Uns Hessen wurde der schlechteste Theil

der Arbeit, wir mußten die Festungen einschließen, hatten beschwerlichen Dienst und wenig Ehren davon, während die Preußen und Oesterreicher dem Feinde bis Paris folgten. Dadurch aber hatte mein Herr Leutnant Zeit und Gelegenheit, den Dienst und das Fechten aus dem Fß zu lernen und nicht lange sollte es dauern, um zu zeigen, was er gelernt und daß er der Muthigste und Tapferste im Regimente sei.

Wir standen vor Thionville und konnten der Festung nicht Herr werden. Woran es lag, ich weiß es nicht. Wir Dragoner hatten da mit der Belagerung weniger zu thun, als zu Fouragiren und den Franzosen aufzupassen, wenn sie Ausfälle machten. Am 26. März nun, es war gerade der Geburtstag von Rudolphs Mutter, machte die Besatzung einen so starken Ausfall, daß unsere braven Regimenter nach der tapfersten Gegenwehr, wuthentbrannt zurückweichen mußten. Unsere Schwadron, gerade an dem Tage einem Transport aus der Heimath entgegen geschickt, kam erst auf dem Kampfsplatze an, als die Sonne sich neigte und es blieb uns nur übrig den Nachtrab der Franzosen zu verjagen. Wir waren muthig und schwuren in unserm Feuer, wenn wir zugegen gewesen, das Gefecht hätte einen anderen Ausgang nehmen müssen.

In der Nacht rückten wir wieder in unsere Stellungen ein und wünschten nichts sehnlicher, als daß es die Franzosen bald wieder gelüsten möge, sich an uns zu versuchen. Und siehe, unser Wunsch wurde erfüllt; sobald am andern Morgen der Nebel gefallen, sahen wir mehrere französische Regimenter in Front gegen uns aufgestellt. Wir bereiteten uns sofort vor zu ihrem Empfange. Unser Dragonerregiment hatte die rechte Flanke unserer Truppen zu decken und unsere Schwadron stand am äußersten Flügel. Als nun Alle das Zeichen zum Angriffe erwarteten und ich noch einigen unruhigen jungen Leuten Ruhe empfahl, war mein Leutnant im Bogen rechts abgesprängt, dann dicht vor der feindlichen Front hinaus, als wenn er die Parade abnehmen wollte, hatte dem Fahrenträger die Fahne entzerrissen und auf der linken Flanke im weiten Bogen herumschwenkend, war er bei unsern Truppen wieder angekommen, unverletzt.

Da habe ich zum ersten Male im Leben gezittert und gebebt. Als ich die Absicht meines Leutnants erkannte, gedachte ich auch an mein Versprechen, das ich seiner Mutter gegeben und setzte meinem Schweißruch die Sporen hart in die Seite um dem Tollkühnen zu folgen. Aber mein Wachtmeister, der meine Gedanken errathen hatte, da er mein Verhältniß zu unserm Leutnant kannte, hielt mir den Zügel, so daß ich nicht fort konnte. Und das war gut, denn hinter unserm Leutnant her schoß die ganze feindliche Linie und ich wäre wahrscheinlich nicht mit heiler Haut davon gekommen.

Ogleich beide Schlachtlinien im Begriffe waren loszuschlagen, so hatte doch Officiere wie Gemeine das Wagemüth des jungen Leutnants so ergriffen und gespannt, daß es schien, als wären alle bloß Zuschauer und nur diesem Eindrucke hatte der Brausekopf keine Rettung zu danken, denn auf dem rechten Flügel der Feinde stand eine Eskadron Chebeaurlegers der Franzosen, die sicher meinen Leutnant zum Gefangenen gemacht hätten, wenn sie nicht gerade zu verblüfft gewesen wären.

Hurrah! ertönte es von unserer ganzen Linie, als Leutnant Müller die erbeutete Fahne vor unserer Linie schwenkte und dann vor dem Commandant neigte. Der aber, obwohl innerlich ergötzt über diese That und voll Freude über den Muth des jungen Helden, durfte doch seinen Dienst nicht vergessen, sondern schickte ihn hinter das Treffen in Arrest.

Im nämlichen Augenblicke aber donnerten die feindlichen Kanonen und die Franzosen rückten mit Schlagschrei gegen uns heran. Es dauerte keine drei Minuten, so war Leutnant Müller wieder bei unserer Schwadron, die ihn mit dem freudigsten Hurrah empfing, da wir nichts davon erfahren, daß ihn der Anführer in Arrest geschickt hatte.

Und es war gut. Denn trotz aller Tapferkeit unserer Truppen neigte sich doch wieder der Sieg der feindlichen Uebermacht zu, insbesondere deshalb, weil aus

einem andern Thore ein Regiment ausgerückt, uns in der linken Flanke umgangen und so zwischen zwei Feuer gebracht hatte. Dennoch wollten unsere Leute nicht weichen, unsere Officiere setzten sich den größten Gefahren aus und namentlich unser tapferer Anführer focht, wie ein gemeiner Dragoner. Doch diese Tapferkeit fand nicht ihren verdienten Lohn; wohl wurde die Entscheidung verzögert; aber als immer frischere Truppen aus der Festung kamen, die Munition anfang zu mangeln und der Anführer selbst sank, mußten wir weichen.

Wir Dragoner hatten den Nachtrab zu machen und den Rückzug zu decken und machten, als etwas Raum zwischen den Unsrigen und den Feinden sich zeigte, einen Schock auf die nachdringenden Franzosen. Da erblickte ich unsern Anführer, wie er mit einem Beine unter seinem gefallenen Pferde liegend, auf den linken Ellenbogen gestützt, mit dem Säbel in der Rechten, sich gegen die andringenden Feinde mit letzter Anstrengung wehrte, die ihn zum Gefangenen machen wollten. Ich zeigte dem Leutnant Müller diese Gefahr unseres geliebten Führers. Er aber hatte sie auch schon bemerkt und mit verhängtem Zügel sprengten wir dem schon Ergrieffenen zu Hülfe, hieben ihn heraus und halfen ihm auf ein Dragonerpferd, dessen Reiter eben tödtlich getroffen zu Boden gesunken war.

Der Anführer war gerettet und die Feinde, von unserm Anrall stußig gemacht, ließen uns Zeit, ihn in Sicherheit zu bringen. Aber sofort schwenkten wir wieder und jagten die in Unordnung gerathenen Feinde zurück nach der Festung hin, bis uns ihre Kanonen zur Umkehr nöthigten.

Unser Fußvolk sammelte sich rasch wieder und verlangte sofort auf's Neue gegen den Feind geführt zu werden, aber da er sich nicht mehr aus dem Bereich seiner Kanonen wagte, so konnte diesem Verlangen nicht nachgegeben werden, und als der Feind endlich wieder in die Festung sich zurückzog, so rückten auch wir in unsere Stellungen wieder ein.

Nachmittags wurde Kriegsgericht über Leutnant Müller gehalten. Die Officiere unseres Regiments aber, von der Mannschaft bestürmt, deren Liebling Müller schon längst war und die heute wahrhaft ihren Karm an ihm gefressen hatte, wie man zu sagen pflegt, erklärten, daß er mit einem Verweise davon kommen solle. Als das geschah, sprang der Anführer, dem Müller das Leben oder doch wenigstens die Freiheit gerettet hatte, auf und umarmte ihn herzlich vor aller Augen.

Nach wenigen Tagen erhielt mein Leutnant von unserm Kurprinzen, dem der ganze Vorfall war gemeldet worden, den Orden vom eisernen Helm. — Hurrah, der Leutnant, d. h. der Herr Rittmeister Müller soll leben!

Noch hörte der Rittmeister Müller das Hurrah Hildebrands, in welches die ganze Dienerschaft mit einstimmte, als er die Treppe herabstieg. Er lächelte, denn er konnte sich schon denken, daß der alte Hildebrand wieder eins seiner Lieblingsstückchen erzählt und dadurch sämtliche Dienerschaft gefesselt hatte, daß sein Glockenzug überhört worden war. Sein Unmuth, der schon mit jedem Treppentritt gesunken war, legte sich vollständig und er wußte eigentlich nicht mehr, was er wollte, als ihm Mamsell Beaud auf der untersten Treppe begegnete. Sie führte ein Mädchen an der Hand, halb Kind halb Jungfrau, welches aus einem biden blonden Lockenwalde thränenschwere blaue Augen zu ihm aufschlug.

Das gottlose Kind, eiferte die Mamsell, die Gouvernante und seit dem Tode der Hausfrau auch Dirigentin des Hauses war, das gottlose Kind bringt mich um alle Reputation und zuletzt noch unter die Erde. Denken Sie sich nur, fuhr sie zu Rittmeister Müller fort, gestern hat sie ein niedliches Chançon nicht gelernt; statt die Grammaire und ihre übrigen französischen Bücher zur Hand zu nehmen, liest sie Klopstock und die Gedichte von einem Theodor Körner. Und ich glaube, sie lernte all die Freiheitslieder, womit jetzt solcher Unfug getrieben wird, eher auswendig, als eines jener meisterhaften Gedichte von Boileau und

jenen anderen berühmten Dichtern der großen Nation. Das möchte immerhin ärgerlich und ihrer Bildung schädlich sein; aber es kommt noch so vieles Andere hinzu, was mich zur Verzweiflung bringt. Diesen Morgen hat der Tanzlehrer vorgesprochen und sich bitterlich über das böse Kind beschwert. Er meint, sie werde es nie dahin bringen, einen richtigen Was zu machen, dagegen gehen ihr Hände und Füße im Tacte nach den Marschen der durchziehenden Regimenter. Und denken Sie Sich nur, eben ertappe ich sie, wie sie in der Nebenstube der Erzählung ihres Quartiermeisters am Schlüssellocke mit rothem Kopfe und vorgetretenen Augen lauscht, ja vernehmlich mit einstimmt in das wilde Hurrah, was sie da drinnen rufen! Ist das nicht zum Sterben?!

Pauline, Pauline! hörte man jetzt Bertha von oben rufen und eilig flog die Gerufene von der Hand der Erzieherin hinauf. Diese aber zog den Rittmeister in ihr Zimmer und erzählte ihm ihren Jammer lang und breit über das entant terriblo, welches von Herrn Weiß als vater- und mutterlose Weise aus Gnade und Barmherzigkeit auf- und angenommen worden sei. Dagegen sang sie unermüdet das Lob Bertha's und Rittmeister Müller merkte bald, daß Bertha nicht nur der Liebling der alten Mamsell sei, sondern wie bei ihr auch die Erziehung derselben die erwünschtesten Früchte getragen. Er konnte nicht umhin, die armen Mädchen tief in seiner Seele zu bedauern, welche durch die Verkehrtheit einer damals als musterhaft geltenden Erziehung des Genusses ihrer Kindheit und Jugend beraubt und für ihr Leben unglücklich gemacht wurden. Er legte Fürsprache für Pauline ein so gut es gehen wollte und suchte sich über die Verhältnisse des Hauses, so weit ihm nöthig schien, zu unterrichten.

Schwer war das nicht, denn die redselige Französin plauderte unaufhörlich und er war froh, als die eintretende Dämmerung ihm gestattete, sich auf sein Zimmer zurückzuziehen.

Aber ihn begleiteten die Gedanken an Bertha und nicht ungeübt in der edlen Dichtkunst schrieb er folgende Zeilen nieder:

Es fährt ein himmlischer Knabe
In milder säuselnder Luft;
Er schiffte in goldenem Nachen
Hellstrahlend durch nächtigen Duft.

Weiß wallen die seltsamen Töne
Die schlafende Erde entlang,
Wohl Manchen in finsterner Kammer
Erquickt der himmlische Sang.

Er schlägt eine goldene Feier
Die hat gar lieblichen Klang.
Weit hin in die dunkle Stille
Erschallet sein ZauberGesang.

O, singe du lieblicher Engel
Vor meinem lebenden Herz
Laß tönen die goldene Feier
Ein Lied von der Liebe Schmerz.

Und ziehen denn auch deine Lieber
Zu Liebchens Kammer hinein,
Dann lauschet sie wohl ihren Tönen,
Dann denkt sie im Traume wohl mein.

Als er die Zeilen durchlas fühlte er, wie brennende Röthe seine Wangen bedeckte, er schämte sich, daß er seinem Entschlusse, nie der Liebe Raum zu geben, untreu geworden, klagte sich des Verraths am Vaterlande an und zerfüttert warf er das Papier zum Fenster hinaus. —

Dann schritt er noch lange im Zimmer auf und ab; denn ein fern her tönendes Posthorn hatte seine Gedanken hinweggeführt zu seinen Lieben an der Diemel, wo sie wohl jetzt auch, wie so oft wenn er daheim war, im Berggarten saßen und die Töne des drüben hinziehenden Postillons wie sonst gehört wurden. Er gedachte daran, wie er dadurch immer gar sehr angesprochen und eine unendliche Sehnsucht in die Weite zu ziehen in ihm angeregt worden war. Jetzt war diese Sehnsucht erfüllt, aber den Frieden, den er daheim genossen, hatte er in der Welt nicht wieder gefunden. Im Waffenlärm, im Schlachtgewühl, in den Gedanken an des Vaterlandes Schmach und Rettung hatte er wohl

auf Stunden und Tage der Heimath vergessen; aber jetzt kam die Erinnerung daran um so mächtiger über ihn. Die Verse, die er eben niedergeschrieben, erschienen ihm als das Bekenntniß einer Untreue nicht nur gegen das Vaterland, sondern auch gegen seine Liebe und er fand erst Ruhe, nachdem er einen ausführlichen Brief an die theure Mutter geschrieben und jeder seiner Schwestern auch ein Blättchen eingelegt hatte, worin er sein ganzes Herz in kindlichem Vertrauen ergossen.

Aber, Herr Quartiermeister, begann die wohlbeleibte Haushälterin und Köchin des Weiß'schen Hauses, als Hildebrand schäfernd mit ihr immer das leere Glas zu neuer Füllung darreichte, aber Herr Quartiermeister, sie haben vergessen, uns zu erzählen, wie und wo der Herr Rittmeister die Narbe an der Stirn sich geholt, die das sonst so schöne Gesicht ganz verunstaltet.

Mit Verlaub, liebe Mamsell, erwiederte Hildebrand, der gemerkt hatte, daß die Frau Heusner ihm so oft er sie Mamsell titulirte, sein leeres Glas mit den freundlichsten Blicken füllte, mit Verlaub, eine Narbe verunstaltet einen Krieger nicht, vorab nicht meinen Herrn Rittmeister, der ohne die Narbe doch eigentlich noch zu jungfernhast für einen Rittmeister aussähe, da ihm der Bart erst als zarter Flaum unter der Nase und um's Kinn herum keimt. Dabei strich er sich wohlgefällig seinen mächtigen Schnauß und Knebelbart, der schon etwas mit Weiß melirt war.

Er meint wohl gar, hasselirte die Wittwe, indem sie ihm ein volles Glas einschenkte, sein Bart stände ihm schön? Das Mannsvolk ist doch eitler als wir, wendete sie sich zu dem Hausmädchen, obgleich wir immer von ihnen mit unsrer Eitelkeit geuzt werden; sogar auf einen abscheulichen Bart, der Ellenlang in's Glas und in den Löffel reicht, bilden sie sich was ein.

Das muß ich ihr bezeugen, flüsterte Johann dem Quartiermeister zu, unsere Frau Heusner macht sich gar keinen Staat aus ihrem Bärtchen, was beinahe so stark ist wie das Cures Rittmeisters.

Frau Heusner machte dem naseweisen Johann ein grimmiges Gesicht, that aber dem Quartiermeister gegenüber, als habe sie nichts gehört, um das ihr so unangenehme Capitel nicht auf's Tapet zu bringen, sondern wandte sich mit der fröhlichsten Miene wieder zum alten Hildebrand: nun Bart oder nicht, ich möchte gern von der Narbe Cures Rittmeisters etwas Näheres erfahren. Laßt Euch erbitten!

Na, Mamsell Quakholz, so thun sie ihre Ohren fein auf und das Maulwerk zu. Wir wurden bald nach jenem Gefecht von Thionville hinweg vor Luxemburg verlegt, wo es an Reiterei mangelte, um den Franzosen bei ihren Ausfällen auf den Fersen zu sein. Aber auch vor Luxemburg wollte es uns nicht steden. Die Festung ist sehr stark und war dazumal von Franzosen vollgepfropft, die täglich Ausfälle machten in solchen Massen, daß wir jedesmal uns erst sammeln mußten, um sie zurückzutreiben. Die Infanterie hatte ihnen nichts anhaben können, nun sollten wir ihnen den Spasß verderben. Aber es ist ein köstlich Ding, wenn gediente Infanterie auf ebenem Felde von der Kavallerie soll angegriffen werden. Und das mußte man den Franzosen in Luxemburg lassen, sie waren tapfer, kampfgewöhnt und gut geführt. So oft wir hinter unsrer Infanterie und Artillerie hervorbrachen, bildeten sie ein Biered oder Quarré, wie sie es nennen, standen wie die Mauern und thaten keinen Schuß, bis sie uns sicher auf's Korn nehmen konnten; ja sie ließen uns oft bis auf 20 Schritte heransprengen, ehe sie feuerten, dann aber auch so auf's Commando, daß jedesmal unsere erste Linie stürzte und unsere Pferde nicht zu halten waren. Wir mußten jedesmal unverrichteter Dinge abschwanken und zu einem zweiten Schoß konnten wir selten kommen, denn die verwundeten und getödteten Kameraden und Pferde bildeten in der Regel einen Wall vor ihnen, über welchen wir nicht weg konnten.

Das war eine trostlose Geschichte für uns, um so verbrießlicher, weil in der Zeit Preußen, Oesterreich, Würtemberger, ja fast sämtliche deutsche Heeresabtheilungen mit den Russen dem zurückweichenden Heere der Franzosen auf dem Fuße folgten und in raschem Siegeslaufe Ruhm und Ehre gewannen. Freilich kostete sie es Opfer und Anstrengungen genug, aber nicht mehr als uns; sie aber hatten reichen Lohn, wir nur Verdruß. Insbesondere unsere Officiere murrten wider die uns zugetheilte Arbeit, da sie für ihr Leben gern die Ersten in Paris gewesen wären. Hätte es ihres Muthes und ihrer Tapferkeit allein bedurft, nicht Luxemburg allein, sondern alle Festungen, die uns im Wege lagen, wären im rasendsten Sturmeslaufe sofort genommen worden und wir wären schon am 31. März mit den Königen und Kaisern in Paris eingezogen. Und unter all den Brauseköpfen braufete mein Herr Leutnant am argsten. Daß er nicht bei den ersten Gefechten schon blieb, ist ein wahres Wunder Gottes und ich glaube fest, die Gebete seiner frommen Eltern, besonders seiner treuen Mutter sind ihm Schutz und Schirm gewesen. Aber so ganz ohne Denkfettel sollte er doch nicht davon kommen.

Gerade am 31. März, an dem Tage des Einzugs der Verbündeten in Paris, machten die Belagerten wieder einen großen Ausfall aus der Festung. Wir waren auf unserer Hut und Jeder unter uns, bis auf den letzten Tambour und Trainknecht bis die Zähne zusammen, um die Gäste mit blutigen Köpfen heimzuschicken. Sie konnten auch nichts ausrichten und traten den Rückzug an, aber immer geschlossen, dicht gedrängt, immer im Viereck marschirend und sofort Halt machend, sobald wir angepörrt kamen; schwenkten wir ab, so zogen sie weiter.

Gerade als wir den letzten Ansaß gemacht hatten und jähneknirschend wieder abschwanken, als die Franzosen, sicher nichts mehr von uns zu fürchten zu haben, eines ihrer Lieder anstimmten, gab's auf einmal ein ander Bild.

Mein Leutnant hatte die acht verwegenen Burschen unserer Schwadron, Gott weiß wie, zusammengerafft und war im Augenblicke, wo die Franzosen abziehen wollten, kurz links abgescwenkt, im rasenden Galopp auf sie eingepörrt und hatte ohne einen Mann, ohne ein Pferd zu verlieren das Quarré gepörrt. Plötzlich verstummte der Jubel der Franzosen und an der Stelle des Ça ira, das mir noch von fern her in den Ohren klingt, hörte man nur klägliches Rufen Mon dieu, pardon, pardon. Da waren wir aber auch da und unser Hurrah braufete in die Wette mit unsern Säbeln und wenige der ausgerückten Franzosen rückten wieder ein; denn die nicht zusammen gehauen wurden, warfen die Waffen weg und wurden Kriegsgefangene. Leutnant Müller aber hatte, nachdem er das Quarré gepörrt, sich den Obersten des Regiments, welches gegen uns Front bildete, auf's Korn genommen und war ihm mit verhängtem Zügel entgegen geeilt, der aber, ein alter erfahrener Soldat, hatte bald die Absicht des Leutnants und zugleich seine Hitze und sein Ungeßüm erkannt und war deshalb ruhig auf seine Vertheidigung bedacht; man wollte sogar ein teuflisches Lächeln in seinem Gesichte bemerkt haben. Doch er hatte sich verrechnet, mein Leutnant socht, wie der lebensdige Satan, Gott verzeih' mir's, sein Säbel schwirrte wie im Rab, hagel dicht fielen die Hiebe, Feuerfunken bligten von den Helmen und der französische Oberst wich zurück. Jetzt holte mein Leutnant zu einem fürchtbaren Hiebe aus, doch der Gegner parirte geschickt, hieb nach und taumelnd sank mein Leutnant vom Pferde. Bisher waren Mehrere von uns unbetheiligte Zuschauer gewesen, denn trotz der Schrecken um uns her, hatte mich die Besorgniß um den, für welchen ich mein Leben zum Pfande gesetzt, gegen alles andere gleichgültig gemacht, aber ich hatte auch nicht einhauen wollen, um meinem Leutnant den Ruhm und die Ehre nicht zu schmälern. Jetzt aber war's um den Oberst geschehen. Der aber neigte seinen Säbel, rief Pardon, sprang von seinem Pferde, legte seine Waffen nieder auf meinen Leutnant und gab sich ihm Kriegsgefangen. Während meine Kameraden ihn abführten, war ich mit Andern um meinen Leutnant beschäftigt. Das Blut hatte sein ganzes Gesicht überströmt, schlaff hingen die Arme und nur zu schwerem Stöhnen hob sich von Zeit zu Zeit die Brust. —

Während wir ihn wegschafften, räumten unsere Kameraden wacker auf. Von den 4000 Mann, die ausgerückt waren, entkamen nur wenige Hundert und von diesen wurde noch eine Anzahl Kriegsgefangene, da man in der Furcht, wir möchten nachdringen, ihnen die Thore der Festung vor der Nase verschlossen hatte.

Mir war Alles gleichgültig, ich war nur für meinen Leutnant da. Aber wie ich dachte Viele nur an ihn, den Helden des Tages. Der Oberstabsarzt selbst war gleich zur Stelle. Die Viertelstunde der Untersuchung hat mir länger gedauert als die Nacht, welche ich an der Beresina gelegen habe. Ich hatte seine Hand in meinen Händen und wahrte des Doctors Augen, um darin zu lesen, was zu fürchten, was zu hoffen. Gott sei Dank! Bald lächelte er und gab den Trost, es habe keine Gefahr, der Verband wurde angelegt und ein Schluck Wein, den ich ihm einträufelte, brachte ihn wieder zu sich, aber die Anstrengung war zu groß gewesen, der Blutverlust ungeheuer und so blieb auch, nachdem die Ohnmacht vorüber, die Schwäche so groß, daß den ganzen Tag über noch von Zeit zu Zeit Ohnmachten eintraten. Doch die Jugendkraft siegte bald und am 3. Mai, als wir in Luxemburg einrückten, nachdem Napoleon abgedankt hatte und nach Elba abgereist war, ritt mein Leutnant vor der Schwadron wie früher.

Das war prächtig, klatschte Frau Heusner, und schenkte dem Quartiermeister sein Glas bis zum Rande voll.

Ja, prächtig wohl, entgegnete er, aber auch erschrecklich. Wir haben vor Luxemburg fast die Hälfte unseres Regiments verloren und wer die Schrecken des Krieges kennen lernen wollte, der mußte am 31. März nach dem Gefechte die Wahlstatt besuchen. Ich mag Euch ein solches Schlachtfeld nicht schildern, denn ich kann's nicht; nur Einzelnes werd ich all mein Lebtag nicht vergessen. Als wir nach unseren Verwundeten suchten, da fanden wir unter Andern zwei Brüder Koppen neben einander liegend todt, aber im Tode noch die Hände ineinander gekrampft. Sie waren die Söhne einer Wittwe, hatten aber nicht über sich gewinnen können, daheim zu bleiben; sie waren Freunde von meinem Leutnant, denn sie waren wie er Söhne eines Pfarrers. Als der Eine verwundet wurde, deckte ihn der Andere, beide aber durchbohrte eine Kugel. Und so waren mehrere Fälle vorgekommen. Aber ich denke, die Thränen der Mutter und die der Braut des Einen werden dem Sünder auf Elba auf der Seele brennen. Ich bin zwar ein alter Soldat, aber das Herz blutet mir, wenn ich die Massen der im vorigen Jahre Gefallenen allein überschlage, wenn ich nur die drei Tage der Schlacht bei Leipzig bedenke. Von seinen 170,000 Mann, unter denen so viele brave Deutsche gezwungen seinen Fahnen folgten, brachte er nicht volle 100,000 über die Elster; in Leipzig starben von den verwundeten Franzosen und Deutschen, die dort zurückbleiben mußten, allein an 20,000. Von seinen 100,000 Mann brachte er nur 70,000 nach Erfurt, und bei Hanau, das wißt Ihr ja selbst, verlor er wenigstens noch 20,000 und mit ihm über den Rhein zog kaum noch die Hälfte der aus Leipzig geretteten.

Aber wenn auch theuer, nicht zu theuer ist erkaufte der Siegespreis! Trotz aller Mühsale und alles Jammers muß man sich doch freuen über die Eintracht unserer Fürsten und Völker. Und die Hoffnung, daß niemals ein Napoleon ein so jämmerlich verkommenes Volk, so selbstsüchtig ängstliche Fürsten in Deutschland finden werde, erquickt, auch wenn noch nicht aller Tage Abend ist. Hurrah für unser Volk und seine Fürsten!

Uebrigens bekam damals mein Leutnant seinen zweiten Orden, und eben beim Einrücken in die Stadt wurde er für jene That und weitere Tapferkeit zum Rittmeister ernannt. —

Herr Weiß war von seiner Reise zurückgekehrt. Er brachte ein neues Leben in sein Haus, dem das Haupt gefehlt. Innerlich ein warmer Vaterlandsfreund

und für seine Jahre noch frischen warmen Herzens, hatte er in seinem Benehmen und Umgange die volle Freiheit und Gewandtheit eines Weltmannes. Durch Pauline und die Dienerschaft war er von den Lebensverhältnissen des Rittmeisters Müller vollständig unterrichtet worden und hatte einen lebendigen Antheil an dem jungen Manne genommen. Vermehrt wurde diese Theilnahme durch die persönliche Bekanntschaft und er äußerte im Kreise seiner Familie, einen lieberrn jungen Officier habe er noch nicht kennen gelernt und vor seinen Eltern, obgleich er sie nicht kenne, empfinde er die allergrößte Hochachtung; denn so stürmisch und tollkühn sein Muth, so fromm und rein sein Herz, so weise und verständig sein Urtheil. —

Es ist wohl nicht nöthig zu erzählen, wie sich das Verhältniß des Rittmeisters im Hause des Herrn Weiß von Tage zu Tage angenehmer gestaltete und die Gedanken an Ausquartierung ihm nicht mehr in den Sinn kamen. Nach einigen Wochen schien es, als würde die Prophezeiung des Adjutanten in Erfüllung gehen. Denn nicht nur Herrn Weiß wurde der Rittmeister täglich lieber und fast unentbehrlich, sondern auch Bertha ließ je länger je wohlgefälliger ihr Auge auf dem schönen Manne ruhen, und der Vater war aufgeräumter als sonst, wenn die beiden jungen Leute zusammen scherzten. Und unbewußt schürten sämmtliche Hausgenossen das Feuer der Liebe in Bertha's Herzen, denn alle hatten an dem Rittmeister etwas zu rühmen, Jedes meinte von ihm auszeichnet zu werden, da er in seiner Gutmüthigkeit und einfältigen Kindlichkeit Niemand beleidigte oder kränkte, sondern nur erfreute und Alle sich verband.

Die Dienerschaft und die vielen im Weiß'schen Hause ein- und ausgehenden Fremden brachten diese häuslichen Verhältnisse bald zur Kunde in den weiteren Kreisen der Stadt, so daß durch Hildebrands Befräftigungen, wo man ihn nur darauf fragte, verstärkt sich das Gerücht bildete, Rittmeister Müller und Bertha Weiß seien Verlobte. Die Männer beneideten den festen Einbringling und von den Mädchen meinte eine Jede, mit Bertha's Gelde hätte es ihr wohl gelingen sollen, das Herz des Unerfahrenen zu gewinnen.

Hildebrand aber schwur in der Wachtstube sowie in seinem Quartiere hoch und theuer darauf, das sei sein Werk; denn wenn er seinem Herrn Rittmeister nicht so gute Worte gegeben, so hätte er das Quartier gar nicht angenommen, und daß er das Quartierbillet dem Rittmeister verschafft, das könne ihm sein Kamerad Lambrecht bezeugen, der es absolut für den Major habe haben wollen.

An einem schönen Tage der folgenden Woche saßen Herr Weiß mit seinen Töchtern und dem Rittmeister nach dem Mittagessen noch lange in der Gartenhalle, wo sie gegessen hatten, und plauderten. Gegenstand des Gespräches war hauptsächlich der Ball, welchen Herr Weiß morgen an einem öffentlichen Orte den Officieren der einquartierten Truppen geben wollte.

Bertha war außerordentlich neugierig, zu erfahren, wie mit den Herren Officieren zu verkehren sein werde, da sie bisher noch nie mit solchen in Berührung gekommen war. Der Rittmeister wurde deshalb von ihr halb im Scherz halb im Ernste aufgefordert, ihr die einzelnen Kameraden ausführlich zu schildern. Er unterzog sich dieser Aufgabe in derselben Weise, wie sie gestellt worden war, rühmte den Einen wegen seiner Leichtigkeit im Walzer, den Andern wegen seiner Erfindungskunst beliebter Touren in der Polonaise, wieder einen Andern dieser und jener Vorzüge wegen, und endlich auch Einen, der sich zum Geß gemacht, erst dann zu tanzen, wenn der Ball schon eine Zeit gedauert, um denen auch ein Vergnügen zu machen, welche außerdem schimmeln mußten.

Den kenne ich, rief Pauline, den kann ich nennen! der heißt Müller!

Ei, wie denn so? fragte mit scherzhaftem Ernste der Rittmeister.

Weil Sie sonst meine schöne Schwester sicher schon um einen Tanz gebeten hätten.

Bertha ward verlegen und schlug erröthend die Augen nieder; der Rittmeister aber rief lachend: Fehlgeschossen, mein kleiner Bifficus! Ich tanze nie, und es

wäre deshalb nur ein Spielverderben, wenn ich zu Ballé ginge. Ich werde den morgenden Abend, wie bei jedem Ballfest, still in meiner Klausur verleben.

Sie tanzen nicht? fragte jetzt Bertha betroffen. Und das erfährt man jetzt erst? Aber warum denn in aller Welt nicht?

Dafür habe ich ein ganzes Regiment Gründe, die ich unmöglich alle kann aufmarschiren lassen.

Aber einige könnten Sie uns doch mittheilen! Halten Sie etwa das Tanzen für Sünde?

Darüber will ich nichts entscheiden, entgegnete der Rittmeister, meine Gründe beziehen sich nur auf mich, und einige davon will ich Ihnen sagen. Zunächst mein' ich, sollte der, der nicht gut tanzt, gar nicht tanzen, da dem Ungeschickten durch den oft herben Tadel alles Vergnügen verdorben wird; dann, weil ich, offen gestanden, zu stolz bin, um Körbe zu tragen; endlich, weil ich's unter meiner Würde halte, gegen eine flüchtige Ballabendbekanntschaft mich so zu gebärden, wie gegen die Geliebte meines Herzens.

Bertha's verbüßerte Züge ließen ihr Mißfallen an Müllers Worten deutlich erkennen, und um sie zu besänftigen fuhr er fort: „Wäre die Welt mit lauter Mädchen wie meine gütigen Wirthinnen bevölkert, vielleicht finge ich noch heute an zu hupfen und zu walzen.“

„Unartiger!“ schalt die wieder Verführte, und nöthigte dem Rittmeister das Versprechen ab, morgen Abend wenigstens Zuschauer zu sein, wozu dieser sich endlich verstand, um nicht unhöflich zu sein gegen die Freundlichkeit seines Hauswirths.

Im Grunde aber war ihm das angeordnete Ballfest darum so zuwider, weil er dafür hielt, daß in so ernster Zeit es sich nicht ziemt, solch' rauschenden Vergnügungen sich hinzugeben; weil er es für Sünde hielt, Hunderte zu vergeuden, während in der Nachbarschaft, durch welche im vorigen Herbst der Strom des fliehenden feindlichen Heeres gegangen war, noch immer die schreiendste Noth herrschte. Früher hatte er ja auch im engern Kreise ausgelassener Freude sich hingeeben; aber nachdem er den Ernst des Lebens im Kampf und auf dem Schlachtfelde hatte kennen gelernt, war es ihm nicht mehr möglich. Auch ein Anderes kam noch dazu.

Unsere meisten Tänze sind von den Franzosen erborgt, wie schon ihre Namen zeigen. Französische Leichtfertigkeit und Mode wird bei ihnen am stärksten nachgemacht, und die Ballanzüge mit all ihren Alfanzereien führen dem Vaterlandsfeinde ganz ungeheure Summen zu, die ihn mit in Stand setzen, gegen unser Vaterland Ränke zu schmieden und ihm Verderben zu bringen.

Auch jetzt ist eine ähnliche Zeit und eine Erinnerung thut wohl bei Vielen noth. Wenn erst die ächte, alte, treue deutsche Gesinnung wieder in unserm Volke Wurzel gefaßt hat, dann wird alle Franzosenafferei aufhören. Die so genannten Vornehmen sollten aber ihre Pflicht erkennen, dem Volke, das so gern auf sie sieht und ihnen folgt, in jeder Beziehung mit einem guten Beispiele vaterländischer Gesinnung, Sitte, Zucht, Ehre und Kleidung vorzuleuchten. Der Schaden ist hauptsächlich herbeigeführt worden dadurch, daß die höheren Stände das Fremde liebten und vorzogen, das Heimische verachteten. Das Volk hat's ihnen nachgemacht. Es hätte sich nicht sollen verführen lassen; aber die Verführer sollten's als ihre heilige Pflicht erkennen, den Verführten wieder zurecht zu helfen. Schwer wird ihnen das sicher werden; denn so leicht es ist, das menschliche Herz zu behören, so schwer ist's, die Thorheit zu heilen.

Auf den Ballabend freuete sich im Weiß'schen Hause eigentlich Niemand mehr als Quartiermeister Hildebrand. Nicht daß er daran gedacht zu tanzen, dazu wurde er nicht einmal begehrt, wenn er auch gemocht, doch theilte er auch in diesem Stücke die Grundsätze seines Rittmeisters; er freuete sich deshalb auf

den Abend, weil es ihm an demselben gelingen sollte, seinen Brabanter Feldzug zu erzählen. Hatte er auch den Rittmeister lieb wie einen Sohn und rühmte er gern dessen Tapferkeit, so ging's dem ehrlichen Hildebrand doch wie allen Menschen; er erzählte am liebsten von sich und seinen Thaten; und aus allen seinen Erzählungen hörte sich das bekannte Wort seines Kameraden, des bekannten Wachtmeisters im Wallenstein, heraus:

Unsre Verdienste, die blieben im Stillen.

Den Brabanter Feldzug hatte er als ganz junger Soldat mitgemacht, und wie überhaupt die Erlebnisse der Jugend sind dem Gedächtnisse unvergessen einprägen, so namentlich hatten jene Kriegsgeschichten Hildebrands Seele so ganz gefüllt, da sie die ersten bedeutenderen waren, daß alles Spätere ihre Frische nicht zu verdrängen vermochte. Und das war bei Hildebrand nicht allein so. Wir haben vielfach Gelegenheit gehabt, alte Brabanter kennen zu lernen, bei Allen aber eine überraschende Lebhaftigkeit des Gefühls und große Ähnlichkeit der Auffassung jener Zeit gefunden. Und es scheint nöthig zu sein, auch daran sich wieder zu erinnern, da wohl nur sehr Wenige als Ruinen jener Zeit noch am Leben sein werden.

Am Ballabende war die Dienerschaft des Weiß'schen Hauses frei, da der Ball in einem öffentlichen Locale gegeben wurde. Auch Fräulein Pauline wollte nicht nur in der Nebenstube Zuhörerin sein und Frau Heuzner hatte dafür Sorge getragen, daß dem Erzähler die Kehle nicht trocken wurde. Leider aber konnte Pauline, „das seelengute Plage“, wie sie Hildebrand nannte, doch nicht kommen, denn Mamsell Beaud war unwohl und Pauline mußte ihr Gesellschaft leisten. —

Es war im Jahre 93, als unser 8000 Mann auserlesener Soldaten unter dem Befehle des Generalleutnants von Buttler aus Cassel rückten, um als Hülfsstruppen der Engländer mit den Hannoveranern, Holländern und Oesterreichern gegen die französischen Republikaner zu ziehen. Ich stand dazumal unter dem Grenadierbataillon von Wurmb als Gemeiner. Unser Weg ging durch das Baderbornische und Münsterländische, wo die guten Schinken auf der Dele hängen, aber uns wenig in's Maul reichten; denn unsere Mannszucht war streng und unser Tractament knapp. Aber das hätte alle nichts gethan, wenn wir Hessen auf unsre eigene Faust hätten Krieg führen dürfen; ich sehe meinen Gasto und meinen Pallasth daran, wenn unser Landgraf mit all seinen braven Soldaten den Franzosen allein gegenüber gestanden, es wäre anders gekommen; denn wir waren alle handfeste Bursche und hatten Haare auf den Zähnen, wie von unsern Kameraden nur Wenige, von den Franzosen, die keine Schuhe, keine Hosen, keine Waffen hatten, ganz zu schweigen. Die englischen Herren machten große Augen, als wir am 10. Juni vor Valenciennes ankamen; wir hatten einen beschwerlichen Marsch meist in Regenwetter durch das rothe Land (Westphalen) gehabt, doch war der Herzog von York, der Sohn des Königs von England, ganz verwundert, als wir in Parade aufmarschirten, und ich als Flügelmann hörte, wie er mit all den Generalen laut unsere Haltung lobte; er selbst schwenkte an unsere Spitze und geleitete uns in's Lager.

Noch lauter erscholl dieses Lob, als neun Tage später unsere zweite Division anlangte. Wir hatten in den 9 Tagen unseren Anführern schon gezeigt, daß wir nicht bloß Parade zu machen verstanden, und als deshalb unsere Kameraden angemeldet wurden, ritt ihnen nicht bloß der Herzog mit seinem Stabe entgegen, sondern auch viele Generale der übrigen Truppen begleiteten ihn; wir konnten von unserm Lager aus Alles mit ansehen. Unsere Kameraden kamen mit Jubelruf an, und der Herzog mit seinen Begleitern ließ sie beim Diffiliren erkennen, was er von ihnen und uns denke, indem er mit all seinen Begleitern seinen Hut abnahm.

Und er erfuhr, daß wir solcher Ehre werth waren.

Denn uns hatte er es zu danken, daß wir schon am Abend des 25. Juni,

nachdem drei Minen, von unsern Artilleristen angelegt, mit voller Wirkung gesprungen waren, die Festung im Sturm nehmen konnten.

Kinder, von einem solchen Sturm macht Ihr Euch keinen Begriff. Ein Theil der Besatzung war schon durch die Minen erschlagen oder verschüttet, und ihr Jammergeschrei erfüllte die Luft; nun aber kamen die Sturmcolonnen mit ihrem Hurrah. Die Engländer riefen Hazza, die Seressaner, unter denen viele Türken, ein solches furchtbares Mäh, daß unser Hurrah davor verstummte. Auch unser Herz verstummte bei ihrer Grausamkeit, womit sie die Reste der Besatzung nieder-machten. Hätten sie nicht schon die rothen Mäntel gehabt, an dem Tage wären sie roth geworden vom Blute der Feinde, deren abgeschnittene Köpfe sie als Siegeszeichen im Lager umhertrugen.

Am 1. August zog die Besatzung der Citadelle, welche die Waffen gestreckt hatte, ab, während wir in Parade aufmarschirt waren. Damals ahnete ich nicht, wie einem braven Kerl das Herz blutet, wenn er die Waffen strecken muß; aber ich sollte es auch erfahren.

Nachdem Valenciennes über war, rückten wir, nachdem wir die Befestigungen von Leicelles unter klingendem Spiele eingegeben hatten, mit den Engländern und Hannoveranern vor Dünskirchen, welches die Engländer für sich erobern wollten, und welches wir auch gewonnen hätten, wenn die englische Flotte zu rechter-Zeit angekommen wäre.

Vor Dünskirchen hatten wir ein Hundeleben; denn abgesehen von allem An-dern, mußten wir, während Canäle und Gräben und Sümpfe die ganze Gegend anfüllen, so daß man kaum hundert Schritte ungehindert gehen kann, den bittersten Durst leiden. Gruben wir in dem sandigen Boden nur zwei Schuh tief, um uns gegen die feindlichen Kugeln zu schützen, so kamen wir schon auf Wasser; aber um einen Schluß von der sinkenden Bröhe zu thun, mußte man am Ver-durften sein; es ist theils See-, theils Sumpfwasser. Deshalb erkrankten auch Viele von uns, die aus Durst den Ekel überwandten und tranken.

Da war nun gerade vor unserm Lager, das nächste Dorf vor der Festung, Rosenhal, was weggenommen werden mußte, wenn wir Dünskirchen angreifen wollten. —

Graf d'Alton, ein schöner, jugendlicher Held, ich meine, ich sehe ihn, wenn ich meinen Rittmeister vorsprengen sehe, erhielt Befehl dazu. Vom frühen Morgen des 24. August bis 9 Uhr kämpfte er ununterbrochen und ohne Entscheidung. Da erhielten wir, die Grenadiere von Wurmb und von Eschwege, Befehl zum Vorrücken. Der Graf stieg vom Pferde und stellte sich an unsere Spitze. Es bedurfte seiner anfeuernden Worte nicht, denn einem solchen Officiere folgt man gern in den Tod. Hurrah! war unsere Antwort; Brust an Brust drangen wir ein, und das Dorf ward von Franzosen ausgekehrt. Aber am Ende des Dorfes standen Kanonen, und ihre Kartätschen rissen unsere Reihen nieder. Mein Nebenmann, Westphal hieß er, mit mir aus einem Dorfe, wurde von einer Kartätsche mitten durchgerissen; aber die erstarrte Hand hielt das Gewehr fest, und so ging's Bielen. Ingrimmig stürzten wir dem Kugelregen entgegen, und von der Be-dienung der Batterie kehrte Keiner heim. Die übrigen Franzosen verfolgten wir bis vor die Festung. Aber in diesem Augenblicke brachen wohl an die 4000 Franzosen aus der Festung, während unserer kaum noch 700 waren, unser Graf fiel, von einer Kartätschenkugel tödtlich verwundet, und wir mußten in's Dorf und auch daraus zurückweichen. Ein Kamerad von mir, der Fourier Mensing, dem sein Gewehr gesprungen war, so daß er nicht mehr kämpfen konnte, trug den braven Grafen auf dem Rücken in's Lager. Unser Generalleutnant v. Wurmb aber kam mit unsern Waffenbrüdern, Grenadier v. Eschwege und Regiment von Kosposth, uns zu Hülfe. Die Franzosen wurden wieder hinausgeworfen und kamen nicht wieder.

Den Grafen d'Alton vergesse ich nie. Er ließ vor seinem Tode unsere sämtlichen Officiere, Mensing und mich, denn ich hatte ihn dem Mensing auf

den Rücken gehoben, vor sich kommen, drückte Jedem die Hand und sprach: „Es ist mir schmerzlich, schon aus einem Leben zu scheiden, in dem ich hoffte meinem Vaterlande noch manchen Dienst zu leisten, doch verfürst es mir mein Ende, daß ich an der Spitze so tapferer Männer, wie Ihr seid, die Todeswunde empfangen habe.“

Wir hatten in unserm Bataillon an Todten 1 Officier und 10 Mann, bleibet 2 Officiere und 22 Mann.

Und doch half uns das Alles nichts. Die englische Flotte blieb aus, und ohne sie konnten wir nichts machen; dagegen kamen täglich neue Truppen von den Feinden in die Festung. Und als nun gar die Hannoveraner unter General Freitag die Schlacht bei Heersdotten verloren, mußten wir zurück. Und immer weiter, immer weiter zurück. Wir hatten den Nachtrag und hätten wir gedurft, wir hätten den Tod gesucht unter den feindlichen Kugeln; hätten wir gewünscht, was unserer noch wartete, wir hätten's gethan trotz unserer Officiere. Aber ich glaube, sie wären mitgegangen, denn der Tod ist besser, als die Gefangenschaft.

Doch so weit war's noch nicht, und wir sollten auch noch Freude haben. Wir besetzten endlich Nieuport. Unser Commandant war Oberst v. Wurmb, ein Vetter des Generalleutnants. In der Nacht vom 23. October war der französische General Hoche vor Nieuport angekommen und hatte sofort 2 Batterien angelegt, die uns, da wir nur auf einen Tag Munition hatten, ziemlich unbequem waren. Die Schiffer und Fischer versahen unter dem österreichischen Artillerie-leutenant Schebitz den Dienst der Artilleristen; die verfallenen Schleißen wurden sofort verdammt und Alles, so gut es sich beim Verfall der Festungswerke thun ließ, in Vertheidigungszustand gesetzt.

Aber um 10 Uhr Morgens kam schon ein Trompeter und brachte an den Magistrat folgende Aufforderung: Ich fordere Euch auf, Euch augenblicklich zu ergeben, sonst werdet Ihr zu Lande und zu Wasser angegriffen werden, Eure Stadt wird zerstört werden, und ich werde über die rauchenden Trümmer Eurer Häuser und über die zuckenden Glieder Eurer Leiber darin meinen Einzug halten.*)

Der Magistrat erklärte, daß die Uebergabe des Places allein vom Commandanten abhängt, worauf Nachmittags 1 Uhr das Feuer wieder begann. Namentlich wurden die Häuser in Brand geschossen, um die Bürger zur Rebellion gegen uns zu reizen, und es entstanden viele Feuersbrünste.

Das half nun freilich nichts, aber am Abend rückte Vandamme mit seiner ganzen Macht gegen die unglückliche Stadt vor und errichtete am 25. drei neue Batterien; immer näher rückten uns die Feinde und immer weiter umgaben uns ihre Laufgräben, während wir fast keinen Wall mehr hatten und kein Haus, worin wir sicher ausruhen konnten. Am 28. kam wieder ein Trompeter und brachte uns eine Aufforderung zur Uebergabe, worin angedroht wurde, alle Bewaffnete über die Klinge springen zu lassen. Unser tapferer Oberst dagegen ließ zurücksagen: Ich werde die Stadt auf's Aeußerste vertheidigen!

Nun tobte das feindliche Feuer, als wenn die Hölle offen wäre, bis 9 Uhr Abends, da kam wieder eine Aufforderung, binnen einer Viertelstunde die Festung zu übergeben. Abermals hieß es: Nein! und damit Basta. Nun rasete das feindliche Feuer noch toller, während wir unsere paar Patronen aufheben mußten für einen zu erwartenden Sturmangriff. Dazu machten die Feinde mehrmals

*) Le 2me jour de la première decade du 2me mois de la 2me année de la republique française, une et indivisible.

Je vous somme de vous rendre sur le champ, ou sans quoi, vous serez attaqués, par mer et par terre, votre ville sera detruite et j'y entierai sur les morceaux fumants de vos maisons, et les debris popilants de vos membres. Que l'exemple de Furnes vous apprenne, a ne compter ceux, qui se disent vos defenseurs, et qui nous calomnient, parce que nous les battons.

Le Generalcommandant de l'avantgarde des troupes françaises devant Nieuport,
Lazare Hoche.

ernstliche Anstalten; aber wir waren auf unserer Hut und es gelang ihnen nicht ein einziges Mal; aber es war Notharbeit, so immer vor den feindlichen Kugeln zu stehen, so gar keine Ruhe zu haben, weder bei Tag noch bei Nacht, und das Saufen der Kugeln in der Luft ohne Unterlaß.

So dauerte es fort bis in die Nacht vom 29. auf den 30. October, wo das feindliche Feuer plötzlich verstummte. Am Morgen war ich bei einer Streifpatrouille. Das feindliche Lager war leer, wie ein Drosselnest, wenn die Jungen flügge geworden sind. Wohin sie gekommen waren, diese Großprahler, ich weiß es nicht. Wir aber waren fröhlich und hatten wohl Ursache uns zu freuen, denn von allen Seiten kamen Ordonnanzen und Belobungsschreiben an unsern Commandanten. Und der las uns vor, was ihm geschrieben wurde, und sagte jedes Mal, das gelte uns so gut, wie ihm.

Es ist ein großer Unterschied zwischen den Officieren, die sind die besten, die streng auf Zucht halten, ruhig commandiren, in der Gefahr selbst ihre Brust den Kugeln preisgeben und dann auch ihren Soldaten ihren Theil am Ruhme zuerkennen. Aber es gibt auch solche, die immer Sicherheitscommissarien sind und nichts herauszubekommen vermögen; wenn aber trotz ihrer Ungeschicklichkeit die Tapferkeit der Soldaten den Sieg erringt, sich in die Brust werfen und zu erkennen geben, das sei ihr Werk. Das sind denn in der Regel auch die Gamaßknöpfe, die den Soldaten zu Tode peinigen mit ihren Kleinigkeitskrämereien, während die Andern auch einmal ein Auge zudrücken und bei Dingen, die nicht zum stricten Dienste gehören, fünfse gerade sein lassen. So war der Graf d'Alton, unser Oberst von Wurmb und besonders unser Fähnrich Bödiker; unter den Preußen der General von York und besonders der alte Blücher, der Marschall Vorwärts.

Von unsern Strapazen im folgenden Winter, fuhr Hildebrand fort, nachdem er sein Glas auf den Marschall Vorwärts geleert hatte, von unserm Hundeleben, will ich Euch nichts erzählen. Im Jahre 94 aber gab's wieder Arbeit mit den Franzosen. Wir hielten die Festung Ypern besetzt: Oesterreicher, Hessen und einige hannöversche Dragoner, ungefähr 4000 Mann ohne Reiterei und Artillerie, deren etwa 300 waren. Unser Commandant war leider der österreichische General Salis, und unter ihm commandirten unsere Generalmajors v. Berk und v. Lengerke. Als die Franzosen heranrückten, wäre Zeit gewesen, was hier sehr gut ging und was bei Neuport nur mit Mühe geschehen konnte, die Umgegend zu überschwemmen und dadurch den Feind in der Ferne zu halten; aber es geschah nichts; auch die verfallenen Festungswerke wurden nicht hergestellt. Der Obergeneral hatte sich, nachdem erst wenige Bomben der Feinde in die Stadt geflogen waren, in eine bombenfeste Casematte verkrochen und ertheilte von dort aus seine Befehle. Unsere Officiere knirschten mit den Zähnen und besonders unser Fähnrich Bödiker war manchmal wie rasend. Denn der hatte sich eben mit dem General Hammerstein aus Menin durchgeschlagen und war nach Ypern marschirt, um die Vertheidigung mit zu übernehmen. Aber unsere Wuth stieg auf's Höchste, als General von Salis die Festung übergeben wollte. Im Kriegsrathe bemerkten insbesondere unsere Officiere, daß noch nichts verloren sei, auch wenn wir noch 14 Tage aushalten müßten, daß wir durch kühne Ausfälle leicht die mangelnde Munition ersetzen könnten, daß das Hauptheer in der Nähe sei und sicher Alles aufbieten werde, uns zu entsetzen, daß, wenn alles das nicht in Erfüllung gehe, man sich durchschlagen und lieber ehrenvoll sterben, als schimpflich in Gefangenschaft ergeben müsse. Ihre Vorstellungen wurden nicht gehört, dagegen die Capitulation beschlossen und die Bedingungen berathen; ja die Capitulation wurde abgeschlossen, obgleich die Hauptbedingung von den Franzosen gestrichen war, die nämlich, daß die ganze Garnison mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen, mit Waffen und Gepäc frei abziehen sollte, die Capitulation wurde angenommen und wir kriegsgefangen. Da habe ich alte Krieger bitterlich weinen sehen und hätten unsere Officiere geburft, wir hätten uns mit ihnen allein durchgeschlagen; wir waren eben daran, sie gewaltsam zu befreien, als die Oesterreicher gegen uns

aufgestellt wurden, um auf uns als Reuterer zu feuern. Ach das war ein gräßlicher Tag!

Endlich zogen wir aus; die Franzosen standen vor dem Thore in Parade und präsentirten das Gewehr. Als wir Halt machten, commandirte der General auch uns: Präsentirt das Gewehr! — Die Oesterreicher thaten's, wir aber nicht und auch die Hannoveraner nicht. Wenking trat vor die Linie, schlug seinen Kolben von dem Gewehr und rief: „Die Schwerenoth wollen wir thun und präsentiren, wir sind nun ehrlose Hallunken! Nun mag kommen, was will, aber unser Landgraf soll die Schande nicht haben, zu erfahren, daß seine Soldaten vor den Franzosen das Gewehr präsentirt hätten!“ Und das war unser Aller Meinung, und die Franzosen haben kein heßliches Gewehr und keinen Ballasch ganz bekommen.

„Na ja“, sagte Frau Heusner, „das wird Euch gut bekommen sein!“

„Meint Sie? Es kam doch anders als Sie wohl denkt. Die Franzosen, das muß ich ihnen lassen, vor einem ehrenhaften Kerl hatten sie Respect, die Franzosen verließen ihre Reihen und tranken uns zu, sprachen uns auch Trost zu und zeigten uns offen ihre Theilnahme, wenn wir auch ihr Kauderwälsch nicht verstehen konnten. Und als nun gar der General Moreau kam, der erfahren haben mußte, was geschehen war, so ritt er vor unserer Linie hinab, und als er vor uns Hefsen kam, that er seinen Hut ab und rief mehrere Male: ah! des braves! was soviel heißt: ach, was für tapfere Soldaten!“

Das war ja nun wohl schön von ihm; aber unsern Jammer konnte das nicht lindern; es blieb auf uns der Vorwurf haften, daß wir Opfern haben verspielen helfen!“

„Ach, und da sind Sie auch in französische Gefangenschaft gekommen?“

„Ja wohl, und habe lange darin sein müssen und viel ausgestanden; aber sie nahm ein Ende, und als wir wieder nach Kassel kamen, mußten Mehrere von uns vortreten und unser lieber Landgraf lobte uns und sagte einem Jeden, wir sollten uns eine Gnade erbitten.“

„Ach du Welt, da blühte aber Sein Waizen“, rief Frau Heusner aus, „wenn mir das einmal passirte, was wollte ich mir da Alles wünschen und erbitten.“

„Wohl gar einen Husaren zum Mann“, stichelte Johann.

„Ei warum nicht“, rief die Gefoppte, „nur so keinen jungen Laffen, der einem jedes Wort schlecht auslegt. Aber Herr Quartiermeister, was erbatene Sie sich denn?“

„Nun“, sagte Hilbrand, „ich war zwar etwas verduzt, aber doch resolvirte ich mich kurz und sagte: Durchlaucht, ich habe nun vierzehn Jahre zu Fuße gedient; ich möchte es nun auch einmal bei den Husaren probiren!“

„Da lachte der alte Herr, daß ihm das Kinn wackelte; er drehte sich um zu seinem Befolge und auch die Herren lachten. Am Abend kam ich in die Husarenmontur, das heißt, ich wäre beinahe hineingekommen, aber es war mir keine groß genug. Da ließ mir unser guter Landgraf eine funkelnagelneue machen und ich bekam noch drei Ducaten extra.“

Unser lieber Kurfürst soll leben und sein ganzes Haus!“

Im Ballsaale suchte Herr Meyer, nachdem er schon den ersten Tanz mit der schönen Bertha getanzt, den Rittmeister Müller eifrig; nicht aus Freundschaft, denn er war ihm auf's Tiefste verhaßt, da er wohl ohne großen Scharfstan erkannt hatte, daß ihm des lieben Mädchens Herz rasch von dem Husaren, wie er ihn verächtlich nannte, entrisen worden war; er suchte ihn, weil ihm seine Tänzerin befohlen hatte, den flüchtigen Rittmeister vorzuführen. Aber der Rittmeister war nicht zu finden.

Um die Wahrheit zu gestehen, müssen wir berichten, daß die Eifersucht ihn ergriffen hatte, als er sehen mußte, wie Bertha von der tanzbegierigen Jugend

umfchwärmt, um Tänze gebeten und von dem verhassten Meyer endlich wie im Triumphe zum ersten Tanze geführt wurde. Er hatte rasch und unbemerkt den Tanzsaal und das Haus verlassen, um im angränzenden Garten, der sich bis an den Fluß erstreckte, sein Leid zu vergessen. Vieles erinnerte ihn hier an die Heimath und beinahe wäre es ihm gelungen, sich in süße Träume von seinen Lieben zu vertiefen; aber so weit er auch floh, immer wurden durch den stillen Abend Töne aus dem Ballsaale herübergetragen, und seine Traumbilder dadurch zerstört. Er gedachte fast schwermüthig daran, wie er leicht, frank und frei durch's Leben getanzet, ehe er hier eingelehrt und gleich einem thörichten Schmetterlinge die Flügel seiner Freiheit nun verbrannt hatte an einem Lichte, das wohl strahlte, aber doch nicht ihn erwärmte, wenn er sich aufrichtig den Zustand seines Herzens ansehen wollte.

„Warum“, schalt er sich, „gingst du nun gar hierher auf den Ball? Sind alle deine früheren Grundsätze vergessen? Konntest Du nicht bei weitem besser daheim bei der franken Beaud und dem guten Paulingen bleiben?“

„Aber da du nun einmal thöricht warst“, redete er sich zu, „so suche als Mann aus deiner Thorheit Vortheil zu ziehen. Setz gleich hinauf und beobachtet; jezt gleich geredet, ernst und männlich, damit du endlich genau erfährst, ob Bertha ein Herz hat, das dich versteht, dich liebt und trotz aller Versuchung bereit ist, dir durch's Leben zu folgen treu und ohne Falsch.“

Und er machte sich auf und schritt dem Ballsaale zu. Aber im Vorsaale bei den Klängen der rauschenden Musik wurde ihm doch etwas bänglich und er trat zu Andern, die dem Tanze durch die offene Thür zusahen. So würde er wohl noch lange in heißer Dual gestanden haben, wenn nicht ein besonderer Umstand ihm zu Hülfe gekommen wäre.

Eine Hand faßte nämlich von hinten die seine, und als er sich umwendete, stand Johann der Bediente aus dem Weiß'schen Hause vor ihm mit der Nachricht, daß Mansell Beaud eben sehr krank geworden sei; sie glaube, ihr letztes Stündlein sei da und verlange gar zu sehr nach der lieben Pflegetochter Bertha. Pauline lasse die Schwester inständig bitten, wenn auch nur auf ein Viertelstündchen zu kommen, um der Kranken ihr Verlangen zu befriedigen. Sie habe deshalb den Wagen mitgeschickt, der im Hofe halte.

Der Rittmeister lauschte gespannt der Erzählung und fand, daß diese Botschaft ihm das ganz erwünschte Mittel sei, sein sich eben gestecktes Ziel zu erreichen. Hier wurde ihm ein Probierstein für das Herz Bertha's geboten, dessen Ausspruch zugleich entscheiden mußte über sein Verhältniß zu ihr, vielleicht über sein ganzes künftiges Leben.

Jetzt gilt's, dachte er, und eilte festen Schrittes zu Bertha hin, welche sich eben neben dem seligen Wetter vom Stuhle erhob, um einen neuen Tanz vorzutanzten.

„Unsere arme Fräulein Beaud ist plötzlich sehr krank geworden; sie meint ihr letztes Stündlein nahe heran“, flüsterte er der erhitzten Tänzerin in's Ohr „und verlangt sehr sehnsüchtig nach Ihnen.“

„Ach Gott!“ rief Bertha aus, „wie dauert mich die Arme! Aber — in diesem Anzuge — zu Fuße — Sie sehen selbst ein!“ — —

„Der Wagen wartet unten im Hofe, Ihren Mantel hat Johann im Vorzimmer“, fuhr der Rittmeister mit eifriger Ruhe fort.

„Und eben soll dieser Tanz beginnen; was würde Meyer dazu sagen, wenn ich jezt austreten wollte?“

„Und nach dem Tanze?“ frug der Rittmeister, dem trotz der Schwüle im Saale ganz kühl und leer im Kopf und Herzen wurde, „soll ich den Wagen warten lassen, werden Sie dann kommen?“

„Möglich“, entgegnete Bertha, „aber nicht wahrscheinlich.“

„Nicht wahrscheinlich?“ wiederholte der Rittmeister, und die Röthe, die auf seinem erbleichten Gesichte aufschlug, zeigte, wie ihn diese Worte empörten, und

sein Zorn durch sie aufgeregt war. Er entfernte sich mit einem tiefen, gemessenen Bücklinge. Er hörte nicht, wie Bertha ihm noch einmal rief, nur als er den Saal verließ gewahrte er, wie sie den Tanzenden voran an des Betters Hand leicht dahinslog.

„Das ist doch fürchtbar“, sprach Müller zu sich, als er im Wagen saß, um in sein Quartier zu fahren, „das ist doch fürchtbar! Für die Pflegerin ihrer Jugend, für ihre zweite Mutter hat sie nicht ein armes, kurzes Viertelstündchen übrig! So ist sie verstrickt in Vergnügungslust und Sinnentaumel, daß selbst der Tod vergeblich an das eille Herz pochen darf. Aber Gott sei Dank, daß ich das erfuhr, so lange es noch Zeit ist! Was würde das für eine Gattin sein, wessen würde ich mich zu ihr versehen dürfen, wenn sie gar der Meinung wäre, sie hätte mich zu sich empor gezogen. Wohl mir, daß ich die Wahrheit erfahren. Mein Leben wird zwar einsam und freudenlos sein; denn meine erste Liebe ist auch meine letzte, aber besser so, als in Banden leben, die unaufhörlich drücken und verwunden.“

Als er im Weiß'schen Hause ankam, schlief Mamsell Beaud, wie ihm Pauline berichtete. Diese erschien dem Rittmeister jetzt ganz anders, als bisher; ihre Wangen waren hoch geröthet von der Anstrengung der Krankenpflege; aber aus ihren Augen leuchtete eine süße Befriedigung, wie wir sie immer empfinden, wenn wir unsere Pflicht erfüllen.

„Kommen Sie denn allein?“ fragte Pauline. „Ich dachte es wohl“, fuhr sie schmerzlich leise fort, und führte den Rittmeister in's Vorzimmer, neben welchem Fräulein Beaud, von Pauline weich gebettet, des leisen Schlummers genoss.

„Sie verlassen mich nun auch nicht?“ fragte Pauline zutraulich. Und als er kummervoll nickte, führte sie ihn zum Sopha, wo er Platz nahm.

Es war für den Rittmeister kein Verlust, daß er den Ballsaal mit der Krankenstube vertauscht hatte, denn er fand in Pauline ein Mädchen, welchem Gott durch sein Herz einen reichen Ersatz für die früh entriessenen Eltern gegeben hatte. Sie dachte nicht daran, ihre Pflege der Fräulein Beaud zu rühmen oder gar für ein Opfer anzusehen, sie fand eben darin einen wahren Genuß. Wahre Häuslichkeit ging dem guten Mädchen über Alles, wie deutlich aus allem dem zu hören war, was sie dem Rittmeister erzählte. Sie gestand ihm in kindlicher Offenherzigkeit, wie sie vom ersten Tage an ein ganz besonderes Zutrauen zu ihm gefaßt; wie die Erzählungen Hildebrands sie begeistert hätten für seine Tapferkeit und wie sie wohl im Stande sei, mit ihm hinauszuziehen in den Kampf, und wenn ihre Hand auch zu schwach sei, das Schwert zu führen, sie dennoch wohl sich nützlich machen könne durch Pflege der Kranken und Verwundeten. Dabei strich sie ihm die Locken von der Stirn um die Narbe zu sehen, die ihm der französische Oberst gehauen.

Der Rittmeister seufzte und wollte etwas erwidern, als ein Geräusch im Nebenzimmer Pauline an das Krankenbett rief.

Der Rittmeister erhob sich und schlich leise an die Thür der Kammer. Der Horcher an der Wand, sagt das Sprüchwort, hört seine eigne Schand; aber hier war's ja ein anderes Horchen, als das, welches man in des Rittmeisters Heimath „Schluhorchen“ (Schlau oder listig horchen) nennt. Und er hörte hier nur Liebes und Gutes. Die Kranke fragte nach Bertha. Pauline entschuldigte die Schwester auf's zärtlichste und versicherte, sie werde gewiß bald kommen und wahrscheinlich habe der Arzt, der auch auf dem Ball war, ihr die Versicherung gegeben, daß der Zustand der Kranken ganz ohne Gefahr sei.

Die Kranke mochte desungeachtet die Wahrheit ahnen, denn sie schluchzte vernehmlich, dankte Paulinen auf's zärtlichste für ihre liebevolle Pflege, erslehte des Himmels Segen auf ihr Haupt und bat um Verzeihung, wenn sie zuweilen das liebe Kind verkannt habe. — Auch nach dem Rittmeister fragte die Kranke — aber eben als er herantreten wollte, ratterte unten der Wagen und verschleuchte ihn hinauf in sein stilles Zimmer. Dort sammelte er sich vollständig und am

andern Morgen konnte er sich gefeßen, daß in dieser Nacht nicht nur die Schuppen von seinen Augen gefallen, sondern seine alte Ruhe und Kraft wieder-gekehrt sei.

Zwar Bertha hatte auch in dieser Nacht viel erfahren. Sie versuchte in den folgenden Tagen und Wochen den Rittmeister durch Freundlichkeit und Zu-vorkommenheit wieder in die alten Bahnen freundschaftlicher Vertraulichkeit zu lenken; sie sang seine Lieblingslieder und that Alles, was sie wußte, ihm lieb war. Dadurch wurde allerdings dem Rittmeister oft recht schwül, aber nichts vermochte seinen Gleichmuth zu erschüttern, nichts seinen Entschluß hier zu ent-sagen, auch nur auf einen Augenblick zu schwächen.

Es schien Friede zu sein und lange Friede bleiben zu wollen; denn alle Völker Europa's hatten sich schmerzlich verblutet auf den Schlachtfeldern, wohin sie ein Würgengel in menschlicher Gestalt gerufen hatte. Dieser hatte dem Throne und Reiche entzagt, und schien auf einer kleinen lieblichen Insel Ruhe, und in friedlicher Beschäftigung Vergessenheit seines früheren Lebens gesucht zu haben. Darum begehrte Rittmeister Müller seinen Abschied. Es war weder früher noch jetzt seine Abicht gewesen, den Militairstand zu seinem Berufe zu wählen; nur die Noth des Vaterlandes, die Begeisterung für seine Freiheit hatten ihn bestimmt, seine friedlichen Studien zu verlassen. Jetzt wollte er dazu zurückkehren. Diesen Winter nur noch wollte er im Vaterhause das früher Gelernte wiederholen, dann eine Universität beziehen und so der Herr Segen gebe, einst demselben Stande angehören, dessen Zierde sein Vater war.

Wenige Wochen nach dem eben Erzählten traf sein Abschied ein und zugleich für Hildebrand Urlaub auf unbestimmte Zeit.

Fräulein Beaud war rasch von ihrem Erkältungsieber genesen und hatte mit Paulinen dem Rittmeister einen herzlichen Abschied bereitet. Er schied aus dem Hause mit eigenthümlichen Gefühlen, und Hildebrand war bis zu Thränen gerührt. Er freute sich, seinen Pflegerbefohlenen der lieben Heimath wieder zu-führen zu dürfen; aber daß er ein solcher Strangschläger sei, wie er sich aus-drückte, der seine so oft gethanen Bethuerungen so mir nichts dir nichts vereitelt hatte, kränkte ihn tief.

Daheim war es unserm Rudolph, wie er jetzt wieder hieß, doch viel wohler als draußen im unruhigen Lagerleben, im stürmischen Kriegshandwerk. Der Vater hatte seine große Freude an dem Sohne, dem dieser Feldzug von noch nicht einem vollen Jahre eine Sicherheit im Urtheil, eine Ruhe und Stätigkeit gegeben hatte, wie er sie daheim wohl erst nach manchem Jahre und mancher Thorheit würde erlangt haben. Seine Studien hatten eigentlich Nichts gelitten, mit Riesenschritten ging er seinem Ziele entgegen, und der Vater blickte mit sorgenfreier Stirn dem Leben des Sohnes auf der Universität entgegen, da er sicher sein durfte, daß sein männlicher Charakter ihn von Thorheiten abhalten werde, denen sonst Studirende so leicht zur Beute werden.

Mutter und Schwestern aber waren wahrhaft stolz auf den lieben Sohn und Bruder. Zwar bis zur Abendstunde vom frühen Morgen an saß er auf seiner Stube über seinen Büchern, aber Abends war er im Familienzimmer. Er sang mit den Schwestern ihre Lieblingslieder und lehrte sie neue, welche er im Felde gelernt, die Lieder von Arndt, Körner, Schenkenborf und so vieler An-derer, die damals, wie sie rüstig zum Schwerte gegriffen, auch frische und fröh-liche Lieder gesungen. Und es ist schmerzlich zu beklagen, daß so viele jener Lieder bald wieder vergessen wurden und jetzt noch selten gesungen werden. Musik und besonders Gesang ergreift so tief das Gemüth und begeistert für's Höchste und Beste. Und wären jene Lieder in Gang und Schwang geblieben, es wären wahrlich gar viele, die dem Vaterlande mißmüthig den Rücken kehrten, demselben erhalten worden in Liebe und Treue.

An den langen Winterabenden in dem stillen Pfarrhause wurden die Lieder

unter Begleitung des Klaviers gesungen, aber daneben auch nicht vergessen der alten Kernlieder der Gemeinde: Ein' feste Burg ist unser Gott, oder Nun danket alle Gott, oder Herr Gott dich loben wir. Dem alten Pfarrer traten allemal die Thränen in die Augen bei den kräftigen Weisen, die er nur zu oft hatte sollen singen lassen, wenn die Franzosen eine Schlacht gewonnen hatten oder gewonnen haben wollten. Er war wie neu geboren, und mächtig rief er in seinen Predigten seine Gemeinde auf zum Danke gegen Gott, der so wunderbar geholfen aus fremder Knechtschaft, zu aufrichtiger Buße und zum festen Vertrauen auf den, der der Menschen Geschicke lenkt mit allmächtiger Wunderhand.

Auch Hildebrand war ein häufiger und stets gern gesehener Gast im Pfarrhause, und hauptsächlich von ihm erfuhr die liebe Pfarrersfamilie des Sohnes Tapferkeit und — Tollkühnheit, wie die Mutter oft unter Thränen und Zittern bemerkte. Aber es war gut, daß er wieder da war und besonders, daß er das alte kindliche Herz unbesiegt mitgebracht hatte. Ja, die Eltern meinten, er sei nur liebevoller und kindlicher geworden. Um so stolzer waren sie auf ihn, wenn sie sahen, wie alle Bekannte und Freunde sich um ihn drängten und seine Freundschaft eifrig suchten. Ging er über die Straßen des Dorfes, so machten die Bewohner lange Hälse, um ihn zu sehen, und auch die ältesten Bauern grüßten mit größtem Respect. Zur Kirche holte ihn jedesmal Hildebrand in seiner Uniform ab, und der sah stets noch größer aus. Während Rudolph freundlich seine Mütze oder seinen Hut zog, grüßte Hildebrand nur militairisch. Und am Sonntage Nachmittags saß er im Wirthshause und erzählte seine und des Rittmeisters Thaten vor großer Gesellschaft; aber auch gar manchen Abend hin und her in den Spinnstuben, wohin man ihn täglich einlud.

So ging der Winter hin, und Hildebrand dachte daran, auch seinen Abschied zu nehmen. Um ihm eine Pension auszuwirken, auch wegen seinem demnächstigen Abzug auf die Universität die nöthigen Einleitungen zu treffen, war Rudolf im Anfange des März 1815 nach Cassel gereist. Er hatte darauf gerechnet, mehrere Tage dort verweilen zu müssen. Wie erschraden Eltern und Geschwister, als er an demselben Abende tief in der Nacht wieder bei den Seinen ankam.

Das Unerwartete war geschehen. Napoleon war am ersten März von Elba nach Frankreich zurückgekehrt und hatte bis Paris gleichsam nur einen Triumphzug gehalten. So wie er hatten die meisten seiner Soldaten vom General bis zum Gemeinen ihres Eides gegen den rechtmäßigen König Ludwig XVIII. vergessen und hatten sich um seine Fahnen geschaart. Freilich war er schon am dreizehnten desselben Monats zu Wien von den dort vertretenen acht Mächten in die Acht erklärt worden, aber diese Ahtserklärung wäre ohne Erfolg geblieben, wenn nicht die Mächte mit gewaffneter Hand derselben Nachdruck gegeben hätten. Denn der König von Frankreich hatte stehen müssen, ganz Frankreich glich einem Heerlager, von einem Ende zum andern rasselten die Trommeln; die alten und die jungen Krieger strömten an ihren Sammelplätzen zusammen; es war, als hätten Alle einen Zaubertrank getrunken.

Aber man hatte in Deutschland noch nicht vergessen, was man von Napoleon, von den Franzosen zu erwarten hatte, die Wunden bluteten noch, die Verluste schmerzten noch zu sehr. — Deshalb erging auch hier an alle beurlaubten und verabschiedeten Krieger der Ruf, sofort sich bei ihren Fahnen einzustellen, und Rudolph hatte in Cassel die Ordre für sich und für seinen alten Hildebrand empfangen, mit der Weisung, sich sofort beim Regimente zu stellen.

Es ist doch unerhört, hub der Pfarrer an, nachdem Rudolph seine Nachrichten mitgetheilt und von den Schwestern mit einem Abendessen bewirthet worden war, es ist doch unerhört, wohin der Ehrgeiz den Menschen treiben kann. Hier an Napoleon haben wir in größerem Maßstabe, was wir täglich eigentlich um uns sehen können. Ihm genügte nicht den schönsten Thron der Erde sein zu nennen und die Glieder seiner Familie fast sämmtlich mit Thronen, die er den

rechtmäßigen Besitzern derselben geraubt, ausgestattet zu haben; es war ihm nicht genug, den größten Theil der Fürsten Deutschlands als Vasallen um sich zu sehen, nein, er wollte der allmächtige Gebieter über alle Reiche der Erde sein. Und es ist mir immer als müßte Einer, der zu jeder unverwahrten Menschenseele sein versucherisches Wort spricht: dies Alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest, von ihm wirklich angebetet worden sein. Denn was der auch giebt, er giebt's nicht zu ruhigem freudigem Besitze, sondern zum Verderben an Leib und Seele. Der war's, der Napoleon verblendete, daß er die mehrfach ihm gemachten Anerbietungen der Verbündeten schände zurückweisen mußte, um endlich Alles zu verlieren bis auf jene Insel, die ihm aus Gnaden als Ruhepöstchen zugestanden wurde. Und wahrlich in Gott, das war noch zu viel! Auch das muß er noch verlieren, sonst hält er doch keine Ruhe, und um's zu verlieren, hat er sich jetzt aufgemacht. Es giebt eine ewige Gerechtigkeit, die Gott der Herr selbst allezeit übt, und er ist daran, sie zu üben. Freilich kann's Einem in der Seele leid thun, daß noch so vieles Menschenblut fließen muß bis ihr genügt ist; aber unsere Sünden haben dies und noch mehr verdient und wir wollen beten wie bisher, daß es der Herr nach seiner Gnade mit uns macht; denn seine Gnade ist's, daß wir noch nicht gar aus sind, wie wir's verdient hatten. Vor allen Dingen gilt's Demuth lernen; denn Gott widersteht den Hoffährtigen, aber den Demüthigen giebt er Gnade.

Amen! sagte Hildebrand, der, von der Rückkehr Rudolph's benachrichtigt, eingetreten war, aber sich ruhig verhalten hatte, als er den Pfarrer mit feierlichem Gesänge sprechen hörte.

Die Mutter aber weinte wieder. Sie meinte, Rudolph habe genug und mehr als genug gethan, genug für seine Ehre und seinen Ruhm, genug für Fürst und Vaterland.

„Meiner Ehre und meines Ruhms wegen“, hub Rudolph bescheiden an, „habe ich nichts gethan oder zu thun beabsichtigt, aber für's Vaterland ist so lange nicht genug geschehen, so lange noch die Möglichkeit da ist, daß der Erbfeind ihm schaden kann. Ich denke, das ist die Meinung Aller vom Rhein bis zum Rhein, von der Nordsee bis zu den Alpen. Und deshalb kann ich nicht anders, als dem Rufe des Vaterlandes folgen, wobei jetzt auch meine Ehre auf dem Spiele steht. Ihr aber, meine Lieben, macht mir das Herz nicht schwer; ihr habt's erfahren, daß der Herr die Getreuen bewahrt. Wir ziehen mit Gott und getrösten uns, daß ihr jetzt wie zuvor anhalten werdet mit Gebet für uns und das liebe Vaterland. Es gilt sicher nur einen kurzen Kampf, dann Friede und Freude für immer.“

Am 5. April 1815 zog das Regiment, bei welchem Müller und Hildebrand standen, von Cassel ab und wenige Tage nachher langte es in der Stadt an, wo wir unsere Freunde kennen lernten. Hier sollte morgen Rasttag sein, und Alle freuten sich, die alten lieben Bekannten vom vorigen Herbst wieder zu finden. Aus allen Fenstern der Straßen, durch welche das Regiment zog, schauten die Einwohner und grüßten theils mit der Hand, theils mit den Taschentüchern. Auch vor dem Weiß'schen Hause vorbei ging der Zug. Auf dem Altan war die ganze Familie versammelt und als Müller und Hildebrand darunter hin ritten, flatterten die Tücher fröhlich und Herr Weiß rief dem Rittmeister zu, sein Quartier sei schon bereit.

Das war dem Rittmeister unangenehm. Er hatte wohl einen Besuch da machen wollen, aber ein längeres Verweilen in dem Hause lag nicht in seinem Plane, um alte Wunden nicht wieder aufzureißen, nun aber konnte er nicht anders; ohne unhöflich zu sein, konnte er das Quartier nicht ausschlagen, da Herr Weiß auch bei den Stadtbehörden den Rittmeister Müller sich als „Hausfreund“ zum Gaste erbeten hatte.

Wie war's dem Rittmeister so ganz anders zu Muth, da er jetzt durch den

wohlbekannten Thorweg einbog, als damals, da er als Fremdling zum ersten Male hier einkehrte. Aber sein Verhalten hatte er sich streng vorgezeichnet und er wich keinen Augenblick weder zur Rechten, noch zur Linken. Herr Weiß empfing ihn wie einen lieben Freund, Bertha mit einiger Zurückhaltung und Verlegenheit, Pauline aber und Fräulein Beaud um so herzlicher.

Und trotz seiner Befürchtung des Segentheils, mußte sich der Rittmeister gestehen, daß er angenehme Stunden hier verlebte. Was sich während seiner Abwesenheit zugetragen, wurde gründlich berichtet, und auch er mußte erzählen von der Heimath und seinen Lieben, die er dort verlassen. Theilnehmend hörten Alle zu, Paulinen aber glänzten die Augen vor Freude und Lust, wenn er die traulichen Winterabende schilderte, die er im Vaterhause verlebte, und von der Hoffnung sprach, daß jenseits des kurzen Feldzuges und einiger rasch verfliegender Jahre auf der Universität auch seiner ein solches Leben in heiterer Gemüthlichkeit und stillem Glücke warte; wenn er des Vaters segensvollen Beruf pries, den er erst in seiner ganzen Schönheit hatte kennen gelernt, nachdem er im Kriege das Gegentheil davon erfahren. Aber gerade diese Neben schienen Bertha am wenigsten zu gefallen und man konnte auf ihrem Gesichte lesen, wie sie den Rittmeister bemitleidete, daß seine Sehnsucht nicht höher ging, als nach dem „armseligen“ Leben eines Pfarrers auf dem Lande in einem Dorfe ohne Theater und die übrigen Vergnügungen, ohne welche sie nicht glaubte leben zu können.

Am folgenden Abend gab Herr Weiß den Offizieren des Regiments und einer Anzahl von Freunden ein glänzendes Abendessen, während Hilbrand drunten in der wohlbekanntesten Stube seinen alten Freunden und Freundinnen, nachdem sie ihre Geschäfte beendet, seine Abenteuer in Spanien und Rußland erzählte und bei jedem geleerten Glase sein mächtiges Hurrah ertönen ließ.

Bertha hatte beim ersten Zusammentreffen mit dem Rittmeister deutlich erkannt, wie er zu ihr stand und stehen wollte und auch Herrn Weiß hatte es nicht verborgen bleiben können; deshalb hatte sie noch an demselben Tage den Bitten des Veters nachgegeben und vom Vater den Segen zu ihrer Verlobung mit Herrn Meyer erhalten.

Der Rittmeister hatte wohl so etwas vermuthet aus Anspielungen der Fräulein Beaud, aber doch erschrak er im Innersten, als über Tafel Herr Weiß bat, die Gläser zu füllen und auf das Wohl des neuen Brautpaars, des Herrn Meyer und seiner Tochter Bertha, zu leeren. Doch nur einen Augenblick dauerte seine Ueberraschung, Muth und Kraft kehrten zurück und keine Miene verrieth, was in seinem Herzen vorging.

Mamsell Beaud, die zu seiner Rechten saß, flüsterte ihm in's Ohr: „Sie liebten Bertha nie, oder Sie sind kein Mensch; ich beobachtete Sie genau.“ „Wohl liebte ich Bertha“, entgegnete er eben so leise und setzte schmerzlich lächelnd hinzu, „liebe sie noch; aber ich bin ein Mann.“

Dann erhob er sein Glas: „Es lebe der Kurfürst und sein tapferes Heer! Tod den Feinden, Friede dem Vaterlande!“

Während die Gläser klangen und die Musik einen Tusch spielte, erhob sich die Gesellschaft. Man zerstreute sich in die anstoßenden Zimmer, während die Diener den Saal zu einem Tänzchen herrichteten.

Der Rittmeister vermied Bertha nicht; im Gegentheil, er ging zu ihr und wünschte ihr von Herzen alles Heil und Glück in ihrer künftigen Ehe. Sie reichte ihm die Hand, die er warm drückte, und bat, als sie ein friedliches Lebewohl ihm zurück, um ein freundliches Angedenken.

Als der Tanz zur Freude der Kameraden begann, suchte er Paulinen auf, die den ganzen Tag still und traurig um ihn her geschlichen war. Er fand sie in dem Zimmer, in welchem er ihr einst bei der Krankheit der Fräulein Beaud Gesellschaft geleistet hatte, weinend und schluchzend.

„Der gartige Krieg“, rief sie aus, nachdem er an ihrer Seite traulich Platz genommen, „wir hätten Sie so gern hier behalten! Wie oft habe ich den Winter

über an Sie gedacht! Ich mußte sicher, daß sie zurückkehren würden, nun werde ich Sie wohl nimmer wiedersehen; denn im Kriege vergißt man leicht ein armes Mädchen, und ich hatte Sie so über Alles lieb!"

„Scheiden bringt Leiden“, entgegnete Rudolph, „Sie aber, liebes Paulinchen, sind ungerecht gegen mich. Ich habe auch Ihrer gedacht in diesem Winter wohl täglich, und den Meinen von Ihnen nur Liebes und Gutes erzählt. Und so werde ich auch in Zukunft Ihrer im buntesten Wechsel des Lebens gerne gedenken und mich herzlich freuen, wenn ich, wie ich nicht anders hoffe, viel Schönes und Gutes von Ihnen höre. Aber wie wird's sein, wenn ich vielleicht nach Jahren einmal wieder über diese gastliche Schwelle trete? Wird da die kleine Freundin mich noch kennen? Werde ich's nicht vielleicht gerade so treffen wie heute, daß ich zu einem Verlobungsfeſte anlange?“

„Nie und nie werde ich Sie vergessen“, betheuerte Pauline, und drückte seine Hand an ihr Herz; er aber zog sie an sich, küßte sie auf die weiße Stirn und sprach, an einem Finger des Mädchens einen Ring mit Herz, Anker und Kreuz erblickend: „Um den Ring bitte ich, den schenken Sie mir zum Andenken.“

„Gern, herzlich gern“, entgegnete sie, „er ist das Theuerste, was ich habe, das letzte Vermächtniß meiner seligen Mutter, aber nehmen Sie ihn hin.“

Tief blickte der Rittmeister in des Mädchens Augen und die feinenen füllten sich mit Thränen. Sie aber umschlang mit beiden Armen seinen Hals, drückte einen langen heißen Kuß auf seine Lippen und eilte, indem sie ihm zurief: „Vergiß mein nicht!“ hinaus. Er aber saß noch eine Weile träumend da, dann schlich er fort auf sein stilles Zimmer.

Den tapfern Hessen war auch in diesem Feldzuge nicht vergönnt, an dem ruhmvollen Zuge der Verbündeten nach Paris Theil zu nehmen; ihnen war wieder das Loos zu Theil geworden, die einzelnen Festungen zu berennen, zu belagern und zu erobern. So brachte ihnen der Feldzug doppelte Anstrengung und Mühe, denn einmal war es gar kein leichtes Stückchen Arbeit, was ihnen aufgetragen war, schwerer aber war es ihnen, die Zurücksetzung zu ertragen, die sie ausschloß von dem Siegeszug der Preußen, Engländer und der übrigen Verbündeten. Aber sie murrten nicht. Sie pflückten ihre Lorbeern doch. Am 24. Juni schlossen sie die Festung Sedan ein und zogen am 27. Juni schon in die eroberte Feste; am folgenden Tage waren sie schon vor Mezieres, am 29. eroberten sie Charleville, am 8. Juli wurde Rheims von dem norddeutschen Armeekorps, dessen Hauptbestandtheil die hessischen Truppen bildeten, eingenommen. Am 6. August thaten sich die hessischen Dragoner namentlich hervor bei einem Ausfall der französischen Besatzung aus Longovy. Am 11. August wurde ihnen Mezieres übergeben und am 20. die Citabelle von Sedan. Und so fochten sie tapfer fort, bis sie am 4. November in die Heimath wieder aufbrechen durften.

Da jetzt Napoleon sich den Engländern gefangen gegeben und von ihnen am 18. Oktober auf St. Helena in sichern Verwahrsam gebracht worden war, so war nunmehr die Ruhe Europa's gesichert. Rittmeister Müller nahm seinen Abschied, sobald der Befehl zum Rückzuge eingetroffen war, um, ehe er in die Heimath zurückkehrte, jene Stadt zu sehen, von wo aus so viel Unheil über das Vaterland gekommen war, die aber jetzt gebemüthigt und Gnade erflehend zu den Füßen ihrer schwer gekränkten Sieger lag. Er traf dort mit einigen Landesleuten zusammen, welche den Auftrag hatten, die geraubten und nach Paris geschleppten Kunstschatze zurück zu empfangen, und genoß ihrer belehrenden Gesellschaft einige Wochen hindurch.

Außerdem fand er nicht, was er erwartet und um so sehnächtiger verlangte sein deutsches Gemüth zurück nach dem heimischen Heerde, nach der Beschäftigung, die er zu seinem Berufe gewählt hatte.

Wir können über die nächstfolgenden drei Jahre kurz sein. Müller bestand

glänzend sein Examen und erhielt in Anbetracht der Verdienste, die er sich um's Vaterland erworben, bald darauf in nächster Nähe seines Geburtsortes um so leichter eine Pfarrerstelle, da das Einkommen derselben so gering war, daß er nur zwei Mitbewerber hatte, die freiwillig zurücktraten, als sie hörten, daß sich Müller gemeldet hatte.

Nun giebt's in Hessen ein Sprüchwort, das heißt: erst eine Barre, dann eine Quarre! Damit soll, freilich nicht sehr manierlich, die Frau Pfarrin bezeichnet werden und den Herren Candidaten gesagt sein, daß sie sich nicht zu früh verloben sollen, was sie denn doch in der Regel thun. Daran dachte Rudolph nun auch allen Ernstes, und von dem Segen der lieben Eltern begleitet, reiste er ab zu der Stadt, wo er so viel Liebes und Leides an seinem Herzen erfahren hatte.

Mancherlei Gedanken bewegten ihn auf seiner Reise. Wenn er auch oft zurückgedacht, jetzt mächtiger als je stürmten die Gefühle in seiner Brust. Wie wirst du die Familie wieder finden? fragte er sich unaufhörlich. Kommst du vielleicht wieder um Zeuge einer Verlobung zu sein? Er hatte nicht geschrieben, auch keinen Brief empfangen, nicht einmal mündliche Nachrichten hatte er einziehen mögen. Denn wie seine Treue keiner äußeren Stütze bedurfte, so meinte er, müßte auch Pauline treu bleiben, ohne von ihm daran erinnert zu werden. Sollte aber die Entfernung die Liebe erstickt haben, nun, dann war sie nie echt gewesen, und er hätte sich trösten müssen, wie schwer es ihm auch geworden wäre.

Unter solchen und ähnlichen Gedanken hatte er seine Reise zurückgelegt, ohne zu achten auf die herrlichen Landschaften, durch welche sein Weg ihn führte. Jetzt fuhr er durch das alterthümliche Thor der Stadt, in welcher über sein ferneres Leben entschieden werden sollte; jetzt bog der Wagen in die Straße ein, in welcher das Weiß'sche Haus lag. Schon von ferne erblickte er auf dem Altan eine hohe, schwarz gekleidete Frauengestalt, aber er konnte sie nicht erkennen, selbst als er dicht am Hause hinfuhr.

Kaum hatte der Pfarrer Müller sich im Gasthause umgekleidet, als er auch schon dem Weiß'schen Hause zueilte. Er fand den Hausflur leer, erblickte aber im anstoßenden Garten eine ebenfalls schwarz gekleidete Frau und eilte auf sie zu, um von ihr Erkundigungen über die Familie einzuziehen. Eben als er in den Garten trat, bog die Frau um eine Ecke des Weges, so daß sie seiner ansichtig ward. Er erkannte sie sofort, es war Bertha, die in ihren von Schmerz und Gram durchfurchten Zügen dennoch Spuren der früheren hohen Schönheit bewahrt hatte. Einen Augenblick schien sie zu sinnen, dann aber eilte sie ihm mit einem lauten Freudenrufe entgegen: Ach, Sie sind's, lieber Freund, tausendmal willkommen im Hause der Trauer und des Jammers!

Und nun erzählte sie ihm, indem sie ihn in eine Laube zog, die Geschichte ihres Hauses, um welche Rudolph bat. Zwar kämpfte sie sichtlich mit sich selbst, dann aber war sie um so offener.

Bald nach Ihrer Abreise ward ich die Gattin Meyers, der mich bald unaussprechlich elent machte. Nur kurze Zeit behielt er die Maske, die er bisher getragen hatte, bei, dann offenbarte er sein Inneres, das nichts von alle dem enthielt, was ich erwartet hatte. Ach, ich habe es noch Niemanden gestanden, Ihnen aber mein Herz einmal auszuschütten, fühle ich mich gedrungen, denn ich weiß, Sie sind getreu. Meyer war nichts als sanödeste Selbstsucht und erschöpfte in wenigen Wochen meine ganze Kraft; er hatte mit seinem Vermögen, welches auch nicht auf die beste Weise erworben worden, unglücklich speculirt und daselbe verloren, jetzt verlangt er von mir die Mittel, um seinen gewohnten Lüssen und Ausschweifungen ferner fröhnen zu können. Dadurch wurde mein theurer Vater in die größte Betrübniß und oft in nicht geringe Verlegenheit versetzt; ja ein Zusammentreffen mit Meyer griff ihn so an, daß ich annehmen muß, es war der Grund zu seinem bald darauf erfolgenden Tode. Wir begruben ihn gerade an dem Tage, an welchem er mir Jahrs zuvor seinen Segen zu meiner Verbindung mit Meyer gegeben hatte. Dieser stürzte sich nun, da jede Schranke für ihn gefallen war, mit uner-

sättlicher Begier in den Strudel der Wollust, und ich muß gestehen, ich danke Gott, daß er so bald darin verschlungen wurde. — — —

Rudolph ward auf's Empfindlichste durch diese Erzählung verletzt, er konnte Bertha's Urtheil über Meyer, der doch ihr Gatte gewesen, kaum entschuldigen mit dem unfäglichen Leide, das er ihr bereitet hatte; denn er meinte, Gatten könnten nie so übereinander reben, wie Bertha über Meyer that, wenn nur jemals ein Funken wahrer göttlicher Liebe ihre Herzen erwärmt hätte, und er mußte annehmen, daß auch Bertha ihre Hand an Meyer nicht aus Liebe versenkt hatte, sondern weil auch sie gehofft, in ihrer Verbindung mit diesem Manne ihrer Eitelkeit und Genußsucht fröhnen zu können. Und dennoch that ihm die Frau in der Seele leid, die zuerst in seinem Herzen das Gefühl der Liebe geweckt hatte.

Auch unsere gute Beaud hatte unter diesen Verhältnissen zu leiden, wie Sie sich leicht denken können, fuhr Bertha fort, und auch sie starb bald nach meinem Manne.

Rudolph lag auf einer Folter, denn es schien als sollte der Bericht Bertha's noch lange so fortgehen und doch verlangte er nur Eins zu wissen und doch scheute er sich nach dem Einen zu fragen.

Ah, ich wäre vergangen in meinem Leide, fuhr Bertha fort, in welchem als bitterster Stachel mich die Anklage verwundete, daß ich, ich selbst die Urheberin desselben war, wenn nicht Pauline als tröstender Engel mir zur Seite gestanden hätte. O Müller, vergelten Sie der Guten, was sie an Ihrer armen Freundin gethan.

Noch hatte Bertha nicht ausgerebet, als die hochgepriesene daher schritt und vor der Laube betroffen stehen blieb, aus welcher sie eine so liebe, ihr so bekannte Stimme vernahm. Es war dieselbe hohe Frauengestalt, die Müller vorhin auf dem Altare gesehen hatte. Sie war wunderlieblich zu einer herrlichen Jungfrau erblüht und Müllers Augen hafteten auf ihr mit scheinbarer Bewunderung. Das Blut drang ihm zum Herzen und nur mit Mühe brachte er stammelnd die Worte hervor: kennen Sie mich denn nicht mehr, liebe Pauline?

Da ergriff Bertha ihre Hand und legte sie in des Pfarrers, indem sie zur Hocherglüheten gewendet sprach: nimm ihn hin den Getreuen zum ewigen Eigenthum und laß mich ihm sagen, daß Du ihn allezeit im Herzen trugst mit unwandelbarer Treue! Weinend wandte sie sich ab und eilte dem Hause zu.

„Und mein Ring?“ fragte zögernd Pauline.

„Er kam nie von meinem Herzen“, entgegnete Rudolph und zog ihn aus der Brust.

Ich bin die Deine, jubelte die Glückliche und warf sich in des Pfarrers offene Arme, ich bin die Deine wiederholte sie voller Inbrunst und duldete es gerne, daß Rudolph von ihren Lippen die Gewissheit seines Glückes küßte.

Aus dem ersten Taumel erwachend, sah sich das Paar von Bertha verlassen.

O meine arme Schwester — seufzte Pauline, denn daß sie das ist, erfuhrest Du wohl schon?

War sie es denn nicht schon immer? fragte Rudolph mit Befremden.

So weißt Du also nicht, rief die frohe Braut, daß der selige Vater mich in seinem Testamente für seine leibliche Tochter erklärte, für das Kind einer späteren Ehe, die er aus Gründen, die ich Dir später mittheilen werde, geheim halten mußte und mir als solcher die Hälfte seines großen Vermögens vermachte?

Rudolph, wenn ihm auch der Zuwachs an irdischem Gute seine Braut nicht lieber und theurer machte, freuete sich auch dieses irdischen Segens des Herrn, weil er dadurch im Stande war, dem tiefen Zuge seines Herzens zur Wohlthätigkeit vollständig genügen zu können.

Bis zur sinkenden Nacht saß das liebende Paar in der Laube. Pauline war hoch entzückt über die Aussicht, die ihr der Geliebte für ihr künftiges Leben entwarf, und Rudolph war nicht weniger glücklich, als er bemerkte, wie Paulinens

Sinn für Häuslichkeit und stilles Glück nicht nur derselbe geliebet, sondern noch erstarkt war.

Nach einigen Tagen seligen Beisammenseins reisete er ab, um bald zurückzukehren und Paulinen als geliebte und liebende Gattin abzuholen in seine stille Pfarre.

D t t o d e r S c h ü z e .

Von G. W. Stoll.

Mit einer Abbildung.

Wer kennt nicht das schöne Gedicht von Gottfried Kinkel: „Otto der Schütz“, eines der besten poetischen Erzeugnisse der jüngeren Zeit, das ein Lieblingsgedicht der Nation geworden. Es erzählt uns, wie Otto, der Sohn des Landgrafen Heinrich des Eisernen von Hessen, von seinem Vater für das Kloster bestimmt, um sich die Freiheit zu bewahren, von Marburg aus entfloh und unerkannt bei dem Grafen Dietrich von Cleve als Schütz in Dienste trat, dort die Gunst seines Herrn und die Liebe der schönen Grafentochter Elisabeth sich erwarb und zuletzt erkannt und mit Elisabeth vermählt, in die Heimath zurückzog, um die Regierung der hessischen Lande zu übernehmen.

Es ist dem Leser der Maje gewiß von Interesse, zu erfahren, wie diese romantische Geschichte aus alter Zeit überliefert ist und ob wirkliche Thatfachen ihr zu Grunde liegen. Ich will mittheilen, was die alten Chroniken und Geschichtsbücher darüber erzählen.

Landgraf Heinrich II. der Eiserne von Hessen hatte von seiner Gemahlin Elisabeth, einer Tochter Friedrichs mit der gebissenen Wange, Markgrafen von Meissen, zwei Söhne und eine Tochter; der ältere Sohn hieß Heinrich, der jüngere Otto. Dem ältesten Sohne Heinrich war von dem Vater die Nachfolge in der Regierung der gesammten hessischen Lande bestimmt, Otto aber sollte sich dem geistlichen Stande widmen, um nach der damaligen Weise, nachgeborene Söhne regierender Familien standesgemäß zu versorgen, später mit einer hohen kirchlichen Würde betraut zu werden. Aber dem jungen Prinzen war, wie ein Chronikschreiber sich ausdrückt, kein Pfaffenfleisch gewachsen; er war gleich seinem Vater stark von Leib und Gliedern, schön und ansehnlich von Person, frohen heiteren Gemüths, und neigte durchaus nicht zu dem thatenlosen Leben des Geistlichen. Feld und Wald und lustiges Waffenspiel war ihm lieber als die stille Zurückgezogenheit der Studierstube. Als ihn daher sein Vater, in Begleitung einiger Diener und reichlich mit Geld versehen, nach Paris schicken wollte, um an der dortigen Universität sich theologische Weisheit zu holen, entließ der Jüngling unterwegs zu Cöln alle seine Diener, kaufte sich zwei reissige Pferde, einen guten Harnisch und eine starke Armbrust und zog allein in die Welt, ohne daß das heimkehrende Gefolge wußte, wohin er sich gewendet.

Nach längerem Umherirren begab sich Otto an den Hof des Herzogs Adolph von Cleve und nahm bei diesem, ohne sich zu erkennen zu geben, die Stelle eines Schützen an. Die Schützen wurden aber damals hoch gehalten, denn da man den Bogen ohne Haken spannte, so gehörten dazu starke Leute. Der Herzog gewann bald den schönen Jüngling lieb; denn er zeigte sich manierlich und sitzsam und verstand die Kunst des Bogens wie kein Anderer. Darum machte er ihn zum Hauptmann seiner Schützen — so nannte man eine Anzahl auserlesener Krieger im näheren Dienste des Regenten — hielt ihm vier Pferde und nannte ihn Otto Schütz. Er behandelte ihn ganz wie einen Edelmann und betraute ihn mit manchem wichtigen Geschäfte; denn er konnte sich nicht denken, daß ein so trefflicher Jüngling nur ein gemeiner Knecht sei. Alle anderen aber hielten den Schützen für einen gewöhnlichen Knecht; doch liebte ihn Jedermann, weil er freundlich war und heiteren Wesens.



Litho-Anstalt von F.C. Kilmocher in Frankfurt 74

Zu: Stall Otto der Schütz.

Im Hessenlande wußte Niemand, was aus dem Prinzen Otto geworden. Unterdeß aber starb der ältere Prinz Heinrich, und zwischen dem Landgrafen und seiner Gemahlin Elisabeth waren starke Zerwürfnisse eingetreten, so daß der Landgraf sich völlig von seiner Gemahlin getrennt und ihr Bruder, Friedrich der Ernste, Markgraf von Meissen, als er dies erfahren, sie von Cassel hatte abholen und nach Eisenach bringen lassen, wo sie im Jahre 1347 starb. Da der Landgraf den Prinzen Otto für todt hielt und andere männliche Leibeserben nicht vorhanden waren, so wollte er sein Land Hessen dem Gemahle seiner Tochter Elisabeth, dem Herzoge Otto von Braunschweig, zuwenden. Das aber gefiel dem hessischen Volke schlecht; denn sie hofften noch immer auf die Rückkehr des verschollenen Prinzen und wünschten bei ihrem geliebten Herrscherhause zu verbleiben.

Während so in Hessen die Dinge standen, unternahm ein hessischer Edelmann, Heinrich von Homberg oder Homburg, eine Wallfahrt nach Aachen. Weil damals gerade die Pest in den deutschen Gauen heftig wüthete, so wollte er durch die Verehrung der zahlreichen Reliquien von der heil. Jungfrau Maria, die in Aachen aufbewahrt wurden, das Uebel von sich und den Seinen abwenden. Auf seinem Wege sprach er zu Cleve an dem Hofe des Herzogs Adolph zu; denn er hatte in seinen jungen Jahren dem Herzog als Edelknaube gedient und wollte jetzt gelegentlich seinen alten Herrn besuchen. Homberg begegnete zufällig dem Schützen in dem Hofe des Schlosses, erkannte in ihm den jungen Landgrafen und grüßte ihn ehrerbietig als seinen Herrn. Der junge Landgraf suchte zwar, um unerkannt zu bleiben, solche Ehrenbezeugungen von sich abzuweisen, indem er zum Scheine sie für Hohn und Spott aufnahm; allein der Herzog hatte von ungefähr dem Auftritte vom Fenster aus zugeschaut, und da er sich nicht wenig darüber wunderte, so nahm er den Ritter bei Seite und befragte ihn über Stand und Verhältnisse des Jünglings. Homberg sagte ausweichend, er wisse nichts als Gutes von Otto, aber mehr zu sagen sei ihm nicht gestattet. Weil jedoch der Herzog in ihn drang und versprach, die Wahrheit solle weder ihm noch dem Jüngling zu Schaden reichen, so erwiderte der Edelmann:

„Herr! der, den ihr hier Otto Schütz nennt, ist ein geborener Landgraf von Hessen, und seine Mutter ist eine Markgräfin von Meissen; er ist der nächste Erbe zur Regierung seines Vaters, welcher an 80 Jahre alt ist und ihn beim Leben seines Bruders auf die Schule geschickt hatte. Da man seit jener Zeit nicht gewußt hat, wo er hingekommen, wollte sein Vater das Land seinem Schwiegerjohnne, dem Herzog von Braunschweig, zuwenden. Seht, gnädiger Herr, so seid ihr in Wahrheit berichtet, und ihr werdet nun die ganze Sache zu beurtheilen wissen.“

Da sprach der Herzog: „Ist dem also, Heinrich, wie Du gesagt hast, so ist Otto Schütz viel zu lange mein Knecht gewesen; ich will Dir morgen einen meiner Diener zugeben, der Dich bis gen Aachen und wieder hierher geleiten soll, und will Dir ein Pferd schenken, Deiner Dienste halber, so Du mir hiebevorn geleistet, auch Otto's des Schützen halber, und will unterdessen die Sache besser bedenken.“

Während Heinrich von Homberg auf seiner Wallfahrt nach Aachen begriffen war, sann der Herzog nach, wie er die Dienste Otto's würdig belohnen möchte. Er beschloß, ihm seine Tochter Elisabeth zur Ehe zu geben und sprach deswegen mit seiner Gemahlin. Er fragte sie, wem sie wohl ihre Tochter zu vermählen gedächte. Sie antwortete, daß Fürsten und Herrn genug wären, die ihrer begehren, unter diesen solle er nur wählen, welchen er für den passendsten halte. „Hausfrau, sprach der Herzog, wie bedünkt euch um Otto Schützen? Der hat uns treulich gedient, und ich will ihn ehrlich belohnen und will ihm Elisabeth zum Gemahle geben, so er's anders thun will.“

Die Herzogin erschraf und hatte allerlei Besorgnisse, ging zu ihrer Tochter und fragte sie, ob sie vielleicht ihre Gunst schon einem oder dem anderen am Hofe geschenkt, oder sich mit einem bereits verlobt habe.

Die Tochter antwortete: „Nein, ach, liebe Mutter, mit keinem Worte; aber

etwas anders ist, einem vor dem andern günstig sein. Otto Schüz hat meinem Vater so reblich gedient, überdies ist er so züchtig, stark und gerad, daß ich ihm vor andern hold bin, aber noch hab' ich kein Wort heimlich mit ihm gesprochen.“

Die Mutter sagte: „Elisabeth, denke der Sache nach; Dein Vater will Dich ihm zur Ehe geben.“ Darauf die Tochter: „Das hoffe ich nicht, da Fürsten und Herrn genug sind, die mich zur Ehe begehrt haben; doch wenn er ein Fürst und mir ebenbürtig wäre, so wollte mir wohl an ihm genügen.“

Die Mutter sprach: „Du redest wohl; wie ich aber vom Vater vernehme, mußt Du Otto Schützen haben.“ Elisabeth entgegnete: „Liebe Mutter, das Kind soll seinen Eltern gehorchen, das lehren die zehn Gebote.“

Als nun Herr Homberg von Nachen zurückkam, beschied Herzog Adolph alle seine Ritter und Mannen zu sich, unter ihnen auch Otto den Schützen, und ließ eben seine Tochter Elisabeth, aufs herrlichste geschmückt und umgeben von ihren Jungfrauen, in den Saal treten. „Liebe Getreue, sprach er, ich bin Willens, meine Tochter Elisabeth zu vergeben; da sollt auch ihr mir zurathen.“

Als nun hin und her gerathen worden, sprach der Herzog: „Ich habe an meinem Hofe einen treuen Diener, der hier gegenwärtig ist, Otto Schüz, dem will ich meine Tochter zur Belohnung geben, so er sie anders begehrt.“

Dies wurde dem Herrn von allen Anwesenden höflich verdacht, und Otto Schüz sprach: „Wenn ich nichts anders verdiente, denn daß man mich narret, so wird mein treuer Dienst übel gelohnet.“ Der Herzog aber nahm Otto den Schützen bei der Hand, rief seine Tochter herzu und gab sie ihm zum Weibe. Die Versammelten aber ließ er die ganze Nacht hindurch zusammensitzen, daß sie sich sehr verwunderten.

Am andern Morgen versammelte der Herzog seine Ritter und Mannen wieder, die nichts anders vermeinten, als er sei nicht recht bei Sinnen. Er aber sprach: „Liebe Getreue, ich will euch eures Zweifels entlebigen. Ich habe gestern meine liebste Tochter Elisabeth Otto Schützen, der lange Zeit mein treuer Diener gewesen, zur Ehe gegeben; das laßt euch nicht wundern, denn er ist von Geburt und Adel so gut und besser, als sie ist: denn er stammt von dem königlichen Geschlechte in Ungarn, ist im sechsten Gliede von St. Elisabeth, von Alters ein Herzog von Brabant*) geboren und ein Landgraf von Hessen, und hat keine Mitkinder mehr, denn seinen mehr als 80jährigen Vater; darum mag er unser aller Nutzen und Frommen schaffen und unserm Lande behülflich sein.“

Hierauf erzählte der Herzog weiter, was sich zugetragen, und ließ alles durch den anwesenden Heinrich von Homberg bestätigen. Alles war hoch erfreut, zum meist aber Mutter und Tochter. Der Herzog ließ nun Otto mit seiner Tochter trauen und veranstaltete ein glänzendes Hochzeitsfest mit Banketen und Turnieren.

Sobald die Festlichkeiten zu Ende waren, machte sich Otto mit seiner jungen Gattin, begleitet von den glücklichen Schwiegereltern, auf, um in seine Heimat zurückzukehren. Voraus aber war schon Herr Homberg gezogen, um dem alten Landgrafen die frohe Kunde zu bringen, daß sein wiedergefundener Sohn heimkehre in Begleitung eines edlen Weibes. Dem Alten schwand nun aller Gram, er zog seinem Sohne und der schönen Schwiegertochter entgegen bis Warburg, wo die reiche Brautgabe aus den Händen der Schwiegereltern in Empfang genommen und frohe Tage gefeiert wurden. Dies geschah im Jahre 1352.

Landgraf Heinrich gab dem jungen Paare Spangenberg als Wohnsitz ein; dort hielten sie zusammen Hof, bis Otto der Schüz im Jahre 1361 vergiftet

*) Anm.: Elisabeth v. Ungarn, gewöhnlich die heil. Elisabeth genannt, war die Gemahlin Ludwigs IV., Landgrafen v. Hessen u. Thüringen. Deren Tochter Sophie, vermählt mit Herzog Heinrich v. Brabant, nahm, nachdem 1247 der Mannesstamm des thüringischen Hauses ausgestorben war, für ihren dreijährigen Sohn Heinrich VIII von Hessen, während Thüringen an den Markgrafen von Meissen, Heinrich den Erlauchten, kam. Seitdem ist Hessen von Thüringen getrennt und herrscht in Hessen das Haus Brabant bis auf den heutigen Tag.

ward. Er starb ohne Leibeserben. Seine Gemahlin hielt sich nach seinem Tode gewöhnlich zu Frankenberg auf.

Das also ist die alte Sage von Otto dem Schützen; aber wie es die Eigenthümlichkeit der Sage ist, sie setzt sich über geschichtlich feststehende Thatsachen unbefangenen hinaus und mischt Wahres mit Erdichtetem. Otto der Schütz ist eine geschichtliche Person; er war der einzige Sohn des Landgrafen Heinrich II des Eisernen, geboren 1322. Einen Bruder Heinrich hatte er nicht. Von Jugend auf zeigte er große Neigung zum Krieg und wird gerühmt als ein tapferer, edler Fürst. Den Beinamen der Schütz erhielt er wahrscheinlich von seiner Geschicklichkeit in der Handhabung der Armbrust. In dem Museum zu Kassel zeigt man noch heute eine elfenbeinerne mit einer Schlangenhaut überzogen gewesene Armbrust und eine Jagdflasche, welche von Otto dem Schützen herkommen sollen. Geschichtlich sicher ist auch Ottos Aufenthalt am Hofe zu Cleve und seine Vermählung mit Elisabeth von Cleve; aber die von der Sage angegebenen Jahreszahlen sind falsch, und der damalige Fürst von Cleve war nicht Adolph, sondern der Graf Dieterich XI, wie ihn auch Kinkel in seinem Gedichte nennt. Die Heirath fällt vor 1340.

Was von Ottos Aufenthalt zu Cleve als geschichtliche Wahrheit angenommen werden kann, ist etwa Folgendes.

Sobald Otto in die Jünglingsjahre getreten, verließ er, im Drange nach Abenteuern und getrieben von der Lust die Welt zu sehen, freiwillig den Hof seines Vaters, zum Theil vielleicht auch hierzu veranlaßt durch den unangenehmen Zwist zwischen seinen Eltern, dessen Zeuge er nicht länger sein mochte. Er begab sich an den Hof des Grafen Dietrich von Cleve, mit dem seine Familie verwandt war. Wahrscheinlich hatte er auch die geheime Absicht, um Elisabeth, des Grafen Tochter, deren Schönheit allgemein gerühmt ward, zu werben. Um aber nicht durch seinen Stand, sondern lediglich durch seine Person Theilnahme zu erregen, erschien er dort unter fremdem Namen. Durch sein schönes Aeußere, sein sitzames Wesen, durch Muth und Gewandtheit erwarb er sich bald die besondere Gunst des Grafen und die Liebe seiner Tochter. Der Graf machte ihn zu seinem Schützenhauptmann, und als er durch den zufällig durchreisenden hessischen Edelmann Heinrich von Homberg über seine Person nähere Auskunft erhalten hatte, gab er ihm, der Einwilligung Ottos und wahrscheinlich auch seines Vaters gewis, die Hand seiner Tochter auf eine seinen Rittersn und dem Hofe überraschende Weise. Otto zog dann mit seiner jungen Gattin zuerst nach Frankenberg, wo diese 1339 ihre Morgengabe und die Huldigung der Bürger empfing, dann nach Spangenberg, wo das junge Fürstenpaar gewöhnlich Hof hielt und noch heute sich dessen Andenken erhalten hat.

Ottos Vater machte ihn zu seinem Mitregenten, und in dieser Eigenschaft zeigte er eine ungemaine Thätigkeit. Namentlich erwies er sich als einen tapfren und muthigen Kriegsmann in den Fehden mit den angrenzenden Fürsten, besonders mit dem Abte Heinrich VI. von Fulda. Am 10. December 1366, wo er mit dem Erzbischof von Mainz eine Tagesfahrt hielt, starb er, als er sich auf einige Augenblicke aus dem Versammlungssaale entfernt hatte, plötzlich, wie man sagte, an Gift, welches ihn der Abt von Fulda beigebracht hatte. Der Tod des Fürsten wurde im Lande allgemein betrauert. Sein Leichnam wurde in der damaligen Carmeliter-Kirche zu Spangenberg beigesezt. Elisabeth von Cleve erhielt Frankenberg zu ihrem Wittwenitzge. Sie starb hier am 13. November 1382 kinderlos. Heinrichs des Eisernen Nefte, Hermann der Gelehrte, folgte seinem alten Oheim in der Regierung von Hessen.

Sicilien und seine Bewohner.

Von E. Heusinger.

Sicilien ist ein gar wunderbar gestaltetes Land; wer es mit eigenen Augen nicht gesehen, kann sich nur schwer einen Begriff davon machen. Die Insel hat einen Umfang von fast 500 □ Meilen, auf denen jedoch wegen schlechter Staatsverwaltung nur 1,800,000 Einwohner eine zum Theil sehr kümmerliche Heimath haben. Welch ein Unterschied gegen die Vorzeit in der Syracusa, einst die Hauptstadt des Landes, die größte in der alten Welt, die einen Umfang von 6 deutschen Meilen mit einer Einwohnerzahl hatte, die manche unserer heutigen Königreiche übertraf. — Sicilien ist reich an historischen Erinnerungen, an archäologischen Schätzen, wie wenige andere Länder in Europa; dabei prächtig, ja majestätisch von der Natur ausgestattet, und fruchtbar und gesund wie kein anderes von jenen Allen, die von den blauen Fluthen des tyrrhenischen Meeres umwallt werden.

Angelockt durch den natürlichen Reichtum des schönen Landes, legten schon in allerhöchster Zeit Griechen, Rhönicier und Carthaginenser an den südlichen und westlichen Küstenstrichen Colonien an, die sich bald eines hohen Flores erfreuten, aber mit dem steigenden Wohlstande auch den Neid der Römer erregten, die, wie in der Neuzeit die Franzosen, damals danach strebten, sich die ganze alte Welt tributbar zu machen. Es gelang diesen, nach oft wiederholten blutigen Kämpfen die Carthaginenser zu vertreiben und die Oberherrschaft über die ganze Insel zu erlangen, indem sie über die einzelnen, noch bestehenden Freistaaten zu Schutzherrn sich aufwarfen.

Einige Jahrhundert später kam Genserich, der kriegerische Vandalenkönig, mit seinen raubsüchtigen Schaaren, nachdem er Spanien und Portugal, später auch die Länderstriche an der nordafricanischen Küste erobert, von dort herüber, um sich zum Herrn eines Landes zu machen, das an Reichtum ihm als unerforschlich geschilbert war. Etwa hundert Jahr später landete Belisar, der berühmte Feldherr des Kaisers Justinianus, mit einem bedeutenden Heere und es gelang ihm, die Vandalen, die unter dem warmen Himmel des Südens verweichlicht, die gewaltige Tapferkeit ihres norddeutschen Vaterlandes verloren hatten, welche sie Jahrhunderte hindurch auf ihren Raubzügen von den Ufern der Elbe durch Gallien, Spanien und Afrika zu den gefährlichsten Gästen gemacht hatte, zu vertreiben.

Von da ab stand die Insel einige hundert Jahre unter den Scepter der griechischen Kaiser. Im 9. Jahrhundert wurde Sicilien von den damals mächtigen Sarazenen erobert. Im Jahre 1072 bemächtigten sich die Normänner, die aus Schweden, Norwegen und Dänemark durch das schöne Klima und die Fruchtbarkeit des Südens angelockt, immer tiefer hinabstreifend, festen Fuß unter dem Herzoge Roger in Neapel gefaßt hatten, auch Siciliens. Roger nahm die Königswürde an und vereinigte die Insel mit Neapel, welches fortan das Königreich beider Sicilien genannt wurde.

Seit der Zeit ist Sicilien abwechselnd bald das Gut deutscher Kaiser, bald französischer und spanischer Könige gewesen, die es ausjogen bis auf das äußerste Mark, sobald es nach blutigen Kämpfen aus der Hand des einen in die des andern, bald legitimen bald illegitimen Herrn oder Eroberers übergegangen war. Vom Jahre 1720—1733 gerieth Sicilien noch einmal in Besitz des österreichischen Kaiserhauses. Dann wurde das vereinte Königreich wieder von den Spaniern erobert. Als der Infant Don Carlos unter dem Namen Karl III. den spanischen Thron bestieg, übergab er das Königreich beider Sicilien an seinen Sohn Ferdinand unter dem Namen Ferdinand IV. — Welche Gräueltat seiner Regierung mit und gegen seinen Willen in Neapel und Sicilien verübt, wie seine Nachfolger bis auf unsre Zeit regiert, wie oft die wechselnden Regierungen in Folge der von aller Welt verabscheuten Maßnahmen am Rande des Unterganges gestanden — das hat die Weltgeschichte mit unauslöschlicher Schrift in ihre Bücher eingetragen.

Die Zeit ist gekommen, wo die seit 60 Jahren von königlichen Händen ausgestreute Saat ihre Früchte trägt in Sicilien wie in Neapel. Wie die Saat, wird dort die Ernte werden, bei dem Hass der Sicilianer gegen Alles, was von Neapel ausgeht. Rache, der Grundzug im Charakter eines Volkes, das heißblutig wie die Wüstenjöhne des benachbarten Afrika's jede zugefügte Schmach nachträgt bis in die späteste Generation, ist durch die von den königlichen in Palermo verübten Mord-, Raub-, Folter- und Brandverbrechen bis zur Wuth der Entmenschung gestiegen. Man muß sie gesehen haben diese Sicilianer in der Erregtheit der Liebe und der Freude und man wird begreifen, daß die Bewohner eines Landes, durch welches die Lüfte wehen, sanft und würzig wie durch ein Eden, über welches sich des Himmels Dach wölbt fast in ewiger Klarheit, an dessen Küsten die Wellen flüsternd spielen mit den Blüthenkelchen, die der Abendhauch in ihren Schooß geführt, zur Wuth der fürchterlichsten Gegenwehr endlich nur entflammt werden konnten, um sich der Krallen zu entledigen, die seit undenklichen Zeiten in des Volkes Herz eingeschlagen, nicht müde wurden, es in seinen edelsten Theilen bis zur Unkenntlichkeit zu zerfleischen.

Betrachten wir jetzt das Land etwas näher, dessen mit allen Anlagen zum Guten geborenen Bewohnern von 80,000 theils sehr begüterten Geistlichen und vielen hundertten von Herzögen, Marchesen, Baronen und Grafen, nicht viel mehr als die Luft zum Athmen gelassen war, das paradiesische Land, in dem ein Jeder zu leben haben würde, wenn es nach dem Rechte darin gling.

Die schöne Insel besteht aus zahllosen zumeist kleinen Thälern, die mitunter sehr eng eingestaut sind von hohen aber fruchttragenden Berggürteln. Geschützt gegen rauhe Lüfte, gleichen sie mit wenigen Ausnahmen in ihrer üppigen Vegetation eben so vielen Fruchtgärten. Die wenigen Regenmonate abgerechnet, die im Frühjahr und im Spätherbste, zur Füllung der Strombette und zur Befruchtung des Bodens dienen, schwebt ein klarblauer Himmel über den grünen, duftenden Geländen dieser Thäler. Der Sirocco, über den sich mitunter Reisende beklagen, die während eines kurzen Aufenthaltes auf der Insel zufällig mit ihm zusammentrafen, herrscht meist nur wenige Tage empfindlich an den südwestlich gelegenen Küstenstrichen, wenn sie von der Gluth der africanischen Steppe winde überhaucht werden. Im gewöhnlichen Auftreten fühlt man sich kaum so unbehaglich als in Deutschland zur Zeit, wenn der Qualm des Höhenrauchs wochenlang darüber hinzieht.

Wie sich in diesen Thal- und Felsenlabyrinthen die Heere der Carthaginienser, der Römer, der Vandalen, Gothen, später der Franzosen, Spanier und aller der Völker geschlagen haben, die sich seit Jahrtausenden um diese schönste aller Perlen im mittelländischen Meere bekämpft haben, ist schwer einzusehen.

Daß ein Kampf in so großen Massen, wie sie in der Neuzeit sich gegenübergestanden, nirgends möglich gewesen, wird jeder Sachverständige einräumen, da das Land vom Haupte des Aetna, von dem so ziemlich inmitten der Insel gelegenen Monte Curcuracci oder von einem andern der vielen, Sicilien hoch überragenden Felsenkegel überschaut hat. Dagegen ist die Insel zum kleinen — zum Gebirgsstriege wie geschaffen; mehr noch wie die spanischen Sierrren, in deren Schluchten die französischen Heere, bei ihrer bekannten Tapferkeit und von den berühmtesten Feldherrn angeführt, ihre besten Leute verloren. Sie zogen fast immer den Kürzeren gegen die Somatenes, jene kühn verwegenen Bergschützen, die vom ersten Napoleon mit dem Namen „Brigands“ beehrt wurden, gleich den braven Tyrolern, deren Hunderte unter Hofers Anführung nicht selten über Tausende von Feinden Tod und Gefangenschaft brachten.

Einige hundert geübter Bergschützen sind in Sicilien genügend, die stärksten Heere vom Durchdringen der Pässe im Innern abzuhalten, die mitunter so eng, oft so nahe zwischen steilen Wänden und dem Meere hinziehen, daß Felsenstücke genügen, ganze Bataillone zu zerschmettern, die auf dem Erzwingen dieser Eng-

pässe bestehen wollten. An regelmäßigen Straßen für schweres Geschütz und für Reiterei gebricht's fast überall.

Nach den wiederholt seit den Zwanziger Jahren stattgefundenen Revolutionen wurden zu verschiedenen Zeiten zur Herstellung fahrbarer Wege im Innern des Landes große Summen von der neapolitanischen Regierung bewilligt. Es sollten wenigstens die Gouvernementshauptplätze, Palermo, Messina, Catania, Girgenti, Siragusa, Trapani und Caltanissetta unter einander verbunden und der Landzugang zu den Küstenfestungen und Forts erleichtert werden. Es ist indessen damit wie mit allen andern Dingen in Sicilien, bei Beschlüssen, höchstens bei geringen Anfängen geblieben.

Von Palermo aus führt ein Stück Straße in nördlicher Richtung über Castel Solento bis nach Termini. Der bis zum letzteren Ort wirklich gute Weg, von dem zu bebauern, daß er nicht länger ist, verdankt Ferdinand IV. großen Fischereipassion seine Entstehung. Der König hatte zwischen Castel Solento und Termini eine Art Jagdschloß mit einer in das Meer gebauten Plattform. Auf diese wurden, wenn der König der Jagd auf dem Lande nach Kaninchen oder Federwild überdrüssig war, die unter seinen Augen lebendig gefangenen Toninos (Thunfische) hinaufgeworfen, und des Monarchen höchste Lust bestand darin, die zappelnden, gewaltig mit den Schwänzen schlagenden Thiere höchst eigenhändig mit dem Jagdspieß zu harpuniren. Hatte dies königliche Spiel einige Stunden gedauert, so glich die von Blut überströmte Plattform einer Schlachtbank. Der Boden wurde dann etwas gesäubert und Seine Majestät nebst Gefolge nahmen unter den hier und da noch zuckenden Opfern seines Heldemuthes eine herzhafte Collation ein. War diese vorüber, ging es mit neuen Kräften wieder zum Schlachten. Es wurde getödtet, bis das Duzend voll war und der Arm des königlichen Jägers endlich ermattet herabsank. Jetzt hielt der Hof Siesta, und nach eingenommenem Diner fuhr man nach Palermo zurück, wenn nicht etwa besondere Verhältnisse dem Könige zum Uebernachten im Schloßchen Veranlassung gaben!

Die zwischen Termini und Messina liegenden Städte und Ortschaften Cephalu, Pezzo di Getto, Barcellona u. a. ziehen es vor, die den beiden Hauptstädten nöthigen Produkte auf dem Seewege zuzuführen und umgehen soviel wie möglich den Waarentransport auf den eben so unbequemen als gefährlichen Saumwegen, die schwere oder umfangreiche Frachten nicht zulassen.

Von Messina führt in südlicher Richtung ein anfänglich passabeler Weg über Contessa, Stephano nach Catania und Siragusa. Zwischen Catania und Siragusa wird er enger und steiler und endet zuletzt, häufig durch schroffe Höhenzüge unterbrochen, in einem nur für Saumthiere gangbaren Stieg.

Von Palermo in nord-west und westlicher Richtung führt eine Art Straße nach Caltanissetta, die jedoch an einem Engpaß durch die Nebrodischen Gebirgszüge große Hindernisse findet, bis sie plötzlich aufhört. In diesen Bergen nehmen die Flüsse Salso, Prati und Giaretta ihren Ursprung und wässern in ihrem spätern Laufe einige schöne Thäler, die sich durch Weizen- und Reisbau besonders auszeichnen.

Die Giaretta mündet, nachdem sie das herrliche Gebiet von Erba Spina durchzogen hat, im Golph bei Catania. Der Prati ergießt sich bei Cap Bianco, der Salso bei Alicata ins Mittelmeer. Prachtvolle Weingelände krönen die Ufer des Letzteren auf seinen malerischen Windungen durch das schöne Gebirgsland und die kleinen Thäler, die dicht an seinen Borden ausmünden, gewähren mit ihren herrlichen Fruchtgärten und Orangenhainen einen überraschend schönen Anblick.

Eine eigentliche Landverbindung für Truppen und ihr Gepäck, namentlich für Reiterei und schweres Geschütz, findet so wenig zwischen Palermo und Messina, als zwischen den anderen größeren Städten statt. Es ist wie gesagt, was von Wegen, d. h. eigentlichen Heerstraßen gesehen wird, Alles nur Anfang, nir-

genbs das Ende bei irgend einer großen Stadt zu sehen. Es wird deshalb bei allen größeren Expeditionen thunlichst der Seeweg gewählt.

Die Festungen Syragusa und Augusta im Osten, das starke Castell Bastaro im Süden, Mensra und Chiana im Süden und Südwest, gleich einer Zahl anderer Forts und Castelle, die in früheren Zeiten mehr zur Abwehr gegen die Anfälle von Piraten und zur Aufnahme der vor ihnen Flüchtenden, als um große Truppenkörper vom Landen abzuhalten, errichtet wurden, sind von keinem Nutzen, sobald ein entschlossener Feind sich zum Herrn des Innern gemacht hat. Immerhin aber können sie zu vorläufigen Retiraden derjenigen Partei dienen, welche sich zum gänzlichen Verlassen der Insel genöthigt sieht.

Steht man in der Mitte des Landes, etwa auf dem Gipfel des Brajo, einem Ausläufer der Nebroden, der sich gegen 7000 Fuß über dem Meere erhebt, so sieht man bis auf den Strich Landes, der vom Vicorn des Aetna überschattet wird, nach allen Weltgegenden hin das hellshimmernde Meer; in der Nähe aber und bis zu den Küsten sich hinabdehnend, zum Himmel aufstrebende Gebirgskämme in den wunderlichsten Formen, hin und wieder durch einen besonders in Form und Färbung sich auszeichnenden Kolos unterbrochen, der aus der Mitte seiner altersgrauen Genossen wie ein mächtiger Zuckerhut hervorragt und von einem Kranze lichten Gewölkes umschwebt wird, das in phantastischen Figuren auf- und niederwallt, je nachdem es von der Luft der höheren Regionen in der Schwebel gehalten wird.

Die Thäler dazwischen, selbst die fruchtbarsten und schönsten, erscheinen in der Ferne wie dunkle Kessel, aus denen die hin und wieder aufsteigenden Rauchsäulen das Dasein kleiner Städtchen oder Dörfer verkünden. Manche dieser Ortschaften hängen wie Schwalbennester um den Bergen herum, die zu erreichen man oft große Mühe haben würde, wenn man nicht bei dem Bestreben der zu ihnen hinauf führenden Felsenstiege das unverdrossene Maulthier oder ein gewöhnliches, geduldiges Graurohr zur Hülfe hätte. Ist man endlich glücklich oben angelangt, sieht man sich wie auf Capri von den schönsten Fruchthainen umgeben.

Von regelrechten Wegen, die von einem dieser Felsenester zum andern führen, keine Spur. Was man etwa derartiges gleich weißen Fäden wahrnimmt, die oft in das harte Gestein eingemeißelt, in schwindelnder Höhe um die Grate herumziehen, sind ganz schmale Pfade, auf denen nur Eselkarawanen mit Landesprodukten und Säufen, die in der Form von Kutschenkasten von zwei starken Maulthieren in Stangen getragen werden, sich langsam auf und nieder bewegen können.

Etwa fünf Meilen von Marsala, einer angesehenen, betriebamen Stadt an der westlichen Küste, besonders berühmt durch seinen dem Madeira ähnlichen Wein, wo der kühne Garibaldi seine Alpenjäger an's Land setzte, beginnt die Gebirgskette der Nebroden. Wie die Apenninen Italien von Norden nach Süden trennen, so durchschneiden die Nebroden Sicilien von Westen nach Osten, wo sie am Faro di Messina, nachdem dort der Schraubenberg allerlegt noch sein stolzes Haupt gezeigt, fast hart am Meere auslaufen. Die Insel wird durch das Gebirge in zwei ungleiche Theile zerlegt, von denen der südliche der größte ist.

Einige Tausend geübte Schützen mit einer angemessenen Zahl von Gebirgskanonen, die aus einander genommen von Maulthieren leicht auf die höchsten Gipfel getragen werden, sind vollkommen im Stande, die drei durch jene Sierra hindurchführenden Felsenpässe so erfolgreich zu vertheidigen, daß der Süden vom Norden der Insel vollkommen abgeschlossen und die Landzufuhr nach Palermo und Messina gehemmt ist. Gleich der Umgegend von Marsala, welche die Proviantkammer für Palermo ist, so versorgen die westlich von Catania und Syragusa in das Gebirge einschneidenden Thäler die Stadt Messina mit Wein, Del, Reis, Weizen und Schlachtvieh.

Nicosia, Caltanissetta und Caltagirone, drei von Alters her zum Aufstand

gegen Gewalttherrschaft stets sehr geneigte, vollreiche Städte, liegen in ziemlich gleicher Entfernung von einander, auf dem Gebirgsstrange, welcher von den Nebroden südwärts, gegen das Meer hin abdaht. Sie sind als die Schlüssel einer militärischen Aufstellung vom Norden nach dem Süden zu betrachten, die, wenn nachdrücklich vertheidigt, jeden von Catania oder Syragusa auf das Innere des Landes unternommenen Angriff erfolgreich abwehren und sich selbst die nöthigen Zufuhren offen erhalten kann, während diese dem Feinde abgeschnitten werden. Eine dort eingenommene Stellung würde zugleich der rechten Flanke eines von Marsala auf Messina drückenden Truppenkörpers zur kräftigen Deckung dienen.

Das weniger feste Palermo mußte vermöge seiner zahlreichen aufrührerischen Bevölkerung immer eher in die Gewalt einer zu ihren Gunsten agirenden Armee gerathen als Messina, welches einem angreifenden Feinde vermöge seiner starken Land- und Seebefestigung eine gute Zeit lang zu thun geben könnte, selbst wenn die Bevölkerung mit Hand an's Befreiungswerk legt, sobald die Besatzung es nur ernstlich meint, und die Citadelle, wie die sieben die Stadt nach der Landseite umringenden Forts gehörig verproviantirt sind. Palermo hat ja schon vor Jahren den Insurgenten gegenüber capitulirt, da es in den Forts schon nach einigen Wochen an dem allernöthigsten, an Brod und Wasser gebrach, und an Zufuhr nicht zu denken war.

Der einigermaßen für eine regelrechte Schlacht geeignete Landstrich ist die einige Meilen weite, wellenförmige Ebene zwischen Torcisi, Spina und Lengä. Sie dehnt sich in östlicher Richtung, von dem genannten Ausläufer der Nebroden, nach Catania hinab und macht, von den Flüssen Giaretta und Chrija bewässert, die eigentliche Kornkammer der Insel aus. Leider aber wird sie als Domaine des Adels und einer Unzahl klösterlicher Anstalten, die in zwei Sprengel getheilt unter der Herrschaft zweier Bischöfe stehen, ebenso wie in Irland, in eine Menge kleiner Pachtungen bis zur Größe eines Ackers getheilt, gar arg ausgebeutet.

Hier und bei Girgenti ist es vielleicht auch gewesen, wo die Alten ihre Kämpfe ausfochten; wo sie von Elephanten und von Sichelwagen Gebrauch machen konnten, wo die afrikanischen leichten Reiter ihre stinken Rosse zum Angriff stachelten, wo später gepanzerte christliche Ritter hoch zu Rosse einen schweren Sturmangriff wagen konnten, wenn es mit den Lancknechten nicht mehr vorwärts wollte. Ein anderes großes, zum Schlachtfeld geeignetes Terrain ist nirgends in Sicilien zu finden; auch scheinen die früheren Angreifer und Feinde der Insel nicht weit darüber hinausgekommen zu sein, wie aus den beibehaltenen vielen Namen der römischen und griechischen Ansiedelungen zu ersehen ist. Erst im 12. Jahrhundert wurden Palermo, mehr noch Messina in etwas späterer Zeit, der Schauplatz größerer Unternehmungen, welche von Italien durch die Normänner unter Roger und in den folgenden Jahrhunderten durch die Statthalter verschiedener in Italien herrschender Könige, die sich nach einander zu Herrn von Neapel gemacht, geleitet wurden.

Sicilien hat sich zu keiner Zeit besser befunden, als unter dem Schutze der Engländer. Nachdem durch die verschiedenen Gouverneure, unter ihnen besonders durch Lord William Ventink, mit Umsicht zahllose Mißbräuche in der Verwaltung und ungläubliche religiöse Vorurtheile auf Seiten des Volkes beseitigt waren, sahen die Bewohner der größeren Städte es bald ein, woran es ihnen bis dahin gefehlt. Sie fingen an, sich früher nie gekanntes glücklicher Zustände zu erfreuen, sobald dem Geiste ein freier Wirkungskreis geworden, und die Freiheit der Person und des Eigenthumes gesichert war. Die Sicilianer athmeten nach Jahrhunderten wieder frei auf, als die Herrschaft einer fanatistrenden Priesterchaft und eines übermüthigen Adels, die bis dahin wie Alpsdruck auf dem geknechteten Volke gelastet hatte, durch die unter englischem Einfluß eingeführte, von Ferdinand IV. feierlich bestätigte Verfassung gebrochen war.

Alle in den vier letzten Jahrzehnten stattgefundenen Revolutionen fanden

darin ihren Grund, daß die dem Volke vom Könige feierlichst zugesagten und verbrieften Rechte, ständische Verfassung, Parlament, von Neapel unabhängige Verwaltung u. s. w., unter dem Einfluß fremdländischer Rathgeber wieder genommen, und die frühere despotische Regierung wieder eingeführt wurde. Die Bewohner der Städte und der aufgeklärte Theil der ländlichen Bevölkerung sehnten von da ab fortwährend die Zeit zurück, welche sie mit Recht die „Goldene“ nannten. Möge die Zeit der Zwangherrschaft, die, wie der große englische Geschichtschreiber Macaulay sagt, das Gute hat, daß sie den Völkern lehrt, wie man eine Verfassung dauernd zu Stande bringt, — auch für die Sicilianer endlich zum Segen sich wenden! Möge recht bald eine weise und milde Regierung ein Land beglücken, das, so weit das Auge reicht, von der Natur selbst zu einer abwehrenden Feste gegen jede von außen anbringende Gewalt gemacht erscheint.

Palermo und Messina, die erste und zweite Hauptstadt des Landes, tragen jede ihren ganz besondern Charakter. In Palermo machte von Alters her ein reicher, anspruchsvoller Adel mit der dortigen, reich dotirten, häufig aus den jüngeren Söhnen der alten Geschlechter ergänzten Priesterschaft gemeinschaftliche Sache; nur das eigene Interesse verfolgend, lag das Wohl des Volkes dieser mächtigen Ligue niemals am Herzen. Durch die schonungslose Weise, mit der Adel und Clerisei ihre aus Bachten und Zehnten hervorgehenden Revenuen einzuziehen läßt, haben sie die Landbevölkerung sich zu Feinden gemacht, während die Infolenz der königlichen Beamten, die Freiheit des Militärs und die nie gehaltenen Zusagen und Verheißungen der Statthalter den Bürgerstand in Palermo mit einem inneren Haß gegen Alles, was „königlich“ heißt, erfüllt haben, der sich zu wiederholten Malen schon vor den letzten Ereignissen in um so entsetzlicheren Ausbrüchen offenbarte, als die heißblütigen Palermitaner vor keinem Verbrechen sich scheuen, wo es gilt, der Befriedigung ihres Hasses, ihrer unversöhnlichen Rache die von ihnen Auserlesenen zum Opfer zu bringen. Wehe dem, der ihnen bei solchen Unternehmungen in den Weg tritt! Schon in einiger Entfernung erkennet das glühende Auge den Fleck, wo des Palermitaners geübte Faust dem Gegner den Todesstoß versetzen will. Die Weiber gebärden sich zu Zeiten eines Aufruhrs wie Hyänen. Mit aufgelösten Haaren und kaum bedecktem Busen durchziehen sie die Straßen, die Männer zum Kampfe befeuernd. Schlimmer aber noch und gefährlicher sind die unter ihnen, welche unter Vorspiegelung glühender Liebe die Männer der Gegenpartei in ihre Netze locken, um ihnen in heißer Umarmung den Dolch in das freudig klopfende Herz zu bohren. So ist's vor langen Jahren gewesen in Palermo, so ist's dort jetzt wieder, und so wird's dort bleiben, bis unter dem Schutz einer zeitgemäßen Regierung das Streben nach höherer geistiger Bildung erweckt wird, aus welcher die eigentlichen Segnungen der Staaten, Wissenschaft und Kunst und industrielle Regsamkeit hervorgehen, wovon man namentlich in Palermo, dem Hauptstis aller erdenklichen Faulheit und Indolenz, nur sehr dürftige Begriffe hat.

Etwas besser steht es schon mit Messina. Als eine Hauptstation an der Seestraße, welche man heutigen Tages gleich der von Gibraltar zu einer der wichtigsten in Europa zählen kann, stehen dessen Bewohner mehr als die von Palermo im unmittelbaren Verkehr mit den betriebsamen und intelligenten europäischen Nationen; sie sind aufgeklärter, deshalb auch gemessener in ihren Freiheitsbestrebungen, und weil sie gute Kaufleute sind, gehen sie auch in ihren politischen Speculationen nicht über das zeitige Bedürfnis hinaus.

Der Stand der Geistlichkeit ist im Verhältnis zur Bevölkerung in Messina weniger zahlreich vertreten als in Palermo. Es giebt viele wissenschaftlich gebildete, anerkannt ehrenwerthe Männer unter ihnen, und deshalb erscheint der Clerus ungleich toleranter, als die hohe und niedre Geistlichkeit in Palermo. Der mit wenigen Ausnahmen nicht sehr begüterte Adel, beugt sich dem Einfluß der im höheren Bürgerstande zunehmenden Bildung, und der dritte Stand, oder das eigentliche Volk,

welches diesem weit mehr als in Palermo Nahrung und Verdienst zu verdanken, nimmt unmerklich, aber nachhaltend die höhere Cultur von ihm an.

Der Adel ist in eine besondere Crisis gerathen, seitdem er der Macht der zunehmenden Intelligenz, bei der Abnahme materieller Mittel, ferner kein Gegengewicht gegenüberzustellen vermag, als äußeren Schein. Dieser steht aber oft in einem sehr grellen Widerspruch mit dem Leben hinter den Coulißen, d. h. mit der Lebensweise, wie sie im Innern der verödeten Palläste von manchen adelichen Familien geführt wird.

Fürsten, Marquis, Barone und Grafen bewohnen mitunter wahre Königspalläste; aber nur einige wenige dieser altaristokratischen Familien sind im Stande, den soliden Glanz aufrecht zu erhalten, den man mit Recht von den Bewohnern und Eigenthümern dieser Prachtgebäude erwarten sollte.

Wahrhaft lächerlich erschien noch vor wenigen Jahren, nicht so sehr dem Einheimischen als dem Fremden, das ängstliche Streben einzelner dieser alten feudalen Oberhäupter, die ihre Abstammung vom Könige Roger herleiteten, den Schein ehemaliger Größe aufrecht zu erhalten. Während sich die Herrschaften in den verblühenen Staatsgemächern oft recht kümmerlich behalfen, stand am Eingange ein schnurrbartiger Portier, der, angethan mit Bandelier und Federhut, und trotz des silberbeslagenen Tambourmajorstabes in der Hand, es sich gefallen lassen mußte, sein bescheidenes Mittagsmahl aus den weiten Taschen seines Rockes zu verzehren. Die Equipage durfte in solchen Familien nicht fehlen, wenn auch die wegen der theuren Zeit und wegen der ausfallenden Revenuen, die auf halbe Rationen gesetzten Kasse kaum im Stande waren, die alte Prachtcarosse zur Ausfahrt nach dem Marino zu schleppen. Da bei großen Processionen und feierlichen Auffahrten, wie sie so häufig vorkommen, ein Diener neben dem Kutscher nicht für genügend erachtet wird, wenigstens drei solcher dienender Geister, in Gestalt von Heibuden, Jägern und Türken hinten auf, auch eine Art Pagen zu beiden Seiten der Schläge stehen mußten, so erhielten an solchen Tagen die schönsten Burschen der Lazaroni Gelegenheit zu einer vollen Schüssel Macaroni und einigen Silbertari.

Wer noch in der letzten Zeit einige Wochen in Messina gelebt, wird bei dem Anblick der aus dem Portale rollenden Staatscarosse, an den blihenden Augen der Träger dieser mit unächten Tressen garnirten Livreen, aus dem, nur mühsam hinter der gestreiften Schleife der weißen Cravatte verborgenen, verschmizten Lächeln, das eigentliche Geschlecht dieser Verwandelten nicht verkannt haben. Jedermann in der guten Stadt Messina aber weiß es, daß die vermeintliche Dienerschaft Angehörige der Tausend Lumpen sind, die obdachlos an den Kayn und auf den Plätzen umherlungern, Tag und Nacht zu jeder Stunde bereit, dem ihre guten und schlechten Dienste zu widmen, der sie bezahlt. Es sind die schönsten Burschen aus der berühmtesten Volksklasse der Lazaroni, die für wenig Geld gemiethet sind, den, wenn auch erborgten Glanz zu zeigen, wie ihn der Rang eines Principe oder sonstigem sicilianischen Nobile unabweislich erheischt.

In letzter Zeit hat dieser Prunk bei den jüngern Edelleuten etwas nachgelassen. Diejenigen, welche aus Gründen auf die große Equipage verzichten müssen, bedienen sich des französischen Cabriolets, nehmen Abends auch vorlieb mit einem Sitz vor einem der zahlreichen Caffees oder einer Eisbottega, wo sie sich unter die schaarenweise versammelte hohe und niedere Geistlichkeit mischen, die in Ermangelung andern Zeitvertreibs von Morgens bis Abends die besten Stammgäste in den öffentlichen Häusern sind. Durch ihre Spöttereien über die anwesenden oder vorübergehenden neapolitanischen Officiere kommt es bei ihnen nicht selten zu ernstlichen Aufritten, wie es in Mailand von Seiten des lombardischen Adels gegenüber den österreichischen Officieren der Fall war. Der Haß auch der Messineser gegen die Neapolitaner war in den letzten Jahren im steten Wachsen.

Die jüngern Söhne des Adels halten meist zu den Patrioten. Manche dieser jungen Feuerköpfe hatten in letzter Zeit auf den entfernten väterlichen Weingütern Waffendepots angelegt, wozu ihnen die Sendungen von Malta und aus England

zugingen, während dieselben Schiffe Wein und Del von der Insel an Bord nahmen. Die Waffen hatten als Ballast gebient. Eingepackt in Tonnen wurden sie, im Kieſsand des unterſten Schiffsraumes lagernd, als Waſſerfäſſer deklarirt, und gegen ein angemessenes klingendes *laissés passés*! von der ſtets hungerigen Douane als ſolche reſpectirt.

Messina verdient ſchon wegen ſeiner günſtigen Lage an einem der Hauptſeewege, wegen ſeinen bedeutenden Handelsverbindungen mit dem übrigen Europa und wegen ſeinen intelligenteren Bewohner, weit eher als Palermo die Hauptſtadt des Landes zu ſein. Die amphitheatraliſch vom Meere anſteigende Stadt wird auf der Landſeite durch fünf bedeutende und zwei kleinere Forts gedeckt. Von dieſen kann das caſemattirte Fort Gonzaga hinter ſeinen mit Geſchützen vom ſchwerſten Caliber armirten Wällen ein Regiment, die andern jedes ein zahlreiches Bataillon, in dringenden Fällen auch das doppelte aufnehmen. An Waſſer fehlt es keinem dieſer Feſtungswerke; ſo daß ſie, gehörig verproviantirt, lange Zeit erſolgreichen Widerſtand leiſten können.

Das Fort Gonzaga hat etwa eine Lage wie das Fort Olivo, das ſtärkſte Außenwerk der ſpaniſchen Feſtung Taragona, deſſen Einnahme dem mit allen Belagerungsrequiſiten wohl verſehenen franzöſiſchen Belagerungsheere unter Suchet Monate an Zeit, und gegen 3000 Mann ſeiner beſten Kerntruppen gekoſtet hat.

Die ſehr ſtarke Citadelle auf dem Iſthmus, die mit dem Arſenale in Verbindung ſteht, kann in ihren inneren Räumen ſechs ſtarke Regimenter aufnehmen. Ihre Geſchütze vermögen nicht allein einer Landung den nachdrücklichſten Widerſtand zu leiſten, ſondern auch das Auslaufen von Kriegsfahrzeugen an der gegenüberliegenden Küſte von Calabrien zu hindern. So wie von punto di Faro, können auch von der Citadelle die Feſtung Scylla, ſelbſt Reggio gegenüber mit weittragenden Geſchützen und Brandraketen, wie neuere Verſuche gezeigt, wirksam beſchoſſen werden.

Eine zuverlässige Armee von 60,000 Mann, die ſich in und um Messina, in den durch Natur und Kunſt gebotenen, faſt uneinnehmbaren Stellungen zu behaupten verſteht, vermag von dort aus, unter dem Beiſtande einer ausreichenden Kriegsflotte, ſämmtliche Küſtenplätze im Schwach zu erhalten. Ein doppelt ſo zahlreiches Heer würde aber kaum genügen, ſich zum Herrn des Inneren zu machen, wenn einem auch nur mäßigen Corps disciplinirter Truppen die wilde Gebirgsbevölkerung einmüthig zur Seite ſteht. Dieſe Bergbewohner aber haben mit dem patriotiſch tapfern Sinn der Spanier und Tyroler gar nichts gemein. Zu einem Raub- oder Raſchzug ſind ſie leicht aufzuſtacheln, aber wie die Araber, mit denen ſie äußerlich und innerlich ſo Vieles gemein, haben ſie einen unbeſtegliehen Widerwillen gegen militäriſche Zucht; Stetigkeit, jegliche Ordnung iſt ihnen verhaßt. Sie folgen Jedem, der ihnen Macaroni vollauf und Zeit giebt zum Spiel und zum ſar niente. Ein Heer zur Befreiung des Landes und zu deſſen ſpäteren Vertheidigung aus Eingeborenen zu bilden, wird für jeden Fremden eine ſchwierige Sache bleiben. Garibaldi aber, der jetzt in Sicilien noch Vergötterte, möchte bei dem Befreiungsunternehmen leicht zu viel Werth auf ſeine eigene Perſon gelegt haben. Aber auch unter den höheren Ständen, zumal in der Prieſterſchaft, giebt es gar Viele, die im eigenen Intereſſe, wie in Neapel, ſo in Sicilien, der Herrſchaft des Aberglaubens und der Deſpotie vor einer geregelten Verfaſſung den Vorzug geben. So ſehr man im Intereſſe der Menſchheit wie aller Bewohner des Südens, Neapel und Sicilien voran, den lang entbehrten inneren Frieden durch zeitgemäße Staats-Einrichtungen zu wünſchen ſich gedrungen fühlt — vermag es doch bei den täglich geſehenen ſich widerſprechenden Welt-Erſcheinungen, noch Niemand mit Beſtimmtheit zu ſagen, ob nicht Garibaldi, wie einſt Murat, ſein Bizzo findet! Ob all das biſher in Sicilien vergoſſene Blut ſtatt zur Freiheit zu einer Abhängigkeit führt, die ihnen ſo widerwärtig als die, unter der ſie biſ dahin geſammert. Jedenfalls werden Jahre vergehen, ehe ſich die Sicilianer einer neuen, ſelbſt beſſeren Ordnung gefügt haben.

Die Steinkohlenlager in Großbritannien und den Vereinigten Staaten nach der Edinburgh-Review.

Von Dr. G. Hartwig.

Die Königin Victoria soll im Besiz des größten Diamanten sein — denn als solcher gilt der weltberühmte Koh-J-Noor oder „Berg des Lichtes“ — hätte sie aber auch ganze Kisten voll ähnlicher oder noch größerer crystallisirter Kohlen (der Diamant ist ja bekanntlich nichts anders, und verbrennt in der Weißglüh-hige wie ein gewöhnliches Stück Holz), so würde deren Werth doch verschwindend klein sein gegen den der schwarzen Diamanten, auf deren Grundlage das ganze stolze Gebäude des englischen Fabrikfleißes ruht. Die schwarzen Diamanten Englands nennt nämlich der Britte seine Steinkohlen, denn er weiß recht gute daß alles kostbare Gestein der Welt ihnen an Werth nicht gleich kommt, da mit Hülfe der wasserdampferzeugenden Kraft, die in den Kohlen liegt, und wodurch sie eine solche Unzahl von Spindeln, Rädern, Maschinen, Locomotiven und Dampfbooten in rastlose Bewegung sezen, sein Vaterland jährlich Produkte erzeugt, welche die angestrengte Arbeit von mindestens 66 Millionen rüstiger Handwerker erfordern würden. Die ganze Kraft von mehreren hundert Millionen Seelen ist also vermöge der Steinkohlen in England concentrirt und ihnen verdankt zum großen Theil die kleine Insel, daß sie an intensiver Macht und politischem Gewicht das colossale Rußland bei weitem übertrifft.

Wie die Kohlenlager entstanden sind, ist eine Frage, die uns viel zu weit ins Gebiet der Geologie führen würde: ich begnüge mich also mit der Bemerkung, daß sie die Produkte einer üppigen vorweltlichen Vegetation sind, die Ueberreste von ungeheuern, viele Jahraufende fortwuchernden Waldungen, die durch die Catastrophen des Erdballs — Hebungen, Senkungen, Ueberschwemmungen, Verschüttungen — mit verschiedenartigen Steinlagern bedekt worden sind, und sich auf diese Weise, den zerstörenden Einflüssen der Witterung entzogen, als uner-schöpflicher Vorrath von Brennstoff im Schooß der Erde erhalten haben.

Es sind Pflanzenarten, die gegenwärtig nicht mehr bestehen — größtentheils baumartige Farne, mit riesigen Barlappenarten, Sigillarien (vielleicht cactus-ähnliche Pflanzen), Calamiten, Stigmarien und Nadelhölzern abwechselnd — eine Vegetation, die einem sehr feuchten, gleichmäßigen Klima entspricht, welches man sich früher auch von einer tropischen Wärme dachte, während neuere Forscher dieser Ansicht widersprechen. Daß damals die Continente viel weniger ausgedehnt und nur niedrige morastige Inseln waren, erklärt hinreichend den Typus jener von der gegenwärtigen so abweichenden Vegetation, ohne daß es nöthig wäre, für die damaligen Zeiten ein über den ganzen Erdball verbreitetes Aequatorialclima anzunehmen.

Vor allen übrigen europäischen Ländern zeichnet sich Großbritannien durch die Größe und vortheilhafte Lage seiner Kohlenlager aus. Am weitesten nach Norden erstrecken sich die bedeutenden schottischen Niederlagen von der Küste von Fife bis zum Thal des Clyde. In England, nordwärts von dem Trent, finden wir die Lager von Northumberland, Durham und Cumberland, und die von Northshire, Nottingham und Derbyshire. Dann kommt das große Feld von Lancashire, welches auch nach der riesigen Fabrikstadt, die ihm ihre Größe verdankt, das Manchester Kohlenfeld genannt wird. Im Herzen des Landes finden wir die Kohlen von Stafford und Leicestershire. Im Nordwesten das Feld von Nord-Wales: in dem centraleren Westen die Niederlagen der Ebene von Shrewsbury, von Coalbrook Dale und der Cleve Hügel; und im Südwesten endlich das ungeheure Lager von Süd-Wales mit den geringeren Niederlagen von Somerset und Gloucestershire.

Ein Blick auf die Karte — und bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, den Wunsch auszubringen, daß in unseren Schulatlanten die Ausdehnung der Kohlenflöße durch dunklere Schattirungen angegeben würde, wogegen die Namen so mancher unbedeutenden Ortschaften füglich wegfallen könnten — zeigt

uns sogleich, wie günstig für den Handel diese unterirdischen Schätze gelegen sind und zugleich auch ihren überwiegenden Einfluß auf die Vertheilung der Bevölkerung. Während Salisbury, Winchester und Canterbury — bedeutende Städte im Mittelalter — verkommen und der Schwindsucht verfallen sind, weil sie fern von allen Kohlenlagern, dem Grundstein des modernen industriellen Lebens, liegen, verdanken Newcastle, Leeds, Manchester, Sheffield, Birmingham, Glasgow und unzählige andere Städte ihren riesigen Aufschwung einzig und allein der Nähe jenes vorweltlichen Brennmaterials.

Wo große Kohlenlager liegen, ist Leben und Zukunft, denn sie ziehen unzählbar Maschinen und Menschen an. Die fruchtbarsten Aecker, und wenn sie auch einen zwanzig und dreißig mal größeren Raum einnehmen, kommen ihnen an Werth nicht gleich, denn sie geben der dichtesten Bevölkerung die Mittel, sich alle Produkte der Erde anzuschaffen.

Die Ausdehnung der Kohlenlager Großbritanniens wird auf etwa 5400 englische oder 250 deutsche Quadratmeilen geschätzt. Die durchschnittliche Dicke der übereinander liegenden Schichten, von welchen aber manche wegen ihrer geringen Dicke nicht bearbeitet werden können, beträgt 35 bis 40 Fuß, so daß, wenn wir auch nur das erstere geringere Maaß annehmen, die ungeheure Masse von hundert neunzig tausend Millionen Tonnen Kohlen in der englischen Erde begraben liegt.

Das berühmteste brittische Kohlenlager ist das von Newcastle oder das große nordische Becken, dessen Produkte auf den drei Flüssen Tyne, Wear und Tees verschifft werden, kleine Strömchen, fast auf der Landkarte verschwindend, aber bis jetzt noch viel bedeutender für den Handel als der mächtige Drinoco oder der tausendarmige Maragnon. Es wird nordwärts von dem Flusse Coquet begrenzt und dehnt sich nach Süden fast bis Hartlepool in einer Länge von ungefähr 48 englischen Meilen aus. Die äußerste Breite beträgt 24 Meilen und das ganze Areal mag ungefähr 700 Quadratmeilen groß sein. Die tiefsten der in Arbeit begriffenen Schichten befinden sich bei Monkwearmouth in der Nähe von Sunderland, wo der berühmte Schacht der Pemberton-Grube bis zur Tiefe von 1710 Fuß gegraben wurde, ehe man die werthvolle Hutton-Schicht erreichte. Man stelle sich den Straßburger Münster (490 Fuß hoch) fast viermal übereinander gethürmt vor, so tief geht der senkrechte Schacht in die Erde, und wenn er in dieser Beziehung von einigen deutschen Gruben und Bohrlöchern übertroffen wird, so steht er als ein Denkmal des bergmännischen Unternehmungsgeistes und eines bergmännischen Triumphes noch immer unerreicht da. Von einigen Privatleuten unternommen, hätten diese wohl entmuthigt werden können durch die scheinbar hoffnungslose Natur des Unternehmens und die ungeheuren Kosten, die es verursachte. Schlimme Prophezeiungen fehlten nicht — schwärzer als die Kohlen, die sie nicht erreichen konnten — und viele sachverständige Meinungen leugneten die Möglichkeit des Erfolges. Doch furchtlos, hoffnungreich fuhren sie fort, ließen sich's 80,000 Pfund kosten — und feierten endlich den glänzendsten wohlverdienten Sieg. Vielleicht nirgends in der Welt, außer etwa wo bedeutende Hauptstädte sich erheben, gibt es eine Gegend, wo die menschliche Thätigkeit so rastlos und großartig wirkte, wie auf dem Gebiet jenes mächtigen nordenglischen Kohlenlagers. Tag und Nacht rollen die Wagen in nie endenden Zügen auf den Eisenbahnen daher nach den Flüssen und dem Ocean, wo sie mit Hilfe riesiger Krane entladen werden. Dampfmaschinen sind damit beschäftigt, Kohlen aus der Tiefe zu heben oder Wasser auszupumpen. Tausende und tausende von Menschen wühlen und hauen unter der Erde, und tausende darüber empfangen die gelösten Blöcke und laden sie auf die weiterbefördernden Wagen. Geh' wo du willst, und du siehst ein Netzwerk von kleinen Eisenbahnen in scheinbar unendlicher Verwirrung sich durchkreuzend, doch alle mit ihrem gemeinschaftlichen Endpunkt am Ufer des Flusses oder am Rand des Oceans. Geh' wo du willst und du siehst hier und dort über einer niedrigen Linie schwarzer Schoppen riesige

Schornsteine sich erheben. Du trittst näher und Männer und Knaben von negerartigem Ansehen gehen an dir vorbei und betrachten dich mit fragenden Blicken. Bald rollen Züge von Kohlenwagen häufiger vorüber; Geräusche und Töne von der ohrzerreißendsten Natur nehmen zu, und endlich stehst du an der Oeffnung der Grube; vor den zwei riesigen hölzernen schief aufsteigenden Armen, an welchen die Rollen und Räder befestigt sind, welche die ungeheuren flachen Drahtseile des Schachtes tragen. Einen Augenblick stehen die Räder still — keine Last steigt aufwärts oder sinkt — doch schon in der nächsten Minute rollen sie hurtig um ihre Achse und eine Ladung von Kohlen oder menschlicher Wesen kommt zum Vorschein.

Den ergreifendsten Anblick gewährt vielleicht eine große Kohlengrube in voller Arbeit zur Nachtzeit, mit eisernen Körben voll brennender Kohlen ringsherum beleuchtet; oder von einer benachbarten Anhöhe das Bild der flammenden Haufen, wo der Abfall von kleinen Kohlen, der den Transport nicht mehr werth ist, ewig aufgeschüttet und verzehrt wird, so daß die ganze Gegend dem thätigen Crater eines ungeheuren Vulcanes gleicht.

So wie die Kohlen des Newcastle's Feldes für den häuslichen Bedarf die vortrefflichsten sind, eignen sich die von Süd-Wales ganz besonders für die Erzeugung der Dampfkraft.

Das Areal dieses höchst wichtigen Bedens erstreckt sich über eine Fläche von ungefähr 1000 englischen Quadratmeilen. Es beginnt nach Osten in der Grafschaft Monmouth und dehnt sich nach Westen durch Glamorgan-, Brecknock-, und Carmarthenshire bis zur westlichsten Grenze der Grafschaft Pembroke. Es liegt also parallel mit dem Canal von Bristol, dessen zahlreiche Häfen den Transport begünstigen, der in der neuesten Zeit auch noch durch zahlreiche Eisenbahnen erleichtert worden ist.

Die dreitausend Kohlengruben, die gegenwärtig in England bearbeitet werden, sollen im vorigen Jahre nach zuverlässigen Angaben nicht weniger als 68 Millionen Tonnen zu Tage gefördert haben, wovon ein Drittel auf das Schmelzen des Eisenerzes verwendet wurde und neue mineralische Schätze nutzbar machte. Um diese furchtbare Kohlenmasse aus einem 6 Fuß hohen und 12 Fuß breiten Stollen auszuheben, hätte dieser 5128 englische Meilen lang sein müssen, ungefähr dem vierten Theil des Umkreises der Erde gleich. Oder wenn wir statt dieses Tunnels die Vorstellung einer festen soliden Kugel vorziehen, so hätte diese einen Durchmesser von 1549 $\frac{3}{4}$ Fuß haben müssen. Endlich würde jener riesige Kohlenhaufen eine Pyramide ausfüllen mit einer Basis von 40 Morgen und einer Höhe von 3356 Fuß. Es zeigen uns diese Zahlen, daß wir eben im Lande sind, wo die Industrie eine unvergleichliche Höhe erreicht hat, und denken wir an die enorme Summe von Thätigkeiten und Erwerbszweigen und Kräften aller Art, die durch jene erstaunlichen Kohlenmassen belebt werden, so tritt uns auch der Reichtum und die Macht und die Größe Englands etwas klarer und deutlicher vor Augen.

Der Werth der jährlichen Kohlengewinnung übersteigt bei weitem hundert Millionen Thaler (er wird an der Grube auf fast 17 Millionen Pfund geschätzt); wie hoch mag sich denn wohl der Werth der Metalle, der Gespinnte und Gewebe belaufen, die mit deren Hülfe erzeugt, bearbeitet und in tausendertlei Formen über den ganzen Erdball verbreitet werden?

Eine Frage von der höchsten Wichtigkeit für England ist es natürlich: wie lange die Vorräthe von Kohlen noch ausreichen werden? ob ihre Erschöpfung erst nach einer langen Reihe von Jahrhunderten stattfinden wird, oder schon nach wenigen zu befürchten steht? Eine genaue Antwort hierauf läßt sich nur schwer ertheilen, doch stimmen die meisten Sachverständigen darin überein, daß, wenn der Verbrauch der Kohlen nach dem jetzigen Maßstabe fortbauern sollte, sie schon nach dreihundert Jahren vollständig ausgebeutet sein werden, eine Aussicht, die zwar die nächsten Generationen noch nicht beunruhigen kann, aber nichts-

dekorweniger für die in die Ferne blickenden Patrioten durchaus nicht angenehm ist. Einstweilen tröstet man sich mit dem Gedanken, daß bis dahin neue Erfindungen große Ersparnisse im Verbrauch der Steinkohlen herbeiführen werden, so daß der Vorrath sich noch ein paar Jahrhunderte weiter hinausspinnen mag; oder hofft sogar, daß die Benutzung electricischer oder magnetischer Kräfte (wie zum Beispiel jetzt schon bei der Lichterzeugung) sie in manchen Fällen ganz überflüssig machen wird.

Betrachten wir die Kohlenfelder in den Vereinigten Staaten, so finden wir sie von einer so bedeutenden Ausdehnung, daß die englischen fast von verschwindender Kleinheit dagegen erscheinen, da sie einen etwa vierzigmal größeren Flächenraum — 196,650 englische Quadratmeilen — bedecken. Sie liegen in Pennsylvanien, im Appalacischen Gebirge, in Indiana, Illinois, dem westlichen Kentucky, im Becken des Missouri und Arkansas, und wie viele noch unbekannt und ungeahnte Lager mag nicht noch die Riesenrepublik in ihrem weiten Gebiete einschließen? Welch' eine Fülle von künftiger Macht und Größe liegt da nicht begraben, doch bis jetzt sind die amerikanischen Steinkohlen- und Anthracitlager verhältnißmäßig noch wenig benutzt, da sie größtentheils von den Hauptmittelpunkten der Bevölkerung und des Handels entfernt sind und hohe Transportkosten den Absatz erschweren. Im vorigen Jahre wurden nicht weniger als 284,869 Tonnen Kohlen von England nach den Vereinigten Staaten ausgeführt, denn in den atlantischen Küstenstädten wie New-York, Boston, Baltimore werden zum großen Theil englische Kohlen benutzt, die zwar theurer als die einheimischen Anthracitkohlen zu sehen kommen, aber mit einer klaren schönen Flamme brennen, welche jenen abgeht. Die ganze Kohlenproduction in den Vereinigten Staaten belief sich im Jahre 1855 auf 7,600,000 Tonnen, kaum so viel wie in derselben Periode in Schottland allein an's Tageslicht gefördert wurde.

Es ist für Deutschland, und namentlich für Preußen, ein sehr erfreulicher Umstand, daß unsere Kohlenfelder, nach den englischen, die bedeutendsten in Europa sind, und namentlich die französischen an leichter Zugänglichkeit übertreffen. Im Verhältniß zu seiner Größe ist aber das kleine Belgien von allen europäischen Ländern am reichlichsten mit Kohlen gesegnet und gründet seinen erstaunlichen Wohlstand zum großen Theil auf diesen unterirdischen Reichthum.

Es ist eine sehr bemerkenswerthe Thatsache, daß England außer seinen eigenen Schätzen auch noch die reichsten Kohlenlager in Neu-Süd-Wales, Neu-Seeland, Bancouver und seinen andern nordamerikanischen Provinzen besitzt, daß also, wenn wir auch noch die Vereinigten Staaten und Deutschland mit in Rechnung ziehen, der mächtigste Hebel aller Industrie, oder vielmehr die nothwendige Grundbedingung ihres Entstehens und Wachsthums, sich vorzugsweise in angelsächsischen oder germanischen Händen befindet!

Alle jene Länder, zum großen Theil noch wüst und unbevölkert, gewissermaßen jetzt nur die Keime ihrer künftigen Größe darstellend, werden mit der Zeit zu den mächtigsten Reichen sich entwickeln, und der bedeutendste Theil des künftigen Menschengeschlechts wird die Sprache Shakespeare's und Byron's reden! Die Panславisten und Panromanisten mögen sich noch so schmeichelhaften Illusionen über ihre Rolle in der künftigen Entwicklung der Menschheit hingeben, den Germanen gehört die Welt, und in ihren unermesslich reichen Kohlenschichten, tief im Schoos der Erde vergraben, liegt das Hauptwerkzeug ihrer Macht! das Geschenk der Vorsehung, welche die Völker deutschen Stammes dazu berief, die Träger der Civilisation zu sein, und allen übrigen Menschenrassen auf dem Wege der Vereblung voranzuleuchten!

Ich füge einige kurze Tabellen zur Uebersicht und Vergleichung des Kohlenreichthums in Amerika und Europa hinzu:

I. Ausdehnung der Kohlengebiete.

	engl. Quadratmeilen:
Vereinigte Staaten	196,650
Brittisches Nordamerika	7,530
Großbritannien	5,400

Deutschland:		engl. Quadratmeilen.
Rhein-Preußen		
Saarbrück	960	} 1,770
Westphalen	380	
Böhmen	400	
Sachsen	30	
Frankreich		984
Belgien		510
Spanien		200
Rußland		100

II. Vermuthliche Kohlenmengen.

	Tonnen:
Belgien (durchschnittliche Dicke 60 Fuß)	36,000,000,000
Frankreich (ungefähr dieselbe Dicke)	59,000,000,000
England (im Durchschnitt 35 Fuß)	190,000,000,000
Pennsylvanien (25 Fuß)	316,400,000,000
Großes Appalachisches Kohlenfeld (25 Fuß)	1387,500,000,000
Indiana, Illinois, West-Kentucky (25 Fuß)	1277,500,000,000
Missouri und Arkansas (10 Fuß)	739,000,000,000
Sämmtliche produktive Kohlenfelder Nord-Amerika's (die durchschnittliche Dicke zu 20 Fuß über einem Areal von 200,000 Quadratmeilen angenommen)	4,000,000,000,000
	Vier Billionen Tonnen!

III. Gegenseitiges Verhältniß der Kohlenmengen, Belgien als Einheit genommen.

Belgien	1
Frankreich weniger als	2
Deutschland mehr als	2
Großbritannische Inseln mehr als	5
Pennsylvanien etwas weniger als	9
Appalachisches Feld	38 1/2
Illinois, Indiana, West-Kentucky	35 1/2
Missouri und Arkansas	20 1/2
Sämmtliche Kohlenfelder Nord-Amerika's	111
" " Europa's	10

Ein Mittagsmahl bei Peter dem Großen.

Von Emil Döly.

Der Kanonikus von Lüttich, Herr von Launage, beschreibt ein solches in einem Briefe an den Minister des Churfürsten von Cöln vom Jahre 1717 folgendermassen:

„Am Freitag kam ich nach Spaa, wo der Czar sich gerade befand und in einem Zelte wohnte. Ich nahm mir die Freiheit, ihm ein Becken voll Feigen und Kirschcn aus meinem Garten zu präsentiren. Das war ihm sehr angenehm; er machte sich sogleich darüber her und obschon er an demselben Morgen 21 Gläser Wasser zu sich genommen hatte, verzehrte er mit unglaublicher Geschwindigkeit zwölf Feigen und sechs Pfunde Kirschcn.

Tags darauf lud er mich zu seiner Tafel. Es wäre nicht halb recht, wenn ich von dieser Mahlzeit keine Beschreibung geben wollte, von dieser interessanten Mahlzeit, wie sie der Czar dem Vernehmen nach gewöhnlich zu halten pflegte. Die Tafel war eigentlich nur zu acht Couverts,¹⁾ aber man hatte das Geheimniß verstanden, zwölf Personen daran zu theilen.

¹⁾ Gedecken.

Der Czar saß oben an in einer Nachtmütze und ohne Halsbinde, wir übrigen saßen um den Tisch hin, wohl aber einen guten Fuß davon ab. Zwei Soldaten der Garnison trugen jeder eine große Schüssel auf, in welcher platterdings nichts war, außer daß am Rande irdene Näpfschen voll Bouillon standen, in deren jedem ein Stück Fleisch lag. Jeder nahm seinen Napf und stellte ihn vor seinen Teller hin. Dadurch entstand aber, die Entfernung vom Tische hinzugenommen, eine solche Weitläufigkeit und Unbeholfenheit, daß man um einen Löffel Suppe herauszubolen, den Arm soweit ausstrecken mußte, als wenn man mit einem Napfpierre ¹⁾ sechten sollte. Hatte man seine Bouillon verzehrt, und verlangte noch mehr, so sprach man ohne Umstände dem Napfe des Nachbarn zu, wie denn Se. Majestät öfters mit dem Löffel in den Napf des Kanzlers fuhr.

Der Galeeren-Admiral schien gar keinen Appetit zu haben; denn er amüsierte sich damit, an den Nägeln zu kauen. Nun kam ein grobknöchiger Kerl, der acht Flaschen Wein nicht auf den Tisch stellte, sondern warf. Der Czar nahm eine davon und schenkte jedem Gaste ein Glas ein. Mein Platz war neben dem Kanzler. Als dieser gewahr wurde, daß ich das Fleisch ohne Salz aß, — es stand ja nur ein Salzfäß auf dem Tische, und zwar ganz oben vor dem Czaren — sagte er ganz höflich: „Wenn Sie Salz haben wollen, so laugen Sie nur sans façon ²⁾ zu.“

Um mich nicht tölpelhaft an der kaiserlichen Tafel zu geriren, ³⁾ langte ich geradezu vor dem Czaren hin, und versorgte mich mit Salz.

Auf dem Tische sah es schön aus. Fast aus allen Näpfen war Brühe auf das Tischtuch geschüttet, auch der Wein, weil die Flaschen nicht verkorft waren. Als die Tafel aufgehoben wurde, war das Tischtuch über und über mit Wein und Fett getränkt.

Nun kam das zweite Essen. Einem Soldaten, der zufällig an der Küche vorbeigegangen war, hatte man eine Schüssel aufgepackt, und da er nicht Zeit gehabt hatte, seinen Hut abzuthun, so schüttelte er beim Eintreten mit dem Kopfe, damit er herunterfiel. Aber der Czar gab ihm ein Zeichen, er möge nur kommen, wie er wäre. Das zweite Gericht bestand aus zwei Kälberkeulen und sechs Hühnern. Se. Majestät nahm das größte davon mit höchsteigenen Fingern aus der Schüssel, rieb es sich prüfend unter der Nase und, nachdem er mir durch einen Wink zu verstehen gegeben, daß er es köstlich finde, war er so gnädig, es mir auf meinen Teller zu legen. Die Schüssel ward übrigens von einem Ende des Tisches zum andern geschoben, ohne daß damit ein Unglück passirt wäre, was eigentlich auch gar nicht möglich war, da außer ihr sich gar nichts weiter auf dem Tische befand, und die Fettrinde auf dem Tischtuche die Passage ⁴⁾ sehr erleichterte.

Das Desert ⁵⁾ bestand aus einem Teller mit Biskuit aus Spaa, mit welchem die Tafel endete.

Der Czar ging an ein Fenster; hier lagen ein Paar Lichtscheeren, die ganz und gar verrostet und über und über mit Talg beschmiert waren. Der Beherrscher aller Reußen geruhte, sich zuerst die Nägel damit zu pußen und dann die Zähne zu stoßern.

Glücklicherweise, — so erzählt der Kanonikus, — war die Zeit da, das Brevier zu lesen und so machte ich, daß ich fortkam.“

Dies und Das.

Die Termiten, von denen, so ich nicht irre, „Dies und Das“ schon einmal geredet hat, welche der Brasilianer Cubin's nennt, sind ihm eine entsetzliche Plage. Diese den Ameisen an Gestalt und Lebensart ähnlichen Insekten unterscheiden sich von Legtern vorzüglich durch größere

¹⁾ Eine Art stumpfer Degen.

²⁾ Ohne Umstände.

³⁾ Geberden.

⁴⁾ Das Hin- und Herfahren.

⁵⁾ Der Nachtiß.

Weichheit des Körpers und daß sie von ihren Wohnungen aus, die sich gewöhnlich an Bäume oder Gebäude anlehnen, bedeckte Gänge nach allen Richtungen graben und bauen und so heimlich dem Sorglosen desto sicherer Verderben bereiten. Ist die Ameise das Bild des Fleißes, so ist die Termitte es in noch höherm Grade. Mit einer an's Fabelhafte gränzenden Schnelle wird ihr Haus aus Thon gebaut, das einen schmalen, festen Regel von 10 bis 12 Fuß Höhe bildet, und während die eine Abtheilung hier baut, gräbt die andere die heimlichen Gänge strahlenförmig vom Hause oder Wohnhause aus nach allen Richtungen der Windrose. Nun heiß's für den nahe Wohnenden: Thue die Augen auf! Denn in wenigen Tagen zerßören sie das Holzwerk eines ganzen Stockwerks und zwar so, daß sie das Innere des Holzwerks fressen, denn trocknes Holz ist ihre Hauptnahrung, und die Außenseite unverletzt lassen. Du willst dich auf einen Stuhl setzen, und er verschwindet unter dir, wie wenn er aus Papier gemacht gewesen wäre und du stürzest unsanft zur Erde! — Darum sieht sich der Brasilianer wohl in der Nähe seines Hauses um und Eine Termitte reicht hin, ihn in Schrecken zu versetzen, weil sie nie allein ist. Hat er das Nest entdeckt, so muß Feuer, Schwefel, siedendes Wasser, ja selbst Arsenik oder Kattengift helfen, den Feind zu vertilgen und er preist sich glücklich, wenn es ihm noch zeitig genug gelang.

Fische waren bekanntlich nach der geistlichen Naturgeschichte des Mittelalters kein Fleisch, und daher den Klöstern von großer Bedeutung innerhalb der Fastenzeit und außerhalb derselben, und das hat sich bis heute erhalten und ist ein sehr wesentlicher Umstand bei dem Fange der Gabeljaue auf und bei der Bank von Neufundland und der Verwandlung derselben in Stockfische und Laperban. Die Häringe waren in dieser Beziehung von Wichtigkeit, weil sie auch durfterregend waren. Das Kloster Stuba an der Mosel soll den Wald Condel für die Lieferung einer Tonne Häringe jährlich hingeben haben. Die Mönche von Ramsey in England gaben jährlich vier Tausend Kale an ihre geistlichen Brüder in Peterborough ab. Es besteht ein Freibrief der Zischerzunft in Ramsey, welche dem Kloster alljährlich, und zwar bei zehn Meißer, sechzig Tausend Kale liefern mußten. Wenn sie dann auch den Brüdern zu Peterborough vier Tausend abgaben, so blieb ihnen doch noch für die Fasttage eine ganz tröstliche Aussicht.

Auch bei Pachtverträgen in Frankreich werden häufig die Lieferungen namhafter Quantitäten von Kalen ausbedungen. London verzehrt ein hübsches Zifferchen Kale. Außer denen, welche die schmutzige Themse, so recht der Lieblingsaufenthalt der Kale, wo sie recht groß und fett werden, und den Flüssen des Landes liefern, deren Zahl nicht genau zu ermitteln ist, werden aus Holland zehn Millionen Kale in London eingeführt. Man sieht — London hat keinen kleinen Wagen!

Es gibt doch verwunderliche Menschen! Jaques de Faloise, der im Jahr 1754 in der Nähe von Paris geboren, wurde ein Gegenstand der Verwunderung seiner Zeitgenossen, weil er — ein sogenannter Welsch war er nicht — die merkwürdigste Ausbehnbarkeit der Lurgel besaß, die bekannt geworden ist. Er war ein Schluckkünstler und ließ sich als solcher sehen. Schmuckstücken, Kreuze, Ringe, Uhren mit Kette und Gehänge, Fünffrancsthaler, Steine mit scharfen Kanten, lebendige Mäuse, lebendige Sperlinge und andere Vögel, und, wer weiß, was noch, schluckte er mit größter Gemüthlichkeit und helterster Laune hinab, und was das Verwunderlichste war, er empfand, wenn sein Magen voll der verschiedensten Gegenstände war, nicht das geringste Uebelbefinden. Auf dem Theater Comte in Paris zeigte er seine Kunst vor Tausenden neugieriger Zuschauer, besonders Engländern, die bekanntlich im Schlucken auch keine Pfuscher sind, aber sich hier denn doch übertraffen sahen, namentlich in den Stoffen, da sie gute Fleischmassen dem Metalle jederzeit vorzuziehen.

Ein Engländer, Dr. Wilson, hatte mehrmals die Reise von England nach dem fernen Van Diemensland gemacht, und bemerkt, daß das Land keine Honigbienen habe. Andere Engländer hatten es versucht, die heimathliche Morgensängerin, die Lerche, den frühlichen Zeißig mit nach Van Diemensland zu nehmen, aber diese Vögel konnten das Klima nicht ertragen und starben. Sollte es denn nicht möglich sein, dachte Wilson, die Bienen dorthin zu verpflanzen? Auf seiner folgenden Reise nahm er wirklich einen gesunden, kräftigen Bienenstock mit. Der Weg von England zur See nach Van Diemensland ist etwa dreitausend Meilen. Und wenn der Wind immer günstig wäre, es ginge doch auf solche Weise eine hübsche Anzahl von Wochen. Und so gingen sie auch bei jener Reise richtig drauf; aber Dr. Wilson pflegte seine Bienen, wie eine Mutter ihr liebes Kind und erreichte mit ihnen glücklich Van Diemensland. Wilson stellte den Bienenstock dem damaligen Gouverneur Arthur zur Verfügung. Dieser wies ihm im Garten des Regierungsgebäudes eine vortheilhafte Stelle an. Blumen und Blüthen gab es genug und der Bienenstock gedieh herrlich und vermehrte sich in einer Weise, welche fabelhaft klingt und doch buchstäblich wahr ist. Ganz Van Diemensland hat er mit seinen Kindern bevölkert. Man hat viele Tausende von Stöcken, ja es ist unmöglich, die Menge derselben zu bezeichnen. Ueberall, in hohlen Bäumen, in trockenen Felspalten haben sich die nicht gefasteten jungen Schwärme angelebellt. Die Zeit ist nicht ferne, daß der köstlichste Bienenhonig und das seine sogenannte Jungfernwachs für Van Diemensland ein äußerst vortheilhafter Handels- und Ausfuhrgegenstand wird, der dem Lande viele Tausende einträgt. Das hat ein Mann für ein Land bewirkt!

Princeton University Library



32101 064246133



